Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus.

Dritter Jahrgang.

1853.

Juli — December.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

Literatur und Kunst.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 27.** 1. Juli 1853.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, **3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an. Inserate werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.**

Aus der Bretonischen Reisechronik.

Von Angers nach Nantes.

Von

Moritz Hartmann.

I.

Und so verließen wir Angers am 26. August des Jahres 1852: Angers, die uralte Stadt, die man auch „die schwarze" nennt von wegen des schwarzen Schlafrocks von Schiefer, den fast all die alten Giebelhäuser tragen. Mit Dampf fahrend, hatten wir bald die ganze Provinz Anjou hinter uns, die wenigstens durch ihre Vertreter, die Grafen und Herzoge von Anjou, das ganze Mittelalter hindurch eine große Rolle spielte und heute ein vergessenes Departement ist. Die Loire war wieder einmal ausgetreten; das thut sie mehre male des Jahres und die Regierung hütet sich, sie in diesem Vergnügen zu stören. Die

Loire fließt so fern von Paris; warum sollte die Centralisation sich um sie kümmern? Hier wäre Gelegenheit, dieselben Klagelieder anzustimmen, die ich schon im südlichen Frankreich häufig angestimmt. Für den Augenblick indeß und als bloßer malerischer Effect betrachtet war es gar nicht übel, so durch den ungeheuren See zu fahren, der durch die Ueberschwemmung entstanden war, vorüber an den Häusergruppen, die sich da und dort inselartig aus den Fluten erhoben. Das Land ist ergiebig; zwar bringt es in Folge der Ueberschwemmungen weniger ein, als es könnte, doch noch immer genug, um den Bauer von Anjou reich und conservativ zu machen. Auch sind die Häuser auf Hügel gebaut und vor den gewöhnlichen Ueberschwemmungen sicher; so sieht man der Calamität denn mit größerer Gemüthsruhe zu. — Die Loire ließ sich von der übrigen Wassermasse durch die raschere Bewegung der Wellen und durch die zahlreichen Schiffe unterscheiden, welche sie trug. Erst nach stündiger Fahrt kamen wir an den Punkt, wo sich die Flut ganz in das Bett zusammendrängte um desto wilder und großartiger Nantes und dem Ocean entgegenzubrausen. Zwischen dem Bett und einer schönen Hügelkette läuft die Eisenbahn hin. An den Hügeln liegen hier und da in den Ausbuchtungen schöne Flecken mit modernen und alten feudalen Schlössern, mit einzelnen von Epheu bedeckten Thürmen, mit Wein- und Obstgärten und einer, wie es scheint, ganz lustigen Bevölkerung. Die Tracht der Weiber wird eigenthümlicher, die thurmhohen Hauben, die durch einen ganzen Dachstuhl von Drähten emporgehalten werden, sind nichts Seltenes mehr; im dritten oder vierten Flecken, den man passirt, zwingen sie dem Frembling kaum noch ein Lächeln ab. — Ist es hier romantisch an diesen bethürmten Hügelketten, so ist es drüben, am linken Loireufer, überaus lieblich, manchmal prachtvoll. Im Gegensatz zu den vorspringenden Felsenbäuchen hier erheben sich dort sanftschwellende Anhöhen, deren Abhänge von grünen, saftigen Matten bedeckt sind, auf denen zahlreiche Heerden weiden. Oder es blickt ein stolzes Schloß mit breiten Flügeln, hundert Fenstern und schimmernden Wänden auf die Loire herab, mitten aus einem dichten Eichenparke oder regelmäßig gezogenen Alleen und Gärten. Varades, das in unserer Nähe liegt und mit einem gemüthlichen Kirchthurm und einem breiten Plateau herüber grüßt, erinnert uns, daß wir uns bereits auf dem Boden der Chouans, auf dem Schauplatz des „großen Krieges", „de la grande guerre" befinden. Gegenüber in St.-Florentin befindet sich das Monument des braven Chouangenerals Bonchamp, und dieses Monument des Chouangenerals hat ein Republikaner gemacht, David von Angers. Auf dem Fußgestell sind die Worte zu lesen: Grace aux prisonniers! Es waren dies die letzten Worte des Generals, als er hier von repub-

likanischen Kugeln durchbohrt, sein tapferes Leben aushauchte und mit diesen letzten Worten hat er den Gefangenen das Leben gerettet, da ihnen im vorhinein der Tod bestimmt war. Denn der Krieg zwischen Republik und bäuerlicher Treue war ein grausamer Krieg. Wahrlich, dieser Legitimist hat verdient, daß ein Republikaner sein Monument erdachte und verfertigte und von dem Republikaner ist es schön und brav, daß er es gethan hat. Zeichnen wir dergleichen Züge auf, wir brauchen sie — und ihr braucht sie auch!

Hier vor Varades haben die Vendéer im Jahre 1793, von den Republikanern verfolgt, ihren merkwürdigen Uebergang über die Loire bewerkstelligt und dort auf der Insel, mitten im Strome, La Meilleraie genannt, fiel der General Bonchamp. In einer Viertelstunde erreicht man Ancenis, ein reizendes Städtchen mit einem Hafen, das an unsere Rheinstädtchen erinnert. Dann immer von schönen Weingärten, lieblichen Hügeln, dem Strome der Loire und einer langen Kette von Inseln begleitet, fährt man dahin auf dem kecken Schienenweg, oft von tiefen Hohlwegen verschlungen, immer, wenn man wieder ans Tageslicht emportaucht, aufs neue von dem reizenden Anblick diesseits und jenseits des Stroms überrascht. Endlich ziehen sich die Felsenhügel rechts weiter ins Land zurück und weit, weit dehnt sich vor uns die ungeheure Wiese von Thouare aus: eine Wiese, die saftig grün, breit mit der Loire um die Wette, drei Stunden weit bis an die Mauern von Nantes hinläuft — eine Wiese die hinreichen würde, die Heerden des Patriarchen Abraham und seines Neffen Loth zu nähren, ohne daß die beiden Sheiks jemals genöthigt wären, sich aus Mangel an Weide voneinander zu trennen.

II.

Am Eingange in die Stadt Nantes, ganz nahe an der Loire, wahrscheinlich ehemals von ihr bespült, liegt das im 10. Jahrhundert von Alan Krausbart, auch der Fuchs genannt, erbaute Schloß. Ein enormes Gebäude, von einem Graben umgeben, von dicken Mauern und überaus massenhaften, runden Thürmen geschützt. Die Zugbrücke gewährt den einzigen Zugang. Es ist eine Veste, wie wir der Art noch manche in Frankreich, aber keine mehr in Deutschland finden, wie überhaupt Deutschland, seiner Civilisation entsprechend, auch äußerlich ein moderneres Aussehen hat als die Provinzen Frankreichs. Dieses Schloß ist ein Stück Mittelalter in seiner rauhesten Gestalt; bei seinem Anblick ist man überrascht von der Wahrhaftigkeit der alten Chroniken und Lieder, selbst wenn man diese mit Glauben und Phantasie gelesen hat. Es macht den gehörigen Eindruck, um den

Wanderer zu erinnern, daß er in eine uralte Stadt tritt, obwol diese vielleicht noch um anderthalb Tausend Jahre älter ist als ihr Schloß. Die Stadt der Namneten, welche Cäsar vorfand und die sich tapfer vertheidigte, war ja schon damals eine große und mächtige Stadt. Alan der Fuchs aber hat sie zuerst mit der Bretagne vereinigt, da sie bereits von franco-gallischer Bevölkerung besetzt war, nachdem er die Normannen definitiv aus ihren Mauern verjagt und dem verwüsteten Ort durch Privilegien Bürger und durch die Erbauung des Schlosses Sicherheit und Ruhe vor den Normannen gegeben. Alan aber gehört zu jener Reihe von Helden, welche die bretonische Unabhängigkeit gegen Franken und Normannen mit wunderbarer Tapferkeit vertheidigte und die, wie Morvan-Lez-Breiz, „die Hüfte der Bretagne", wie Neumenoiou, der Armin der Bretonen, und Andere noch heute in Liedern gefeiert werden und den Bretonen förmlich zu mythisch-erhabenen Gestalten geworden sind. Das Lied auf Alan den Fuchs oder Alan al louarn lautet treu übersetzt also:

Bärtig ist Alan der Fuchs; er kläfft und kläfft und kläfft im Holze:
„Weh den fremden Hasen!" Seine Augen sind geschärfte Bolze.

Scharf sind seine Zähne, seine Füße schnell, als ob er fliege,
Roth von Blut sind seine Klauen und er kläfft: „zum Krieg, zum Kriege!"

Wetzen sah ich die Bretonen ihre Waffen, ihre wilden,
Nicht auf Steinen der Bretagne, aber auf den Frankenschilden.

Ernten sah ich die Bretonen auf dem Schlachtgefild der Franken,
Aber nicht mit schart'gen Sicheln, mit den Schwertern, mit den blanken.

Nicht das Korn und nicht den Weizen, wie sie auf den Feldern wachsen,
Nein! die Aehren ohne Bart vom Land der Franken und der Sachsen.

Dreschen sah ich die Bretonen, aber nicht mit holznen Flegeln, —
Dreschen mit den Hufen ihrer Pferde und mit ehrnen Schlegeln.

Einen Freudenschrei vernehm' ich, wie er tönt aus Siegers Munde,
Hallend von dem Berg Sanct-Mikel fort bis zum Elorner Grunde,

Von dem Kloster zu Sanct-Weltas hallend bis ans End der Erden;
Allerwärts in der Bretagne soll der Fuchs gepriesen werden.

Tausend-tausendmal gepriesen sei der Fuchs von Tag zu Tagen,
Nie soll man dies Lied vergessen, aber um den Sänger klagen.

Der dies Lied zum ersten male sang, hat niemals mehr gesungen,
Ihm die Zunge abzuschneiden, ach, dem Franken ist's gelungen.

Aber fehlt die Zunge, blieb ihm noch das Herz — und mit den Händen
Weiß er immer noch des Liedes Pfeile klingend zu versenden.

So das Lied auf Alan den Fuchs. Daß nicht von Normannen die Rede ist bei dem Normannenbesieger, darf nicht wundern. Die Bretonen haben sich einmal gewöhnt, alle ihre Feinde, und wenn sie aus Arabien kämen, Franken oder Sachsen zu nennen. Den ersten Namen adoptirten sie von ihrem nächsten Feinde, der sie unter den Karolingern bedrängte, den zweiten brachten sie von jenseits des Meeres aus Britannien, auf ihrer Flucht vor Hengist und Horsa, herüber. Die Franken aber nennen sie auch Gallier. Das alte Schloß hat, wie man es ihm auf den ersten Blick ansieht, noch viele andere Geschichten erlebt, die wir aber nicht erzählen wollen. Einen patriotischen Seufzer kostete es, da es mich an Anna von Bretagne erinnerte, die hier geboren worden ist. Sie war die vorbestimmte Braut des römischen Königs Maximilian I., dem sie von Karl VIII. weggekapert wurde, was die Bretagne an Frankreich und nicht an Oestreich brachte. Die Bretonen freilich haben keine Ahnung davon, welches Glückes sie auf diese Weise verlustig gegangen sind. Ein kleines Gitterfenster, welches auf die Loire sieht, wird als dasjenige bezeichnet, aus welchem der Verschwörer Cardinal Retz entwischt ist; dasselbe ist auffallend klein und eng.

III.

Die Stadt Nantes, obwol von kaum hunderttausend Menschen bevölkert, hat doch eine außerordentliche Ausdehnung und daran ist die Loire Schuld. Sie theilt sich hier in viele Arme und bildet viele Inseln, auf denen der größere Theil der Stadt liegt, die dadurch eine Art von Fluß-Venedig wird. Der älteste Theil liegt am rechten Ufer auf dem festen Lande und dehnt sich vom Schlosse bis zum Ende des Hafens, längs des Ufers eine starke halbe Stunde weit. Die Inseln sind durch unzählige Brücken, unter denen manche schöne und kunstvolle, miteinander verbunden; die letzte gegen Süden führt nach einem neuen Stadttheile, der sich spitzig weit auf das feste Land des linken Ufers hinausstreckt. Rings um die Stadt, besonders gegen Norden, reihen sich unzählige Landhäuser, die sich von Tag zu Tag vermehren, hier und da schon ganze Gassen bilden und bald den ländlichen Charakter verlieren werden. Das elegante und Freudenleben concentrirt sich vorzugsweise auf dem Platz Graslin, der von einem reichen und guten Bürger seinen Namen hat, und in den umliegenden Gassen, Plätzen und Passagen; die commerzielle Welt wimmelt unten auf den Quais, längs des Hafens, den man auch La Foire nennt, und die industrielle ist über die Inseln vertheilt. Der Hafen macht keinen großen Eindruck, ja er erscheint unbedeutend, wenn man an den von Marseille oder Havre, oder gar an einen englischen denkt. Die Schiffe liegen

zwischen den Inseln vertheilt und sind von den Häusern oder Pappeln bedeckt, sodaß sich nirgends eine Masse präsentirt und der prächtige Anblick eines Mastenwaldes verloren geht. Freilich hat es andererseits auch seinen Reiz, wie die Masten mit ihren Flaggen zwischen grünen Wipfeln oder Häusergiebeln hervorlugen. Heutzutage kommen auch viele der bedeutendsten Schiffe nicht mehr bis Nantes. Sie scheuen die Fahrt dem Strom entgegen und bleiben in St.-Nazaire, zwölf Stunden unterhalb Nantes, wo sich ein immer regeres Handelsleben herausbildet und den Nantaisen eine starke Concurrenz droht. Auch haben diese eine wahre Angst vor der Fortsetzung der Eisenbahn bis nach St.-Nazaire; denn ist diese einmal bis dahin geführt, so werden alle Schiffer mit Vorliebe in St.-Nazaire ihre Ladung löschen und sich die schwierige Fahrt bis Nantes, auf die sie oft vor der Mündung stunden- und tagelang warten müssen, ersparen.

Das commerzielle Leben unten an der Loire, die moderne Freudenwelt oben auf dem Platz Graslin sind durch zwei hervorstechende Gebäude vertreten: durch die Börse und durch das Theater. Mit beiden haben die Nantaisen artistisches Malheur gehabt, über das der Fremde lächeln muß. Die Börse wollten sie sich geschmackvoll mit Statuen auszieren und da haben sie kunterbunter eine Gemeinde aufs Dach gestellt, die aus folgenden Personen besteht, von denen die eine nicht begreift, warum sie sich neben der andern befindet. Da stehen: Mars, die Astronomie, der Tanz, Minerva, die Verschwiegenheit, der Handel, Pomona, die Hygieia und weiß der Himmel welche mythologischen und allegorischen Personagen von beiden Geschlechtern. So auf der Börse. Auf dem Theater aber stehen acht Musen — da es fertig war, zeigte es sich, daß für alle neun edle Schwestern nicht Platz genug und da entschloß man sich kurz und schaffte eine der Töchter Mnemosyne's ab. Trotz dieser Gotteslästerlichkeit nimmt sich das Theater auf dem schönen Platze nicht übel aus. Dieser ist das Centrum der Stadt und als Centrum einer französischen Stadt ist er denn, neben dem Theater, ganz und gar von Hotels, Restaurants und Cafés eingenommen, welche Abends prächtig beleuchtet sind und dem Platz das Ansehen eines einzigen großen, lustigen Speisesaales geben. An diesen schließt sich der Cours Henri IV., den man jetzt aus zeitweiliger Gefälligkeit und nach hergebrachter Veränderlichkeit Cours Napoléon nennt. Er ist nichts mehr und nichts weniger als ein englischer Square, wie man ihn in London hundert- oder zweihundert mal findet. Doch ist er der Stolz der Nantaisen, die sich einbilden, so was wiederhole sich nicht zwei mal in Europa, wenn man das Palais Royal in Paris aus dem Spiele läßt. Auch vergleichen sie ihren Cours am liebsten und nach Art der französischen Provinzialen, die

ihre Vorbilder immer in Paris suchen, mit dem Palais Royal, dem er doch nicht im geringsten ähnlich ist, wenn nicht darin, daß er auch der Lieblingsaufenthalt der Ammen und Kinder ist. In seiner Mitte erhebt sich das Monument des Generals Cambronne, der aus diesem Departement stammte. Die Statue, auf nicht sehr hohem Sockel, gehört zu jener Gattung von Monumenten, wie man sie in Frankreich oft findet und die überall nachgeahmt werden sollten. Anspruchslos, stehen sie dem Volke näher und machen einen größern und lebendigern Eindruck; einfach, sind sie nicht mit großen Kosten verbunden und erfodern nicht erst große nationale Anstrengung, bis sie ins Leben gerufen werden. Sie entstehen spontaner, unbefangener, erwecken nicht durch langes Hin- und Herreden zu hoch gespannte Erwartungen, und einmal aufgestellt, befriedigen sie desto leichter. Der nur geringe Kostenaufwand, den sie erfodern, macht es jeder nur etwas bemittelten Gemeinde möglich, das Andenken eines verdienstvollen Bürgers in ihrer Mitte ehrenvoll zu erhalten. Auch in Deutschland hat Rauch mit seinen edlen Bildsäulen Scharnhorst's und Gneisenau's ein Beispiel gegeben, das dort aber noch zu selten nachgeahmt wird.

Dieser Art nun also ist auch die bronzene Statue des waterlooer Cambronne, nur ist sie weniger würdig und mehr theatralisch. Natürlich findet sich am Sockel die Phrase, welche Cambronne der Auffoderung, sich zu ergeben, entgegengedonnert haben soll: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!" Man weiß, daß diese Phrase après coup fabricirt worden ist. Cambronne hat anders, und wie ich meine viel besser, energischer geantwortet mit einem einzigen Worte. Es besteht im Original wie in deutscher Uebersetzung aus nur fünf Buchstaben, paßt aber freilich nicht in französische Geschichtsbücher und Zeitungen und noch weniger auf den Sockel eines Heldenmonuments. So haben es denn auch die Franzosen nach ihrer Art und im Geist und Stil der Napoleonischen Proclamationen paraphrasirt.

Links vom Platze Graslin führt eine breite und prächtige Straße, die mit der brüsseler Rue Madeleine viel Aehnlichkeit hat, auf den tiefer liegenden, langweilig regelmäßigen Place Royal. Des Abends ist die Gasse aufs allerschönste bevölkert und aufs absichtlichste dunkel. Zahllose Spaziergänger wogen auf und ab, gern aufgehalten von den niedlichen Blumenmädchen, welche Veilchen und andere Blumen im besten Französisch und mit viel Grazie anbieten. Sie tragen das gewisse enganliegende weiße Häubchen, das vorn keine Spitzen hat, sondern aufgepufft ist und über die Brust vom Scheitel aus zwei lange, gekerbte Streifen herabfallen läßt. Es ist das eine der vielen Arten bretonischer Coiffure und hat die größte Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung ägyptischer Sphinxe — vielleicht der einzige Grund für die Be-

hauptung des gelehrten Akademikers Hrn. P..., daß die Bretonen von den alten Aegyptern abstammen. Doch sind die Mädchen mit allen ihren Blumen und Reizen nicht im Stande, die spazierende Männerwelt von einem gewissen Tabackladen in dieser Straße abzuhalten. Dort drängt sie sich in Masse zusammen. Hinter dem Ladentische sitzt eine Mutter mit ihren zwei Töchtern; alle Drei elegant und sittsam gekleidete Damen, alle Drei ganz comme il faut in Sprache und Benehmen, alle Drei sich des besten Rufes erfreuend und alle Drei, Mutter und Töchter, Wunder der Schönheit. Hier, o deutscher Wanderer, dem Winckelmann und Goethe den Sinn gebildet haben, in dessen Herzen sich noch ein Rest alt-germanischer Frauenverehrung findet — hier kaufe deine Cigarren und überzeuge dich, du, der du zum alten Okeanos wanderst, daß Herodot Recht hat und daß die Enden der Erde mit kostbaren Gütern gesegnet sind. Sonst aber schließe von diesen und den Blumenmädchen nicht weiter auf die Schönheit des Geschlechts, das die Ufer der Loire bewohnt. Denn jene Mutter mit ihren Töchtern und die Blumenmädchen sind Ausnahmen; im Ganzen ist das umwohnende Geschlecht mit Schönheit nicht besonders ausgestattet.

IV.

Seit seiner Absetzung wohnt der ehemalige Professor am Collége de France Hr. Michelet, der Verfasser der Geschichte der französischen Revolution und so vieler anderer Bücher, in einem nahe bei Nantes gelegenen Flecken, dem sogenannten Quartier Barsain. Wir hatten ihm einen Brief zu übergeben und so machten wir uns am zweiten Tage unsers Aufenthalts auf den Weg, um das Tusculum dieses Polyhistors aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit durchwanderten wir den am rechten Ufer der Loire und an beiden Ufern des sich hier ergießenden Erdre gelegenen Haupttheil der Stadt. Hier ist sie durch und durch „accisentée". Es geht bergauf und bergab; die hohen und steilen Treppen, die hier überall nothwendig sind; die hohen und alten Giebelhäuser, die sich an ihnen erheben; die vielen und mannichfaltigen Brücken über den Erdre, die Kirchen und unter ihnen die alte gothische Kathedrale mit zwei imposanten obwol unvollendeten Thürmen; beide Marktplätze mit sonderbar und altbemalten Häusern; das bunte Volksleben auf den Märkten, auf den Kähnen und am Ufer des Erdre, alles Das gibt der alten Hauptstadt der Namneten einen bewegten und lebensvollen Charakter, der der Centralisation noch lange widerstehen wird.

So erreichten wir die Promenade, welche vom Erdre bis zur Loire geht und in zwei Theile zerfallend, die beiden Namen Cours St.-

André und Cours St.-Pierre führt. In ihrer Mitte steht eine hohe Säule, welche das Bild Ludwig's XVI. trägt und doch la colonne de la liberté heißt. Vorn gegen die Loire und auf das alte Schloß sehen die beiden Statuen Arthur's III. und Anna's von Bretagne, rückwärts auf den Erdre, gegen das Innere des Landes kehren sich die beiden Steingebilde der beiden großen in der Bretagne geborenen Connétables, Olivier Clisson und Bertrand du Guesclin. Von einem Ende zum andern ist die Promenade von zwei prächtigen Alleen durchlaufen. Von da aus wanderten wir dem Erdre entgegen, dessen friedliche Wellen vom Schlägel der hundert Wäscherinnen und vom Ruder der hin und her fahrenden Kohlenboote widerhallten. Ein schönes Amphitheater thut sich da auf. Die Hügel jenseit des Baches sind von Landhäusern, Gärten und einem terrassenförmig sich erhebenden Dorfe besetzt. In diesem Dorfe, mitten in einem lieblichen Garten wohnt Michelet. Er nahm uns freundlich auf, aber von einem Gespräche war eigentlich nicht die Rede. Michelet gehört zu jenen Menschen, die jeden Dialog im Lauf von fünf Minuten in einen Monolog, oder in einen Cours, eine Vorlesung verwandeln. Michelet leitete in diesem monologen Gespräche den ganzen Verfall Europas vom Branntwein und Taback her. Er spricht wie er schreibt, immer pathetisch und so, als ob der Stuhl, auf dem er sitzt, auf dem Montblanc stände und unten ringsumher die Völker der Erde gelagert wären, um ihm zu horchen.

Einen andern merkwürdigen Mann, an den wir ebenfalls Briefe hatten, bekamen wir Kranheitshalber nicht zu sehen: nämlich den Doctor Guepin, den populärsten und politisch einflußreichsten Bürger von Nantes. Reiches Wissen und eine heutzutage seltene Ehrenhaftigkeit des Charakters, dazu eine sehr ausgebreitete ärztliche Praxis, haben ihm einen Einfluß verschafft, der ihm nach dem 2. December leicht die Deportation hätte einbringen können. Seine Popularität datirt vom Jahre 1830, da er als junger Mann an der Spitze der Arbeiter den königlichen Truppen gegenüber einen außerordentlichen Heldenmuth bewiesen. Er, fast ganz allein, hielt sie, ein zweiter Horatius Cocles, wie man damals druckte, auf einer der Brücken zurück und verschaffte dadurch den Bürgern Zeit, mittlerweile in der Stadt die Revolution fertig zu machen. Im Jahre 1848 von der Provisorischen Regierung zum Comissar für einen Theil der Bretagne ernannt, befreiete er durch ein Decret die Bauern von vielen feudalen Lasten, welche, freilich durch ihre eigene Schuld, in diesem Theile Frankreichs die große Revolution überlebt haben. Die Früchte der Februarrevolution sind heute alle verfault und abgefallen — das Decret des Dr. Guepin besteht in seiner Kraft und wird fortbestehen unter jedem Regierungswechsel.

Auch Emile Souvestre, der in Deutschland durch seine gemüthvollen Romane „Frauenloos", „Reich und Arm" u. s. w. bekannt geworden ist und in Frankreich zu den besten Novellisten gezählt wird, stammt aus Nantes, das sonst an hervorragenden Männern nicht eben reich ist, wie denn hohes Streben überhaupt nicht im Charakter der Nantaisen liegt, die sich im Gegentheil in Allem gern mit der rechten Mitte begnügen. Selbst im Kaufmannsstande drückt sich das aus. Ganz gegen den sonstigen Charakter des Kaufmanns vergißt es der hiesige nie, daß Geld nur das Mittel und nicht der Endzweck des Lebens ist. Hat er es zu einer gewissen anständigen Höhe des Vermögens gebracht, sodaß er mit Leichtigkeit einen bequemen Hausstand unterhalten, eine Villa bauen und jährlich einmal nach Paris reisen kann, so zieht er sich ohne Umstände vom Geschäft zurück, verkauft es, überläßt es seinem Sohne oder gibt es ganz auf. So kommt es, daß der Wohlstand in Nantes gut vertheilt ist, daß sich nicht enorme Reichthümer in Einem Hause, in Einer Familie aufhäufen und keine unnatürliche, unübersteigliche Schranken zwischen Bürger und Bürger entstehen. „Beati possidentes" und „medium tenuere beati" — sie schmecken etwas nach Philisterthum, diese Sprüche, aber ihr gut Stück Wahrheit enthalten sie darum doch.

Weibliche Bildungsformen und Formenbildung.

Bei Gelegenheit von Adolf Schrödter's „Das Zeichnen als ein ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts" (Frankfurt a. M., J. Rütten).

Von

Aurelio Buddeus.

„Die Weinprobe", „Rheinisches Gasthausleben", „Der Geist der Flasche", „Don Quixote", „Münchhausen" ꝛc. — wer kennte diese Meisterwerke Adolf Schrödter's nicht und hätte sich nicht an ihnen erfreut und erfrischt? Nun springt, zur Ueberraschung des Publicum, der plastische Humorist plötzlich mit einem ernsthaften, ganz ernsthaften Buch in die Arena. Dick ist dasselbe freilich nicht: blos ein splendid gedrucktes Heftchen von kaum 15 Octavseiten. Doch überragt es viele dicke Bücher unserer literarischen Betriebsamkeit durch die duftige Blütenfülle plastisch-poetischer Anschauungen, welche zwischen den knapp zusammengedrängten Ergebnissen eines offenbar lang gepflegten Gedankenlebens emporsprießt. Von doctrinärem Formelwesen keine Spur,

eher eine Stegreifrede, frisch und rauschend, sodaß selbst der doctrinäre Gedanke ihres Titels keineswegs breit ausgeführt erscheint, sondern wie der Grundton einer lebensvollen Landschaft eben nur dem ernstern Betrachter überall und überall bedingend entgegenleuchtet.

Im alltäglichen Leben begegnet es wol öfters, daß wir Jahre lang mit Menschen verkehren und Freude an ihrem Verkehre haben, indem wir ihre Begabungen und Leistungen in irgend einer Specialität schöpferischer Thätigkeit ehren und bewundern; abgesehen jedoch von dieser Specialität, nach allgemeinern Richtungen, sind sie uns niemals bedeutend erschienen. Da plötzlich sprudelt, ohne bestimmte Veranlassung, irgend eine Erörterung die ganze Menge ernster Gedanken über allgemeine Verhältnisse aus den alten Bekannten hervor, sodaß wir staunend, erfreut, geblendet stehen. Es geschieht vielleicht auch nur dies einzige mal und dennoch wird uns erst von jetzt an das ganze Wesen dieser Menschen, jetzt erst die Grundlage ihres Schaffens verständlich. Wir sagen dann wol: sie hatten sich noch niemals ausgesprochen; wir sollten lieber gestehen, daß wir uns noch nie in ihr Schaffen hineingedacht hatten.

Ungefähr ebenso ergeht es uns mit Schrödter's künstlerischer Persönlichkeit, indem wir von seinen Bildern und Radirungen zum Büchlein über das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel für weibliche Erziehung treten. Indem wir es durchlesen, wird uns auch das Warum des Malers Schrödter erst wirklich klar. Es erscheint uns nun wie eine selbstverständliche Nothwendigkeit, daß die Conception seiner humoristischen und komischen Darstellungen nirgends auf den Augenblick berechnet, nirgends flüchtig und übertrieben sein konnte, sondern überall von dauerndem, objectiv gültigem Gehalte erfüllt werden mußte. Denn wenn auch in der Formung und Gestaltung der Gruppen vom glücklichen Augenblick eingegeben, so ruhen sie doch sämmtlich auf dem Hintergrunde eines sehr ernsten, sehr umfassenden Gedankenlebens und einer überaus reichen Weltanschauung.

Steht davon etwas auf den 15 Seiten des Büchleins? Mit ausdrücklichen Worten: nein. Thatsächlich dagegen in jeder Silbe, man muß nur recht zu lesen verstehen. Und das versteht Jeder, der sich im Lesen an das Wesentliche, an die Gesammtrichtung in den plastischen Schöpfungen Schrödter's erinnert. Don Quixote und Fallstaff, Münchhausen und Eulenspiegel hatten allerdings auch schon vor Schrödter ihre Wirkung auf viele Tausende geübt. Immerhin standen sie jedoch als Typen ihres Humors wie ihrer Komik selbst den davon Ergötzten mehr oder minder außer dem wirklich möglichen Leben. Fallstaff und Don Quixote gehörten überdies fast ausschließlich dem literarisch gebildeten Publicum; sie waren Komiker der „gebildeten Kreise“, ungefähr wie früher die „Abendzeitung“ und das „Morgenblatt“ Zeitschriften

„für gebildete Leser" waren. Und Eulenspiegel und Münchhausen hinwiederum waren fast ausschließlich den Kinderstuben, oder etwa dem „Volke" überlassen. Durch Schrödter's Darstellungen dagegen wurden diese vier Haimonskinder unerschöpflichster Thorheit erst wirkliches Gemeingut Aller. Und zwar nicht durch plastische Umbildung oder Modernisirung ihres Wesens, sondern recht eigentlich durch dessen Vermenschlichung, gerade durch jene Feinheit der Darstellung, welche das Uebertriebene zurückdrängte, um in der Behandlung der vorübergehenden Situation (d. i. des bestimmten Abenteuers) das bleibende Grundwesen ihrer Möglichkeit desto schärfer auszuprägen, auf Alle treffend, für Jeden verständlich.

Wir haben es also bei den Schrödter'schen Bildern durchaus mit jener echten Popularisirung zu thun, welche der feinern Bildung das Kernhafte des Volksgeistes zugänglich macht, während sie dem minder Gebildeten die verflüchtigende Abstraction des Witzes in faßbarer Komik hinstellt. Solcher Consequenz des künstlerischen Strebens muß aber das Bewußtsein von den geistigen Mängeln beider Theile des Publicums, muß die Zuversicht auf die packende Macht künstlerischer Darstellung, muß überhaupt eine tüchtige, unbefangene Weltanschauung vorausgehen. Ohne sie wäre wol eine einzelne derartige Bestrebung denkbar, gewissermaßen als Ergebniß instinctiver Intuition; nicht aber ein consequentes Beharren in denselben Richtungen. Und wäre wol eine solche Aeußerungsform dieses Bewußtseins wie jener Erkenntniß möglich, wenn nicht auf allen Gassen und Straßen, wie in den Salons und Bureaux dem geistigen Auge des Künstlers theilweise Don Quixotes, Fallstaffe, Münchhausen und Eulenspiegel massenhaft vorübergelaufen wären? Jedermann sehe in den Spiegel: gerade daß wir so ungern ein Stück davon an und in uns bemerken, ist schon das größte Stück. Leichter Sinn und Leichtsinn mag gleiche Lebensbemerkungen lachend an sich vorüberziehen sehen und sie zu den petites misères der Menschlichkeit zählen. Ernster Sinn dagegen späht auch noch außerhalb der menschlichen Schwäche nach ihren Gründen und Bedingungen. Und wie es Einer vom Andern lernt, wie die Lächerlichkeiten anerzogen, angebildet werden, wie von all den Fallstaff'schen, Münchhausen'schen rc. Unzierden mindestens ebenso viel in uns von außen geimpft sind, als aus uns von innen herauswachsen — wer möchte es nicht gern schon aus Eitelkeit glauben, wenn wir es auch wirklich nicht gar so deutlich erkennen und gar so oft beobachten würden? Dies wendet den Blick unwillkürlich auf die Erziehung, und zwar nicht blos auf den wirklich pädagogischen Theil, sondern ebenso auf diejenige Erziehung, welche Welt und Verhältnisse uns oftmals wider Willen angedeihen lassen. Man erkennt, wie die scheinbare Thorheit und Lächerlichkeit, beim Ein-

zelnen so gut wie beim ganzen Geschlecht, oftmals nicht sowol von Mängeln und Fehlern im Naturell und in der Innerlichkeit abhängen, sondern ebenso häufig nur in formellen Mängeln der Bildung oder in mangelhafter Ausbildung des Formensinnes bedingt sind. Mangel an Takt heißt man es, sofern es sich auf feinere gesellschaftliche Verhältnisse bezieht; Mangel des ästhetischen Bewußtseins heißt es, soweit es irgendwie künstlerische Beziehungen und Aeußerungen des Lebens betrifft.

Allerdings verwerfen die strengen Moralisten und Pädagogen häufig jene Formenausbildung, welche sich fast ausschließlich auf die Aeußerlichkeit der Trachten, des Behabens und Benehmens beziehen. Aber mit Unrecht. Denn jeder Formfehler ist an sich das Zeichen irgend einer Lückenhaftigkeit in der Harmonie innerer Bildung. Freilich kann unter unsern vielfach verschrobenen und verzerrten socialen Verhältnissen häufig als Formfehler erscheinen, was eigentlich eine vollkommene Formrichtigkeit ist — nur daß eben der ephemere Geschmack, die Tagesmode, die conventionelle Gewohnheit sie verwirft. Allein auch diese reinen Aeußerlichkeiten sind wiederum nichts Zufälliges, sondern auch sie bilden immerhin einen natürlichen Ausdruck von der Innerlichkeit derjenigen Culturperiode, in welcher wir stehen.

Auf den geistigen Gebieten ist nun das Streben immer allgemeiner erwacht, zurückzugehen auf die großen ewigen Gesetze der Natur, um einestheils aus ihnen Klarheit der Anschauung von den Lebensgestaltungen unserer Tage zu schöpfen, andererseits an ihrer Hand die dort erblickte Gesetzmäßigkeit zu neuer Herrschaft im Leben zu bringen. Die Stärke des Dranges, unser Leben aus seinem künstlichen Gewordensein, aus seinen unmotivirten Formen und Formeln zurückzuleiten in die natürlichen Wege und zur grundgesetzlichen Natürlichkeit, ist recht eigentlich das charakteristische Symptom einer Epoche, welcher zwar keineswegs vor ihrer Weltweisheit, wol aber vor ihrer Gemachtheit und Unnatürlichkeit bange wird. Wie in den gesellschaftlichen, politischen, religiösen und materiellen Lebenssphären die Wissenschaft der Natur diesem großen Werke zuarbeitet, so muß hinsichtlich der äußerlichen Formen des Lebendigen wieder die Betrachtung der Naturformen bedingend werden. Denn solche culturgeschichtliche Wandelungen können niemals blos von innen heraus durchgeführt werden, sondern es muß ihnen die Bildung der äußerlichen Formen in die Hände arbeiten. — Was vom Einzelnen gilt, gilt auch von der Mehrzahl, von einer Generation. Solange wir nicht in unserer Kleidung, im Hausrath, in den Luxusgegenständen aus der Anarchie des Geschmacks (um nicht zu sagen der Geschmacklosigkeit) zur Natürlichkeit zurückkehren, so lange wird das Publicum sich auch in seinen übrigen Culturbestrebungen nicht zur Natürlichkeit gedrängt fühlen. Wie mit der Nationalkleidung die locale

Bornirung der Sitten, Gebräuche, Lebensrichtungen sich mehr und mehr verliert, so tritt jeder Einzelne unwillkürlich in eine Abgeschlossenheit seines geistigen Lebens, sobald er sich den Aeußerlichkeiten einer Nation, eines Standes ꝛc. einfügt. Der Poet mag die Möglichkeit eines solchen Verlustes durch bloße Aeußerlichkeiten beklagen: denn er braucht fertig abgeschlossene Verhältnisse, um Poetisches daraus entstehen zu sehen oder daraus zu gestalten. Aber dem Arbeiter an den allgemeinen Culturentwickelungen ist gerade in der Abhängigkeit des Menschen von solchen Aeußerlichkeiten, wie oftmals eine starke Hinderung seines Strebens, so ebenso oft ein mächtiges Beförderungsmittel seiner Zwecke gelegen. Belehrung durch Worte allein kann solche Umgestaltung nicht bewirken. Um die Natürlichkeit der äußern Formen zu größerer Herrschaft zu bringen, ist die Voraussetzung unumgänglich, daß in das heranwachsende Geschlecht das Bewußtsein davon übergehe, wie die Formen des Geschaffenen nirgends willkürlich, nirgends unabhängig vom Wesen, nirgends abtrennbar von seinem Inhalt und seiner Bestimmung sind. Daß Wahrheit der Form vollkommen identisch ist mit Schönheit, daß höchste Schönheit stets die höchste Zweckmäßigkeit in sich schließt — dies große Grundgesetz muß zuerst zu einer allgemeinen Ueberzeugung werden. Und nicht nur zu einer Ueberzeugung, welche sich allerdings in der kosmischen Betrachtung der Welt befestigt (denn dazu wären beim Einzelnen wieder unerreichbare Voraussetzungen des Wissens nöthig): sondern welche diese Wahrheit recht eigentlich bei Betrachtung des Kleinsten sich selber klar macht. Wer aber zeichnet, der weiß, daß er gewöhnlich die gegebenen Gegenstände viel genauer, wir möchten sagen, viel intensiver anblickt als Derjenige, welcher niemals die Nachbildung ihrer Gestalt versucht hat. Erst indem wir sie, und zwar meistens in verkleinertem Maßstab, auf das Papier übertragen, werden wir uns nicht nur ihrer Harmonie, sondern auch der naturgemäßen Nothwendigkeit ihrer Formenorganisation bewußt. Indem wir einen Zeichnenfehler in den gegenseitigen Verhältnissen der Formenumrisse machen, fühlen wir die Nothwendigkeit ihrer Wechselbedingung und das Grundgesetz, daß nur volle Wahrheit vollendete Schönheit und vollkommene Zweckmäßigkeit ist. Von dieser oft kaum bewußten Empfindung aus beginnt die Wichtigkeit des Einflusses, welchen das Zeichnen auf unsere ästhetische Erziehung übt. Während die Naturwissenschaften auf geistigem Wege zur Erkenntniß des Gesetzmäßigen in allen Erscheinungen der Welt leiten, führt das Zeichnen auf sinnlichem Wege dahin, das blos Aeußerliche, Zufällige, Unnatürliche der Lebenserscheinungen vom Wesen und der Wahrheit genau zu trennen. Die Natürlichkeit des Geschmacks gehört unumgänglich zu den Vorbedingungen für ein Streben nach schöner Natürlichkeit im ganzen Leben.

Gehen wir danach speciell zu der weiblichen Erziehung über. Welch bedeutungsvoller Theil der weiblichen Lebensaufgabe die Einflechtung von Wärme und Anmuth in das Leben, die Fernhaltung der Geschmacklosigkeit wie Verödung von den Räumen der Häuslichkeit sei — daran erinnert A. Schrödter im Eingange seines Büchleins mit besonderm Nachdruck. Mit vollstem Recht fügt er die Bemerkung hinzu, daß die Wichtigkeit dieser Aufgabe weit öfter verkannt werde, „als man nach dem hohen Standpunkte des heutigen socialen Lebens erwarten sollte". Ja die Erziehung „ahne" selbst nur selten, daß sie nach dieser Richtung auf die Entwickelung des Mädchens wirken „müsse". Alle Uebung in den schönen Künsten gehe fast ausschließlich darauf, einige „Fertigkeiten" auszubilden, damit man sich „amusiren" könne. Allein „die Grazien wohnen nicht in den Fingerspitzen, noch in der Kehle, sondern entwickeln sich erst in der Gesammtaufnahme, verständigen Auffassung und geistigen Pflege der Poesie, Musik und zeichnenden Künste."

Weder von jenen Klagen, noch von dieser letztern Bemerkung ist auch nur ein Jota wegzustreichen. Allein ebenso wenig kann man vergessen, daß wir seit beinah einem Menschenalter in einem Umwandlungsproceß der gesellschaftlichen Formen stehen. Seitdem das Wort Gesellschaft selber so vieldeutig geworden ist, daß man es jedesmal mit einem besondern Zeichen versehen möchte, um den Leser und Hörer nicht im Unklaren zu lassen, was gemeint sei, ob der socialpolitische Begriff oder der ehemals ausschließliche der Vereinigung zu rein geselligen Zwecken — seitdem reichen offenbar auch die frühern Principien über die Stellung der Frau im Leben nicht mehr aus. Feste Grundlagen für einen neuen Gang der weiblichen Erziehung sind jedoch eben darum noch nicht gefunden, weil dem weiblichen Element in der modernen Gesellschaft noch keine feste Stellung errungen ist. Daraus erklärt sich leicht eine Erscheinung des modernen Lebens, welche sich allerwärts nicht wegleugnen läßt. Ich meine die minder engen Wechselbeziehungen zwischen den männlichen und weiblichen Gesellschaftselementen, das entschiedenere Auseinandergehen der Interessen beider. Daraus ging wieder die ebenfalls in höhern und niedern Gesellschaftskreisen nicht wegzuleugnende geringere Rücksichtnahme der Männer auf die Frauen hervor. Ja bis vor kurzem steigerte sich diese im tonangebenden Modeleben der Weltstädte selbst bis zu einer affectirten Plumpheit, deren ausgesuchteste Höflichkeiten selber wieder einen verletzenden Beisatz haben mußten, um au comble de la lionnerie zu sein.

Man darf solche Verzerrungen und Verrenkungen durchaus nicht als etwas Zufälliges betrachten; vielmehr haben sie immer stets ihren tiefern Grund. Hier liegt er offenbar im Mangel harmonischen In-

einandergreifens der männlichen und weiblichen Bildungsformen und Formenbildung. Die Gährungen und Bewegungen des letzten Halbjahrhunderts haben alle Tiefen der männlichen Sphären auf- und umgewühlt; sie stellen thatsächlich ein neues Geschlecht auf neuem Boden hin. Die ungeheuern Anstrengungen, welche der Einzelne in Aneignung der nothwendigen Bildung machen muß, ließen in der That keine Zeit übrig, ihn auf dem Wege der gefälligen Bildung dem weiblichen Elemente des Lebens nahe zu stellen. Je umfassender der Kreis jedes speciellen Faches wurde, desto enger wurde der Raum für jene Partien der Allgemeinbildung, welche sich am Ende nur auf Reiz und Schmuck, nicht auf Ernst und Inhalt der Lebensaufgabe beziehen. Dennoch blieben natürlich gerade diese Gebiete diejenigen, auf denen der Mann die meisten gesellschaftlichen Berührungspunkte mit der Frau findet. Denn das Leben der Frau, ihre Lebensaufgabe, ihr Bewegungskreis war von den tiefern Beziehungen der modernen Lebensgänge blos mittelbar berührt worden. Das weibliche Naturell, welches jede entschiedene Wendung fernzuhalten sucht, hatte sich sogar vielfach abwehrend gegen eine Betheiligung an den neuen Verhältnissen und Stellungen verhalten. Und die schöpferischen Kräfte der Männerwelt waren anderseits zu sehr in Anspruch genommen, um eine Vermittelung zwischen dem männlichen und weiblichen Elemente mit Bewußtsein zu erstreben. Das Bewußtsein dagegen von diesem klaffenden Widerspruch zwischen den gegenseitigen Ansprüchen und den gegenseitigen Gewährungen beider Geschlechter hat sich laut genug und in socialistischen, communistischen, wie in den Fleisches-Emancipationsideen roh und plump genug ausgesprochen. Daß solche Principien aufschießen konnten, war eben ein rechter Beweis, wie fern einerseits dem männlichen Bildungsgange der Einfluß des weiblichen Elements stand, wie wenig aber auch andererseits das männliche Leben magnetisch oder sympathisch auf die weiblichen Bildungsgänge zu wirken vermochte. Die Weiblichkeit schreckte vor solch rohem Griffe der modernen Jugend zurück. Die männliche und weibliche Gesellschaft traten in das Verhältniß zweier Menschen, welche aufeinander angewiesen und äußerlich verbunden bleiben, dennoch gegenseitig den Mangel einer vollen Ergänzung fühlen. Einzelne gegenseitige Annäherungen bleiben ohne tiefere Consequenzen und erst lange Jahre vermögen aus der Nothwendigkeit der Gewöhnung wieder eine wirkliche Gewohnheit gegenseitiger Unentbehrlichkeit zu machen. Die Transactionen beginnen erst, wenn die Schroffheit der gegenseitigen Anfoderungen sich mildert.

Auf dem Punkte der beginnenden Transactionen standen die Gesellschaftsgeschlechter in den vierziger Jahren. Die Foderungen wie die Gegnerschaft der geläuterten Emancipationsideen begegneten sich

auf einzelnen Punkten. Der ruhigere Gang des Lebens gab der Frauenwelt die Möglichkeit, den Interessen der Männer hier und da wieder näher zu treten. Die weibliche Erziehung selber erweiterte ihre Aufgaben nach dieser Richtung. Allein gleichzeitig war die Ausbildung in den schmückenden Künsten immer mehr als Fachbildung ins Leben getreten. Das Virtuosenthum hatte sich entwickelt. Seine Entwickelung vernichtete die Genügsamkeit am künstlerischen Dilettantismus, die Anspruchlosigkeit der geselligen Production. Während der erweiterte Kreis der weiblichen Allgemeinbildung immer größere Kraftanstrengungen foderte, mußte die Technik in Musik, Malerei ꝛc. schon fast an Virtuosität streifen, um selbst nur die Anerkennung als geselliges Talent zu finden. Je weniger das weibliche Element an sich eine bedingende Nothwendigkeit der Geselligkeit ward, desto mehr mußte die einzelne Frau sich geltend zu machen suchen.

Darin liegt ein sehr bemerkenswerthes Moment unserer gegenwärtigen Culturepoche. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Geltung der Individualität in den männlichen Lebenskreisen mehr und mehr abgenommen hat. Des einzelnen Mannes Bedeutung ruht in unserer zeitgenössischen Geschichte eigentlich nur insofern auf seiner Individualität, als dieselbe ein mehr oder minder allgemeines Princip, eine mehr oder minder allgemeine Tendenz mehr oder minder vollständig repräsentirt. Es ist nicht umfassend genug, aber bezeichnend ausgedrückt, wenn man sagt: der einzelne Mann zählt in der Welt nur als Parteimann. Gerade entgegengesetzt ist aber die heutige Geltung der Frau in der Gesellschaftswelt. Als allgemeine Vertreterin ihres Geschlechts erlangt sie wenig Bedeutung und Interesse, sondern eben erst als specifisch geartete Persönlichkeit. Ja diese Anfoderung einer individuellen Besonderheit erstreckt sich selbst bis auf das Aeußere. Wer seinen gesellschaftlichen Erfahrungen nur einigermaßen nachdenkt, wird dies bestätigt finden. Normale Frauenschönheit findet durchschnittlich nur kühle, ästhetische, kunstkennerische Anerkennung, während ein charakteristisch ausgeprägtes Frauenantlitz und namentlich jenes unbeschreibliche Etwas, welches der Gesellschaftsjargon unter „Race" versteht, selbst dicht an Unschönheit vorbeistreifen darf, ohne fürchten zu müssen, von vollendeten Schönheitsformen in Beachtungslosigkeit versenkt zu werden. Es liegt in dieser Richtung des Geschmacks eine großentheils unbewußte Reaction gegen die nivellirende Tendenz unserer heutigen Culturgestaltungen. Trotzdem werden im Allgemeinen die Mädchen viel minder individualisirend erzogen als die Knaben; Charakter, Naturell, Sonderart und selbst das Temperament werden viel abstracter nach gewissen hergebrachten Formen und Schematen gebeugt, geknickt und gebrochen; viel unbarmherziger wird hier als dort

das persönliche Leben dem sogenannten Erziehungssystem zum Opfer gebracht.

Verstehen die Mütter ihre Töchter, versteht die Frau das weibliche Naturell weniger innig als der Vater den Sohn, der Mann den Knaben? Selbst nur die Vermuthung wäre schreiende Ungerechtigkeit. Aber die weibliche Erziehung ist weitaus schwieriger als die des Mannes, weil sie kein so bestimmtes Ziel hat. Auf ein mehr passives Lebensloos gewiesen, muß das Mädchen auf ganz unberechenbare Verhältnisse hinaus erzogen werden, deren ebenso unbestimmbaren Ansprüchen es dennoch möglichst vollständig entsprechen soll, während der Knabenerziehung vom ersten Moment an wenigstens ungefähr die zukünftige Berufsbildung vorschwebt. Ist's nun noch wunderbar, wenn wir — ganz abgesehen vom leicht beeinflußbaren und überrücksichtsvollen Wesen des Weibes — Vorurtheile und vorgefaßte Meinungen der sogenannten Welt, landläufige Bemerkungen und Kritteleien von allen Seiten auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts mindestens ebenso viel Einfluß üben sehen als die Grundsätze und Erfahrungen der Mütter? Kann es uns noch Wunder nehmen, daß wir energisch ausgeprägten Frauencharakteren verhältnißmäßig weit öfter in den obersten und untersten Schichten der Gesellschaft begegnen als in den Mittelclassen? Dort legte das Glück der Geburt dem Mädchen mindere Nöthigungen zu allerlei Rücksichten und Anschmiegungen als Angebinde auf die Wiege; hier hat das Mädchen voraussichtlich keine Zukunft als die selbstgeschaffene, und selbst die Verheirathung entbindet sie unter den heutigen socialen Verhältnissen nur selten der Sorge für ihr materielles Fortkommen. Ungewisse Hoffnungen und Befürchtungen, Widerspruch zwischen Ansprüchen der Welt und Möglichkeiten der Gewährung, Widersprüche zwischen dem Leben nach Neigungen und des Lebens harten Nothwendigkeiten, das ist das Angebinde der Mittelstände. Nicht nur die Ehe, sondern das ganze Leben bleibt vorzugsweise für ihre Frauen von äußerlichen Zufälligkeiten abhängig. Diesem Lottospiel der Verhältnisse zu Liebe ist die hier so allgemeine Allerweltserziehung und Dutzendbildung unter den schwankenden Stellungen der Frauen im modernen Leben fast eine traurige Nothwendigkeit geworden. Ihre noch traurigere Folge ist die weitverbreitete Reizlosigkeit der Mädchenwelt, eine Erscheinung, welche in Deutschland neuer ist als in Frankreich, in katholischen Ländern (durch die Kloster- und Pensionserziehung) gewöhnlicher als in protestantischen, in politisch lebhaft bewegten Zeiten und Staaten allgemeiner als sonst. Mit ihrer Verbreitung hält die Ehelosigkeit fast gleichen Schritt; die geringere Innigkeit des Familienlebens ist davon schwer abzutrennen. Erst die verheirathete Frau wagt es, sich als Persönlichkeit zu fühlen; um so

mehr, je kräftiger ihr bisher verbogenes Naturell seine Schwungkraft bewahrt hat. Aber die Verirrungen und Ausschreitungen drohen auch um so unmittelbarer, je weniger das Mädchen selbständig an das Leben herantreten konnte.

Sollen wir glauben, den Müttern und Erzieherinnen sei diese verzogene Reizlosigkeit der Mädchenwelt fremd? Keine Frau, welche die Welt unbefangen ansieht, kann das traurige Schicksal ihrer unverheiratheten Schwestern wegleugnen. Dennoch aber steht das Urtheil der heutigen Welt, ein Nachklang des Mistrauens gegen die Verzerrungen der Frauenemancipation, jeder freien Kundgebung eines weiblichen Naturells härter und oftmals ungerechter entgegen, als noch in den ersten Jahrzehnden unsers Jahrhunderts. Wie nun den Widerspruch vermitteln zwischen dieser negativen Anfoderung, welche am Mädchen die Entfaltung des individuellen Wesens als Fehler bezeichnet und an die Frau dennoch gleichzeitig die positive Foderung einer starken Ausprägung des persönlichen Wesens stellt, ja diesem Reize nicht übel Willens ist eine Menge allgemeinweiblicher Vorzüge unterzuordnen? Eine wirkliche organische Vermittelung kann nur entstehen, wenn überhaupt im Laufe der Zeiten sich feste Grundlagen einer modernen Gegenseitigkeitsstellung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte ausbauen. Wie man die socialistischen und communistischen Phantastereien beseitigt hat und dennoch aus allen Parteien auf sociale Umgestaltungen hinarbeitet, so wird auch das Bedürfniß einer größern Emancipation der Frau zum immer allgemeinern Bewußtsein kommen und zu neuen Gestaltungen führen, ohne die bekannten und beseitigten Emancipationstheorien wieder aufzunehmen. Können wir uns aber wundern, wenn unterdessen die weibliche Erziehung mit virtuoser Ausbildung gewisser Fertigkeiten, namentlich in den geselligen Künsten die Indivualitäten geltend zu machen versucht, welche ihre persönlichen Besonderheiten erst dann ungetadelt hervortreten lassen dürfen, wenn schon über ihr Lebensloos entschieden ist? Ist's nicht ein Resultat unserer Lebensgänge? Gestattet dem weiblichen Geschlecht, daß seine Individualitäten wenigstens einigermaßen das Bewußtsein ihrer Besonderheit kundgeben dürfen, ehe die Mädchen „gemachte Frauen" sind, und seine Interessen werden sich sofort denen der Männerwelt enger anschmiegen. Solange aber diese Gestaltung nicht viel mehr ist als eine Nachsicht unter der Bedingung, daß das Mädchen nichts merken lasse von der Besonderheit ihres geistigen und gemüthlichen Lebens, so lange erscheint es unmöglich, daß seine Uebung in den schönen Künsten mehr werde als amusante Kunstfertigkeit. Es ist vollkommen wahr, daß Uebung guter Musik geistigen Rhythmus und Harmonie in die Seele senkt, daß die plastischen Künste das Gefühl für schöne Formen und Ebenmaß im

geistigen wie im sinnlichen Leben ausbilden, daß die Poesie das Herz und Gefühl verfeinert. Aber solange damit nicht gleichzeitig eine Möglichkeit zur selbständigen Anschauung, ja bis zu einem gewissen Punkte zur unbevormundeten Bewegung in der Welt gegeben ist, so lange muß die Bildung nur an den Aeußerlichkeiten dieser Potenzen haften; sie kann sie nicht durch productiven Ideenaustausch gegenseitig verflechten, nicht als „wohlbegriffene Gesammtheit“ in sich selber gestalten.

Westfälische Skizzen.

I.

Schilderungen der einsamen Höfe und Haiden Westfalens, seiner dunkeln Fluß- und Waldlandschaften, seiner vielumstürmten Burgen und Berge sind bereits vielfach versucht und hier sollen sie nicht wiederholt werden. Wir möchten dagegen die Aufmerksamkeit richten auf die Charakterzüge und Eigenheiten von Land und Leuten in Westfalen, je nachdem sie sich in den verschiedenen Theilen dieses Gebiets abspiegeln. Insbesondere fassen wir dabei die Beziehungen zu dem Streben und Mühen der Gegenwart ins Auge.

Grundzug des westfälischen Charakters im Allgemeinen ist das Gefühl des Rechts und der Mannesselbständigkeit und ein zähes Streben, dies im fest und eng begrenzten Kreise zu bethätigen. Daran schließt sich altsächsische Hartnäckigkeit, das Hergebrachte festzuhalten, mit einem recht ansehnlichen Zusatze von natürlichem Phlegma. In seiner häuslichen Wirthschaft wie in seinem öffentlichen Haushalte bethätigt der Westfale einen nüchternen Verstand, der auf das Zweckmäßige und Einfache, auf das Ruhige und Dauernde gerichtet ist. Er hat viel praktische Thätigkeit und im Kleinen auch entschiedenes Handelstalent, und wird er aus seinen beschränkten Verhältnissen herausgerissen, so erhält man ihn zwar bis zu seinem Tode nie recht geschmeidig, aber er zeigt sofort große Anstelligkeit und scharfen beweglichen Geist. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade unter den ausgezeichnetern preußischen Juristen sich so viele Westfalen finden. Es gibt überhaupt eine ganze Reihe von Westfalen, welche sich innerhalb und außerhalb Deutschlands als Beamte, Militärs, Gelehrte, Fabrikanten und Großhändler zu einer bedeutenden Stellung aufgeschwungen haben, aber merkwürdig, nur außer ihrer Heimat. Der Westfale scheint Freiheit des Blicks und Unternehmungsgeist im Großen erst dann zu gewinnen, wenn er nicht mehr festklebt in dem gemüthlichen Alltagsleben seines Heimatlandes.

Besonders kräftig ist im westfälischen Charakter eine gewisse Innigkeit des Gefühls. Heine nannte die Westfalen „sentimentale Eichen"; dieses Witzwort war wirklich nicht übel angebracht. Es liegt eine weiche stille Luft über Westfalen her, auf seinen Höhen wie auf seinen Haiden scheint etwas Wehmüthiges zu weben.

Es ist so still, die Ebne liegt
So fromm, in Abendluft gehüllt,
Der Witwe gleich in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht hüllt der Thränen Schein.

Jene Innigkeit gibt sich zu erkennen in der Ehrlichkeit und Treue des Herzens, in der Neigung zum Humor, in der Wärme des religiösen Gefühls, welche sich wol bis zum Tiefsinn steigert. Verwandt damit ist der eingewurzelte Glaube an die Geisterwelt, die Gabe Vorgeschichten zu sehen, das stille Verständniß des Naturlebens. Aber jener Gemüthsrichtung ist auch nicht ganz fremd eine Art von Unbeholfenheit und Unklarheit der Empfindung und des Ausdrucks; mancher talentvolle junge Mann in Westfalen geräth gemach in ein gemüthliches Dämmerleben, aus dem er sich schwer wieder herausreißt. Die westfälischen Sagen haben durchweg nicht das farbig Romantische wie im übrigen Deutschland, desto vernehmlicher singt in ihnen eine leise Klage, ein Ringen aus den Fesseln, mit denen Mensch und Natur bedrückt sind, ebenso oft auch enthalten sie einen derben Spaß über die Gebrechen auf dieser Erde. Dies westfälische Gemüthsleben tritt unter den Schriftstellern bezeichnend bei Annette von Droste-Hülshof, von der die obigen Verse sind, und in Jung-Stilling hervor: sowie man etwa Möser, Stüve, Vincke, Waldeck und Andere als Repräsentanten jenes praktischen und hartnäckigen westfälischen Geistes anführen kann.

Was dagegen dem westfälischen Volke abgeht, ist fliegende Idealität und eine solche schöpferische Kraft, welche unmittelbar auf das Große und Gewaltige gerichtet ist. Es ist leicht empfindlich zu treffen, aber schwer zu begeistern. Es wohnt mitten zwischen Rhein und Weser und nimmt doch am großen Weltverkehr verhältnißmäßig nur geringen Antheil. Westfalen konnte es auch nie zu einer angesehenen Universität bringen. Ueberhaupt ist dies Land keine Stätte für ein lebendiges geistiges Treiben und für eine bewegte Geselligkeit. Seine Bewohner am allerwenigsten haben das französische Bedürfniß nach ewiger Reibung der Geister untereinander, wol aber sind sie gewohnt, jede neue Idee erst Jeder gehörig für sich durchzudenken, um zu sehen, ob wirklich etwas dahinter steckt.

Die Geschichte Westfalens hat sich diesen Charakterzügen des Volks

gemäß entwickelt. Das Land hatte niemals einen Mittel- und Einigungspunkt. Der gemeinsame Volkscharakter ist überall deutlich zu erkennen, so mannichfaltig auch die Beschaffenheit der einzelnen Landestheile ist; aber trotz dieser Gemeinsamkeit vermochte niemals eine Stadt oder ein Fürst über das ganze Land Herrschaft zu gewinnen. Münster ist fast dreimal so groß als jede andere westfälische Stadt: aber sein Einfluß geht auch nur gerade so weit als das eigentliche Münsterland reicht. Münster nennt sich gern Provinzialhauptstadt, weil dort der Sitz der obersten Behörden der Provinz ist: aber es ist und bleibt dem übrigen Westfalen so fremd als eine andere Stadt. In derselben Weise hat jede der übrigen größern Städte in Westfalen ihr bestimmtes Gebiet, für welches sie den Ton angibt: sobald man aber die Grenzen dieses Gebiets überschreitet, hört alle Beziehung zu ihr auf. Es läßt sich daher auch der auffallende Umstand erklären, daß das preußische Westfalen, abweichend von den andern preußischen Provinzen, vier Appellationshöfe hat. Es war die Rede davon, dem Geiste der neuen Gerichtsorganisation gemäß diese vier in ein einziges Appellationsgericht zu vereinigen; aber man überzeugte sich bald, daß es unthunlich sei, weil die einzelnen Landestheile und ihr Provinzialrecht zu wenig untereinander zusammenhängen. Würde man später auch die Appellationshöfe zu Hamm und Arnsberg eingehen lassen, so würden die zu Münster und Paderborn aller Wahrscheinlichkeit nach doch bestehen bleiben.

Westfalen hat auch niemals in der deutschen Geschichte die Vorherrschaft gehabt, kein Kaiser, keine größere Bewegung zu etwas Neuem hin ist aus dem westfälischen Stamme hervorgegangen. Aber immer gab Westfalen ein Schwergewicht ab, immer stemmte es sich mit der vollen Zähigkeit des sächsischen Charakters dem Neuen entgegen, wo es ihm gewaltsam aufgedrungen werden sollte. — Auf westfälischem Boden erhoben sich die Scharen, welche rastlos kämpfend die Römerherrschaft endlich zerbrachen und über den Rhein zurückwarfen. Karl der Große brauchte trotzdem, daß er die ganze Macht und Kriegskunst, die ganze Schlauheit und Grausamkeit der Franken in sich vereinigte, doch dreißig Jahre unaufhörlichen Kampfs, unaufhörlicher Arbeit, um die sächsische Freiheit in Westfalen zu bezwingen, und zuletzt mußte er dennoch den Sachsen dem Franken bürgerlich ganz gleich stellen und sich begnügen, daß das Christenthum für angenommen erklärt wurde. — Die germanische Hofverfassung erhielt sich in Westfalen aufrecht bis auf diesen Tag. In diesem Festhalten an den alten Einrichtungen liegt auch der Grund, weshalb gerade in Westfalen das Femgericht, d. i. das alte freie Volksgericht, in Ansehen blieb, als seine Kraft im übrigen Deutschland schon erloschen war.

Die westfälischen Schöffen behaupteten, auf ihrer rothen, d. i. altfreien, unbezwungenen Erde gelte noch das alte Freimännergericht, vor dem Jeder zu Recht stehen müsse, der selbst noch freier Mann sei. Es wandten sich daher Diejenigen, welche ihre alte Freiheit unverändert bewahrt hatten — und das waren außer den städtischen Freien in vielen Gegenden Deutschlands nur noch die großen und kleinen Dynasten —, an die noch unverändert bestehenden Freigerichte in Westfalen, wenn sie eine Klage auf Leben und Tod widereinander hatten. Andere, wenn sie auch nicht in Westfalen wohnten, erwarben vor dessen Freigerichten das Schöffenrecht nach alter Art. — Die westfälischen Städte erwuchsen schon im frühesten Mittelalter nicht aus abhängigem Volke in kaiserlichen Pfalzen und Bischofssitzen, sondern von Anfang an trat in ihnen eine Vereinigung von freien Grundbesitzern auf, welche nach altem Herkommen ihr Gemeinderecht ordneten. Es ist daher nicht auffallend, daß das soester Stadtrecht die Mutter so vieler andern Stadtrechte wurde und sich über den weiten sächsischen Norden verbreitete. Das ganze Mittelalter hindurch erhielten sich die westfälischen Städte in ihrer Freiheit, sie bestanden siegreich die hartnäckigsten Kämpfe gegen die fürstliche Landesherrschaft, und bildeten ein sehr wesentliches Glied im Hansabunde.

Die Reformation verbreitete sich, wie durch das übrige Deutschland, so auch schnell durch ganz Westfalen, aber nicht auf Anregung der Fürsten, sondern als Volkssache. Die münsterschen Wiedertäufer sind bekannt genug geworden. Ueberall aber blieben in den Städten Reste der katholischen Gemeinden neben den protestantischen bestehen, in mehr als der Hälfte Westfalens wurde nach den langwierigsten Kämpfen von den Fürst-Bischöfen Alles wieder katholisch gemacht. Der Bauernkrieg fand dagegen in Westfalen wenig Theilnahme, weil eben die westfälischen Bauern, gleich den friesischen, stämmiger und gescheiter als das übrige Landvolk in Deutschland, es niemals zu der Unterdrückung hatten kommen lassen, unter welcher dieses seufzte. Erst als im Dreißigjährigen Kriege die Kraft der Städte wie des Landvolks in Westfalen ebenfalls niedergebrochen wurde, kamen die Städte auch hier unter fürstliche Herrschaft und das Landvolk in strengere Hörigkeit. Die Ritterschaften, Domcapitel und Städte bewahrten indessen ihre ständischen Freiheiten bis in die jüngste Zeit. Weil aber Westfalen keine Hauptstadt und keinen Fürstenhof hatte, wo das politische und geistige Leben des Landes sich hätte ansammeln und bedeutender hervortreten können: so erscheint das Land in den letzten beiden Jahrhunderten, in denen die Fürstenhöfe allein die Politik führen, wie ein stiller und träger Theil Deutschlands. Nur Bernhard von Galen, der

Artillerist und Städtezertrümmerer, macht sich noch über Westfalen hinaus bemerklich.

II.

Der bei weiten größte Theil von Westfalen gehört jetzt seit fast einem halben Jahrhundert zu Preußen, welches schon lange vorher durch Besitznahme der Grafschaften Mark und Ravensberg und des Fürstenthums Minden dort festen Fuß gefaßt hatte. Auch in diesem Zeitraume blieb Westfalen bis auf die letztern Jahre vorzugsweise eine stille Provinz, ohne Weltverkehr und Großhandel, ohne Universität und literarisches Leben. Anfangs verharrte Alles bei seinen ruhigen Gewohnheiten, ohne Erhebung, ohne Anstrengung. Die Städte nahmen weder an Volkszahl noch an Industrie besonders zu, die Ritterschaft zog sich auf ihre Güter zurück, das Landvolk hatte schwer zu arbeiten, um sich nur im Sattel zu halten. Man war Preußen aufrichtig dankbar für die Befreiung von der Fremdherrschaft, die in Eile neu errichteten westfälischen Regimenter hatten wacker mitgekämpft und oft mit den Kolben dreingeschlagen — aber ein großer Theil der Bevökerung fand sich unter der preußischen Regierung anfangs unbehaglich. Das waren nicht blos die alten Patrizierfamilien in den Städten und der Landadel, welche unter der alten Wirthschaft der kleinen Fürsten sich gut gestanden hatten; die Zünfte, welche sich in die volle Gewerbefreiheit noch nicht finden konnten; die Bauern, denen die Abgaben zu groß wurden, und welche nunmehr gutsherrliche Prätensionen, die zu ihrer großen Erleichterung unter der französischen Regierung eingeschlafen, wieder aufleben sahen: — es konnte an dem neuen Zustande der Dinge auch keine Befriedigung haben eine große Menge der Gebildetern und Deutschgesinnten, welche ganz andere Früchte von der nationalen Erhebung erwartet hatten, als wirklich eintraten. Das deutschnationale Element hatte überhaupt von jeher in Westfalen Stärke. Keine preußische Provinz fand sich auch schwerer hinein in die Centralisation und Beamtenmacht des modernen Staats als Westfalen, und jetzt erinnerte man sich dort um so lebhafter an die verlorenen ständischen Freiheiten. Zum Erschrecken nahm in vielen Gegenden des Landes die Verarmung unter den bäuerlichen Grundbesitzern zu, ein Hof nach dem andern wurde verkauft und zersplittert; die Gründe lagen im ganzen Gange der Zeitentwickelung, Viele glaubten sie aber wo anders anzutreffen. Vorzüglich aber fühlte sich ein ansehnlicher Theil der in den vormals katholischen Stiftern noch sehr mächtigen Geistlichkeit unter einer strenggeordneten Regierung von deutsch-protestantischer Färbung gar nicht behaglich. Um so wärmer war dagegen das protestantische Element in Westfalen Preußen zugethan, wie denn überhaupt die bemerkten Uebelstände in den schon früher

Preußen angehörigen preußischen Landestheilen weit weniger fühlbar wurden als in den katholischen. Aber zuletzt ließ es sich auch im katholischen Westfalen nicht verkennen, daß das Land im Ganzen gewann, und wenn es auch mit vielen einzelnen Familien langsam zurückging, doch die Bevölkerung im Ganzen mehr vorwärts kam. Die preußische Regierung sorgte für Schulen, Straßen, gemeinnützige Anstalten, verbesserte den Landbau, führte eine wohl ineinandergreifende Verwaltung und eine schnelle und unbestechliche Rechtspflege ein. Allmälig, wenn auch langsam, wurden die Sehnen wieder straffer und wurde fleißiger und praktischer gearbeitet. Die Industriellen, welche in dem gebirgigen Theile Westfalens und in der Mark wohnen, fanden zuerst in der neuern Zeit ihre Rechnung, die Industrie gewann dort von Jahr zu Jahr einen größern Aufschwung und streckte einzelne Fühlfäden auch in das übrige Westfalen aus. Das Paderbornsche und das Münsterland blieben auch hierin am weitesten zurück, hier konnten selbst Verbesserungen im Landbau nur nach und nach sich ausbreiten. Dagegen trat in diesen Landestheilen weckend und zündend ein die katholische Bewegung, welche mit der Verhaftung des Erzbischofs von Köln ihren Anfang nahm, seitdem fortwährend gewachsen ist, und in den letzten vier Jahren eine Schärfe und Rüstigkeit, eine Macht und Organisation erreicht hat, wie man es früher nicht mehr für möglich hielt. Nicht das Rheinland, sondern Westfalen ist der Hauptherd der katholisch-hierarchischen Bestrebungen in Preußen, die in Köln erscheinende „Deutsche Volkshalle" hat ihre Gönner und Abonnenten hauptsächlich in Westfalen.

Als der Frühlingssturm von 1848 ins Land brausete, stand nur eine Partei vollständig organisirt auf dem Platze, das war die katholische; mit leichter Mühe erlangte sie daher in den katholischen Landestheilen bei den Wahlen den Sieg. In den protestantischen fielen dagegen die Wahlen fast durchgängig im constitutionellen Sinne der „Kölnischen Zeitung" aus. Die politische Bewegung von 1830 traf in Westfalen zwar auf regen Anklang, schlief aber bald wieder ein, da sie die breite Masse des Volks nur obenhin berührt hatte. Die Aufregung des Jahres 1848 dagegen griff mit einer nie geahnten Kraft sofort in die niedrigsten Hütten hinein. Es entstanden sogleich in Westfalen hin und wieder Rottirungen von gefährlichem Charakter. Viele fürchteten damals in der That einen neuen Bauernkrieg. Indessen kehrte die äußere Ruhe bald zurück, und es blieb fast das ganze Jahr hindurch in Westfalen dem Anscheine nach ruhig und gemüthlich; wenn man von anderswoher dorthin kam, war man verwundert über den Abstich dieser Ruhe gegen das bewegte Treiben ringsum. Nur den deutschnationalen Bewegungen erwiderte aus Westfalen hellerer

Zuruf, das Fest für den Erzherzog-Reichsverweser wurde in den meisten Städten mit großer Theilnahme gefeiert, die nach Schleswig-Holstein durchziehenden Würtemberger empfing eine Gastlichkeit ohne Gleichen. Erst im November jenes Jahres trat in Westfalen eine Art von demokratischer Partei hervor und hatte auf einmal nicht allein ansehnliche Massen, sondern auch eine geschickte Organisation ins Feld zu stellen. Bei den darauf folgenden Frühjahrswahlen errang sie daher in den meisten Bezirken den Sieg.

Die Parteistellung war jetzt klar. In den katholischen Theilen bildete die katholisch-politische mit der Adelspartei eine einzige feste Organisation, welche an Mitteln die übrigen Parteien hinter sich läßt. Mit ihr aufnehmen konnte es nur die demokratische Partei, welche zwar im Ganzen in Westfalen gemäßigt war, aber noch weitern Boden gewonnen hätte, wenn sie lediglich auf die wirklichen Zustände eingegangen wäre.

Westfalen bietet für staatsbürgerliche Freiheit noch die gesunde Grundlage von selbständigen und zahlreichen Bauern. Diese sind im Grunde genommen recht conservativ, geben nichts auf Weltverbesserungsideen und luftige Pläne, mit socialistischen Ansichten darf man ihnen erst recht nicht kommen — aber sie wollen vor allem eine einfache und billige Regierung, die sie begreifen können, und wollen auch ihre Gemeindesachen selbst regieren. Ungefähr ebenso denkt der wohlhabendere Kaufmann, Oekonom und Handwerker in den Städten Westfalens. Eine politische Partei, welche ruhig und gemeinverständlich für die Freiheit und Bildung des Volks arbeitet, findet deshalb bei den genannten Volksclassen in Westfalen eine kräftige Stütze, während eine stürmische Demokratie bei ihnen sehr bald das Vertrauen verliert, und republikanische Ideen ohne Anklang bleiben. Anders steht es dagegen mit der Unzahl von sogenannten „kleinen Leuten", welche in Westfalen ebenfalls in den letzten dreißig Jahren aufgekommen sind. Dazu gehören die Heuerlinge, Stötter, Einlieger, Tagelöhner und Kleinkrämer auf dem Lande, und die Handarbeiter und ärmern Handwerker in den Städten. Die arme Bevölkerung auf dem Lande vermehrte sich, als in Folge der gesteigerten Abgaben und Abfindungen einerseits, und der Loslösung der Bauerngüter aus dem gutsherrlichen Verbande andererseits so viele Höfe zersplittert wurden. Die ärmern und sehr häufig selbst in ihrem Geschäfte nicht ausgebildeten Handwerker überströmten die Städte, seitdem alle Gewerbe freigegeben wurden. Die Handwerker in Westfalen überhaupt fühlten sehr wohl, daß sie ganz in der Stille, aber unhemmbar ins Proletariat hinabsinken; sie waren daher früh und eifrig beschäftigt, durch die Mittel, welche ihnen in den neuesten Gewerbeordnungen geboten wurden, ihre Lage zu verbessern, und wenn man den jährlichen Versammlungen des

westfälischen Handwerkervereins einmal beiwohnte, mußte man sich freuen über die Menge von gescheiten und redegewandten Männern unter diesen Handwerkern. Indessen sind weder die Zünfte wieder erstanden, noch haben die Gewerberäthe und Gewerbegerichte Bedeutung erlangt; nur die Nothwendigkeit, erst ein Meisterstück zu machen, hält wenigstens Einige von der zu frühen Niederlassung als Handwerksmeister ab. Die gebildetern und vermögendern Handwerker haben aus diesen Bewegungen Anregung und Kraft gezogen, durch eigene Arbeit und Fortbildung sich eine gesicherte Stellung zu begründen; unter dem großen Haufen der Uebrigen ist die innere Unruhe und Unzufriedenheit vermehrt. Diese bleiben auch fortan zugleich mit jener ärmern Landbevölkerung die Beute für jede stärkere politische Bewegung, und die letzten Jahre haben angezeigt, daß unter diesem Volke in Westfalen wirklich ein Feuer unter der Asche glüht.

Während nun in den katholischen Theilen Westfalens die kirchlich-politische und die demokratische Partei aus den bezeichneten Classen ihre Kräfte ziehen, ist dort die constitutionelle Partei, welche hauptsächlich aus Beamten, vermögendern Städtern und Gutsbesitzern besteht, in offenbarer Minderheit und kann sich nur dadurch Geltung verschaffen, daß sie durch ihren Zutritt der einen oder der andern Partei den Ausschlag gibt. Dagegen hat die Partei, deren Wortführer die „Neue Preußische Zeitung" ist, dort gar keinen Boden, wie denn überhaupt die letztgenannte Zeitung in keiner Provinz Preußens so wenig Leser hat wie in Westfalen.

Anders ist die Parteistellung in den protestantischen Theilen Westfalens. Es fehlt dort ein so mächtiges kirchliches Element, wie die katholische Geistlichkeit es ist mit ihrem unmittelbaren Anhange. Deren Stelle auszufüllen, ist die dortige Partei der „Neuen Preußischen Zeitung" lange nicht mächtig genug, diese findet nur in einigen nicht zahlreichen Gutsbesitzern, Predigern und Männern von pietistischer Richtung Vorfechter. Auch die demokratische Partei zählte dort nicht so viele Anhänger unter den besitzenden Volksclassen als im katholischen Westfalen, schien dafür aber auch hin und wieder einen socialistischen Anflug zu haben. Entschieden am mächtigsten an Zahl der Theilnehmer und an Mitteln ist im protestantischen Westfalen die preußisch-constitutionelle Partei. Diese würde, wenn sie die Rührigkeit und Organisation ihrer Gegner besäße, wahrscheinlich auch bei den Wahlen stets die Oberhand behalten. Die Erkenntniß des Guten aber, was dem Lande dadurch, daß es ein Theil Preußens ist, erwächst, ist in den protestantischen Landestheilen durch alle Volksclassen verbreitet, während sie in mehren katholischen Gegenden hauptsächlich nur bei den Gebildetern zu finden ist.

Im Ganzen genommen hat die politische und religiöse Aufregung der letztern Jahre, soviel Herbes sie auch mit sich führte, auf Westfalen wohlthätig gewirkt, weil sie die Geister aus ihrer gemüthlichen Ruhe zur Thätigkeit und zum Selbstdenken aufgerüttelt hat. Die Segnungen, welche Westfalen der preußischen Regierung verdankt, treten auch in seinen katholischen Gebieten immer auffälliger zu Tage, seitdem das Geschlecht, welches die alten Regierungen und Zustände fallen sah, zu Grabe gegangen. Es regt sich durch ganz Westfalen, selbst bis in die stillsten Gegenden des Münsterlandes hinein, eine junge Unternehmungslust, die Städte nehmen in überraschender Weise an Volksmenge zu, der Bauer ist mit ersichtlichem Erfolge daran, seinen Hof ganz dienst- und schuldenfrei zu machen, die Eisenbahnen und der lebhaftere Verkehr setzen die bisher todtliegenden Capitalien in Thätigkeit. Westfalen hat viel nachzuholen, aber es hat auch hinlängliche Mittel, um zu bestreiten, was die neue Einrichtung kostet. So regsam die westfälischen Städte in der Hansa waren, so mannhaft sie so gut wie die Bauern ihre Freiheit gegen Fürsten und Ritterschaft vertheidigt haben, eben solche Thätigkeit und Rüstigkeit mag auch nach und nach durch ganz Westfalen wieder aufblühen.

Gedichte.

Ein Volkslied von den Shetland-Inseln.

Mitgetheilt

von

Ferdinand Freiligrath.

Die Shetland-Inseln sind, soviel uns bekannt, in dem großen Reigen nationaler Lyrik bisher noch nicht vertreten gewesen. Keiner der bekannten schottischen und englischen Sammler hat Proben ihres Volksgesanges (oder vielmehr der Reste desselben) gegeben, und wir forschen darum auch vergeblich nach solchen in den Werken von Herder, Wolff, Menzel, Fiedler, der Talvj u. A. — Das nachstehende Lied, in der Form den Balladen des schottischen Festlandes sich anschließend, dem Inhalt nach jedoch vom eigenthümlichsten localen Gepräge, ist unlängst von Lieutenant Thomas in den „Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland", Vol. I. Part 1 (Edinburg, 1852) veröffentlicht worden. Möchten aus den nämlichen Quellen weitere Mittheilungen erfolgen, so wird sie der Uebersetzer ebenfalls gern zur Kunde der Heimat bringen. — Nunmehr das Gedicht selbst.

Der große Seehund von Sule Skerrie.

Volksballade von den Shetland-Inseln.

Eine irdische Amme sitzt und singt,
Und immer singt sie: „Kind, schlaf ein!
Wenig kenn' ich deinen Vater, Kind;
Viel wen'ger das Land, da er schreitet drein!"

Aufstand da Wer an des Bettes Fuß,
Und ein Gast war der, ein grämlicher, traun!
„Hier bin ich, Vater zu deinem Kind,
Ob auch nicht lieblich anzuschaun!"

„Ich bin ein Mann wohl auf dem Land,
Und ich bin ein Seehund in der See;
Und wenn ich fern bin, und fern vom Land:
In Sule Skerrie, da wohnt' ich von je!"

„Es war nicht wohl", sprach das Mädchen schön,
„Es war nicht wohl, in der That", sprach sie,
„Daß zu mir kam und ein Kind mir gestand
Der große Seehund von Sule Skerrie!"

Nun hat er gelangt einen Beutel Gold,
Und er hat ihn auf ihr Knie gestellt,
Sprechend: „Gib mir meinen kleinjungen Sohn,
Und nimm dir auf dein Ammengeld!

Und es wird geschehn einen Sommerstag,
Wenn die Sonne scheint heiß auf jeglichen Stein,
Daß ich nehmen will meinen kleinjungen Sohn,
Und ihn schwimmen lehren ins Meer hinein!

Und du wirst frein einen Schützen stolz,
Und ein stolzer Schütz wird er sein, weiß ich;
Und den ersten Schuß, den immer er schießt,
Schießt er todt meinen kleinjungen Sohn und mich!"

Im Mai.

Von

Julius von Rodenberg.

1. Mailied.

Die Sonne hat ihren goldnen Schein
Ueber die Welt ergossen;
Maiglöckchen duften am Wiesenrain,
Waldlilien und Veilchen sprossen.

Die Quellen rauschen, es schäumt der Bach,
Die Wellen scheinen und blinken;
Die Lerchen steigen der Sonne nach,
Und fröhlich schlagen die Finken.

Der Wald steckt seine Fahnen aus,
Es lodern die Blütenkerzen —
Der Frühling schreitet von Haus zu Haus
Und pocht an Thüren und Herzen.

O seht, wie jubelt die Kinderschar
Dem freundlichen Herrn entgegen!
Mit Kränzen schmückt er ihr golden Haar,
Und gibt ihnen still seinen Segen.

Den schönen Mädchen streift er die Wang'
Mit der mildesten Lüfte Fächeln:
Und wenn sie geweint den Winter lang,
Im Mai da müssen sie lächeln.

Der Burschen Weise versteht er gut —
Er sieht sie nur an von der Seite,
Da nehmen sie Stab und Wanderhut,
Und pilgern hinaus in das Weite.

Der Frühling führt sie bergab, bergan,
Um ihnen die Welt zu zeigen;
Das Schönste, was man sich denken kann,
Das gibt er ihnen zu eigen.

Das Schönste, was man sich denken kann,
Das hat er mir längst gegeben:
Ich sehe die Welt und den Himmel an
Und freue mich über das Leben!

2. Lustiger Vogel.

Ein Mädchen saß in tiefem Leid,
Es sah die Vögel fliegen —
„Ach, dürft' ich mich in dieser Zeit
In blauen Lüften wiegen!

In Aetherduft und Sonnenschein
Wie ich die Flügel schwänge!
Bis daß ich möcht' im Himmel sein
Und mit den Engeln sänge."

Waldvöglein in der Linde saß;
Es rauschten leis die Aeste —
So bunt das Feld, so grün das Gras,
Die Sonne schien aufs beste.

Es sang: „Keine beſſ're Luſt fürwahr
Als ſich im Baum zu wiegen;
Mich freut die Luft, der Schein ſo klar,
Mag gar nicht weiter fliegen.

Denn wer den Himmel nicht vergißt
Beim Sonnenſchein der Erden,
Und wer im Lenz nicht ſelig iſt,
Der kann es niemals werden!"

3. Der Frühling auf dem Katheder.

In den alten Bergen ſchmilzt der Schnee,
Im Strom zergehn die Schollen;
Es wogt in den Lüften der Wolkenſee,
Seine dunkeln Wellen rollen.

Frei fließt der Schöpfung ſinnige Kraft,
Die lange ins Stocken gerathen;
In die höchſten Bäume ſteigt der Saft,
Im Thale knoſpen die Saaten.

Das Feld und der Wald ſind aufgewacht,
Des langen Traums überdrüſſig;
Ihre Quellen rieſeln bei Tag und Nacht,
Die ganze Natur wird flüſſig.

O Dichter, wie haben dich doch verwirrt
Die Bücher gelehrter Verfaſſer!
Die ganze Kathederweisheit wird
Dir unter den Händen zu Waſſer.

Drei Lieder.

Von

Maria Jäger.

1. Daß ich an dich denke immerdar.

Daß ich an dich denke immerdar,
Daß du bei mir weileſt Tag und Nacht,
Noch iſt's meinem Herzen ſelbſt nicht klar,
Ob es ſchwer, ob leicht mein Leben macht.

Denk' ich dein in kummervoller Zeit,
Wird ſie hell, und jeder Gram entweicht
Vor den Wonnen der Vergangenheit; —
Denk' ich dein, wird mir das Leben leicht.

Denk' ich dein, wenn es mir Rosen streut,
Ohne dich sind's, ach, nicht Rosen mehr,
Und zur Qual wird, was mich sonst gefreut; —
Denk' ich dein, wird mir das Leben schwer!

2. Vorüber der Mai.

Vorüber der Mai, die selige Zeit,
Vorüber das sonnige Glück!
Und ach, von der blühenden Herrlichkeit
Was blieb Dir im Herzen zurück?

O zog aus den Düften, dem Sonnenschein,
Aus Blumen und Vögelgesang
Ins Herz Dir die junge, die Liebe hinein,
Die all diesen Jubel durchklang?

Und fühlst Du, ob außen das Glück vorbei,
Ob Blüt' auf Blüte entschwebt,
O fühlst Du, daß dennoch die Seele des Mai
Allewig in Deiner noch lebt?

3. O Mond, o lösch' dein goldnes Licht!

O Mond, o lösch Dein goldnes Licht,
O Nacht, sei nicht so schön,
O lieben Sterne, funkelt nicht,
Ich möchte schlafen gehn.

Schon fallen mir die Augen zu,
Die lang sich müd' gewacht —
Und doch, ich finde keine Ruh'
In solcher Zaubernacht!

O Menschen, seid nicht allzu gut,
O Welt, sei nicht so schön,
Weckt mir nicht neue Lebensglut,
Ich möchte schlafen gehn.

Mein Tag erlosch, schon winket mir
Ein Stern von ew'gen Höhn,
Und doch, doch ist mein Herz noch hier —
O Welt, sei nicht so schön!

Literatur und Kunst.

Für gewisse Gebiete der italienischen Geschichte, namentlich für die Geschichte der Diplomatie und der Kunst, hat Alfred von Reumont sich schon seit längerm den Rang einer Autorität erworben. Im Einzelnen läßt sich an seinen Leistungen allerdings Manches aussetzen oder doch anders wünschen; sein Stil ist nicht selten geschraubt, seine Anordnung nicht immer ganz natürlich und sachgemäß, seine ganze Darstellungsweise, besonders aber die Art seiner Charakteristiken zu belletristisch gehalten und dadurch zuweilen in der Gefahr nicht ganz wahr zu sein; auch begegnet es ihm mitunter, daß er seinen Fleiß an gar zu geringfügige Dinge wendet und dafür alsdann die Resultate seiner Forschungen höher anschlägt als ihnen zukommt. Daß aber das Ansehen, dessen er genießt, im Ganzen kein unverdientes ist, und daß in der That, was die eben bezeichneten Gebiete betrifft, nur sehr Wenige sich mit ihm vergleichen lassen, sei es an Umfang und Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, sei es an Fleiß und Sorgfältigkeit der Studien oder sei es endlich an Sauberkeit und Schärfe der Ausarbeitung, dafür bieten die soeben erschienenen „Beiträge zur italienischen Geschichte, von Alfred von Reumont" (2 Bände, Berlin, Decker) einen höchst glänzenden und ehrenvollen Beweis. Wir erhalten darin eine Reihe monographischer Abhandlungen und Schilderungen, welche der Verfasser, seitdem die Bekanntschaft mit Leopold Ranke im Frühling 1830 ihn zuerst der italienischen Geschichte zugeführt, in verschiedenen Zeiträumen und unter vielfachem Wechsel des Aufenthalts ausgearbeitet hat und durch deren bunte Mannichfaltigkeit der seltene Umfang seiner Studien deutlich bezeichnet wird. Sie betreffen theils die politische Geschichte, theils die Sittengeschichte, theils und besonders auch hervorragende Persönlichkeiten der Literatur und der Kunst und erstrecken sich vom 13. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Vieles davon erinnern wir uns schon früher an andern Orten gelesen zu haben, namentlich in Raumer's „Historischem Taschenbuch". Doch wird jeder Freund der italienischen Geschichte sowie überhaupt jeder gebildete Leser auch diese frühern Arbeiten in der vorliegenden Sammlung mit Vergnügen wiederfinden. — Nach dem Muster seines berühmten Lehrers, dem das Buch auch zugeschrieben ist, liebt der Verfasser das Allgemeinste mit dem Besondersten zu verbinden, wobei auch scheinbar zufällige und untergeordnete Züge, wenn sie nur übrigens zur lebendigern Charakteristik dienen, nicht verschmäht werden. Dies gibt seiner Darstellung einen großen Reiz, besonders auch für solche Leser, die mehr der Unterhaltung als des Studiums halber lesen. Denn während die Letztern sich durch die gehäuften Episoden und die vielen anekdotenhaften Zuthaten nicht selten zerstreut und von der Hauptsache abgelenkt fühlen und auch zuweilen wol die richtige Kritik in Schätzung des Wichtigen und Unwichtigen, Passenden und Unpassenden vermissen, dienen diese Zuthaten unzweifelhaft dazu, die Aufmerksamkeit des Laien in Thätigkeit zu erhalten und ihm über die Trockenheit und Unfruchtbarkeit einzelner Untersuchungen hinwegzuhelfen. — Es sind im Ganzen 14 Abhandlungen, von denen uns besonders diejenigen „über italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse, vom 13. bis 16. Jahrhundert", über „Galilei und Rom", ferner über „Agnolo Firenzuola und die italienische

Novelle", sowie über die „Herzogin von Paliano", eine Criminalgeschichte aus der Familie der Caraffa, angesprochen haben — diese sämmtlich im ersten Bande. Aus dem Inhalt des zweiten heben wir die Aufsätze über Francesco Burlamacchi hervor, ferner über den Raub florentinischer Kunstschätze durch die Franzosen, über Balbo's italienische Geschichte, sowie den Lebensabriß Giacomo Leopardi's, der, hauptsächlich nach mündlichen Ueberlieferungen gearbeitet, in Betreff des Materials beiweitem das Vollständigste und Gediegenste ist, was wir über diesen ebenso merkwürdigen wie unglücklichen Dichter besitzen. Ob der Verfasser jedoch Recht gethan auch einer Erscheinung gegenüber wie diese, an seinem streng royalistischen und kirchlichen Standpunkte festzuhalten und ob es überhaupt möglich ist, von der Grundlage solcher Ansichten aus einem Manne wie Leopardi gerecht zu werden, das ist freilich eine andere Frage, die sich wol Niemand so leicht entschließen wird zu bejahen. H. Fk.

Unsere Dichter, Alt und Jung, von der rechten und der linken Seite, entwickeln seit einiger Zeit eine ganz ungemeine und namentlich in der deutschen Literatur sonst ganz unbekannte Fruchtbarkeit im erzählenden Gedicht. An und für sich und von dem Werthe der einzelnen Producte ganz abgesehen, ist das nun ein höchst erfreuliches Zeichen, gerade wie die Rückkehr zum Drama und Roman, welche unsere Literatur seit Ende der dreißiger Jahre gemacht hat. Alle diese Dichtgattungen erfordern eine gewisse Concentration, eine gewisse Plastik des poetischen Talents; sie erfodern ferner eine aufmerksame Beobachtung der Wirklichkeit sowie eine unbefangene Schätzung der Welt und der Menschen; endlich und vor allem aber erfodern sie auch jenen ausdauernden Fleiß und jenes Gefühl für die Einheit und Gleichmäßigkeit einer künstlerischen Composition, das uns bei der üblichen lyrischen Unbestimmtheit sowie andererseits bei der falschen Genialität unserer halb philosophirenden, halb kritisirenden, aber nur selten producirenden Dichter so ziemlich abhanden gekommen war. Eine Nation von dem Reichthum der Bildung, von der Größe der praktischen Aufgaben und selbst auch von der glänzenden literarischen Vergangenheit gleich der deutschen konnte sich unmöglich auf die Dauer mit einer Poesie begnügen, die wesentlich nur in lyrischen Gedichten bestand, wie dies bei uns fast 20 Jahre hindurch, bis zum Anfang der vierziger Jahre, der Fall war. Die Preise des Drama und des Epos sind freilich sehr schwer zu erringen, sie setzen lange Uebungen voraus und eine gewisse Technik, die sogar erst traditionell geworden sein muß, um mit voller Freiheit und Unbefangenheit geübt zu werden; während der lyrische Dichter, der Dichter der Sehnsucht und der Erinnerung, in jeder Epoche leben kann, auch in der politisch versunkensten und ohnmächtigsten, ja während ein einzelnes lyrisches Stück auch einem Dichter ganz vortrefflich gelingen kann, dessen Talent übrigens nur höchst mittelmäßig — so sind Drama und Epos vielmehr die Arbeit ganzer Generationen und können nur da wirklich zur Reife gelangen, wo ein ganzes Volk sich auch praktisch zu epischer Thatkraft, zu dramatischer Beweglichkeit zusammenrafft.

Insofern also hätten wir allen Grund diese neuesten epischen Versuche unserer Dichter mit günstigem Vorurtheil zu empfangen; so unreif sie auch

sein mögen und mit so großer Vorliebe die meisten von ihnen auch noch das alte Gebiet der Sentimentalität und der Gefühlsschwärmerei anbauen, so können sie uns doch immerhin als Zeichen dienen, daß die Nation auf dem Wege ist, sich innerlich zusammenzunehmen, und daß, wenn auch noch so tief verborgen und für den Augenblick in noch so verkümmerter Gestalt, doch irgendwo ein Keim von Thatkraft und männlicherm, gediegenerm Sinne sich zu regen anfängt.

Allein diese angenehmen Vorurtheile verlieren sich größtentheils, sowie wir den einzelnen Gedichten näher ins Auge schauen. In den meisten von ihnen ist von epischer Handlung so wenig zu spüren wie von männlicher Gesinnung oder Einheit der künstlerischen Form; was in diesen sogenannten erzählenden Gedichten Erzählendes ist, das ist meistentheils aus den Romanen unserer Leihbibliotheken entlehnt, die poetische Zuthat aber besteht durchgängig in einem Luxus von Schilderungen, bei denen auf Glanz der Bilder und Glätte oder Neuheit der Reime weit mehr Bedacht genommen ist als auf Wahrheit der Anschauungen und Treue des Ausdrucks, sowie aus einer Flut von Reflexionen und Selbstbespiegelungen, mit denen der Dichter um so geschwätziger um sich greift, je weniger er seines eigentlichen epischen Stoffes oder vielmehr der novellistischen Verwickelung, die ihm als solcher dienen muß, Herr zu werden vermag. Es ist richtig, daß die poetische Erzählung als eine Art von Zwittergattung, gleichsam die poetische Novelle, darin minder strenge Grenzen hat und größern Spielraum für die Subjectivität des Dichters gewährt als das eigentliche epische Gedicht. Allein in dem Grade, wie unsere jüngsten Dichter es thun, darf diese Freiheit doch unter keinen Umständen erweitert werden. Handlung und Charakteristik, diese beiden Grundpfeiler der dramatischen wie der epischen Poesie, dürfen von dem erzählenden Gedicht wol gleichsam mit etwas reicherm Laubwerk umrankt werden, fehlen aber dürfen sie auch hier niemals. In der Mehrzahl unserer neuesten Versuche fehlen sie jedoch in der That; es sind unausgetragene lyrische Gedichte, zu einem formlosen Klumpen zusammengeballt, der nun so wenig lyrisch wie episch oder überhaupt lebensfähig ist, fratzenhafte Wesen mit klafterlangen Armen und Beinen und einem Kopf wie ein Stückfaß, aber mit einem winzigen, fast unsichtbaren Leib, in dem wir vergebens nach einem das Ganze beherrschenden, das Ganze zusammenhaltenden Herzschlag suchen. Von dem Antheil, den an vielen dieser ephemeren Erscheinungen der — Buchbinder hat und daß manche von ihnen ganz offenbar nur geschrieben sind, weil diese Gattung jetzt in der Mode ist und weil der Verleger gedrucktes Papier brauchte, einen allerliebst vergoldeten Einband damit auszufüllen, davon wollen wir gar nicht erst sprechen. Solcher handwerksmäßigen Nachahmer finden sich überall, machen sie nicht in erzählenden Gedichten, so machen sie in Dorfgeschichten oder politischen Dramen oder in irgend etwas Anderm, was gerade an der Tagesordnung ist; wäre also in der in Rede stehenden Gattung übrigens nur mehr Leben und gesunde frische Kraft, so möchten wir diese Dichter „von Buchbinders Gnaden" schon immer ihr Wesen treiben lassen.

So aber steht der Werth Dessen, was in dieser Richtung producirt wird, fast genau im umgekehrten Verhältniß zu der Fruchtbarkeit, welche unsere Dichter dabei an den Tag legen. Beinahe ein Dutzend solcher erzählenden Gedichte, alle in demselben zierlichen Miniaturformat und derselben glänzenden Ausstat-

tung, liegt vor uns; es sind einige Namen darunter, die sich durch andere Productionen bereits eine nicht unverdiente Anerkennung erworben haben — und doch ist nur ein einziges Gedicht unter allen, das wir als wirklich gelungen und als eine dauernde Bereicherung unserer Literatur bezeichnen können. Das ist „Ada die Lesghierin. Ein Gedicht von Friedrich Bodenstedt" (Berlin, Decker). An der Fabel des Gedichts, soweit sie Erfindung des Dichters ist, ließen sich allerdings auch nicht unerhebliche Ausstellungen machen. Die Anlage ist vortrefflich, sowie überhaupt das ganze erste Drittel des Buchs bei weitem das gelungenste ist; Emir Hamsad, der zur Blutrache Verpflichtete, der so lange ehrlos umherschweifen muß, bis er die Schuld gesühnt und seinem Blutfeind das Leben geraubt hat, ist eine prächtige Erscheinung, von großartig kecken Zügen und einer Naturwahrheit, die unwiderstehlich hinreißt. Allein in dem Fortgang des Gedichts wird Hamsad zu sehr in Schatten gedrängt von dem Derwisch Muhammed, der ohne Widerspruch ebenfalls eine höchst interessante und charakteristische Figur ist, uns aber doch für die Unbedeutendheit, zu welcher der eigentliche Held des Gedichts durch ihn herabgedrückt wird, nicht zu entschädigen vermag. Auch hat die Mitte des Gedichts etwas Schleppendes, die Handlung steht zu lange still; wo wir ihren kräftigsten Fortgang erwarten und der kühnsten Steigerung der Verwickelung entgegensehen, erhalten wir didaktische und andere Episoden, die an sich recht schön, aber hier doch nicht an ihrem Platze sind. Am allerwenigsten aber kann der Ausgang des Gedichts befriedigen. Derselbe ist offenbar ganz willkürlich angesetzt und verletzt überdies das Gefühl des Lesers, der keinen Grund absieht zu dieser allgemeinen grausamen Metzelei. Der Derwisch war der Nemesis verfallen, ganz gewiß, und auch Ali der Wolf mochte untergehen: aber was hat Emir Hamsad gethan, der von der List des Derwisch nicht einmal die leiseste Ahnung, geschweige denn eine Mitwissenschaft hat, was die liebliche, unschuldvolle Ada, daß sie ebenfalls dem Untergange geweiht werden?! Auch ist es ein altes Gesetz, welches das Epos so gut beachten muß als das Drama, daß der Untergang des Helden nicht zu plötzlich und nicht durch zu untergeordnete Personen herbeigeführt, auch dicht am Schlusse keine neue Person mehr eingeführt werden darf, die für die Wendung des Gedichts entscheidend wird, es wäre denn daß wir schon vorher von ihr wissen und auf ihr Erscheinen vorbereitet und sogar gespannt worden sind. Dies aber ist in Bodenstedt's „Ada" mit diesem Achmet-Chan der Fall, dessen Namen wir Seite 299 aus Ada's Munde zum ersten mal nennen hören und der dann kaum 50 Verse weiter als der Hebel der Katastrophe auftritt. — Doch hat das Gedicht noch immerhin Schönheiten genug, um diese und einige ähnliche Mängel der Composition aufzuwiegen, und sogar recht reichlich aufzuwiegen. Daß Bodenstedt ein Meister der Natur- und Sittenschilderung ist, weiß man schon aus seinen frühern Gedichten; in der „Ada" aber fand er volle Gelegenheit, diese Meisterschaft seines Talents nach allen Seiten hin zu entfalten. Die Pracht dieser Gebirgswelt, das Rauschen ihrer Ströme, die Lieblichkeit ihrer Gärten, die erhabene Einsamkeit ihrer Steppen ist mit unvergleichlicher Treue und Lebhaftigkeit geschildert; ebenso auch die Sitten ihrer Bewohner, diese unbezwingliche Kampf- und Freiheitslust, diese Ursprünglichkeit und Energie der Leidenschaften, dieser Fanatismus des Glaubens, verbunden mit dieser Innigkeit und Tiefe der

Liebe und dieser edlen ritterlichen Schwärmerei. Die Charaktere sind ohne Ausnahme vortrefflich gehalten; selbst Schamyl, der Prophet und Held von Dargo, tritt in den wenigen Scenen, in denen er uns vorgeführt wird, mit einer Ueberlegenheit und Größe des Charakters auf, daß wir sofort den obersten Helden und Priester, den Rächer und Befreier seines Volks in ihm erkennen. Auch die Schlachtscenen und kriegerischen Schilderungen sind von einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit, der wir sonst bei unsern Poeten nur selten begegnen. Die Sprache ist größtentheils einfach und dem Gegenstande angemessen, ohne darum des poetischen Schwungs zu entbehren; den vielfachen Wechsel des Rhythmus wagen wir nicht zu tadeln, da derselbe durch das Herkommen bei uns für Gedichte dieser Gattung einmal sanctionirt ist, so sehr wir unserstheils auch die Einheit und Gleichmäßigkeit der sprachlichen Form für eine nothwendige Bedingung des epischen Gedichts halten. Alles zusammengenommen hat Bodenstedt die Erwartungen, welche seine frühern Arbeiten erregt hatten, durch sein neues Werk aufs glänzendste erfüllt und das Wohlwollen, welches die deutsche Kritik ihm entgegengebracht, aufs vollkommenste gerechtfertigt. Daß wir unter unsern jüngern Poeten keinen zweiten haben von diesem geübten Blick und diesem Reichthum der sinnlichen Anschauung, das mag man zum Theil der Gunst seines Schicksals zuschreiben, das ihn frühzeitig, gerade in jenen verhängnißvollsten Jahren, wo der deutsche Jüngling bei uns gewöhnlich aus dem Rausch des Studententhums zum Katzenjammer des Philisterthums erwacht, in ferne Länder, in eine großartige Natur und unter kräftige, sinnlich natürliche Menschen führte. Aber der Fleiß, mit dem er sein Talent ausgebildet hat, der Ernst seiner Studien, die Tüchtigkeit seines sittlichen Wesens, sowie dieses schöne gesunde Maß, das er in allen Stücken bewahrt — das ist denn doch sein erworbenes Eigenthum, für das wir ihn loben und preisen und Andern zur Nachahmung aufstellen wollen. — Daß sie das Muster gebrauchen können, wird die Fortsetzung dieses Artikels in der nächsten Nummer beweisen. R. P.

Schon der weise Salomo hat erinnert, daß Alles seine Zeit hat; auch die Struwwelpeteriaden, die vor einigen Jahren in unserer Jugendliteratur aufkamen, haben die ihre gehabt. Als Gegensatz gegen die weichlich sentimentale Richtung, die bis dahin den größten Theil unserer Kinderschriften beherrscht hatte, war sie sogar vollkommen in ihrem Recht und durfte immerhin als ein Fortschritt bezeichnet werden; auf die schwächlich mondscheinartigen Gestalten, mit denen man die Phantasie unsere Kinder grundsätzlich verwässert hatte, mochte der derbe Humor des „Struwwelpeter" mit seinen grotesken Zerrbildern immerhin an seiner Stelle sein; die Extreme berühren sich eben überall, selbst auch in dem Gebiet der friedlichen Kinderliteratur — was Wunder denn, daß der Caricatur der Sentimentalität die Caricatur des Humors auf die Fersen trat. Etwas bedenklich konnte Einen dabei allerdings der Umstand machen, daß die Struwwelpeter doch im Ganzen genommen weit mehr Glück bei den Erwachsenen machten als bei Denen, für die sie ursprünglich bestimmt waren, bei den Kindern, wofür namentlich auch die vielfachen Nachahmungen, die politischen, socialen 2c. Struwwelpeter sprachen; es mußte in diesen Caricaturen denn doch also

schon etwas Reflectirtes, etwas künstlich Erzwungenes liegen, das die Erwachsenen zwar kitzelte, den Kindern aber im besten Fall unverständlich blieb, während es ihnen im schlimmern Falle sogar schädlich werden konnte. Auch möchte es wol noch einer nähern Prüfung werth sein, ob es wirklich rathsam ist, den jugendlichen Sinn, der ja im Gegentheil zum Gefühl des Schönen erweckt werden soll, mit Monstrositäten und Caricaturen anzufüllen. Jedenfalls freuen wir uns, daß die bisherige Alleinherrschaft der Struwwelpeter im Begriff steht, gebrochen zu werden, und zwar durch ein Buch, das im Gegentheil das Saubere, Anmuthige, Naturtreue zu seinem eigentlichsten Elemente macht und dem jugendlichen Sinn durch kindliche Einfachheit und Wahrheit in demselben Maße entgegenkommt, wie die Struwwelpeter denselben durch kolossale Uebertreibung und fratzenhafte Entstellung in Verwirrung zu setzen drohten: „Fabeln und Erzählungen für kleine und große Kinder, in Versen und Silhouetten von Karl Fröhlich" (Kassel, Luckhardt). Der Verfasser hat sich schon früher durch eine Gedichtsammlung „Blumen am Wege", die zu ihrer Zeit auch in diesen Blättern besprochen ward, als ein poetisches Gemüth bewährt, von klarer und inniger Empfindung und einfachem natürlichem Ausdruck. Diese Einfachheit und Natürlichkeit zeichnet auch die meisten der hier mitgetheilten Fabeln und Gedichtchen aus; dieselben sind größtentheils kindlich einfach, ohne darum, wie es unsern modernen Kinderbüchern so häufig begegnet, in das Kindische und Einfältige zu verfallen. Daß dem Verfasser der ernst wehmüthige Ton im Allgemeinen besser gelingt als der komische, wird Diejenigen, welche die „Blumen am Wege" kennen, nicht befremden. In der That hat diese Komik „vom Aeffchen", „vom Pudel Az, Kater Mitz und Hasen Nuck" ꝛc. mitunter etwas Erzwungenes und Frostiges, sodaß man dabei wol gar in die Versuchung geräth, sich nach den grotesken aber wirksamen Späßen des „Struwwelpeter" zurückzusehnen. Doch sind die Gedichte auch nur die Nebensache im Buch, sogar noch im höhern Grade als es schon bei dem „Struwwelpeter" der Fall war und mehr oder weniger bei allen echten Kinderbüchern der Fall ist. Die Hauptsache sind die Zeichnungen oder besser gesagt Schattenrisse, zu denen die Originale vom Verfasser mit der Scheere ausgeschnitten worden. Man muß, wie es dem Referenten vergönnt war, ein derartiges Original in Händen gehabt und die unübertreffliche Sauberkeit derselben bewundert haben, um es glaublich zu finden, daß diese Bilder wirklich keine andere Entstehung haben als die kunstfertige Scheere des Dichters: so wunderbar fein sind sie, von so richtigen Verhältnissen und so charakteristischer Natürlichkeit. — Der Verfasser schildert im Vorwort mit einfachen Worten, denen man aber das Tiefempfundene wol anmerkt, die wehmüthige Freude, welche die Uebung dieses seltenen Talents ihm selbst schon seit früher Jugend bereitet hat, sowie den Jubel, den er damit unter der Kinderwelt verbreitete, wenn er so vor ihren Augen, mit nichts weiter ausgerüstet als mit einer Scheere und einem Stück schwarzen Papiers, eine ganze lustige Zauberwelt, Bäume und Blumen, Hirsche und Hasen, Pferde und Reiter emporwachsen ließ. Wir finden es nur ganz in der Ordnung, wenn ein Theil dieses zauberhaften Reizes auch auf die vorliegenden Nachbildungen übergegangen ist und wenn das Buch deshalb bei seinen kleinen Lesern in kurzer Zeit so beliebt geworden ist, daß,

wie wir hören, bereits an einer zweiten Auflage gearbeitet wird; dieselbe wird mit zahlreichen neuen Gedichten und Bildern vermehrt werden und das Verdienst des bescheidenen und liebenswürdigen Künstlers gewiß in immer weitern Kreisen zu wachsender Anerkennung bringen. R. P.

Correspondenz.

Aus München.

Mitte Juni 1853.

pl. Ob es zur Strafe für unsere Sünden geschieht, oder ob es nur zur heilsamen Abkühlung auf die Bocksaison dienen soll, die unser Blut denn freilich allemal ein wenig heiß und dick zu machen pflegt — genug, wir leben hier schon seit Wochen in einer wahren Zeit der Sündflut. Besonders in den letzten Tagen hat Jupiter Pluvius mit unerhörter Strenge geherrscht; wie eine trockene Straße aussieht, wissen wir gar nicht mehr und ebenso wenig, wie ein warmer Sonnenstrahl thut; die breitkrämpigen Hüte, deren Gebrauch, wie Sie werden aus den Zeitungen ersehen haben, uns seit kurzem polizeilich wieder gestattet ist, hätten immerhin noch eine Weile verboten bleiben können, da bei einer Witterung, wie die gegenwärtige, gewiß Niemand Gefahr läuft, sich den Teint zu verderben, auch wenn er keine breiten Krämpen trägt. Doch ist das nur ein kleines Ungemach, verglichen mit dem Schaden, den diese häufigen, wolkenbruchartigen Regengüsse übrigens angerichtet haben und der zum Theil als sehr bedeutend geschildert wird. Die Isar, schon in gewöhnlichen Zeiten bekanntlich ein reißendes und heimtückisches Wasser, hat sich weit über ihre Ufer ergossen; Hausgeräth, Bauholz und allerlei Trümmer, die sie auf ihrer schäumenden Oberfläche mit sich führt, lassen auf die Verheerungen schließen, welche sie angerichtet und von denen namentlich auch die benachbarten Eisenbahnbauten betroffen sein sollen. Selbst über den Ausfall der Ernte fangen einige schwarzsichtige Gemüther der fortdauernden Nässe halber bereits an, besorgt zu werden. Doch haben wir wenigstens den Trost nicht die Einzigen zu sein, die auf diese Weise heimgesucht werden; fast aus allen Gegenden Süddeutschlands, besonders auch vom Bodensee, aus der Schweiz und sogar auch aus Italien wird Klage geführt über das ungewöhnlich kühle und regnige Wetter, das natürlich auch auf den Zufluß der Reisenden sowie auf den Besuch der süddeutschen Bäder sehr unvortheilhaft einwirkt. Sie können sich denken, mit welchem stillen Neid wir unter diesen Umständen die Berichte aus Norddeutschland lesen, die umgekehrt kaum Worte genug finden können, das beispiellos warme und fruchtbare Wetter zu schildern, dessen man sich dort erfreut. Fängt die Natur etwa auch schon an, uns im Stich zu lassen? Sind Süden und Norden ebenfalls in Confusion gerathen? Ein Wunder wäre es in dieser Zeit der allgemeinen Verwirrung, wo Niemand mehr so recht weiß, woran er mit sich selbst ist, geschweige denn mit Anderen, freilich nicht....

Nachdem ich somit als guter Münchener das Capitel vom Wetter erledigt habe, das zwar überall in Deutschland das Lieblingsthema einer „gebildeten Unterhaltung" abgibt, aber doch nirgends so sehr wie bei uns —

wende ich mich zu einem andern Gegenstande, auf den wir uns ehedem wol gar einbildeten ein Monopol zu haben und der auch noch jetzt immerhin als ein vorzugsweise münchener Gegenstand gelten darf. Ich meine nicht, wie Sie nach diesem Eingang vielleicht vermuthen, das Bier, sondern — die Kunst. Die Vorstellungen, die man sich auswärts über den Rückgang macht, welchen unser Kunstleben seit der Thronentsagung König Ludwig's erlitten hat, sind, mindestens gesagt, sehr übertrieben. Es ist wahr, die Kunst hat die Ausschließlichkeit verloren, mit welcher sie ehemals bei uns gepflegt und gefördert ward; die Künstler wissen, daß sie jetzt nur noch in derselben Reihe stehen mit vielem Andern, was die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Regierung in Anspruch nimmt, und das mag denn bei Einigen von ihnen den kecken Flug der Begeisterung, sowie die Zuversichtlichkeit und Freudigkeit des Schaffens allerdings einigermaßen gelähmt und erkältet haben. König Ludwig lebte nur in der Kunst und für die Kunst; selbst seine persönlichen Schwächen (die übrigens seit seiner Thronentsagung in der Erinnerung des Volks auf merkwürdige Weise in den Hintergrund getreten sind) sowie die mancherlei Misgriffe seiner Regierung hängen mit diesem Enthusiasmus für die Kunst zusammen und werden durch ihn theils entschuldigt, theils wenigstens erklärt. Jetzt wird unser Horizont von andern Sternen beherrscht, jetzt treiben wir große Politik, stecken die Köpfe zusammen, lauschen an den Vorzimmern und halten uns für große Diplomaten, wenn wir endlich herausbringen, daß die Herren drinnen ebenso wenig wissen wie wir draußen; da kann die Kunst denn freilich nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. So schlimm indessen, wie man sich auswärts vorstellt, ist es, wie gesagt, noch lange nicht; es wird noch immer manches Vortreffliche bei uns geleistet, und auch König Max hat, wenn auch nicht die Leidenschaft seines Vaters, doch immerhin ein warmes und gebildetes Interesse für die Kunst von ihm geerbt. Verschiedene Aufträge, welche er kürzlich ertheilt, haben in den Werkstätten unserer Maler eine lebhafte Thätigkeit erzeugt. Dieselben sind sämmtlich historischen Inhalts; ich nenne beispielsweise Kaiser Friedrich, wie er Heinrich den Löwen mit gebeugtem Knie um seinen Beistand anfleht, welches Bild von Professor Philipp Foltz gemalt wird, sowie den Abschluß der Liga, dessen Ausführung dem Maler Horstellt anvertraut ist. Professor Schwind, der Schöpfer so mancher inniger und sinniger Gebilde, ist mit der Vollendung eines größern aus mehren Theilen bestehenden Gemäldes beschäftigt; der Gegenstand ist die holde Sage von Aschenbrödel, und dürfen wir nach Dem, was wir bisjetzt davon gesehen haben, die feste Erwartung aussprechen, daß diese neue Schöpfung des Meisters, sowol was die Composition als was die Ausführung betrifft, seine frühern Werke sogar noch übertreffen wird, selbst auch die „Symphonie" mit eingeschlossen, die jetzt im Besitz des Königs von Griechenland ist. — Auch der Meißel unserer Bildhauer feiert nicht. Bekanntlich hatte es Ludwig Schwanthaler in seinen letzten Lebensjahren unternommen, das Wiederaufleben Griechenlands sowol im Kampf wie in den jetzigen friedlichern Zuständen in einer Reihe plastischer Darstellungen zu verherrlichen. Zwei kolossale Giebelfelder, welche die Propyläen in der Nähe der Glyptothek zu zieren bestimmt sind, verhinderte der Tod ihn selbst noch im Großen durchzubilden. Doch kommen seine Entwürfe jetzt nicht minder würdig zur Ausführung; Professor

X. Schwanthaler, der Vetter des Dahingeschiedenen, eingeweiht in die innersten Absichten desselben und von eigener bewährter Meisterschaft, hat die Vollendung der obenerwähnten Arbeiten überkommen, und so ist das berühmte Atelier wiederum voll des rührigsten Lebens und Schaffens wie zu Meister Ludwig's Zeit. Das eine der zwei Frontispice, der Segen über Hellas, ist bereits in Marmor vollendet und steht seit etlichen Tagen dem Genuß des Publicums dargeboten, während an dem zweiten kolossalen Werk mit größter Rüstigkeit fortgearbeitet wird. Auch von den riesenhaften Karyatiden, welche die Halle zu Kehlheim schmücken sollen, schält sich ebendaselbst eine nach der andern aus der weißen Hülse des Marmors.

Wetter, Kunst und Künstler — nun da darf das Theater natürlich auch nicht fehlen. In der That hat uns dasselbe in den letzten Wochen einen herzerhebenden Genuß geboten, von dem wir noch lange in der Erinnerung zehren werden; ich meine das Gastspiel Emil Devrient's, der auch hier bei siebenmaligem Auftreten seinen alten Ruhm aufs kräftigste bewährt und an Beifall, Hervorrufen und Blumenkränzen soviel davongetragen hat, wie der Enthusiasmus unsers sonst etwas nüchternen Publicums nur immer zu leisten vermochte. Besonders sein Richard II. war eine bewundernswerthe Darstellung, wie überhaupt die ganze Aufführung des ebenso schwierigen wie poetisch ergreifenden Stückes der Einsicht und dem Fleiß unserer Theaterverwaltung zur größten Ehre gereichte. Auch in der Oper, die freilich im Allgemeinen gegen das Schauspiel noch bedeutend zurücksteht, hatten wir kürzlich einen recht genußvollen Abend, nämlich Mozart's „Entführung aus dem Serail"; die Oper war hier seit einer langen Reihe von Jahren nicht gehört und wurde daher mit doppelter Freude vernommen, wennschon die Ausführung derselben durchschnittlich von der Art war, daß die Mängel unsers Opernpersonals dadurch erst recht fühlbar gemacht wurden.

Wenn ich endlich die Politik den letzten Platz in meiner Correspondenz einnehmen lasse, so thue ich damit nur, was den hiesigen Stimmungen uud Zuständen angemessen ist. Die Schlaffheit, die in dieser Hinsicht bei uns eingetreten, ist ganz unbeschreiblich; selbst das Kriegsgewitter im Osten erregt hier nur wenig Theilnahme, so drohend dasselbe auch aussieht und so nahe es uns wegen der möglichen Verwickelungen, die daraus für das Königreich Griechenland erwachsen können, in der That auch berührt. Vielleicht daß die Rückkunft des Königs ein wenig mehr Leben auf diesem Gebiete erzeugt. Dieselbe wird in den allernächsten Tagen erwartet; nach den Zurüstungen zu urtheilen, die schon mit Ausschmückung der Häuser u. s. w. gemacht werden, wird sie höchst glänzend und feierlich ausfallen.

Aus Paris.

18. Juni 1853.

Kt. Der fromme Zweck meines heutigen Schreibens ist, den HH. Oskar von Redwitz, Beda Weber und wo möglich auch Hrn. Günther, von dessen Treiben ich mit Ergötzen aus dem „Deutschen Museum" Notiz genommen, eine Freude zu machen. Diese Wächter und Schildwachen Zions werden es längst und mit mehr Aufmerksamkeit als ich beobachtet haben, wie herrlich sich seit der Rückgabe des Panthéon an die Kirche der Glaube in

Frankreich aufs neue auferbaut. Daß die Processionen hergestellt und daß bedeutende Autoritäten in den diesjährigen mitgewirkt, wissen wol schon jene Herren; unbekannt aber ist es ihnen vielleicht noch, daß man schon im nächsten Jahre den Kaiser sammt seinem ganzen Hofstaat in den Reihen zu sehen hofft. Auch daß es Lotterien gibt, in denen die Treffer aus Messen bestehen, aus einer Messe im Jahre, aus einer Messe alljährlich durch ein Decennium, aus lebenslänglichen Messen, aus zehn Messen nach dem Tode, aus ewigen Seelenmessen, auch das werden die Herren bereits erfahren, vielleicht schon nachgeahmt haben. Aber das Schönste ist das Neueste und mir ist es vielleicht vorbehalten, Oskar von Redwitz den Stoff zu einer Jubelode oder zu einem modernen mittelalterlichen Epos geliefert zu haben. Die französische Geistlichkeit denkt jetzt mit Ernst daran, die Sehnsucht nach dem Heiligen Grabe in christlichen Gemüthern zu wecken und die Pilgerfahrten nach Jerusalem aufs neue und in großartigem Maßstabe herzustellen. Sie wird zu diesem Zwecke die modernen Errungenschaften nicht verschmähen und bereits sind Dampfschiffe gemiethet, die aus der griechischen Stadt Massilia nach Joppes Strande auslaufen und für nur 1000 Francs die gläubigen Gemüther und die Muschelhüte transportiren und verklärt wieder heimbringen sollen. Ob auf diesen frommen Fahrten Wunder geschehen, Zeichen und Erscheinungen gesehen werden sollen, ist noch nicht bestimmt; aber das hindere Oskar von Redwitz nicht, selbst wenn er sich nur an die Autorität des Heiden Aristoteles hält, das Wunderbare mit der allergröbsten Wirklichkeit zu mischen. Wenigstens sind schon Propheten aufgestanden, die dem Unternehmen einen glänzenden Erfolg prophezeien, die da voraussagen, daß der Lloyd in Triest es nachahmen und daß die Börse es beneiden wird. Auch daß die Regierung der frommen That nicht nur kein Hinderniß in den Weg legen, sondern vielmehr es begünstigen werde, weiß man schon und es gibt, wie in allen frommen Zeiten, sogar erleuchtete Kinder, die davon prophezeien und predigen. Mit einigem frivolen Freigeist kann man sich dieses Prophetenthum freilich auf natürliche Weise erklären. Man braucht dazu nur die Antwort zu kennen, die Hr. von Persigny Hrn. Proudhon gegeben. Letzterer, dem die Regierung als einem Socialisten mit Hinblick auf letzte Auskunftsmittel in Zeiten der Gefahr nicht zu sehr gram ist und dem sie Manches hingehen läßt, was einem gewöhnlichen Republikaner oder auch Orleanisten die Deportation einbringen möchte — Hr. Proudhon verlangte in einem Privatgespräch von Hrn. Persigny die Erlaubniß eine Zeitung herausgeben zu dürfen. Der Minister war schnell bereit, diese Erlaubniß zu ertheilen und Hr. Proudhon versicherte, daß er sich nur über allgemeine Gegenstände, nur theoretisch ergehen und die bestehende Regierung ganz und gar nicht angreifen wolle. „Blos den Klerus solle man seinen Angriffen überlassen.“ So kann aus der Sache nichts werden, antwortete Hr. Persigny, „car nous nous en servons“. Schon diese Antwort erleichtert die Prophezeiungen über das Benehmen der Regierung den frommen Unternehmungen gegenüber. Schwerer ist es vorherzusagen, auf welche Weise der Klerus im Laufe der Zeiten seine Dankbarkeit beweisen werde. Das Benehmen Montalembert's und seiner Partei muß auffallen und noch mehr der „zufällige“ Umstand, daß sich bisher in allen geheimen legitimistischen Correspondenzen, Verbindungen, sozusagen Verschwörungen immer ein oder das andere tonsurirte Haupt, hier und da

sogar ein Bischof gefunden hat. Es wird noch großer Concessionen bedürfen, bis man den Klerus das göttliche Recht, die Gottesgnade, die Enkel des heiligen Ludwig, das Salböl von Rheims, den Père-Lachaise und die Blütentage der Restaurationszeit vergessen macht — ja es ist noch die Frage, ob alle Concessionen Kraft genug haben werden, den Klerus von seiner unerbittlichen Logik abzubringen.

Sonderbar und für die ganze Zeit bezeichnend genug sind die Widersprüche, in die wir heutigen Tags die Regierungen verwickelt sehen. Im Osten sieht eine Macht, der Alles daran gelegen sein müßte, sich ihre Lebensader, die Donau, frei zu erhalten, regungslos zu, wie diese Lebensader abgeschnitten wird und läßt den günstigen Moment vorübergehen, sich von einer nichts weniger als angenehmen oder ruhmvollen Abhängigkeit zu befreien. Hier in Frankreich rüstet sich dieselbe Macht, unter deren Schutze die Wallfahrten nach dem Heiligen Grabe unternommen werden, dieselben Ungläubigen zu schützen, die die letzten Nachfolger der Khalifen und Sarazenen sind. Ob zwar die ganze Sache voraussichtlich ohne Schwertschlag, in bloßen diplomatischen Verhandlungen auslaufen wird, so ist doch nicht zu zweifeln, daß Ludwig Napoleon am schnellsten bereit wäre, die Sache ernstlich in die Hand zu nehmen. Er hat seine Ursachen dazu. Eine Allianz mit England würde ihn in den Augen des Volks, das noch vor wenigen Monaten nach einer Landung in London schrie, bedeutend heben. Denn Frankreich erkennt, wenn auch mit Widerwillen, die Superiorität Englands an und würde sich sehr geehrt fühlen, wenn seine Flotte neben der Flotte des Erbfeindes wieder dahinsegeln dürfte. Außerdem welch eine herrliche Gelegenheit für Ludwig Napoleon, sich an der Heiligen Allianz nicht für seinen Onkel, sondern für sich selbst zu rächen! Aber ach, Lord Aberdeen ist so geartet, daß er lieber im Orient zusieht als mit Ludwig Napoleon einen Bund flicht.

Aber wir wollen nicht politisiren über einen Gegenstand, der in diesem Augenblicke vielleicht schon entschieden ist. Ich will lieber, wenn auch kurz, meine neuliche Zusage halten und noch nachträglich etwas über die diesjährige Kunstausstellung bringen. Verschiedene Zufälligkeiten verhinderten mich bis heute, es zu thun und jetzt, da der Gegenstand bereits in französischen und deutschen Zeitungen sattsam herüber und hinüber besprochen worden, halte ich es für überflüssig, mehr als das zur Completirung einer Correspondenz Nothwendigste zu sagen. Der Leser verliert dabei nicht viel: denn der Salon ist nicht der Art, daß er auf allgemeinere, tiefere Betrachtungen leitete. Er bietet nichts, was auf eine charakteristische Kunstrichtung deutet, nichts was eine Perspective in die Zukunft eröffnet oder irgend eine neue Offenbarung enthält, neue Wege bezeichnet. Es schwebt kein allgemein herrschender, kein samenausstreuender, kein in die Zukunft deutender Gedanke, wie ein Genius, über den weitläufigen, angefüllten Räumen des „Palais des menus plaisirs". Man verläßt sie mit vereinzelten, schönen Eindrücken, deren jeder sich neben dem andern einsam und fremd fühlt. Die Perle unter den zahlreichen, doch vereinsamten schönen Bildern, ist wol Hamon's „Griechische Idylle" — eine Dichtung voll hellenischer Anmuth, wie sie bisjetzt vielleicht nur Ein Franzose, der Dichter André Chénier, besessen. Diesem zunächst, wenn auch fern durch seinen Stoff, steht Hebert's „Judaskuß", eine Composition in großem und edelm Stile, die mit scheinbar kleinen Mitteln tiefe Wirkungen

hervorbringt. Es ist kein Christus, wie er Lavater befriedigt hätte, auch nicht der Christus des Frl. von Klettenberg — vielleicht aber ein Christus, wie ihn Goethe den beiden „frommen Seelen" entgegengesetzt hat, ohne sie zu kränken und zu beleidigen: ein edler, erhabener, menschlicher Christus, wie ihn vielleicht die Kirche nicht brauchen kann, wie er aber den modernen, noch nicht Alles ablehnenden Menschen befriedigt. De la Croix stellt wieder mehre Heiligengeschichten Shakspearisch derb und mit der an ihm gewohnten großartigen Farbenphantasie und Kühnheit dar. Gallait in seinem „Egmont vor dem Tode" und „Tasso" ist oberflächlich und rein äußerlich. Willems und Steevens, seine belgischen Landsleute, lassen ihn mit anmuthigen, farbenreichen und lebendigen Bildern, die an die gute niederländische Zeit erinnern, weit hinter sich zurück. Aber sie wieder übertrifft der junge Deutsche Knaus mit einem Genrebilde aus dem deutschen Volksleben. Das ist in seiner Art vollendet wie die beste Auerbach'sche „Dorfgeschichte". Wir sagen nicht, daß der blutjunge Knaus eine Zukunft hat: er hat schon eine herrliche, blühende Gegenwart und wir fürchten nicht, durch solches Lob einem Talente wie dem seinigen zu schaden. Da ist zu viel Ernst, zu viel Fonds und bereits zu große Vollendung darin, als daß er durch kleine Eitelkeit, durch Lob verdorben oder auf Abwege geführt werden könnte. Noch andere Deutsche haben Gutes geliefert. Karl Müller's (aus Schwaben) „Morgenstunde einer Primadonna" ist ein elegantes, reizendes, mit vieler Leichtigkeit und Gewandtheit durchgeführtes Bild. Es vereinigt mit deutscher Sinnigkeit, die mitten aus dem frivolen Leben, das er malt, hervorblickt, französische Eleganz im bessern Sinne und thut dem Auge mit milden und schönen Farben wohl. Es beweist, daß Müller, ein Schüler Ingres' und Roms, sich frühzeitig von erstarrten und erstarrenden Traditionen loszumachen, aber die Vorzüge seiner Erziehung beizubehalten und mit ihnen die Frische des lebendigen Lebens zu vereinigen wußte. Heilbuth aus Hamburg hat eine Scene aus Rubens' häuslichem und künstlerischem Leben dargestellt. Die Porträts berühmter Künstler abgerechnet, ist der Gegenstand ein undankbarer: aber Heilbuth hat ihn mit Geschick benutzt, um sein großes Talent für die Farbe, für die künstlerische Oekonomie und Zusammenstellung zu bewähren. Heilbuth braucht nur den rechten Stoff, um etwas Tüchtiges zu leisten. Unter den Porträts zeichnen sich die von Ricard und Rodakowsky besonders aus. Erstern haben wir in diesen Blättern als einen der bedeutendsten Porträtisten Frankreichs bereits mehre male erwähnt und wir haben nur hinzuzufügen, daß sich seine edle, einfache und lebhafte Manier, die sich an die Venetianer und an die Niederländer zugleich anlehnt, auch diesmal nicht verleugnet hat, ja daß er uns in Rücksicht auf entschiedenere Zeichnung noch Fortschritte gemacht zu haben scheint. Messonier hat wieder drei mikroskopische Bildchen geliefert. Nachgerade ist man über die Hervorbringungen dieses sehr talentvollen Mannes doch mehr verwundert als erfreut. Wir wissen Detailmalerei zu schätzen, aber es ist doch Uebertreibung, nur mit der Lupe im Auge zu malen und nur mit dem Mikroskop gewürdigt sein zu wollen. Da kann am Ende doch nur von Kunststücken und nicht mehr von Kunstwerken die Rede sein. Messonier, dieser reichbegabte Mann, malt sich immer mehr aus der Galerie heraus und in die Raritätencabinete hinein und das ist Schade. — An Landschaften, unter denen manche gute, wie die von Rousseau, haben wir allzu

großen Ueberfluß. Unter den Thiermalern kämpfen Rosa Bonheur mit Pferden und Trojon mit Kühen um den Vorzug. Wir geben ihn dem Letztern, ohne das große, das ausgezeichnete Talent der Erstern, ihren offenen Sinn für Natur, ihr klares Auge verkennen zu wollen. Aber diesmal war sie nur reeller als schön, während Trojon die Schönheit mit höchster Wahrheit zu verbinden wußte. Das Streben nach allzu derber Realität auf Kosten der Schönheit, der höhern Wahrheit, schadet überhaupt manchem unserer jungen Maler. Einen gibt es, der nur das Häßliche, das Scheußliche malt, das er Realität nennt. Alles Schöne, jede Anmuth scheint ihm verhaßt zu sein; aber das ist nur ganz gemeine Charlatanerie, durch das Häßliche will er nur die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und bei dem verderbten Sinn eines großen Theils des Publicums, bei der Neigung zum haut-goût der sogenannten gebildeten Classen ist ihm das auf erschreckende Weise gelungen. Auch hat er schon eine Schule gebildet, die „das Häßliche ist das Wahre" auf ihre Fahne schreibt. Wir aber werden uns hüten, uns von der gemeinen Reclame dieses Schänders des Schönen verleiten zu lassen und zur Ausbreitung seines Namens beizutragen. Er ist ein Herostrat und sein Name komme nicht aus unserer Feder. Zwei Bilder, die er ausgestellt, sind mit vielem Talent ausgeführte Scheußlichkeiten.

Notizen.

Der „deutschen Nekropole" (wie Immermann sie nannte) steht ein neuer bedeutungsvoller Schmuck bevor: die Erbgroßherzogin von **Weimar** hat die **Goethe-Statue** von Karl Steinhäuser in Rom angekauft; dieselbe ist nach dem bekannten Entwurf der Bettina (vor dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde") gearbeitet und soll noch im Lauf dieses Sommers in dem Park zu Weimar aufgestellt werden. Diese Bemühungen, die versunkene Glanzperiode Weimars wenigstens in der Erinnerung der Menschen durch Denkmäler und Erinnerungszeichen lebendig zu erhalten, verdienen die höchste Anerkennung. Nur ein Thor kann verlangen oder erwarten, daß fürstliche Gunst eine ähnliche Zeit, wenn auch im beschränktesten Maßstab, zum zweiten mal hervorrufen soll; „auch ein Klagelied zu sein im Munde der Geliebten ist herrlich" — und daß man dies in dem jetzigen Weimar begreift und von vergeblichen Anstrengungen, das Unmögliche möglich zu machen absteht, scheint uns ein höchst glückliches Zeichen für die Zukunft des Landes.

Endlich hat der **Gervinus'sche Proceß**, dessen auch in diesen Blättern mehrfach gedacht worden, sein Ende erreicht. Der Erklärung zufolge, welche der Staatsanwalt namens der badischen Regierung abgegeben, „kann dieselbe sich nicht entschließen, durch Berufung an das Schwurgericht der Auffassung des mannheimer Oberhofgerichts beizutreten", und ebenso wenig will sie das letztere „in die unnatürliche Lage versetzen, zum zweiten male über dieselbe Angelegenheit zu urtheilen": weshalb sie es denn vorgezogen hat, den ganzen

Proceß auf sich beruhen zu lassen. Daß die Sache damit nach allen Seiten hin erledigt wäre, darf man nicht behaupten; doch sind die Fragen, welche noch übrig bleiben, von der Art, daß man wenigstens öffentlich keine Antwort darauf erwarten darf. — Die Beschlagnahme des Gervinus'schen Buches selbst ist übrigens noch immer nicht aufgehoben.

Auf dem königlichen Hoftheater in Berlin ist die „Lady Tartuffe" der Frau von Girardin, übersetzt von Eduard Jerrmann, zur Aufführung gebracht worden; mit Ausnahme des fünften Actes, über den die Kritik einstimmig den Stab bricht, scheint das Stück nicht ohne Beifall geblieben zu sein. — Auch die dramatische Wurstfabrik der Frau Birch-Pfeiffer scheint sich von der Geschäftsstockung, die sie in den letzten Jahren erlitten, allmälig wieder zu erholen; wenigstens ist ihre „Waise von Loward", bearbeitet nach dem bekannten englischen Roman „Jane Eyre", bei der neulichen ersten Aufführung in Hamburg den Zeitungen zufolge mit großer Begeisterung aufgenommen worden.

Otto Roquette hält sich noch immer in der Nähe von Meißen auf; die vom „Deutschen Museum" kürzlich auf Grund einer Notiz, die uns von glaubhafter Seite zukam, gebrachte Nachricht von einem erzählenden Gedicht „Wilhelm", an welchem der Dichter arbeite, wird von der „Weser-Zeitung" in Abrede gestellt, wie es scheint, aus einer allerdings sehr authentischen Quelle. Dagegen ist in den öffentlichen Blättern die Rede von einer dramatischen Arbeit, welche den Dichter im Augenblick beschäftigen soll; nach berliner Nachrichten wäre es ein vieractiges Lustspiel: „Der Hof hat Ferien", während die „Weser-Zeitung" von einem ernsten, in der Weise des „Tasso" und des „Nathan" gehaltenen Drama: „Das Reich der Träume" spricht. Jedenfalls ist Otto Roquette kein Neuling mehr auf den Bretern. Denn schon vor Jahren, noch bevor „Waldmeisters Brautfahrt" den Namen des jungen Dichters durch ganz Deutschland bekannt und beliebt gemacht, hatte er verschiedene dramatische Versuche, sowol im Fach der Tragödie als im Lustspiel, geschrieben, von denen Einzelnes, wie z. B. das kleine einactige Lustspiel „Waldeinsamkeit" auch damals schon in Berlin, Dresden, Halle und anderwärts zur Aufführung gelangte. Doch waren diese Versuche allerdings noch ziemlich schwach und vermochten daher auch nicht durchzubringen; nach den Erfahrungen, die der Dichter inzwischen gemacht, sowie nach den reichern Lebensanschauungen, die er gewonnen hat, wird dies seinem neuen Stücke hoffentlich um so besser gelingen.

Zwei Berühmtheiten der deutschen Poesie haben sich in diesen Tagen gleichzeitig in Berlin aufgehalten, die eine von sehr altem, die andere von sehr neuem Datum, jene sehr volksthümlich, diese sehr aristokratisch, jene allgemein anerkannt und unbestritten, diese sehr stark angezweifelt und befehdet: Ludwig Uhland und Oskar von Redwitz. Aber wie man in Berlin überhaupt sich auf plattirte Waare besser versteht als auf massive, so hat auch der junge Dichter in der berliner Gesellschaft weit mehr Aufmerksamkeit erregt und weit größere Huldigungen empfangen als der alte. Oskar von Redwitz — wird uns aus Berlin geschrieben — ist der Löwe der

vornehmsten Kreise, Minister und Generale, Prinzen und Prinzessinnen drängen sich zu seinem Umgang; selbst der König hat ihn sich nicht nur vorstellen lassen, sondern ihn auch zu wiederholten Malen an seine Tafel gezogen. Um Ludwig Uhland dagegen kümmert sich, wenige alte Freunde ausgenommen, kein Mensch, was ihm selbst natürlich, bei der bekannten Zurückgezogenheit und Schweigsamkeit seines Wesens, sowie bei den gelehrten Zwecken, die er in Berlin verfolgt, beiweitem das angenehmste ist. Nur das Stiftungsfest der „Deutschen Gesellschaft", zu deren ältesten Mitgliedern Uhland selbst gehört und der er schon vor mehr als dreißig Jahren ein vortreffliches Lied widmete („Gelehrte deutsche Männer" ꝛc.), hat er mit seinem Besuch beehrt.

A. F. von Schack, der vortreffliche Geschichtschreiber des „spanischen Theaters" und Uebersetzer des „Firdusi", der unsere Literatur soeben mit zwei neuen Bänden „Epischer Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (Berlin, Hertz) beschenkt hat, steht im Begriff eine Vergnügungsreise nach Madeira und Teneriffa anzutreten. Auf dem Rückwege beabsichtigt er einen längern Aufenthalt in Spanien zu nehmen, besonders in Granada und Madrid, um seine Forschungen über Literatur und Sitte des Landes an Ort und Stelle fortzusetzen.

Und da wollen nun gewisse empfindsame Gemüther noch immer in Abrede stellen, daß der Poet doch im Grunde nur ein armseliger Stümper ist gegen den Decorateur, und daß alle Zauber der Poesie ohnmächtig sind ohne den Zauber der gemalten Leinwand, der auswattirten Hüften und der bengalischen Beleuchtungen! Byron's „Sardanapal" wurde, wie man weiß, vom Dichter selbst für ein durchaus untheatralisches Stück erachtet, und der ungünstige Erfolg, mit dem derselbe im Jahre 1834 gleichwol auf die londoner Bühne gebracht ward, schien diese Ansicht ein für allemal bestätigt zu haben. Allein was geschieht? Die berühmten Layard'schen Ausgrabungen in Ninive haben das alte Babylon bekanntlich bei den jetzigen Londonern sehr in Mode gebracht; es gehört zum guten Ton für die geflügelten Löwen, die Stiere mit Menschenköpfen und die übrigen Wunder von Nimrud und Khorsabad zu schwärmen. Diese Stimmung hat der Director des Princeß-Theater in London, als ein geschäftskundiger Mann, zu benutzen gewußt, er hat Byron's „Sardanapal" vorgenommen und ihn mit Hülfe ebenso prachtvoller wie getreuer Decorationen, großartiger Aufzüge, Tänze, Feuerwerke ꝛc. zu einem Spectakelstück umgearbeitet, zu dem nun schon seit einer Reihe von Abenden die Plätze wahrhaft mit Sturm genommen werden und das dem erfindsamen Unternehmer noch auf lange hin eine goldene Ernte verspricht. Der Genuß ist echt englisch: man überladet sich Ohr und Auge an der prachtvollen Ausstattung, taxirt mit raschem Ueberblick die enormen Kosten des Anlagecapitals sowie die guten Zinsen, die es abwirft, freut sich mit kaufmännischem Behagen der gelungenen Speculation und nimmt zu alledem das Byron'sche Gedicht so mit in den Kauf. Das heißt dann poetische Wirksamkeit und Fortleben bei der Nachwelt.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Durch alle Buchhandlungen und Vereins-Postämter ist zu beziehen das in monatlichen Heften von je vier Bogen Text und drei Stahlstichen in großem Quartformat erscheinende

Illustrirte Familienbuch

zur

Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise

herausgegeben vom

Oesterreichischen Lloyd in Triest.

(Auflage **13,000** Exemplare.)

Die neusten theils soeben erschienenen, theils noch unter der Presse befindlichen Hefte des gegenwärtigen dritten Bandes dieser beliebten Zeitschrift enthalten folgende interessante Beiträge: Die Blinden, Novelle von **Paul Heyse.** — Das Gärtlein im Stadtgraben, Erzählung von **Theodor Meyer-Merian.** — Skizzen aus Kärnthen, von **Ida von Düringsfeld.** — Gedichte von **Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Karl Simrock, Julius Mosen, Uffo Horn, Joh. Nep. Vogl** u. m. A. — Gaetano di Ruggieri, historische Skizze von **Louis Schneider.** — Sidonie von Borck, Biographisches Sittengemälde aus dem 17. Jahrhundert von **J. W. Barthold.** — Bilder aus der Geschichte der Türkenkriege bis zum Tode Mahomed II. (1. Die Entsetzung von Belgrad. 2. Die Belagerung von Rhodus) von **G. E. Guhrauer.** — Hastingsfeld, historische Erinnerung von **Theodor Fontane.** — Charakteristiken zur Geschichte der deutschen Literatur von **J. W. Schäfer.** — Ueber weibliche Erziehung von **Julie Burow.** — Heidebilder von **Hermann Masius** &c. &c.

Die dem Texte beigegebenen Kunstblätter sind nach den Originalen der ersten deutschen und ausländischen Landschafts- und Genremaler durch die bewährtesten Künstler in Stahlstich ausgeführt und bilden eine entsprechende Sammlung von bleibendem künstlerischem Werthe.

Der Preis eines Heftes beträgt 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. rhein. = 10 Sgr. Pr. Cour. doch macht man sich zur Abnahme eines vollständigen Bandes von zwölf Monatsheften verbindlich. Vorauszahlung ist im Wege des Buchhandels nicht zu leisten.

Triest, im Juni 1853.

Die Direction der literarisch-artistischen Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Soeben ist das **vierte Heft** dieses von dem deutschen Publicum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenen **Nachschlagebuchs für den augenblicklichen Gebrauch**, das zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungs-Lexikon** ist, erschienen. Die **vier ersten Hefte** und eine **ausführliche Ankündigung** sind in allen Buchhandlungen zu haben, woselbst fortwährend **Unterzeichnungen** angenommen werden. Das Werk erscheint **in 4 Bänden oder 40 Heften zu 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 28.** 7. Juli 1853.

Das geheime Capitel der englischen Hausliteratur.

Von

Ferdinand Wolff.

In keinem Lande hat bekanntlich die Hausliteratur sich so sehr aller Häuser bemächtigt wie in England. Es erscheinen hier eine Unmasse von Pennypublicationen, die alle für das Haus, die Familie, den Herd bestimmt sind, und von denen jede durchschnittlich über 20,000 Exemplare wöchentlich verkauft, während die bedeutendern unter ihnen, wie der „Family Herald" und „London Journal", einen wöchentlichen Absatz von mehr als 200,000 Nummern haben. Ist nun gleich England das Land der „comfortablen Feuerseite", an welcher der Familienroman und die mit ihm Hand in Hand gehende Familienliteratur (family-literature) ihren Ursprung genommen haben, so hätte doch die Hausliteratur unmöglich diese Höhe erreichen können, wenn nicht die Speculation und die „Penny-post" ihr zu Hülfe gekommen wäre. Seit der Einführung der Pennypost nämlich haben die Pennypublicationen einen besondern Abschnitt der Beantwortung aller derjenigen Briefe gewidmet, die von den obscursten Lesern aus dem entferntesten Winkel Englands an sie gerichtet werden mögen. In diesem Capitel werden Fragen aller Art, die mehr oder weniger auf das in

der jedesmaligen Publication Enthaltene Bezug haben, sorgfältig beantwortet, und da die Publicationen der Hausliteratur Alles zu enthalten vorgeben, was das Haus happy (glücklich) und comfortable macht, moralisch-philosophische Abhandlungen sowol als Erzählungen und Novellen, Gemeinnütziges sowol wie Unterhaltendes, so kann man sich leicht vorstellen, daß derjenige Theil, in welchem der Leser weitere Fragen stellt und fernere Aufschlüsse erhält über das in der Publication enthaltene „Gemeinnützige und Unterhaltende", das unterhaltendste und gemeinnützigste Capitel von allen bildet. Wir werden demselben daher eine besondere Aufmerksamkeit schenken, nicht allein, weil sich in demselben der jedesmalige Charakter der Pennypublication am besten abspiegelt, sondern auch weil in der Verbindung des Redactionsbureau mit allen Häusern Englands die englische Hausliteratur ein so mächtiges Mittel zur Verbreitung derselben in alle Häuser gefunden hat. Wir beginnen mit der Correspondenz des „Family Herald", der, wie gesagt, an 200,000 Abonnenten zählt.

„Bertha und zwei andere junge Mädchen haben vor, nach Australien zu gehen; sie wissen aber nicht, was sie dort suchen sollen, da sie nicht auf Heirath ausgehen. Sie würden besser thun, zu Hause zu bleiben; denn, was ein Mädchen vor allen Dingen suchen soll, ist ein Mann. Ein guter Ehegatte ist ein gutes «home». Mann und Weib sinnen auf nichts Anderes, als sich ein comfortables «home» zu gründen. Wozu also nach Australien auswandern, wenn man nicht darauf bedacht ist, sich das «home» dorten zu schaffen, durch Heirath?" (Family Herald Nr. 481).

Daß die Mädchen sich wirklich an den Autor gewandt haben, um ihn in ihrer Angelegenheit zu Rathe zu ziehen, ist mehr als wahrscheinlich. Die meisten Briefe dieser Art sind echt, und wären sie es nicht, so tragen sie doch ein solches Gepräge von englischem Leben und englischen Sitten an sich, daß wir sie als echt betrachten können. Die Frage hätte aufgeworfen werden können, und in der Beantwortung derselben thut der Autor weiter nichts, als daß er den Fragestellern vorgreift. In diesem Zeitalter, wo Alles auswandert, Alt und Jung, warum sollte es nicht dreien englischen Mädchen in den Sinn kommen, vereinigt und ledig auszuwandern? Gold graben können sie nicht; heirathen in Australien, wo es an Frauenzimmern fehlt, wollen sie nicht. Sie wenden sich daher an den Autor, der ihnen wöchentliche Berichte über Australien bringt, und fragen, was sie dort suchen sollen, um am leichtesten zu Dem zu gelangen, was sie nicht eingestehen wollen. Die Mädchen, welche sich an den Autor wenden, sind, wie vorausgesetzt werden muß, solche, die bereits durch die Lecture des „Family Herald" „einnehmende Manieren gewonnen haben" (denn dieses

Resultat stellt der „Family Herald" für alle seine Leserinnen in Aussicht, wenn sie nur einigermaßen die Heldinnen seiner Romane als Vorbild nehmen), und die folglich wissen sollten, „gute Ehegatten auszuwählen"; denn auch diese Wissenschaft wird den Leserinnen des „Family Herald" als Frucht ihrer Lecture versprochen, insofern sie auch in diesem Stücke sich getreu nach dem Vorbilde richten. Was kann ihnen daher der Autor anders rathen, als diese Wahl so schnell als möglich vorzunehmen, sich ein „home", eine „Feuerseite" zu schaffen, und an dieser Feuerseite mitten in der neugeschaffenen Familie in der Lecture des „Family Herald" fortzufahren? Das „home" ist das Ideal des „Family Herald", das die englische Glückseligkeit mit „husband" und Feuerseite in sich schließt. Die Frage, die ganz speciell gestellt war, findet sich, wie wir sehen, ganz allgemein beantwortet: die Antwort ist nicht speciell für Bertha und Genossen geschrieben, sondern für alle Mädchen Englands, die nicht genug an das „home" denken und ihre Gedanken zu weit abschweifen lassen. Und wie sich die andern Mädchen freuen müssen, wenn sie Bertha's Frage und des Autors Antwort lesen! Wie sie sich ganz stille eingestehen, daß sie keineswegs so thöricht als Bertha handeln, sondern sich vor allen Dingen einen vernünftigen Ehegatten wünschen würden, sei es in England oder in Australien! Und wie der „Family Herald" ihnen immer als ein besserer Freund erscheinen muß, der so gut ihre heimlichsten Gedanken erräth, so liebevoll die Thorheiten der andern zurechtweist und dieselben zugleich zur Ergötzung und Belehrung Allen mittheilt, ohne Bertha und Genossen im geringsten zu compromittiren! Jedes Mädchen kann ja Bertha heißen, und ich, die gute, die vernünftige Bertha, die ans Heirathen denkt, kann selbst manchmal auf einen unvernünftigen Gedanken gerathen und nicht wissen, was zu thun, gerade wie die andere Bertha. Ich habe dann blos einen Brief an den Autor zu schreiben, für Einen Penny (mehr betragen die Postgebühren nicht): und für einen andern Penny (mehr kostet der „Family Herald" nicht) finde ich den guten Rath, und habe obendrein den ganzen „Family Herald" mit allen den guten Räthen für die Andern, sammt dem „Gemeinnützigen und Unterhaltenden".

Der Raum, welcher der Beantwortung der Correspondenzen gewidmet ist, beträgt ungefähr zwei Quartseiten, also beinahe den achten Theil der ganzen Publication, jede notice oder Antwort bildet einen besondern Absatz von mehren Zeilen in ganz enger Schrift, sodaß sich manchmal hundert solcher Antworten in einer einzigen Nummer vorfinden.

Hundert mal finden wir in diesen Correspondenzen Anfragen nach dieser oder jener Essenz, diesem oder jenem Toilettenkunstgriff, um

diesen oder jenen körperlichen Mangel zu beseitigen. Was haben uns die Pennypublicationen nicht alles für Hausmittel gegeben, um Haut und Teint schön und weiß zu machen! Die Heldinnen in den Romanen und Erzählungen der Hausliteratur erscheinen alle so schön, so jugendlich, so reizend. Warum sollten die Leserinnen nicht trachten, durch dieselben Vorzüge zu gefallen und zu fesseln? Sie wenden sich natürlicherweise an den Autor.

„Norah ist zu stark, beinahe zu wohlgenährt, und sie fürchtet, daß Der, welcher sich um ihre Hand bewirbt, jeden Augenblick zurückkommen und sie weniger schön finden möchte. Was soll Norah thun? Norah soll sich nicht ängstigen; eine gute Natur will wenigstens immer aus ihr herausblicken. Nur keine Zuflucht zu Essig oder Corsets oder sonstigen Mitteln genommen! Das Alles richtet die Gesundheit zu Grunde. Ein gesundes Aussehen und rothe Wangen sind tausendmal besser als eine Ameisentaille und zusammengepreßte Schultern."

Der „Family Herald" tritt hier als „respectables" Blatt auf und eifert gegen Toilettenkunstgriffe. Die spätern Publicationen sind weniger scrupulös und lassen es an Recepten aller Art nicht fehlen. Zu wundern ist, daß sie solche Recepte nicht wirklich verkaufen und mit dem Redactionsbureau einen Parfümerieladen verbinden. Könnte die Hausliteratur in Frankreich Boden fassen, so würde dies unfehlbar der Fall sein. Aber in England begnügt man sich mit der bloßen Anzeige dieser Recepte, und die Recepte selbst sind dann nur wieder darauf berechnet, das Receptbuch, d. h. die jedesmalige Publication verkaufen zu helfen. Der „Family Herald", wie gesagt, tritt gegen Recepte dieser Art auf; er hat blos Norahs vor Augen, gesunde und starke Engländerinnen, die nach weiter nichts schmachten als nach einem „home" im Sinne des „Family Herald", und die, wenn sie dies „home" haben, nichts weiter verlangen, als comfortable zu sein.

Ist dagegen ein Mädchen herzens- oder liebeskrank, und klagt sie ihre Leiden dem Autor, so bringt der Autor darauf, ja nicht leichtsinnig Bekanntschaft zu machen. Er räth dem Mädchen an, sich vorher die Gewißheit zu verschaffen, ob der Bewerber Heirathsabsichten habe.

„Julia S. — Nach Allem, was Sie mir schreiben, befürchte ich sehr, daß Reue die unausbleibliche Folge sein wird, wenn Sie nicht auf der Stelle die Bekanntschaft abbrechen." (Family Herald Nr. 483.)

So heißt es an einer andern Stelle:

„Ellen S. weiß nicht, was sie aus einem Gentleman machen soll, der sie zu Spaziergängen einladet und ihr die größte Aufmerksamkeit bezeugt, ohne ihr jemals von Liebe zu sprechen. Es ist ein Mysterium für Ellen, wie ein Gentleman so handeln kann. Gewiß, wenn ein anderes Mädchen so zu Ellen spräche, Ellen würde es nicht glaublich

finden. Ellen sollte vor allen Dingen wissen, daß Gentlemen immer gern die Gesellschaft von Damen suchen, daß sie aber immer fürchten, etwas von Heirathsanträgen verlauten zu lassen. (Heirathsversprechungen, wenn sie nicht in Erfüllung gehen, kommen in England sehr theuer zu stehen, da das Mädchen starke Geldentschädigung beanspruchen kann). Eine Bekanntschaft von sechs Monaten wird von ihnen gerade so betrachtet wie eine Vergnügungsreise auf dem Continent. Ellen möge dies als Warnung dienen."

Antworten der Art finden sich querdurcheinander laufend mit Beantwortungen von Fragen, welche auf chemisches oder technisches Verfahren, auf Zubereitung dieses oder jenes Küchenrecepts Bezug haben. Moralische Lehren und technische Recepte werden so zu sagen in Action gesetzt; sie erhalten ein dramatisch-didaktisches Gewand. Aber auch die Discussionsform wird nicht verschmäht in diesen notices to correspondents.

„Pollio bildet sich ein, er habe uns wirklich auf einem Irrthum erwischt in unserer Unterscheidung zwischen dynamischer und mechanischer Kraft. Pollio verweist uns auf Euklid: aber Pollio bedachte nicht . . . ꝛc." (Family Herald Nr. 479).

Wir sehen hieraus, mit welcher Sorgfalt Briefe aller Art beantwortet werden, und wie der Autor gewissermaßen als eine Autorität dasteht, an welche alle Leser appelliren können. Diese Autorität auf jede mögliche Weise aufrecht zu halten, trägt ungemein zum Erfolge der Publication bei, und es ist dies dem Autor um so leichter, als er immer unsichtbar ist und als eine einzige collective Person unter dem Namen des „Editor" dasteht.

Die Handschrift spielt eine Hauptrolle in dem commerziellen England, da eine gute Handschrift unentbehrlich ist, um eine Anstellung in einem Handlungshause zu erlangen. Wir finden deshalb namenlos viele Stellen in den notices, die auf diesen Punkt Bezug haben.

„M. R. Ihre penmanship (Federmeisterschaft) ist noch nicht weit genug fortgeschritten, um Sie zu der Stelle zu befähigen, die Sie im Auge haben. Scheuen Sie ja nicht, uns von Zeit zu Zeit zu schreiben; Sie werden uns jedes mal bereit finden, Ihnen mit Rath beizustehen" (Family Herald Nr. 420).

Welches zarte Interesse hier der Autor an den Fortschritten seines Correspondenten nimmt! Wie gern er ihn zu der Stelle befähigt wissen möchte, die das Ziel seines Strebens und aller seiner Wünsche ist! Aber hat der Autor nicht zuerst die Thätigkeit seines Correspondenten angestachelt? War der Correspondent nicht immer ein fleißiger Leser des „Family Herald", und hat der „Family Herald" nicht wöchentlich in seinen Erzählungen gezeigt, wie man durch Fleiß und eine gute

penmanship es am Ende so weit bringen kann, daß man einen Theil an derselben Firma erhält, bei der man zuerst als einfacher „clerc" und „penman" mit einem Gehalt von 50 £ begonnen? Nichts kann dem Autor erwünschter kommen als Anfragen dieser Art; mit einer wahren Seelenwonne ergeht er sich in den kleinsten Détails. Der Gentleman liest diese Antworten mit einem Lächeln, der Commis, der bereits auf dem Wege des Glücks ist, mit dem wohlbehaglichen Gefühle der Ueberlegenheit, und die Familie, die junge clercs heranzieht, mit dem Beifallsgefühl der innern Zufriedenheit, da sie anerkennen muß, daß der Autor sich nicht begnügt, das industrielle und commerzielle Leben idealistisch auszumalen, sondern sein Möglichstes thut, dieses Ideal für seine Leser erreichbar zu machen. — Schwieriger wird die Stellung des Autors, wenn der Correspondent aus der „penmanship" in die Autorschaft hinüberstreift und statt Schriftproben Poesien und andere literarische Versuche einschickt, über welche er das Urtheil des Journalisten zu hören und nöthigenfalls deren Einrückung ins Journal gegen Honorar zu erhalten wünscht. Hat der Autor nicht auch diese Neigung in dem Correspondenten geweckt? Hat er nicht Hunderte von Beispielen angeführt, wo junge Leute, die mit der Hausliteratur ihre Erziehung begonnen, bis zu den höchsten Stufen der Literatur sich emporgearbeitet haben? Und werden nicht in der Hausliteratur selbst gutgeschriebene Seiten mit guten Pfunden Sterling bezahlt? In solchen Fällen hat der Autor alle mögliche Schonung anzuwenden, um nicht die Eigenliebe seines nunmehrigen Mitarbeiters zu tief zu verletzen oder ein anstrebendes Talent zu sehr zu entmuthigen. Ist der aspirirende Mitarbeiter ein Poet, so wird dem Poeten angerathen, zuvor gute Prosa zu versuchen. Manchmal sogar wird die eingesandte Poesie kritisirt, und hilft die Kritik nichts, fährt der Poet fort, seine Inspirationen einzusenden, so erfolgt eine schonungslose Abweisung. Für die Eine Dichterseele, für die Eine Pennynummer, die der Kritiker sich auf diese Weise entfremdet, gewinnt er die Dichterseelen und Pence aller Derjenigen, die sich nicht in der Kritik eingeschlossen fühlen, die keine schlechte Poesie versucht haben, und sich innerlich freuen, einen anstrebenden Geist gedemüthigt zu sehen. Und sollten sich die hundert Seelen verletzt finden, die sich ähnlicher Verbrechen gegen Poesie schuldig gemacht haben, so hat unsere Kritik doch noch immer die tausend prosaischen Seelen für sich, die in ihrer Bescheidenheit bei der Prosa stehen geblieben und blos prosaische Mittheilungen eingesandt haben, ohne Honorar zu verlangen. Und wenn nun gar die tausend prosaischen Seelen, die am Ende nichts mehr als tausend Pennynummern repräsentiren, sich nicht zufrieden stellen wollen, wenn unter den tausend auf Schriftstellerei aspirirenden Correspondenten sich verwegene

Geister finden sollten, verwegen genug, um auf die Ehre der Veröffentlichung und auf den Profit des Honorars Anspruch zu machen — dann kann unser Kritiker noch immer kühn auf die hunderttausend penmanship-Seelen zählen, die keine höhere Autorität, keinen competentern Richter kennen als den Mann, der die notices to correspondents schreibt, und der ihnen in ihren bedrängten Herzens-, Contor- oder Ladenangelegenheiten so oft mit seinem Rathe, seinem „Gemeinnützigen und Amusanten" beigestanden hat.

Das „London Journal" in seinen notices to correspondents geht schon einen Schritt weiter als der „Family Herald"; es fängt bereits an, sich in literarische Correspondenzen mit denselben einzulassen und sich für die literarischen Fähigkeiten derselben zu interessiren.

„Der erste Schritt (so unterschreibt sich ein Correspondent, der seine erste Poesie eingesandt hat). Noch einmal den Versuch gemacht! Der erste Schritt ist nicht immer der beste, und der erste Versuch nicht immer der glücklichste, weder in Prosa noch in Poesie!"

„Fleetwater. — Sie haben sicherlich eine Copie Ihres Manuscripts zurückbehalten. Lesen Sie es noch einmal durch und Sie werden finden, daß Ihr Gedicht auf den «Frühling» weder für die Jahreszeit noch für das Journal passend ist." (London Journal Nr. 540.)

Uebrigens ist das „London Journal" sehr wohlgesinnt für Correspondenten, die sich zu Mitarbeitern heranbilden. Es stellt ihnen das Honorar in Aussicht.

In dem „London Journal" fängt die Liebe an, activ aufzutreten. Die notices to correspondents sollen als Vermittelung dienen, um die durch den Roman oder die Erzählung aufgeregten Ideen von Liebe zu verwirklichen. Die zweimalhunderttausend Leser des „London Journal" nämlich sehen sich als eine Gemeinde an, die, durch dasselbe Bildungsmittel gebildet, auch dieselben Wünsche und Hoffnungen hegen; durch das Journal bereits untereinander in Gedankenverbindung gebracht, wenden sie sich an das Journal, um nun auch in gesellige Verbindung miteinander gebracht zu werden. J. S. z. B. ist ein junger Mann, ein schöner Mann, unabhängig, aber schmachtend, sehnsüchtig nach Abhängigkeit. Er hat Alles, was im Leben Glück genannt wird; aber das wahre Glück, das Glück, seine Gefühle und seine Pfund Sterlinge von einer Gleichgesinnten getheilt zu sehen, fehlt ihm. Er wendet sich an das Journal, constatirt sich als fleißiger Leser, und klagt seine Noth in einer Correspondenz, die in der nächsten Nummer den Augen und der Sympathie aller Leserinnen mitgetheilt wird. Unter den hunderttausend Leserinnen mag die gleichgesinnte sich selbst herausstellen. Dies geschieht durch folgende Antwort, die wir in der folgenden Nummer

des „London Journal“ unter den notices to correspondents vorfinden:

„Maria Constantia hat in dem «London Journal» den Brief des J. S. gelesen und wünscht in nähere Bekanntschaft mit dem Verfasser zu treten, da die Gefühle und Principien desselben so sehr mit den ihrigen im Einklang zu stehen scheinen. Sie hat die vollkommenste Ueberzeugung, daß, obgleich etwas jünger, als es J. S. zu wünschen scheint, sie doch in allen übrigen Punkten vollkommen im Stande ist, den Erwartungen des J. S. zu entsprechen. Sie hat ein liebendes Herz, ist nicht häßlich und hat eine gute Erziehung genossen. Sie ist eine Freundin von Musik und Malerei, spricht französisch und deutsch und ist mit allen Erscheinungen der modernen Literatur ziemlich vertraut. Was ihr Aeußeres betrifft, so hat sie große, schwarze Augen, einen weißen Teint, schöne braune Haare, kleine Hände und Füße. Sie ist was die Leute gewöhnlich artig nennen. Sie ist weder groß noch klein und hat beständig in guter Gesellschaft gelebt.“

Was nun die Sehnsucht des J. S. und seine Pfunde betrifft, so muß man wissen, daß in England, in Folge der industriellen und commerziellen Schwankungen, eine bedeutende Classe der Gesellschaft beständig schwebend zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit erhalten wird. Das Familienleben in dieser Classe der Gesellschaft kann nie die feste, geregelte Grundlage gewinnen, welche die übrigen Classen der englischen Gesellschaft charakterisirt. Die Familienbande sind loser, und die Familienglieder haben alle etwas mehr von dem ungebundenen, abenteuerlichen Charakter der Junggesellen. Da ihr Einkommen nicht stätig, sondern mehr oder weniger dem Wechsel der industriellen Verhältnisse unterworfen ist, so bedürfen sie einer Lecture, einer Romantik, in welcher der Zufall eine große Rolle spielt, und diese finden sie im vollen Maße im „London Journal“. Das patriarchalische, gemüthliche Leben ist hier mehr in den Hintergrund gestellt und die Wirklichkeit mit ihren glücklichen sowol als unglücklichen Zufällen in grellen Farben hervorgehoben. Der glücklichen Zufälle wird mit besonderer Vorliebe gedacht. Alle, welche sich vom Schicksale mishandelt wähnen, junge Leute, die mit dem täglichen Leben im Kampf begriffen sind, junge Mädchen, die auf einen günstigen Zufall rechnen, sind die eifrigen Leser und Leserinnen des „London Journal“. Es kommt nicht in die Familie, wie der „Family Herald“, als „ein willkommener Gast, den die Einheimischen im Hause bewirthen“, und der die Einheimischen dafür die Freude des Daheimseins doppelt inne werden läßt: sondern es wird in das Haus geholt als ein nothwendiger Gast, um in dem Hause das Sehnen aller Derjenigen zu befriedigen, die aus dem zufälligen, unstäten Hause sich heraussehnen.

J. S. und Maria Constantia sind solche nothwendige Gäste, die das „London Journal“ seinen Lesern zuführt.

In die Geheimnisse des Briefkastens sehen zu können, zu lesen was Alles in andern Herzen und Häusern vorgeht, ist eine instinctive Lust, die besonders dem weiblichen Geschlechte eigen ist. Wie das „London Journal“ und die Hausliteratur im Allgemeinen diese Lust, dieses Vergnügen zu nähren und auszubeuten weiß, geht aus folgender Stelle in den notices to correspondents hervor:

„Bianca hat die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der einer höhern Classe der Gesellschaft angehört. Sie liebt ihn. Der junge Mann weiß, daß er geliebt wird. Was soll Bianca thun? Bianca wird blos von Leidenschaft beherrscht, nicht von Liebe. Wahre Liebe ist unzertrennlich von Selbstbeherrschung und Vorsicht. Der junge blonde Mann macht sich blos ein Spielzeug aus Bianca.“

Das „London Journal“, obgleich in seiner Tendenz und Moral etwas loser als der „Family Herald“, hütet sich immer noch, die Grenzen der englischen Respectabilitätsbegriffe zu überschreiten, und warnt Bianca. Die spätern Periodicals, die diese Respectabilitätsbegriffe ihren Interessen zuwider fanden, lassen, um die Herzen und die Pence einer neuen Classe von Lesern zu gewinnen, minder scrupulöse Biancas zu Dutzenden in ihren Columnen aufkommen und bringen sie in „Correspondenz mit jungen Leuten“ aus einer höhern Classe der Gesellschaft.

Ob die Bianca des „London Journal“ wirklich existirt hat, ist gleichgültig. Was wirklich existirt, das sind die Tausende von Mädchen, die Bianca's Brief mit Entzücken lesen, und die Hunderte von Briefen, die an den Autor gerichtet werden, um von ihm denselben Beistand, denselben guten Rath zu verlangen, womit er für seine Heldinnen, wenn sie sich in der Lage Bianca's befinden, so freigebig ist. Die Bianca, die an den Autor schreibt, ist die Reproduction der Bianca, die vom Autor beschrieben wird — im Romane oder der Novelle. Es ist die Heldin, wie sie sich im Geiste der Leserin gestaltet, und die in dieser neuen Gestalt dem Autor zurückgebracht wird, damit er ihr in ihren bedrängten Verhältnissen beistehe, ganz so wie er im Romane gethan. Mit der Antwort, die der Autor der Bianca ertheilt, beantwortet er Hunderte von Briefen, die mehr oder weniger in diesem Sinne an ihn gerichtet sind. War nun die ursprüngliche Bianca, die Bianca, die in der Novelle des „London Journal“ geschildert ist, weiter nichts als ein mehr oder minder getreuer Abdruck der wirklichen Biancas, die sich in der Gesellschaft vorfinden, so kommen jetzt wieder die wirklichen Biancas zum Vorschein und melden sich brieflich bei dem Autor. Und hätte wirklich die Bianca, deren Correspon-

denz wir im „London Journal" lasen, gar nicht existirt, wäre der Brief blos unterstellt, so würde dieser unterstellte Brief hinreichen, um Hunderte von wirklichen Briefen hervorzurufen. Wenn Bianca so schreiben kann und eine solche Antwort erhält, warum soll ich mich länger scheuen, meinen Fall dem Autor schriftlich mitzutheilen? Ich bin doch auch nur ein schwaches Weib! So räsonniren Hunderte von schwachen Weibern — Leserinnen des „London Journal".

Unter diesen notices finden sich dann wieder andere, die mehr auf das praktische Leben Bezug haben und Anfragen über Erbschaftsangelegenheiten, Gültigkeit von Heirathen, die in England mit der größten Leichtigkeit geschlossen werden, enthalten. Alles Dies sind Anfragen, die das „London Journal" ebenso gut beantwortet wie der „Family Herald", aber natürlich so allgemein als möglich. Man sieht hieraus zur Genüge, welch ein mächtiger Hebel diese Verbindung des Redactionsbureau mit dem Hause geworden ist, um die Haus- oder wohlfeile Literatur, wie sie genannt wird, in alle Häuser einzuführen. Es versteht sich von selbst, daß mit seinen geistigen Beschwerden der Leser manchmal Veranlassung nimmt, dem Autor auch seine körperlichen Leiden vorzutragen, um von ihm die zweckmäßigste Behandlungsweise zu erfahren. Unter der Rubrik des „Gemeinnützigen" hat der Autor so oft von der Wirksamkeit bestimmter Pflanzen in bestimmten Krankheitsfällen gesprochen, hat so oft die Verdienste dieses oder jenes Heilverfahrens auseinandergesetzt, daß der Leser vollkommen gerechtfertigt erscheint, wenn er bei dem Autor anfragt, wie dieses „Gemeinnützige" auf seinen speciellen Fall, seinen speciellen Krankheitsfall, am besten anzuwenden sei. Nun sollte man allerdings glauben, daß es weit vortheilhafter wäre, theure Medicamente als Journale zu einem Penny zu verkaufen, und daß der Journalist gut thun würde, sich mit einem Arzte zu associiren und neben dem Redactionsbureau einen Consultationssaal zu errichten.

Aber weder das „London Journal" noch der „Family Herald" lassen sich in diese medicinische Praxis ein; sie erklären ihren Correspondenten, daß der Autor in keine speciellen Fälle eingehen könne, und sich blos darauf beschränke, allgemeine Principien, sei es aus der Medicin oder der Jurisprudenz, auseinanderzusetzen, und verweisen zugleich auf die Nummern, wo dieselben sich auseinandergesetzt vorfinden. Mit einer Circulation von 200,000 Exemplaren und mit einer wöchentlichen Einnahme von 200,000 Pence kann der Autor nicht daran denken, neben dem literarischen Geschäft ein anderes zu errichten, wodurch das „Gemeinnützige" auf zu eigennützige Weise ausgebeutet werden könnte. Zudem nimmt der Liebeshandel so sehr seine Thätigkeit in Anspruch.

In den Straßen von Paris stößt man hundert mal auf Kartenschläger, die den Umstehenden Karten aufdringen, um ihnen ihr künftiges Geschick vorauszusagen. Die Karte kostet blos einen Sou. Hat ein Unglücklicher durch den wohlfeilen Preis sich verleiten lassen, eine solche Karte zu kaufen, dann wird ihm für Einen Sou etwas Allgemeines über sein künftiges Glück verkündet und ihm zugleich bemerkt, daß das Besondere ihm nur besonders in einem Privatcabinet der in der Nähe sich befindenden Schenke aufgedeckt werden könne. Die Aufdeckung des besondern, eigentlichen Geheimnisses kann aber blos mittels des „großen Spieles" erfolgen. Die Karte, die mit einem Sou bezahlt worden, gehörte dem kleinen Spiele an. Die Extragebühren, die für das große Spiel bezahlt werden müssen — das ist's, um was es sich für den Kartenschläger handelt; das Heranlocken der Leute durch Hinhalten von Karten für Einen Sou, um ihnen die übrigen Sous aus der Tasche zu locken — das ist die Kunst des französischen Kartenschlägers. Käme in Frankreich ein Journal mit diesen notices to correspondents zu Stande, so würde jeder gewonnene Brief, jede besondere Anfrage weiter nichts als die für Einen Sou dargereichte Karte bedeuten. Das Journal und seine Redaction wäre blos das Vorspiel, das kleine Spiel; das große Spiel würde innerhalb des Redactionsbureau selbst vorgenommen werden.

Wir kommen nun zu „Reynold's Miscellany". Nirgends ist bekanntlich der Gebrauch narkotischer Getränke so allgemein verbreitet als in England. Wenn die Concurrenz die gegenseitig rivalisirenden Kräfte aufs höchste angespannt hat, und die gewöhnlichen Mittel, wie Erholung, Schlaf ꝛc. nicht mehr hinreichen, um die dem ganzen Körper und Geiste mitgetheilte nervöse Aufregung abzuspannen, dann tritt ein Zustand ein, wo der Gebrauch des Opiums therapeutisch indicirt ist. Die Ruhe, die so gewonnen, wird oft sehr theuer erkauft. Es erfolgt eine gänzliche Erschlaffung, welche jede künftige neue Kraftanstrengung gänzlich unmöglich macht. Der Unglückliche, der in diesen Zustand verfällt, sieht sich bald aus allem Verband mit der Gesellschaft herausgeworfen; er ist an einem Punkt angelangt, wo er durch eigene Thätigkeit seinen Lebensunterhalt nicht mehr erschwingen kann, und wenn günstige Umstände sich seiner nicht erbarmen, so ist das „workhouse" seine einzige und letzte Zuflucht. Nimmt er jetzt zu Opium seine Zuflucht, so ist es nicht mehr, um Ruhe zu gewinnen. Im Gegentheil, er bedarf der Aufregung, um ihm Das als möglich, als erreichbar, als sicher in Aussicht stehend darzustellen, was er mit nüchternen Augen als ewig verloren betrachten muß — sein comfortables „home". Die Wirklichkeit hat nichts mehr ihm darzubieten als Elend; für Einen

Penny Laudanum erkauft er sich die Kraft, mit welcher er der Gegenwart für einige Augenblicke entfliehen kann. Dann fällt er mit seinen Träumen zurück in jene patriarchalischen Zustände, wo die Arbeit so leicht und die Belohnung so groß war. Unfähig den concurrirenden Kräften in der englischen Gesellschaft Widerstand zu leisten, und bedroht jeden Augenblick, von ihnen zu Boden geworfen zu werden, versetzt er sich in eine Welt, wo der Kampf aufgehört hat, und wo er, der Gedrückte, der den Kampf niemals bestehen konnte, plötzlich ohne Kampf der Sieger wird. Nie ist die Nachfrage nach Laudanum so stark gewesen als heutigen Tages. Die Apotheke, worin dieses geistige Laudanum verkauft wird, heißt „Reynold's Miscellany", das sich unmittelbar dem „London Journal" anschließt. Die notices to correspondents enthalten hier fast weiter nichts als Heirathsanfragen von jungen Mädchen und Heirathsanerbietungen von jungen „Gentlemen" und in allen diesen Anfragen und Anerbietungen bezieht man sich auf den Erfolg, womit frühere Gesuche der Art gekrönt worden. Man sollte fast glauben, daß Reynold einer der einflußreichsten Heirathsagenten in London sei. Ausgemacht ist es, daß er ein sehr glücklicher und einflußreicher Agent für die „Hausliteratur" ist. Man kann sich leicht denken, daß die Mädchen, welche in den notices to correspondents auftreten und zur Bekräftigung ihres Heirathsgesuchs ihr Alter, ihre Person und ihre sonstigen physischen und moralischen Eigenschaften beschreiben, sich so ziemlich nach den Heldinnen, die Reynold in seinen Romanen beschreibt, gebildet haben. Man kann daher mit Sicherheit annehmen, daß das anfragende oder sich anbietende Mädchen, es mag reel oder fictiv sein, Das repräsentirt, was die Engländerin eigentlich sein möchte. Es ist die erlogene Engländerin, die Engländerin, wie sie sich idealistisch erlügt, und wie sie wirklich ist, wenn sie für einen Penny Laudanum in „Reynold's Miscellany" genossen hat.

„Nurmahal hat so oft von glücklichen Ehen sprechen hören, die vermittelst unsers Blattes zu Stande gekommen sind, daß sie ohne Zaudern unsere Columnen für einen ähnlichen Zweck in Anspruch nimmt. Sie ist nahe an 18 Jahre alt, mittler Statur und hat etwas Elastisches in allen ihren Bewegungen. Schwarzes Haar, ausdrucksvolles Auge mit langen Augenwimpern und schönen Augenbrauen, kleinen Mund und weiße Zähne. Ihrem Aeußern nach hält man sie gewöhnlich für eine Spanierin. Nurmahal hat eine gute Erziehung genossen und schreibt einen sehr schönen, liebenswürdigen Stil, wie es das uns übersandte Billet ganz klar zeigt. Sie hat ein kleines Vermögen in ferner Aussicht stehen. Ihr Bewerber muß in Allem einem Gentleman gleich sehen und ein jährliches Einkommen von nicht

weniger als 500 Pfund Sterling haben, da Nurmahal von Kindheit auf an den höhern Luxus und Comfort gewöhnt ist."

Die Engländerin des Nordens träumt oder erlügt sich in den Besitz aller Reize der Frauen des Südens. Viele halten sie für eine Spanierin, was noch mehr ist als eine Französin, wofür alle Leserinnen von „Reynold's Miscellany" gehalten sein möchten. Obgleich ohne Vermögen, beansprucht sie einen Gentleman mit Vermögen, um den höhern Comfort und Luxus, an den sie gewöhnt, weiter genießen zu können. Das einfache „home" des „Family Herald", die einfache englische Glückseligkeit genügt der Spanierin nicht mehr. Sie hat bereits den Kreis des englischen Familienlebens überschritten und ist in das Bereich der Reynold'schen Phantasiewelt eingetreten, derjenigen Welt, welche den Uebergang zum englischen workhouse bildet. Aus derselben Classe weiß Reynold Gentlemen auftauchen zu lassen, die mit der größten Bereitwilligkeit auf die Bedingungen der Spanierin eingehen, und die blos für einen Penny Laudanum zu genießen brauchen, um der 500 Pfund Sterling theilhaftig zu werden. Wie die Verbindung zu Stande kommt, das ist das Geheimniß der Redaction; aber jedesmal wird sie zu einem glücklichen Ende geführt, zur Erbauung aller Mädchen, die weiter nichts als schwarze Augen und kostspielige Gewohnheiten haben, und für welche Reynold Das als möglich in Aussicht stellt, was sie früher als außerhalb dem Bereiche aller Möglichkeit liegend betrachteten — und das Alles für Einen Penny.

„Margaretha zeigt hiermit ihren zahlreichen Anbetern an, daß sie auf dem Punkte steht, einen Gentleman zu heirathen, dessen Bekanntschaft sie durch die Vermittelung von „Reynold's Miscellany" gemacht hat. Unter diesen Umständen sieht sie sich genöthigt, hiermit anzuzeigen, daß sie keine weiteren Briefe mehr in Empfang nehmen kann. Jedoch hält sie es für ihre Pflicht, ihren zahlreichen Correspondenten (die ihre Briefe an die Redaction adressirt haben, natürlich) hiermit ihren Dank für die uninteressirten Anerbietungen auszusprechen."

Also die Heirathsanerbietungen dauern fort, und Margaretha, um denselben Einhalt zu thun, ist genöthigt, öffentlich ihre Heirath anzuzeigen. Und das Alles hat „Reynold's Miscellany" zuwege gebracht, und für jedes Mädchen kann Reynold Dasselbe zuwege bringen, da Heirathsanerbietungen so massenhaft sind, daß man ihnen Einhalt thun muß! Welches Mädchen wollte da nicht eine Käuferin von „Reynold's Miscellany" werden, wäre es auch blos des Vergnügens halber, von solchen Ehen, die so glücklich und leicht vollzogen, lesen zu können?

In dem „Home-Circle" finden sich die notices to correspondents zu einer höhern Potenz gesteigert. Denn neben diesen „notices" haben wir noch die „Mittheilungen der Correspondenten unter sich, zu dem

Zwecke gegenseitiger Belehrung über alle Gegenstände". Die Correspondenten werden eingeladen, sich gegenseitig Fragen zu stellen und sich gegenseitige Aufklärungen zu geben „über alle Zweige des menschlichen Wissens". Bin ich in Ungewißheit über ein geschichtliches Factum, wünsche ich zu wissen, was Fata Morgana bedeutet, so habe ich blos meine Frage der Redaction des „Home-Circle" einzusenden, worin sie sofort gedruckt erscheint. Unter den Antworten, die von allen Seiten einlaufen, wird die beste herausgesucht, und dieselbe erscheint dann in der nächsten Nummer mit dem Namen des Verfassers. Einmal im Jahre werden Fragen der Art vom Autor selbst gestellt. Das sind dann die Preisfragen, auf deren Lösung eine Belohnung gesetzt wird. Im Uebrigen enthält der „Briefkasten" des „Home-Circle" Correspondenzen ähnlicher Art wie der „Family Herald" und sucht auf dieselbe Weise und mit Hülfe der Pennypost sich in die etwa leergelassenen Häuser einzuführen.

Am besten tritt der Charakter der notices to correspondents aus dem „Family Friend" hervor und wir brauchen ebenfalls nur einen Blick auf dieses Capitel der Periodicals zu werfen, um das Periodical mit allen seinen übrigen Capiteln zu verstehen.

„Der Autor", heißt es im Anfange dieser notices, „lebt in seinen Büchern; seine Besuche sind seine Briefe; der Briefkasten ist seine Antichambre, das Redactionsbureau sein Audienzsaal (natürlich wird nur Briefen Audienz geschenkt). Man glaube ja nicht, daß der Autor saumselig ist in den Beobachtungen seiner Schuldigkeiten gegen seine Correspondenten. Wenn der Redacteur alle Briefe nicht gleich beantwortet, so glaube man deshalb nicht, daß er dieselben übersehen hat oder nicht hat antworten wollen oder können. Der Redacteur ist nicht so leicht aus dem Concept zu bringen. Wenn er sich manchmal in sein Schneckenhaus zurückzieht, so hat er seine guten Gründe dafür. Aber niemals übersieht er die Bedürfnisse seiner Leser. Im Gegentheil, er steht ihnen mit Freude zu Diensten und schätzt sich glücklich, wenn er ihnen mit Rath und That beistehen kann. Aber man muß auch ein wenig Rücksicht nehmen auf die schwierige Stellung, die der Redacteur einnimmt. Er empfängt täglich durchschnittlich 150 Briefe (NB. der „Family Friend" hat nur 80,000 Abonnenten); der Autor ist wahrscheinlich beim Frühstück, wenn der Briefträger mit seinen bekannten Doppelschlägen an die Hausthür pocht. Wenige Augenblicke nachher tritt die Magd mit einem furchtbaren Packete von Briefen ein. Der Redacteur zieht sich in sein Cabinet zurück und macht vorläufig eine Classification der verschiedenen Briefe. Diese Arbeit allein kostet ihm zwei bis drei Stunden. Nach einer nähern Prüfung findet er, daß die Briefe Anfragen über jede Art von Gegenständen enthalten. Aus-

kunft wird verlangt über die heterogensten Dinge; Verhaltungsmaßregeln werden nachgesucht für die verschiedensten Lebenslagen. Was sich in einem solchen Briefkasten nicht Alles vorfindet! Von der Geschichte einer beginnenden Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer bis zum scharfsinnigsten mathematischen Problem! Die Einen fragen an, wie man schmal, die Andern, wie man dick und stark wird. Die Einen wollen wissen, wie man einen Dintenflecken vom Papier wegbringt, die Andern, wie man einen schwarzen Fleck aus der Seele löscht. Kaum hat der Autor einen Brief aus der Hand gelegt, worin um ein Küchenrecept angefragt wird, so fällt ihm ein anderer in die Hände, worin ihm eine grammatikalische Frage gestellt wird. Wir klagen keineswegs darüber, daß wir auf so mannichfaltige Weise in Anspruch genommen werden. Im Gegentheil, wir sind stolz auf unsern Posten und suchen ihn auf die beste Weise auszufüllen. Aber alle Fragen zur Stelle zu beantworten, ist unmöglich. Der Correspondent muß vor allen Dingen bedenken, daß viele der so gestellten Fragen sich bereits beantwortet finden in vorhergehenden Nummern... ꝛc." (Family Friend, April 1852).

Hier haben wir einen Briefkasten vom Redacteur selbst beschrieben, vielleicht nicht wie er wirklich ist, sondern wie sich der Redacteur ihn wünscht, um seiner Publication zu Hülfe zu kommen. Die notices to correspondents enthalten, wie wir sehen, das ganze Geheimniß der englischen Hausliteratur; die Pennypost hat der Pennyliteratur den größten Vorschub geleistet; sie allein macht es erklärlich, wie ungeachtet der schweren Papiersteuer die wohlfeile Literatur eine solche Ausdehnung hat gewinnen können. Welche Veränderungen die Aufhebung der Papiersteuer hervorbringen wird, ist schwer zu sagen — zur größern Verbreitung möchte dieselbe wol wenig mehr beitragen können, es sei denn, daß mit der Aufhebung der Papiersteuer die Hausliteratur auch da hingerathe, wo keine Häuser stehen.

Erinnerungen aus Griechenland.

Von

Ludwig Roß.

V.

Ankunft in Nauplia. Landung des Königs. Die Deutschen in Griechenland. Admiral Ricord. Erster öffentlicher Ball. Rückkehr nach Athen. Erster Besuch des Königs in Athen. Seine Frauen. Der Piräeus als Hauptstadt. Landung des Königs in Smyrna.

Es war ein sonniger warmer Morgen, als wir bei Piada landeten. Die kleine Ebene zwischen den Bergen an der Meeresbucht schmückte

sich schon mit dem keimenden Grün, die Mandelbäume standen in Blüte; in dem ansehnlichen Dorfe, das um die Trümmer einer fränkischen Burg am Felsen klebt, war Alles voller Jubel über die Ankunft des Königs. Aber ein großer Theil des Vormittags verging, bevor wir Pferde zur Weiterreise auftreiben konnten; wir wurden auf dem Wege von der Dämmerung überfallen und mußten noch einmal zwischen Hieron und Nauplia in einem einsamen Bauerhause übernachten. Am folgenden Morgen waren wir früh auf den Beinen, um die wenigen Stunden weiter zu ziehen. Bei Arria, kurz vor Pronia, stießen wir auf die ersten bairischen Vorposten. Es war ein wunderbar freudiges Gefühl, die deutschen Landsleute als Stützen einer neuen Ordnung der Dinge, als Bürgen einer nun beginnenden bessern Zeit auf dem classischen Boden zu begrüßen. Nicht minder erfreut waren sie, als ihnen aus den Bergen deutsche Reisende entgegenkamen und sie deutsch anredeten. So zogen wir voll Ungeduld in Nauplia ein; wir hatten fast vier Tage zu der Reise von Athen her gebraucht.

Leider hatten wir gegen unsere Hoffnung uns verspätet; der König, die Regenten und ihr Gefolge hatten sich schon am 6. Februar ausgeschifft. Die Rhede von Nauplia lag noch voll fremder Kriegs- und Handelsschiffe, welche sie übergeführt hatten. Sie waren erst mehre Tage an Bord der Schiffe geblieben, während man die Vorbereitungen zur Landung traf, den nöthigen Hausrath, die Vorräthe u. s. w. in die Stadt schaffte. Unterdessen hatten zwischen der Regentschaft und den Häuptern der Griechen Verhandlungen stattgefunden über die Art der Begrüßung des Königs. Die Griechen waren beharrlich darauf bestanden, den Kopf nach morgenländischem Brauche auch in Gegenwart des Königs mit dem Feß bedeckt zu behalten: eine Foderung, zu der sie zum Theil dadurch bestimmt werden mochten, daß viele von ihnen, besonders die Waffenhäuptlinge, damals nach türkischer Sitte das Vorderhaupt bis an den Wirbel glatt schoren und das Haar am Hinterhaupte wachsen ließen, was ihnen, wenn sie das Feß abnahmen, ein seltsames und nicht eben vortheilhaftes Aussehen gab. Die Regentschaft stellte ihnen die Wahl, entweder nach europäischer Weise den Kopf zu entblößen und mit einer Verbeugung zu begrüßen, oder den vollen morgenländischen Brauch beizubehalten, nämlich mit bedecktem Haupte kniefällig zu verehren und die Kleider zu küssen (προςκυνεῖν). In diesem argen, aber gerechten Dilemma hatten die Griechen doch vorgezogen, sich unserm abendländischen Ceremoniel anzubequemen, wie ungewohnt und lästig es ihnen auch war, stundenlang im Zimmer bloßen Hauptes zu bleiben und wie drollig sie sich auch in den ersten Wochen ausnahmen, bis die geschorenen Vorderköpfe sich wieder mit Haar bedeckt hatten.

Nachdem diese und andere wichtigere Fragen festgestellt worden waren, war der König am Strande von Tiryuth, Nauplia gegenüber gelandet und hatte unter dem ungemessensten Jubel einer herbeigeströmten dichten Menge seinen Einzug zu Pferde durch das einzige Landthor in die Stadt gehalten, wo er jetzt in dem kleinen von Kapodistrias bewohnten Hause weilte. Mit dem jungen Könige waren gekommen sein Oheim, Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg, die Regentschaft, die bis zu seiner Volljährigkeit für ihn zu regieren hatte, bestehend aus dem ehemaligen bairischen Minister Grafen von Armansperg als Präsidenten, dem Staatsrathe von Maurer und dem General von Heydeck; ferner das Ergänzungsmitglied der Regentschaft von Abel, der Ministerialrath von Greiner, einige andere Notabilitäten und eine Anzahl jüngerer Leute von verschiedenen Civilfächern, ein kleiner Hofstaat, unter dem die Adjutanten Graf von Saporta und Freiherr von Asch die Hauptpersonen waren, endlich unter dem Befehl des Prinzen Eduard eine schwache Abtheilung bairischer Truppen, Fußvolk, Reiterei und Geschütz: das Alles mit der nöthigen Begleitung von Dienern. Einige der höher gestellten Herren hatten auch ihre Familien mitgebracht. Dazu hatten sich aus dem neuen Königreiche fast alle Männer aller Parteien, die in Krieg und Frieden irgend Dienste geleistet zu haben und auf eine neue Anstellung oder Belohnung Anspruch machen zu können glaubten, in diesen Tagen in Nauplia versammelt. So war das enge Städtchen vollkommen überfüllt, es war kaum möglich gewesen, die Menschen alle unterzubringen, und wir verspäteten Ankömmlinge aus Athen mußten uns glücklich schätzen, als wir noch in einem abgelegenen Winkel der Vorstadt Pronia ein kahles Kämmerchen fanden, auf dessen Boden wir mit genauer Noth Raum hatten, unsere Matratzen auszubreiten. Ein anderes Mobiliar, Tische und Stühle gab es nicht; am Tage dienten die zusammengerollten Betten als Sitze.

Freilich waren wir, mit Ausnahme der Stunden der Nacht, sehr wenig in unserm Zimmer. Die Tage vergingen in Nauplia höchst angenehm in geschäftlosem und doch geschäftigem, unterhaltendem und selbst belehrendem Müssiggange. Man hatte fast den ganzen Tag nichts Anderes zu thun als Bekanntschaften anzuknüpfen mit den neu angekommenen deutschen Landsleuten oder den hier zusammengeströmten Griechen aus den verschiedenen Gegenden des Reiches, Besuche zu machen, in den Kaffeehäusern zu sitzen und sich die neuesten Gerüchte erzählen zu lassen. Zwischendurch machten Schaubert, Forchhammer, Ulrichs, Graf Fugger, Bibra, Geib, Theocharis, ich und andere Freunde, da jetzt die Umgegend frei und das Land sicher war, kleine Ritte nach Argos, der Lerna, Mykenä und ähnlichen historischen Punkten. Na-

türlich versäumten wir Athenäer nicht, sobald es thunlich war, uns den neuen Machthabern vorstellen und in ihre Familien einführen zu lassen; das Haus des Grafen von Armansperg, welchem drei liebliche Töchter blühten und das auch der junge König einigemal in der Woche zu besuchen pflegte, bildete in jeder Beziehung den bedeutendsten und anziehendsten Mittelpunkt. Auch eine Audienz bei Sr. Maj. dem Könige wurde uns in den ersten Tagen huldvollst gewährt, und durch einen Zufall waren wir hier Zeugen eines nicht bedeutungslosen Vorfalls. Wir waren nach der Mittagstafel um 6 Uhr zur Audienz beschieden und harrten in dem Vorzimmer, welches an den Speisesaal stieß: Forchhammer, Noel, Wordsworth, ich und andere Fremde und Griechen. Da trat der russische Admiral Ricord zu einer Abschiedsaudienz ein, im langen Militärrocke, die Mütze und eine Reitgerte in der Hand: derselbe, von dem der geneigte Leser sich erinnert, daß ihn die kybernitische Partei, falls sie über die Syntagmatiker siegte, zum provisorischen Präsidenten von Griechenland bestimmt gehabt hatte. Sein seltsamer, ganz geringschätziger Anzug mochte sogleich ins Speisezimmer gemeldet worden sein; Graf Saporta erschien, führte Ricord in ein Gemach an der andern Seite des Vorzimmers, dessen Thür er offen ließ und sagte mit lauter Stimme: „Mais, Monsieur l'amiral, S. M. est habillée pour vous recevoir, et vous venez en redingote!“ Der Admiral, welcher geglaubt haben mochte, sich an dem jungen Hofe wegen seiner verfehlten Hoffnungen durch eine solche Insolenz rächen zu können, murmelte betreten einige Entschuldigungen: er müsse noch in derselben Nacht unter Segel gehen und erscheine deshalb in Reisekleidern. Graf Saporta ging zum Könige zurück, kehrte gleich wieder und sagte nochmals mit lauter Stimme: „Le roi vous souhaite un bon voyage!“ Damit war der impertinente Admiral entlassen; dieser Auftritt aber, von dem ich Augen- und Ohrenzeuge war, zeigte deutlich, welches Uebermuthes man sich von der russischen Partei, wenn auch nicht vom russischen Hofe, zu versehen habe, und trug nicht wenig dazu bei, die Regentschaft, die sich bis dahin möglichst neutral gehalten hatte, den Kapodistrianern ungeneigt zu machen und sie in die Arme der Liberalen oder Syntagmatiker zu führen. Am petersburger Hofe soll dies ungeschickte Benehmen dem Admiral Ricord sehr verübelt worden sein und ihm eine bleibende Ungnade zugezogen haben. Solche kleine Vorfälle im Vorzimmer sind oft maßgebende Wegweiser in der Politik. Die sogenannte russische Partei hatte den Pferdefuß zu deutlich gezeigt, und es gelang ihr nicht leicht, diesen ungünstigen Eindruck wieder zu verwischen.

Der junge König war der Abgott aller Griechen. Eine schlanke Gestalt, voll jugendlicher Frische, mit einer natürlichen Milde und

Anmuth begabt, gewann er schon durch seine Erscheinung alle Herzen. Wenn er, wie täglich geschah, spazieren ritt, gefolgt von seinen ebenso jugendlichen Ordonnanzoffizieren Botzaris, dem Sohne des gefeierten Markos, und Karpunis, die in München erzogen worden waren, drängte sich das Volk auf seinen Wegen; die Bauern, die Frauen bezeichneten sich mit dem Kreuze und priesen sich glücklich, daß sie nach langen Leiden einen König von Angesicht zu Angesicht schauten. Zu Festen im europäischen Sinne war das enge Nauplia noch wenig angethan; doch veranstaltete die Stadt noch im Februar einen Ball zur Bewillkommnung des Königs. Zum Ballsaal gab es keinen andern Raum als eine ehemalige Moschee, welche unter Kapodistrias theils als öffentliche Schule, theils als Senatshaus gedient hatte, und die daher das Buleutikon (βουλευτικόν) genannt wurde. Vermittelst einiger Kron- und Armleuchter, einiger grünen Kränze und Draperien wurde der Tempel Mohammed's zum Festsaal ausstaffirt; eine Laune des Zufalls wollte noch, daß eine der verzierten Säulen vom Eingange des Schatzhauses des Atreus in Mykenä, nach dessen Aufdeckung durch Lord Aberdeen, von den Türken kurz vor dem Ausbruche der Revolution zum Bau dieser Moschee verwandt und als Oberschwelle über der Hauptthür eingemauert worden war (vgl. Curtius, Peloponnes II. S. 408 und 571, Anm. 33). So trat das junge Königthum hier mit dem Agamemnonischen Königthum der Pelopiden in unmittelbare Berührung. Was würde jene Säule, wenn sie reden könnte, von den wechselnden Schicksalen Griechenlands seit drei Jahrhunderten zu erzählen haben! Die kahlen innern Wände der Moschee waren zum Theil mit Leinwandstreifen verhangen, auf denen Inschriften angebracht waren; das erlauchte Geschlecht der Wittelsbacher, von dem man in Griechenland bis dahin nicht viel gewußt hatte, nahm sich hier in griechischen Lettern gar befremdlich aus: „Es lebe das Wittelsbachische Haus" (ζήτω ἡ οἰκία τῶν Οὐιττελσβάχων!). Der König und sein Gefolge, die hohe Regentschaft und die übrigen bairischen Größen in goldgestickten Uniformen, die fremden Diplomaten und Consuln, die Seeoffiziere der fremden Kriegsschiffe, bairische und griechische Offiziere, griechische Waffenhäuptlinge und politische Größen, dazu die Damen, kurz die Crême des ganzen werdenden Staats drängte sich hier einige Stunden in dem verhältnißmäßig engen Raume zusammen; an Tanzen war nicht viel zu denken. Aber es war das erste Fest dieser Art im neuen Griechenland, und darum ein historisches.

Unter solchem und ähnlichem Treiben vergingen einige Monate in Nauplia schnell und angenehm. Wie die Regentschaft von der Regierung, so nahmen wir Archäologen durch erweiterte Ausflüge, die sich bis Epidauros und Thyrea erstreckten, für unsere Zwecke gleichsam

Besitz vom Lande. Gegen Ende April kehrte ich mit meinem Freunde Ulrichs über Korinth und Megara nach Athen zurück. Da hatte sich denn auch Vieles in den Verhältnissen geändert; einige Compagnien Baiern unter dem Oberstlieutenant Herbst waren eingerückt, die Türken waren nach Euböa abgezogen, das sie auch bald räumen sollten. Die archäologische Colonie, die hier im Winter versammelt gewesen war, hatte sich zerstreut, die Engländer waren abgereist, Ulrichs, Lassaulx, Graf Fugger waren an ihre Stelle getreten. Bald machte auch der König und die Regentschaft mit dem Kronprinzen Max von Baiern, der auf einem neapolitanischen Dampfer auf einige Wochen nach Griechenland gekommen war, ihren ersten Besuch in Athen. Ein Theil der Regentschaft traf zu Wasser hier ein; König Otto und der Prinz sollten Nachmittags, den 23. Mai, zu Lande von Megara kommen. Die Bevölkerung von Athen, die Bauern der Umgegend harrten seit Mittag in der größten Spannung auf den niedrigen Hügeln vor dem Thore von Morea. Nach mehrstündigem Warten kam ein kleiner Reiterzug auf der Straße von Eleusis aus dem Oelwalde heraus: drei schlanke verschleierte Frauenzimmer — die jungen Gräfinnen Armansperg — begleitet von einigen Herren und Reitknechten. Die albanesischen Bauern, gewohnt ihre ehemaligen Machthaber von Houris und Odalisken begleitet zu sehen, hielten die jungen Damen ganz arglos für die Frauen des Königs, und flüsterten sich ehrfurchtsvoll einander zu: „Seht da, sein Harem“ (νὰ τὰ χαρέμιά του)! Es schien ihnen vollkommen natürlich, daß es einem Könige nicht daran fehle. Auf dies Zeichen, daß der Zug nahe sei, ritt auch ich mit einigen Freunden dem kommenden Fürsten bis Kloster Daphni entgegen; wo der Weg aus dem Engpasse des Aegaleos heraustritt und Athen in der Entfernung einer Stunde zuerst sichtbar wird, fand die Begrüßung des Königs durch die Häupter der Stadtgemeinde und die unvermeidliche Anrede statt; dann ging es in schnellem Trabe zur Stadt hinunter, wo die königlichen Brüder bei dem alten Fürsten Karadja ihre Wohnung nahmen.

An den folgenden Tagen hatten Forchhammer, Lassaulx und ich vollauf zu thun, die hohen Reisenden bei den Alterthümern der Stadt, der Burg und der Umgegend herumzuführen. Damals begann schon die Erörterung der Frage, welcher Ort zur künftigen Hauptstadt und Residenz zu wählen sei. Der bairische Architekt Gutensohn, der im Gefolge der Regentschaft nach Griechenland gekommen war, hatte den Piräeus dazu ausersehen; man ritt daher eines Tages nach dem Hafen hinunter und Gutensohn entwickelte an Ort und Stelle seine Ansichten und bezeichnete den Platz, den er für das königliche Schloß bestimmt hatte. Er fiel aber mit seinen Vorschlägen durch, und es konnte und

durfte nicht anders sein. Wie hätte man Stadt und Schloß unmittelbar ans Meeresufer setzen können, wo sie, in Ermangelung einer genügend starken Flotte, im Bereiche der Kanonen jedes feindlichen Linienschiffes gewesen wären? und welche Annehmlichkeit wäre es gewesen, auf der kahlen, felsigen und wasserlosen Halbinsel des Piräeus zu wohnen, auf eine halbe Stunde weit von einer versumpften Niederung umgeben, während man in Athen selbst den Namen der Stadt, die Erinnerungen, die Ueberreste des Alterthums, die gesunde Lage, die größere Sicherheit, die freie Bewegung nach allen Seiten hin für sich hatte? Der Piräeus wurde daher sogleich verworfen; Athen aber hatte bis zur endlichen Entscheidung noch lange mit Nauplia, mit Korinth und selbst mit Megara zu kämpfen.

Von Athen kehrte die Regentschaft nach Nauplia zurück, der König aber ging an Bord der englischen Fregatte Madagascar, die ihn unter der Führung von Sir Edmund Lyons auch nach Griechenland gebracht hatte, um noch einige Inseln zu besuchen. Athen ging von der Aufregung dieser königlichen Anwesenheit wieder in die gewohnte Ruhe über und beschäftigte sich mit seiner Getreideernte, die in diesem Jahre, wegen des feuchten und kalten Winters, ungewöhnlich spät, erst am 28. Mai begann. Aber nun senkte sich bald die Hitze des Sommers über das Land; bald war alles Grün bis auf das Laub der Bäume und Weinberge verdorrt.

Jener Ausflug des Königs auf die Inseln wurde unverhofft und unüberlegt, aber gewiß ganz unbefangen, zu einem Besuche nach Smyrna ausgedehnt, wo die freudigst überraschte griechische Bevölkerung es sich nicht nehmen ließ, den König Otto zu einem Tedeum in die Hauptkirche zu führen. Die Bestürzung der Pforte über diese jugendliche Keckheit, zumal an Bord einer englischen Fregatte ausgeführt, war nicht gering; sie versah sich fortan eines unruhigen und unternehmenden Nachbarn. Nicht geringer war die Bestürzung der Regentschaft in Nauplia, als der König und Capitän Lyons bei der Rückkehr lachend ihr Abenteuer erzählten; obendrein waren die Gesetze der damals noch bestehenden Quarantäne in aller Unschuld mit Füßen getreten worden. Indeß wurde die Sache, welche einen diplomatischen Bruch drohte, gütlich beigelegt; Sultan Mahmud hatte sich ja noch Größeres müssen gefallen lassen. Nur der griechische Erzbischof von Smyrna fiel als Opfer, und fand eine Zuflucht und einen neuen Bischofssitz in Griechenland.

Literatur und Kunst.

Von „Der Jakobinerclub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutionszeitalter von J. W. Zinkeisen" (Berlin, Decker) ist soeben der zweite Band erschienen. Derselbe umfaßt die Geschichte des Jakobinerclubs von der Trennung der Feuillants von den Jakobinern im Juli 1791 bis zur Schließung des Clubs im November 1794. Die spätere Geschichte der Jakobiner bleibt der Verfasser uns leider schuldig, wiewol gerade sie eine sehr interessante und dankenswerthe Seite der übernommenen Aufgabe gebildet hätte; die wenigen Blätter (es werden ihrer kaum sechs oder acht sein), die er am Schluß seines Buchs über den neuen Jakobinerclub von 1796, sowie über den Club du manège vom Jahre 1799 hinzufügt, können, wie er auch selbst in der Vorrede zu fühlen scheint, uns nicht dafür entschädigen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Jakobiner unter wechselnder Gestalt und mannichfachem Namen sich in Frankreich — und sogar nicht in Frankreich allein — bis auf die neueste Zeit fortgesetzt und den bedeutendsten Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse ausgeübt haben. Diese Umwandlungen und Einflüsse uns wenigstens anzudeuten hätte der Verfasser nicht so völlig verschmähen sollen; er würde dadurch nicht nur den wissenschaftlichen Werth seines Buchs erhöht, sondern es auch dem Interesse der Gegenwart um ein Bedeutendes angenähert haben. Aber freilich hätte er sich dann in Demjenigen, was er nun wirklich gibt, nicht mit dieser außerordentlichen Breite und Weitschweifigkeit ergehen dürfen, wie er es gethan hat. Wir verkennen den außerordentlichen Fleiß nicht, mit welchem das Buch gearbeitet ist, und gedenken auch überhaupt nichts zurückzunehmen von den Lobsprüchen, mit denen wir den ersten Band an dieser Stelle begrüßt haben. Aber die außerordentliche Breite dieses zweiten und dieses unausgesetzte Bemühen, ja Nichts unerörtert zu lassen, was am Wege liegt, vermögen wir darum doch nicht zu billigen. Es ist ein Erbfehler der deutschen Gelehrten, wir wissen es wol, daß sie uns mit dem Buch zugleich jedesmal auch das ganze Material geben, aus welchem sie selbst ihr Buch zusammengeschrieben. Allein wenn dieser Fehler Veranlassung wird, dem Publicum ein Buch ungenießbar zu machen, aus dem es übrigens so vielen Gewinn ziehen könnte, so muß es schon erlaubt sein, die Einzelnen dafür in Anspruch zu nehmen. — Auch in der Charakteristik einzelner historischer Persönlichkeiten ist der Verfasser nicht so glücklich wie im ersten Bande. So ist das Bild, das er von Robespierre entwirft, hauptsächlich nach Mallet du Pan, denn doch etwas gar zu unbedeutend und oberflächlich; wir billigen den Cultus der Bewunderung, den man von bekannter Seite her mit Robespierre getrieben hat, nicht, müssen aber im Namen der historischen Wahrheit und Gerechtigkeit uns ebenso sehr auch dagegen verwahren, daß man ihn zu einem bloßen Schwätzer zu verzerren sucht, der im Grunde selbst nicht gewußt, was er gewollt, und dessen vorzüglichste Triebfeder die Angst gewesen. Fkg.

Wir setzen unsere neulich begonnene Uebersicht über einige in neuester Zeit erschienene erzählende Dichtungen fort. Daß dabei, mit einziger Aus-

nahme von Bodenstedt's „Ada die Lesghierin", im Ganzen genommen nur wenig Gewinn und daß namentlich verschiedene unserer jüngsten Dichter die Erwartungen, zu denen sie durch ihre ersten Leistungen berechtigt hatten, diesmal nur in sehr geringem Grade erfüllt haben, wurde schon neulich erinnert. Ganz besonders ist dies der Fall mit der „Anemone. Von M. Ant. Niendorf" (Berlin, A. Duncker). Wir werden auf die „Hegeler Mühle" desselben Verfassers demnächst in einem andern Zusammenhange ausführlicher zurückkommen. Doch mag schon hier vorausgeschickt sein, daß wir dies Gedicht, wenn wir es auch als Ganzes nicht zu billigen vermögen, doch wegen der Lebendigkeit seiner Schilderungen, wegen der Einfachheit und Natürlichkeit seines Ausdrucks, endlich und ganz besonders wegen des frischen, derben Realismus, der dasselbe erfüllt, zu dem Besten und Hoffnungsreichsten zählen, was unsere jüngste Literatur überhaupt hervorgebracht hat. Aber von all diesen löblichen Eigenschaften ist in der „Anemone" wenig oder nichts zu spüren; das Gedicht ist ein Rückschritt des Dichters, so jäh und in so bedenkliche Regionen, daß wir es ohne die ausdrückliche Versicherung des Titelblatts kaum für möglich halten würden, daß dies derselbe Verfasser sein soll. Die „Anemone" kann als warnendes Beispiel dienen, wie gefährlich eine falsche, aber durch den Beifall der Menge begünstigte Richtung auch solchen Talenten werden kann, die wol Kraft und Fähigkeit zum Besseren hätten und wie sehr dieselben daher über sich wachen müssen, damit nicht der Beifall des Augenblicks sie in Irrwege dahinreißt und zu Productionen verleitet, die ihrer selbst nicht würdig sind. Das Publicum hat die Vorzüge der „Hegeler Mühle" anerkannt; es hat anerkannt, daß hier ein Dichter aufgetreten ist von einer ungewöhnlichen Gestaltungskraft und einer seltenen Lebendigkeit und Frische. Aber es hat auch die Achseln gezuckt zu dem etwas spröden, abschreckenden Stoff, der allerdings und auch ganz abgesehen von den Bedenken, welche Aesthetik und Sittlichkeit daran zu nehmen hatten, außerordentlich weit ablag von den Bahnen, auf denen unsere Modepoesie sich übrigens bewegt und für die in der That nur noch ein einziges Ziel und ein einziger Gesichtskreis zu existiren scheint: nämlich der Horizont der Mädchenpensionen; was darüber hinausgeht, daran darf ein deutscher Poet, der nicht hors de saison sein will, sich nicht mehr wagen. — Gut denn, Hr. Niendorf hat diesen Geschmack des Publicums verstanden — Boden der Wirklichkeit? Realismus und Natur? Bei Leibe nicht: wir wollen in Lüften schweben, im blauen Aether wollen wir uns wiegen, wollen uns mit Märchen und Gaukeleien wie mit Opium betäuben lassen; nicht als Männer zu Männern sollen unsere Dichter reden, sondern die vergessenen Histörchen unserer Kinderstuben sollen sie uns wieder aufwärmen und uns mit dem süßen Brei der Ammenmärchen und „Geschichten für Kinder von sechs bis acht Jahren" füttern. Auch Hr. Niendorf hat ein solches ätherschwimmendes, blumenduftiges Märchen zusammengezimmert; da ist ein einsames Schloß im Walde, da ist ein weiser Zauberer, der in die Zukunft sieht und mit Geistern und Kobolden verkehrt, da ist ein schöner junger Graf, der in einen Hund verwandelt wird, da ist ein wunderschönes Jungfräulein, des Zauberers Tochter, das den Grafen durch ihre Liebe entzaubert, da ist eine böse Fee, die das Alles aus Eifersucht auf den Zauberer so veranstaltet und eingefädelt, auch seinem schönen Töchterlein für etwaige Vergehen zum voraus ein Brandmal

in nuce, auf die Stirn gedrückt hat, ein C. und M. (Cave und Minneschein) — und wie das schöne Jungfräulein sich nun richtig in den Armen des entzauberten Grafen verleiten läßt, den süßen Taumelkelch der Liebe zu leeren, da wird sie in eine Anemone nemorosa verwandelt, auf deren weißrothen Blättern noch heute das verhängnißvolle C. und M. prangt, zum Gedächtniß des schönen Jungfräulein, sowie zur Warnung Aller, die sich etwa in ähnliche Gefahren begeben. — Das wäre nun unter allen Umständen ein sehr einfacher, sehr dürftiger Stoff, wahrhaft unbegreiflich aber ist er uns bei einem Dichter, der eben erst mit so keckem Griff in das volle Menschenleben hineingefaßt hatte und den wir daher wol am allerwenigsten erwarten durften unter den poetischen Stoppellesern unserer Kinder- und Hausmärchen wiederzufinden. Zugegeben, daß die Originalität, welche Hr. Niendorf in der „Hegeler Mühle" gezeigt, ihre bedenklichen, ja ihre anstößigen Seiten hatte, mußte er sich deshalb aller Originalität so ganz entkleiden und sich auf einen solchen bloßen Cento aus allbekannten Märchen und Sagen und ältern Gedichten beschränken, wie er es hier gethan hat?

Und obenein war Hr. Niendorf gar nicht einmal der rechte Mann für diese Art von Arbeit; seine Hand ist noch immer zu schwer, zu derb für diesen leichten, tändelnden Stoff, es fehlt der rasche anmuthvolle Fluß, es fehlt die Leichtigkeit und Grazie, die ein Gedicht dieser Art dem gebildetern Geschmack allein erträglich machen könnte und ohne die es auch der Menge schwerlich behagen wird. Namentlich in Betreff der Sprache hat Hr. Niendorf sich höchst seltsame, mit seinem sonstigen Geschmack schwer vereinbare Fehlgriffe zu Schulden kommen lassen. Ausgehend von dem an sich sehr richtigen Streben, seinem Gedicht durch Annäherung an unsere mittelalterliche Sprache eine gewisse locale Färbung zu geben, ist er mitunter in so unerhörte und unglaubliche Wortbildungen, so geschmacklose und unverständliche Satzfügungen, so erzwungene und schiefe Bilder verfallen, daß die Lecture seines Gedichts dadurch stellenweise zu einer wahren Marterbank wird nicht blos für den ästhetischen Geschmack, sondern auch für den gesunden Verstand des Lesers. „Ein liegend Hund, ein gleißend Treuger" (S. 58) „Furcht und Hoffen, ang' und enger" (S. 66) — „Erdenschicke" statt Geschick oder Schicksal (S. 73) „die Rosen echten" statt die echten Rosen (S. 83) und Aehnliches — das sind Gewaltsamkeiten und Sprachverdrehungen, die auch kein vermeintliches Streben nach mittelalterlicher Färbung rechtfertigen kann und neben denen so abstracte Wendungen wie „der Begriffe Kettung" (S. 89) oder so unrichtige Anschauungen wie von der Dame, die „in gekreuzten Füßen des Kleides Falten Reich begräbt" (S. 101) oder von der „Formenwelle, die sich von des Nackens Helle bis zu des Sammtpantoffels Spitzen" hinziehen soll (ebendaselbst) nur um so unangenehmer auffallen. Daß es dem Gedicht trotzdem an einzelnen vortrefflichen, ja hinreißenden Stellen nicht fehlt, versteht sich bei einem Dichter wie der Verfasser der „Hegeler Mühle" von selbst. Doch ist ihre Zahl im Ganzen nur sehr gering, auch ist fast nicht eine einzige darunter, die nicht durch eine der ebenerwähnten Unklarheiten oder Verkehrtheiten entstellt würde. Weit entfernt daher, den Eindruck des Ganzen zu verbessern, dienen auch diese gelungenen Stellen vielmehr nur dazu, den Irrweg, auf welchen der talentvolle Dichter sich hier verloren hat, desto merklicher zu machen.

Auch die „Irrfahrten. Gedicht in vier Büchern von Waldmüller" (Berlin, Decker) sind ein solcher Irrweg. Der Verfasser hat sich durch einige frühere Gedichte, namentlich durch „Dichters Nachtwege" vortheilhaft bekannt gemacht; er hat darin Schwung und Tiefe der Empfindung sowie eine glückliche Leichtigkeit des Ausdrucks gezeigt, der es nur zuweilen noch an Klarheit und Bestimmtheit mangelte. Nun aber hat auch ihn die Sirene jener Afterromantik eingefangen, die jetzt unsere Poesie beherrscht; sein neuestes Gedicht ist ebenfalls ein Märchen, das auf Originalität und Neuheit der Erfindung fast noch weniger Anspruch machen kann als die Niendorf'sche „Anemone" und dessen poetische Schwäche, wenigstens nach unserm Dafürhalten, auch durch die sehr deutlich aufgedrückte, fast kanzelmäßige Moral nicht zugedeckt wird. Ein Jäger wird von einer Fee mit einem Horn beschenkt, welches die wunderbare Eigenschaft hat, jeden seiner Wünsche zu erfüllen, ihn an jeden Ort zu bringen, wohin er verlangt, ihn zum Meister jeder Sprache zu machen, deren er bedarf, endlich jedes Herz in Liebe zu ihm zu entzünden, das in seine Nähe kommt — dies Alles jedoch nur so lange, als sein eigenes Herz schuldfrei ist. Man wird einräumen, daß diese Fabel eben keinen großen Aufwand von Erfindung verräth und daß, wenn der Poet sich einmal zu dieser veränderten Ausgabe von Hüon's bekanntem Zauberhorn entschloß, der übrige Apparat des Gedichts dann ziemlich nahe lag. Und doch hat auch Hr. Waldmüller mit seinem Stoff nichts weiter anzufangen gewußt, als daß er sich dieselbe Situation drei mal buchstäblich wiederholen läßt; drei mal benutzt der Jäger die Kraft seines Horns, drei mal entzündet er ein unschuldvolles Herz mit verbrecherischer Leidenschaft, drei mal befleckt er sein eigenes Herz mit Schuld, drei mal geht das Horn ihm wieder verloren. Der Dichter scheint nur nach einem Rahmen für gewisse landschaftliche und andere Schilderungen gesucht zu haben, die denn auch zum Theil recht wohl gelungen sind, und nur mitunter (z. B. S. 137) etwas zu sehr nach dem Modejournal schmecken; Spanien, Norwegen, der Orient werden uns in Bildern vorgeführt, die meist recht lebendig und farbenreich sind. Aber die mangelnde Handlung kann uns dadurch nicht ersetzt werden und ebenso wenig dee Mangel aller tiefern, eigentlich menschlichen Charakteristik. Der Dichter soll uns Mènschen vorführen, Menschen, die sich selbst bestimmen und deren Handlungen die Früchte ihrer Entschlüsse, ihrer Leidenschaften, vielleicht auch ihrer Irrthümer sind, nicht aber Puppen, welche von Feen und Zauberern am Faden geführt werden und deren allerwundersamste Schicksale und allerseltsamste Abenteuer uns doch kein wahrhaftes Interesse abzwingen können, darum, weil ihnen selbst die wahrhaft menschlichen Motive fehlen. Das Herz des Menschen, das ist das wahre Zauberhorn, dessen Melodien soll der Dichter studiren, dessen Nachhall wollen wir in seinen Gedichten hören; die Zauberhörner aus Feenhänden wollen wir ruhen lassen wohin sie gehören, in der Rumpelkammer einer conventionellen, blos formalen und daher auch heutzutage veralteten Romantik.

Es bleiben uns noch einige Gedichte übrig, die aber sämmtlich zu unbedeutend sind, um ausführlicher dabei zu verweilen. „Die Lilie vom See. Dichtung von Moritz Horn" (Leipzig, Brockhaus) wird allen Denen gefallen, die das Verhimmeln und Verbimmeln, die Herzen und Schmerzen, Thränen und Sehnen für das wahre Wesen der Poesie hal-

ten. Es ist ein sehr weichherziger, sanftmüthiger Poet dieser Hr. Horn, ein richtiger Poet für die jungen Mädchen dicht vor und nach der Confirmation. Unsere Meinung über die von ihm verfolgte Richtung haben wir schon früher bei Gelegenheit seiner „Pilgerfahrt der Rose" ausgesprochen. Aber wenn wir damals wenigstens eine oder die andere Stelle hervorheben konnten, die zum mindesten ein nicht ganz gewöhnliches lyrisches Talent bezeugte, so suchen wir in diesem seinem neuesten Opus selbst auch nach solchen Stellen vergeblich: es ist eine ganz gewöhnliche Ritter- und Klostergeschichte, der auch die sehr ungleich behandelten Verse, in welche der Verfasser sie umgegossen, kein Recht der literarischen Auferstehung verleihen und die er daher nur hätte in Gottesnamen sollen im Staub und Wust der Leihbibliotheken vermodern lassen. — „Alma. Gedicht von Ludwig Stiebritz" (Leipzig, Hinrichs), will eine Art Amaranth sein, einen protestantischen; es ist eins von den Gedichten, die ohne Miniaturformat und ohne Goldschnitt nichts wären und auch mit Miniaturformat und Goldschnitt noch immer besser zum Ansehen, respective zum Verschenken sind als zum Lesen. — Als eine fremde Gestalt in diesem weichlich weibischen Kreise tritt der „Hort der Dichtung. Eine Göttersage in sechzehn Gesängen" (Leipzig, Brockhaus) vor uns auf. Das Gedicht macht den Versuch, einige der merkwürdigsten und poetisch interessantesten Züge aus der nordischen Odinssage zu einem Ganzen zu verarbeiten und insofern wir hier doch wenigstens Gestalten von höherm Wuchs und derbern Knochen zu sehen bekommen, als es bei unsern dermaligen Dichtern sonst der Fall ist, können wir diesen Versuch nur billigen. Leider jedoch hat es dem ungenannten Verfasser an der nöthigen Gestaltungskraft gefehlt, die ohnedies schon etwas unsichern und nebelhaften Figuren des nordischen Olymp poetisch zu fixiren und auch den einfach kräftigen, naiven Ton, den ein Stoff dieser Art unvermeidlich fodert, hat er nicht zu treffen vermocht. Das Gedicht ist noch viel zu modern, viel zu sentimental und daher auch der Eindruck des Ganzen, bei aller Anerkennung, die wir der guten Absicht des Dichters zollen, doch von wirklicher ästhetischer Befriedigung noch sehr weit entfernt.

Auch die „Giovanna. Episch-lyrisches Gedicht von Anna Löhn" (Dresden, Türk) ist nicht ohne Talent; es ist eine gewisse poetische Stimmung darin, die es aber freilich noch nirgends zur poetischen Gestaltung bringen, sich noch nirgends aus der Unbestimmtheit der Anschauungen und der Unklarheit des Gedankens, folgerecht auch nicht aus der Confusion des Ausdrucks herausarbeiten kann. Daß diese Dichterin das hergebrachte Gleis der Märchen- und Blumendichtung verläßt und sich an einen wirklich epischen Stoff, einen Stoff voll geschichtlicher Verwickelung und kriegerischem Lebens, wagt, zeigt einen ganz anerkennenswerthen Muth. Fassen wir jedoch das Resultat dieses Muthes ins Auge, so können wir der Dichterin nur rathen, die epische Dichtung einstweilen noch bei Seite zu lassen und statt dessen lieber erst zu lernen, wie man klar denkt und das Gedachte richtig ausdrückt. In diesen beiden Cardinalpunkten — wir wollen gar nicht sagen der Poesie, nein, nur überhaupt jeder geschriebenen oder gesprochenen Rede — läßt die Verfasserin noch sehr Wesentliches vermissen; ja während ihre poetische Natur eigentlich auf Einfachheit und Naivetät angelegt scheint, läßt diese Unklarheit des Denkens sie nicht selten in den widerwärtigsten Schwulst

und Unsinn verfallen. Abendglocken, welche „ertönen, um die nahe Stille zu erhöhen", „rasche Pulse der Arbeit, welche stockend kühlern Windes Wehen schmecken" (S. 1) oder auch ein Held „welcher seine Sorgen zersprengt hat in des Krieges Mine, der Knall auf Knall des Kummers leisen Tropfenfall übertäubt" (S. 11) — sind bei weitem noch nicht das Aergste, was das Buch in dieser Hinsicht darbietet und was denn allerdings besser vom Schulmeister corrigirt als von der Kritik besprochen wird.

Aber wohin endlich sollen wir einen Dichter verweisen wie den ungenannten Verfasser der „Dolores. Ein Gedicht" (Halle, Delbrück)? Ohne alle Spuren von Talent ist auch er nicht; einzelne Schilderungen, namentlich zu Anfang des Gedichts, zeigen jenen gehaltenen, empfindungsreichen Ton, der zwar noch nicht den Poeten, aber doch wenigstens das poetische Gemüth verräth. Allein auch dieses poetische Gemüth müßte vor allem erst in die Schule gehen und müßte erst denken, sprechen, schreiben lernen, bevor es sich als Dichter dem Publicum vorzustellen wagt. Namentlich etwas deutsche Grammatik könnte nichts schaden, schon der gewöhnliche „kleine Heyse" würde diesem Dichter von erheblichem Nutzen sein; er würde daraus wenigstens lernen, daß es z. B. um das Weib heißt, nicht um dem Weibe, wie wir bei ihm S. 135 finden und zwar im Reim, wodurch jede Möglichkeit eines Druckfehlers ausgeschlossen bleibt; auch Kriegerschwaden statt Geschwader S. 206, verhießen statt verheißen S. 69; verbrießen mit dem Dativ construirt S. 216 ꝛc., würde ihm dann vielleicht nicht wieder begegnen und auch das „Irionrad" der Unbefriedigung S. 259 bliebe dem Leser für die Zukunft wol erspart. Sehen wir nun aber weiter, wie dieser Dichter von kaum Quintanerbildung sich doch reif und mannhaft genug fühlt, den politischen und socialen Bestrebungen seiner Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten uud die Rache des Himmels herabzurufen auf Philosophie, Freidenkerei, Liberalismus und ähnlichen „Irrwahn der Zeit" und zwar dies Alles am Faden einer Geschichte, die er, ich weiß nicht welcher alten Taschenbuchnovelle entlehnt hat und die sich unter seinen Händen zu einem unentwirrbaren Knäuel von Aberwitz und Thorheit gestaltet — so .....

Nun ja doch, so werfen wir die Feder des Kritikers aus der Hand und sehen uns lachend nach der Ruthe um, die dieser Anmaßung gebührt.

R. P.

Correspondenz.

Aus Breslau.

Mitte Juni 1853.

Eb. Nicht vom Wollmarkt, nicht von Roger, nicht vom Sommertheater noch was sonst den Leuten hier am Herzen liegt, will ich Ihnen diesmal erzählen; nur von Dem, was leider das „gute Gemüth" unserer Breslauer wenig bewegt, will ich schreiben — von der bildenden Kunst in Breslau. Die nach sechswöchentlicher Dauer soeben geschlossene Kunstausstellung gibt

mir dazu einen schicklichen Anknüpfungspunkt. Denn bei der sonstigen Armuth unsers Kunstlebens wird eine Kunstausstellung für Alle, die unter den hiesigen Verhältnissen noch nicht allen Kunstsinn eingebüßt oder überhaupt jemals etwas davon besessen haben, zum wirklichen Ereigniß, indem sie fast die einzige Gelegenheit darbietet, wenigstens von Zeit zu Zeit das Auge an der Betrachtung von Kunstwerken zu erfreuen. Es ist schwer zu glauben, wie arm unsere Stadt, die doch zu den größten Deutschlands zählt, an öffentlichen Kunstsammlungen ist und wie unausgebildet im Allgemeinen unser Schönheitssinn, wie verwildert der Geschmack unsers Publicums. Ausgenommen die der Universität gehörige schöne Sammlung von Abgüssen antiker Kunstwerke, die freilich dem größern Theil unserer Bevölkerung, selbst unter den sogenannten Gebildeten, bis auf die Existenz hin unbekannt ist und die daher auch nur äußerst spärlich benutzt wird, hat Breslau Nichts, aber auch gar Nichts aufzuweisen, was den Namen einer öffentlichen Kunstsammlung verdiente. Während neuerdings weit kleinere Städte meist durch Vermittlung ihrer Kunstvereine ganz ansehnliche und verhältnißmäßig werthvolle Bildersammlungen begründeten, die von Jahr zu Jahr durch passende Ankäufe vergrößert werden, ist bei uns noch kaum ein Versuch zur Gründung eines städtischen Museums gemacht. Nur eine dunkle Sage geht, daß das Local, welches die schlesischen Stände bereits vor zwei Jahren zu diesem Zweck bewilligten, nächstens wirklich seiner Bestimmung gemäß eingerichtet und daß Alles, was unsere Stadt hier und da zerstreut an Kunstwerken besitzt, dort aufgestellt werden soll. Irre ich nicht sehr, so hat der hiesige Kunstverein die Sache in die Hand genommen; wie weit sie jedoch durch ihn bereits gefördert worden, davon berichtet die Sage nichts. Jedenfalls wäre es wünschenswerth, über diese öffentliche Angelegenheit auch etwas Oeffentliches und Genaueres zu erfahren; in seinen Privatangelegenheiten hat unser Kunstverein sich allerdings an unbeschränkte Souveränetät gewöhnt, dieselbe aber auch auf öffentliche Angelegenheiten zu übertragen, deren Besorgung dem Kunstverein nur anvertraut ist, scheint uns denn doch etwas bedenklich.

Das also unsere Sammlungen; wie steht es nun mit den Kunstwerken, die als unmittelbar öffentliche auf Markt und Straße stehen, der Stadt eine Zierde und allem Volk eine Augenweide? Begleiten Sie mich auf einem Gange durch die Stadt. Dem furiosen alten Blücher (von Rauch) auf dem langweilig viereckigen Blücherplatz erweisen wir unsern Respect. Doch treten wir ein paar Schritte weiter an den Großen Friedrich von Kiß — wo hat der Gründer des preußischen Schlesiens seinen Platz gefunden? welche Umgebung hat man für sein Bild passend erachtet, damit auch die ästhetische Wirkung zu ihrem Rechte komme? Hier ist sie: der Hintergrund ein alter unheimlicher Bau, zerbröckelnd, zerfetzt, geschmacklos; zur Linken ein Gewirr von Trödelbuden; zur Rechten der Käsemarkt, dessen käsefeilschende Weiber das Postament der Statue dicht umdrängen, während der Arm des großen Königs sich wie segnend über sie ausstreckt! Auf dem Neumarkt und dem Tauenzienplatz entschuldigen Sie vielleicht die Forteristenz der Monstra, genannt Neptun (des Volks „Gabeljörge") und Tauenzien-Denkmal, mit der Pietät, welche ehrwürdiges Alter schont, auch wo es geschmacklos ist. Wie aber wollen Sie, indem wir jetzt unsere herrliche Promenade betreten, das Monu-

ment in Schutz nehmen, das ein wahrhaft samojedischer Geschmack hier unserer vorjährigen Industrieausstellung und der damaligen Anwesenheit des Königspaars zu errichten sich erdreistete? Dieser plumpe Marmorwürfel mit der unaussprechlichen Vase oben darauf und den in Form und Zeichnung unsern Kupferdreiern getreulich nachgebildeten Bronzeplatten ist das greulichste Ding, das jemals einen Platz verunziert hat; eine Stadt, wo dergleichen als öffentliches Denkmal, als Denkmal eines glücklichen und ehrenvollen Ereignisses kann aufgestellt werden, hat ihrem Geschmack damit eigenhändig den Stab gebrochen. Von einem kleinen nippesmäßigen Triton, den, ich weiß nicht wessen Weisheit in die Tiefe des Stadtgrabens auf eine ziemlich breite Wasserfläche gesetzt hat, können vermuthlich nur die Glücklichen Genaueres erzählen, die von der Natur mit einem ungewöhnlich scharfen Auge begabt sind; da ich zu diesen leider nicht gehöre, müssen Sie auf eine Beschreibung aus meiner Feder verzichten und mir statt dessen erlauben, dem nahebei aufgestellten Kalide'schen „Knaben mit dem Stabe" die verdiente Huldigung darzubringen. Nicht daß wir das Kunstwerk als solches in allen Punkten bewundern oder auch nur billigen möchten: an dem blumen- und blütenreichen Plätzchen jedoch, wo es steht und das vielleicht auf keiner deutschen Promenade seinesgleichen findet, macht das Bildwerk, mit dem wasserspeienden Schwan als Fontäne benutzt, einen gar lieblichen Eindruck.

Nachdem wir somit über das Vorhandene ein Inventarium aufgenommen, wird sich die Bedeutung einer Kunstausstellung, die uns über 600 neue Kunstwerke zur Betrachtung bot, leicht von selbst ergeben. Allerdings schrumpft diese Zahl bei genauerer Prüfung Dessen, was allenfalls ein Kunstwerk heißen darf und was nicht, ganz außerordentlich zusammen; nicht blos sehr Mittelmäßiges hatte sich eingefunden (das ist mehr oder weniger überall der Fall), sondern auch vieles geradezu Schlechte, ja Skandalöse, sodaß es den bessern Sachen von vornherein eigentlich sehr leicht gemacht war, sich geltend zu machen. Die Historienmalerei war, wie ja in der deutschen Kunst überhaupt, am spärlichsten repräsentirt; auch läßt sich nicht behaupten, daß die Qualität des Einzelnen für die mangelnde Quantität Ersatz geboten hätte. Drei Kategorien machten sich besonders bemerkbar: erstens unfreiwillige Caricaturen (vergleiche Plumot „Wilhelm IV. von Holland und der Wahrsager", Klara Denicke, „Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen bei Mühlberg", H. Friedrich, „Götz von Berlichingen" ꝛc.); zweitens gewöhnliche Illustrationen zu gewöhnlichen Geschichtsbüchern mit theatralisch arrangirten Gruppen, leblos gespreizten Figuren, schablonenmäßig eingezeichnetem Gesichtsausdruck (so vor allem: Professor und Hofmaler Jacobs in Gotha „Kreuzfahrer vor Jerusalem", Teich „Ermordung Rizzio's", Toussaint „Revolutionsscene"; endlich eine dritte Gattung, aus deren wüstem Chaos hier und da in einer gutgehaltenen Figur, einem charakteristischen Kopf ein Geistesblitz hervorleuchtete. Zu dieser letzten Art gehörten vorzüglich drei auch durch ihre Dimensionen hervorragende und durch künstlich erzeugten Ruf viel beachtete Bilder: G. Rechlin's viel besprochene „Vorstellung der französischen Generale Vandamme u. s. w. in der Schlacht bei Kulm", Kaselowski's „Urtheil Daniel's" und ein Carton „Der bethlehemitische Kindermord" von Hauser. Doch boten auch sie noch zu vielen Bedenken Anlaß. Wer wie Rechlin die Geschichte der Sieger verherrlichen will, muß nicht das ganze Interesse des Beschauers

für den Besiegten allein in Anspruch nehmen. So einfach das ist, so scheint es der Maler doch ganz übersehen zu haben: denn Vandamme ist nicht blos in dem dargestellten Moment mit seiner schlagenden stolzen Antwort dem fast höhnisch gehaltenen Alexander gegenüber moralisch im Vortheil, er ist auch die einzige lebenswahre, lebenswarme Figur des ganzen Bildes. Und diese Gruppirung nun! dieses Zusammendrängen auf dem schmalen Vordergrunde, während die Schlacht hoch oben in den Wolken zu toben scheint! Auch an dem „Urtheil Daniel's“ ist nur ein Theil der Gruppe um die freigesprochene Susanne, deren sprüchwörtliche Keuschheit auf dem Bilde gerade nicht sehr in die Augen fällt, wirklich lobenswerth, nämlich der Kopf des einen Henkers und des einen Richters, während der Totaleindruck sehr ungenügend ist. Ebenso ist auch in dem Hauser'schen Carton nur Einzelnes schön und wahr gedacht; das Ganze mit dieser ganz ungemilderten, unverschönten Stufenleiter des Schmerzes und diesem vollen Dutzend blutiger Kinderleichen macht sogar eine abschreckende Wirkung.

Aber auch im Gebiet des Genre, das doch sonst immer das reichste und bestvertretene zu sein pflegt, herrschte diesmal eine auffällige Armuth; es scheint wirklich, als ob die Kraft unserer jetzigen Maler (oder vielmehr ihre Unkraft) sich immer mehr von dem Figurenbild zurückzieht und nur noch Landschaft, nichts als naive, ideenlose Landschaft produciren kann. Vortreffliches hatte Kaufmann (in Hamburg) mit seiner der Natur echt und treu bis in den kleinsten Zug hinein abgelauschten „Heuernte“ geliefert; das zeigte sich besonders im Vergleich mit jenen koketten, zierlich blanken Bauernbildern, deren nicht wenige vorhanden waren und denen wir z. B. auch Pfeiffer's „Sommerabend“ zuzählen. Nächst Kaufmann ist Cretius zu nennen mit dem prächtigen „Römischen Bettler“; Voltz, der außer dem reizenden „Milchmädchen im Schneewetter“ eine sehr schöne Heerde (Kühe und Ziegen) ausgestellt hatte; sodann Frau Jerichau-Baumann, Knaus in Düsseldorf („Kartenspieler“), Adolar Schrader („Betende“), H. Schöfels und Andere. Der ältere Verboeckhoven hatte eins seiner Meisterwerke geschickt, einen arabischen Schimmel, Teichs eine „Leonore“, die gegen seine übrigen ziemlich zahlreichen Werke vortheilhaft hervorstach. Von Porträts sahen wir Vorzügliches von Begas' Meisterhand (Meyerbeer, Schadow, L. von Buch aus der königlichen Galerie der Zeitgenossen); an ein Rivalisiren war da nicht zu denken und man kann nur die — Kühnheit bewundern, mit der einzelne hiesige Maler ihre unnennbaren Producte dem Publicum daneben preiszugeben gewagt hatten. Natürlich nehme ich hierbei unsern Resch aus, von dem ein sehr wohlgelungenes Porträt vorhanden war; sein „nach der Natur gemaltes Kind“ freilich schien gerade nicht geeignet, des Malers Ruhm fester zu begründen.

Ueber die Landschaften auch nur in möglichster Kürze näher zu berichten, würde einen sehr viel größern Raum verlangen, als Ihr Blatt mir bieten kann; sie waren, nach Werth und Menge, die vorherrschenden Bilder. Hildebrand mit der zauberhaften tiefdunkeln Meeresflut an der Küste von Madeira, Gurlitt mit zwei großartigen, leider wenig beachteten italienischen Landschaften, Kalckreuth mit dem krystallhellen „Aachensee“ und dem duftigen, süß anheimelnden „Schloß Trazberg in Tirol“, bildeten ein glänzendes Dreigestirn, an das sich Eichhorn, Hilgers, Scheuren, Schirmer, Klein und Andere würdig

anschlossen. Die Plastik hatte zu Weniges und zu Unbedeutendes geliefert, um eine besondere Aufmerksamkeit zu erregen.

Höchst unerquicklich nun aber war es und zugleich höchst beschämend für den breslauer Patriotismus, den Mangel von Kritik und den verkehrten Geschmack zu beobachten, der bei einem großen Theil des die Kunstausstellung besuchenden Publicums sich offenbarte; da war kein Bild so schlecht, keine Pinselei so grob, sie fand doch ihre Bewunderer, während das Vortrefflichste daneben, wenn es nicht lange zuvor als solches austrompetet war, keines Blickes gewürdigt ward. Und wohlgemerkt, es war kein „Volk", es waren unsere breslauer „Gebildeten", die sich in den Sälen bewegten! Unsere Presse ist nicht ohne wesentliche Schuld an diesem Uebel. Irre ich nicht, so hat die Localkritik über eine Kunstausstellung vorzüglich den Zweck, der großen Menge gewissermaßen einen Leitfaden in die Hand zu geben, ihre Aufmerksamkeit auf das Würdige hinzulenken, sie vor Verirrungen des Geschmacks zu warnen. Das wird aber nicht erreicht durch wohlfeile Machtsprüche über Gut und Schlecht, sondern es muß das Schöne möglichst nahe gerückt, in seiner Eigenthümlichkeit zergliedert, in seiner Nothwendigkeit nachgewiesen werden, während andererseits auch das Schlechte und Kümmerliche furchtlos als solches bezeichnet werden, damit der Ungeübte, der leider gerade hinsichtlich der Kunstkritik dem gedruckten Worte am leichtesten traut, sein Auge vor Schaden bewahre. Dieser Pflicht hat die hiesige Kritik nicht genügt. Die eine unserer großen Zeitungen schickte ihren „Kritiker für Alles" in die Ausstellung und ließ sich von ihm zwecklose, hohle, vielfach verkehrte Berichte schreiben, die anfangs von billigen Kunstausdrücken, von Lichteffecten, energischen Pinseln, virtuosem Colorit u. s. w. strotzten, später indeß auch diesen Luxus abstreiften und sich mit einer kurzen Aufzählung Dessen begnügten, was dem souveränen Kritiker gefiel, was nicht. Anders die zweite Zeitung; hier führte ein Kunstkenner den Griffel, der mit der Kunstgeschichte allerdings vertraut ist und diese Vertrautheit nicht ungern zeigt. Diesmal aber war, in einer übel angewandten Weichherzigkeit, sein ganzes Bestreben nicht auf Das gerichtet, was doch seines Amtes gewesen wäre, nämlich zu lehren und zu richten, sondern ausgesprochenermaßen wollte er nur beweisen, daß die Kunstausstellung doch noch immer besser sei als ihr Ruf. Auf diesen Zweck hin wurde denn Alles ohne Unterschied gelobt und nur in dem Maß des Lobes wurde eine Nuancirung beliebt; war auch nicht jede Pinselei „vortrefflich", so war sie doch mindestens „anerkennenswerth" und konnte nicht jedes Bild ein „Diamant" genannt werden, so wurden doch viele (und welche!) zu „Perlen" getauft. Allerdings wurde der Kunsthistoriker am Ende selbst dieses ewigen Lobens müde und ermannte sich hier und da zu leisem Tadel; vielleicht glaubte er den Vortrefflichkeits-Beweis schon genügend geführt zu haben. — Eine dritte Zeitung endlich schien einen Maler gewonnen zu haben, der weidlich von Farben erzählte, dabei wenigstens einiges Sachgemäße vorbrachte, oft aber sich auch von einem nicht allzu gebildeten Kunstverständniß zu sonderbar verkehrten Urtheilen verleiten ließ. — Die vierte breslauer Zeitung ist mir während der Ausstellung nicht zu Gesicht gekommen und kann ich daher über ihr Verhalten nicht berichten.

Schließlich muß ich noch unsers „Schlesischen Kunstvereins" erwähnen. Daß wir ohne ihn keine Ausstellung hätten, ist wahr; aber auf eine Bürger-

krone hat er darum noch lange keinen Anspruch; ein Kunstverein, der der einzige und alleinige Verein dieser Art in der ganzen Provinz ist, kann nicht gut weniger thun. Und in andern wesentlichen Stücken hat der Verein es recht sehr an sich fehlen lassen. So z. B. in der Aufstellung und Anordnung der Bilder; die beiden großen italienischen Landschaften von Gurlitt waren halb unsichtbar, die Bilder der genialen Jerichau-Baumann hatten sich nur einen dunkeln Winkel oder einen Platz nächst der Decke erringen können und dergl. mehr. Noch bedenklicher offenbarte der Kunstsinn des Vereinsvorstandes oder Vereinsgeschäftsführers sich in den Vereinsankäufen; da fanden wir, neben wenigem Guten, Pinseleien wie Ebers' „Holzhauerfamilie", zwei „Gemälde" von Petzl, an deren Goldrahmen der zukünftige Gewinner (die Sachen werden nämlich unter die Mitglieder verloost) sicher seine Freude haben wird; ferner die kokette, triviale, nichtssagende Amberg'sche „Briefpost", die doch selbst von dem kritisirenden Kunsthistoriker als ein Taschenbuchbild bezeichnet ward; weiter ein hagerer Mann im Büßergewand, zum Himmel blickend, zur Rechten eine aufgeschichtete Rüstung, das Ganze genannt „Ritter Toggenburg", und vieles Aehnliche.

Auch scheinen diese Ankäufe den sonst ziemlich lammfrommen Verein diesmal denn doch wirklich in eine gelinde Unzufriedenheit versetzt zu haben. Wenigstens läßt sich so etwas vermuthen nach einem, wie ich höre, in der letzten Generalversammlung discutirten Antrag, wonach künftighin im jedesmaligen Rechenschaftsberichte bemerkt werden soll, ob die Vereinsbilder vom Künstler unmittelbar oder vom Kunsthändler gekauft seien. Doch wurde der Antrag, wie mir weiter erzählt worden, wegen Unsicherheit der diesfälligen Ermittelung verworfen. Im Publicum hat dieser Antrag mancherlei Commentare gefunden; doch sind sie von der Art, daß ich Bedenken tragen muß, sie zu veröffentlichen. Wol aber will ich zum Schluß noch einmal darauf aufmerksam machen, wie viel nutzenbringender der Verein seine Mittel verwendete, wenn er sie zur ausschließlichen Erwerbung weniger größerer Kunstwerke benutzen wollte, die nicht für die Verloosung, sondern als öffentliches Eigenthum für das zu errichtende Museum bestimmt würden. Der Aussicht auf den Gewinn eines Bildes, dessen Werth obenein oft fraglich genug ist, werden wol die meisten Mitglieder gegenüber der Rücksicht auf das öffentliche Kunstinteresse gern entsagen, besonders bei der Geringfügigkeit des jährlichen Beitrags. Sollen aber durchaus Bilder verloost werden, so können ja die Mitglieder privatim durch Einzahlung weniger Thaler bei Gelegenheit der Ausstellung sich eine Privat-Bilderlotterie einrichten. Allerdings erwirbt und besitzt der Verein auch jetzt schon nicht zu verloosende Bilder. Doch widerspricht das dem Gesagten schon darum nicht, weil diese Ankäufe verhältnißmäßig sehr gering sind und im Vergleich zu Dem, was andere Kunstvereine für die Dauer erwerben (z. B. wie der Katalog nachweist, der königsberger für das dortige Museum), kaum genannt zu werden verdienen.

Aus Weimar.

22. Juni 1853.

G. R. Sie fodern mich auf, Herr Herausgeber, Ihnen von unsern „weimarischen Festwochen", wie Sie es nennen, zu berichten. Nun allerdings, wir

haben festliche Wochen verlebt; feierliche Ein- und Aufzüge, Hochzeiten, Jubiläen, Bälle und Festvorstellungen sind in rascher Folge an uns vorübergezogen, während eine Menge fürstlicher und anderer vornehmer Besuche die stillen Straßen unserer Stadt mit einem Rasseln der Equipagen und einem Glanz der Livréen anfüllte, den man bei uns sonst kaum kennt. Ob das aber ein genügender Stoff ist, auswärtige Leser davon zu unterhalten, möchte ich trotz Ihrer freundlichen Auffoderung bezweifeln. Denn selbst das Prächtigste und Großartigste, wozu wir uns bei solchen Gelegenheiten versteigen können, steht, übereinstimmend mit der Bescheidenheit unserer Verhältnisse sowie mit dem maßvollen Sinn unsers fürstlichen Hauses, doch noch immer um ein Beträchtliches zurück hinter Dem, was man anderwärts bei solcher Veranlassung zu sehen gewohnt ist. Auch gibt es ja dermalen in Deutschland der fürstlichen Vermählungen, Besuche und Galareisen so viele, daß ich den deutschen Festkalender nicht unnöthig erweitern will. Dasjenige aber, was unsern Festtagen vielleicht eigenthümlich gewesen ist und wodurch sie vielleicht sogar den Vorrang behaupten vor mancher weit prächtigern und weit kostspieligern Festlichkeit, die anderwärts gefeiert wird, nämlich die Innigkeit und Wärme der öffentlichen Stimmung und diese aufrichtige, ungeschminkte Theilnahme an den persönlichen Erlebnissen unserer fürstlichen Familie, die sich dabei ohne Ausnahme in allen Theilen des Landes sowie in allen Classen der Bevölkerung kund gegeben — die läßt sich ja doch nicht gut in Worte kleiden, ja ein gewissenhafter Correspondent, der überdies sieht, welcher Misbrauch mit diesem Gegenstande anderwärts getrieben wird, scheut sich wol gar, denselben überhaupt zu berühren und dadurch vielleicht etwas abzustreifen von dem Schmelz und der Lauterkeit, der unsere Empfindung bezeichnet. Mag es immerhin Politiker geben, welche die persönliche Anhänglichkeit an ein bestimmtes Fürstenhaus für Roccoco erklären oder auch wol gar einen Verrath an der Freiheit und eine Verletzung der Manneswürde darin erblicken — für so kleine Staaten wenigstens wie der unsere, die im Grunde nur einen einzigen großen Haushalt bilden und wo daher auch die politischen Zustände nothwendig etwas Patriarchalisch-Familienhaftes annehmen, ist diese gegenseitige Anhänglichkeit und Zuneigung jedenfalls ein Glück und betrachten wir es daher auch allen Ernstes als einen öffentlichen Gewinn, daß dieselbe seit einigen Jahren bei uns so sichtlich im Wachsthum begriffen ist.

Dies zeigte sich denn namentlich auch bei den in Rede stehenden Festlichkeiten und bildete, wie schon angedeutet, den edelsten und schönsten Schmuck derselben. Herzog Bernhard, der seine Tochter, Prinzessin Amalie, kürzlich mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande vermählte, ist zwar durch seine langjährige Abwesenheit, indem er bekanntlich lange Zeit als holländischer Generallieutenant auf Java commandirt hat, dem jüngern Geschlecht einigermaßen entfremdet worden. Doch hat in der Masse der Bevölkerung die Erinnerung an das mannhaft freie, thatkräftige Wesen des Herzogs, der hier in frühern Jahren einer großen Popularität genoß, sich stets lebendig erhalten und auch Diejenigen, für die er bis dahin nur ein bloßer Name gewesen, sind durch seine kräftig ritterliche Erscheinung sowie durch die Biederkeit und Leutseligkeit seines Auftretens rasch gewonnen worden. Auch die Braut war eine sehr liebliche Erscheinung, der das Andenken an ihre unlängst verstorbene

Mutter, welche lange Jahre als eine unermüdliche Wohlthäterin der Armen unter uns gelebt hat, noch einen ganz besondern wehmüthigen Reiz verlieh. Als eine trübe Wolke dagegen lastete auf diesen Hochzeitsfeierlichkeiten das damalige Befinden unsers Großherzogs; schon seit langer Zeit kränkelnd, befand derselbe sich gerade damals in einem recht besorglichen Zustande und die bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Anstrengung und Aufregung drohte denselben nur noch zu verschlimmern. Wirklich konnte der Großherzog nur bei dem kleinsten Theil der Feierlichkeiten persönlich erscheinen; sogar von dem glänzenden Hochzeitmahle, bei dem unser Hof eine sonst hier nicht übliche Pracht entfaltete, mußte er sich zurückziehen. Um so größere Freude erregte es dafür, ihn bald darauf bei der um Mitte des Monats begangenen Jubelfeier seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung verhältnißmäßig so wohl und kräftig zu sehen. Sie sind keine Jahre des Glanzes und der geschichtlichen oder literarischen Größe gewesen, diese fünfundzwanzig Jahre, die wir unter dem Scepter Karl Friedrich's verlebt haben; der Name Weimar, der noch vor fünfundzwanzig Jahren so hell über Deutschland strahlte, ist seitdem merklich verblichen und hat sich gleichsam verloren unter den übrigen Sternen dritten und vierten Ranges, die den politischen Horizont unsers Vaterlandes füllen. Aber wenn ehrlicher, redlicher Wille und eine verständige Einsicht in das Maß der eigenen Kräfte für das mangelnde Genie entschädigen können und wenn ferner der steigende Wohlstand und die wachsende Zufriedenheit eines Landes der Regierung desselben einigen Anspruch auf Anerkennung und Dankbarkeit verleihen, so darf die glanzlose, aber wohlmeinende und thätige Regierung Karl Friedrich's wol für eine gesegnete gelten, dergleichen wir allen deutschen Staaten von ähnlichem Umfange und ähnlichen Verhältnissen von Herzen wünschen. Die Zeit, wo am Ruder unsers kleinen Staates ein Mann von Genie an seinem Platz gewesen wäre, ist längst vorüber; schon Karl August, der Unvergeßliche und noch lange nicht genug Gewürdigte, hat dies zum Theil empfinden müssen. Was wir jetzt noch brauchen und allein noch brauchen können, das ist eben Redlichkeit und Einfachheit der Gesinnung, warme und aufrichtige Liebe zum Volk und so viel Pietät gegen die Vergangenheit, um die spärlichen Reste derselben nicht muthwillig preiszugeben, sondern sie im Gegentheil, soweit das noch möglich ist, wiederherzustellen und weiter zu entwickeln. — Mit besonderer Genugthuung bemerkte man auch bei Gelegenheit dieser Festlichkeiten wieder das lebhafte und herzliche Einverständniß, welches zwischen unserm und dem preußischen Hofe herrscht sowie die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, welche der König von Preußen unserm Großherzoge persönlich widmete und die sich in manchen kleinen Zügen auf ebenso anmuthige wie geistvolle Art soll ausgesprochen haben. Und in der That hat unser Großherzog auch dies und noch Größeres verdient durch die Consequenz, mit welcher er an dem preußischen Bündniß festgehalten hat, unter Umständen und Verlockungen und Einflüsterungen gegenüber, die zum Theil im Publicum niemals bekannt geworden sind, ja von denen noch jetzt die Meisten keine Ahnung haben und denen es gleichwol nicht immer leicht gewesen sein mag zu widerstehen. Auch nimmt diese Consequenz in der Reihe der löblichen Eigenschaften, die dem Großherzog die wachsende Zuneigung und Verehrung unserer Bevölkerung erworben haben, einen der ersten Plätze

ein. Man ist bei uns, wie ich das Ihnen schon bei einer frühern Gelegenheit schrieb, im Allgemeinen sehr preußisch gesinnt, zum Theil preußischer als in Preußen selbst. Nicht als ob man überall einverstanden wäre mit den Zuständen, wie sie in diesem Augenblick in Preußen thatsächlich sind, oder als ob man die Tendenzen billigte, die daselbst gegenwärtig vorherrschen: aber man hält bei uns fest an der geschichtlichen Idee des preußischen Staates, man betrachtet ihn als den einzigen möglichen Ausgangspunkt für eine dereinstige Wiederherstellung und Erneuerung des Gesammtvaterlandes und würde es daher nur mit dem tiefsten Schmerze ansehen, wenn unsere Beziehungen zu Preußen jemals erkalten oder gar eine feindselige Wendung nehmen sollten. Für die nächste Zukunft möchte die Sympathie der beiden Höfe zwar schon durch die zwischen ihnen bestehenden mehrfachen und engen verwandtschaftlichen Bande gesichert erscheinen. Doch hat die Erfahrung allerdings gelehrt, daß die Macht der Verwandtschaft in Fragen der Politik und unter regierenden Familien nur sehr gering ist oder doch jeden Augenblick durch anderweitige Interessen paralysirt werden kann. Der historischen Vollständigkeit halber darf ich sogar nicht verschweigen, daß es eine Zeit bei uns gab — und sie ist noch gar nicht lange vorüber —, wo man ziemlich allgemein von einer Verstimmung sprach, die zwischen unserm erbgroßherzoglichen Hofe, der sogenannten „jungen Herrschaft", und ihren preußischen Anverwandten eingetreten sein sollte und von der man fürchtete, daß sie sich, früher oder später, auch auf die politischen Beziehungen der beiden Länder erstrecken möchte. Selbst in diesem Augenblick wieder sind einige unserer politischen Kannegießer scharfsichtig genug, die allerdings ungewöhnliche Annäherung, die seit kurzem zwischen dem hiesigen und dem dresdener Hofe stattgefunden hat, in demselben Sinne auszulegen: nämlich als ob dabei die Absicht im Hintergrunde stände, Weimar durch Vermittelung Sachsens von Preußen ab- und mehr an Oestreich heranzuziehen. Bei der so glänzend und feierlich declarirten Einigkeit zwischen Oestreich und Preußen ergibt sich nun zwar die völlige Grundlosigkeit dieser Vermuthungen von selbst; zum Ueberfluß indessen kann ich Ihnen noch aus guter Quelle hinzufügen, daß man in Kreisen, denen wol allenfalls ein Urtheil darüber zusteht, gerade umgekehrt der Meinung ist, daß das Verhältniß zwischen dem weimarischen und dem preußischen Regentenhause niemals inniger gewesen als gerade im gegenwärtigen Augenblick, und daß daher alle solche Auslegungen und Hypothesen lediglich jenen Erfindungen und müßigen Einfällen beizuzählen sind, an denen kleine Residenzen niemals Mangel leiden.

Doch mit Schrecken gewahre ich, daß mein diesmaliger Bericht, sehr gegen den sonstigen Charakter des „Deutschen Museum", Gefahr läuft, ein bloßer Hofbericht zu werden. Gestatten Sie mir denn in aller Kürze noch einige andere Erscheinungen unsers öffentlichen Lebens hervorzuheben, die wol auch außerhalb unserer Grenzen einige Beachtung verdienen. Dahin rechne ich vor allem die große evangelische Kirchenconferenz, die zu Ende Mai auf weimarischem Gebiet zu Eisenach stattgefunden. Freilich ist dieselbe weit mehr ein deutsches als ein weimarisches Ereigniß und auch die Zeitungen haben zu ihrer Zeit in diesem Sinne darüber berichtet. Für uns indeß hat sie noch eine ganz besondere und besonders erfreuliche Bedeutung ge-

habt, insofern sich dabei nämlich aufs neue herausgestellt hat, daß unser Ländchen von dem jetzt so üppig wuchernden Gift des Pietismus und der theologischen Verfinsterung in der Hauptsache doch noch immer unberührt geblieben und der alte Ruf unserer Geistesfreiheit und Bildung noch immer kein leerer Schall geworden ist. Denn während die pietistischen und reactionären Elemente, wie Sie dies aus den Zeitungen wissen, sich übrigens auf der eisenacher Conferenz sehr breit gemacht haben und auch auf die Resultate derselben von ebenso entscheidendem wie verderblichem Einfluß gewesen sind, haben die drei Vertreter der weimarischen Landeskirche, unter denen sich diesmal auch unser Hofprediger Dr. Dittenberger befand, die Rechte der Aufklärung und Bildung mit männlichem Freimuth vertheidigt, zur großen Befriedigung Aller, die kein Heil für die Zukunft unsers Volks darin erblicken können, daß man die Kirche mehr und mehr zu einer polizeilich moralischen Zwangsanstalt zu machen und selbst die ewigen Wahrheiten der Religion in diesem Sinne umzumodeln sucht. — Eine andere, gleich darauf ebenfalls zu Eisenach stattfindende Versammlung war leider nur spärlich besucht: der Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde feierte daselbst das Jahresfest seiner Gründung. Zweck und Richtung des Vereins verdienen die lebhafteste Anerkennung und auch unter seinen Mitgliedern zählt er eine nicht unbeträchtliche Reihe ebenso gelehrter wie thätiger und gesinnungsvoller Männer. Aber freilich ist aller Anfang schwer und unser Publicum namentlich läßt sich für Unternehmungen, deren Nutzen nicht unmittelbar vor Augen liegt oder die nicht durch pomphafte Titel ins Ohr fallen, nicht leicht erwärmen. Von der Theilnahme unserer Gebildeten getragen, durch seine patriotische Bedeutung zu einem Volksfest erweitert, hätte die Versammlung in Eisenach recht hübsch werden und auch auf das Publicum wie auf den Verein selbst recht anregend wirken können; wie sie jetzt war, aus einem kleinen Häufchen von Universitätsprofessoren, Beamten und Geistlichen zusammengesetzt, verlief sie ziemlich frostig und auch die Anwesenheit unsers Erbgroßherzogs vermochte ein gewisses Gefühl der Gedrücktheit und Unbefriedigtheit, das sich sogar auch in den meisten der gehaltenen Vorträge aussprach, nicht zu verscheuchen.

Desto glänzender dagegen war unser Wollmarkt besucht und auch Käufer und Verkäufer zeigten sich im allgemeinen recht befriedigt, am meisten freilich die Letztern, denen es gelungen war, eine nicht unbeträchtliche Steigerung der Preise zu erzielen. Sonst ist es auch in unserm industriellen und kaufmännischen Leben ziemlich still; Getreide und Obst stehen herrlich und versprechen eine überaus gesegnete Ernte. Aufgefallen ist mir die geringe Betheiligung, welche die allgemeine thüringische Industrie-Ausstellung, die Anfang August in Gotha stattfinden soll, bis jetzt bei uns findet. Ob das Mangel an industriellem Eifer ist oder ob dabei eine gewisse Eifersucht gegen die thüringische Schwesterstadt zu Grunde liegt, die uns in den letzten zehn und zwanzig Jahren allerdings ein gut Stück über den Kopf gewachsen, wage ich nicht zu entscheiden; vielleicht daß alles Beides der Fall ist.

Notizen.

Von Jean Jacques Rousseau ist in Neuenburg eine bisher unbekannte Schrift, ein „Discours sur les richesses" aufgefunden worden. Sie ist zwar selbst nur Fragment, soll aber höchst interessant sein und ist auch bereits im Druck erschienen.

Der Kölner Männer-Gesangverein ist von seiner Fahrt nach London glücklich und mit Beifall und Ehren überhäuft zurückgekehrt. Die Zeitungen hatten in der That nicht zu viel gemeldet: von seinem ersten Auftreten an sind die Concerte des Vereins nur Eine Reihe der glänzendsten Triumphe gewesen; namentlich hat der Hof sowie überhaupt die vornehme Gesellschaft ihn auf jede Weise ausgezeichnet — und wer das englische Publicum kennt und weiß, wie abhängig dasselbe in Sachen der Kunst und des guten (oder auch schlechten) Geschmacks von dem Beispiel der Vornehmen ist, der weiß auch, was dies für die Erfolge des Vereins zu bedeuten gehabt. Auch als Geschäft betrachtet soll das Unternehmen über alle Erwartung gelungen sein; Hr. Mitchell soll einen höchst angenehmen Gewinn in die Tasche gesteckt haben, der Verein selbst aber bringt gegen 800 Pfund nach Köln zurück, als Geschenk für die Dombaukasse.

Vom Freiherrn von Welden sind in Gratz „Episoden aus meinem Leben" erschienen, die sich besonders über die Kriegsvorfälle in Italien und Ungarn verbreiten. Bekanntlich commandirte Hr. von Welden längere Zeit in Wien während des dortigen Kriegszustandes und ebenso bekannt sind auch die unablässigen Fehden und Plänkeleien, in denen Hr. von Welden während dieser Zeit mit den wiener Zeitungsschreibern sowie überhaupt mit den Schriftstellern lag; daß er selbst nun noch am Abend seines Lebens unter die Schriftsteller geht, ist eine eigenthümliche Großmuth von ihm — oder vielleicht auch eine eigenthümliche Nemesis.

Die Buchhandlung von Hermann Kanitz in Gera macht im Namen eines ungenannten „Freundes der Tonkunst" einen Aufruf bekannt, durch welchen ein Preis von 200 Thalern ausgesetzt wird für den besten deutschen Operntext, der bis zum 1. December künftigen Jahres an die genannte Buchhandlung wird eingereicht werden. Die Oper soll „lyrisch-romantisch" sein, einen „gewöhnlichen Spielabend" füllen und „keinen Dialog haben". Das Preisrichteramt haben die Hrn. Karl Gutzkow in Dresden und Franz Liszt und Eduard Genast in Weimar übernommen. — Man ist in Deutschland so gewöhnt an guten Willen, und zwar an guten Willen, dem Kraft und Einsicht ermangeln, daß wir uns auch über dieses Project jedes weitern Zusatzes enthalten. Nur die Bemerkung können wir allerdings nicht unterdrücken, daß, wenn man einmal mit Gewalt nicht klug werden und die thörichten Preisausschreibungen, die der Literatur und Kunst bisher noch nie das Mindeste genützt haben noch jemals nützen werden, schlechterdings nicht aufgeben will — daß man dann doch wenigstens honette Preise und unter honetten Bedingungen aussetzen sollte. 200 Thaler für einen ganzen Operntext — das ist ja beinahe wie ein Rückfall in die Zeiten,

wo der Dichter des „Messias“ von seinem Verleger mit zwei Thalern pro Bogen und einem neuen schwarzen Anzug honorirt ward. Und welcher honette Schriftsteller würde sich wol ferner dazu hergeben, einen Operntext zu liefern, der nachher beliebig diesem oder jenem Componisten in die Hand gegeben werden könnte, ohne daß dem Dichter selbst dabei eine Stimme zustände? Freilich, wie die literarischen Zustände in Deutschland sind, werden diese 200 Thaler gewiß nicht verfehlen, mindestens 200 Operntexte flott zu machen. Aber daß die Sache selbst dadurch gebessert würde, können wir eben nicht finden.

Der Bildhauer Bläser in Berlin, der sich zuerst durch sein prächtiges, leider unausgeführtes Brunnenproject einen Namen machte, hat das Modell zu einer Statue aufgestellt, welche die Stadt Magdeburg ihrem unlängst verstorbenen Bürgermeister Franke errichten will; dasselbe wird als außerordentlich gelungen geschildert, namentlich von Adolf Stahr, der ihm einem längern Artikel im Feuilleton der „National-Zeitung“ widmet. Auch in Darmstadt sieht man der Errichtung zweier kolossaler Standbilder für Philipp den Großmüthigen und Georg I. entgegen; sie sollen in der Nähe des Theaters aufgestellt und Ende August feierlich enthüllt werden. — Es ist leicht, über diese Denkmalsucht, die jetzt wieder in Deutschland herrscht und zwar heftiger denn jemals, die Achseln zu zucken. Auch wollen wir die Motive der Eitelkeit und der leeren Prunksucht, die dabei mit unterlaufen, keineswegs in Abrede stellen. Aber wenn es auch nichts weiter wäre, als daß der Sinn für Schönheit und künstlerischen Schmuck des Lebens genährt sowie unsern Künstlern selbst eine Anzahl dankbarer und bedeutender Stoffe geboten wird, so scheint uns auch dies schon Veranlassung genug, uns über die Erscheinung als über ein gutes Zeichen der Zeit zu freuen und mit den Schwächen, die sich dabei hier oder dort kund geben, Nachsicht zu haben. Jedenfalls verdienen solche Denkmäler wie das magdeburgische, aus dem Schoose der Bürgerschaft selbst, aus freiem Antrieb und ohne beschämende Bettelei, einem verdienten Manne aus ihrer Mitte, dem Bürger von den Bürgern errichtet, die höchste Anerkennung.

Das Germanische Museum des Freiherrn von und zu Aufseß, über welches eine Correspondenz aus Nürnberg in der vorletzten Nummer dieser Blätter ausführlich berichtete, ist am 15. Juni feierlich, im Beisein des Magistrats und der Civil- und Militärbehörden von Nürnberg wie auch einer eigenen Deputation aus dem benachbarten Erlangen, eröffnet worden. Um so überraschender ist uns eine Nachricht, die soeben durch die öffentlichen Blätter geht: nämlich daß der Herzog von Koburg dem Hrn. von Aufseß die alte jetzt als Zuchthaus benutzte Veste von Koburg als Aufbewahrungsort des Germanischen Museum angeboten habe und daß Hr. von Aufseß nicht abgeneigt sei, auf diesen Vorschlag einzugehen. Wir hoffen, daß wenigstens das Letztere ein bloßes Gerücht ist, dessen Widerlegung nicht lange wird auf sich warten lassen. Denn so anerkennenswerth die Liberalität des Herzogs von Koburg auch ist und so reizend die Koburger Veste in die Landschaft hineinragt, so könnte dem Germanischen Museum dadurch doch unmöglich die übrige, seiner Zusammensetzung und Bestimmung so wunder-

bar entsprechende Umgebung ersetzt werden, die ihm Nürnberg bietet, dieses lebendigste und großartigste Stück Mittelalter, das wir überhaupt in Deutschland noch haben. Und wie stände es denn da oben auf der koburger Veste wohl mit der Benutzung, namentlich mit dem Besuch des Museums? Nürnberg wird Jahr aus Jahr ein von zahlreichen Reisenden besucht; es ist ein Wallfahrtsort für Alle, denen die Geschichte deutscher Kunst und deutscher Herrlichkeit am Herzen liegt. Koburg ist ein recht freundliches Städtchen, das Einem, wenn man zufällig auf der Durchreise dahinkommt, recht wohl gefällt. Aber sich in Koburg aufhalten und den alten beschwerlichen Schloßberg hinaufklettern oder gar nach Koburg reisen, blos um sich das Germanische Museum zu besehen — das möchte denn doch wol höchstens einem reisenden Engländer einfallen, einem Deutschen ganz gewiß nicht, es müßte denn allenfalls ein Professor sein. Und das Aufseß'sche Museum ist doch noch andern Leuten bestimmt und will noch auf andere wirken als blos auf Professoren und Archivare.

Der Froriep'sche „Aerztliche Hausfreund", der auch in diesen Blättern bereits angelegentlich empfohlen ward, enthält in einer seiner letzten Nummern einen höchst verständigen und unterrichtenden Aufsatz, überschrieben „Die Naturforscher und das Tischrücken". Es wird darin auf Grund vorgenommener Experimente nachgewiesen, daß das „geheimnißvolle Fluidum" das noch vor wenigen Monaten in Deutschland so viel Köpfe umnebelte, überhaupt gar nicht existirt und daß dabei von einer „neuen Naturkraft" überall nicht die Rede ist, sondern die Bewegung des Tisches ist lediglich Folge einer mechanischen Einwirkung, hervorgebracht durch theils willkürliche, theils unwillkürliche Muskelbewegungen. Da dies genau dasselbe Resultat ist, zu welchem, mit einer oder zwei Ausnahmen, die aber schon durch ihre bloßen Namen hinlänglich charakterisirt sind, auch alle übrigen naturwissenschaftlichen Beobachter gekommen und da anderseits Diejenigen, welche anfangs so laut von einer neuen wunderbaren Entdeckung posaunten, das Feld seitdem völlig geräumt und sich in ein beschämtes Stillschweigen zurückgezogen haben, so dürfen wir damit die Acten wol als geschlossen betrachten. Daß das moralisch-sociale Wunder dadurch noch keineswegs aufgehoben ist, ja daß es dadurch im Gegentheil erst recht bekräftigt wird, haben wir schon früher erinnert.

Rudolf Gottschall arbeitet an einer Tragödie, zu der ihm die Geschichte vom Falschen Waldemar den Stoff gibt; ebenso auch Bernhard von Lepel in Berlin, der sich als Odendichter sowie auch durch sein Vorlesertalent bekannt gemacht hat. Auch über die Redwitz'sche „Sigislinde" welche der Verfasser in verschiedenen exclusiven Kreisen zu Dresden und Berlin vorgetragen (und zwar, wie hinzugesetzt wird, von Anfang bis zu Ende aus dem Kopf, ohne Manuscript), erfährt man jetzt Näheres; das Stück soll zur Zeit Kaiser Albrecht's und seiner Ermordung durch Johann von Schwaben spielen und keineswegs so specifisch christlich sein, wie anfangs behauptet und vom Dichter und seinen Freunden selbst verkündet ward. Ob es darum poetisch besser und weniger à la Amaranth ist, muß natürlich dahingestellt bleiben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 29.** 14. Juli 1853.

Westfälische Skizzen.

III.

Wir haben bereits angedeutet, daß Westfalen, obgleich der westfälische Charakter in seinen Grundzügen überall derselbe bleibt, doch, sowol was Landes= als was Volksart betrifft, in mehre ziemlich scharf geschiedene Gruppen zerfällt. Nur wenige Landgebiete in Deutschland, welche von einem gleichartigen Stamm bewohnt werden, enthalten in sich so viele einzelne charakteristisch gegeneinander abgeschlossene Besonderheiten. Da steht zuerst nicht allein das katholische Westfalen dem protestantischen gegenüber, sondern das erstere zerfällt selbst wieder in drei Hauptgebiete, das Münsterland ist Ebene, das Paderbornsche ein Gemisch von Waldhöhen, Breiten und Tiefthälern, das Sauerland reines Gebirgsland, und nicht minder verschieden ist die Volksart in diesen Bezirken; das protestantische Westfalen aber zerfällt in zwei Gebiete mit ihren Anhängseln, die Mark und Minden=Ravensberg. In der Mitte des preußischen Westfalen stoßen diese fünf Hauptgebiete mit ihren Ausläufern zusammen und breiten sich dann aus, das Münsterland nach Nordwesten, die Mark nach Südwesten, das Sauerland nach Südosten, das Paderbornsche nach Osten, Minden=Ravensberg nach Norden. Endlich haben noch westfälischen Charakter die Fürstenthümer Waldeck und Lippe und das osnabrücker Land.

Fassen wir nun der Reihe nach diese verschiedenen Gebiete ins Auge.

Die Grenze des Münsterlandes und Westfalens überhaupt ist gegen Westen nicht der Rhein, sondern die alte Landesgrenze, welche schon Kaiser Lothar's Reich vom Erbtheil Ludwig's des Deutschen schied; sie wurde später in den Grenzen der Herzogthümer Kleve und Berg und des Fürstenthums Mörs bewahrt und kehrt auch jetzt noch in der westfälischen Grenze der preußischen Provinz Westfalen wieder. Köln war zwar Vorort der westfälischen Hansestädte und des westfälischen Kreises, aber nur deshalb, weil Westfalen in dem Gebiete zwischen Rhein und Weser, welches nach Köln hinsah, das Hauptland war.

Sobald man nun vom Niederrheine her über jene Grenze kommt, ändert sich auffallend der Charakter der Gegend. Die rheinische Lebhaftigkeit hört auf und die Einöde beginnt. Helle Sandstriche, bräunlich glänzende Haide mit Moor, Wachholderbüschen und Nadelgehölz untermischt, über der Ebene eine weiche träumerische Luft, selten eine rauchige Hütte mit Kindern davor, noch seltener ein stiller ärmlich gekleideter Hirt bei kleinen Schafen und einer Unzahl von Krähen und Kiebitzen, das dauert mehre Stunden lang so fort. Die Städtchen, welche weit voneinander entfernt in dieser Halbböde liegen, sind vielleicht die stillsten in ganz Deutschland, niemals hört man von ihnen. Merkwürdigerweise ist das Münsterland, und dazu müssen wir hier auch das sogenannte Niederstift Münster rechnen, welches jenseits der Hase liegt und an Ostfriesland und Oldenburg grenzt, fast ringsum von einem solchen breiten Gürtel einsamen Haide- und Sandlandes umgeben. Desto freundlicher ist das Innere. Es ist vollständig überdeckt von einem wehenden Schleier von allerlei Baum- und Buschgrün, in welchem eine fabelhafte Menge von Vögeln concertirt. Die Nachtigallen besonders scheinen sich in den dichten Büschen und bei den dunkeln stillen Weihern dazwischen wohlzubefinden. Das fette Grün der Wiesen, der Blumenflor, der an allen Wässern wuchert, der stolze Wuchs der reich- und weitästigen Bäume, der durchdringende Laubgeruch, die außerordentliche Zahl von umherstäubenden Schmetterlingen und allerlei glänzenden Insekten, und dabei ringsumher ein so tiefer Frieden, eine so eintönige Stille, als grünte und blühte die Natur blos sich selbst überlassen — das macht einen unvergeßlichen Eindruck. Ein rechter Großstädter denkt dabei an das stille Friedensland der Abgeschiedenen, ein poetisches Gemüth findet sich unwiderstehlich angezogen. Wiesen, Felder und Gärten sind von hohen, oft sechzehn Fuß breiten Wällen umgeben, auf denen Büsche und stattliche Bäume wachsen; außerdem hat jedes Haus noch seinen Eichenbestand um sich her, sodaß die Häuser wie in Grün vergraben sind. Die Men-

schen sind hübsch und breit gewachsen, die Mädchen und Frauen selten häßlich, aber auch alle so merkwürdig sanftmüthig, friedlich und blöde — man sollte meinen, sie wären gar keine Deutschen mehr. Die Schönheit der Mädchen hat etwas Weiches, Frommes, ja Ausdrucksloses, sodaß Jeder bei ihrem Anblick versichert ist, sie werden die besten und treuesten Frauen und Mütter; aber man zweifelt billig, ob solch ein gutes Kind sich auch wol wirklich verlieben könne. Die Münsterländer haben durchgängig Flachshaar, Milchhaut und wasserblaue Augen, sind langsam und reinlich wie die Holländer, aber ehrlich und herzensgut. „Er sitzt nicht stille auf dem Platze" sagen sie von Einem, den sie in der Gesellschaft nicht leiden mögen. Ein unrechtliches Ansinnen verstehen sie nicht oder sie erröthen darüber wie Kinder. Damit Energie in ihnen aufspringe, müssen sie erst tüchtig aufgerüttelt oder in eine fremde Umgebung versetzt werden; in ihrer Heimat scheinen sie nur im Dulden und Warten eine hartnäckige Kraft zu besitzen.

Ihre Wirthschaften besorgen sie in ruhigem Schaffen und stillem Sorgen, sie arbeiten nicht viel auf einmal, aber sicher jeden Tag etwas. Auch die Knechte arbeiten nur ihr Bestimmtes, mehr darf man ihnen nicht ansinnen, wenn auch noch so viel freie Zeit übrig ist. Der hergebrachte Wohlstand wird auf Kind und Kindeskinder weiter überliefert, man wagt nichts, aber verliert auch nichts. Das Volk hat daher auch durchgängig etwas Wohlhäbiges, es kleidet sich dick und warm, ißt viel und gut, und trinkt hauptsächlich warmen Kaffee. Auch unter dem Vieh trifft man selten auf ein Stück, das nicht schwer und wohlgenährt wäre. Bettler gibt es fast gar nicht, selbst der kleinen Leute sind wenig, das Land ist vertheilt unter die großen Bauernhöfe, und so ein Hof nährt und pflegt ein ganzes Geschlecht von alten und jungen Angehörigen. Wenn die Kinder nicht ihr sicheres Auskommen vor Augen haben, so heirathen sie lieber gar nicht und bleiben auf dem väterlichen Hofe bis an ihr Lebensende. So ein alter „Oehm" bringt Segen ins Haus, wie es heißt, und hat stets sein gutes warmes Plätzchen am Herde. Das Heirathen geschieht meist ohne vorwiegende Neigung, die Bravheit, das Vermögen und die gute Meinung der Anverwandten geben den Ausschlag. „Die Liebe kommt unter dem Laken", sagt man, und unglückliche Ehen sind und bleiben im Münsterlande selten. Wilde Liebe aber wächst dort gar nicht. In dies friedliche, sacht genießende und sacht arbeitende Leben ist die katholische Religion eng verwebt. Der Münsterländer ist fromm von Gemüth, aber weder begeistert noch verfolgungssüchtig. Er denkt nicht viel nach in Religionssachen, betet viel und übt gern fromme Werke und findet sich völlig befriedigt im hergebrachten Kirchenwesen. Die Geistlichkeit genießt daher eines großen Ansehens, und solange sie über

das rein kirchliche Gebiet nicht hinausgreift, folgt ihr das Volk mit Vertrauen. In der Reformationszeit faßte im Münsterlande der norddeutsche kühle Protestantismus nicht recht Wurzel, aber die phantastischen Ideen der Wiedertäufer vermochten dort eine prasselnde Flamme anzuzünden.

Wir haben vorher das Landvolk geschildert, sein Charakter kehrt aber auch in den Städten des Münsterlandes wieder. Nur wenige erheben sich, wie Warendorf und Koesfeld, über eine Einwohnerzahl von dreitausend, ihr Verkehr beschränkt sich fast gänzlich auf das Münsterland selbst, welches überhaupt noch bis jetzt in einer auffallenden Abgeschlossenheit gegen die übrige Welt verharrt. Hin und wieder regt sich indessen auch in diesen kleinern Städten, welche regelmäßig ein Patriziat von ein paar recht wohlhabenden Kaufmannsfamilien enthalten, bereits eine Unternehmungslust, welche einer größern Theilnahme werth wäre. So wurde vor nicht langer Zeit, blos des Versuchs wegen, in einem Städtchen an der Ems ein Schiff ausgerüstet, welches den Fluß hinunter in See gehen sollte, in einem andern ein ganzes kleines Dampfschiff sammt Maschine gebaut.

Die Hauptstadt Münster kann sich etwas darauf zu gute thun, daß sie noch einen tüchtigen, wohlhäbigen und ehrenwerthen Kleinbürgerstand sitzt. Mit Bücherlesen gibt er sich freilich nicht besonders ab: aber es ist ein großer Haufen von gutmüthigen, rechtlichen und für sich fröhlichen Leuten. Die vornehmere Bevölkerung läßt sich nach den drei Clubs gruppiren. Der „Damenclub" vereinigt die Adeligen, aber nur solche, die ihre vollwichtigen sechzehn Ahnen haben. Es gibt im Münsterlande etwa fünfzehn Adelsfamilien mit einem mächtigen Einkommen, uud außer diesen noch ziemlich viel Kleinadel. Des Winters hindurch hält der Adel Hof in Münster in ängstlich abgeschlossenen Kreisen, des Sommers wohnt er auf seinen Gütern. Weder politisch noch industriell, noch sonst in geistiger Beziehung greift dieser Adel merkbar in das öffentliche Leben der Provinz oder selbst nur des Münsterlandes ein, er verhielt sich bisher passiv und abgeschlossen gegen die neue Welt, und bildet einen auffallend getreuen Ueberrest der Adelswirthschaft aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dem die impertinente Gegenwart nur die Flügel beschneiden konnte. Blos die katholische Agitation versetzte ihn in eine Bewegung und für diese soll er in der That Mittel hergeben. Sonst scheint sein Denken und Streben sich blos darauf zu schärfen, möglichst viel zu sparen, um möglichst viel Grundbesitz anzukaufen. Es ist durch ganz Westfalen eine gewiß nicht erfreuliche Erscheinung, daß fort und fort mehr Bauernhöfe, welche bisher selbständig waren, in die Hände des Adels kommen. — Nicht ganz so vereinzelt, wie der adelige „Damenclub", steht in Mün-

ster der „Civilclub", der Vereinigungspunkt für die Civil- und Militärbeamten, die in dieser Stadt besonders zahlreich sind. Sie finden sich dort, wenn sie nicht geborene Münsteraner sind, noch immer nicht recht heimisch; der eigentliche Münsterländer hat die Gewohnheit, sich gegen alle Fremde in seinem Hause und Kreise hartnäckig abzuschließen. In den Civilclub geht indessen zum Theil auch das münstersche Patriziat. Sonst hat, was nicht Adel und nicht Beamter ist, seinen besondern Cirkel im „Löwenclub", in welchem für die leiblichen Bedürfnisse jedenfalls gut gesorgt ist. Gewiß findet sich in ganz Deutschland keine Stadt von gleichem Umfange wie Münster, in welcher so wenig Regsamkeit ist. Trotzdem daß so zahlreich Adel und Beamte und städtische Patrizier dort haushalten, welche neben dem Vermögen doch auch Bildung fördern müßten, schleicht das geistige Leben hin wie mit bleiernen Flügeln behangen, das einheimische Phlegma und münsterisch Altbier scheint den hellen Geistesstrahl zu ersticken. Selbst die katholische Presse, welche dort doch ein so weites Hinterland hat, bringt der Regel nach nur ärmliche Blüten hervor. Der „Westfälische Merkur", welcher alle Monat einmal einen eigenen Gedanken hat, bleibt immer noch der Vertreter der Hauptstadt Münster, kein anderes politisches Blatt konnte sich dort halten.

IV.

Ein Mittelglied zwischen dem Paderbornschen und dem Münsterlande bildet das Rietbergsche und Delbrücksche. Hier ist noch Ebene und fast dieselbe Hofwirthschaft wie im Münsterlande: aber der Menschenschlag ist schon härter und kräftiger, namentlich in dem Paderborn benachbarten Delbrückschen. Die neuere Zeit hat in diesen Bezirken schon sichtbar die Axt an die alten Zustände gelegt. Die Eichenkränze sind arg gelichtet, Höfe zersplittert, große Gemeinheitsflächen getheilt, und in wenigen Jahren ist eine Menge von kleinen Neubauern entstanden, dagegen auch eine etwas ämsigere Bebauung des Landes eingeführt. Auch im tiefen Münsterlande geht unabwendbar eine ähnliche Veränderung vor sich, aber viel langsamer. Die Grafschaft Rietberg, deren Landesherren ehemals einen kriegerischen Namen hatten, gehört jetzt einem frühern Kaufmann aus dem Lippeschen; dieser soll durch seine großartigen industriellen Anlagen das Kaufgeld, welches er für die ganze Grafschaft gegeben hat, bereits mehr als einmal aus dem Lande wieder herausgezogen haben. Immermann, der für seine besten Romane die Studien in Westfalen machte, scheint sich auch etwas im Rietbergschen umgesehen zu haben.

Das Paderbornsche hat sehr wenig Ebene, dafür desto mehr Höhenzüge und breite Hänge, welche ehemals mit Wald bedeckt waren

und noch jetzt ziemlich rauh sind. Der Teutoburger Wald durchschneidet dies vormalige Fürstbisthum in seiner ganzen Länge und deckt manche herrliche Waldungen und tiefe Thäler auf. Aber auch außer diesem Gebirgszuge sind die weiten Getreidefelder in allen Richtungen durchkreuzt von Waldstrecken, breiten Angern, kahlen Höhen und Thalgründen mit hellen Bächen und anstehendem Gestein. Statt der einzelnliegenden Bauernhöfe des Münsterlandes gibt es hier nur dicht zusammengebaute Dörfer, deren Dächer aus einer Verzweigung von Obstbäumen und Linden hervorsehen. Die Bauerngüter sind durchgängig viel kleiner als im übrigen Westfalen, auch die Pferde und das Rindvieh kümmerlicher; so schweres und fettes Vieh wie im Münsterlande findet man im Paderbornschen nur auf den großen Pachthöfen. Der Boden ist dagegen im Allgemeinen fruchtbar, der größte Theil des Getreides wird zum Handel ausgeführt. Der Charakter des Landes hat selbst in seinen anmuthigen grünen Thalgründen etwas entschieden Kräftiges und gar nicht das Weiche und Liebliche des Münsterlandes, eher etwas Nüchternes.

Die Bewohner des Paderbornschen sind ein kräftiger Menschenschlag, mehr untersetzt als groß, in der Jugend schlank und hübsch, später mit gefurchten und hartgebräunten Zügen, das Haar meist schwärzlich, die Augen dunkel mit blitzendem Glanze. Die Mädchen zeichnen sich in ihren jüngeren Jahren nicht selten durch eine kräftige sinnliche Schönheit aus, aber sie werden auch frühzeitig häßlich. Von dem münsterländischen weich- und sanftmüthigen Wesen ist im Paderbornschen wenig mehr zu spüren, das Volk hat hier mehr Energie, feuriges Blut, Geschick und lebhafte Einbildungskraft, singt und trinkt gern. Es ist aufrichtig und warmherzig in Liebe und Freundschaft, die Eheleute hängen sich treu und unbedingt an, die Kinder sind der Aufopferung für ihre Aeltern fähig, wie denn in Westfalen überhaupt die Familienbande fest und heilig gehalten werden. Aber das paderbornsche Volk hat in seinem Charakter auch etwas Liederliches und Ungestümes, es ist proceß- und händelsüchtig und steckt keine Beleidigungen ein. Es gilt für den rohesten Schlag in Westfalen; „grober Paderborner" ist eine gäng und gäbe Bezeichnung. Selbst die plattdeutsche Sprache hat im Paderbornschen bei einer Unzahl von eigenthümlichen Ausdrücken etwas Derbes und Hartes, während sie im übrigen Westfalen, und vorzüglich im Münsterschen, weich und angenehm ins Gehör fällt. In Münster hört man häufig in den angesehensten Familien noch platt sprechen, in Paderborn niemals, und selbst das paderbornsche Landvolk nimmt mit Leichtigkeit hochdeutsche Sprache an. Der Münsterländer ist von Herzen fromm und andächtig, naiv gläubig, der Paderborner lobt von der Kirche vor allem

die Feste sammt Processionen und Wallfahrten, an den Glaubensartikeln erlaubt er sich zu zweifeln und zu klügeln, wie er's gerade versteht; den Geistlichen umgibt er weit seltener, als der Münsterländer, mit kindlicher Achtung, er folgt dem Pastor, wenn dieser ihn scharf zu nehmen weiß, im übrigen macht er seine Witze so gut über ihn wie über jeden Andern. Der Münsterländer heirathet, wenn Alles sich gut paßt, der Paderborner aus Neigung, welche häufig bei ihm zu wilder Leidenschaft wird. Hat er eben so viel, daß er mit seiner jungen Frau das Bette unter Dach stellen kann, so ist er im Uebrigen der sorgloseste Mensch von der Welt. Ein anderer Grund, der im Paderbornschen zu frühen Heirathen treibt, ist das rege Verlangen, selbständig zu werden, seinen eigenen Herd zu haben. Ein Stückchen von Gottes Erdboden sein Eigenthum zu nennen, ist etwas, was Jeder als ein Glück und eine Ehre betrachtet. Kommt die Ehe zwischen jungen Leuten, die aneinander „freien", — und die Volkssitte erlaubt dies in ausgedehntem Sinne —, nicht zu Stande so gibt es uneheliche Kinder.

Das Paderbornsche wird daher von Jahr zu Jahr mehr übervölkert von Leuten, die ihr Naturel in einer liederlichen Armuth stecken läßt. Es gibt auch im Paderbornschen, besonders in den alten reichern Dörfern, welche in den Thalgründen liegen, eine Menge von bäuerlichen Grundbesitzern, die eine gute Hausmannsbildung besitzen und eine verständige Wirthschaft betreiben. Aber überwiegend ist hier die Zahl der kleinen Leute, vorzüglich in den ärmern Dörfern, die in den Bergen und auf den kahlen Höhenstrichen sich angesiedelt haben. Die Dörfer sind da voll Rauch und Schmuz, mit einer Menge von kleinen Hütten, in denen die Löcher in den Dächern und oft auch in den Wänden mit dem Ersten Besten, was zur Hand war, zugestopft sind. Bei der größten Noth aber bleibt das Volk zum Singen und Spaßen aufgelegt, es hat eine Unzahl von Liedern für jede Arbeit, und von Spottnamen für jeden Vorfall und jede auffallende Persönlichkeit. Sind ein paar Groschen verdient, so eilen unter dem ärmern Volke die Männer gern zum Branntwein, die Frauen zu Kaffee, Zucker und Weißbrot. Weil der paderbornsche Landmann im Allgemeinen kein guter Wirth ist, sondern die Neigung hat, den Verdienst ins Wirths- und Kaffeehaus zu tragen, so läßt sich erklären, weshalb gerade in den paderbornschen Dörfern und Städten die betrieb- und sparsamen Juden so gut und zahlreich fortkommen. Auf Jahrmärkten, Hochzeiten, Fastnachten, Erntefesten wird in den paderbornschen Dörfern gejubelt, getanzt und getrunken, nebenbei auch wo es eben angeht eine gehörige Schlägerei angezettelt, die häufig mit blutigen Köpfen und blauen Augen endet. Der Münsterländer ist auch bei dem Tanzen mundfaul, der paderborner Landmann aber jauchzt und schwingt die

Schnapsflasche. „Hurrah Bettchen!" ruft er und dreht sich im wirbelnden Walzer trotz unsäglicher Püffe und Stöße. Schmuggler, Wildschützen, Forstfrevler waren früher im Paderbornschen recht eigentlich zu Hause und betrieben ihr Handwerk mit der schlauesten List, auch wol mit Gewalt, erst in der neuern Zeit ist es ihnen gelegt. Die Bauerngüter im Paderbornschen waren vorzugsweise schwer mit gutsherrlichen Diensten und Abgaben bedrückt, und der Bauer liegt noch unaufhörlich in stillem Kampfe mit dem Gutsherrn, er hält in seinem Herzen dessen Rechte für offenes Unrecht. Im Frühling 1848 brachen im Paderbornschen sofort Bauernaufstände aus, welche sich gegen die Adeligen, Juden und Forstbeamten richteten und ohne Weiteres zur gewaltsamen Zerstörung von Eigenthum und zu Brandschatzungen übergingen. Noch jetzt sind die Frauen zahlreich, die ihres Hauses Ruin vor den Augen sehen, weil ihre Männer jener Frevel wegen in den Zuchthäusern sitzen.

Das scharfe preußische Regiment hat im Paderbornschen wohlthätig gewirkt. Der wohlhabendere Bauer fühlt sich wieder fest auf seinem Hofe und wirthschaftet verständiger und sparsamer. Die Tilgungskassen und Rentenbanken haben ihm unter die Arme gegriffen; so hart ihm auch in der ersten Zeit die Geldrente fällt, welche er statt der abgelösten gutsherrlichen Dienste und Naturalleistungen bezahlt, so ergreift er doch mit Freuden die Gelegenheit, seinen Hof frei zu machen. Vor zwanzig Jahren war der gerichtliche Verkauf von Bauerngütern namentlich im Paderbornschen an der Tagesordnung, jetzt hört man wenig mehr davon. Auch aus dem ärmern Volke dort kann mit der Zeit eine Anzahl von betriebsamen Gewerbsleuten und Bauern hervorgehen, ebenso wie der Paderborner unter strenger Regierungszucht ein guter Soldat wird. Durch die Bemühungen der Geistlichkeit ist in der neuesten Zeit auch dem Hange zum Branntweintrinken wesentlich Abbruch gethan.

Die paderbornschen kleinen Städte sind mit Ausnahme der an der Weser gelegenen weder durch Handel und Gewerbe belebt, noch durch ihr Aussehen anziehend. Es sind großentheils Ackerstädte und man lebt in ihnen, die Festtage ausgenommen, wo es hoch hergeht, schlecht und recht. Noch im Dreißigjährigen Kriege hatten diese Städte, wie Warburg, Wiedenbrück, Rietberg, eine Bürgerschaft, welche hartnäckig Belagerungen abschlug.

Die Hauptstadt Paderborn ist eher durch Kleinbürger und Handwerker bevölkert als durch einen reichen Bürgerstand und an Volkszahl etwa die fünfte in Westfalen; dennoch wird sie in mancher Beziehung gleich nach Münster genannt. Sie ist die einzige Stadt in Westfalen, in welcher sich, Münster ausgenommen, ein größeres Tagblatt — die

„Westfälische Zeitung“, etwa von der Richtung der Nationalzeitung in Berlin, — nun ins sechste Jahr hinein erhält. Die Stadt hat eben zehntausend Einwohner, aber fünf Buchhandlungen, von denen drei ziemliche Verlagsgeschäfte machen. Die politische Bewegung war in Paderborn lebendiger als in den meisten übrigen Städten Westfalens; zur freisinnigen, wenn auch nicht gerade zur demokratischen Partei, gehörte dort wie in Osnabrück, Recklinghausen, Rheda und einigen andern Städten, ein ansehnlicher Theil der besitzenden Bürgerschaft. In Münster war die Bewegung im Volke zum großen Theil durch Nichtmünsteraner hervorgerufen und erhielt dort Nahrung aus einer altkatholischen Abneigung gegen Preußen, — in Bielefeld, Dortmund, Minden, wo die politische Bewegung ebenfalls lebhaft war, erschienen hauptsächlich die niedern Volksclassen von ihr ergriffen. Gegenwärtig florirt in Paderborn die katholisch-hierarchische Partei, sie scheint dort für Westfalen ihre thätigsten und gescheidtesten Wortführer zu haben, von denen auch ihr Organ, das zu Paderborn erscheinende „Westfälische Volks- und Kirchenblatt“, geleitet wird. Sonst wird die Annehmlichkeit der Geselligkeit in Paderborn, welche vorzugsweise durch die dortigen Beamten der Gerichte und der Eisenbahndirection gebildet wird, gerühmt und von der Anmuth der paderborner Mädchen viel Hübsches erzählt.

Zur Shakspeareliteratur.

Die von J. Payne Collier in einem Exemplar der Folioausgabe von 1632 aufgefundenen und in einem starken Octavbande vor einiger Zeit veröffentlichten Emendationen zu Shakspeare's dramatischen Werken, deren auch in diesen Blättern bereits mehrfach Erwähnung geschehen, fahren noch immer fort, in England sowol wie in Deutschland, im Lande der Geburt wie im Lande der Wiedergeburt des Dichters, nicht nur die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums zu erregen, sondern auch die Federn der Gelehrten und Kenner zu beschäftigen. Von dem Collier'schen Werke selbst „Notes and Emendations to the text of Shakspeare's Plays, from early manuscript corrections in a copy of the Folio 1632 etc.“ ist in diesen Tagen bereits die zweite Auflage erschienen; eine, nach diesen Emendationen von ihm veranstaltete Ausgabe des ganzen Shakspeare'schen Textes wird auch in Deutschland viel gelesen; deutsche Bearbeitungen der „Notes and Emendations“ sind bereits angekündigt oder ganz oder theilweise erschienen. Aber mit dem wachsenden Interesse regt sich auch die Kritik, die Polemik. In England zuerst in einzelnen Artikeln des „Examiner“, des „Athenaeum“ und der „Literary Gazette“ begonnen,

hat sie sich nun auch schon zu besondern Schriften erhoben; eine davon, des berühmten Charles Knight „Old lamps or new?“ ist ebenfalls bereits an dieser Stelle besprochen worden. Jetzt liegen uns drei neue Erscheinungen dieser Art vor: zwei englische und eine deutsche. Jene beiden sind: Rev. Alex. Dyce, „A few notes on Shakspeare with occasional remarks on the emendations of the manuscript-corrector in Mr. Collier's copy of the Folio 1632“ und: „The text of Shakspeare vindicated from the interpolations and corruptions, advocated by J. P. Collier, by Sam. Well. Singer“. Die deutsche Streitschrift führt den Titel: „J. Payne Collier's alte handschriftliche Emendationen zum Shakspeare, gewürdigt von Dr. Nikolaus Delius“ (Bonn, König).

Von diesen drei Schriften ist diejenige von Dyce die kürzeste, trotzdem aber die werthvollste. Nur berührt sie die hier vorliegende Frage zu kurz und fragmentarisch; die meisten Bemerkungen von Dyce gehen auf andere Textesstellen als die von Collier (oder seinem alten Corrector) emendirten. Im Ganzen läßt sich das Urtheil dieses gelehrten, aber von Vorurtheilen der „Schule“ (und worin diese Schule besteht, wird dieser Aufsatz sogleich noch näher erörtern) nicht freien Kritikers dahin zusammenfassen, daß er von einer voreiligen Annahme der handschriftlichen Emendationen abmahnt, sie geprüft und durchforscht wissen will, immerhin aber in dem Collier'schen Fund viel „schätzbares Material“ findet.

So der Reverend Alex. Dyce mit seinem rein sachlichen Urtheil. Die Verfasser der beiden andern Schriften, der Engländer Singer sogut wie der Deutsche Delius, fassen die Sache anders an; ist jener blos Kritiker, so streifen diese mehr an den Pamphletisten an. Singer, schon früher mit Collier in literarische Fehden verwickelt, setzt auch jetzt diesen Kampf als einen überwiegend persönlichen fort. So oft nur eine Gelegenheit sich findet, bei jeder Uebereinstimmung zwischen einer handschriftlichen Emendation und einer Conjectur eines neuern Kritikers, gibt er zu verstehen, daß das doch wol mit diesem ganzen Funde nicht mit rechten Dingen zugehen könne und daß eine Fälschung von Seiten Collier's ihm gar nicht unwahrscheinlich sei; wo er auf die Sache eingeht, schwingt er überall die Fahne jener Polemiker, deren schwerstes Geschütz in Ausrufungszeichen besteht und die, wenn sie deren gar drei auf einmal auffahren, ihren Gegner sofort rettungslos geschlagen wähnen. Von seiner eigenen Erklärungsweise hier eine Probe. Das bekannte Wort Hamlet's über Polonius' Leiche: „er ist beim Nachtmahl, nicht wo er speist, sondern wo er gespeist wird; eine gewisse Reichsversammlung von politischen Würmern (a certain convocation of politic worms) hat sich eben an ihn gemacht; so'n Wurm ist auch der einzige Kaiser, was die Tafel betrifft (the only emperor

for diet)" — dies Wort ist in den handschriftlichen Emendationen so geändert, daß es statt „a certain convocation of politic worms" heißt: „a certain convocation of palated worms" — eine gewisse Tischgesellschaft von leckern Würmern. Dazu meint Singer sehr triumphirend: der alte Corrector habe natürlich in seiner Einfalt nicht gewußt, daß in den Worten „politic worms, emperor, diet" eine feine Anspielung liege auf den Reichstag von Worms, der in der Geschichte des Protestantismus eine so bedeutende Stelle einnehme. Uns ist das neu, gestehen wir, und wir zweifeln nicht, daß es gar manchen andern Shakspeare-Leser nicht weniger überraschen wird, glauben aber auch eben so sicher der Ansicht sein zu dürfen, es werde nicht Viele geben, die es sich wahrscheinlich machen lassen, daß Shakspeare mit so versteckten Anspielungen auf den Wormser Reichstag von 1521 beim englischen Theaterpublicum vom Jahre 1600 auf Verständniß hätte rechnen können, wirklich gerechnet hätte — von dem ganzen Sinne der Hamlet'schen Exposition völlig abgesehen, die weder mit Kaiser und Reich und Worms noch mit Protestantismus und Lutherthum irgend etwas zu schaffen hat. Auch in England scheinen solche Schnurren, wie dieser Einfall Singer's, wenig Anklang zu finden; die gründlich sachlichen Besprechungen im „Athenaeum" weisen ihn mit seiner ganzen Art von Polemik und Interpretation belehrend zur Ruhe. Was aber seine Insinuation von einer vermeintlichen Fälschung Collier's angeht, so möge hier gleich zur Widerlegung eine Thatsache stehen, die auch sonst für die vorliegende Streitfrage von Interesse ist, wenn sie auch das entscheidende Gewicht allerdings nicht hat, das ihr von einigen Seiten beigelegt werden soll. Wer der alte Corrector — er hat in seine Folioausgabe hineingeschrieben: „Thomas Perkins' his booke, Thomas Perkins' sein Buch" — gewesen, weiß bisjetzt Niemand und ebenso wenig, woher das Buch stammt und wem es früher gehört hat. Der londoner Antiquar, von welchem Collier es zufällig gekauft, konnte sich nachträglich nur erinnern, es aus der Provinz erhalten zu haben. In einer der neuesten Nummern des „Athenaeum" nun berichtet Collier, daß nach dem Erscheinen seiner „Notes and Emendations" und nach Einsicht des darin gegebenen Facsimiles von der Handschrift des alten Correctors ein Mr. Parry, in oder bei London wohnhaft, sich sofort erinnert habe, in früherer Zeit selbst im Besitze gerade dieses Exemplars mit seinen Randbemerkungen gewesen zu sein. Diese Ueberzeugung hat er auch nachher, als er das Buch selbst in Augenschein genommen, ebenso positiv wiederholt, indem er noch hinzugefügt, daß es ihm vor etwa 50 Jahren von einem Hrn. George Gray geschenkt sei, der es seinerseits, wenn er nicht irre, aus der Bibliothek eines katholischen Geistlichen, Namens Perkins, in Ufton Court, Berkshire, erstanden habe.

Auch daß eine Familie Perkins in den Jahren 1635—1738 in Ufton Court wirklich ansässig gewesen, hat sich durch weitere Nachforschungen ergeben. Wir räumen ein, daß es seine Schwierigkeiten hat, ein Buch wiederzuerkennen, daß man seit 50 Jahren nicht in Händen gehabt, und daß es auch der Perkins in England ohne Zweifel sehr viele gibt, wie der ganze Beweis denn gewiß kein juristischer ist. Aber ebenso wenig ist auch an ein geflissentliches Einverständniß unter so verschiedenen Personen zu denken und trägt das Mitgetheilte daher allerdings dazu bei, den Verdacht einer Täuschung (der aber freilich schon an sich ziemlich absurd ist) immer mehr zu entfernen. Und endlich ist dadurch jedenfalls wenigstens die Möglichkeit angebahnt, über die Person des Correctors ins Reine zu kommen und damit auch über seine äußere Berechtigung zu seinen Emendationen unterrichtet zu werden. Bis das geschieht, und auch wenn es geschehen wäre, wird die Frage seiner innern Berechtigung zu erörtern, der Werth seiner Emendationen zu prüfen sein. Damit sind wir denn wieder bei unsern Streitschriften angelangt, und zwar bei der letzten der genannten drei, bei der „Würdigung" der Collier'schen Emendationen von Dr. Delius.

Delius ist bei der Veröffentlichung seiner Schrift „einem Bedürfnisse des kritischen Gewissens" gefolgt, „dem Unfuge einer beispiellos willkürlichen und weitgreifenden Entstellung, womit blinder Glaube an den Werth und die Geltung dieser Emendationen den Text des Dichters bedroht, nach Kräften entgegenzutreten", ihnen einen Platz zu verwehren, „der ihnen, so lange es noch eine gesunde Kritik gibt, nimmermehr gebühren kann". Eine geharnischte Streitschrift also, ein Kampf auf Leben und Tod! — Delius beginnt damit, nachzuweisen, daß viele der handschriftlichen Emendationen bereits in den alten (ersten) Quartausgaben sich finden, theils auch mit den Conjecturen zusammentreffen, die von neuern Kritikern auf eigene Hand gemacht sind. Solcher Fälle hat er in dem Collier'schen Buche — von den etwa 20,000 Randbemerkungen in der Folioausgabe hat Collier 1000—1500 veröffentlicht — nicht weniger als 329 aufgefunden. Das ist eine Thatsache, bei der Delius nur das Verdienst des Zählens hat; daß und wann des Correctors Emendationen mit neuern Conjecturen zusammentreffen, hat Collier mit sehr wenigen Ausnahmen bereits selbst höchst gewissenhaft angegeben. Was aber bedeutet diese Thatsache? Der alte Corrector lebte etwa um 1640 oder 1650, wie Delius selbst zugibt; er ist bis jetzt völlig unbekannt; mit welchen Mitteln, handschriftlichen oder gedruckten oder mündlich überlieferten, er seine Arbeit unternommen, ist gar nicht zu ermitteln; nur aus seinen Emendationen selbst kann über seine Befähigung und Berechtigung erkannt werden — was also bedeutet bei solchem Sachverhältniß die Thatsache, daß 329 seiner Aen-

derungen mit ebenso vielen allgemein auf- und angenommenen Conjecturen der modernen Shakspeare-Kritiker übereinstimmen? Nach Delius nichts weiter, als daß wir also in diesen 329 Fällen nichts Neues lernen. Wir achten Delius' Verdienste um Shakspeare gewiß nicht gering und verkennen ebenso wenig den Scharfsinn, den viele Einzelheiten der vorliegenden Schrift bekunden. Aber eine Einseitigkeit, wie sie diesem Schlusse zu Grunde liegt, vermögen wir doch nicht zu billigen. Gerade eine „gesunde Kritik", meinen wir, sollte sich zu der Einsicht erheben, daß, wenn auch die Quantität der Ausbeute aus den handschriftlichen Emendationen sich verringert, doch die Qualität des ganzen Restes sich in eben demselben Grade steigert; sie sollte eingestehen und einsehen, daß es für den alten Corrector kein glänzenderes Zeugniß geben kann, als daß er allein bereits in 329 Fällen Das richtig getroffen hat, um was nach ihm die ganze Reihe der Shakspeare-Kritiker von Rowe bis Malone, Dyce, Collier, Delius in 150 Jahren sich hat abmühen müssen!

Mit dem Unrecht dieses einseitigen Schlusses gegen den Corrector fängt die Delius'sche Schrift an; mit ähnlichem Unrecht setzt sie sich fort. Indem Delius der ersten Folioausgabe von 1623 gegenüber den handschriftlichen Emendationen fast überall den Werth einer ziemlich unbedingten Autorität beilegt, begeht er die zweite und entscheidende Ungerechtigkeit, weil er damit einen schweren Verstoß gegen gesunde Shakspeare-Kritik überhaupt begeht. Die alten Ausgaben Shakspeare'scher Dramen sind nämlich, wie man weiß, sämmtlich ohne Shakspeare's Zuthun, Aufsicht oder Mitwirkung entstanden; nicht einmal durch den Namen eines Freundes oder Genossen ist irgend eine Ausgabe verbürgt, die von irgend einem Stücke zu Lebzeiten des Dichters erschien; zwanzig Dramen sind überhaupt, soviel wir wissen, nicht vor seinem Tode gedruckt; erst sieben Jahre nachher (1623) ist die erste Gesammtausgabe in Folio erschienen, von zwei Mitgliedern der Shakspeare'schen Schauspielergesellschaft, Heminge und Condell, besorgt, wie sie in ihrer Vorrede sagen, nach den „true originall coppies — nach den wahrhaften Originalmanuscripten". Diese Folioausgabe ist nun, nachdem frühere Shakspeare-Kritiker, z. B. Steevens, in der Conjecturalkritik außerordentlich Willkürliches geleistet hatten, in der neuesten Zeit, bei der neuesten „Schule" infolge einer natürlichen Reaction zu großen Ehren gekommen. Nur daß auch diese Reaction kein Maß noch Ziel kennt. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß manche Dramen in dieser Ausgabe nicht nach dem „Originalmanuscript", sondern nach denselben (ersten) Einzel-Quart-Abdrucken wieder nachgedruckt sind, welche jene Herausgeber Heminge und Condell als „stolen and surreptitious coppies, maimed and deformed by the frauds and stealthes of injurious

impostors — gestohlen und erschlichen, verstümmelt und entstellt durch die Listen und Diebereien frecher Betrüger" der Verachtung ihrer Leser warnend preisgeben. Es ist ferner Thatsache, daß diese Folioausgabe voll der gröbsten Nachlässigkeiten und Incorrectheiten steckt — so sehr, daß jeder Kritiker froh ist, so oft er nur eine jener erschlichenen, unrechtmäßigen Quartausgaben dabei haben kann, so sehr, daß die ihr wesentlich nachgedruckte (nicht mit Unrecht) in bösem Rufe stehende zweite Folio (von 1632) unter anderm 186 Stellen correcter gibt, so sehr, daß sich, um es mit einem Worte zu sagen, noch kein neuerer Kritiker hat abhalten lassen, trotz der ersten Folio und gegen die erste Folio außer den allgemein anerkannten Conjecturen noch manche aparte Conjecturen zu acceptiren, wenn nämlich er selbst es war, der sie gemacht hatte! Darin sind, beispielshalber, alle drei Kritiker, mit denen wir es hier zu thun haben, einander völlig gleich: der vorsichtige Dyce, der kecke Singer, der puristische Delius.

Diese Darlegung war nöthig, um die Behauptung zu motiviren, daß Delius mit seiner „gesunden Kritik" vielmehr einen Verstoß gegen die gesunde Kritik begeht. Er und die Schule, der er angehört, begnügen sich nicht, damit zu sagen, jene erste Folio sei, was sie wirklich ist, die beste unter den alten Gesammtausgaben von Shakspeare's dramatischen Werken, sondern sie behaupten, sie sei die „authentische" Ausgabe. Indem sie das sagen, schwören sie auf ihre Worte mit möglichst weitgetriebener, mit übertriebener Anhänglichkeit; ja sie sind fähig — und darin haben sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem von Delius z. B. so hart angegriffenen Tieck — durchaus unverständliche, formell und den Worten nach unhaltbare Stellen für „echtshakspeareisch" zu erklären, eben nur weil sie dunkel sind. Wider allen Sinn englischer Worte und Constructionen deuteln sie an den als echt vertheidigten Lesarten ihrer Folioausgaben herum, um nur eine Möglichkeit von Sinn herausbringen zu können, sträuben sich gegen jede, auch die nothgedrungenste Aenderung aus allen Kräften und sind gegen Jeden, der nicht mit derselben Strictheit wie sie auf die Worte ihrer Folio schwört, mit dem stehenden Einwande bei der Hand, er verstehe den Shakspeare'schen (d. h. ihren Folio-) „Sprachgebrauch" nicht. — Das ist im Wesentlichen der Standpunkt, den die Delius'sche Polemik einnimmt. Es kommt ihm gar nicht darauf an, den Textesworten einem nach dem andern ein Glied zu verrenken, nur um nicht dem Corrector mit seinen zum Theil wunderbar einfachen Aenderungen und Verbesserungen Recht geben zu müssen. So, um nur eins anzuführen, wird der Vers im König Johann „Unthread the rude eye of rebellion", den Schlegel übersetzt, wie er nicht anders übersetzt werden kann: „Entfädelt der Empörung rauhes Oehr", von Delius dahin erklärt: „Windet euch aus dem drohenden

Aussehen der Empörung heraus", während der Corrector eine andere Wendung (die sich noch dazu in einer gleich darauf folgenden Erwiderung des Angeredeten ebenfalls findet) mit einfachster Aenderung so einführt: „Untread the road-way of rebellion — Wandelt den Weg der Empörung wieder zurück". — Es kommt Delius ferner nicht darauf an, dem Corrector demgemäß auch jede Kenntniß der Shakspeare'schen Sprache abzusprechen, ihm, der ein so großes Interesse für seinen Shakspeare hatte, die mühsame Revision von 20,000 Aenderungen Buchstaben für Buchstaben durchzumachen, bei dem daher doch auch von vorn herein ohne weiteres ein gewisses Verständniß anzunehmen ist, und ihn, einen geborenen Engländer und, nach Delius' eigenem Zugeständniß, jüngern Zeitgenossen Shakspeare's, wie einen Anfänger Beides in der Sprache des Landes und des Dichters in die Schule zu nehmen. Wir wiederholen, daß wir Delius' sonstige Leistungen nach ihrem ganzen Werthe schätzen; in diesem Falle aber hat er sich denn doch zu Leichtfertigkeiten und oberflächlichen Auffassungen verleiten lassen, die seinem wohlerworbenen Rufe nicht entsprechen. Ja wenn Delius endlich in dem Hochmuth seiner Polemik gar so weit geht, sich zu Wendungen zu versteigen wie die: „wenn Apemantus solche unsägliche Plattituden [die ihm von dem Corrector gegebenen Worte] in Timon's Festsaal vorgebracht hätte, so würden die übrigen Gäste ihn wahrscheinlich zur Thür hinausgeworfen haben", so ist darin doch weder Beweis noch Kritik zu finden, sondern nur eine ziemlich inferiöre Sorte von Selbstgefühl, die um Alles in der Welt aus der deutschen Kritik so gut verbannt werden sollte, wie sie es aus der guten Gesellschaft längst ist.

Und so ist denn die Ausbeute aus diesen Streitschriften, der reine Gewinn, den sie abwerfen, sehr gering, für die interessante Frage, die durch Collier's Buch so lebhaft angeregt ist, zu gering. Wir sind aber so ausführlich bei der Besprechung, namentlich der Delius'schen Schrift, gewesen, theils damit durch den thrasonischen Ton dieser Kritik kein verständiger Leser abgehalten werde, weiter in diesen Streit des guten Geschmacks und gesunden Menschenverstandes gegen alte Druckfehler und neue kritische Schrullen einzugehen, theils aber auch, um die Kenner, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen könnten, womöglich zu veranlassen, ernsthaft und gründlich, mit mehr Ruhe und weniger Vorurtheil, so wie es deutscher Wissenschaft ziemt, die vorliegende Frage zur Entscheidung zu bringen. Denn man wolle unsere Abwehr unpassender und ungeschickter Angriffe nicht so verstehen, als ob die Position jenes alten Correctors uns untastbar erschiene. Nur im Sturm ist sie nicht zu nehmen, und mit Ruhmredereien nicht, und mit Steinwürfen auch nicht. Die alte Handschrift hat die Shakspeare-Kritik nicht zu Ende gebracht, aber aller Welt den Beweis geliefert, daß die

Kritik nicht zu Ende ist; schon das heißt die Kritik weiter bringen und verspricht noch mehr für die Zukunft, wenn anders die Kritik sich weiter bringen lassen will.

Gedichte.

Von
Robert Waldmüller.

1. Fräulein Juni.

Der Mai ging zu Ende; kalt war es und rauh,
Verwettert des Apfelbaums Blüten;
Der Regen floß nieder, der Himmel war grau; —
„Ein schlechtes Vergnügen, jetzt drauß' auf der Au
Die grasenden Lämmer zu hüten."

Am offenen Fenster, da saß ich und sann
Und grollte dem Mai und dem Regen:
„Legst wirklich die Schuhe zum Wandern schon an?
Nun, — mich soll's nicht quälen; was liegt groß daran?
Glück zu, auf den schlüpfrigen Wegen!"

Im Innern aber, da wurmte mich's doch,
So unsanft ihn scheiden zu sehen;
Hatt' ich nicht besungen ihn stattlich und hoch,
Und mußt' er ja scheiden, war's nöthig denn noch,
So unwirsch von dannen zu gehen?

Da, siehe! flog plötzlich ein duftiger Strauß
Von köstlichen Blumen ins Stübchen;
Verwundert sah rasch ich zum Fenster hinaus:
Da stand eine lachende Maid vor dem Haus,
Die Wangen voll schelmischer Grübchen.

„Grüß Gott, Bruder Dichter!" so sprach sie und bot
Das Mündchen mir freundlich zum Kusse,
„Was sind von der Kälte die Finger dir roth!
Laß fahren den Mai, er ist fort oder todt —
Komm', freue dich meiner mit Muße!"

„Das Jungfräulein Juni, so bin ich genannt,
Und mir nun gehorchet das Wetter;
Ich habe die ganze Natur in der Hand,
Ich zeige der Sonn' und dem Mond ihren Stand
Und ändre die Farben der Blätter."

„Ein geistiger, kühler Gesell war der Mai,
Ein bartloser, schüchterner Knabe;
Ich aber bin wärmeren Herzens, — es sei,
So will ich, dies geistige Schwärmen vorbei;
Ich selber geb' gern, was ich habe."

Und während sie sprach, warf ins Fenster herein
Sie Kirschen und Beeren in Menge;
Und während sie sprach, theilte sonniger Schein
Die Wolken, — den Pfingstvogel hört' ich schrein
Und hörte der Pfingstglocken Klänge.

Da hielt mich's nicht länger im dumpfigen Haus,
Zum Teufel die Bücher und Schriften!
Ich stürmte mit Jauchzen ins Freie hinaus
Und folgte durch See'n hellblinkenden Thau's
Der Maid über Anger und Triften.

Sie immer vorauf und ich hinter ihr drein,
Das war ein gar lustiges Wandern!
Es tönten die Thäler vom Klang der Schalmei'n,
Und nirgend trieb Hirte noch Hirtin allein,
Eins hielt sich gar traulich zum Andern.

Und wo sie ein Paar, ein recht herziges, fand,
Da säumten die fliehenden Sohlen,
Da schöpfte sie Athem, halb zu mir gewandt,
Und deutete hin mit erhobener Hand
Und lächelte schelmisch verstohlen.

Und wo sie ein Nest, mit gefiederter Brut,
Entdeckte in Büschen und Bäumen,
Da schwenkte sie hoch den bebänderten Hut
Und machte zum Fliegen den Vögelchen Muth,
Bis keines mehr drinnen mocht' säumen —

Und rief: „O der Mai war ein arger Tyrann!
Noch schauen mit flehenden Blicken
Die brütenden, fütternden Mütter mich an
Und bitten, ich möge dem fesselnden Bann
Des Nestes sie endlich entrücken!"

„Fliegt aus nur, ihr Armen! nicht herrscht mehr der Mai,
Nein, Eine von eurem Geschlechte!
Ich löse den Bann und erkläre euch frei!
Das Vöglein entschlüpft dem berstenden Ei:
Jetzt sorge der Gatte für's Rechte!"

Da flogen sie aus, ihrer Freiheit bewußt,
Die Mütter, vom Brüten so hager!
Und reckten die Flügel und plausten die Brust
Und schlürften am Bache und wühlten mit Lust
Im sonnigen Sand sich ein Lager.

Und wieder nun wandte die Maid sich zu mir:
„Genug des Regierens für heute!
Noch flammet die Sonne; ein schattig Quartier
Beut eben der trauliche Eichenkamp hier; —
Komm mit, falls bisjetzt dich's nicht reute."

Sie ließ auf den Rasen sich nieder; — dann sprach
Sie schelmisch: „Nun laß mich auch sehen,
Wie viel denn dein dichtender Griffel vermag,
Erzähle in zierlichen Versen mir nach,
Was Alles bis jetzt schon geschehen."

Und neben ihr knieend im schwellenden Moos,
Die sinnenden Augen gerichtet
Auf ihre, — so glühend, so dunkel, so groß,
Die Tafel auf ihrem leiszitternden Schoos, —
So habe dies Lied ich gedichtet.

So hab' ichs gedichtet und säße noch da,
Denn Holdes noch gab's zu berichten;
Doch als auf die Schreibtafel nieder sie sah,
Nahm fort sie den Griffel: „Was weiter geschah,
Darfst, Schelm, du nicht sagen noch dichten."

2. Mucker im Grünen.

Im schönsten Frühlingssonnenschein
Zog singend ich auf's Land hinaus;
Da bleib' ein Anderer zu Haus,
Mir läßt's nicht Ruh' im Kämmerlein!
Genug des Stubenqualms und Rauchs,
Genug des winterlichen Brauchs —
O frische Luft, o Wonnetrunk,
Das Herz wird wieder jung!

Und da ich singend fürder schritt,
Wards laut und lauter um mich her;
Der Sänger wurden immer mehr,
Es sang, was singen konnte, mit.

Die Amsel pfiff, die Drossel rief,
Der Gaukler lockt' bald hoch, bald tief,
Den eignen Namen rief mit Stolz
Der Kukuk, fern im Holz.

Am Himmel aber, über mir,
Da jagte im beschwingten Lauf
Milchweiße Wölkchen vor sich auf
Der Wind durchs hohe Luftrevier;
Halb Nebelnaß, halb Wasserduft,
Verhauchten sie im Blau der Luft,
Doch folgte um so ämſger nur
Das Auge ihrer Spur.

Und senkte sich ermüdet nun
Von langem Spähn im leeren Raum
Der Blick auf Thurm und Berg und Baum,
Da fand er Muße auszuruhn;
Die Silberpappel hielt ihn fest,
Die Tanne mit dem Dohlennest,
Bis tiefer ihn der Zauberbann
Der Blütenpracht umspann.

„Ja, Alles duftet, Alles treibt;
In jedem Stengel schäumt der Saft;
Kaum weiß des Werdetriebes Kraft
Wo sie hinauswill, wo sie bleibt.
In Knosp' und Keim drängt sie zu Tag,
Sie muß — wer fragt noch, ob sie mag?
Hinaus ans Licht und an die Luft:
Der Mai ist da und ruft!“

So sang ich laut durch Wald und Thal
Und pries der goldnen Freiheit Glück;
Und aus den Bergen riefs zurück:
Noch mal, du Sänger lieb, noch mal!
Das war ein Jubel, eine Lust!
Nicht müde ward des Sangs die Brust!
So lang das Herz gesund und rein,
Wie könnt's wol anders sein! —

Da plötzlich, — war's ein Wolkenflor,
Der vor das Sonnenaug' sich schob,
War's innrer Sturm, der sich erhob?
Verfinstert kam die Welt mir vor;
Ein Hauch, als ob aus Grab und Gruft,
Strich moderdumpfig durch die Luft,
Kein Käfer summt', kein Vöglein sang,
Und auch mein Lied verklang.

Und siehe, wo der Weg sich wand,
Da ward drei Männer ich gewahr,
Mit glattem Kinn, mit kurzem Haar,
Gedruckte Büchlein in der Hand;
Die Röcke schwarz und lang und weit,
Die Hüte flach, die Ränder breit,
Die Farbe der Gesichter grau,
Ihr Ausdruck stumpf und flau.

Sie gingen lautlos, — das Geräusch
Der Welt, wie das des eignen Schritts
Behutsam meidend, — leisen Tritts —
Und sprachen: „Kreuzige das Fleisch!"
Und „Amen" rief ein Jeder dann —
Und blickte starr den Andern an
Und murmelte in sich hinein
Gebet und Litanei'n.

Und Alles rings verstummt, verwaist,
Als sei die grüne Flur verdorrt;
Sie aber lasen wandernd fort
Und sprachen: „Kreuzige den Geist!"
Und wieder klang es „Amen" dann,
Starr blickten sie einander an
Und murmelten in sich hinein
Gebet und Litanei'n.

Ich aber hielt mich länger nicht
Und sang, so laut es gehen wollt',
Bis jene Drei sich fortgetrollt,
Den blassen Aerger im Gesicht.
Und singend pries ich Lieb' und Wein,
Frau Venus flocht ich lobend ein,
Freund Bacchus auf dem vollen Faß;
Dann wandert' ich fürbaß.

Und kaum noch hatt' ich zwanzig Schritt
Von Jenen fort waldein gemacht,
Da raschelt es im Laube sacht,
Mir war's, als hört' ich Menschentritt. —
Sieh' da! von Büschen halb versteckt,
Halb stehend, halb ins Gras gestreckt,
Sah ich, im traulichen Verein,
Drei schmucke Jüngferlein.

Ihr Haar schien etwas wirr und kraus,
Ihr Putz nicht eben schön und glatt,
Doch sah das lust'ge Kleeberblatt
Ganz schalkhaft in die Welt hinaus.

Sie kicherten und winkten mir
Und boten Zehrung und Quartier,
Ich aber machte keinen Halt
Und eilte aus dem Wald.

Und erst da draußen ward mirs klar, —
Hatt's kaum gewahrt im Redeschwung —,
Daß mit der Fleischeskreuzigung
Ein tiefrer Sinn verborgen war.
Doch lang' nicht sann ich drüber nach, —
Ich ging und in dem nächsten Bach
Wusch ich mich rein von Blick und Wort
Und zog dann singend fort.

Literatur und Kunst.

Ein sehr empfehlenswerthes Unternehmen ist kürzlich von der Nesselmann'schen Buchhandlung in Berlin begonnen worden: „Leben und Wirken der berühmtesten Maler aller Zeiten und Länder. Unter Mitwirkung mehrer Gelehrten und Kunstfreunde herausgegeben von F. D. Heinrich." Das Buch hat den Zweck, Alles darzustellen, was über das Leben, die Kunstleistungen und Werke der berühmtesten Koryphäen aller Zeiten und Länder bekannt ist, auch die neueste Zeit nicht ausgeschlossen, und zwar nach beiden Seiten hin, sowol geschichtlich als wissenschaftlich. Dabei ist die Darstellung so gehalten, daß das Buch, wenn auch vorzugsweise für den Künstler und Kunstfreund bestimmt, doch zugleich auch für jeden wissenschaftlich Gebildeten und Strebsamen von Werth sein und auch Diejenigen befriedigen wird, die weniger directe Belehrung als ästhetischen Genuß und Anregung suchen. An einem Werke dieser Art, das zugleich bis auf die neueste Zeit herunter reichte, fehlte es unserer Literatur bisher noch, so wünschenswerth dasselbe bei dem wachsenden Kunstinteresse sowie bei dem zunehmenden Einfluß, den die Kunst allmälig auch auf unser gewerbliches Leben auszuüben anfängt, in der That auch war. Darf von den beiden uns vorliegenden ersten Lieferungen auf das Ganze geschlossen werden, so haben wir gegründete Hoffnung, daß das Heinrich'sche Unternehmen seiner interessanten Aufgabe entsprechen und eine wesentliche Lücke unserer Literatur befriedigend ausfüllen wird. Nach einer kurzen Einleitung über die Entwickelung der Malerkunst im Allgemeinen erhalten wir zuerst die Geschichte der italienischen Schulen; das erste Capitel behandelt die ältesten Meister der toscanischen Schule, das zweite die Zeit Giotto's und seiner Nachfolger, das dritte, von dem freilich erst wenige Blätter vorliegen, die Meister von Siena und ihre Nachfolger. Auf die italienischen sollen späterhin die deutschen und niederländischen Schulen folgen, ferner die französische, englische, spanische, portugiesische, byzantinische, endlich die Schule des Berges Athos. Und allerdings läßt bei dem vorwiegend praktischen Zweck des Buches sich gegen diese Eintheilung nicht viel einwenden, wennschon es vielleicht einer wirklich „wissenschaftlichen und geschichtlichen" Darstellung entsprechender gewesen wäre, das

Ganze nach historischem Grundriß anzulegen und die stufenweise Entwickelung und Ausdehnung der Kunst, die sich in den einzelnen Schulen repräsentirt, unter allgemeinern geschichtlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen. Hoffentlich wird der Verfasser Gelegenheit nehmen, dies an geeigneten Stellen durch eingeschobene Excurse und Parallelen nachzuholen und so wenigstens eine Art Mittelweg zwischen geschichtlicher und schulmäßiger Ordnung herstellen. Auch die Ausführlichkeit, mit der er sich hier und da auf einzelne untergeordnete Punkte eingelassen, besonders von polemischer Beschaffenheit, dürfte vielleicht Bedenken erregen, da dergleichen Specialuntersuchungen in einem allgemeinen, für einen größern Leserkreis bestimmten Werke dieser Art wol kaum gesucht werden dürften und überdies den Umfang desselben nur unnöthig anschwellen. Recht sehr anzuerkennen dagegen ist die durchgängige Enthaltsamkeit von jenen Ueberschwänglichkeitsphrasen und nichtssagenden ästhetisirenden Redensarten, die man sonst wol für einen besondern Schmuck, ja wol gar für eine Nothwendigkeit kunstgeschichtlicher Darstellung hielt, vorzüglich wenn dieselbe populär sein wollte. Der Ton des Buches ist einfach und schmucklos, ohne durch Nüchternheit zu ermüden; statt fruchtloser Exclamationen erhalten wir genaue Angaben über das künstlerische sowol als das persönliche Leben der Maler, über ihre Umgebungen und Verhältnisse, ihre vornehmsten Werke nebst Angabe der Orte, wo dieselben aufgestellt sind ꝛc. Eine höchst werthvolle Zugabe werden auch die Monogrammtafeln bilden, die jedem Bande in genauester Abbildung beigefügt werden sollen; ebenso auch die Porträts der berühmtesten Maler, die in jedem Bande enthalten sind. nk.

Nach langem, von den Freunden der deutschen Poesie aufrichtig beklagten Stillschweigen hat Eduard Mörike, der vortreffliche schwäbische Novellist und Lyriker, endlich wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben: „Das stuttgarter Hutzelmännlein, Märchen von Eduard Mörike" (Stuttgart, Schweizerbart). Es ist eine einfache, anspruchslose Gabe, der aber gerade diese Einfachheit die Herzen der Leser erwerben wird: denn es ist die Einfachheit der Gesundheit und des frischen, natürlichen Lebens. Das „Hutzelmännlein" ist auch ein Märchen, aber keins von den tendentiös sentimentalen, wie sie jetzt wieder bei uns Mode sind, keins, in dem Wald und Busch, Thier und Blume sich unmögliche Dinge erzählen und die alle Anfoderungen des Lesers befriedigt zu haben glauben, wenn sie sich möglichst kindisch, möglichst läppisch geberden — im Gegentheil, das ist ein sehr kernigtes, sehr derbes Märchen, voll Witz und Schalkhaftigkeit, nicht ohne Verschlagenheit und Schelmerei, aber doch immer gutmüthig und tüchtig, wie sein Held, der wackere Schustergesell von Stuttgart, und wie das Volk, das es erzeugt und an seinem Busen genährt hat. Der Verfasser nimmt für sich nur die Bearbeitung in Anspruch: aber diese Bearbeitung ist auch so vortrefflich, die Farbe so frisch, der Ton so natürlich und keck, daß wir daran sofort die Hand des Meisters erkennen. Um den schwäbischen Charakter, den das Märchen an sich trägt, recht treu wiederzugeben, hat der Verfasser auch einzelne schwäbische Wendungen und Redensarten nicht verschmäht; doch hat er auch dies mit weiser Mäßigung gethan und ohne jene Koketterie, die sonst wol in Dorfgeschichten und Theaterstücken

damit getrieben worden ist. Wir wünschen dem Buche eine recht weite und lebhafte Verbreitung, nicht blos unter den Gebildeten, sondern auch im Volke selbst, das in diesem „Pechschwitzer" und seinem treuherzigen Schützling nicht blos mehr Unterhaltung, sondern auch mehr Lehre und sittliche Anregung finden wird als in all jenen Bibliotheken, welche die „Innere Mission" jetzt durch Pastoren und Schulmeister zusammenschreiben läßt und denen bei allem guten Willen doch die Hauptsache fehlt — Poesie. Das Volk ist für die Macht der Poesie weit empfänglicher und fühlt Anwesenheit und Mangel derselben weit richtiger heraus als unsere Kritiker und nun gar erst jene Mischlinge von Pietismus und Bureaukratismus, die jetzt im Schweiß ihres Angesichts für das Volk schreiben, es glauben. In Eduard Mörike steckt diese lebendige Ader der Poesie und wo die einmal schlägt, bringt sie auch selbst wieder Leben und Wärme hervor. Auch das vorliegende Märchen, so klein sein Umfang und so unscheinbar es als eigentliches Kunstwerk ist, zeigt sich davon erfüllt; möge denn auch das Volk den Weg dazu finden. R. P.

Den vor zwei Jahren erschienenen und damals auch in diesen Blättern mit verdienter Anerkennung besprochenen „Heldensagen von Firdusi, von Adolf Friedrich von Schack" hat der ebenso talentvolle wie fleißige Verfasser gegenwärtig zwei weitere Bände nachfolgen lassen: „Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (Berlin, Hertz). Doch sind dieselben keineswegs blos als eine Nachlese zu dem frühern Werke zu betrachten, vielmehr enthalten sie sogar in noch ausschließlicherer Ausdehnung als jene lauter besonders hervorragende und berühmte Bestandtheile des großen epischen Cyklus, der nach dem Urtheil des Verfassers „an poetischem Reichthum keinem andern der Welt weicht". Auch wer die Literatur des Orients nicht aus eigenem Studium kennt, wird doch geneigt sein, diesem Urtheil beizutreten, sobald er die beiden vorliegenden Bände durchgelesen hat. Es ist eine echt epische Welt, die sich darin vor uns aufthut, eine Welt der Thatkraft und des Handelns, voll starker und doch einfacher Leidenschaften, in denen die ganze Tonleiter der Empfindung, vom wildesten Groll und Zorn bis zur zartesten Wehmuth, von der üppigsten Trunkenheit der Liebe bis zur grimmigsten Raserei des Schmerzes, angeschlagen und in lebensvoll kräftigen Gestalten verkörpert wird. Mit großer Umsicht hat der Uebersetzer aus dem überströmenden Reichthum des Schah-Nameh solche Partien ausgewählt, die nicht nur für sich selbst abgeschlossene Gemälde geben, sondern in denen auch die verschiedenen Glanzseiten der persischen Poesie, die Pracht ihrer Farben, die Anschaulichkeit und Fülle ihrer Schilderungen, der Adel und die plastische Lebendigkeit ihrer Charaktere, sowie das Ritterliche, Schwunghafte der gesammten Weltanschauung mit besonderer Deutlichkeit hervortritt. Der erste Band enthält die Gedichte von Sal und Rudabe, Rustem's Aeltern, den Untergang des Sijawusch und Kai Chosru's Heimkehr. Im zweiten finden wir Kai Chosru's erste Kriegsfahrt, Human und Bischen, den Kampf der elf (oder wie man bisher unter fälschlicher Hinzurechnung des vorhergehenden Stücks zählte, der zwölf) Recken, das Verschwinden des Kai Chosru, die farbenreichen sieben Abenteuer des Isfendiar und endlich als die Krone des Ganzen die Sage von Rustem und

Isfendiar, „in welcher das iranische Epos, seinem Ende zueilend, sich wie ein schäumender Wogensturz von Klippe zu Klippe ergießt" und dem an Erhabenheit des Gegenstandes sowie an Wahrheit und Tiefe der Empfindung nur Weniges an die Seite gesetzt werden kann, was der Menschengeist überhaupt jemals gedichtet hat. — Ueber die Treue und Gewandtheit der Uebersetzung noch etwas zu sagen, muß nach den glänzenden Proben, die der Verfasser in dieser Hinsicht schon früher gegeben hat, überflüssig erscheinen. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß es uns allerdings vorgekommen, als ob er in der letztern Eigenschaft, nämlich in dem schönen, freien Fluß der Sprache und der Ungezwungenheit der Wendungen, sogar noch Fortschritte gemacht hat; ohne die Eigenthümlichkeit ihres morgenländischen Ursprungs zu verleugnen, lesen diese Dichtungen sich doch mit derselben Leichtigkeit wie die besten Originale und lassen nirgends merken, wie viel Fleiß und Mühe daran haftet. — Den Text betreffend, ist der Uebersetzer hauptsächlich der Mohl'schen Ausgabe gefolgt, soweit dieselbe bis jetzt vorliegt. Doch hat er auch ein eigenes, ihm selbst zugehörendes Manuscript, über das er schon im Vorwort zu den „Heldensagen" Näheres mitgetheilt, sowie andere Handschriften, namentlich auch die des londoner „India-House" benutzt; einzelne Stellen hat er auch wol selbst umgeändert oder ergänzt. Ueber diese sprachlich kritische Seite werden nun die eigentlichen Sprachgelehrten zu urtheilen haben; was uns an dieser Stelle interessirt, ist vornehmlich der poetische Werth der Uebertragung und dieser ist so groß, daß wir uns mit dem Verfasser der Hoffnung hingeben, Firdusi bald auch in der Kenntniß und Würdigung des deutschen Publicums auf denselben Rang erhoben zu sehen, den ein Homer, ein Dante, ein Ariost ꝛc. darin bereits einnehmen: lauter Dichter, die seit langem als die unvergänglichen Zierden des epischen Gedichts anerkannt sind und denen nun auch der Dichter des Schah-Nameh sich als vollkommen ebenbürtig hinzugesellt. Thh.

Professor Ludwig Roß in Halle, der bekanntlich lange Jahre selbst als Archäolog in Griechenland lebte und von Land und Leuten eine so vertraute Kenntniß hat wie wol kein Zweiter in Deutschland, hat einen „Vorschlag" zur Ausgrabung von Olympia veröffentlicht. Er macht darin auf die Vernachlässigung aufmerksam, welche Griechenland bisher widerfahren ist in Vergleich mit den großartigen Nachgrabungen, die auf Veranlassung und Kosten der preußischen, französischen und englischen Regierungen in Aegypten, Assyrien und Babylonien stattgefunden haben und durch die bekanntlich die glänzendsten Erfolge erzielt und der Wissenschaft völlig neue Gesichtskreise eröffnet worden sind. Auch Griechenland bietet noch eine Menge Stellen, wo die Nachgrabung leicht und der wissenschaftliche Ertrag gewiß ist; so z. B. Delphi, das Schatzhaus in Orchomenos, das Heräon bei Argos, der Tempel von Nemea, das isthmische und epidaurische Heiligthum ꝛc., vor allem aber Olympia, über dessen Bedeutung für das antike Leben wie auch über die unvergleichlichen Kunstschätze, die daselbst versammelt waren, erst kürzlich der gelehrte Fallmerayer in diesen Blättern berichtete. Obwol die Kosten nach Roß' Anschlag die Summe von 10,000 Thaler nicht übersteigen und obschon bereits 3 bis 5000 Thaler genügen würden, einen großen wissenschaft-

lichen Erfolg zu erzielen, so ist die griechische Regierung bei der bekannten finanziellen Lage des Landes dennoch nicht im Stande, auch nur diese verhältnißmäßig geringfügige Summe für diesen Zweck zu verwenden. Darum wendet Roß sich nun an die deutsche Nation — eine Nation, die sich sonst ja so gern die Erbin hellenischer Kunst und hellenischen Geistes unter den modernen nennen hört — durch freiwillige Beiträge das angegebene Capital zusammenzubringen. Die in Olympia zu findenden Gegenstände sollen, wie sich von selbst versteht, der griechischen Nation als Eigenthum verbleiben, dagegen für möglichst schnelle wissenschaftliche und künstliche Bekanntmachung der gehofften Entdeckung Sorge getragen und namentlich die summarischen Ergebnisse der Ausgrabung monatlich in der „Allgemeinen Monatsschrift für Literatur und Wissenschaft" veröffentlicht werden. Sollte das ganze Capital vorläufig nicht zusammenkommen, so schlägt Roß vor, wenigstens zunächst das Schatzhaus in Orchomenos oder das zweite Schatzhaus in Mycenä aufgraben zu lassen, wozu schon eine geringere Summe hinreichen würde. — Wie sehr dieser Vorschlag uns interessirt und wie sehr wir ihm die vollständigste und reichste Verwirklichung wünschen, brauchen wir gewiß nicht erst zu sagen. Allein ebenso wenig können wir auch die Befürchtung unterdrücken, daß der gegenwärtige Moment zu einem so weitaussehenden, so ausschließlich künstlerischen Unternehmen wol schwerlich geeignet ist; ja wir zweifeln, ob das deutsche Publicum in diesem Augenblick und ob es überhaupt von der Art ist, daß man ihm mit dergleichen Vorschlägen kommen darf. Hr. Roß beruft sich auf das Beispiel eines englischen Privatmanns, des Obersten Howard Vyse, der aus eigenen Mitteln 10,000 Pfund Sterling blos an die Erforschung der Pyramiden gesetzt. Ganz wohl: aber wo in Deutschland haben wir so reiche Privatleute? und wenn wir sie hätten, was wäre ihnen „Helena"?! Unsere Professoren und Künstler sind arm und unsere Reichen haben ja nicht einmal Geld, sich die Bücher zu kaufen, die sie gern lesen möchten, sie lassen sie lieber aus der Leihbibliothek holen; wenn sie ja etwas von Kunstgegenständen kaufen, so sind es zum höchsten ein paar Oelgemälde, nämlich weil die in breite goldene Rahmen gefaßt werden und breite goldene Rahmen auf der Wand sich sehr hübsch ausnehmen, oder nachgemachte Antiken, die sie sich von irgend einem italienischen Kunstkrämer aufhängen lassen, blos als Zeugniß, daß sie auch in Italien gewesen. Nein, wenn dieser Vorschlag wirklich einige Aussicht zur Verwirklichung hat, so kann ihm dieselbe lediglich von den deutschen Höfen zu Theil werden. Deutschland bezahlt jährlich über 10 Millionen Thaler Civillisten, ungerechnet die ungeheuren Privatvermögen, die sich im Besitz unserer fürstlichen Familien befinden. Auch kostet ja bekanntlich mancher fürstliche Hofball, manches neue Ballet, manches Feuerwerk von einer halben Stunde Dauer nicht ein mal, sondern zwei und drei und vier mal so viel; was wollen da also 10,000 Thaler sagen, besonders wenn damit ein so edler, so großartiger Zweck gefördert und fürstlicher Kunstliebe und Freigebigkeit eine so glänzende Gelegenheit geboten wird, sich durch die That zu bewähren?! — Ob diese Berechnung freilich richtig, muß der Erfolg erst beweisen.

N. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

6. Juli 1853.

Laudabunt alii claram Rhodon aut Mitylenen
Aut Epheson bimarisve Byzanti (moenia) —

Lassen Sie sich, will ich damit sagen, über die orientalische Frage, Rußlands Unrecht, der Türkei europäische Bedeutung und Alles, was damit zusammenhängt, von Andern berichten und aus andern Orten; ich, in idyllisch friedlicher Stimmung wie Horaz, halte mich mit ihm an den „praeceps Anio ac Tiburni lucus" — an die träg schleichende Spree, mein' ich, und des Thiergartens staubigen Lusthain, vertiefe mich in des Kreuzbergs Schluchten und Sandgruben, trinke Weißbier als Albanerwein und ende mit classischer Dickmilch in Moritzhof. So geziemt's sich für einen guten Berliner und ruhigen Bürger. Denn was haben wir mit der orientalischen Frage zu schaffen? Wir, nämlich der Staat Preußen, die Großmacht Preußen? Es schien eine Zeitlang, als ob wir uns wenigstens mit der Mobilmachung eines Generals an der großen Frage der Weltherrschaft betheiligen würden: aber Gröben's eilige Herberufung aus Münster hatte nur seine Ernennung zum Commandeur des Garde-Corps zum Zweck, und, sollten Ihnen etwa über unsere maritimen Bewegungen, den Bau der Dampfcorvette „Danzig", der „größten in der Welt", wie es emphatisch heißt, und die bevorstehende Expedition unserer Flotille nach dem Mittelmeer, von irgend einer Seite beunruhigende Deutungen zugehen, so lassen Sie durch solche Störenfriede keines deutschen Mannes Seele ohne Noth ängstigen: es ist ganz zweifellos — der Staat Preußen hat mit der orientalischen Frage nichts zu thun. Das ist eine ganz natürliche Consequenz: Rußland ist der incarnirte „Bruch mit der Revolution"; da kann ein Staat, der mit der Revolution gebrochen hat, begreiflicher Weise sich nicht für die Türkei und ihre Pertinenzien interessiren, gegen die Rußland auftritt. Das Organ des „Bruches mit der Revolution", die „Kreuzzeitung" spricht das Tag für Tag mit all der Freimüthigkeit aus, die ihr eigen ist, und deducirt es zugleich mit der Virtuosität in Fälschungen, an der es mindestens die Stamm- und Prioritätsactien in alleinigem Eigenthum hat. Die Ueberschreitung des Pruth, die Besetzung der Donaufürstenthümer keine Verletzung der Verträge, kein casus belli; das Protectorat Rußlands über die Griechen in der Türkei eine christliche Errungenschaft, über die sich jedes Christenherz freuen müßte; Rußland bei allen Kriegsgelüsten der Wächter des europäischen Friedens; Rußland bei allen Eroberungsplänen der beste Freund der Türkei, der sorgsamste Beschützer ihrer „wahren Wohlfahrt", ihrer „vollen Integrität" — das sind Sätze, die man in jeder Nummer dieses „Journal de St.-Petersbourg" mit dem Landwehrkreuz lesen kann. Das wird auch Niemanden befremden. Wenn aber dasselbe Blatt mit einem Staatsvertrage, der in authentischer Fassung bekannt ist, dem im Jahre 1849 abgeschlossenen Vertrage von Balta-Liman, sich eine Verfälschung der Art erlaubt, daß es bei einem mit Anführungszeichen versehenen Citate einige durchaus wesentliche, ja entscheidende Worte ohne weiteres wegläßt (wegläßt, versteht sich, zu Gunsten Rußlands), wie

die „National-Zeitung“ ihr das in diesen Tagen nachgewiesen hat, so muß das allerdings, wenn auch bei Leibe nicht aus moralischen Rücksichten — die wären hier schlecht angebracht —, doch vom Standpunkt der Klugheit aus überraschen. Sage ich lieber: es müßte überraschen, wenn man nicht bedächte, daß in den Kreisen, auf welche die „Kreuzzeitung“ wesentlich berechnet ist, die Fälschung trotzdem ihre Wirkung thut und behauptet, weil der Nachweis der Fälschung dort nicht gelesen wird.

Nehmen Sie zu diesen Zeitungsdebatten noch die Coursberichte der Börse, so haben Sie (wenn auch dabei das Gerücht von einer sanftmüthigst milden Circulardepesche des Ministeriums an die preußischen Gesandtschaften wahr sein sollte) alle öffentlichen Documente, welche in Preußen über die orientalische Frage erschienen. Die Coursberichte sind darunter die interessantern. Sie repräsentiren ja die Lage und Tendenz unsers öffentlichen Verkehrs. Ein hübscher Verkehr das! Der ganze Schmuz, der an irdischem Besitze klebt, kommt dabei heraus, macht sich breit, herrscht als „heiliges Interesse der besitzenden Classen“. Der Schwindel dieser Agitation kommt nach Aussage wohlunterrichteter Personen dem pariser allmälig sehr nahe; alle Kniffe und Ränke stehen in schönster Blüte. Kladderadatsch hat darüber schon vor acht Tagen treffend gespottet: Zwei Baissiers, A. Meyer und B. Meyer klagen unter einander, daß es mit der Baisse nicht recht gehen wolle; laß ihn über den Pruth gehen, räth der eine — hilft nichts, ist schon probirt; laß ihn den Degen ziehen — zieht nicht, auch schon probirt; laß ihn schießen — richtig, ich werde ihn schießen lassen. — Ein besonderes Manövre wird infolge des häufigen Wechsels von Regen und Sonnenschein getrieben. Die innern Räume des hiesigen Börsengebäudes sind ziemlich beschränkt; im Sommer werden daher die Geschäfte, wenn das Wetter es irgend erlaubt, unter den Bäumen vor der Börse abgemacht. Jetzt, bei dem unbeständigen Wetter, kommt der Regen oft mitten dazwischen. „Hinauf, hinauf!“ rufen die alten Herren, die Haussiers gehen wirklich in die Höhe, in den Saal, die Baissiers aber finden den Regen gar nicht so schlimm, verharren in Gottes freier Natur — das Geschäft ist gelähmt, die Course gehen wenigstens nicht in die Höhe. Das sind die Großwürdenträger unserer besitzenden Classen!

Auch auf andern Gebieten ist von einer politischen Thätigkeit der Regierung kaum etwas zu berichten. Die ganze Regierung hat so zu sagen Ferien. Der König hat hohen Besuch, macht eine Vergnügungstour nach Hamburg, incognito und mit seinem ganzen Gefolge in Civil, geht nächstens nach Puttbus ins Seebad. Der Prinz von Preußen inspicirt am Rhein und ist in London zur Taufe; der Prinz Karl erholt sich von seinem schweren Sturze, den er auf der Parforcejagd diesen Winter machte, in Schlangenbad; Manteuffel ist auf seinem Landgute, geht nächstens auch nach Puttbus; Raumer und Westphalen machen Badereisen; eine Anzahl höherer Beamten aus den Ministerien und dem Polizeipräsidium desgleichen — da ruht natürlich alles Wichtige. Die Bildung der künftigen Ersten Kammer ist noch nicht festgestellt; die Gerüchte, die sich neulich an die Anwesenheit des Grafen Rittberg, Präsidenten der vormaligen Ersten Kammer, knüpften, haben sich als voreilig erwiesen. Ueber die Dissidenten und altlutherischen Sectirer ist Manches berathen, aber beschlossen auch Nichts. Den An-

trag einer gnadauer Pastoralconferenz auf ein Disciplinarverfahren der Geistlichen unter einander mittelst eines „Sittengerichts", das bei den jährlichen Ephoralconferenzen abgehalten werden solle, hat der Oberkirchenrath „als den Zeitverhältnissen nicht entsprechend" abgelehnt. Vermuthlich bringt der Evangelische Kirchentag, mit dem nächstens unsere gottlose Stadt begnadigt wird, alles Dies und mehr noch zum Abschluß; das Programm der zur Verhandlung kommenden Gegenstände deutet schon ganz darauf hin. Als kleines Specimen des jetzt herrschenden Geistes mag noch erwähnt werden, daß durch eine ministerielle Verfügung die Lecture von „Paul und Virginie" in den höhern Lehranstalten fortan verboten ist! Gegen das neueste Breve in Sachen der gemischten Ehen ist wenigstens so weit Repressalie geübt, als den Offizieren und Soldaten des stehenden Heeres angekündigt ist, sie würden für eine Mischehe unter den jetzt von Rom gefoderten Bedingungen die, bekanntlich für das Heer erfoderliche, Genehmigung des Königs nicht erhalten.

Die „Preußische (Adler-)Zeitung" hat das neue Quartal nicht mehr erlebt; sie ist am 30. Juni zum letzten male erschienen. Damit ist ein Institut glücklich beseitigt, das, im Allgemeinen völlig unnütz, nur seinen ministeriellen Scribenten ziemlich einträglich und nützlich war, ja selbst im Tode noch von Nutzen ist. Denn die Invaliden dieser Zeitung finden zum großen Theil bei der ebenfalls ministeriellen „Zeit" ein Unterkommen, zum Theil beim „Staats-Anzeiger", der von jetzt an wieder einige dürftige Notizen über die Ereignisse des Tages bringt; wie es heißt, ist einem in vormärzlicher Zeit sehr liberalen Schriftsteller diese nicht eben saure noch geistvolle Arbeit gegen gutes Geld übertragen. Ein ähnliches Schicksal wie hier die „Preußische Zeitung" hat zur selben Zeit ein gleichgesinntes Blatt in der Provinz betroffen: die „Conservative Zeitung für Schlesien", Organ der dortigen Junkerpartei, ist an 600 Abonnenten Todes verblichen. Das sind zwei Todesfälle, die an dem Leben der reactionären Partei überhaupt einige recht erfreuliche Zweifel erwecken.

Von der großen Pulververschwörung habe ich Ihnen lange nichts geschrieben. Ich wollte nur die Bestätigung meiner Prophezeiung abwarten, daß dies Complot, wenn auch zwar seinen Entdeckern gute, doch böse Früchte Niemandem bringen würde. Das ist jetzt beinahe wörtlich eingetroffen. Fast alle Verdächtigen, die gefänglich eingezogen waren, sind freigelassen; die mit Beschlag belegten Gelder werden unter die Mitglieder des Gesundheitpflegevereins vertheilt, die Papiere zurückgegeben — aber natürlich der Verein selbst ist und bleibt aufgelöst.

Von Kunst und Theater ist aus ähnlichen Gründen, wie bei der Politik, wenig zu melden. Auch Schauspiel und Oper haben Ferien, sind auf Reisen. Im Opernhause singen königsberger Gäste mehr vor Bänken als Menschen. Morgen und übermorgen wird Roger ihnen helfen und uns auch. Einen genialen Einfall hat wieder Hr. von Hülsen gehabt; die lange verpönte Oper von Auber „Gustav oder der Maskenball" bringt er zur Aufführung, aber unter anderm Namen, als „Die Ballnacht". Unsere Opernkenner wußten erst gar nicht, wohin mit dieser, ihnen gänzlich unbekannten, Auber'schen Oper. Endlich brachte der Theaterzettel Licht. Freilich ist auch da der König Gustav in einen „Herzog Olaf", Ankarström in

„Reuterholm“, Stockholm in „eine nordische Seestadt“ umgewandelt: aber der größere Theil des Personals hat sich doch conservirt und namentlich ist der „Page des Königs“ ganz munter geblieben, trotz des „Herzogs Olaf“. Wiederum also nur eine halbe Maßregel!

Läßt so die Politik sowol als der höhere Kunstgenuß uns Berlinern der freien Augenblicke gar zu viele, so müssen wir schon nach andern Freuden uns umsehen, Schauspiel und Opernhaus durch Sommertheater bei Kroll und Teichmann (Friedrich-Wilhelmstadt), dessen neues Parktheater nebst reizend eingerichtetem Garten viel Besucher anzieht, ersetzen und, statt in kriegerischen Cadres einherzumarschiren, friedliche Fahrten machen zu Land und zu Wasser. Ja, zu Wasser! Berlin hat sich ein neues Vergnügen gemacht. Der am Thiergarten vorbeiführende neue Kanal ist Anlaß und Schauplatz dieses Vergnügens; in Moritzhof, einem öffentlichen Garten, werden kleine Boote stundenweise vermiethet; Herren und Damen vertrauen sich ihnen an, zitternd und zagend nicht eben selten; Lieutenants und Fähnrichs verschmähen es nicht, das grobe Ruder zu handhaben; der elegante Dandy schlingt sein Halstuch leicht und lose in einen Schifferknoten, vertauscht den feinen Gibus mit einem lackirten Matrosenhut, den er bei dem Vermiether der Boote deponirt hält, und die zarte Hand, der schützenden Gants de Paris entkleidet, bietet aller Härte des Ruders, allen bräunenden Strahlen der Sonne mannhaft trotz. Ist auch die deutsche Flotte vergeudet und verschleudert, die Zukunft der Seeherrschaft gehört uns, trotz alledem!

Notizen.

Auf der Hofbühne zu Berlin ist ein neues dramatisches Lebensgemälde: „Karoline Neuber“ von Ernst Ritter, einem Pseudonym, hinter dem sich eine berliner vornehme Dame verstecken soll, gegeben worden. Das Stück gehört der leidigen, jetzt gottlob allmälig abgespielten Gattung der Literaturkomödie an, soll aber auch innerhalb dieser Gattung noch ein sehr dürftiges Product, voll moralischer Unmöglichkeiten und willkürlicher Entstellungen der Geschichte sein; wenn es dennoch bei der ersten Aufführung nicht ohne Beifall geblieben, so soll dieselbe doch nur dem vortrefflichen Spiel der Darsteller gegolten haben, insbesondere der Frau Crelinger, welche die Titelrolle mit gewohnter Meisterschaft gespielt. — Höchst ergötzlich sind bei dieser Gelegenheit die Klagen, welche noch jetzt, 120 Jahre später, von gewissen unmündigen Recensenten über die durch Gottsched bewirkte sogenannte Vertreibung des Hanswurst erhoben werden. Man kann es beklagen, daß die deutsche Literatur damals eine Richtung nahm, welche die Ausbildung einer eigentlichen Volksbühne verhinderte: aber wer den Gang unserer Literatur übrigens kennt, der weiß auch längst, daß dies nach der Gesammtheit der damaligen Zustände gar nicht anders sein konnte und daß Gottsched, indem er das regelmäßige Drama der Franzosen auf unserer Bühne zur Herrschaft brachte, in der That nur einer historischen Nothwendigkeit folgte und nur Das that, was das innere Gesetz unserer Entwickelung eben verlangte. Es ist eine unendlich

triviale Anschauung, zu glauben, der Hanswurst, wenn er übrigens noch lebensfähige Keime in sich getragen, hätte durch den Machtspruch eines leipziger Professors von der Bühne vertrieben werden können; nicht einmal Minister, nicht Könige, nicht Napoleon der Erste in all seiner Herrlichkeit hat der Literatur gebieten, hier Stillstand, dort Bewegung erwecken können — und ein leipziger Professor hätte es vermocht?! Auch hat diese berühmte Vertreibung niemals so stattgefunden und ist niemals so ernst gemeint gewesen, wie man wol heutigen Tages glaubt; es ist das so ein Effectstück unserer Literaturgeschichten, das aber, bei Licht besehen, ein wenig stark an das bekannte Sprüchwort von der Mücke und dem Elefanten erinnert. Der Hanswurst hat fortgelebt, troß jenes Autodafé, das schon damals mancherlei Widerspruch erfuhr und auf keinen Fall als ein epochemachendes Ereigniß betrachtet ward; er hat sogar Gottsched selber überlebt. Noch die Neuber selbst hat wieder Hanswurststücke gegeben, die größten Schauspieler der damaligen Zeit, ein Ackermann, ein Eckhof, ja sogar Schröder sind noch lange nachher in Hanswurstrollen aufgetreten; einer der berühmtesten Hanswurste des 18. Jahrhunderts, Hr. von Kurz, der sogenannte Bernardon, datirt seinen Ruhm, der sich dann bis Ende der achtziger Jahre lebendig erhielt, sogar erst genau von demselben Jahre 1737, wo die Verbrennung des Hanswurst auf der Bühne der Neuberin stattfand, — nicht zu gedenken der wiener Bühne, auf welcher der Hanswurst noch bis funfzig Jahre später ganz regelmäßig seine Prügel austheilte und empfing, seine Nachtgeschirre leerte, sich Wasserspritzen auf den Hintern richten ließ und was der Unfläthereien mehr waren, durch die er den Pöbel zu wieherndem Gelächter brachte — Alles von Gottsched vollkommen unbehindert, aber Alles auch ohne den mindesten Einfluß auf die Fortentwickelung unserer dramatischen Kunst. — Aber freilich was haben diese armen Tröpfe, die jetzt Theaterrecensionen schreiben, weil es mit dem Calumniren und Denunciren nicht mehr so recht gehen will — was haben sie von deutschen Hanswurstkomödien des vorigen Jahrhunderts wol jemals mit Augen gesehen und was wissen und verstehen sie überhaupt vom Theater?! Wissen sie ja doch nicht einmal, daß sie selbst die Hanswurste unserer Tage sind, wenn auch allerdings nur von einer sehr ledernen Sorte.

Julius von Rodenberg (oder wie er mit seinem bürgerlichen Namen heißt Julius Levy) der bisher in Marburg Jurisprudenz studirte, hat sich neuerdings der Literaturgeschichte, besonders den romanischen Literaturen zugewendet, einem Gebiet also, das einem fleißigen und aufgeklärten Forscher noch eine sehr reiche Ausbeute verspricht. Er gedenkt zum Winter nach Berlin überzusiedeln, vorher aber noch eine Auswahl seiner Lieder, sowie ein komisches Gedicht: „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorien" erscheinen zu lassen, beide im Verlag von K. Rümpler in Hannover. — Von Alexander Kaufmann wird eine Sammlung „Mainsagen" vorbereitet; Christian Schad, der mit einem ähnlichen Plane umging, ist davon zurückgetreten, theils um dem Kaufmann'schen Unternehmen keine Concurrenz zu bereiten, theils um sich mit desto ungetheilterer Kraft seinem „Musenalmanach" zu widmen, der wiederum zum Herbst erscheinen soll.

Die Redaction des „Illustrirten Familienbuch, herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd" macht das Ergebniß der **Preisausschreibung** für historische Aufsätze bekannt, die sie Ende vorigen Jahres erließ und deren wir damals auch in diesen Blättern gedacht haben. Im Ganzen waren 116 Bewerbungsschriften eingelaufen; darunter hat das Preisgericht, bestehend aus den HH. Albert Jäger, Theodor Georg von Karajan und Ferdinand Wolf, den ersten Preis einstimmig dem Dr. juris Franz Löher für einen Aufsatz „Graf Spork, k. k. General der Cavalerie" zuerkannt. Den zweiten Preis hat Dr. Adam Wolff, Professor der Geschichte zu Pesth, für seinen Aufsatz „Johannes Müller und Friedrich Gentz, eine biographische Parallele" erhalten. Außerdem wurden noch drei Bewerbungsschriften mit Auszeichnung genannt, nämlich „Cicero und Cäsar, eine biographische Parallele" von Karl Hofacker zu Heidelberg; „König Hieronymus und sein Hofleben, eine geschichtliche Farbenskizze" von Dr. philos. Heinrich Koenig zu Hanau; endlich „Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe", von Frau C. von Hohenhausen in Preußisch-Minden. — **Franz Löher** hat Ende der Dreißiger in Halle studirt; im Frühjahr 1849 saß er in der preußischen Zweiten Kammer, — das jüngste Mitglied derselben, aber auch eins ihrer talentvollsten. Gleich darauf ging er nach Amerika, von wo er vor etwa zwei Jahren zurückgekehrt ist; die vortrefflichen „Skizzen aus Amerika", die er als Frucht dieses Aufenthalts im „Ausland" sowie in der „Nationalzeitung" veröffentlichte, gehören bekanntlich zu dem Vorzüglichsten, was die Literatur über Amerika überhaupt aufzuweisen hat. Auch das „Deutsche Museum" zählt ihn zu seinen Mitarbeitern.

Von **Franz Schuselka**, der für die Literatur seit langem völlig verschollen in Gainfarn bei Wien lebt, wird in kurzem eine Schrift über die gegenwärtige Lage der Türkei und ihre Verwickelung mit Rußland erscheinen. Dieselbe führt den Titel: „Das türkische Verhängniß und die Großmächte. Ein historisch-politischer Beitrag", und sollte schon vor einigen Wochen in Wien ans Licht treten. Doch stieß der Druck daselbst auf diplomatische Bedenklichkeiten, weshalb das Buch nun bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen wird. Auch eine andere, ehedem vielgenannte Persönlichkeit der östreichischen Literatur, die ebenfalls seit langem verschollen war, steht denselben Nachrichten zufolge im Begriff, wieder aufzutauchen: Hr. **Kuranda**, in Deutschland hauptsächlich als Gründer der „Grenzboten" bekannt, wird den Fondsmarkt der Börse, den seine Thätigkeit bisher in Anspruch nahm, noch einmal mit dem Markt der Literatur vertauschen und die Redaction der „Ost-Deutschen Post", die ihm bekanntlich ebenfalls ihre Entstehung verdankt, wiederum persönlich übernehmen.

Von **Wolfgang Menzel** ist der erste Band einer „Geschichte Europas vom Beginn der Französischen Revolution bis zum Wiener Congreß" (Stuttgart, Krabbe) erschienen. — Auch zur Goethe-Literatur wird von dem unermüdlichen **Düntzer** bereits wieder ein neuer Beitrag angekündigt: „Goethe's Briefwechsel mit dem verstorbenen Staatsrath und Universitätscurator Schultz", von Düntzer mit Einleitung und Anmerkungen versehen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 30.** 21. Juli 1853.

Europäische Eindrücke bei der Rückkehr aus Amerika.

Von
Franz Löher.

Die „Baltimore", das gute Postschiff, welches mich von Amerika herübergetragen hatte, ließ erst nach Mitternacht die Anker fallen. Wir waren vor Havre. So große Lust ich hatte, wieder auf europäischen Boden zu springen, ich mußte die eine Nacht noch mit dem schmalen Bettchen in der Kajüte vorliebnehmen. Das Kämmerchen, in welchem ich drei Wochen lang hin und her geschaukelt war, kam mir ganz fremd vor: zum ersten mal lag ich wieder so ruhig und wagerecht, wie man es auf dem Lande nicht anders kennt, und hörte nicht mehr das Anklatschen der Wogen, das ruhlose Pfeifen und Summen im Takelwerk und das dumpfe Meeresrauschen. Ich war schon halb auf dem Lande, und immer lebhafter, immer reizender drängten sich vor meiner Anschauung die Bilder und Genüsse, welche man nur in

Europa haben kann, und am Ende aller Gedanken erschien im köstlichen Lichte die liebe Heimat. Mehr als ein Jahr war ich in Amerika umher gewandert und ich war herzlich froh, all der Entbehrungen los zu sein, welche dort dem feineren Sinn so oft sich fühlbar machen. Wol stand mir bergartig das Große und Gewaltige noch in der Seele, was ich drüben geschaut hatte, die Riesenströme mit ihrem breitlebendigen Wogenglanze, die tiefen Urwälder und ihr endloses dumpfes Rollen, der frische Zauber der weithellen Prairie und dazwischen gestreut, die Natur beutegierig niederringend, ohne Rast und Ruh' hin und her eilend, das jugendliche Volk der Freistaaten, jener eitle, einseitige und doch wieder so stolze und ungestüme Charakter des eingeborenen Amerikaners, durchsetzt mit einem Gemisch aus allen Völkern Europas, mit Schwarzen und Farbigen, und ganz im Hintergrunde die stillen verbleichenden Scharen der Indianer. Als wenn ich jetzt erst Abschied nähme von Amerika, so kam Alles mir wieder vor die Augen: die weiten netten Städte und niedlichen Ortschaften mit dem unaufhörlichen Marktgewühl und den wohlgekleideten Leuten und hübschen Mädchen, die Massenversammlungen und vielen Festzüge, die belebten Gesellschaftsabende und die mit fieberbleichen Gestalten angefüllten Blockhäuser, die Sektenrasereien und die socialistischen Ansiedelungen, die Sklavenpeitsche und die Rowdies, die Fregatten und Indianerforts, die Jagd- und Fischzüge auf weiten unbewohnten Strecken, kurz das ganze eigenthümlich amerikanische Leben, welches man Keinem klar machen kann, der nicht selbst etwas davon gesehen hat.

Ich wußte wohl, daß Europa in gar vielen Dingen dem jungen Amerika nachstehe, insbesondere daß es gar keinen Vergleich mit ihm aushalten könne, sowol in Bezug auf Naturfrische des Landes, als auf die Zahlenmenge der Familien, in denen mittlerer Wohlstand nebst einer Art von mittlerer Bildung zu Hause. Aber ich wußte auch recht wohl, wieviel Liebliches, Geistnährendes, Gemüthliches Europa voraushabe, wie die Natur hier auf kleinem Raume hundert mal mehr Anmuth und Erhabenheit geschaffen, als in den unabsehlich einförmigen, hügelwelligen Flächen Amerikas, und wie die Geschichte seit Jahrtausenden dem europäischen Boden die Marken aller menschlichen Größe und Schande eingedrückt, mit denen im Vergleich das Neuland Amerika noch so nackt erscheint wie der Boden, den noch nicht lange das Meer verlassen hat. Ich hatte ungefähr ein Gefühl, als wenn ich aus einer Gesellschaft kräftiger Burschen, die da hinten in den Wäldern, frei wie Vögel in der Luft, ihre Häuser zurecht zimmern und unbekümmert darauf los leben, handeln und wuchern, zurückkäme zu Familien voll feiner Sitte und Ordnung, in denen sich viel Schwächliches und Kümmerliches angesetzt hat, aber bei denen man auch all des Schönen und

Herrlichen froh wird, dessen der Mensch auf der Höhe der Bildung theilhaft werden kann.

Der bleiche Morgenschimmer flog schon an die schmalen Fenster meines Schiffskämmerchens, als ich unter so anregenden Gedanken endlich einschlief und es war schon heller Vormittag, der Hafen voll rühriger Thätigkeit, als ich aufwachte und sah, daß unser Schiff jetzt nahe am Hafendamme lag.

Fröhlichen Sinnes kletterte ich über die Schiffsreihe weg, an deren Ende die „Baltimore“ sich festgemacht hatte und vertiefte mich unter die Haufen von Schiffsvolk, Handelsherren, Trödlern und Zuschauern, welche rings um das Hafenbecken wogten. Aber der erste Eindruck war, ich kann nicht anders sagen, ein erschütternder. Gewiß dachte ich nicht anders, als auf dem europäischen Boden mehr Ruhe und mehr Elend zu finden, als ich dort hinter dem Ocean zurückgelassen hatte: aber einen so starken und so traurigen Abstich des europäischen Volkes vom amerikanischen hatte ich mir doch nicht vorgestellt. Die Mehrzahl der Leute, die ich sah, schien mir etwas Leidvolles, Bekümmertes zu haben, das sie nur mit einem Gefühle würdigen Anstandes verschleierten. Welche Menge von ärmlich Gekleideten, von Gebrechlichen, von zarten Frauen, welchen die Noth das Gesicht gebleicht hatte! Wie ging das Alles so sorgenvoll, so nachdenklich und doch so freundlich und artig durch einander, als wüßte Jeder die Noth des Andern und suchte sie ihm durch stille Höflichkeit zu erleichtern! Wie ganz anders war das in Amerika! Dort was für ein sorgloses, ungestümes, reißendes Treiben, wieviel Selbstgefühl und Rücksichtslosigkeit auf jedem Gesichte, welche Fülle von Lebensmitteln überall; man sah es den Leuten an, sie hatten keine Sorge für Essen, Kleidung, Wohnung und Gesundheit. In Amerika war fast nichts zu sehen als frische Burschen oder doch Männer, welche aussahen wie jung, hier in Europa dagegen hervorstechend in dem Volke, auf den Straßen und Plätzen die Menge von Frauen und alten Leuten! Dieser erste Eindruck, den Europa auf mich machte, kam mir in dieser Mächtigkeit so unerwartet, daß ich selbst zu zweifeln anfing, ob die Gründe dazu nicht viel mehr in mir selbst als in der Wirklichkeit der neuen Umgebung lägen. Aber ich war jetzt unter so vielen Völkern gewesen, und da ich dabei nichts Anderes zu thun hatte, als zu beobachten, so hatte sich mein Blick für die Auffassung ihrer Eigenthümlichkeiten geschärft; dazu blieb mir auch das Ansehen des Volkes während der ersten Woche in Europa fortwährend etwas Ungewohntes: ich darf daher wol annehmen, daß ich mich nicht ganz getäuscht habe. Ich kann die Art dieses Eindrucks, den das europäische Volk zuerst auf den von Amerika Zurückkehrenden macht, nicht besser bezeichnen, als wenn ich damit das unwillkürliche Erschrecken vergleiche, das einen

Freund der modernen Völkerbewegung hätte überkommen müssen, wenn er aus der öffentlichen Unruhe und Werdelust des Jahres 1848 plötzlich in die eigenthümliche Stille fünf Jahre später versetzt worden wäre.

Die beiden Hauptgründe dieses Unterschieds zwischen hier und drüben sind wol einerseits die schrankenlose politische und Erwerbsfreiheit und andererseits die Fülle und Leichtigkeit des Erwerbes in Amerika. Wo Jedermann mit seinem Willen und seiner Persönlichkeit, mit seinen Ideen und seinen Einfällen ohne weiteres und durch nichts gehindert auf den öffentlichen Markt treten und Anhänger dafür werben kann, wo es ihm freisteht, jede Art von Erwerb, die ihm möglich scheint, auch sofort ins Werk zu richten, da stellt sich von selbst mehr Selbstgefühl, mehr Rührigkeit, mehr rüstiges Streben ein. Dann aber hat zweitens der Amerikaner noch ein weites Land um sich her, dessen natürliche Hülfsquellen eben erst angebrochen sind. In Europa ist jedes Fleckchen bereits besetzt, in Amerika gibt es noch unzählige Erwerbsquellen auszubeuten. Jene Freiheit und diese Erwerbsfülle zusammengenommen geben dem amerikanischen Volke das Rastlose, Schwunghafte und Spannende im ganzen Leben und Treiben, was jeden Einzelnen wie die ganze Volksmasse immerfort in Bewegung hält. Der letzte Farmer dort in den Wäldern und Prairien bekümmert sich ganz ernstlich um den Gang, den Politik, Handel und Gewerbe im ganzen Lande nehmen, bewußt oder unbewußt schafft er mit daran, während in Europa die große Masse des Volkes davon nur erst ein unklares Bewußtsein hat.

Aber es wirken auch noch rein äußerliche Ursachen mit, um dem Volke dort ein günstigeres Aussehen zu geben als hier. Dort gibt es wirklich, großentheils in Folge der Auswanderung aus Europa, mehr junge Männer als Frauen und Greise. Die Frauen aber lassen sich weniger öffentlich sehen, leben mehr in den Häusern und nicht so in Arbeit und Geschäften wie bei uns. Was ferner gebrechlich oder körperlich entstellt oder altersschwach ist, wagt sich nicht hervor, es ist kein Platz und keine Rücksicht dafür da. Deshalb sieht man in Amerika vorwiegend kräftige Männer. Man verwendet dort überhaupt mehr auf äußeres Ansehen, putzt sich mehr heraus; was man erworben hat, das verwendet man zuerst auf ein anständiges Erscheinen und macht sich dann die nächste Gegenwart damit erfreulich. In Europa ist man an das Sparen gewöhnt, dafür hat aber auch eine europäische Familie in der Regel einen solideren Halt als die amerikanische. Insbesondere sucht sich in Amerika Alles ein jugendliches Aeußere zu geben, arm und alt zu scheinen ist Beides etwas, was man gern vermeidet. Deshalb merkt man dort auf den ersten Anblick auch nicht, wieviel Krankhaftes in den Menschen steckt. In jedem europäischen Volke hat die Masse

einen Kern von natürlicher Gesundheit, der in Amerika in dieser Weise in den meisten Gegenden ganz fehlt. Bei uns zeigt sich das Alte, Kümmerliche, Gebrechliche offener, weil es des öffentlichen Mitleids oder doch der Duldung gewiß ist, welche in Amerika im Ganzen genommen nicht heimisch sind. Reine Herzensgüte ist viel seltener dort als in Europa, man greift dem Nothleidenden einmal recht praktisch unter die Arme, dann aber muß er sich selbst helfen oder verderben.

Als ich mich nun mehr unter das europäische Volk mischte, wie es mir in der ersten besten Hafenstadt entgegen trat, war mir etwas Auffallendes, aber desto angenehmer diese Höflichkeit und Güte, diese feine Sitte, die mich überall umgab. Es war etwas Weiches, Behagliches darin, wie in milder, lauer Luft. Dessen war ich in den Vereinigten Staaten außerhalb der Salons und Familienstuben lange entwöhnt gewesen. Man thut dort gerade Das, was Einem gefällt, nur gegen die einmal feststehenden allgemeinen Regeln des Umgangs darf man nicht anstoßen, im Uebrigen bekümmert man sich um die Andern nicht. Gewiß wird man bei einem Volke Mannesstolz und würdiges Selbstgefühl in jedem Einzelnen vor allem hochachten müssen, und man mag am Ende lieber mit derben Leuten zu thun haben, denen der Firniß noch fern geblieben ist, als mit immer freundlichen, schleichenden Menschen, von denen man niemals recht weiß, wie man mit ihnen daran ist. Auch wird Jeder Das den Amerikanern lassen müssen, daß sich bei ihnen jenes ehrenwerthe Mannesgefühl, welches auf sich selbst ruht und auch jedes Andern Persönlichkeit achtet, viel allgemeiner findet als bei andern Völkern. Aber leugnen kann man nicht, daß sich damit häufig eine innere Roheit und Herzlosigkeit verbindet, welche im Volkscharakter viel Widerwärtiges aufdeckt. Das Rowdywesen, jenes eigenthümlich amerikanische Landeserzeugniß, macht sich dort bei tausend Anlässen, namentlich bei allen öffentlichen Gelegenheiten, gar zu breit. Die Amerikaner haben in ihrem Lande wenig von den ungehobelten Leuten, die sich in Europa in Städten wie in Dörfern zeigen, sie haben nirgends in der Art ungebildete Volksmassen wie die europäischen Länder: aber jede Ortschaft hat dafür ihre Rowdies und Loafers. Dies sind die gewaltthätigen, unruhigen Banden, welche sich jede Frechheit erlauben, wo öffentlich etwas zu thun ist, den Ton angeben und des Abends die Straßen unsicher machen. Sie zeigen die Kehrseite des amerikanischen Charakters; Europa hat statt dessen desto mehr Bedientenvolk. In den Vereinigten Staaten ist der Fremde bald darauf gefaßt, Tags über auf grelle Züge von Roheit und Selbstsucht zu stoßen und unwillkürlich nimmt er selbst nicht blos etwas Resolutes, sondern auch Derbes und Rücksichtsloses in seinem Benehmen an. Ueberhaupt wird jeder Ankömmling dort an sich selbst bemerken, wie

leicht sich ihm etwas vom amerikanischen Wesen ansetzt, was keineswegs immer liebenswürdiger ist als das heimische. Man wird bei der Rückkehr in Europa vielleicht erst durch die verlegenen Mienen Anderer daran erinnert, daß man nicht immer den Hut auf dem Kopfe zu behalten und Jedem gleich die Hand zu schütteln hat; aber freilich will man in Europa auch nicht ganz jene Artigkeit, welche man in Amerika sich sehr bald angewöhnt, Allem und Jeglichem, was keinen Männerhut trägt, sich dienstfertigst zu erweisen. Noch eine andere Bemerkung machte ich in dieser Beziehung. Der Ankömmling nimmt in den Vereinigten Staaten unglaublich schnell englisch-amerikanische Rede- und Anschauungsweise an, und dort kann man bei deutschen Schriftstellern von Jahr zu Jahr deutlich verfolgen, wie sich stufenweise ihr deutscher Stil bis zur Unverständlichkeit verschlechtert.

Nachdem ich den ersten Tag wieder in Europa zugebracht hatte, war ich erstaunt darüber, was ich Alles hier in einem einzigen Tage gesehen, wie vielfache Anregung ich erhalten hatte. Welche Fülle und Gedrängtheit von Eindrücken und Genüssen aller Art, wieviel Abwechslung und Mannichfaltigkeit in Natur und Gesellschaft, wieviel Kenntnisse und Bildung, Kunstsachen und Alterthümer hier in einer einzigen Stadt! Und drüben in Amerika, welche Oede, welche Einförmigkeit in Land und Menschen! Auf wochenlangen Reisen immer ganz dieselben Gesichter, man sieht es ihnen an, in dem einen wie dem andern arbeiten ganz dieselben wenigen Gedanken. Eine ganz gleiche Einförmigkeit und Leerheit herrscht in ihrer ganzen Einrichtung, immer dieselben Häuser und Hütten und darin Alles auf das Kleinste gerade so, wie man es in den ersten Tagen kennen lernte. Hier in Europa scheint Alles anmuthig und heimatlich, die zahllosen Geschlechter, welche hier schon gewohnt haben, ließen alle etwas von ihrem Dasein zurück. Hier bekommt man die Augen zu voll, dort in Amerika reißt man sie auf und sieht doch nichts Anderes als leere Flächen mit hastigen Menschen, von denen der eine gerade so ist und handelt als der andere. Der Amerikaner kennt gar nicht Das, was wir Heimatsgefühl nennen, er hat sprühendes und immer lebendiges Gefühl für sein Land, aber nicht für eine liebe Stelle darin.

Ich mußte lächeln, wenn ich daran dachte, wie völlig unverständlich einem geborenen Amerikaner dies europäische Leben erst vorkommt, und wie er dann nach und nach widerwillig sich genöthigt sieht, die maßlose Einbildung von den Vorzügen seines Landes mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung zu setzen. Der Amerikaner, der Europa gesehen hat, kommt entweder etwas kleinlaut zurück oder die europäischen Zustände sind ihm eben unverständlich geblieben. Ich fand aber auch in Frankreich eine auffallende Unbekanntschaft mit der Wirklichkeit des

amerikanischen Lebens, und selbst in Havre, wo doch so viel Verkehr nach drüben ist, die curiosesten Ansichten über dortige Zustände. Auch hatte ich nicht erwartet, daß man hier im Ganzen sich so wenig darum bekümmern würde. Die Amerikaner bilden sich dagegen nur gar zu sehr ein, daß ganz Europa immer auf der Wache stehe, um gleich Alles zu wissen, was bei ihnen vorgehe. In Paris fing man an zu gähnen, wenn viel über Amerika gesprochen wurde. Anders war dies in Deutschland, da gab es Keinen, der von dem Rückkehrenden nicht in der Geschwindigkeit etwas über Amerika ausforschen wollte. Die Deutschen haben ja noch immer die alte Gewohnheit, das Gute anderswo zu suchen und anderswoher zu hoffen, als bei und aus sich selbst. Gerade so wie die deutsche Städteverfassung im Mittelalter sich durchaus aus der römisch-italienischen Municipalverfassung entwickelt haben sollte, so knüpft auch unsere Literaturgeschichte ihre Hauptrichtungen noch immer an fremde Einflüsse an. Sieht man sich aber bei den übrigen Völkern selbst etwas näher um, so kommt man auf den Gedanken, daß es ein ebenso zeitgemäßes als dankenswerthes Unternehmen sei, einmal nachzuweisen, wie viel die übrigen Völker an politischen und socialen, religiösen und wissenschaftlichen Antrieben und Früchten von Deutschland her bei sich aufgenommen haben.

Am Abende des ersten wieder in Europa verlebten Tages war ich darüber mit mir einig und entschieden: man kann in den Vereinigten Staaten Nordamerikas vollauf zu essen und zu trinken bekommen, man kann dort als Bürger sich durchaus selbständig fühlen, man ist dort immerfort mitten in einem großen jugendlichen Volksleben, welches Einen unaufhörlich in Spannung hält: aber wahrhaft leben, das kann man trotz alledem bis jetzt nur in Europa.

Die Präsumtionen im Criminalrecht.

Ein Vortrag gehalten vor einem gebildeten Publicum.

Von

Professor Eduard Osenbrüggen in Zürich.

Es muß jedem Gelehrten erfreulich sein, ein Interesse für seine Wissenschaft in weitern Kreisen, über die Fachgenossen hinaus, zu finden. Diese Freude scheint ganz besonders der Criminalist zu genießen: denn mit der criminalistischen Literatur beschäftigt sich das gebildete und das halbgebildete Publicum, in den Boudoirs der Damen und in den Barbierstuben, bei dem Geschäftsmann, der sich nach den Mühen des Tages gemächlich auf den Sopha hinstreckt, und bei dem Sonntagnach-

mittagsleser im Dachstübchen finden sich Darstellungen merkwürdiger Verbrechen und deren gerichtlicher Behandlung. Aber täuschen wir uns nicht: aus solcher Neigung läßt sich ein Interesse für das Criminalrecht noch nicht abnehmen. Der Mensch hat eine wunderbare Freude am Schauerlichen, daher gehören die Schilderungen der Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft und das Betrachten der dunkeln Schlagschatten des menschlichen Lebens zu den Lieblingsgegenständen der Unterhaltung. Criminalnovellen sind an die Stelle der Ritter- und Räuberromane getreten. So wenig aber ein abgegriffener und zerlesener Ritterroman einen Eifer seiner vielen Leser für die Geschichte des Mittelalters darthut, ebenso wenig die verbreitete Lecture von Criminalgeschichten ein tieferes Interesse für die ernsten Fragen des Criminalrechts. Irre ich nicht, so hat übrigens das Haschen nach Criminalnovellen in den letzten Jahren abgenommen. Das Publicum ist von einigen zu starken Dosen so überreizt und betäubt worden, daß es eines tremor tartari bedarf, daß das Höllenthor in seinen Angeln zittern muß, um dasselbe noch für diese Richtung zu gewinnen. Wie sollte auch eine gewöhnliche Criminalgeschichte, in welcher es sich nur um ein oder wenige Menschenleben handelt, elektrisiren können, nachdem Eugène Sue uns einen „Jacques Ferrand" und eine „Chouette", die furchtbarste Teufelstochter, vorgeführt hat und seit die infernalischen Gemälde und die diabolischen Charaktere in der „Quäkerstadt", dem abscheulichsten aller belletristischen Producte unserer Tage, Alles überboten haben, was in dieser Gattung bis dahin existirte?!

Unter den verschiedenen Sammlungen von Criminalfällen stehen sich als Extreme gegenüber Bauer's „Strafrechtsfälle" und „Der neue Pitaval". Bauer, der göttinger Criminalist, dieser würdige Vertreter des Alten, verspürte wol nie eine novellistische Neigung in sich; die Diction in seinen Strafrechtsfällen ist nüchtern und trocken wie in seinen Lehrbüchern, aber dafür finden wir bei ihm Logik und Jurisprudenz. Immer gerade vorwärts geht er auf das juristische Ziel los und eine seiner Darstellungen wiegt auf der Wagschale der Wissenschaft mehr als einige Dutzend Criminalnovellen. Den „neuen Pitaval" verdamme ich nicht; er hat einen bedeutenden künstlerischen Werth und führt uns Bilder aus der Wirklichkeit in einem schönen Colorit vor. Aber wol meine ich, daß eine Vermittelung zwischen den beiden Extremen dem höheren Ziele zuführen müßte. Feuerbach, der größte Criminalist unseres Jahrhunderts, hat uns den zu betretenden Weg gezeigt. Es ist die Zeit vorüber, wo man den Juristen charakterisirte mit „Actenstaub am Rock und auf der Seele" und die lebensfrischere Wissenschaft und Rechtsübung, die sich Bahn brechen muß, kann keine

Sprache dulden, die kein Deutsch ist und keine Form, die nur Formlosigkeit genannt werden kann.

Hochgeehrtes Auditorium! Ich will Sie in dieser Stunde, in welcher Sie mir ein geneigtes Gehör schenken wollen, nicht mit einer Criminalgeschichte unterhalten, sondern eine der wichtigsten Fragen aus der criminalistischen Beweislehre Ihnen vorführen. Wenn ich es unternehme, Ihnen meine Gedanken über die Präsumtionen im Criminalrecht mitzutheilen und allen diesen Präsumtionen den Krieg erkläre, so gestatten Sie mir doch wol Eine Präsumtion: daß das Interesse für die Wissenschaft Sie hier so zahlreich versammelt hat. —

Das endliche Ziel, welches in jedem Strafprocesse angestrebt wird, ist die Wahrheit. Aber nicht allein, daß in den einzelnen Processen verschiedene Mittel gewählt werden müssen, um zu diesem Ziel zu gelangen: auch im Großen und Ganzen hat man zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Wege eingeschlagen und wenn wir vom frühen Mittelalter an datiren, so sind bereits mehre Stadien durchlaufen, in denen das System der Wahrheitserforschung und die Beweislehre des Strafprocesses wesentlich umgewandelt sind. Ein neues Stadium hat jetzt im Canton Zürich mit der Einführung der Geschworenengerichte begonnen. Nicht äußere und rein politische Gründe haben diesen Schritt veranlaßt, obgleich die in der neuen Einrichtung liegende Volksthümlichkeit der Rechtspflege der Republik angemessen ist, sondern vornehmlich ist es ein juristischer Grund, der von dem Alten zum Neuen überzugehen gebot: eben die Ueberzeugung, durch das neue Organ sicherer Wahrheit und Recht darstellen zu können.

Vom Standpunkte der criminalistischen Beweislehre aus gesehen, begann das letzte Stadium der Criminalrechtspflege in den Ländern deutscher Zunge mit der Abschaffung der Folter. Mit der Folter wurde der Maschine das Schwungrad genommen; statt aber eine neue Maschine aufzustellen, suchte man durch allerlei Nothbehelf die große Lücke auszufüllen und dazu mußten denn auch ganz besonders eine Menge Präsumtionen dienen, d. h. man nahm viele Thatsachen und Umstände als bewiesen an, die nicht bewiesen waren, sehr häufig, weil man unfähig war, sie zu beweisen. Um einen sichern Standpunkt für meine folgende Deduction zu behaupten, will ich zuvörderst auf den Begriff der Präsumtionen und deren Verhältniß zu den Indicien näher eingehen.

Alte und neue Schriftsteller gebrauchen das Wort praesumtio häufig in einer allgemeinern Bedeutung, als in welcher ich, streng den Buchstabensinn festhaltend, es nehme. Nach meiner Auffassung ist präsumiren = etwas als bewiesen annehmen, was nicht bewiesen ist und das Substantiv Präsumtion entspricht so ziemlich dem deutschen Wort

Vorurtheil; man hat es aber mit Vermuthung identificirt. Je nachdem man diese oder jene Bedeutung nimmt, hat es mit dem Werth der Präsumtionen im Criminalrecht eine sehr verschiedene Bewandniß. Vermuthungen haben eine nicht geringe Geltung für den Criminalrichter, Vorurtheile gar keine. Nach dieser verschiedenen Auffassung des Begriffs gestaltet sich auch das Verhältniß der Präsumtionen zu den Indicien, Anzeigen, Inzichten sehr verschieden. In der von mir gewählten prägnanten Bedeutung sind Präsumtionen durchaus verschieden von den Indicien, in der andern Bedeutung sind Präsumtionen und Indicien synonym. Man versteht nämlich unter Indicium eine solche Thatsache, die eine andere Thatsache anzeigt, von welcher auf eine andere Thatsache geschlossen werden kann. Vielleicht ist diese zweite Thatsache noch irrelevant für den Strafproceß, aber man kann von ihr weiter schließen auf eine relevante, erhebliche Thatsache; da wird also das Angezeigte wieder zu einer Anzeige. Z. B. an dem Orte, wo ein ermordeter Mensch liegt, wird der Hut des A. gefunden, dadurch ist doch nur indicirt, daß A. an diesem Orte gewesen ist, nicht schon, daß er an dem Verbrechen Theil genommen hat; aber die logische Operation führt weiter hin zu der Thatsache, auf die es ankommt: seine Theilnahme an dem Morde. Das ganze Resultat der Schlußfolgerung ist jedoch nur eine Vermuthung, keine Gewißheit, A. kann darauf hin nicht verurtheilt werden. Allein wenn eine Reihe verschiedener Indicien wie zu einer Kette sich verbindet, dann sagen wir, es sei ein Indicienbeweis vorhanden. Man nennt ihn auch den künstlichen Beweis und allerdings ist es eine große Kunst, ihn richtig zu handhaben; aber zu entbehren ist er nicht, am wenigsten in dem Verfahren mit Geschworenen, wo die Erlangung des Geständnisses nicht zur Hauptaufgabe gemacht wird. Wenn nun ein Richter oder Staatsanwalt, der den so schwierig und so sorgsam zu behandelnden Indicienbeweis unternimmt, sich vom Verfolgungseifer hinreißen läßt und nur Einen Fehlschluß macht, so kann dieser eine ganze Reihe anderer Fehlschlüsse zur Folge haben und so geschieht es denn leicht, daß sich Präsumtionen unter die Indicien mischen und das Resultat ist dann vielleicht ein Justizmord. Ich kann Ihnen dieses an einem berühmten Criminalfall anschaulich machen, den Bauer im zweiten Bande seiner „Strafrechtsfälle" ausführlich aus den Acten dargestellt hat und der in dieser Darstellung als ein wahrhaft praktischer Commentar zur Lehre von dem Indicienbeweise dienen kann.

Am 21. Februar 1830 speiste der Kammerherr von Qualen in Eutin ganz gesund mit den Seinigen zu Mittag, hielt dann seine Mittagsruhe und begab sich darauf um 7½ Uhr zu seinem gewöhnlichen Spaziergange in den Garten, in welchem zu diesem Behuf im

Winter die Hauptwege vom Schnee rein gehalten wurden. Zwei Stunden später wird der Kammerherr von den mit einer Laterne ausgeschickten Hausknecht und Diener in dem Garten todt gefunden. Gleich die erste Localbesichtigung und Untersuchung waren höchst unsicher und mangelhaft. Man versäumte es, die Fußspuren in der Gegend des Leichnams genau zu constatiren und bald machte frischgefallener Schnee es unmöglich, das Versäumte nachzuholen; man that überhaupt in den ersten 36 Stunden nichts, um etwaige Spuren des Hereinkommens eines Fremden in den Garten zu entdecken. Als die gerichtliche Commission die Kopfverletzungen an dem noch im Garten liegenden Leichnam bei dem Scheine einer Laterne betrachtete, äußerte sie gegen den anwesenden Arzt und einen Chirurgus, daß doch wol die Verletzungen nicht die Folgen eines Falles sein möchten. Allein der Chirurgus sprach mit sachverständiger Miene das Gegentheil aus und der Arzt äußerte, daß er die Möglichkeit von Gewaltthätigkeiten nicht in Abrede stellen könne, aber auch im Ganzen mehr geneigt sei, einen unglücklichen Fall anzunehmen. Erst am dritten Tage fand die Leichenöffnung statt. Da fand man denn an dem Kopfe zehn Hieb- und andere Wunden und zwar auf dem Scheitel drei scharfgeschnittene Wunden, aus deren einer das Gehirn hervorquoll, welche in der ersten Nacht nicht bemerkt worden waren. Daß der Kammerherr durch fremde Hand getödtet worden, war nun unzweifelhaft. Es wurde eine Haussuchung bei dem männlichen Hausgesinde angeordnet und man fand im Pferdestall ein verdächtiges Beil, an dessen Stiel da, wo das Eisen anfing, sich anscheinend blutige Spuren zeigten. Die Aerzte erklärten sogleich, es seien dies offenbar Blutspuren, die man wahrscheinlich abzuwaschen versucht habe und in dem ärztlichen Gutachten heißt es: „Die Schädelknochen sind offenbar mit einem scharfkantigen, harten, schweren Werkzeuge — wahrscheinlich mit dem oben erwähnten Beile — mit der heftigsten Gewalt und in wiederholten Streichen, in verschiedenen Richtungen in getrennte Bruchstücke zerschlagen.“ — Diese Behauptung, daß die Schläge wahrscheinlich mit diesem bestimmten Beile geführt worden seien, enthält nun wieder eine große Leichtfertigkeit. Ein Sachverständiger kann Grund haben, zu erklären, daß gewisse Verletzungen mit einem scharfen schweren Werkzeuge, wahrscheinlich einem Beile, verursacht seien, aber daß sie von einem speciell bestimmten Beile herrühren, kann er nur präsumiren, es müßte denn das eine besondere Beil eine ganz besondere Beschaffenheit haben, was hier durchaus nicht der Fall war; das gefundene Beil war eben ein Beil. — Der Kutscher Koch erkannte dasselbe als das seinige an und in Folge davon begann für ihn eine mehrjährige Untersuchungsqual, wie auch für den Diener Wisser. Die Indicien gegen

Beide vergrößerten sich lawinenartig; der für das Schlußverfahren im Jahre 1834 bestellte Ankläger führte in seiner zwei Foliobände von 822 Seiten enthaltenden Anklageschrift nicht weniger als 178 Anschuldigungsindicien auf. Die Untersuchungsacten mit Einschluß der Anklage- und Vertheidigungsschriften betrugen 7600 Seiten. Mit Koch wurden 80, mit Wisser 63 Verhöre angestellt, in denen Beide bei der Betheurung ihrer Unschuld beharrten. Der Ankläger stellte den Antrag, daß Wisser wegen Ermordung des Kammerherrn von Qualen zur Enthauptung nebst Flechtung des Körpers auf ein Rad verurtheilt werde, Koch hingegen hinsichtlich der Theilnahme an dem Morde von der Instanz loszusprechen, jedoch wegen Begünstigung des Wisser und seines Verbrechens mit einer 8 Jahre nicht übersteigenden Zuchthausstrafe zu belegen sei. Die Vertheidiger beantragten gänzliche Lossprechung Beider. Die Angeklagten baten noch um die Actenversendung und die Acten gelangten im November 1835, also fast 6 Jahre nach dem Morde, an die juristische Facultät in Göttingen. Diese übergab das zu den Acten gelegte Beil dem Professor der Staatsarzneikunde von Siebold und dem berühmten Chemiker Bunsen, der damals in Göttingen Docent war, zur Untersuchung, aus welcher sich als ausgemacht herausstellte, daß das Beil durchaus keine Blutflecke, sondern nur Rostflecke an sich trug. Damit stürzte nun das ganze Kartenhaus des angeblichen Indicienbeweises zusammen, das große Gemengsel von Präsumtionen und Indicien verlor seinen Halt und das competente Gericht, dem göttinger Beschluß beitretend, erkannte völlige Lossprechung beider peinlich Angeklagten, wobei ihnen noch die Geltendmachung des Rechtsanspruchs auf die ihnen, wegen langjähriger Entziehung der persönlichen Freiheit gebührende Entschädigung vorzubehalten sei. Der öffentliche Ankläger ergriff aber das Rechtsmittel der Revision und danach sprach das Oberappellationsgericht in Oldenburg den Koch zwar gänzlich frei, entband aber den Wisser nur von der Instanz und verurtheilte ihn zur Erstattung der auf seine Verpflegung im Gefangenhause verwendeten, sowie der wegen seiner Vertheidigung aufgegangenen Kosten und zur Tragung der Hälfte des Betrages für die Actenversendung. Wie ein Hohn, der ihm nachgeschleudert wird, klingt es in dem den Koch gänzlich freisprechenden Urtheil, daß „es ihm unverwehrt bliebe, seine vermeintlichen Ansprüche auf Schadenersatz, in sofern er sich damit durchzukommen getraue, in separato auf gewöhnlichem Wege Rechtens geltend zu machen“. Das geschah sieben Jahre weniger drei Tage nach dem Morde! Koch, der während der jahrelangen Haft Ketten getragen hatte, soll gleich darauf gestorben sein.

Es kann dieser Proceß, aus welchem ich den für mein Thema wich-

tigsten Moment hervorgehoben habe, als ein abschreckendes Beispiel hingestellt werden: aber wir dürfen gottlob annehmen, daß Aehnliches in den civilisirten Ländern kaum noch möglich ist. Man wird es nie unterlassen, bei dem Vorhandensein verdächtiger Flecke in Criminalfällen das Urtheil eines Chemikers sogleich einzuholen und die gerichtliche Chemie ist in der neuesten Zeit, wenn auch nicht in den Stand gesetzt, alle Zweifel zu lösen, doch, zumal da sie nach Barruel's Vorgang den meistens sehr unbefangenen Geruchssinn in ihren Dienst genommen hat, Großes zu leisten im Stande.

Gehen wir nach dieser Grundlegung über zu den einzelnen Präsumtionen, wie sie im Criminalrecht aufgetreten sind und, freilich im Verschwinden begriffen, noch sich finden. —

Ich will mit einer Präsumtion beginnen, deren Unrecht uns als ausgemacht erscheinen muß; sie hat aber lange Geltung gehabt.

Wenn ein Mensch einen andern verwundet hat und dieser demnächst stirbt, so entsteht die Frage: war die Verwundung die Ursache seines Todes? Die Aerzte waren früher durchaus nicht im Stande, diese Frage mit der Sicherheit zu beantworten, wie wir es jetzt gewohnt sind; es war auch nicht einmal feste Regel, einen sachverständigen Arzt zu befragen und daher sah es denn mit dem criminalistischen Beweise bedenklich aus. Man half sich vornehmlich dadurch, daß man Denjenigen, der die Verletzung beigebracht hatte, eine bestimmte Anzahl von Tagen für den Erfolg der Verletzung haften ließ, sodaß, wenn der Tod vor Ablauf dieser Zeit eintrat, er als Folge der Verletzung angenommen wurde. Der Beweis war ein rein formeller, die Präsumtion vertrat die Stelle des Beweises. Da nun ein solcher Schluß auf Willkür basirt war, finden wir eine sehr verschiedene Zahl von sogenannten „kritischen Tagen" zu dem Behuf normirt; es werden 3, 5, 8, 9, 14 Tage genannt, auch wol 14 Nächte, wie im Staatsrechtsbuch von Salzwedel; ja selbst kritische Jahre: 1 Jahr und 3 Jahre. Und um vollständig zu sein, da es ja im Menschenleben nicht blos kritische Jahre und Tage, sondern auch kritische Stunden gibt, so hat man auch diese im Criminalrecht angenommen, nämlich bei der Unterscheidung von Mord und Todtschlag. In den Strafcodex für den Canton Tessin (1816) ist für die Grenzbestimmung entscheidend, ob die Beleidigung, welche den Tödtenden in heftige Gemüthsbewegung versetzte, mehr oder weniger als sechs Stunden vor der Tödtung zugefügt war; in dem ersten Fall ist omicidio premeditato, in dem letztern omicidio subitaneo angenommen. In dem codice penale pel regno d'Italia sind für diesen Fall 12 Stunden gesetzt.

Historisch interessant ist es, daß der alte deutsche Criminalist, dessen Ansichten im 17. und einen Theil des 18. Jahrhunderts hindurch die

deutsche Criminalpraxis beherrscht haben, schon mit Entschiedenheit sich gegen die angegebene Bedeutung der kritischen Tage erklärte, indem er hervorhob, daß nicht durch Conjecturen und Präsumtionen, sondern durch klaren, vollen Beweis der ursächliche Zusammenhang zwischen Verwundung und Tod zu constatiren sei. Seine Autorität bewirkte zwar, daß die Gerichte in Tödtungsfällen anfingen, regelmäßig kunstverständige Aerzte zuzuziehen: aber während man ihm sonst blindlings folgte, ließ man seine Warnung hinsichtlich der kritischen Tage unbeachtet, es wurde sogar noch nach seiner Zeit die Theorie von den kritischen Tagen gesetzlich fixirt, z. B. in einem königlich preußischen Edict vom 22. März 1717. Ich meine Benedict Carpzov, den man sich gewöhnlich als einen grimmblickenden Wüthrich denkt; er soll (!) 20,000 Todesurtheile und darunter 2000 gegen Hexen und Zauberer in seinem Leben unterzeichnet, dagegen aber in jedem Monat das heilige Abendmahl genossen und 53 mal die Bibel ganz durchgelesen haben!

Eine mit den kritischen Tagen zusammenhängende ergänzende Präsumtion bestand darin, daß man annahm, wenn der Verwundete auf dem Todtenbett, wo er das heilige Sacrament empfing, erklärte, er sterbe an der erhaltenen Wunde, diese Erklärung vollbeweisend sei. Noch im heutigen englischen Beweisrecht hat das: „Nemo moriturus praesumitur mentiri", d. h. von einem Sterbenden wird präsumirt, daß er keine Unwahrheit sage, eine große Bedeutung.

Ganz besonders auf dem Gebiete der Tödtung hat bis zur neuesten Zeit eine andere weitgreifende Präsumtion gewuchert, die praesumtio doli oder des rechtswidrigen Vorsatzes. Die Tödtung eines Menschen kann mit oder ohne Vorsatz geschehen. Will der Thäter den Vorsatz nicht gestehen, so ist derselbe, wie überhaupt die subjective Seite des Verbrechens, oft schwer zu beweisen. Ueber die für den Richter entstehende Schwierigkeit sollte eine Präsumtion hinweghelfen, die, aus dem Mittelalter überliefert, in dem bairischen Strafgesetzbuch von 1813, dem ersten in der neuen Reihe, folgendermaßen sanctionirt ist: „Bei einer wider eine Person erwiesenen gesetzwidrigen That wird gesetzlich angenommen, daß dieselbe aus rechtswidrigem Vorsatze gehandelt habe, sofern nicht aus den besondern Umständen die Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit des Gegentheils sich ergibt." Wenn also A. den B. durch einen Zufall getödtet hat, so kann es sein, daß A. den Zufall zu beweisen nicht im Stande ist und derselbe aus den Umständen nicht hervortritt; da muß der Richter, nach einem solchen Gesetze den Vorsatz präsumirend, den A., also einen Unschuldigen, für vorsätzliche Tödtung verurtheilen, obgleich der rechtswidrige Vorsatz nicht bewiesen ist, und doch soll dem eines Verbrechens Verdächtigen, um ihn verurtheilen zu

können, seine Schuld bewiesen werden! Nachdem diese allgemeine Präsumtion des rechtswidrigen Vorsatzes von der Doctrin mit Entschiedenheit verdammt war, ist sie in den neuen Strafgesetzbüchern entweder ausdrücklich oder stillschweigend aufgegeben; auch bei der neuen Redaction des bairischen Strafgesetzbuchs ist sie beseitigt. Daß sie so lange beibehalten wurde, gründet sich zum Theil darauf, daß man den Begriff der Präsumtion nicht klar faßte und Präsumtionen und Indicien nicht gehörig unterschied.

Mit der genannten Präsumtion hängt eng zusammen die der Zurechnungsfähigkeit. Hat ein Mensch ein Strafgesetz übertreten, so kann diese Uebertretung nur als Verbrechen an ihm gestraft werden, wenn die That seine Handlung war, wenn sie in seinem freien Willen ihren Grund hat: dann wird sie ihm zur Schuld zugerechnet. Ueber dieses Verhältniß der innern That kann vornehmlich der Thäter selbst Auskunft geben, aber er hat sehr häufig Grund, es nicht zu wollen. In diesem Falle, wo der Thäter dem Richter sein Inneres nicht aufschließen will, kommt der Richter leicht über die große Schwierigkeit weg, wenn ihm zugestanden wird, die Zurechnungsfähigkeit des Angeschuldigten zu präsumiren, dieselbe so lange als vorhanden anzunehmen, bis das Gegentheil bewiesen ist. Die Vertheidigung solcher Präsumtion hat etwas Verführerisches, indem man davon ausgeht, daß diejenigen Zustände und Momente, welche die Zurechnungsfähigkeit ausschließen, nur ausnahmsweise statthaben, daß z. B. die Mehrzahl der Menschen nicht wahnsinnig sei. Das ist allerdings eine tröstliche Wahrheit: aber doch sind weit mehr Menschen verrückt, als die Bevölkerung der Irrenhäuser angibt. Mancher Verrückte ist auf freiem Fuß, während ein anderer, der es in keinem höhern Grade ist, im Irrenhause gehalten wird. Vielleicht besteht zwischen Beiden nur der Unterschied, daß die Seelenstörung des Letztern sich unbequem und nachtheilig für seine Umgebung zu erweisen anfing. Wo beginnt überhaupt die Seelenstörung? In einem Buche von Hohnbaum „Psychische Gesundheit und Irresein in ihren Uebergängen" (1845) finden sich interessante Betrachtungen über diese Frage. Wie der Dumme noch nicht blödsinnig ist, so ist der Grillenfänger und der närrische Kauz noch nicht wahnsinnig: aber das Gleichgewicht der Seelenkräfte ist nicht mehr da und manche Zustände, die man noch nicht als Seelenkrankheiten zu bezeichnen pflegt, die auf der Grenze zwischen dem gesunden und kranken Seelenleben stehen, erlangen unvermerkt eine höhere Potenz, in welcher der Irrenarzt sie schon als Seelenkrankheitszustände erkennt, während das ungeübte Auge nichts der Art erblickt. Die kranke Psyche ist oft ein verschämtes Mädchen. Viele Beobachtungen haben gezeigt, daß Melancholie, die krankhafte Vertiefung des

psychischen Lebens, sehr häufig die erste Phase anderer, wenn ich so sagen darf, acuter Seelenkrankheiten ist. Wie wenig ist aber die Umgebung der meisten Menschen befähigt, Seelenzustände zu beobachten und deren allmälige Veränderungen zu bemerken! Jeder Verhörrichter macht oft die Erfahrung, daß, wenn er Zeugen über das geistige Verhalten eines Angeschuldigten befragt, wo er die Möglichkeit einer Seelenstörung indicirt sieht, sie ihm antworten, daß sie nichts von Geistesabwesenheit und dergleichen bemerkt haben und nur noch hinzufügen, der Angeschuldigte sei wol bisweilen etwas tiefsinnig oder wunderlich gewesen. Tritt dann der sachverständige Arzt hinzu, so gibt es oft ein anderes Resultat; aber nicht immer wird ein solcher zugezogen. Bei dieser Sachlage ist die Präsumtion der Zurechnungsfähigkeit eine gefährliche Waffe in den Händen des Richters. In früheren Zeiten haben Tausende armer Unglücklicher, die ins Irrenhaus gehört hätten, das Schaffot bestiegen; wenn ein Richter, der nicht gehörig Psycholog ist, jene Präsumtion zur Anwendung bringt, wird häufig Aehnliches eintreten. Die Gerechtigkeit verlangt es daher, die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit des eines Verbrechens Angeschuldigten zu einer factischen zu machen und nach allen Verhältnissen des gegebenen Falles, nach der Art und Beschaffenheit des Verbrechens und nach der ganzen Persönlichkeit des vor Gericht Gestellten zu beantworten. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der Richter in jedem Fall eine genauere Untersuchung, wol gar unter Assistenz des Gerichtsarztes, über die Zurechnungsfähigkeit des wegen eines Verbrechens vor ihn Geführten anstellen müsse. Wenn er es mit einem verschmitzten Gauner, der einmal wieder wegen Diebstahl oder Betrug in Untersuchung kam, zu thun hat, wo die Zurechnungslosigkeit durch nichts indicirt ist, da wird nichts präsumirt, wenn er jene Frage ganz unberührt läßt; ebenso wenig wenn bei einer allgemeinen Wirthshausschlägerei Einer zu stark mitgenommen ist und der Thäter wegen Körperverletzung zur Rechenschaft gezogen wird. Aber selbst in dem letztern Falle kann es sein, daß der Affect in Betracht gezogen werden muß.

Die genannten Präsumtionen haben wenigstens als gesetzliche Geltung gehabt; es gibt aber noch eine sehr schlimme Präsumtion, die man eine usuelle nennen kann, und die in dem inquisitorischen Verfahren vielfach hervortritt. In demselben stehen sich nicht Ankläger und Angeklagter als Subjecte gegenüber, sondern der Angeschuldigte ist Object, das der Inquirent zu behandeln hat, um zum Ziele zu gelangen. Als Ziel schwebt ihm aber meistens vor die Constatirung der Schuld des Inquisiten und für sich hatte er häufig schon die Schuld präsumirt, als er die Behandlung seines Objects begann und das „zum Geständniß bringen“ erscheint ihm als die Hauptaufgabe seiner

inquisitorischen Thätigkeit. Gelingt ihm das nicht, so erfolgt die absolutio ab instantia, d. h. der des Verbrechens verdächtige Inquisit wird vorläufig freigesprochen. Als ich einst den Assessor eines Gerichts nach dem Stande eines Criminalprocesses fragte, antwortete er mir: „Wir haben den N. N. nicht zum Geständniß bringen können und daher nur zur absolutio ab instantia condemnirt". Das heißt nun mit andern Worten: mit der Präsumtion der Schuld begannen wir die Inquisition, bewiesen ist dem Inquisiten die Schuld nicht, aber wir sind consequent geblieben und haben die Verdachtserklärung zu unserer Befriedigung und ihm zur wohlverdienten Strafe auf den fernern Lebensweg ihm mitgegeben. Zu welchem Unrecht die genannte Präsumtion der Schuld und das daraus resultirende Streben, um jeden Preis ein Geständniß zu erlangen, führt, erhellt aus unzähligen Fällen. Nur zwei nicht fingirte Fälle, in denen glücklicher Weise die Verurtheilung zur Criminalstrafe nicht eintrat, will ich als charakteristisch anführen. Feuerbach erzählt von einem Mädchen, welches des Kindesmordes geständig war. Als sich nun aber auf andere Weise herausstellte, daß sie das Kind nicht ermordet hatte, wurde sie gefragt, warum sie denn das Geständniß abgelegt habe. „Ich durfte doch dem gnädigen Herrn Richter nicht widersprechen", war ihre Antwort. Einen andern Fall der Art habe ich selbst erlebt. Bei einer Polizeibehörde war ein junger Bauerbursche wegen Diebstahl in Untersuchung gekommen. Die Behörde mochte wol ein einschlagendes Mittel gebraucht haben, das bisweilen durch „gemüthliches Zureden" in den Protokollen bezeichnet wird; genug, der Bursche gestand den Diebstahl. Der Criminalrichter jedoch, dem er demnächst überliefert wurde, nicht von der Präsumtion der Schuld ausgehend, überzeugte sich bald aus den Umständen, daß der Bursche doch unschuldig sei; es kostete ihm aber große Mühe, den eingeschüchterten jungen Menschen zum Widerruf des Geständnisses zu bringen. Den eben genannten euphemistischen Ausdruck habe ich in der livländischen Praxis gefunden; Aehnliches ist in andern Ländern vorgekommen. Ein mecklenburgischer Jurist sagt in einer Defension im Jahre 1842 (Hitzig's „Fortgesetzte Annalen" XVIII, 343): „Wir haben noch jetzt einen bekannten Inquisitor im Lande, der ließ seinen Arrestaten, um ihr Gewissen zu rühren, vor allem eine Anzahl Hiebe auf den Rücken werfen und diese wurden dann eine «eindringliche» oder «nachdrückliche Zurede» zu Protokoll genannt." In einem ergötzlichen Falle, den Pfister („Merkwürdige Criminalfälle" III, 367) erzählt, heißt dergleichen „vernünftige Vorstellung".

Daß nun die genannten Präsumtionen gänzlich aus der Praxis verschwunden seien, kann man durchaus nicht sagen; selbst die Gesetz-

gebung und die Doctrin halten noch Präsumtionen fest. Ich will einige derselben hervorheben.

Ueber die allgemeine Präsumtion des rechtswidrigen Vorsatzes hat zwar die Doctrin den Stab gebrochen und in den neuern Gesetzbüchern findet sich eine directe Anerkennung derselben, wie in dem bairischen Strafgesetzbuch von 1813, nicht mehr; aber keineswegs ist sie aus denselben ganz ausgemerzt. Das hannoversche Strafgesetzbuch (Artikel 42.) beseitigt die praesumtio doli, wenn es heißt: „Bei einer dem Strafgesetze äußerlich zuwiderlaufenden Handlung hat der Richter unter sorgfältiger Erwägung aller Umstände zu beurtheilen, ob sie mit rechtswidrigem Vorsatze oder aus Fahrlässigkeit begangen sei." Aber gleich der folgende Artikel dieses Gesetzbuchs führt den Richter wieder zu dieser Präsumtion hin, indem ihm gestattet wird, in einem Falle anzunehmen, daß der Thäter den eingetretenen Erfolg beabsichtigt habe. Durch die Anerkennung eines „unbestimmten bösen Vorsatzes" ist der Präsumtion ein großer Spielraum gegeben z. B. im sächsischen Strafgesetzbuch Artikel 31. Wenn der Thäter den eingetretenen Erfolg voraussehen mußte, so ist dieser Erfolg als von ihm beabsichtigt anzunehmen; so lautet in der Kürze die Theorie vom unbestimmten dolus. Aber hauptsächlich in sehr vielen Brandstiftungsfällen sah der Brandstifter den Erfolg seiner Handlung nicht ein, den er einsehen mußte. Das neue preußische Strafgesetzbuch von 1851 hat endlich die Klippe vermieden, die in einer Belehrung über den dolus und dessen Umfang in einem allgemeinen Theile eines Strafgesetzbuchs so vielfach sichtbar und schadenbringend geworden ist. Aber das hindert die preußische Praxis nicht, sich wieder vollständig der praesumtio doli hinzugeben, wie ein Urtheil des Obertribunals vom 20. October 1852 zeigt. (Goltdammer, „Archiv für preußisches Strafrecht" I, 79.)

Auch kritische Tage sind noch sanctionirt, wie bei dem sogenannten Funddiebstahl. Mehre Strafgesetzbücher erklären Denjenigen der Unterschlagung schuldig, der eine gefundene Sache behält, ohne binnen einer bestimmten Zeit der Obrigkeit oder dem Publicum seinen Fund angezeigt zu haben. Der Ablauf dieser Zeit soll den Beweis der widerrechtlichen Absicht, die Sache dem Berechtigten zu entziehen, vertreten; da dieses aber reine Willkür ist, so konnte die Zeit ganz beliebig gesetzt werden und wir finden auch 3 und 14 Tage, 3 Wochen, 3 Monate angegeben. Daß eine solche rein positive Satzung auch nur der Mehrzahl der Bewohner eines Landes bekannt sei, läßt sich durchaus nicht annehmen und daraus ergibt sich schon das Unrecht, die Nichtbefolgung derselben mit Strafe zu belegen. Ob ein Mörder gewußt hat, daß auf seine Handlung diese oder jene Capitalstrafe oder Freiheitstrafe stehe, ist ganz gleichgültig: denn wenn er überhaupt für seine

Handlung gestraft werden kann, so war ihm nicht unbekannt, daß Mord zu den schwersten Verbrechen gehört. Aber etwas Anderes ist es mit rein positiven Bestimmungen, deren Erkenntnißquelle nicht in der Brust des Menschen ist. Es ist überhaupt eine sehr misliche Kategorie von Verbrechen, die durch die Gesetze geschaffen werden. Das zeigt auch unser Fall. Die Strafgesetze sollen sich nicht in Abstractionen bewegen und dürfen die Volksansichten nicht unberücksichtigt lassen. Es ist aber wol ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, daß zwar Derjenige, der eine fremde Sache gefunden hat und sie nicht wieder herauszugeben beabsichtigt, zumal wenn er dieses durch Ableugnen der Sache zu erkennen gibt, dem Diebe gleich stehe, nicht aber Derjenige, welcher es darauf ankommen läßt, ob sich der Berechtigte meldet und der bei sich denkt, es sei die Aufgabe Desjenigen, der eine Sache verloren hat, sich um die Wiedererlangung derselben, zunächst durch Anzeige seines Verlustes, zu bemühen, nicht aber die Pflicht des Finders, den Verlierer auszumitteln. Schon im canonischen Recht finden wir eine noch weiter gehende Ansicht recht bezeichnend ausgesprochen; es heißt daselbst an einer Stelle: „Viele glauben, es sei keine Sünde, wenn sie eine fremde Sache, die sie gefunden, behalten und sie sprechen: Gott hat es mir gegeben, wem hätte ich es da zurückzugeben?"

Eine Präsumtion, verbunden mit der Herstellung von kritischen Tagen, ist auch noch enthalten in der Bestimmung des hannoverschen Strafgesetzbuchs (Art. 356): daß ein öffentlicher Beamter sich der Bestechung schuldig mache, der Dasjenige, was ihm wider seinen Willen zugesendet oder was einem seiner Angehörigen, um ihn zu bestechen, gegeben worden, nachdem er hiervon Kenntniß erhalten, nicht längstens binnen drei Tagen zurückgegeben oder dem Gerichte oder seinem Amtsvorgesetzten davon Anzeige gemacht hat. Aehnliches findet sich im sächsischen Strafgesetzbuch (Art. 316). Auch dies ist eine Präsumtion des rechtswidrigen Vorsatzes, die mit den allgemeinen Grundsätzen der criminalistischen Beweislehre nicht übereinstimmt; allein sie erscheint weniger gefährlich als der genannte bei dem sogenannten Funddiebstahl, da sich im Allgemeinen annehmen läßt, daß ein öffentlicher Beamter die Bestimmungen seines Staats über Amtsmisbrauch kennt, ja sie hört wol auf, in diesem Fall Präsumtion zu sein.

Kritische Stunden sind noch in dem guten Strafgesetzbuch für Graubünden von 1851 anerkannt; nämlich bei dem Kindermord (§. 102) soll das getödtete Kind als neugeboren angesehen werden bis zum Ablauf von 24 Stunden nach der Geburt. Die Doctrin hat eine solche Fixirung längst verworfen.

Eine versteckter und tiefer liegende Präsumtion ist enthalten in der Lehre und Satzung vom Rückfall. Es soll der Rückfällige, Derjenige,

welcher schon einmal eines Verbrechens wegen gestraft worden, wenn er wieder auf dem Gebiet des Verbrechens betreten wird, verhältnißmäßig strenger bestraft werden als das erste mal. Näher ist jetzt der Begriff des Rückfalls dahin bestimmt, daß die zwei oder mehren Verbrechen in dem Verhältniß der Gleichartigkeit zueinander stehen müssen; denn man sah ein, daß denn doch kein genügender Grund vorhanden sei, etwa Den, der einen Diebstahl begangen, deshalb jetzt härter zu strafen, weil er früher wegen eines politischen Verbrechens in Anspruch genommen wurde, oder den Injurianten, weil er früher eine fahrlässige Tödtung verschuldete. Diese Foderung der Gleichartigkeit der bezüglichen Verbrechen ist gewiß ein großer Fortschritt; ein damit zusammenhängender Fortschritt ist es, wenn das badische Strafgesetzbuch als Verbrechen, bei denen die abermalige Begehung als Rückfall gestraft werden soll, nur solche hinstellt, welche nach der Erfahrung vor andern leicht in Gewohnheit übergehen, als Diebstahl, Betrug, Brandstiftung, Amtsverbrechen durch Eigennutz. In der Gewohnheit also sieht man die größere Schuld des Verbrechers sich abspiegeln. Aber, hat man gefragt, wird denn nicht eigentlich an dem Rückfälligen das erste Verbrechen, welches er schon einmal durch Strafe abbüßte, zum Theil wenigstens wieder gestraft und widerstreitet das nicht dem allgemeinen Grundsatz, daß Niemand wegen eines Verbrechens zwei mal gestraft werden soll? Nein, hat man darauf geantwortet, nur das zweite Verbrechen wird gestraft. Jedes Verbrechen hat zwei Seiten, die äußere und die innere Seite der That. Der wiederholte Diebstahl hat an sich, materiell aufgefaßt, keine andere Natur, als wenn er allein dastände: aber der Dieb, welcher im Stehlen fortfährt, ohne daß er durch die erlittene Strafe sich hat bessern lassen, ist ein arger Dieb, von einem stärkern rechtswidrigen Willen und gegen diesen Willen, wie ihn eben der zweite Diebstahl zur Grundlage hat, soll durch die Strafe reagirt werden, also muß diese verhältnißmäßig stärker sein. Das wäre ein richtiges Raisonnement, wenn nur nicht eine bedenkliche Präsumtion dabei im Spiele wäre, die Annahme nämlich, daß man von der Begehung eines zweiten oder dritten gleichartigen Verbrechens auf einen verstärkten rechtswidrigen Willen zu schließen hätte. Oft wird ein solcher Schluß richtig sein, oft nicht. Wäre er nur ausnahmsweise unrichtig, so würde er eine Regel begründen können; aber das ist nicht der Fall. Der erste Diebstahl hatte vielleicht nur Leichtsinn zum Motiv, der zweite mußte aus Hunger verübt werden. „Ich muß leben", ist ein Resultat der praktischen Vernunft, das wir nicht mit der kühlen ministeriellen Antwort: „Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein", abweisen dürfen. Setzen wir den nur zu oft vorkommenden Fall. Ein junger Mensch, der eine schlechte Erziehung erhalten hat, läßt sich ver-

führen, an einem Diebstahl Theil zu nehmen: er wandert ins Gefängniß. Als er die Freiheit wiederum erlangt hat, will er arbeiten, um sich zu nähren, aber Niemand will den Dieb in seinen Dienst nehmen: er stiehlt wieder, um zu leben. Als Rückfälliger kommt er auf mehre Jahre ins Zuchthaus. Nach überstandener Strafzeit hat er weder die Lust noch die Möglichkeit zum Arbeiten: er stiehlt zum dritten mal. Jetzt erkennt der Richter in ihm den unverbesserlichen Bösewicht und die harte Strafe des dritten Diebstahls scheint gerechtfertigt zu sein. Aber wie ist denn der anfänglich nur leichtsinnige junge Uebelthäter so tief gesunken? Er hat die Schule des Gefängnisses durchgemacht, unter Genossen, von denen er nichts weniger als Tugendlehren vernahm, und auf dem Boden des Lebens war er ein Proscribirter. Es ist fürwahr eine starke Ironie, wenn man die Strafmittel und den noch sehr allgemeinen Zustand der Gefängnisse betrachtet, und dann als Grund der stärkern Bestrafung des Rückfälligen anführen hört, daß derselbe sich nicht durch die überstandene Strafe habe bessern lassen. Hoffen wir, daß das Strafsystem einer immer größern Vervollkommnung entgegengeht und daß die neuen Gefängnißeinrichtungen, die man unter die Kategorie des Pönitentiarsystems bringt, sich so zweckmäßig erweisen mögen, als es deren Fürsprecher behaupten; dann erst wird jene Behauptung aufhören, Ironie zu sein, und wenn dann, wofür edle Menschenfreunde unablässig streben, besondere Correctionsanstalten für jugendliche Verbrecher und zweckmäßige Einrichtungen und Hülfsvereine für entlassene Sträflinge bestehen, die es diesen möglich machen, den Segen des Bibelwortes zu begreifen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" — dann wird der Rückfall zum Verbrechen seltener sein und dann wird die übliche Theorie vom Rückfall eine andere Rechtfertigung an sich tragen als jetzt. Hier gilt es, eine „Innere Mission" zu erfüllen! Bei der gegenwärtigen Sachlage scheint es unumgänglich nothwendig, daß der Richter nur e r m ä c h t i g t wird, wegen Rückfall eine Straferhöhung eintreten zu lassen, nicht aber darauf erkennen m u ß. Die gefährlichen Experimente und schlimmen Erfahrungen, welche die französische Rechtspflege auf diesem Gebiete des Rückfalls durchgemacht hat, sind ungemein belehrend und sollten nicht für uns verloren gehen. —

Ueberblicken wir nun den zurückgelegten Weg, stellen wir uns die ganze Entwickelungsgeschichte der Präsumtionen im Criminalrecht vor Augen, ihr Blühen und ihr Verblühen, so ergibt sich uns eine große tröstliche Wahrheit: das Recht siegt über Unrecht und Vorurtheil. Die allgemeine Präsumtion des rechtswidrigen Vorsatzes ist aufgegeben, die der Zurechnungsfähigkeit verdammt, die kritischen Tage sind auf ein Minimum reducirt, der präsumtive Kindesmord ist ein verklungener

Miston, die Präsumtion der Schuld des Inquisiten wird zu Grabe getragen mit der alten Proceßform, das Residuum der Präsumtionen in den Strafgesetzbüchern schwindet wie ein Schatten vor der Sonne der Erkenntniß. Und diese Erkenntniß in dieser einen Richtung ist zugleich die Läuterung der ganzen criminalistischen Beweislehre. Es ist keine Phrase mehr, daß die Aufgabe und das Streben im Strafprocesse darauf geht, wirkliches Recht und Wahrheit darzustellen. Die Misgriffe und Erfahrungen von Jahrhunderten sind nicht für uns verloren gegangen. Fürwahr, die Criminalisten des Mittelalters, das noch nicht gar lange abgeschlossen ist, haben gefrevelt gegen göttliches und menschliches Recht, hauptsächlich weil sie in einer verderblichen Beweislehre befangen waren; aber urtheilen wir nicht zu hart über dieselben. Viele Tausend unschuldiger Menschen sind durch richterlichen Spruch zum grausamen Tode verurtheilt worden und die Theologen gaben ihren Segen dazu: denn Juristen und Theologen waren Kinder ihrer Zeit. Man muß das ganze Mittelalter verstehen, um die Rechtspflege des Mittelalters zu fassen. Die rechtsgeschichtlichen Studien der Neuzeit führen uns der richtigen Auffassung immer näher und aus der mit der Gegenwart in Continuität gebrachten Vergangenheit lernen wir die Gegenwart kennen und die Zukunft ahnden. Nur eine Rechtsgeschichte, die diesen Weg verfolgt, verdient ihren Namen und nur sie ist im Stande, den Entwickelungsgang der Rechtsidee in dem Leben der Menschheit nachzuweisen. Wol auf keinem Rechtsgebiete zeigt es sich deutlicher, daß die Macht jener Idee siegend fortschreitet, als auf dem der Criminalrechtspflege: aber dieser Fortschritt kann kein isolirter sein. Wir wollen nicht irre werden an der großen Verheißung von dem Siege der Rechtsidee, den uns die Rechtsgeschichte verkündet, wenn auch auf andern Rechtsgebieten in der augenblicklichen Gegenwart Stillstand oder Rückschritt eingetreten ist: die Geschichte ist nicht nach Monden und einzelnen Jahren zu messen. Vertrauend der innern treibenden Kraft der Rechtsidee, wenn wir auch die Formen nicht kennen, in denen sie sich manifestiren wird, wollen wir mit hoffendem Blick in die Zukunft schauen: Recht muß doch Recht werden!

Gedichte.

Auf den Alpen.

(Aus dem neunten Gesang eines größern Gedichts: „Fata Morgana, Bodenseebilder“.)

Von
J. G. Fischer.

Ich sehnte mich zu tausend malen,
Du einz'ge, ewige Alpenwelt,
Nach deinem glüh'nden Hochgezelt,
Wann dir mit zitternden Freudestrahlen
Den ersten Gruß des Morgens Roth,
Den letzten das des Abends bot;
Heut soll ich schaun dein kräftig Licht
Von Angesicht zu Angesicht.
Die junge Glut auf meinen Wangen,
Ich hab' sie schon von dir empfangen:
Denn deiner Aetherlüfte Kosen,
Die Region der Alpenrosen,
Ich habe siegreich sie erstiegen,
Da noch im Thal die Schatten liegen.

Wie sich die Sonnenstrahlen freun,
Des Tages Saat umherzustreun!
Von ihren jungfräulichen Flammen
Wie brennt der Berge Haupt zusammen!
Glüht nur und leuchtet überall,
Und wecket Leben, Bild und Schall,
Wie ich euch längst mit Blitzesschwingen
Den ganzen Himmel sah durchdringen,
Und wie ihr längst die ersten Lichter
Dem frühen Wandrer aufgesteckt
Und tausend Blumenangesichter
Und tausend Düfte aufgeweckt!
O neue, freie Jugendluft
Des Bergs! hier ist's, um hinzusinken,
Und diesen ganzen Mai von Duft
Ins tiefste Herzblut einzutrinken.

Wer es von Grunde möcht' verstehn
Der Wohlgerüche tiefes Wehn!
So Vieles, das der Mensch genossen,
Er hat's erkannt und aufgeschlossen;
Die Wunder in des Duftes Reichen
Kann er nur ahnen und vergleichen.
So gleich' ich jetzt der Alpenfrische
Das Liebewehn, das zauberische,

Des ersten Rosenangebindes,
Das einst die Huld des liebsten Kindes,
Des tieferröthenden, mir pflückte,
Da uns der Liebe Mai beglückte.
Der Ruhm ist dein, du weises Kind,
Es lehrte deiner Gabe Wesen
Mit heller Schrift den Jüngling lesen,
Daß Lieb' und Duft Geschwister sind,
Und hält bezaubert noch den Mann,
Daß er nicht anders, als durchdrungen
Von unsrer Lieb' Erinnerungen
Den Duft der Rose denken kann.

Und einen Hauch noch muß ich nennen,
Den Hauch, draus deine Seele thaut,
Asperula, du süßes Kraut,
Das wir vom Maienweine kennen!
Denn wie der Wirth, der liebe Meister,
Ausgießend solchen Trankes Geister,
Bedeutsam einst mir zugerufen:
„Der fühlte nie des Waldes Kraft,
Der sie nicht kennt in diesem Saft!"
So auf des Berges höchsten Stufen
Ruft heut aus tiefrer Geister Chor
Ein andrer Meister mir ins Ohr:
„Den hat die Freiheit nie berührt,
Den hat mit ihren Zaubermächten
Sie nie erhöht zu Kindesrechten,
Der sie im Alpenhauch nicht spürt!"

Ja dir, o Freiheit, die ich fühle,
Dir flöcht' ich meinen besten Kranz
Aus Blumenduft und Firnenglanz,
Hoch über'm irdischen Gewühle,
Hätt' nicht ein beßrer Kränzewinder,
Unsterblicher Lobpreisung voll:
Die Liebe deiner freien Kinder,
Dir längst gebracht des Ruhmes Zoll.
Ein Volk, in deinem Geiste eins,
Das seine Heimat liebt, wie keins,
Umringt so muthig dich und kindlich,
So treu, um Felsen drauf zu bauen,
Und achtet sich unüberwindlich:
Denn deine Kraft ist sein Vertrauen.
Welch ruhmreich, weitgeprief'nes Leben
Hat deine Liebe ihm gegeben!
Und ob es auch, wie andre, nicht
Mit seiner Kunst die Welt bezwungen:

Sein Leben selbst ist ein Gedicht,
Hochklingend auf der Völker Zungen,
Und seiner Waffen Ehrentage
Sind kundig, ohne daß ich's sage.
Statt Heldenlied und Bergidylle,
Statt Schlachtgesang und Freiheitsdramen,
Zeugt mit der That sein starker Wille,
Und seine Siege sind das Amen.

Was Wunder, daß, durch dich bewogen,
Von je der Fremdling kam gezogen,
Dein reizend Vorbild mitzunehmen?
Was Wunder, wenn die Feinde kämen,
Wenn sie nach dir, du glücklich Land,
Bedrohlich streckten ihre Hand?
Kämpfen doch ewig des Menschen Waffen
Wider das Leben, wie's Gott erschaffen.

Doch nein, Du fürchtest kein Zerstören,
Du wirst dir ewig selbst gehören!
Und wie du neidlos manch Geschenk
Erblickst, das Andern ist beschieden,
Wird, deines Werthes eingedenk,
Der Andre ehren deinen Frieden.
Nicht deiner Berge Riesenwände
Noch deiner Söhne starke Lende,
Mich tröstet dieser Glaube nur:
Daß nie die Völker einig werden,
Der Freiheit Bollwerk zu gefährden,
Und zu zertreten ihre Flur.

Dornröschen.

Von

Hermann Koepert.

Wie ists im Königssaal so stumm!
Ringsum Kopfhängen und Nicken,
Und Schläfer, Schläfer um und um,
Wohin die Augen blicken!
Gleich ehr'nen Bildern in den Hallen
Stehn rings die Ritter stahlbewehrt,
Zu Brüsten ist das Haupt gefallen,
Und eisern stützt die Hand auf's Schwert.

Der König und die Königin
In langem Purpurkleide,
Hoch unter goldnem Baldachin
Thronen sie schlafend Beide.

Die Kronen auf den Häuptern blitzen,
Lang wallt herab das greise Haar —
So thront wol auf Walhalla's Sitzen
In ew'ger Ruh' ein Götterpaar.

Doch vor dem hehren Königsweib,
Zu Füßen ihr gelehnet,
Da lag Dornröschens schöner Leib
In Schlummer hingedehnet.
Ihr Haupt ruht in der Mutter Schoose,
Blondlockig, jugendlich umglüht;
So lag sie da, wie eine Rose,
Die unter Wodan's Eiche blüht.

Und ringsum schläft das ganze Schloß:
Der Koch mit dem Löffel in Händen,
Selbst an der Krippe schläft das Roß,
Die Fliegen an den Wänden.
Und um das Schloß ist rings entsprossen
Von Dornen eine Mauer breit:
Es lag vergessen und verschlossen
Des Reiches alte Herrlichkeit.

Da kam ein kühner Königssohn,
Der hat den Dorn durchhauen:
O hoher, wundersüßer Lohn,
Dornröschen anzuschauen!
Er thät erröthen und erbleichen
Und küßt sie auf den rothen Mund —
Da mußte wol der Zauber weichen,
Dornröschen war erwacht zur Stund'.

Die Ritter und das Königspaar
Erwachten auch verwundert,
Daß sie so fest geschlafen gar
Ein völliges Jahrhundert;
Der alte Zauber war gebrochen,
Und rührig ward das ganze Haus,
Der Koch fängt wieder an zu kochen
Und rüstet schnell den Hochzeitschmaus! —

Das ist schon her gar lange Zeit,
Der Dorn wuchs wieder mächtig —
O Vaterlandes Herrlichkeit,
Wie schläfst du stumm und prächtig!
Dornröschen wieder liegt im Banne,
O macht euch auf, sie zu befrein:
Der Spuk weicht jedem deutschen Manne,
Braucht just kein Königssohn zu sein!

Kuß und Lied.

Von

Oskar von Warkotsch.

Von deinen rothen Lippen
Trink' ich den Frühlingsduft,
Und gieß' ihn im Liede wieder
Hinaus in die reine Luft.

Er sinkt in den Kelch der Rose,
Die duftet so süß die Nacht,
Daß sie die Nachtigallen
Alle verliebt gemacht.

Wenn sie so süß nun schlagen
Vor deinem Fensterlein,
Dann weißt du, woher die Töne,
Dann, Herz, o denke mein!

Zur weitern Charakteristik des Hrn. Professor Klencke in Braunschweig.

Von

Martin Hertz.

Um Hrn. Professor Klencke in Kenntniß davon zu setzen, daß ich das Publicum zum Zeugen seines Versprechens gemacht habe, für die Herbeischaffung des von Lachmann an ihn gerichteten Briefes (der Briefe?) Sorge zu tragen, hielt ich es für meine Pflicht, ihm einen Abdruck des Artikels in Nr. 26 dieser Zeitschrift „Karl Lachmann als Recensent von Klencke's Lessing" unter Kreuzband zu übersenden. Ich erhalte heute darauf folgenden Brief mit dem Poststempel Harzburg:

„An
den Herrn Privatd'oxenten M. Hertz in Berlin. Oranienstraße.

Bad Juliusthal, am 9. Juli 1853.

Auf Befehl meines Herrn soll ich Ihnen Dank sagen für die Einsendung des Aufsatzes in der Zeitung, mein Herr hätte es sogleich der versammelten Badegesellschaft bei Tisch vorgelesen und allgemeine Heiterkeit erregt — es wurde laut über ihre Schreiberei gelacht, man hätte einen solchen Aufsatz schon lange erwartet, die Herrschaften haben sich alle recht über sie amüsirt. Auch hätte sich ein Freund meines Herrn bereitwillig gefunden, etwas über Sie zu schreiben.

Ich höre, Sie machen in Papieren des Prof. Lachmann, das gefällt mir, denn ich begreife das, da ich auch alle Papiere aufsammle, die von meines Herrn Schreibtische fallen. Da ich einmal an Sie schreibe, so er-

lauben mir die freundschaftliche Anfrage, ob Sie vielleicht den seligen Collektör Hertz kennen? er ließ sich taufen und heirathete meine Cusiene — wenn das ist, so empfiehlt sich freundlich

Heinrich Pröhl,
Bedienter."

Berlin den 12. Juli 1853.

Nachschrift. Indem der Herausgeber, dem Wunsche des Hrn. Einsenders gemäß, Vorstehendes zur Kenntniß des Publicums bringt, benutzt er diese Gelegenheit zugleich zur Berichtigung eines Druckfehlers, der in dem Aufsatz: „Karl Lachmann als Recensent von Klencke's Lessing" ꝛc. in Nr. 26 d. Bl. stehen geblieben: Lachmann's Todestag ist nicht, wie dort gedruckt ist, der 17. April 1851, sondern der 13. März desselben Jahres, der 17. April ist nur das Datum, an welchem die besprochene Recension im „Hamburgischen unparteiischen Correspondent" erschien. R. P.

Literatur und Kunst.

Goethe bezeichnete bekanntlich die Mehrzahl der Byron'schen Dichtungen als „verhaltene Parlamentsreden"; in ähnlichem Sinne sprach kürzlich der alte Schalk Mr. Punch von der Mehrzahl der englischen Frauenromane als von „verhaltenen Strickstrümpfen". Aber Punch irrt, wenn er das für eine Eigenthümlichkeit der englischen Literatur hält; auch wir Deutsche haben dergleichen „verhaltene Strickstrümpfe" aufzuweisen, mehr als uns selbst lieb und unserer Literatur zuträglich ist. Einer der neuesten, der uns zu Augen gekommen, führt den Titel: „Unterhaltungen im Bade. Aus den Papieren einer hochgestellten Dame. Zwei Bände." (Mannheim, Löffler.) „Hochgestellte" Damen pflegen sich sonst mit Strickstrümpfen eben nicht zu beschäftigen; die Verfasserin des vorliegenden Werkes jedoch hätte allerdings besser gethan, ihre müssigen Stunden mit dem klappernden Spiel der Nadeln auszufüllen und Winterstrümpfe für arme Leute zu stricken, als Versuche anzustellen in einer Kunst, zu welcher die Natur sie augenscheinlich nicht bestimmt hat und deren Mangel auch durch eine gewisse mechanische Fertigkeit sich nicht ganz ersetzen läßt. Das Garn, welches sie hier auf die Spindel genommen, ist ziemlich grob; auch ist es nicht auf ihrem eigenen Boden gewachsen, sondern sie hat es zusammen gezwirnt aus dem Abfall und Kehricht jener großen Magazine, die unter dem Namen der Leihbibliotheken bekannt sind. Wer vielleicht Jahre lang nichts weiter oder doch nicht viel mehr gethan hat als Romane lesen, dem kann es denn freilich am Ende nicht schwer fallen, selbst einen zu schreiben, besonders wenn der Stoff, wie in diesem Falle, ein überlieferter ist und die ganze Arbeit des Dichters sich mithin nur darauf beschränkt, den fertigen Stoff in die übliche Romansprache zu übertragen und jene Liebesscenen, jene Monologe, jene Schwüre und Seufzer und Thränen, jene Mondnächte und Sonnenaufgänge darin einzuschalten, ohne die ein richtiger deutscher Roman nun einmal nicht bestehen kann. Was wir hier erhalten, ist die allbekannte Jugendgeschichte des spanischen Friedensfürsten Godoy, wie dieselbe von ihm selbst in seinen Memoiren mit mehr Weitläufigkeit als Wahrheit erzählt worden ist. Aber selbst zu jener

mechanischen Arbeit, welche der Verfasserin danach allein übrig blieb, hat es ihr an Fertigkeit und Geschmack gemangelt; die Situationen, die sie aus eigener Erfindung hinzugefügt, sind sehr verbraucht, die Schilderung zum größern Theil unwahr und unlebendig, die Sprache endlich ein unausgesetztes peinliches Schwanken zwischen stelzenhaftem Pathos und actenmäßiger Trockenheit. Bd. II, Seite 353 „kreisen die Eumeniden unsichtbar über sterblichen Häuptern, schütteln ihre Schlangenhaare, schwingen ihre Fackeln" — und anderthalb Zeilen weiter wird uns die Hauptstadt Spaniens geschildert mit ihren „525 Straßen, ihren 81 öffentlichen Plätzen, ihren 77 Kirchen und 75 Klöstern" rc. Es ist ein echt frauenzimmerlicher Zug und macht der Wirthschaftlichkeit der Verfasserin alle Ehre, daß sie keine Gelegenheit unbenutzt lassen will, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen; allein wer Romane liest, wird wol schwerlich Lust haben, dabei zugleich seine statistischen Kenntnisse zu bereichern, noch spricht es für den Geschmack der Verfasserin, daß sie mitten im romantischen Pathos ihren kleinen Cannabich nicht aus dem Gedächtniß bringen kann. — Das Unglücklichste und Ungeschickteste am ganzen Buch ist unzweifelhaft der Titel; von „Unterhaltung" ist nichts darin zu finden und auch vom „Bade" nur das Wasser. Oder gibt es vielleicht irgendwo eine neuentdeckte Heilquelle, deren segensreiche Wirkung durch einen gesunden Schlaf während des Bades befördert wird? In diesem Fall werden diese „Unterhaltungen im Bade" ganz an ihrem Platze sein; wo dies aber nicht ist, da können wir sie nur für einen ganz überflüssigen Ballast erklären, mit dem sein Gepäck unnöthigerweise zu beschweren wir jedem Badreisenden aufs dringendste widerrathen. mmr.

Die letzte Nummer des „Deutschen Museum" brachte einen ausführlichen Bericht über den Stand jener interessanten Streitfrage, welche durch die sogenannten Collier'schen Varianten in der Shakspeareliteratur entzündet ist; als Nachtrag dazu und ohne uns auf das Materielle der Frage selbst weiter einzulassen, wollen wir hier in Kürze über zwei deutsche Bearbeitungen berichten, welche inzwischen von den Collier'schen Lesarten selbst erschienen sind und die beide als ein neues Zeugniß dienen können für die außerordentliche Theilnahme, welche man dieser Angelegenheit in Deutschland widmet, sowie für den Ernst und die Gewissenhaftigkeit, mit der wir unsern Shakspeare zu lesen gewohnt sind: „Beiträge und Verbesserungen zu Shakspeare's Dramen nach handschriftlichen Aenderungen in einem von J. Payne Collier Esq. aufgefundenen Exemplare der Folio-Ausgabe von 1632 für den deutschen Text bearbeitet und herausgegeben von F. A. Leo" (Berlin, Asher), und: „Ergänzungsband zu allen englischen Ausgaben und zur Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von Shakspeare's dramatischen Werken. Enthaltend die von J. Payne Collier in einem alten Exemplare der Folio-Ausgabe von 1632 aufgefundenen und herausgegebenen handschriftlichen Bemerkungen und Textänderungen in übersichtlich vergleichender Zusammenstellung, bearbeitet und übersetzt von Dr. Julius Frese" (Berlin, A. Duncker). Beide Bearbeitungen, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, sind für verschiedene Leserkreise berechnet, weshalb es nicht leicht ist, sich zwischen beiden zu entscheiden. Der größte Vorzug der Leo'schen Bearbeitung besteht darin, daß sie vollendet vorliegt,

während von der Frese'schen erst die beiden ersten Lieferungen, ungefähr zwei Drittel des Ganzen umfassend, erschienen sind. Hr. Leo scheint mehr für ein Publicum gearbeitet zu haben, das wol einen ungefähren Begriff erhalten will von den Collier'schen Lesarten und dem Gewinn, der möglicher Weise aus ihnen erwächst, die Mühe des eigenen Nachdenkens aber und der eigenen Beurtheilung scheut. Was er gibt, ist im Grunde nur ein Auszug aus dem Collier'schen Werke; alle diejenigen Lesarten, die ihm entweder zu gewagt oder sonst grundlos erschienen oder die er auch nicht erheblich genug erachtete, oder endlich die bei Vergleichung der Schlegel'schen Uebersetzung aus irgend einem Grunde nicht in Betracht kamen, hat er theils ohne Weiteres weggelassen, theils hinter jedem Stück nur ganz flüchtig anhangsweise und ohne weitere Erörterung, sogar ohne Uebertragung zusammengestellt: sodaß es zuweilen allen Ernstes den Anschein gewinnt, als ob es nicht Shakspeare selbst ist und die Kritik des Shakspeare, um was es sich hier handelt, sondern nur die deutsche Uebersetzung desselben. Und da Hr. Leo dies ja selbst auf dem Titel seines Buches ausgesprochen, so darf sich natürlich auch Niemand daüber beschweren; ob indessen das Verfahren selbst ganz angemessen und ob es zu rechtfertigen, zumal in einer Angelegenheit, wo es gerade so sehr auf die minutiöse Kritik des Einzelnen, ja in vielen Fällen sogar auf den subjectiven Geschmack des einzelnen Lesers ankommt, daß Hr. Leo diese Kritik so ganz und gar und ohne Weiteres auf eigene Hand vornimmt und dem Leser nur die Anerkennung der Thatsache überläßt — das zu entscheiden müssen wir eben dem Bildungsgrade und den literarischen Bedürfnissen des jeweiligen Leserkreises überlassen. An einigen Stellen läßt Hr. Leo sich allerdings auch auf selbständige kritische Erörterungen ein; doch erstrecken dieselben sich meistentheils nur auf die Person des Herausgebers Collier, der früher oft anderer Ansicht war und andern Auslegungen beipflichtete, als er es jetzt seinem alten Corrector gegenüber thut. Bei besonders interessanten Stellen geht er wol auch auf die Sache selbst ein: aber auch dann verliert er sich noch gern und leicht in Excurse, die zwar an sich meistentheils ganz lehrreich sind, mit den vorliegenden handschriftlichen Lesarten aber und der sich daran knüpfenden Streitfrage nur in sehr lockerm oder auch wol in gar keinem Zusammenhange stehen und mehr einem allgemeinen Commentar des Shakspeare gleichen als Dem, was man hier zunächst erwarten sollte.

Anders Hr. Frese; seine Bearbeitung ist durchaus vollständig und von diplomatischer Genauigkeit. Ein besonderer Vorzug liegt namentlich in der Anordnung des Drucks; Seite für Seite erhalten wir den englischen Text und zwar Beides, sowol den bisher üblichen als auch die Aenderungen der Collier'schen Handschrift, und gegenüber jedes mal die entsprechende deutsche Uebersetzung, ebenfalls in doppelter Form, den alten Text von Schlegel übersetzt und die Varianten in Hrn. Frese's eigener Uebertragung. Dadurch erhält der Leser eine außerordentlich klare und prägnante Uebersicht und kann sich leicht ein eigenes und selbständiges Urtheil über den Werth jeder einzelnen Lesart bilden. Daß Hr. Frese selbst sein Urtheil bis jetzt dabei zurückgehalten und nur die Thatsachen einfach gegenüber gestellt hat, vermögen wir nur zu billigen, indem der Eindruck so bei weitem reiner, kräftiger und entscheidender, auch die Lecture, indem sie zu fortwährender eigener

geistiger Arbeit nöthigt, weit anregender und erfrischender ist. Bei der großen Genauigkeit seiner Arbeit jedoch und der gründlichen Kenntniß des Gegenstandes, welche der Kenner aus seinem Buche herausliest, würden wir es aufrichtig beklagen, wenn er diese Enthaltsamkeit durchweg üben und nicht zum Schluß, nachdem er als getreuer Referent zunächst nur die Acten hat reden lassen, uns nun auch sein eigenes Urtheil in mehr oder minder summarischer Gestalt vorlegen wollte. Dies wird denn von der Fortsetzung zu erwarten sein. — Worin Hr. Frese seinem Concurrenten dagegen schon jetzt ganz unzweifelhaft voransteht, das ist die Gewandtheit und Treue der Uebersetzung. Der Frese'sche Vers ist im allgemeinen weit fließender, die Sprache, unbeschadet der Treue, weit poetischer als bei Leo, der es sich in dieser Hinsicht im Gegentheil oft ziemlich leicht gemacht hat, namentlich in denjenigen Stellen, wo der alte Corrector den Reim vollständig durchgeführt hat; diese sind von Hrn. Leo zum Theil ganz weggelassen worden und zwar augenscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil er die Mühe der Uebertragung gescheut hat. — Sollen wir danach zwischen beiden Bearbeitungen wählen, so können wir nicht umhin, der Frese'schen als der vollständigern, gründlichern, wissenschaftlich strengern und dabei zugleich künstlerisch gelungenern den Preis zu ertheilen, und bleibt uns in Betreff ihrer nur der Wunsch übrig, daß auch die Vollendung nicht allzulange möge auf sich warten lassen, damit das Publicum nicht aus Ungeduld zu der minder guten, aber fertigen Ausgabe greift und darüber die bessere, aber leider noch unfertige vernachlässigt. gl.

Von den „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" (Leipzig, Brockhaus) sind neuerdings zwei weitere Bändchen (Nr. 15 und 16) erschienen: „Schiller. Eine biographische Schilderung von Johann Wilhelm Schaefer" und: „Die Blumen im Zimmer. Von Ferdinand Freiherr von Biedenfeld". Ueber Plan und Werth des gesammten Unternehmens haben diese Blätter sich schon früher so ausführlich und so anerkennend ausgesprochen, daß wir uns hier auf die Bemerkung beschränken dürfen, daß auch diese beiden neuesten Bändchen sich den frühern würdig anschließen und die vortreffliche Anlage des Ganzen immer deutlicher herausstellen. Mit besonderer Befriedigung haben wir den Schaefer'schen Aufsatz über Schiller gelesen. Derselbe führt in die „Unterhaltenden Belehrungen" zum ersten mal eine Wissenschaft ein, die mehr als viele andere berufen ist, auf das große Publicum belehrend, anregend, verschönernd einzuwirken und die dieses Ziel bei uns auch bereits wirklich in beträchtlichem Umfang erreicht hat, nämlich die Literaturgeschichte, insbesondere die Geschichte der vaterländischen Literatur. — Daß der Anfang dabei eben mit Schiller gemacht worden, wird Jeder billigen, der die Stellung dieses Dichters zur Nation und seine Bedeutung für die politische und sittliche Entwickelung unserer Zukunft mit unparteiischem Auge geprüft hat. Neue Forschungen anzustellen und neue Ansichten zu verbreiten konnte die Aufgabe des Verfassers in diesem Falle natürlich nicht sein; vielmehr beschränkte dieselbe sich nothgedrungen darauf, nur das Bekannte und allgemein Anerkannte in geschickter Zusammenstellung aneinanderzureihen. Bei dem sehr weitschichtigen Material indeß, das gerade für Schiller's Leben vorhan-

den ist, sowie bei der großen Verbreitung, welche die Kenntniß des Schiller'schen Lebens durch zahllose populäre Bearbeitungen bei uns bereits erfahren hat, war auch diese Aufgabe nichts weniger als leicht; es bedurfte hier einer sehr gründlichen Beherrschung des Stoffes sowie einer sehr vorsichtigen Auswahl, wenn der Aufsatz sich nicht ins Allgemeine und Vage verlieren und damit dem Zwecke des Ganzen widersprechen sollte. Hr. Schaefer hat seine Aufgabe mit derjenigen Umsicht und Sicherheit gelöst, die er sich durch seine langjährigen gründlichen Studien im Fach der deutschen Literaturgeschichte erworben und die er auch durch seine Hand- und Lehrbücher hinlänglich bewährt hat. Trotz des vorgeschriebenen geringen Umfanges erhalten wir den Stoff doch in befriedigender Vollständigkeit; die Anordnung ist einfach und sachgemäß, die Darstellung klar und ruhig, das Ganze in seiner gedrängten und dabei doch lebendigen und kraftvollen Kürze eine anregende Lecture auch für Diejenigen, welche Schiller's Leben bereits aus ausführlichern Darstellungen kennen gelernt haben. — Auch den Biedenfeld'schen „Blumen im Zimmer" muß man nachrühmen, erstlich daß sie einen Stoff behandeln, der das gebildete Publicum mit Recht lebhaft interessirt, ja der mit unsern ästhetischen, sittlichen und socialen Zuständen vielleicht tiefer verwachsen und inniger verflochten ist als Vieles, was den Namen einer socialen Erscheinung ausdrücklich vor sich her trägt — und daß dieser Gegenstand zweitens mit erschöpfender Sachkenntniß und in einer klaren allgemein verständlichen Sprache dargestellt ist. Der Verfasser ist nicht nur ein guter praktischer Botaniker, er ist auch ein guter Psycholog; er weiß uns nicht nur genau anzugeben, wie die Blumen im Zimmer in Beziehung auf Luft, Licht, Wasser rc. gehalten sein wollen und wie und wann sie verpflanzt, beschnitten und aufbewahrt werden müssen, sondern mit aufmerksamem Auge hat er auch die kleinen Schwächen und Nachlässigkeiten Derjenigen beobachtet, die sich ihre Zimmerräume gern mit dem lieblichen Schmuck der Blumen verschönern möchten und die es dabei doch an derjenigen Consequenz und jener liebevollen Sorgfalt fehlen lassen, ohne die weder Blume noch Mensch gedeihen kann. — Vielleicht hätte bei den einzelnen Vorschriften und Rathschlägen noch mehr Rücksicht auf bestimmte einzelne Blumen genommen und der praktische Nutzen des Buchs dadurch noch erhöht werden können. Doch ist die Zahl der Pflanzen, die wir jetzt zum Schmuck unserer Zimmer treiben, allerdings so groß, daß das Buch darüber fast unvermeidlich über sein Maß hinausgewachsen sein würde, und müssen daher Diejenigen, die dergleichen specielle Rathschläge wünschen, sich schon nach anderweitigen literarischen Hilfsmitteln umthun, an denen ja auch kein Mangel ist. R. P.

Correspondenz.

Aus dem Wupperthal.

Juli 1853.

Vck. Als ich meinen letzten Brief an Sie abschickte, lag noch das Ahnen des Frühlings auf Berg und Thal und die Knospen waren noch

braun und verschlossen. Jetzt ist das Ahnen Wahrheit geworden, Wald und Wiese, Baum und Strauch prangen in reichem sommerlichem Schmuck und von allen Seiten hört man freudige Ausrufe über das gesegnete Jahr, dem wir allen Anzeichen nach entgegengehen. Man muß unser Thal in diesem sommerlichen Festkleide gesehen haben, muß gesehen haben, wie hier Wald und Feld, Fluß und Wiese, Berg und Ebene, Dorf und Stadt so lieblich ineinander verschlungen sind, muß sich mit eigenem Auge überzeugt haben, welch ein Füllhorn des Segens der Himmel über diese Gegenden ausgeschüttet hat, um — nun ja doch, um es desto schmerzlicher zu empfinden, welch ein trüber geistiger Nebel über dieser herrlichen Erde lagert und wie wenig es die Menschen bei uns verstehen, der Natur nachzuahmen in heiterm Behagen und unbefangener, fröhlicher Thätigkeit!

Ueberhaupt ist unser Thal wegen seiner landschaftlichen Schönheit auswärts lange nicht so bekannt, wie es verdiente; der Ruf seiner Industrie ist so groß, der Qualm seiner Fabriken so dicht, daß man die Natur darüber völlig aus den Augen verloren hat. Aber versetzen Sie sich z. B. mit mir auf die Eisenbahn, die von Düsseldorf herführt. Kaum daß wir den großartigen Viaduct bei Sonneborn passirt haben, so eröffnet sich eine wahrhaft bezaubernde Aussicht über das ganze Wupperthal. Dicht vor uns liegt Elberfeld; ist die Stadt auch im Ganzen nur schlecht angelegt, so hat sie doch schöne Häuser und Plätze, sowie herrliche Gärten und große smaragdgrüne Bleichen, die sich den Krümmungen der Wupper anmuthig entlang ziehen. Auch die höher gelegenen Orte sind zum Theil durch stattliche Anlagen geschmückt; am beliebtesten darunter ist die Elisenhöhe, mit einem glänzend eingerichteten hohen runden Thurm, von dessen oberster Kuppel man einer entzückenden Aussicht genießt. Weiterhin gelangt man zur Hardt und dem Hardter Park, der ebenfalls sehr hübsch gelegen ist. Dann folgt der schon neulich erwähnte Loh mit dem Lohbusch, der indeß wol richtiger Lohwäldchen hieße. Denn es sind eigentlich sehr hohe schlanke Bäume, die eine steile Anhöhe hinan, theils zwischen, theils auf Felsen gewachsen sind und unter denen sich höchstens Moos oder Kraut findet, von Gebüsch aber keine Spur. Von besonderer Schönheit ist das Wäldchen in jenen dämmerungsvollen, verschwiegenen Sommernächten, wie wir sie jetzt haben; da verschwinden dem Auge nicht nur die einzelnen Stämme, sondern auch der Grund, in dem sie wurzeln, und nur die rauschenden Wipfel wallen und wogen zu dem auf dem Felsen stehenden einsamen Wanderer empor gleich einer Meeresbrandung.

Und so geht es weiter fort den Quellen der Wupper entgegen, eine ganze Galerie von anmuthigen Landschaftsbildern und freundlichen Ortschaften; es ist nichts Imposantes, nichts Großartiges in dieser Gegend, wol aber eine Fülle von Anmuth und Lieblichkeit, von Fruchtbarkeit und Wohlstand, von der jedes nicht ganz verwöhnte Auge sich auf das angenehmste angezogen fühlt. Das Harmonische, Friedliche ist der eigentliche Charakter dieser Gegend — und um so schmerzlicher eben fällt es auf, daß unter den Bewohnern dieser Gegend der Harmonie und des Friedens gar so wenig ist.

So wenig — und doch vielleicht noch immer zuviel. Denn bekanntlich darf, wer einen ordentlichen Frieden haben will, auch einen ordentlichen Krieg vorher nicht scheuen. Die einzelnen Anfänge einer jüngern, aufgeklär-

tern und freisinnigern Richtung aber, an denen es auch bei uns allerdings nicht fehlt, sind im Ganzen genommen noch immer zu zahm, haben noch zu viel Scheu vor der offenen Opposition, lassen sich noch zu leicht von der herrschenden Richtung einschüchtern oder auch dupiren, um denjenigen Einfluß auf unser öffentliches Leben zu gewinnen, den sie üben könnten und müßten. Es geht der freisinnigen Richtung hier wie jeder Partei, die zunächst nur dem Namen nach existirt und der es an Raum und Gelegenheit mangelt, ihre Kräfte praktisch zu versuchen und sich in offenem Kampf mit dem Gegner zu messen: es zählt sich alles Mögliche dazu und verlangt wol gar als die eigentliche Stütze der Partei respectirt zu werden, was doch in Wahrheit nie dazu gehört hat oder wenigstens im entscheidenden Moment gewiß sofort Fersengeld geben würde. Da gibt es Einige, die sehr wohl fühlen, daß Manches bei uns anders sein könnte und sollte und die sogar, so lange sie sich unbelauscht wissen, das große Wort führen in Reformvorschlägen und weitgreifenden Projecten. Aber alles Das ist wie weggeblasen, sobald sich einer von unsern Frommen in der Nähe zeigt; alle die alten verbrauchten Stichwörter von Atheismus ꝛc. kommen ihnen dann wieder in den Sinn, sie meinen schon die lebendige Hölle hinter sich gähnen zu sehen und eilen, durch verdoppelte Strenggläubigkeit ihre weltlich-freiheitlichen Gelüste abzubüßen. Noch Andere schwärmen für Socialismus und Hebung der untern Classen, besonders der Fabrikarbeiter, deren Noth troß der günstigen Conjuncturen und troß der rühmlichen Bestrebungen einzelner Fabrikherren mitunter doch sehr groß ist. Diese Menschenfreunde halten denn gern Conferenzen und Zusammenkünfte, bei denen viel geschwärmt wird von der Pflicht der Reichen, die Armen zu unterstüßen — viel geschwärmt und noch mehr Champagner getrunken; sowie aber der Champagnerrausch verflogen, sind auch die großherzigen Vorsäße ebenfalls verflogen, um erst bei der nächsten humanistischen Conferenz mit obligatem Frühstück wieder zurückzukehren. Auch der Maulhelden gibt es nicht Wenige bei uns, wahre Fähnrich Pistols der Partei, die von nichts träumen als vom demnächstigen Welteinsturz und deren Augen fortwährend Blut sehen gleich dem „Schurimann". Wer diese tapfern Gesellen, die der freiern Richtung durch ihre unbedachten Reden auf dem hier doppelt schwierigen Boden höchst nachtheilig sind, zum ersten male hört, könnte sich fast vor ihnen fürchten; wer es zum zweiten male thut, lacht nur noch über sie; beim dritten male hört aber auch das Lachen auf und es bleibt nur eine aus Mitleid und Widerwillen gemischte Empfindung zurück.

Doch sind wir darum Gottlob noch nicht ganz verarmt an tüchtigen Charakteren und hoffnungsreichen Talenten; wir haben noch Adolf Schults, Friedrich Röber und einige andere jüngere, von denen ich hier nur Reinhold Neuhaus namhaft machen will, einen jungen reichbegabten Mann, der sich auch als Dichter bekannt gemacht hat; seinen religiös freisinnigen Gedichten widerfuhr sogar die Ehre, öffentlich von einer hiesigen Kanzel herab verurtheilt zu werden. Leider ist ihm in neuester Zeit, wie das hier so kommt, das Geschäft über die Idee hinaus gewachsen und es steht zu fürchten, daß er troß seiner beachtenswerthen Anfänge doch für unsere Literatur sowie überhaupt für unser öffentliches Leben nicht mehr viel leisten wird.

Was dies leßtere angeht, so schleicht dasselbe denn freilich bei uns mit

so leisen Schritten dahin und gibt so wenig Lebenszeichen von sich, daß man in Zweifel geräth, ob ein Ding dieses Namens bei uns überhaupt noch existirt oder nicht. Die Aufregung, welche die strenge Einführung der Einkommensteuer durch unsern Landrath vor einigen Monaten hervorgerufen hatte und die unser ganzes Thal in Flammen zu setzen drohte, ist längst wieder eingeschlummert; einige Proteste sind aufgesetzt, einige Zeitungsnummern confiscirt, schließlich aber die Geldbeutel denn doch gezogen worden, und da es auf diesen letztern Punkt nur ankam, so ist damit die ganze Sache der Vergessenheit übergeben. Auch die gegenwärtigen orientalischen Wirren mit ihren drohenden Kriegsaussichten erregen nur wenig Interesse bei uns und noch weniger Furcht; man tröstet sich, daß Stahl und Eisen im Kriege erst recht im Preise steigen müssen und daß, wenn nur erst ein paar Millionen Menschen todtgeschlagen sein werden, das Leben für die Uebrigen desto behaglicher werden wird ....

Aus Gießen.

Mitte Juli 1853.

Zb. Man weiß, was der alte Anakreon singt: „Gott gab den Stieren Hörner, den Rossen Hufe, den Hasen die schnellen Füße, den Löwen den Rachen voll Zähne" — und unserm Gießen, setze ich hinzu, gab er die Universität, damit wir doch auch etwas hätten, worauf wir stolz sein können und worüber es sich verlohnt nach auswärts zu berichten. Wiewol, wenn das noch einige Zeit so fortgeht wie in den letzten Jahren, so wird auch dieser Ruhm bald verblichen sein; schon jetzt hat gerade der hellste und glänzendste Punkt unsers akademischen Lebens, unsere naturwissenschaftliche Facultät, die den Namen Gießen bis vor kurzem noch zu einem der bekanntesten in Europa machte, eine höchst bedenkliche Verfinsterung erlitten. Daß ein Verlust wie derjenige, den die Uebersiedlung Liebig's nach München uns bereitet, nicht wieder ersetzt werden kann, ist richtig genug und müssen wir uns schon darein finden, auf die Zeit, da der berühmte Chemiker unter uns weilte und durch den Glanz seines Namens Zöglinge aus allen Gegenden der Welt zu uns herbeilockte, als auf eine verschwundene schönere Epoche zurückzublicken. Doch würde man irren, wenn man unsere naturwissenschaftliche Facultät deshalb für vollkommen verwaist halten wollte; in Kopp, Will, Buff, Leuckart ꝛc. besitzen wir noch immer eine Reihe vortrefflicher und ausgezeichneter Kräfte, die sehr wohl im Stande sind, allen Ansprüchen der Wissenschaft zu genügen und den Namen unserer Universität in ehrendem Andenken zu erhalten. Der Fehler ist nur, daß diese Kräfte von Seiten unsers Ministeriums nicht immer so benutzt und nicht überall mit derjenigen Sorgfalt behandelt werden, wie es wol geschehen müßte, um ihnen selbst den frischen Muth, unserer Hochschule aber die Frucht ihrer Thätigkeit zu erhalten. Im Gegentheil scheint man es sich höhern Orts seit einiger Zeit zum Princip gemacht zu haben, in Allem, was unsere Universität und speciell unsere naturwissenschaftlichen Disciplinen betrifft, die Dinge lediglich gehen zu lassen, wie sie wollen. Noch ist die Wunde, die Liebig's Entfernung uns geschlagen, nicht verharrscht und schon dürfen wir nicht länger zweifeln, daß mit Beginn des nächsten Semesters auch die Professoren Kopp

und Knapp ihrem berühmten Freunde nach München nachfolgen werden, obwol nach Allem, was man über diese Angelegenheit vernimmt, das Ministerium es doch sehr wohl in der Hand gehabt hätte, uns vor diesem neuen Verlust zu bewahren. Auch Moritz Carriere haben wir auf dieselbe Weise verloren; auch er, der sich jetzt in München einer bedeutenden Wirksamkeit erfreut, hätte uns mit etwas geneigterm Willen und etwas größerer Energie von Seiten unsers Ministeriums unzweifelhaft erhalten werden können. Der Lehrstuhl der Literaturgeschichte und der Aesthetik, den er bei uns bekleidete und der füglich auf jeder deutschen Hochschule das gemeinsame Bildungsmittel, der eigentlich geistige Zusammenhalt aller Studirenden sein sollte, steht seit seinem Weggange völlig vereinsamt; es ist sogar wahrscheinlich, daß man überhaupt nicht willens ist, ihn wieder zu besetzen. Zwar hat sich in diesem Semester ein neuer Docent für die Literaturgeschichte bei uns habilitirt, Dr. Max Rieger, Verfasser einer recht tüchtigen Abhandlung über die altdeutschen Versmaße und Mitherausgeber der Plönnies'schen Bearbeitung der „Kudrun". Auch ist Hr. Rieger, der hier gegenwärtig über das deutsche Epos liest, ohne Widerspruch ein sehr gelehrter Mann; zum akademischen Docenten jedoch, zum Lehrer und Führer der Jugend genügt die bloße Gelehrsamkeit noch lange nicht, noch kann das massenhafte Aufspeichern eines trockenen, unverarbeiteten Materials für die Fülle geistiger Anregungen und jenen edlen sittlichen Schwung entschädigen, durch den Moritz Carriere seine Zuhörer fortzureißen pflegte. Hr. Rieger ist, wenigstens nach Dem, was wir bis jetzt von ihm zu hören und zu sehen Gelegenheit hatten, zu einseitig philologisch und ein zu großer Verächter der Philosophie, als daß wir ihm eine tiefer eingreifende Wirksamkeit an unserer Hochschule zu versprechen wagten, und auch diese streng philologische Richtung ist durch den berühmten Namen Weigand's bei uns bereits so vortrefflich ausgefüllt, daß ihm selbst in dieser Hinsicht wol keine besonders günstigen Aussichten offen stehen.

Die juristische Facultät hat durch Wasserschleben's Berufung einen erwünschten Zuwachs erhalten; man rühmt nicht nur die Tiefe seiner Gelehrsamkeit und die Klarheit seines Vortrags, sondern auch von der Urbanität seiner Sitten und der Leutseligkeit seines Charakters, zwei Eigenschaften, die sich sonst in Deutschland mit tiefer Gelehrsamkeit nur selten vereinigt finden, hört man viel Gutes. — Unter unsern Philosophen nimmt Professor Schmidt, auch dem nichtphilosophischen Publicum durch seine Wahl zum mainzer Bischof und die daraus entstandenen Weiterungen bekannt, noch immer die erste Stelle ein. Trotz seiner etwas gemessenen Ausdrucksweise, die besonders dem jüngern Musensohne mancherlei Schwierigkeiten bereitet, ist Schmidt doch bei den Studirenden außerordentlich beliebt; selbst diejenigen, die seinen wissenschaftlichen Deductionen noch nicht ganz zu folgen vermögen, fühlen sich doch erwärmt und fortgerissen von dem wissenschaftlichen Ernst und der sittlichen Energie, die seine Vorträge belebt. Die Vorlesung „über die religiöse Aufgabe der Deutschen", die er in diesem Halbjahre hält, wird demnächst im Druck erscheinen; voraussichtlich wird sie in dieser Gestalt dieselbe Theilnahme im großen Publicum erwecken wie gegenwärtig unter unsern Studirenden. — Neben Schmidt ist besonders noch Dr. Noack zu nennen, ein Mann von großer Lebhaftigkeit des Geistes und rastloser Thätigkeit, der schriftlich wie mündlich, in Vorlesungen und Büchern, bereits fast alle Fächer

der Philosophie durchwandert und bearbeitet hat. Aber wie geistvoll seine Vorträge sind, so vermögen sie das hiesige akademische Publicum doch nicht hinlänglich zu fesseln; wem die größere Schuld davon zufällt, ob den Anfeindungen, denen Noack von Seiten der theologischen Professoren ausgesetzt ist, oder ob seinem eignen allzu abstracten und daher für jugendliche Geister nur schwer genießbaren Vortrag, wage ich nicht zu entscheiden.

Gern fügte ich noch Einiges über unser Studentenleben hinzu. Denn in der That haben wir noch ein Studentenleben, von einer Selbständigkeit und Ungebundenheit, wie man es, vielleicht mit einziger Ausnahme von Jena, anderwärts kaum noch findet. Unsere 422 Studirenden bilden wirklich noch den Mittelpunkt unseres geselligen wie künstlerischen Lebens; ohne Studenten ist bei uns kein Concert denkbar, ohne Studenten kein Ball, keine Lustfahrt, keine Vergnügung irgend einer Art. Die natürliche Folge davon ist, daß in alle unsere geselligen Verhältnisse eine gewisse studentische Färbung übergegangen, der ganze Ton unserer Gesellschaft von einer gewissen akademischen Ungebundenheit durchdrungen ist, die den Fremden auf den ersten Blick vielleicht ein wenig überrascht, während sie bei längerer Gewöhnung das hiesige Leben ebenso leicht wie angenehm macht. Doch fürchte ich, daß mein Brief für den einförmigen Gegenstand ohnedies schon etwas zu lang gerathen ist und will ich mir daher dies und Anderes für ein nächstes mal aufsparen.

Notizen.

Am 29. Juni ist Eduard Boas (geb. 1815) in Landsberg an der Warthe, seiner Vaterstadt, gestorben. Die deutsche Literatur verliert in ihm ein anmuthiges und liebenswürdiges Talent, das er mit Ernst und Gewissenhaftigkeit auszubilden bemüht war. In der Novelle, der Reisebeschreibung und dem Drama hat er recht Gelungenes geleistet; sein bestes Werk, das auch seinen Namen am sichersten auf die Nachwelt bringen wird, ist der „Xenienkampf". Ein dritter Band, mit dem er denselben ergänzen wollte, sowie ein ausführliches „Leben Schiller's", mit dem er seit längerm beschäftigt war und das er selbst als den Mittelpunkt seiner Studien betrachtete, sind durch seinen vorzeitigen Tod leider Fragment geblieben. Auch in persönlichem Umgang war er von großer Liebenswürdigkeit; die zahlreichen Freunde, die er sich auf seinen häufigen Reisen in allen Gegenden Deutschlands erworben, werden ihn noch lange schmerzlich vermissen. Dem „Deutschen Museum" gehörte er seit seiner Gründung als Mitarbeiter an; hoffentlich werden wir bald in der Lage sein, eine ausführlichere Lebensskizze des Dahingeschiedenen diesen Blättern einzureihen. — Ein anderer Todesfall, an den sich gleichfalls, wenn auch nur mittelbar, literarische Sympathien knüpfen, ist das vor kurzem zu Köln erfolgte Hinscheiden der verwitweten Appellations-Gerichtsräthin von Schiller, der Gemahlin Ernst von Schiller's. Die Verstorbene war ein geborenes Fräulein von Winkel; ihr Gemahl, Schiller's zweiter Sohn, war ihr bekanntlich schon im Mai 1840 vorangegangen.

Der vortreffliche Sinologe Neumann in München hat eine Reise nach London angetreten, um daselbst die Materialien zur Vollendung eines großen Werkes „über die Geschichte des englischen Reiches in Asien" zu sammeln, das ihn seit Jahren beschäftigt und wovon er auch bereits einzelne Bruchstücke veröffentlicht hat, namentlich im Raumer'schen „Historischen Taschenbuch", das auch im bevorstehenden Jahrgang wiederum einen Abschnitt davon: „Der Indische Archipelagus und die Engländer" bringen wird. In München hat man mit dem ausgezeichneten Manne bekanntlich nichts weiter anzufangen gewußt, als ihn zu quiesciren; die Engländer werden seine erstaunliche Gelehrsamkeit sowie das glänzende Feuer seines Geistes hoffentlich besser zu würdigen verstehen.

Die seit längerm angekündigte Centralversammlung der deutschen Bühnenvorstände hat am 10. und 11. Juli zu Leipzig stattgefunden. Der Besuch war beiweitem nicht so zahlreich, als man erwartet hatte; nur 15 Bühnen waren vertreten und darunter befanden sich die Bühnen von Wien (Burgtheater), München, Hannover, Karlsruhe, Hamburg rc. nicht. Ueber die Verhandlungen selbst verlauten, da dieselben nicht öffentlich stattfanden, bisher nur Gerüchte. Eins davon bezeichnet als den ersten gemeinsamen Schritt, zu welchem die Bühnenvorstände sich vereinigt hätten, ein alljährlich wiederkehrendes Preisausschreiben für das beste Drama, welches sämmtliche Bühnen des Vereins sich außerdem verpflichten, des baldigsten zur Aufführung zu bringen. Es fällt uns schwer zu glauben, daß so viel erfahrene und wohlmeinende Männer, wie sich unter den zu Leipzig versammelten Bühnenvorständen befunden, ihre Zeit wirklich mit so nutzlosen Projecten sollten verloren haben; wäre es gleichwol begründet, so würde das nur aufs neue beweisen, was man freilich schon längst weiß und wovon, ehrlich gestanden, auch schon der ganze Gedanke dieser Zusammenkunft eine Probe ist: nämlich daß der Deutsche gern das Nächste und Nothwendigste versäumt, um das Ueberflüssige und Zwecklose zu thun.

Die Vorstellungen der deutschen Schauspieler in London haben am 4. Juli ihren Anfang genommen. Doch scheint der günstige Stern, der dem Unternehmen im vorigen Jahre leuchtete, bis jetzt noch nicht wiedergekehrt zu sein. Der Prolog, mit welchem Frl. Fuhr aus Berlin die Eröffnungs-Vorstellung („Egmont", wie voriges Jahr) einleitete, soll nicht blos ein schwaches Gedicht gewesen, sondern auch sehr schwach vorgetragen worden sein, und auch die zweite Vorstellung, Goethe's „Faust", bei der Emil Devrient durch Krankheit verhindert war, mitzuwirken, scheint nur geringen Anklang gefunden zu haben. Ebenso die dritte, „Der Widerspänstigen Zähmung", in der Deinhardstein'schen Verwässerung, die bekanntlich auch bei uns nirgends besonderes Glück gemacht hat und die man daher am wenigsten den Engländern hätte vorführen sollen, bei denen das Original noch immer ein oft gegebenes und gern gesehenes Repertoirestück ist. Unter den spätern Vorstellungen hat „Donna Diana", den Engländern bisher ganz unbekannt, sehr angesprochen, ist aber, bei dem starken Autoritätsglauben, dem das englische Publicum in allen Geschmacks- und Kunstsachen folgt, nur schwach besucht gewesen. Im Ganzen können wir mithin nur unsere schon früher geäußerte

Befürchtung wiederholen, nämlich daß der Enthusiasmus der Engländer für deutsche Kunst und Art durch den Kölner Gesangverein bis auf weiteres aufgebraucht ist und daß unsere Bühnenkünstler gut gethan hätten, sich an den alten Spruch zu erinnern, wonach man an einen Ort, wo man ein mal gut aufgenommen, nicht so bald wiederkommen soll.

Dem bekannten schwedischen Dichter Tegnér ist zu Lund ein Standbild errichtet worden; ebenso dem berühmten Philologen Lipsius in dem Flecken Overysche bei Brüssel, seinem Geburtsort. Auch das lang projectirte Kopernicus-Denkmal zu Thorn scheint endlich seiner Vollendung entgegenzugehen; wenigstens ist kürzlich der Grundstein dazu gelegt worden.

Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt. Arnold Ruge ist in der That noch immer dieselbe barocke Mischung von Pedant und Phantast wie früher; er hat in London drei Vorlesungen in englischer Sprache angekündigt, von denen die erste nicht weniger als Folgendes enthalten soll, nämlich: Die Periode Lessing's; Kampf der Freiheit und des Gedankens: Charakteristiken von Lessing, Jacobi, Hamann, Stolberg, Klopstock, Wieland, Voß, Lichtenberg &c. — Die Periode von Kant, oder die Classiker: Uebergewicht der Künste und Wissenschaften; Charakteristik von Kant, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul. — Die Periode Fichte's oder die romantische Zügellosigkeit der Opposition gegen die Supremati der Vernunft: Charakteristik von Fichte, Novalis, Schelling, Tieck, den Schlegel's und den teutonischen Schriftstellern um das Jahr 1815 herum. — Die hegelianische oder philosophische Periode; Hegel und seine Schule; Sieg der Philosophie über die Romantik; Strauß, Feuerbach; die modernen Dichter, Platen, Heine, die politischen Lyriker, die Humanisten, die Revolution, Freiheits-Aussichten. — Die zweite Vorlesung wird sich mit der „deutschen Philosophie seit Kant", die dritte mit den „politischen Ereignissen unserer Zeit in Deutschland" beschäftigen. — So sehr der Engländer auch das Massenhafte liebt und so geneigt er auch ist, sich mit Genuß oder Belehrung jedes mal gleich voll zu stopfen zum Platzen, so zweifeln wir doch sehr, daß diese Art, die Wissenschaft mit Dampf einzutrichtern, ihm besonders zusagen wird. Es ist dieselbe Erscheinung, durch die Arnold Ruge auch schon in Deutschland seinen Freunden so manches Lächeln, aber freilich auch so manches Kopfschütteln abnöthigte, während seine Gegner eine nur allzubequeme Veranlassung daraus entnahmen, auch die Sache anzuschwärzen, für die Ruge ursprünglich stritt: der abstracte Philosoph ist in seinen Absichten und Wünschen gar so abstract nicht, wie man denkt, er hat sogar recht viel Neigung zur Praxis, selbst einige Anwandlungen von Humbug sind nicht ausgeschlossen — das Unglück ist nur, daß er die Sache bei alledem nicht anzufangen weiß; wo er seiltänzern will, fällt er auf die Nase, statt mit der Trommel zu locken, lockt er gleich mit Kanonenschlägen — und dann wundert er sich hinterher höchst naiv, weshalb sein Theater leer bleibt oder weshalb die Wenigen, die gekommen sind, ihn auslachen, statt ihn zu bewundern....

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Die in den Monaten **Mai** und **Juni** erschienenen Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 32—39) enthalten folgende Aufsätze:

Dr. Wichern und sein Rauhes Haus. Eine Stimme aus Hamburg. — Ueber Gedächtniß und Auffassung. Von Professor **Fortlage** in Jena. I. II. — Eine Frühlingsreise durch Galizien. — Warnung vor gewissen Literaturgeschichten. Von **A. Jung.** — Geist oder Materie. — Die Gesetze des öffentlichen Taktes. — Zur Lehre vom Dienen. — Die Lehre vom Schönen. — Des Herzens wahre Heimat. — Die Sängerin. Von **H. Grimm** in Berlin. — Deutsche Sitten in Böhmen. — Mittheilungen aus Paris. Von Dr. **W. Seyffarth.** I. — Die Vorwelt als Kunstquelle. Von Professor **B. Cotta** in Freiberg. — Liedervortrag und Liedercompositionen. — Zur Bildungsgeschichte der Erde. Von **Arnim Grafen zur Lippe-Weißenfeld.** — Ludwig Tieck. — Die Theatercensur zu Shakspeare's Zeit. — Versteckspiele unsers Wesens. — Zur Charakterprüfung. — Ein alter Wahlspruch. — Eine deutsch-französische Auswanderung. — Das Wasser im Menschendienst. Ein Naturbild von **K. Müller** in Halle. — Ein pariser Frühlingsmorgen. — Sydow's Worte am Sarge Ludwig Tieck's. — Sinn und Sprache der Pflanzen. — Die Sternenwelt. — Die Räthsel der Menschennatur. — Der Dichter und Perückenmacher Jasmin. Von **W. Hübotter.** I. II. III. — Ueber Erinnerung und Gewohnheit. Von Professor **Fortlage** in Jena. — Besuch einer Blindenanstalt. — Ein Centralorgan für Literatur. Von **A. Jung.** — Ira Aldridge. — Der Wonnemond. — Das Kunstwerk der Zukunft. — Das geistige Eigenthum. — Eine Klippe der Schauspielkunst. — Der Ring oder die Nihilisten. Eine Erzählung in sieben Capiteln vom **Herausgeber.** — Aus dem Musikleben Italiens. Von **F. Sieber.** — Die Schönheit der Natur. — A. von Humboldt's „ungenau beobachtete Thatsache". — Die Frauen. — Eine leidige Thatsache. — Die Natur und die Kunst. — Der Mesmerismus und „Jungfer Paradis" in Wien. — Zeichen der Zeit. — Das Erste und das Zweite. — Die Gegenständlichkeit des Ichs. — Zur Kunst des Erzählens. — Joseph von Oestreich und Friedrich von Preußen. — Ein Brunnenort vor zweihundert Jahren. — Die Chemie und die Mechanik. Von Professor **Schödler** in Worms. — Der Abendberg im berner Oberland.

Leipzig, im Juli 1853. **F. A. Brockhaus.**

Zur orientalischen Frage.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das türkische Verhängniß und die Großmächte.

Historisch-politischer Beitrag von **Franz Schuselka.** 8. Geh. 20 Ngr.

Eine Schrift aus der Feder des bekannten östreichischen politischen Schriftstellers **Schuselka** über die **orientalische Frage**, unbedingt die wichtigste Frage des Augenblicks. „Mit historischer Begründung einen Beitrag zu liefern zur Beurtheilung der jetzt oder in nicht ferner Zukunft unvermeidlich bevorstehenden orientalischen Katastrophe, zur Erwägung der dabei voraussichtlichen Eventualitäten, zur Prüfung aller dahin zielenden Rechte, Ansprüche und Anmaßungen, dies ist die Aufgabe dieser Schrift; sie will nicht dem Augenblicke dienen, sondern, gestärkt durch Blicke in die Vergangenheit, die Zukunft erkennen." Es ist somit keine die letzten, schon durch die Zeitungen bekannten Ereignisse erzählende Broschüre, sondern eine ruhige und gründliche Beleuchtung der einschlagenden Verhältnisse, die deshalb von Allen gelesen zu werden verdient, die sich über die voraussichtlich noch längere Zeit die politische Welt in Spannung haltende Zeitfrage unterrichten wollen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 31.** 28. Juli 1853.

Das Proletariat von sonst und jetzt.

Unromantische Blicke auf den angeblichen Wohlstand im Mittelalter.

Von

Karl Seifart.

Die Autorität der Tradition legt dem romantischen Geschichtsforscher eine Binde um die Augen, die ihn nicht nur verhindert, die Entwickelung der Menschheit zu sehen, wie sie in der That gewesen, sondern die ihm auch das Blut ins Gehirn treibt, sodaß er in seiner Dunkelheit allerhand wundersame Gestalten und Erscheinungen zu erblicken meint, die er uns dann seinerseits wieder mit der prätentiösen Foderung vorführt, sie für ebenso viel wirkliche und richtige Anschauungen der Vergangenheit zu nehmen. Und nicht blos über diese breitet der Nebelschleier der romantischen Geschichtsbetrachtung sich aus, sondern auch die Gegenwart richtig zu erkennen und nach ihren wesentlichen Eigenschaften zu würdigen, wird der Historiker dadurch verhindert. Die Binde des Vorurtheils wird ihm zum Nessusgewand, das ihn in selbstmörderischer Wuth gerade gegen Dasjenige aufstachelt, was ihm das Nächste sein sollte und das Befreundetste: gegen die Zeit, in der er selber lebt, gegen das Geschlecht, dem er angehört, gegen die Bildung, die ihn umgibt und trägt. Da ist in der Vergangenheit Alles

licht und herrlich, während die Gegenwart geschildert wird als ein Abgrund von Verlorenheit und Irrthum; Zustände und Sitten, welche die moderne Zeit als längst überwundene Entwickelungsmomente früherer barbarischer Epochen mit Recht von sich abgeschüttelt hat, werden mit einem künstlichen Heiligenschein umgeben, während man sich blind stellt für die augenscheinlichsten und unleugbarsten Fortschritte der Gegenwart, ihre natürlichen und unvermeidbaren Mängel aber als etwas ganz Unerhörtes, noch nie Dagewesenes mit den schwärzesten Farben auszumalen liebt.

Als ein solches noch nie dagewesenes, nur der Neuzeit angehöriges Uebel ist von Seiten jener romantisirenden Historiker namentlich das Proletariat bezeichnet worden. Wollte man ihnen Glauben schenken, so hätte es in den glücklichen Zeiten des Mittelalters, den Zeiten der Klöster und des Faustrechts, entweder gar kein Proletariat gegeben oder doch wenigstens kein so zahlreiches, so demoralisirtes wie jetzt: und auch die Gegenwart hätte dasselbe nicht hervorgebracht, wenn sie nicht so „glaubensleer", so „materialistisch", so „selbstsüchtig" wäre. Ja dermaßen hat diese Geschichtsanschauung sich verbreitet und so hat sie, durch das Ansehen einiger berühmten Namen getragen, sich der allgemeinen Stimmung bemeistert, daß selbst eine Partei sich ihr angeschlossen hat, die übrigens auf völlig verschiedenem Boden steht und jede sonstige Gemeinschaft mit der Romantik aufs allereifrigste ablehnen würde — ich meine die Krähwinkeldemokratie der letzten Jahre, deren Heldenthum nur auf der Zunge saß und die dann ebenfalls, ganz übereinstimmend mit jenen mittelalterlichen Historikern, ein ungemeines Vergnügen daran fanden, in Volksversammlungen und Zeitungsartikeln die beweglichsten, bausbackigsten Declamationen loszulassen über die zunehmende Verarmung, über das alle bisherigen Erfahrungen übersteigende Elend der arbeitenden Classen und die daraus folgende Nothwendigkeit, sich mit Gewalt gegen die „Blutsauger" und „Fettbäuche" zu „erheben" und „ein Ende zu machen" mit einer Ungerechtigkeit und einer Bedrückung, wie sie noch niemals so arg bestanden. — An jenen Klagen und diesen Drohungen ist nur Das wahr, daß das heutige Proletariat allerdings (wenn wir diesen der demagogischen Rhetorik und ihren Uebertreibungen angehörigen Ausdruck uns einmal wollen gefallen lassen) drohender geworden ist, als das stupide Proletariat des Mittelalters es war. Das Proletariat unserer Tage ist drohender geworden, nicht durch seine größere Zahl oder sein größeres Elend, sondern durch die mehr und mehr sich zu Bewußtsein und Selbstgefühl verklärende Ahnung von der vernünftigen Gleichberechtigung, welche die Menschenwürde verlangt und die daher auch ihm zubestimmt ist. Was im Mittelalter nur die dunkle Ahnung, der geheime, zaghafte

Gedanke einzelner bevorzugter Geister war, das ist jetzt selbstverständliche Ueberzeugung der Massen geworden — ist es geworden dadurch, daß die gebildeten Völker Europas sich losgerungen haben von Kutte und Panzer, diesen Raupenhäuten der Menschheit. Nicht erst in der neuern Zeit ist jene Menschenclasse entstanden, mit deren gedrücktem Schicksal unsere besten Köpfe sich jetzt so eifrig beschäftigen und deren Noth von allen edleren Herzen so innig mitempfunden wird; auch ihr Elend ist nicht erst jetzt entstanden, noch hat es sich vergrößert oder zugenommen: sondern was in neuerer Zeit entstanden ist, das ist die Humanität, das ist das Mitgefühl, das uns Auge und Herz geöffnet und uns zugänglich gemacht hat für die Leiden und Bedürfnisse unserer Mitmenschen. Das Uebel selbst war längst da und sogar noch in schlimmerm Maße als jetzt, es war nur Niemand da, der sich darum kümmerte; nicht das Elend ist größer geworden, sondern das Mitgefühl; nicht die Proletarier haben sich vermehrt, sondern die Zahl Derer ist gewachsen, die sich für die Noth ihrer Umgebung interessirt und derselben abzuhelfen und ihre Quellen zu entfernen suchen. — Auch das Mittelalter war wohlthätig, ganz gewiß, seine Wohlthätigkeit hatte sogar etwas Kolossales: aber es war ein Fanatismus, eine blinde Exaltation, der es weit weniger um Den zu thun war, der empfing, als um den Geber selbst. Die Wohlthätigkeit des Mittelalters hatte ihre Wurzel nicht in Vernunft und Humanität, sondern in Fanatismus und abergläubischer Speculation; war ja doch Almosengeben ein sicherer Weg zum Himmel, ließen sich ja doch durch Freigebigkeit und milde Werke alle möglichen Sünden abbüßen und war ja doch dem frommen Geber hundertfältige Erstattung seiner Gabe verheißen. — Daher vermehrte man das Uebel auch nur und half durch unverständige und zwecklose Gaben das Proletariat nur immer weiter ausbreiten; wer gleich der heiligen Elisabeth so lange und in solchem Maße gibt, daß er sich und Andere damit ruinirt, ist kein Wohlthäter mehr, sondern ein Uebelthäter.

Hätte man nun bedacht, daß eine so kolossale und maßlose Wohlthätigkeit, wie sie im Mittelalter allerdings geübt worden ist, doch nothwendig ein entsprechendes Object der Bethätigung haben, daß also mit andern Worten dieser ungeheuren Freigebigkeit auch nothwendig ein ebenso ungeheures Elend gegenüber stehen mußte: so hätte dies allein schon hinreichen müssen, Zweifel zu erwecken gegen die Lobsprüche, mit denen man den vermeintlichen Wohlstand des Mittelalters übrigens feierte, ebenso wie gegen die Klagen über zunehmende Verarmung und Verschlechterung der Massen, die man der Gegenwart im Vergleich mit frühern Epochen in die Schuhe schob. Allein auch davon abgesehen, waren die socialen und sittlichen Zustände des Mittelalters, mit un-

parteiischem Auge betrachtet, überhaupt von der Art, daß sie die Massen nothwendig in der Knechtschaft der Armuth erhalten und sogar noch immer tiefer in dieselbe herabdrücken mußten. Denn um nur einiges Dahingehörige hervorzuheben — was war es, wodurch die herrschenden Stände, Adel und Geistlichkeit, ihre Macht wesentlich gewonnen hatten und noch immer verbreiteten? Es waren Expropriationen der großartigsten und gehässigsten Beschaffenheit. Schon im frühern Mittelalter zwang der sich mehr und mehr geltend machende Feudalismus Freie von geringerm Besitz, ihr freies Eigenthum als Lehn zurückzunehmen oder auch nach faustrechtlicher und eroberungsrechtlicher Besitznahme wol ganz darauf zu verzichten. Noch ausgedehnter und bis in die untersten Schichten greifend expropriirte die Geistlichkeit, welcher der Aberglaube der Zeit Reichthümer opferte, um Almosen zurückzuempfangen. Unermeßlich ist die Zahl der auf uns gekommenen, von Fürsten und Begüterten den Klöstern ausgestellten Schenkungsurkunden über Besitzungen, welche in der Regel ausdrücklich als ganz oder theilweise schon cultivirt erwähnt werden. Das ärmere, durch zahllose Frohnden, Gülten und Zehnten den Wohlstand des Adels und der Klöster bereits vermehrende Volk, welches keine Ländereien zu verschenken hatte, entäußerte sich im Fanatismus der Wohlthätigkeit weit über seine Kräfte hinaus der geringen Reste seines Eigenthums und schleppte die mit sauerm Schweiß gewonnenen Naturalien unermüdlich ins Kloster oder legte sie, was auf Eins hinauskam, zu den Füßen der Mutter Gottes und der Heiligen nieder. Weit entfernt jedoch, daß diese Freigebigkeit die Empfänger befriedigt hätte, stachelte sie vielmehr die Habsucht derselben und ließ sie kein noch so schlechtes Mittel verschmähen, um dem verarmenden, aber gläubigen Volke noch immer mehr auszupressen. Namentlich wurden auch die Schreckmittel, welche die damaligen religiösen Vorstellungen an die Hand gaben, zu erbschleicherischen Zwecken gemisbraucht, um Unglückliche und Sterbende, unter Benachtheiligung ihrer eigenen Familien, zu Schenkungen an die Geistlichkeit zu veranlassen. — Durch diese und ähnliche Mittel schufen die Klöster des Mittelalters, der Mehrzahl nach Sitze des schwelgerischsten Wohlstandes, rings um sich her Abhängigkeit und Armuth; durch unbedachte und unzulängliche Gaben, die den Empfänger nie von der Armuth frei machen, ihn immer nur im Bewußtsein seiner Abhängigkeit erhalten sollten, förderten sie die Bettelei und schufen damit eine Proletarierkaste von einer Stupidität und einer sittlichen Verworfenheit, von der man heute höchstens nur noch an besuchten Wallfahrtsorten schwache Abbilder findet. Auch jene Verbindungen von Bettelei und Gaunerei, jene falschen Krüppel ꝛc., die noch heutzutage hier und da die Wohlthätigkeit der Privatleute brandschatzen und die man uns gar

zu gern als Producte der „raffinirten", „verlogenen" Neuzeit aufreden möchte — auch sie gediehen in diesen Bettlerschulen der Klöster bereits ganz vortrefflich. In Schreiber's „Historischem Taschenbuch" für 1839 werden aus einer alten handschriftlichen Chronik nicht weniger als zwanzig verschiedene Arten von Bettlern und Gaunern des 15. Jahrhunderts aufgezählt, welche sämmtlich die empörendste und ekelhafteste Herabwürdigung des Menschen zeigen. Darunter waren z. B. die „Grantener", „die mit dem Schume umbgond, wenn die sehend daß man den Segen giebt in der Kelchen, es sy Obend oder Morgens so man gesungen hat; so nemen sy Seiffen in den Mund und stechen sich in die Naselöcher mit einem Halme, daß sy blutend und schumend werden, und fallend dann vor den Lüten nider als ob sy den Siechtagen haben." Und das ist noch eine der ästhetisch erträglichsten Arten; man muß die Chroniken weiter durchblättern und muß auch die bildlichen Darstellungen studiren, die uns von den Bettlern des Mittelalters erhalten sind, um sich danach einen Begriff zu machen von den scheußlichen, heutzutage fast unsagbaren Mitteln, mit denen dieselben das Mitleid ihrer Zeitgenossen rege zu machen suchten und im Vergleich mit denen die listigsten Einfälle und Ränke unserer heutigen Hochstapler nur wahre Kinderspiele sind.

Rechnet man dazu nun noch den Zuwachs, den die Bettlerhorden durch Solche erhielten, die sich durch den eben besprochenen Wohlthätigkeitsfanatismus selbst um das Ihrige gebracht, sowie die schier unzähligen Feiertage, Wallfahrten und andere Gelegenheiten, durch welche die Arbeitskräfte der Nation vernichtet und also ihr Wohlstand und ihre Blüte geschmälert wurden, wie sich dies Letztere noch heute bei der Vergleichung protestantischer und katholischer Länder zeigt — so wird wol Niemand sein, der unser obiges Gemälde der Uebertreibung beschuldigen möchte. —

Nun aber treten zu diesen, hauptsächlich dem Feudalismus und der Hierarchie entspringenden Ursachen der Verarmung und des Elends im Mittelalter noch einige andere, die aus der allgemeinen Barbarei der damaligen Zustände ebenfalls mit Nothwendigkeit hervorgingen. Die mit schonungsloser Grausamkeit und Vernichtungswuth geführten Kriege und unaufhörlichen Fehden, sowie die ritterlichen Räubereien griffen überall zerstörend in das Eigenthum und verursachten eine allgemeine Unsicherheit des Besitzes, die selbst durch die schützenden Mauern der aufblühenden Städte nicht immer gehoben wurde. Ja im Schoos der Städte selbst tritt die rohe Gewalt des Faustrechts zerstörend auf und zwar in einem solchen Maße und mit solcher Wuth, daß ganze Stadttheile durch die eigenen Bürger habsüchtigerweise zerstört wurden. So kam noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der damals mächti-

gen Hansastadt Hildesheim eine grauenhafte, in unserer Zeit undenkbare That vor. Eine Colonie fleißiger Flamländer hatte dort eine Vorstadt gegründet und sich durch Weberei und kaufmännische Geschäftsthätigkeit einen ziemlichen Wohlstand erworben. Eines Morgens fielen die eifersüchtig gewordenen Hildesheimer aus bloßem Brotneid über die unglücklichen Ansiedler her, ermordeten Alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, verschonten, wie der Chronist berichtet, weder den Priester vor dem Altar noch das Kind in der Wiege und brannten die ganze Colonie bis auf den Grund nieder! — Auch waren es besonders die Städte, in denen die harte, pedantische Criminalrechtspflege die Ursache zahlreicher Verarmungen wurde, namentlich durch die Verbannungsstrafen, die damals sehr beliebt waren und die den Vermögensstand der ins „Ellend" (Fremde) Getriebenen dann allemal aufs tiefste erschütterten oder auch wol ganz zerrütteten. Es gab Verbannungen auf Lebenszeit, auf gewisse Jahre, auf Monate, oft um der geringfügigsten Ursachen willen. So wurde in Nürnberg „Michael Schmauß und seinem Weib auf etliche Monat die Stadt verboten, weil sie gegen die Ordnung zu viel Leute auf ihre Hochzeit geladen." Ebendaselbst ist 1407 „etlichen Pfragnern die Stadt auf ein Jahr verboten, weil sie die Stockfisch nicht gehörig gewässert". Solche Erkenntnisse, den ruhigen Bürger um der thörichtsten Ursache willen aus Besitz und Arbeit herausschleudernd, konnten denn freilich nichts anders als ein Geschlecht von Landfahrern erzeugen, das zu jedem Schelmstück bereit war und durch welches das Proletariat jener Zeit einen höchst bedenklichen und allerdings drohenden Zuwachs erhielt. Denn wenn diese Exilirten auch nur selten politische Bedeutung hatten, so wurden sie desto gefährlicher durch die unmittelbaren räuberischen Eingriffe, die sie sich in das Eigenthum Anderer erlaubten. Theils zwang die Noth die „Ellenden", sich durch Raub und Gaunerei das Leben zu fristen, theils wurden sie, aus Grimm über die harte und ungerechte Behandlung, die ihnen widerfahren, zu rachsüchtigen „abgesagten" Feinden ihrer Vaterstadt und jeder gesetzlichen und staatlichen Ordnung überhaupt. —

Dazu aber fehlten damals alle jene wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalten, die heutzutage den Wohlstand befördern, sichern und ausbreiten. Keine Assecuranzgesellschaften (ganz vereinzelte ähnliche Institute, wie sie z. B. Beckmann in seiner „Geschichte der Erfindungen" anführt, können hier nicht maßgebend sein), entschädigten für die Verheerungen der Feuersbrünste, die bei der engen, winkligen Bauart und der überwiegenden Bedachung von Schindeln oder Stroh sich zu einer heute unmöglichen Furchtbarkeit ausdehnten. Es wird von Bränden erzählt, nach welchen man vom Markte aus zu allen Thoren der Stadt zugleich hinaussehen konnte. Solche gewaltsame plötzliche Zerstörungen des Besitzes

erklären dann allerdings die im Mittelalter so beliebten Geschichten von steinreichen Leuten, welche urplötzlich an den Bettelstab gekommen, von früher hochangesehenen Burgemeistern, die „mit einem Bettelsack ostiatim gingen" und was sonst Aehnliches in alten Sagen und Geschichten umgeht. — Auch die häufigen Seuchen, die schaudererregenden Hungersnöthe, die Ueberschwemmungen und ähnliche öffentliche Calamitäten bringe man in Anschlag und frage sich dann, ob unter solchen Umständen die Gemeinden, Gilden und Aemter wol wirklich im Stande gewesen, durch Wohlthätigkeitsanstalten der verschiedensten Art, durch Hospitäler, Siechen- und Pesthäuser ꝛc. eine zureichende Abhülfe zu beschaffen. Gesetzt selbst, es hätten ganze Kasernen zur Aufnahme der Armen, Siechen und der „ellenden Pellgreme" (fremden Wallfahrer) bestanden — was wären die Kasernirten denn gewesen, wenn nicht eben ein abhängiges, lediglich auf die Gnade Anderer angewiesenes Proletariat? Und wer wird danach zu zweifeln wagen, es sei denn einer jener vorsätzlich Blinden, von denen wir im Eingang sprachen, daß das Proletariat früher sogar noch weit zahlreicher, weit elender gewesen als jetzt?

Sogar der statistische Nachweis dafür läßt sich führen, ja er ist bereits geführt, wenigstens seinen Anfängen nach, in einer fleißigen und verdienstvollen Abhandlung in Arndt's „Germania" (Jahrgang 1852) von Landau, auf die wir den Leser hiermit verweisen, indem wir hier nur den Schlußsatz mittheilen, zu welchem der Verfasser als Resultat seiner statistischen Forschungen gelangt (a. a. O. S. 627:) „Nur der Blinde (sagt er) oder Der, welcher nicht sehen will, kann noch an ein Rückschreiten glauben, alle unsere Zustände haben sich im Allgemeinen gebessert und sind noch immer in einem sichtlichen Fortschreiten begriffen. Die Sorge um ein mehr und mehr zunehmendes Proletariat beruht auf einer Täuschung, auf einer Unkenntniß der alten Zustände."

Und dieser Ausspruch findet seine Bestätigung bei einem Historiker der Neuzeit, der sich durch seine schöpferische, vorurtheilslose Geschichtsschreibung die lebhafteste Anerkennung der ganzen Welt erwarb und dessen Name allein schon ein ganzes Heer romantischer Träumer aufwiegt: Macaulay. Wir können unsere culturhistorischen Andeutungen nicht passender schließen als mit den auch von Landau angeführten Worten dieses, einem Hume und Gibbon sich würdig anreihenden Mannes. „Je sorgfältiger (heißt es bei ihm) wir die Geschichte der Vergangenheit untersuchen, desto mehr Grund werden wir finden, von Denen abzuweichen, die sich einbilden, unser Zeitalter sei an neuen socialen Uebeln fruchtbar gewesen. Das Wahre ist, daß die Uebel mit

kaum einer Ausnahme alt sind. Was neu ist, das ist die Einsicht, die sie erkennt und die Humanität, die ihnen abhilft."

Westfälische Skizzen.

V.

Ganz abweichend vom paderborner Lande sowol als vom Münsterlande ist das Sauerland oder Herzogthum Westfalen. Es ist ein echtes Gebirgsland und sein Volk ein rechtes Handelsvolk. „Das ist mir ein saures Land geworden", soll Karl der Große gesagt haben, als er es den alten Sachsen abgenommen hatte. Mag nun der Name sich auch vom alten „Süderland" herschreiben, jedenfalls ließ sich das Land mit seinen Schluchten und Bergpässen gut vertheidigen. Es bietet, Gletscher und Seen ausgenommen, Schönheiten und Wechsel eines Hochlandes dar: alle liebliche und lachende Flußthäler, dunkle Waldgründe, finstere Felsenpartien, Wasserfälle, weite Höhlen und Felsgrotten, hochrauschende Bergwälder und Berghaiden und einsame Bergkuppen, welche nur von Wolken und Habichten umstreift werden. Die alte Reimchronik von Altena sagt recht hübsch:

Man sieht hier lauter Berg und Thal,
Die Bäume stehn hier ohne Zahl,
Das schönste Wasser quillt herfür,
Die meisten haben es vor der Thür.
Und wenn es kommt in die Maienzeit,
Sieht man hieran seine Lust und Freud',
Die Bäume die blühen, die Vögel singen,
Daß es thut in Berg und Thal erklingen.
Es gibt hier Vögel mancherlei,
Feldhühner sind auch wol dabei,
Hirsche, Rehe und wilde Schwein'
Sind mehr als uns beliebig sein.

Das Hochwild ist freilich jetzt selten geworden, aber die alten Bergwälder rauschen noch, das Felsgestein starrt und die unzähligen Flüßchen springen und plätschern noch. Ein Jäger kann sich kein herrlicheres Jagdgebiet wünschen, Hasen, Reb-, Birk- und Haselhühner, und allerlei Arten von Habichten und Eulen sind in Menge vorhanden, auch die Auerhähne fehlen nicht. Die Dörfer und Städte im Sauerlande sind meist schmuck und reinlich gebaut, am ärmsten im hohen Sauerlande, das noch an das Paderbornsche und Waldecksche grenzt; je weiter man die Ruhr, Senne und Möhne hinunter kommt, desto freundlicher sieht Einen das Land an. Wenige Dörfer, die tief

im Gebirge liegen, haben ein verfallenes und düsteres Aussehen, alles Andere hat sich in etwas auf städtischem Fuße eingerichtet.

Mag man nun vom Paderbornschen, Waldeckschen oder Hessischen ins Sauerland kommen, gleich bemerkt man einen Abstich von gefälligern Menschen. Der Sauerländer, auch der ärmere, besitzt der Regel nach einen Anstrich von Bildung, weiß sich zu benehmen und hat eine immer flügge Rede. Schlau sind sie alle wie die Dohlen, praktische Köpfe, greifen gleich zu wo ein Gewinn in Aussicht, und wissen aus Dingen Geld zu machen, an die kein Anderer denkt. Ackerbau und Viehzucht ist der Hauptnahrungszweig, daneben aber Kleinhandel aller Art, Bergbau und Fabrik. Im östlichen Theile, wo das Hochgebirge aufragt und weite unfruchtbare Strecken sind, denen nur der fleißigste Anbau etwas Korn abgewinnt, leben viele Dörfer recht dürftig. Dort sind die Hausirer und Bergleute zu Hause; die Erstern ziehen oft in ganzen Truppen aus auf weite Reisen, selbst bis über Deutschland hinaus. Im westlichen Sauerland, wo die hübschen Flußthäler sich winden, ist Ackerbau und Viehzucht einträglich und dort auch das Fabrikvolk rüstig an der Arbeit. Im obern Sauerlande, wo überhaupt das Volk roher ist und wie im Paderbornschen der Glaube an umhergehende Seelen von Abgestorbenen, an Hexen und Besprechen nicht abstirbt, hat sich auch die religiöse Frömmigkeit angesiedelt, jedoch ohne Kopfhängerei; im untern Sauerlande gehen auch in Religionssachen die Gedanken freier spazieren. Der Sauerländer hat eine starke Grundlage von Eigennutz, wenn er aber einmal für eine Angelegenheit eingenommen ist, kommt es ihm auch nicht darauf an, etwas dafür zu thun und herzugeben. Er hat Muth und Ehrgefühl, seine Leidenschaften und Neigungen sind indessen mehr sprunghaft von Einem zum Andern, als stark. Die Sauerländer lieben ihr Land sehr, und jede Familie hängt durch Verwandtschaft und Freundschaft mit einer Menge anderer zusammen, welche durch das ganze Land hin zerstreut wohnen. Auf eine gastliche Aufnahme kann jeder nur obenhin Bekannte oder Empfohlene rechnen. Das eigentliche Stillleben, welches überall in Westfalen anheimelt, ist im Sauerlande zwar im geringern Grade zu Hause: aber das Heimweh treibt seine Söhne dennoch manchmal aus weiter Ferne zum Besuche der Berge und Auen der Kinderspiele und des stillen Kirchhofs. Die Lust, sich in der Fremde zu versuchen, steckt im Sauerländer vorzugsweise. Früher gaben sie eine Menge Beamte an das Erzstift Köln ab, jetzt an Preußen, und das muß man ihnen lassen, sie wissen sich auch in der Fremde gescheit und auf festem Fuß einzurichten. An Leibesgestalt sind die Sauerländer groß und kräftig und nach den Delbrückern wol die längsten Leute in Westfalen.

Ihr Land hat eine ziemliche Anzahl von kleinen Städten und Dör-

fern, welche Städtchen gleichen, und darin haben immer einige wohlbegüterte Gewerker und Handelsleute ihren Sitz. Adelige Familien gibt es in diesen Bergen wenige, sie betheiligen sich hin und wieder an Fabrikunternehmungen. Der Sauerländer macht über seinen Adel den Witz: der Teufel sei mit einem Sack voll Adeligen über die Lenne geflogen, habe einige zwischen den Bergen, mehr aber in der Mark fallen lassen, über dem Münsterlande aber sei der Sack geborsten und alle heruntergefallen. Das paderborner Landvolk drückt seinen Haß gegen die Adeligen dadurch aus, daß es die Sage vom Fegefeuer der westfälischen Adeligen erfand und mit einem schaurigen Vergnügen an der Pein, welche besagte Herren dort erleiden sollen, wieder und wieder erzählt. Brilon ist die alte Hauptstadt vom obern Sauerlande, erhebt sich aber nicht viel über das Kleinstädtische und hat seine derbe Grundsuppe. Wenn aber hier von Kleinstädtern die Rede ist, so ist das nur ein Vergleich unter den Kleinen: denn in Westfalen gibt es überhaupt nichts modern Großstädtisches, auch Münster ist noch weit davon ab. Arnsberg, die Hauptstadt des Regierungsbezirks, ist in seinen vornehmern Kreisen eine Beamtencolonie, welche nicht auf westfälischem Boden gewachsen ist, und legt sich auf einen feinen, jedoch ziemlich nüchternen Ton. Es galt früher als eine Normalschule für Gerichts- und Verwaltungs-Referendarien, weil sie dort nur loyalen und anständigen Beamtengeist einathmeten. Die Umgebung von Arnsberg ist reizend, aber weil man davon allein nicht leben kann, so bedarf die Stadt noch des wöchentlichen Proviantwagens von Soest. Meschede in seiner hübschen Lage, mit seiner freundlichen kleinartigen Geselligkeit ist ein nettes Abbild für die vielen übrigen Städtchen des Sauerlandes. Rüthen, im Mittelalter eine angesehene Handelsstadt, dessen Stadtrecht weithin bewidmet wurde, zeigt jetzt ein so charakteristisches Bild einer verfallenen Stadt, wie man es nur irgendwo sehen kann.

Vom Sauerländischen und Paderbornschen ist mehr als zur Hälfte umschlossen das Waldeckſche. Es ist von einem Volksschlag bewohnt, in welchem der Charakter der Paderborner mit dem der Sauerländer gemischt ist, und zwar mit etwas fränkischer Zuthat. Das Westfälische ist darin noch überwiegend, doch spielt bereits etwas Lebhafteres hinein. Von Körper sind die Waldecker groß und stark, ohne gerade schwerfällig zu sein. Sie sind lustiger, aber auch weichlicher als die Sauerländer, jedoch bessere Haushälter als die Paderborner. Es gibt in ihrem Ländchen, welches gebirgig ist wie das obere Sauerland, viel Armuth, aber sie suchen sich mit Ehren durchzuschlagen, wie es eben geht, und wenn sie auch ihr Brot als Fuhrleute oder Kleinhändler auf fernen Landstraßen verdienen sollen. Was dagegen die Volksbildung und namentlich die politische Bildung betrifft, so steht sie, die

hübsche kleine Residenz Arolsen ausgenommen, um einige Grade tiefer, als sonst gewöhnlich in solchen kleinen Fürstenthümern, deren einfacher Haushalt sich leicht überschauen läßt, der Fall ist. Das Waldecksche war von jeher ein Ländchen, von dem man so wenig hörte als wäre es verschollen in Deutschland. Es ist ein eigenes Leben in einem solchen Städtchen; der Minister ist wie ein Bürgermeister, der nicht blos seine Schreibstube, sondern auch das Land kennt wie seine Tasche. Familien und Persönlichkeiten entscheiden im Kleinen hier mehr als in größern Staaten, und in den Hauptsachen muß zuletzt die Regierung sich doch halbwegs mit dem Volke vertragen. Neue Leute können zu Amt und Ehren nur schwer aufsteigen, sie gehen ins Ausland, dessen Grenzen sie vor dem Mittagsessen erreichen können. Das kleine Waldeck aber kann stolz sein auf seine Söhne, welche es ausgeschickt hat, es sind Männer darunter wie Rauch, Kaulbach, Bunsen.

Zur preußischen Provinz Westfalen wird auch das Siegerland gerechnet, welches sich an das Südende des Sauerlandes ansetzt. Doch tritt darin westfälische Sprache und Sitte hier entschieden gegen die fränkische zurück. Das reizende Ländchen ist von aufgeweckten Leuten bewohnt, welche mit rührigem Geschick sich ihr kleines Hauswesen zurecht zimmern. Tritt Einer aus dem Siegerlande in ein Wirthshaus, so trinkt er stehenden Fußes sein Glas und geht wieder weg, ein echter Westfale setzt sich jedesmal erst zum behaglichen Trinken fest.

VI.

Wir wenden uns nun zu den protestantischen Landestheilen. Westfalen ist da protestantisch geblieben, wo kein mächtiger katholischer Kirchenfürst die alte Kirche wieder mit Gewalt zur herrschenden machte. Doch haben sich in den größern protestantischen Städten fast durchgängig bedeutende katholische Gemeinden seit alter Zeit her erhalten, während umgekehrt die Protestanten im Münsterschen, Paderbornschen und im Herzogthum Westfalen erst aus neuern Einwanderungen sich herschreiben.

Das protestantische Westfalen erscheint nüchterner als das katholische, die Gegend ist, mit Ausnahme der Gegenden an der Ruhr, Sieg und Weser, weniger charakteristisch, und vorwiegend Ackerfläche. Auch größere Waldungen finden sich nur noch am Teutoburger Walde und an der Weser. Das Volk ist im Allgemeinen gebildeter als im Paderbornschen, im Münsterlande und obern Sauerlande, es besorgt ruhig und verständig seine Geschäfte, und wenn es nicht so stark ausgeprägte Liebe zu seiner Heimat hat, wie man sie in den vorbezeichneten Strichen findet, so läßt es sich auch in seinem Sinnen und Denken weni-

ger durch den Horizont seiner Heimat umschränken. Man hört unter ihm viel weniger von Spuk- und Zaubergeschichten, obwol hier und da der Pietismus zu Zeiten auch den Gottseibeiuns wieder auf die Bühne führt. Vorgeschichtenseher, „Wirker", gibt es indessen da ebenfalls, obwol lange nicht so viel davon gesprochen wird als im münsterschen Flachlande, ihrem Hauptsitze. Bemerkenswerth ist aber, daß diese Naturgabe in unsern Tagen mehr und mehr erlischt. Unzweifelhaft rührt dies daher, daß der scharfe und praktische Geist der Gegenwart die Menschen aus dem stillen Hinbrüten, den Geist aus seiner träumerischen Einkehr in sich selbst und in das Naturleben herausreißt und ihn nöthigt, sich anzustrengen auf das nächst vor ihm Liegende, was klar zu überblicken ist. Noch aber besteht durch ganz Westfalen jene unheimliche Naturgabe, welche Annette von Droste-Hülshof so treffend in jenem Gedichte geschildert hat, welches anhebt:

Kennst du die Blassen im Haideland
Mit blonden flächsenen Haaren,
Mit Augen so klar, wie an Weihers Land
Die Blitze der Wellen fahren?
O sprich ein Gebet inbrünstig und echt
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

Die südwestliche Hälfte des protestantischen Westfalens besteht aus der Grafschaft Mark und den Bezirken von Soest und Dortmund. Der südlichere Theil dieses Landstrichs, die Ruhrgegend, ist das anmuthigste Gemisch von hellen Thälern und grünen Berghöhen. Reizendere Landschaften, als Limburg und Hohensyburg, gibt es nur wenige in Deutschland. Im Ganzen haben die Thäler einen sanften und lieblichen Anstrich, nur näher nach dem Sauerlande zu trifft man auf einige wilde Partien. Zwischen den Höhen und an den unzähligen Flüßchen wohnt ein kräftiges und gewandtes Geschlecht, Garten an Garten, Fabrik an Fabrik. Die Erze des Sauerlandes werden hier verarbeitet. Es ist eine der reichsten Gegenden auf der Erde. Aber von jenem Reichthum, welchen die Fabriken bringen, ist auch hier der düstere Gegensatz nicht ausgeblieben, das Elend und die unsichere Lage der Fabrikarbeiter. Der westfälische Fabrikarbeiter ist geschickt und hartnäckig fleißig, aber er macht sich auch gern einen lustigen Tag und noch einen langen blauen Montag hinterher, und er besteht trotzig und ungestüm auf Dem, was er für Recht hält. Der Iserlohner Aufstand im Frühling 1849 hat eigene Schlaglichter auf diese Bevölkerung fallen lassen. Die in Fabrikgegenden gewöhnliche Armuth aber wird hier dadurch gemindert, daß der Arbeiter, wo er es eben erschwingen kann, sich ein eigen Hüttchen und Gärtchen, oder doch ein Stückchen Land zu erwerben trachtet. Von dem losen Verhältniß der Geschlechter

untereinander, wie es unter englischen Fabrikarbeitern herrscht, zeigen sich auch hier schon Ansätze, können sich aber bei der Denkungsart des Volkes nicht ausbreiten. Am gedrängtesten ist das gewerbliche Treiben um Iserlohn und auf der Enneper Straße, wo Alles mit großen Geschäftsanlagen und niedlichen Wohnungen bedeckt ist. Schwelm, Hagen, Hardicke nehmen bereits den wohlhäbig städtischen Charakter von Elberfeld und Barmen an.

Der rege Gewerbfleiß reicht so weit als das Hügelland geht und strichweise auch noch in die Ebenen hinein, welche der Ackerbau in Beschlag genommen hat. In letztern findet sich die münstersche Hofwirthschaft neben geschlossenen Dörfern. Der Boden ist sehr fleißig angebaut, und eine rationelle Landwirthschaft findet hier am ersten Ausbreitung. Der Volksschlag ist mehr derb als hochgewachsen, und ohne hervorstechende körperliche Schönheit. Die „Schulten" oder „Meyer" auf ihren großen Ackerwirthschaften machen den Stamm der ländlichen Bevölkerung aus. Es gibt reiche Schultentöchter genug, die nicht blos mit Hut und Seide sich schmücken, sondern auch bessere Bildung genossen haben. An die großen Hofbesitzer lehnt sich die Menge der kleinen Grundeigenthümer und Tagelöhner, deren jedoch bei weitem nicht so viele sind als im Paderbornschen. In den kleinern Städtchen herrscht durchgehends ein viel regeres Leben als in den gleichgroßen Orten des katholischen Westfalens mit Ausnahme des untern Sauerlandes. Unter den größern Städten beginnt vorzüglich Dortmund sich zu heben, seitdem es der Mittelpunkt von Eisenbahnen geworden. In wenigen Jahren hat sich seine Bevölkerung um das Doppelte vermehrt. Dortmund hatte bisher nur sein überaus stilles Patriciat, welches nichts that, als den von den Vätern ererbten Besitz zu hüten, die Stadt war in kleinem Ackerbau und Kleinhandel verkommen; jetzt hat sich ein neuer Geist des Handels und Gewerbfleißes dort angesiedelt, der sie dem großen Verkehre wieder aufschließt. Die außerordentlich reichen Kohlenlager der Umgegend werden jetzt erst recht schätzenswerth. Soest aber, das altberühmte, trauert noch immer wie eine gesunkene Größe. Die vielen ärmlichen Häuser und die weiten Gärten innerhalb seiner Ringmauern deuten die Stellen an, wo einst die freiheitsfesten, handelsmächtigen Bürger ihre Wohnungen hatten. Der Kunstsinn, der im Mittelalter in allen größern westfälischen Städten, namentlich aber in Soest, in Blüte stand, lebt hier nur noch in verlassenen Denkmalen. Soest vor allem ist eine Stadt wie gemacht für den stillen Alterthumsforscher, er findet da seine Weide. Es ist auch ein Paradies für den kleinen Beamten, der dort, wo ihm nur Oekonomen, Kaufleute, die keine Großhändler, Gewerbtreibende, die keine Fabrikanten sind, gegenüberstehen, eine Rolle spielen kann. Hamm

dagegen, welches auch einen Theil von wohlhabenden Bürgerfamilien bewahrt hat, freut sich eines Appellationsgerichts, dessen Beamte angenehme Kreise bilden, die sich jedoch fast ebenso wie in Arnsberg gegen die übrige Bürgerschaft abschließen. Hamm hat aber auch in neuerer Zeit einen glücklichen Anlauf genommen, in kleinen Gewerben etwas zu leisten. In dieser Stadt fand im verflossenen Jahre das erste westfälische Musikfest statt, welches für den Anfang recht artig war und bedeutend werden kann, sobald alle westfälischen Städte, namentlich auch Münster und Paderborn, welche sich ausgezeichneter Kräfte in Bezug auf Musik erfreuen, ernstlich sich daran betheiligen. In Münster macht man jetzt einige Anstrengungen, die einheimische Kunst wieder zu fördern; läßt man darin nicht nach, so wird ein überraschender Erfolg nicht ausbleiben.

Bezeichnend für die genannten Städte der Mark ist aber, daß in keiner von ihnen ein lebhafter Buchhandel oder ein Tagblatt aufkommen kann. Die gäng und gäbe Zeitung ist dort die „Kölnische", deren Haltung auch am meisten den Ansichten und Wünschen der in der Mark bedeutenden Gesellschaftsschichten entspricht. Die „Elberfelder Zeitung" hat nur in den Fabrikdistricten Leser, im übrigen Westfalen kommt sie selten auf den Tisch. Die vor einiger Zeit in Elberfeld neugegründete „Rheinisch-Westfälische Zeitung" konnte als Absenker der „Neuen Preußischen Zeitung" in Westfalen keinen Boden gewinnen und Licht und Leben ging ihr so früh aus, daß sie spurlos wieder verschwand.

Literatur und Kunst.

Die „Christliche Dogmengeschichte" von Ludwig Noack (Darmstadt, Leske) ist, wie der Verfasser selbst sagt, nicht sowol für Gelehrte, als für Lernende, non coquis sed convivis, bestimmt. Namentlich für Studirende der Theologie, dann aber auch für das größere Publicum der sogenannten Gebildeten. So füllt sie eine wesentliche Lücke aus und hat ein unbestreitbares Verdienst. Denn es hat bis dahin an einer kurzen, lesbaren, einem weitern Kreise zugänglichen Behandlung der Dogmengeschichte ganz und gar gefehlt. Auch ist der Verfasser sicherlich durch sein mannichfach gerade in der Bearbeitung der Religionsgeschichte und Philosophie bewährtes Talent, durch seine geistige Versatilität wie durch die Lebendigkeit und Frische der Darstellung zur Lösung einer solchen Aufgabe besonders geeignet. Nichtsdestoweniger bleibt noch sehr Vieles zu wünschen übrig. Denn es fehlt nicht allein augenscheinlich an einem selbständigen und gründlichern Quellenstudium, sondern auch an eigenem Urtheil, an Gleichmäßigkeit der Behandlung, an wirklich genetischer Entwickelung. So werden nur zu häufig die wichtigsten Uebergänge, die

Bezeichnungen ganzer Epochen der Geschichte durch Excerpte aus Baur's, Baumgarten-Crusius' oder Meier's einschlagenden Werken gemacht und selten bringt es der Verfasser zu einer eigenen, scharfen, charakteristischen Auffassung. Die Ungleichmäßigkeit der Behandlung ist so groß, daß einzelne verhältnißmäßig sehr untergeordnete Streitigkeiten, die zufällig eine monographische Bearbeitung erfahren haben, wie z. B. die Lehre Amyraut's und seines Schülers Pajon, bis ins kleinste ausgesponnen werden (S. 320—28), während wir bei den bedeutsamsten Fragen, bei den folgenreichsten principiellen Gegensätzen, z. B. bei der Spaltung der beiden protestantischen Confessionen, ganz rathlos bleiben oder höchstens mit ein paar abstracten Formeln, einer vielleicht unendlich speculativen aber erschrecklich confusen Exposition aus C. Planck's „Weltalter" (S. 279) abgespeist werden.

Eine wahrhaft genetische Entwickelung vermissen wir durchgängig, am meisten aber da, wo sie am dringendsten gefodert wird: in der neuesten Dogmengeschichte seit der Reformation. Die Reformation selbst bleibt uns ein ganz isolirtes und in der That unerklärbares Factum, da sie in dem gewöhnlichen engen theologischen, oder was hier Dasselbe heißt, abstract-philosophischen Sinne („unendliche Subjectivität", „Entwickelung des Christenthums im Subject" und dgl. mehr) gefaßt wird, alle die realen Hebel der Reformation aber, die volksthümliche Bewegung, die humanistische und mystische Richtung außer Acht gelassen werden. So ist also wieder Reformation und protestantische Theologie identisch!! Demgemäß entwickelt sie sich, wie es scheint, ganz einfach aus den Schriften Luther's, Calvin's, Zwingli's, deren Lehren sich in den Symbolen der beiden Confessionen festsetzen. So kämen wir ganz leicht und ohne Kampf, wie es scheint naturgemäß, bei der formula concordiae an. Von dem gewaltigen Gährungsproceß der ersten 50 Jahre der Reformation, dessen geistloser Niederschlag nur die Concordienformel war, von der Bedeutung der schwärmerischen Sekten, der Wiedertaufe, der Antitrinitarier, der Socinianer erfahren wir so gut wie Nichts. —

Noch eine Ausstellung mögen wir hier nicht zurückhalten. Diese Dogmengeschichte ist noch viel zu sehr Das, was sie bis dahin immer war: nämlich einseitige Geschichte des dogmatischen Bewußtseins, der dogmatischen Controversen; sie ist noch nicht, was sie werden soll: Geschichte der Theologie, der theologischen Literatur. Die Ausbildung und Zuspitzung der einzelnen Dogmen, die Gegensätze und Streitigkeiten auf dem dogmatischen Gebiet haben ja ihre Basis und finden ihr Verständniß allein in den allgemeinen theologischen Bildungselementen der Zeit; abgelöst von ihnen sind sie ein caput mortuum, das für Niemand Werth und Interesse haben kann. Die bisherige Behandlung der Dogmengeschichte in ihrer unerträglichen, geisttödtenden Langweiligkeit ist eine Nachwirkung der orthodoxen Auffassung, nach welcher das Dogma von vorn herein fertig ist und in seiner Reinheit dasteht, in sich gar keine lebendige Entwickelung erfährt, sondern nur von dem Unglauben, der Kritik, der Häresie angegriffen wird. Durch die moderne, philosophische Theologie, welcher auch Hr. Noack angehört, ist nun freilich diese äußerste Roheit überwunden und die kritische Bewegung als inneres Moment in die Entwickelung des Dogma aufgenommen: aber es ist doch diese „innere, dialektische Bewegung des Dogma" immer noch ein sehr abstractes Ding, das nur durch die Manipulation des construirenden Philosophen zu Stande gebracht wird. Das

Dogma bewegt sich in der That nicht so, schwebt nicht so als selbständige Hypothese über den Köpfen der Theologen, macht auch nicht auf eigene Hand seine dialektischen Evolutionen, sondern ist das Product der verschiedenartigsten Factoren der Zeitbildung und kann nur im Zusammenhange zunächst mit dem Fortschritt der einzelnen theologischen Disciplinen, dann aber auch mit der ganzen Culturgeschichte, mit der Entwickelung der Vorstellungen und Sitten, der Künste und der Wissenschaften begriffen werden. Vor allen Dingen gilt dies von den Umbildungen der Theologie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, für welche gerade Das charakteristisch ist, daß die Absperrung der Theologie von dem freiern Geistesleben aufgehoben wird. — Wie sehr nun aber in dieser neuesten Dogmengeschichte auch nur die Beziehung auf die theologische Literatur, geschweige denn auf die profane, fehlt, mag daraus ersehen werden, daß die Fortbildungen auf dem Gebiet der Exegese, der Kritik, der Geschichtschreibung im 18. Jahrhundert kaum mit Einem Worte berührt werden, daß von Michaelis und Eichhorn eben nur der Name genannt, daß die Göttinger Schule der pragmatisirenden Historiker, Stäudlin, Spittler, Planck gar nicht erwähnt wird. Dahin gehört denn auch die völlige, in der That wunderbare Ignorirung der neuesten Tübinger Schule, die um so auffallender ist, je mehr der Verfasser ihr verdankt und je stricter er sich an die Resultate ihrer Forschungen anschließt. — Auf einzelne Berichtigungen und Ausstellungen mögen wir uns hier nicht weiter einlassen, nur erwähnen wollen wir, daß merkwürdigerweise unter den Schleiermacherianern Müller als Vertreter der praktischen (!) Theologie aufgeführt wird, daß auch Thiersch inmitten der Schleiermacher'schen Schule erscheint, dagegen Neander gar keiner namentlichen Berücksichtigung gewürdigt wird!! z.

„Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis)" (Leipzig, Brockhaus), genießt schon seit so viel Jahren einer solchen Verbreitung und wird von Gelehrten und Nichtgelehrten, von Juristen und Laien so gern gelesen, daß die Nachricht von dem Erscheinen eines neuen Bandes jedes mal das Signal gibt zu einer freudigen Bewegung im Publicum. Auch der kürzlich erschienene zwanzigste Theil wird ohne Zweifel wieder mit Heißhunger verschlungen werden, besonders da er neben andern interessanten Beiträgen auch die Erzählung eines Criminalfalls enthält, der nicht nur an sich zu den merkwürdigsten und verwickeltsten Fällen dieser Art gehört, sondern der auch ganz kürzlich erst, nach einer Reihe der seltsamsten und unerwartetsten Zwischenfälle, durch das Beil des Henkers zu blutigem Abschluß gebracht ward — wir meinen den Franz Schall'schen Raubmord (1849), der zu zwei verschiedenen malen vor den berliner Assisen zur Verhandlung kam und durch seine eigenthümliche Beschaffenheit sowie durch die Verschiedenheit der Ansichten, welche theils im Publicum, theils auch unter den Juristen darüber herrschten, gleich damals die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Der Herausgeber selbst bemerkt, daß dieser Proceß gewissermaßen epochemachend geworden ist für die Existenz der Geschworenengerichte in Preußen überhaupt. Man weiß, wie verhaßt diese Institution bei unsern

Bureaukraten und Reactionären noch immer ist und mit welcher Schadenfreude dieselben auf Alles lauern, was dazu dienen könnte, dieselbe in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Einige kurz zuvor gefällte Entscheidungen der berliner Geschworenen hatten — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe von uns völlig dahingestellt — in der That eine Misstimmung im Publicum hervorgerufen und schienen Denjenigen, welche die endliche Wiederherstellung des frühern Verfahrens noch immer nicht aufgegeben haben, ihren Weg nicht wenig zu erleichtern. Allein gerade der Verlauf dieses verwickelten und schwierigen Processes stellte das Ansehen der Geschworenengerichte vollständig wieder her; in dieser Angelegenheit, von der dunkelsten und geheimnißvollsten Beschaffenheit, bei der nach dem alten Verfahren eine Verurtheilung unmöglich, eine Freisprechung höchst wahrscheinlich gewesen wäre, bewährten die Vortheile der öffentlichen Verhandlung sich dermaßen, der schlichte, einfache Sinn der Geschworenen traf das Richtige mit solcher Sicherheit, daß die Widersacher des Instituts beschämt verstummen mußten, besonders da der Spruch der Geschworenen endlich auch noch in dem Geständniß des reumüthigen Verbrechers seine letzte und entscheidendste Bestätigung fand. Die Darstellung dieses Falles war mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden; doch hat der Herausgeber sich seiner Aufgabe mit einer Präcision und Klarheit entledigt, die nichts zu wünschen läßt und durch die auch dem unvorbereitetsten Leser ein klares und anschauliches Bild des Vorgangs sowie ein sicheres Urtheil über die Schuldfrage möglich gemacht ist. — Auch die übrigen Aufsätze sind sehr wohl gewählt und von großem, theils culturgeschichtlichen, theils psychologischen Interesse. In ersterer Hinsicht machen wir besonders auf die Aufsätze „William Prynne" und „Der Morgenstern der amerikanischen Freiheit" aufmerksam; beides sind Preßprocesse, also eine Gattung, die gerade für unsere gegenwärtigen Zustände von größter Wichtigkeit ist. In psychologischer Hinsicht zeichnet sich vornehmlich die schauerliche Geschichte vom Pfarrer Josef Schäffer aus (vom Jahre 1803), sowie „Ein Mörder seiner Mutter", die Geschichte eines sechszehnjährigen Knaben, der seine Mutter und sein erst wenige Monate altes Brüderchen ermordet — eine Geschichte, die sich erst vor wenigen Jahren im Königreich Sachsen zugetragen und die einen entsetzlichen Blick eröffnet in jene Abgründe sittlicher Verwilderung und Roheit, die nicht selten unter der glatten Oberfläche unsers modernen Lebens lauern und die durch unsere verkehrte Erziehung sowie durch die Verschrobenheit unserer öffentlichen Zustände sogar nur noch tiefer werden. — Die Herausgabe des „Neuen Pitaval" ist bekanntlich nach Hitzig's, des Mitbegründers, im Jahre 1849 erfolgten Tode von Hrn. Häring (Wilibald Alexis) allein übernommen worden. Ihm daher sagen wir unsern Dank für diese neue vortreffliche Gabe, indem wir zugleich wünschen, daß er sein verdienstliches, für die tiefere Kenntniß unserer Zustände so höchst wichtiges Unternehmen noch recht lange fortsetzen möge; daß das Publicum eher müde wird, den „Neuen Pitaval" zu lesen als er, daran zu schreiben, braucht er nicht zu fürchten. stl.

Wenige Schriftsteller haben sich in so kurzer Zeit einen so geachteten Namen und einen so ausgedehnten Leserkreis geschaffen wie **Ludwig Steub** durch seine „Drei Sommer in Tirol". Auch die „**Novellen und Schilderungen**", die er kürzlich in Stuttgart bei Scheitlin herausgegeben

hat, dürfen auf eine freundliche Aufnahme in der Lesewelt rechnen, wenn sie auch allerdings einigermaßen nur leichte Waare sind. Es sind meist ältere, schon früher gedruckte Arbeiten, kleine leicht hingeworfene Skizzen, zum Theil auch nur Fragmente von größern Sachen, welche der Verfasser später hat liegen lassen. Doch fehlt es unserer Literatur ja gerade an solcher leichten, dabei doch anmuthigen und gebildeten Lecture; auch athmet die vorliegende Sammlung, trotz ihrer leichtern Haltung, vollständig jene frische gemüthliche Stimmung und jenes liebevolle Verständniß für die Eigenthümlichkeiten eines bestimmten Natur- und Volkslebens, durch das sein Erstlingswerk sich auszeichnete, sodaß auch sie mit gutem Grund empfohlen werden darf. Unter den novellistischen Beiträgen ist besonders „Die Trompete, eine oberbairische Dorfgeschichte" hervorzuheben; der Stoff, allem Anschein nach einer wirklichen Begebenheit nachgebildet, ist für die Zustände jener Bevölkerung höchst charakteristisch, die Darstellung aber von einer sehr lobenswerthen Einfachheit und Natürlichkeit. Auch „Der Staatsdienstaspirant" ist recht gut erzählt; doch hätte er für den magern Stoff wol etwas kürzer gehalten werden sollen. Unter den Schilderungen finden wir mit Vergnügen die „Erinnerungen aus dem Etschland" wieder, welche das „Deutsche Museum" vor einigen Jahren brachte und die besonders über einzelne hervorragende Persönlichkeiten jener Gegend, über den Dr. Streiter in Payrsberg, über Fallmerayer ꝛc. recht Anziehendes enthalten. Die „Woche am Bodensee" dagegen hätte der Verfasser vielleicht besser gethan von der Sammlung auszuschließen; es sind recht hübsche Zeitungsartikel, die als solche ganz gewiß auch an ihrem Platz gewesen, in dieser Zusammenstellung zum Buch aber etwas gar zu inhaltlos und flüchtig erscheinen. mmr.

Die poetischen Pilger und Führer sind so übermäßig Mode geworden, daß man sich in der That verwundern muß, wenn noch irgend eine Stelle der Touristenstraßen ohne ein solches Buch existirt. Je öfter literarisches Handwerk diese Büchermacherei betreibt, desto erfreulicher ist es, wenn ein verständiger Sammler für sein Buch ein solches Fleckchen auffindet. Als ein solcher erscheint Ottmar Schönhuth, der unter dem Titel „Seerosen" (Konstanz, Meck, 1853) eine kleine „Sammlung von Liedern, Sagen und Geschichten des Bodensees und seiner Umgebung" herausgegeben hat. Wir wollen nicht gerade sagen, daß mit dem Büchlein ein tiefgefühltes Bedürfniß befriedigt, oder eine wesentliche Lücke der Literatur ausgefüllt werden mußte. Aber außer einer ziemlich reichen Blumenlese aus den bessern poetischen Ergüssen am Bodensee und namentlich aus Gustav Schwab's und Wessenberg's auf den Bodensee bezüglichen Gedichten, gibt das Buch eine sehr wesentliche und dankenswerthe Sammlung der localen Sagen und Legenden, theilweise in der Urform ihres Textes, sämmtlich genau nach chronikalischen Quellen gearbeitet. Wenn wir Etwas dabei zu beklagen haben, so ist es, daß der Verfasser nicht gewagt hat, auch die urkundliche Sprachform beizubehalten. Dies würde freilich eine Trennung des poetischen vom sagenhaften Theile nothwendig gemacht haben. Sie wäre dem Buche aber vielleicht förderlich gewesen. A. B.

Correspondenz.

Aus Posen.

Anfang Juli 1853.

Bg. Wenn unsere gute Stadt auch im Uebrigen nicht viel Aehnlichkeit mit der Weltstadt London hat, so doch darin, daß auch bei uns die „Saison" oder wenigstens eine Art von Saison, soviel wir eben davon auftreiben können, in die Sommermonate fällt, namentlich in die vier bis sechs Wochen von Anfang Juni bis gegen die Mitte des laufenden Monats. Anfang Juni nämlich findet hier der Wollmarkt statt, Ende desselben Monats aber fällt die sogenannte Johannisversur, die einen der wichtigsten Abschnitte im Geschäftsleben unserer Grundbesitzer bildet. Schon von Ende Mai ab füllt unsere Stadt sich mit sonnegebräunten, ländlichen Gestalten, Deutschen sowol wie Polen. Aber während die Erstern nur den Schluß des Wollmarkts abwarten, um unmittelbar darauf zu ihren ländlichen Arbeiten zurückzueilen, bleiben die Polen regelmäßig bis in den Juli hinein, theils geschäftslos und nur von den ungewohnten Vergnügungen der Provinzialhauptstadt gefesselt, theils auch durch Geschäfte zurückgehalten, die nicht immer erfreulicher Natur sind. Denn in diese Zeit vor und um Johannis drängen sich für die Grundbesitzer, besonders für die Polen, auch die meisten und wichtigsten Geschäfte zusammen; hier werden die meisten Kauf- und Verkauf- sowie fast alle Pachtcontracte abgeschlossen; hier werden Wirthschaftsbeamte und ländliches Gesinde aller Art angenommen und entlassen, weshalb denn auch diese Gattung von Leuten um die genannte Zeit bei uns in großer Menge zusammenströmt; hier endlich — und dieser Umstand ist für die Mehrzahl unserer ländlichen Aristokraten mit den unaussprechlichen Namen auf ski, die jetzt unsere Gasthäuser und Weinhäuser füllen, beiweitem der verhängnißvollste — müssen auch die Zinsen an die sogenannte Landschaft, das Creditinstitut der Provinz, gezahlt werden. Für den sorgsamen Haushalter freilich, der schon das ganze Jahr hindurch an diesen Zinsen gesammelt und nun durch den Verkauf seiner Wolle vielleicht sogar noch einen Ueberschuß erlangt, hat dieser Termin nichts Schreckhaftes. Solcher sorgsamen Haushalter aber besitzen wir hier nicht viel, wenigstens nicht unter den Polen. Wie sehr unsere deutsche Allerweltsbescheidenheit sich auch dagegen sträuben mag, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß der Deutsche durchschnittlich ein weit besserer Wirth ist als der Pole, der größtentheils in dem alten Schlendrian und zugleich auch mit dem alten Leichtsinn fortwirthschaftet, theils aus eigener Neigung, theils weil seine biedern Altvordern es ja ebenso gemacht haben. Er bedenkt dabei nicht, daß diese biedern Altvordern noch mit keiner deutschen Concurrenz zu kämpfen, keinen Wetteifer deutschen Fleißes und deutscher Bildung zu bestehen hatten. Gerade die deutschen Landwirthe unserer Provinz gehören fast ohne Ausnahme zu den fleißigsten, kenntnißreichsten und unternehmungslustigsten, welche Deutschland überhaupt besitzt; ein großer Theil von ihnen, besonders in der Umgegend von Posen, stammt aus der preußischen Provinz Sachsen, die als die wahre hohe Schule des deutschen Landbaues bekannt ist, und ist mit Allem ausgerüstet, mit Geld, Bildung und Muth, was zur Blüte ihres Gewerbes beitragen kann. Auch unter den

Polen gibt es einzelne Musterwirthschaften, aber es sind eben nur einzelne. Ueberdies liegt in dem Nationalcharakter der Polen selbst ein gewisser Leichtsinn, ein gewisser Hang zum lockern, glänzenden Leben, der mitunter sehr liebenswürdig auftreten kann und der ganzen polnischen Geselligkeit einen eigenthümlichen Reiz verleiht: gute Landwirthe jedoch und sparsame Haushalter werden dabei nicht gezogen. Da ist es denn also kein Wunder, wenn die Nähe der Johannisversur mit den unvermeidlichen Zahlungsterminen den meisten unserer polnischen Grundbesitzer ein gelindes Alpdrücken verursacht, das sie vergeblich im Strudel städtischer Vergnügungen loszuwerden suchen; Theater und Circus, Weinhaus und Spieltisch, es hilft Alles nichts — sondern was hilft, ist allein der Jude und auch er hilft nur so lange, bis die Citrone ausgepreßt und der letzte Ziegel auf dem Dach, der letzte Halm auf dem Felde an ihn verpfändet ist. Es sind eigenthümliche Genrebilder, welche man bei Gelegenheit der Johannisversur bei uns zu sehen bekommt, dieser Verkehr des stolzen nonchalanten, aristokratischen Sarmaten mit dem bescheidenen, dienstbeflissenen, plebejischen Orientalen, von dem mancher in seiner abgegriffenen Brieftasche das Schicksal mehr als eines dieser großen Herren verschlossen trägt. Auch anderwärts kommt diese Abhängigkeit der Landaristokratie von der jüdischen Geldmacht vor, aber doch immer nur als Ausnahme, während sie bei uns die Regel ist. Welche Aussichten das in die Zukunft unserer polnischen Grundbesitzer, sowie weiterhin des polnischen Elements überhaupt eröffnet, braucht nicht erst gesagt zu werden; erfreulich sind dieselben auf keinen Fall, selbst auch nicht für Diejenigen, welche in der vollständigen Germanisirung unserer Provinz des einzige Heil derselben erblicken. —

Doch sind das allerdings nicht die einzigen Ursachen, durch welche die Mehrzahl unserer polnischen Gutsbesitzer am Rande eines Abgrundes erhalten wird, der schon so viele von ihnen verschlungen hat: viele, sehr viele von ihnen, weit mehr, als thatsächlich „compromittirt" sind, haben seit Jahren, besonders aber im Jahre 1848 die außerordentlichsten Opfer für ihre patriotischen Sympathien dargebracht — Opfer, die auch zum Theil noch jetzt von ihnen verlangt und geleistet werden, wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher, da die Redensarten von einer wiederholten „Erhebung" denn doch allmälig ihren Zauber verloren haben und es sich jetzt hauptsächlich nur noch um Unterstützung der polnischen Emigration im Auslande handelt. Wir verkennen das Großherzige, das in diesen Opfern liegt, ganz gewiß nicht: aber ebenso gewiß ist es auch, daß dieselben in vielen Fällen die Kraft der Einzelnen weit übersteigen und daß also auch die Zerrüttung der finanziellen Verhältnisse, an der ohnedies schon der größere Theil unserer polnischen Gutsbesitzer krankt, dadurch nur noch vermehrt wird. — Auch die Mangelhaftigkeit unserer Communicationsmittel nimmt unter unsern Landplagen nicht die letzte Stelle ein. Gerade der wohlhabendere südliche Theil der Provinz lag bisher von jeder größern Verkehrsstraße entfernt. Jetzt endlich hat derselbe Aussicht, durch die Posen-Breslauer Bahn, mit deren Bau nach langem übermäßigen Hin- und Herreden nun glücklich noch in diesem Jahre vorgegangen werden soll, mit der Hauptstadt unserer Provinz sowie mit Breslau und dadurch mit dem übrigen Deutschland &c. in nähere Verbindung zu treten. Doch fehlt es uns noch fortwährend an Chausseen, wenn auch anerkannt werden muß, daß gerade in der jüngsten Zeit sowol für Besserung

der alten als für Herstellung neuer Straßen nicht Unbedeutendes geschehen ist. — Aber vergessen wir über der Nachtseite unserer Johannisversur nicht auch ihre helle, lustige Seite: ich meine die öffentlichen Vergnügungen, die um diese Zeit, angelockt von der Menge der Fremden, sich bei uns in besonders üppiger Blüte entfalten. Das zwar, was sie vor zwanzig, dreißig Jahren und noch früher war, ist die Johannisversur auch in diesem Punkte längst nicht mehr; über Mangel an Vergnügungen indeß haben wir auch jetzt noch nicht zu klagen. Die meiste Anziehungskraft auf das Publicum äußert diesmal der Circus des Hrn. Renz; meilenweit her strömen die Fremden herbei, blos um die Wunder des Circus anzuschauen. Unser Stadttheater, das gegenwärtig unter der Direction des Hrn. Wallner steht, vermag gegen diesen Nebenbuhler nicht aufzukommen; selbst classische Opern, wie Mozart's „Hochzeit des Figaro", spielen vor leeren Bänken, während die Kasse des Circus schon Stunden zuvor von der schaulustigen Menge belagert wird. Das ist nun freilich schlimm für unsere Theaterdirection, die Maßregeln jedoch, mit denen dieselbe versucht, dieser Concurrenz entgegenzuarbeiten, vermögen wir darum doch nicht zu billigen. Erstlich nämlich hat Hr. Wallner sich von unserm Oberpräsidenten (der, wie es scheint, nicht umsonst Polizeipräsident von Berlin gewesen und von dessen Energie man auch sonst zu sagen weiß) einen Befehl zu verschaffen gewußt, demzufolge Hr. Renz von jeder Vorstellung einen bestimmten Theil seines Reingewinns an unsere Theaterdirection abgeben muß, als Vergütung für den Schaden, den er derselben zufügt. Nun haben die beiden Concurrenten sich zwar, wie ich höre, gütlich auf eine bestimmte Summe verglichen, angeblich auf 200 Thaler, die Hr. Renz dem Theater ein für allemal gezahlt hat; höchst bedenklich aber bleibt dieser Versuch, gewisse Kunstanstalten zu monopolisiren und selbst die Concurrenz der Vergnügungen durch Schutzzölle einzuschränken, doch bei alledem, und sogar auch der Rechtspunkt möchte vielleicht nicht ganz so klar sein, als die Verordnung des Hrn. Oberpräsidenten anzunehmen scheint. Zweitens aber — und dies sind wir allen Ernstes geneigt, Hrn. Wallner noch weit schwerer anzurechnen — hat derselbe, vermuthlich zur Feier der glücklich vollbrachten Versöhnung, auch Hrn. Renz selbst nebst einigen Mitgliedern seiner Gesellschaft auf seinem Theater auftreten lassen; in der Oper „Gustav oder der Maskenball" von Auber erschien mitten auf dem schwedischen Hofball plötzlich Hr. Renz zu Pferde und ließ dasselbe eine Polka unter sich tanzen, während einige untergeordnete Mitglieder der Renz'schen Gesellschaft ebenfalls zu Pferde der Production als Statisten beiwohnten. Bezeichnend für den Geschmack der posener „Gebildeten" ist es, daß dieses hors d'oeuvre, das natürlich auf den Anschlagzetteln zum voraus verkündigt war, das Theater wieder einmal vollständig gefüllt hatte, nachdem Wochen vorher regelmäßig nicht einmal die Tageskosten eingegangen waren. Praktisch ist demnach die Speculation des Hrn. Wallner allerdings gewesen; wie er sie jedoch mit seinem ästhetischen Gewissen vereinigen will und jenen künstlerischen Verheißungen, die er uns bei Uebernahme der Bühne machte, vermögen wir nicht recht einzusehen. Im Uebrigen hat er es bisjetzt an Anstrengungen nicht fehlen lassen; sogar Wagner's „Tannhäuser" ist uns vorgeführt worden und zwar in ganz leidlicher Darstellung. Jetzt steht das Opernpersonal im Begriff, uns zu verlassen, um einige Monate in Brom-

berg ꝛc. Vorstellungen zu geben, während hier auf der ebenfalls unter Hrn. Wallner's Leitung stehenden Sommerbühne fortgespielt wird. Doch ist dieselbe bisher vom Wetter nur wenig begünstigt und daher ebenfalls nur sehr schwach besucht gewesen.

Edlern Kunstgenüssen sehen wir für die nächsten Wochen entgegen. Im Lauf des Monats findet hier das große Sängerfest statt, zu welchem alljährlich die Gesangvereine der ganzen Provinz ihre Vertreter herschicken und zu dem schon jetzt Vorbereitungen getroffen werden. Diese Gesangvereine, deren bei uns fast jede Stadt einen hat, selbst auch die kleinsten, haben für unsere Provinz noch eine andere als blos ästhetische Bedeutung: sie sind ein Hauptanregungsmittel deutschen Lebens und deutscher Bildung und werden daher bei uns, in bemerkenswerthem Gegensatz zu Dem, was den Gesangvereinen zum Theil anderwärts geschieht, selbst auch von oben herab unterstützt und befördert. — Auch die Kunstausstellung, welche unsere Kunstvereine alle zwei Jahre zu veranstalten pflegt, wurde soeben eröffnet. Dieselbe bietet manches Sehenswerthe, besonders auch an solchen Gemälden, die sich bereits in Privatbesitz befinden, durch die Freundlichkeit ihrer Eigenthümer aber zur Ausstellung noch mit überlassen sind; so namentlich die prächtigen Landschaftsbilder des Grafen Kalckreuth, die sich im Besitz des Königs befinden, sowie einige andere Gemälde, welche polnischen Kunstfreunden angehören.

Ganz zum Schluß noch etwas von der leidigen Politik. Im Verfolg der Untersuchungen, betreffend den Hochverrathsproceß gegen Dr. Ladendorf und Genossen, die in Berlin bekanntlich mit großem Eifer und noch größerer Heimlichkeit geführt werden, haben auch bei uns auf Requisition von Berlin her einige Vernehmungen stattgefunden, indem nämlich die Polizei in Erfahrung gebracht, daß Dr. Ladendorf auf einer Reise im Jahre 1851 auch unsere Stadt berührt haben sollte. Doch haben diese Vernehmungen nichts weiter herausgestellt, als daß Ladendorf — ein Mann, beiher gesagt, dessen sonstiger klarer, nüchterner Verstand Einem die wahnwitzigen Pläne, die ihm doch zugeschrieben werden, doppelt unbegreiflich macht — in der That damals in Posen gewesen ist. Namentlich hat er zwei ehemalige Mitglieder der preußischen Nationalversammlung besucht, die gegenwärtig ihren Wohnsitz in Posen haben, den Landrath a. D. Bauer, der jetzt hier ein Agenturgeschäft betreibt und der von Stendal hierher gemaßregelte, bei der Generalcommission beschäftigte Assessor Pilat. Doch hat er bei Beiden, wie sich jetzt actenmäßig herausgestellt hat, nicht die geringste Empfänglichkeit für seine Projecte gefunden, im Gegentheil, er ist Beiden sogar verdächtig vorgekommen, nicht sowol wie ein Emissär der Revolution, als wie ein Agent provocateur — und das in einem solchen Grade, daß Hr. Bauer sich gleich damals veranlaßt gefunden hat, der Polizei Anzeige von dem Besuch zu machen. Was danach des Pudels Kern, das werden ja wol die berliner Gerichtsverhandlungen zu ihrer Zeit enthüllen; einstweilen freut es mich nur, Ihnen bestätigen zu können, daß die geheimnißvollen Fäden dieses Netzes wenigstens bis zu uns nicht reichen.

Aus dem Hannoverschen.

Mitte Juli 1853.

DO. Es kann wol keinem Zweifel unterliegen, daß mit der vor kurzem erfolgten Auflösung der Zweiten Kammer unserer Ständeversammlung ein bedeutungsvoller Augenblick für unser Verfassungsleben gekommen ist. Es hat sich ja eben durch dieselbe gezeigt, daß in der Entscheidung der wichtigsten Fragen zwischen der Regierung und dem hannoverschen Volke ein bedenklicher Conflict obschwebt. Wenn nun dergleichen Conflicte auch in bewegten Zeiten und bei plötzlich auftauchenden Fragen nicht ungewöhnlich sind und dann durch Energie und die Macht ruhigerer Ueberlegung meistens eine wenn auch nur vorläufig befriedigende Lösung gewinnen, so ist es doch anders in Zeiten wie die gegenwärtigen, in denen an sich schon überall eine ruhigere Erwägung Eingang gefunden und bei einer Sache, die so lange vor ihrer Entscheidung nach allen Seiten hin genügend erörtert werden konnte, wie es mit den von unserer Regierung vorgelegten Verfassungsrevisionsanträgen der Fall war. Es läßt sich also annehmen, daß die zwischen Regierung und Ständen jetzt bestehende Spannung nicht eine flüchtig vorübergehende, daß vielmehr die von beiden Seiten gewählte Stellung eine wohlüberlegte ist. Um so unbedenklicher ist es daher auch, die möglichen Folgen des bestehenden Conflicts zu prüfen, ohne Furcht daß man sich in zu vage Conjecturen und Muthmaßungen verliere; ja es ist sogar eine gebieterische Pflicht, die gegenwärtige Stellung scharf ins Auge zu fassen, um von dem Geschehenden nicht unvorbereitet getroffen zu werden.

Sei es mir denn hier gestattet, diese wahrscheinlichen Folgen etwas näher zu beleuchten. Selbstverständlich hängt von dem weitern Verfahren der Regierung in dieser Angelegenheit das Meiste ab; denn sie hat die Initiative zu ergreifen. Nun erscheint es aber von vorn herein sehr unwahrscheinlich, daß dieselbe freiwillig von ihren Vorschlägen zurücktreten sollte. Ich will in dieser Beziehung weniger Gewicht darauf legen, ob sie sich nicht durch ihr Vorschreiten in der Revisionsangelegenheit der Bundesversammlung gegenüber das Zurückgehen unmöglich gemacht hat; sie hat aber aus der Sache, wie zum Ueberfluß noch die Kammerauflösung beweist, einmal eine Cabinetsfrage gemacht und kann deshalb nicht freiwillig von derselben abstehen. Mehr noch als dies aber möchte eine freiwillige Zurücknahme der Vorschläge in dem, wie behauptet wird, entschiedenen Wunsche des Königs, den Zwiespalt mit den Ritterschaften beseitigt zu sehen — und die gegenwärtige Regierung hält natürlich eine solche Beseitigung nur auf dem von ihr eingeschlagenen Wege für möglich — ein unüberwindliches Hinderniß finden. Ich will hierbei gleich bemerken, daß vielleicht bei der Genehmigung, welche die Stände zur Aufhebung des provinziallandschaftlichen Gesetzes gegeben haben, dieses Steins des Anstoßes für die beschwerdeführenden Ritter, der Gesichtspunkt, den persönlichen Wünschen des Königs gerade in diesem Punkt nachzugeben, nicht unberücksichtigt geblieben ist Es bleibt der Regierung also nur übrig, bei den einmal gemachten Vorlagen zu beharren. Dann bieten sich ihr zwei in entgegengesetzter Richtung laufende Wege dar. Entweder sie verzagt an der eigenen Durchführung ihrer Propositionen und übergibt die Angelegenheit der Bundesversammlung zur Erledigung, oder sie versucht dieselbe mit einer neuen Ständeversammlung. In ersterer Beziehung

habe ich nicht nöthig, die Bedenken zu wiederholen, die seit langem über die Competenz der Bundesversammlung, bei der Regelung von Verfassungsangelegenheiten der Einzelstaaten einzugreifen, ausgesprochen sind; ich halte diese Competenz, so lange der Zeck des Bundes: „die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten“, durch die Einzelverfassungen nicht gefährdet ist, für unbegründet, und die zugelassene Ausnahme entbehrt wenigstens für Hannover aller Voraussetzungen. Andererseits wäre es die Frage, ob nicht selbst nach dem Bundesrecht durch eine Einmischung wie im vorliegenden Falle die Unabhängigkeit des Einzelstaats Hannover in Gefahr käme. Ich weiß indessen, daß in der Politik nicht immer juristische Gründe das meiste Gewicht haben. Von größerer Bedeutung als die angeführten scheint mir deshalb die Persönlichkeit der jetzigen Minister zu sein, von denen man schwerlich so bald ein banges Verzagen an der Möglichkeit, die Revision selbst durchzusetzen, annehmen kann, sowie ferner und vorzugsweise die natürliche Abneigung, die jeder deutsche Souverän haben muß, eine Einmischung der Bundesversammlung in rein innere Angelegenheiten zu gestatten und dadurch seine Souveränetät zu gefährden. Von dieser bei dem verstorbenen Ernst August bekanntlich so entschieden vorherrschenden Abneigung, seine Souveränetätsrechte antasten zu lassen, von diesem männlichen Vertrauen auf die eigene Kraft soll, wenn anders die Gerüchte nicht falsch sind, ein gutes Theil auf seinen Sohn übergegangen sein. Unter solchen Verhältnissen läßt sich denn nicht bezweifeln, daß so wenig die Thätigkeit, welche die Bundesversammlung bei den Verfassungswirren anderer kleinerer deutschen Staaten in den letzten Jahren entwickelt hat, in Hannover analoge Anwendung finden, als die zur Regelung der Einzelverfassungen nach bundesmäßiger Tendenz niedergesetzte Bundescommission Veranlassung haben wird, sich weiter mit unsern innern Angelegenheiten zu beschäftigen. Unsere Regierung wird sich auf die Kraft der von ihr vertretenen „guten Sache“ und auf die in einer neuen Zweiten Kammer sich kundgebende Aenderung der allgemeinen Stimmung des Landes verlassen müssen; sie wird also gezwungen sein, auf die Eventualität zu hoffen, daß sie das Land von dem Unzweckmäßigen und Falschen der Beschlüsse der diesmaligen Zweiten Kammer überzeugen kann. Freilich dürfen die Minister sich dabei nicht verhehlen, daß dies eben nur eine Eventualität ist, bis zu deren Eintreffen ihre Verwaltung immer nur eine bedingte bleibt; sie werden sich bei beabsichtigten wichtigern Maßregeln immer gestehen müssen, daß deren Durchführung mit ihrer Dienstentlassung zugleich unmöglich wird und da doch eben Niemand gern für eine ungewisse Zukunft und an einem Werke arbeitet, das der nächste Augenblick zerstören kann, so werden sie ein Interesse dabei haben, möglichst bald sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob die Stimmung des Landes sich geändert hat; sie werden mithin die Wahlen bald ausschreiben und die Kammern zur nochmaligen Berathung über ihre Vorlagen zusammenberufen müssen. Ich glaube daher nicht, daß die Einberufung der Kammern sich bis zum 1. Februar nächsten Jahres, dem gesetzmäßigen Termin der ordentlichen ständischen Diäten, verzögern wird, weil dies ein offenbarer politischer Fehler sein würde.

Sei dem aber wie ihm wolle, und wenn nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, so wird in der Stimmung des Landes und in der Parteien-

zusammensetzung der Zweiten Kammer mit der Neuwahl schwerlich eine Aenderung zu erreichen sein. Die Majorität der Zweiten Kammer hat im ganzen Lande entschiedenes Vertrauen und je weniger die größere Menge der Wähler die ganze Bedeutung der kritischen Propositionen der Regierung zu fassen vermag, um so besser weiß sie, daß es ihr bei den jetzigen Zuständen gut geht, und daß es sich hier darum handelt, dem Adel wieder größere Rechte zu Theil werden zu lassen. Das eben will die größere Menge der Wähler durchaus nicht. Man erzählt sich von Mitgliedern der bisherigen Kammern, die persönlich die Absicht, für die Regierungsvorlagen zu stimmen, gehabt, aber ihren Wählern und der Stimmung des Landes gegenüber dies nicht für gerechtfertigt hätten halten können. Man kann eine solche Handlungsweise billigen oder tadeln; sie beweist aber jedenfalls, was ich behaupte, nämlich daß das Land eine Aenderung in den bestehenden Verhältnissen nicht will. Der Versuch, eine andere Stimmung durch die Furcht vor Bundesexecutionen zu bewirken, scheint mir ganz erfolglos. Gesetzt, eine solche Bundesexecution wäre äußerstenfalls möglich, Gegenstand der Furcht kann sie nicht mehr sein. Denn nur das Neue, Unerwartete schreckt; hat man Gelegenheit gehabt, sich an etwas zuerst noch so Furchtbares zu gewöhnen, so verliert es die Macht, Furcht einzuflößen. Wenn jedoch auch in der Zweiten Kammer eine Majorität für die Regierungsvorlagen zu erzielen stände, ist es denkbar, daß die jetzige Erste Kammer, um deren Composition es sich vorzugsweise handelt, sich selbst in ihrer eigenen Zusammensetzung für unzweckmäßig erklären wird? Und diese jetzige Erste Kammer ist unauflöslich! — Je größer hiernach die Unwahrscheinlichkeit, andere, zustimmendere Kammern zu gewinnen, desto gewisser ist die demnächstige nochmalige Ablehnung der Regierungsvorlagen. Dann bleibt dem Ministerium keine Wahl mehr, es muß alsdann abtreten: denn es kann hinterher auch die Bundesversammlung nicht mehr anrufen, weil es einmal deren Entscheidung verschmäht hat. Und daß es diese Entscheidung jetzt verschmähen wird, scheint, wie oben ausgeführt wurde, mehr als wahrscheinlich. Welches Ministerium dann vom Könige berufen und welchen Weg dies neue Ministerium einschlagen wird, das läßt sich zur Zeit nicht vorhersagen; das jetzige aber findet schwerlich noch eine Möglichkeit, sich zu halten, und ich kann in seinem Falle kein Unglück für Hannover finden. Das hannoversche Volk muß ihm — dessen darf es gewiß sein — für die Durchführung der Organisation stets ein dankbares Andenken bewahren; in der provinziallandschaftlichen und in der Verfassungsrevisionsfrage aber hat es von vornherein eine Stellung eingenommen, die ihm eine befriedigende Lösung unmöglich machen mußte. Eine solche zu erreichen, scheint mir von jedem Ministerium Dreierlei gefodert werden zu dürfen: es muß unabänderlich an der bestehenden Verfassung halten, keine derartige Revisionen, wie die jetzt beantragte, verlangen; es muß, damit zusammenhängend, die Einmischung der Bundesversammlung entschieden zurückweisen; es muß endlich den Conflict in der Provinziallandschaftssache durch Belassung der alten Provinziallandschaften und Herrichtung neuer Organe, denen die Functionen der intendirten Provinziallandschaften übertragen werden, lösen.

Das ist die Bedeutung der Beschlüsse unserer Zweiten Kammer und der geschehenen Auflösung. Das Ministerium ist dadurch in die unangenehme Lage versetzt, wieder die Offensive zu ergreifen, während es sich doch zugleich

nach den Beschlüssen der Zweiten Kammer augenblicklich für politisch geschlagen erklären muß. Die Kammern aber haben alle Vortheile einer festen defensiven Stellung, die, wo es sich um die Erhaltung eines bestehenden Rechtszustandes handelt, immer die bei weitem günstigere ist. Gerade umgekehrt war es in dieser Beziehung bei dem Conflicte, den das Ministerium Stüve in der Grundrechtsfrage mit den Ständen hatte. Damals waren die Stände in der Offensive, die Regierung vertheidigte die bestehende Verfassung und behielt schließlich den Sieg. Man irrt sich daher sehr, wenn man für das jetzige Ministerium aus jener Zeit eine Analogie anführen zu können meint.

Aus Berlin.

18. Juli 1853.

NZ. Funfzehntausend Maulkörbe — so lautet der harte Spruch, den die Polizei gegen die berliner Hundewelt erlassen hat. Ein harter Spruch, aber nicht ungerecht gegen die Hunde und höchst billig für die Menschen. Die Hunde hatten es gar zu arg getrieben, gar zu unverschämt war ihre Tollheit geworden; neulich hatte ein kleiner, anscheinend ganz harmloser Köter es gewagt, sich an einem Schutzmann zu vergreifen, bei freundlicher Spielerei ihn blutig geritzt. Der arme Mann hatte das nicht beachtet, in kürzester Zeit war er ein Opfer der schrecklichen Tollwuth. Feierliches Begräbniß dem Todten, ernster Anlaß zu ernster Erwägung seinen überlebenden Collegen. Was die vielen Unglücksfälle, die fern stehende Individuen des großen Publicums betroffen hatten, nicht vermochten, das bewirkte dieser eine Tod des den Behörden näher stehenden Schutzmanns; mit anerkennenswerther Energie hat die Polizei nachgeholt, was bisher an Sicherheitsmaßregeln versäumt war: öffentliche Bekanntmachungen belehren das Publicum über die besten Vorkehrungen bei etwaigen Unfällen, und über die gesammte Schar der Hunde ist die Anlegung von sorgfältig geprüften, vorschriftsmäßigen Maulkörben verhängt. Ein wesentlicher Beitrag zum ungestörten Genuß unserer Sommerfreuden.

Auch sonst legt man Maulkörbe an; was beißen kann und gebissen hat, darf nicht mehr beißen und wird gezähmt. Ich spreche von der „Kreuzzeitung". Die Leser des „Deutschen Museum" kennen ohne Zweifel bereits sämmtlich die merkwürdige Erklärung, die sie in ihrer Mittwochnummer aus der Feder des bekannten Redacteurs Wagener brachte und die nicht nur den Rücktritt des Hrn. Wagener verkündigte, weil es nämlich „für jeden Mann eine Linie gebe, über die er nicht hinausgehen könne, ohne an seiner Person, wie an seiner Ehre Schaden zu leiden", und weil dieser Punkt für ihn unter den obwaltenden Verhältnissen sowie „unter den diesseitigen Partei- und Preßzuständen" eingetreten sei, sondern auch den Rücktritt aller übrigen Mitarbeiter in Aussicht stellte. Eine Ueberraschung für die Berliner, wie sie in dieser, an hiesigen Neuigkeiten armen Zeit nicht größer sein konnte. Und wieviel Mysteriöses in dieser Erklärung! Tritt nur die Redaction der „Kreuzzeitung" zurück oder geht das Blatt ganz ein? Und was für „Partei- und Preßzustände" sind das, die Wagener's Rücktritt, eventuell die gänzliche Auflösung des Blattes veranlassen? Will die „Partei" kein Geld mehr hergeben?

und sind die „Preßzustände" dem Antinapoleonismus oder der Russomanie der „Kreuzzeitung" hinderlich? fällt sie als Frankreichs Feind oder als Rußlands Freund? Oder aber sind nicht all diese Fragen nach ernsten Gründen voreilig? ists nicht vielleicht eine große Komödie, wieder eine Komödie, welche die „Kreuzzeitung" spielt? — Das sind die Fragen, die man im Publicum sich vorlegt, ohne daß es gelänge, irgend eine mit genügender Sicherheit beantworten zu können. Ich warte daher erst das Weitere ab und gebe vorläufig Einiges zur Orientirung. Wagener ist kürzlich in seinem vielbesprochenen Verleumdungsprocesse, den der Präsident der Seehandlung, Hr. Bloch, und der preußische Generalconsul in Hamburg, Hr. Oswald, seit längerer Zeit gegen ihn führten, vom Kammergericht zu fünf und zwei Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Ein Recurs an das Obertribunal wird voraussichtlich nichts helfen; eine Begnadigung kann und wird der König nicht eintreten lassen, besonders da er erst im vorigen Winter den Präsidenten Bloch mit einer Erhöhung seines Ordens beehrt und bei seiner letzten Reise nach Hamburg von dem Generalconsul Oswald ein Déjeûner angenommen hat. Wagener wird also wahrscheinlich sitzen müssen, sieben Monate lang. Dabei kann er nicht gut Redacteur bleiben. Und kann er einmal nicht bleiben, dann ists jedenfalls besser, mit Eclat abzutreten, als Märtyrer der „Partei- und Preßzustände" zu fallen, denn als Opfer eines, dieses Injurienprocesses. Ja wenn er es nur aussprechen dürfte, daß er bei jenem Processe doch auch als Märtyrer der „Partei- und Preßzustände" fällt! Es ist hier nämlich öffentliches Geheimniß, daß Hrn. Wagener die Materialien zu seinem Angriffe gegen Bloch und Oswald von einem Koryphäen der Kreuzzeitungspartei an die Hand gegeben sind, daß aber dieser Einbläser entweder geistig nicht genug befähigt war, um die von ihm eingesehenen Actenstücke zu verstehen und Anklagen daraus entnahm, während sie für die betreffenden Beamten Lob enthielten, oder aber daß er aus höhern Rücksichten jene Actenstücke, welche die Wahrheit der erhobenen Anklagen angeblich beweisen sollten, nicht vorzeigen konnte und sich daher schön zu Hause hielt, während Wagener, der die Verantwortlichkeit übernommen hatte, vors Messer mußte. Möglich, daß diesem nun ernstlich der Spaß zu weit — ins Gefängniß — geht, da er vielleicht höchstens auf eine Geldstrafe gerechnet, die wol hätte aufgebracht werden können. Das wären denn die mehr persönlichen Verhältnisse, die das Geheimniß jener Erklärung aufhellen. Aber auch die sonstige Parteistellung der „Kreuzzeitung" soll in neuester Zeit gerade keine angenehme sein. Ihre legitimistische Opposition gegen das französische Kaiserthum bringt die Regierung mit der französischen Gesandtschaft in Conflicte und damit das Blatt selbst mit der Preßpolizei in Differenzen; ihre russenfreundliche Tollheit soll den bessern Elementen ihrer Partei zuwider sein und einige zahlende Mitglieder der höhern Aristokratie zur Einstellung ihrer Beiträge veranlaßt haben. Was endlich die Möglichkeit angeht, daß die „Kreuzzeitung" nur Komödie spielt, so hat ihre Redaction schon einmal, als die Polizei das Blatt wiederholt confiscirte, die drohende Erklärung abgegeben: wenn das so weiter geht, so gehen wir, und wenn wir einmal gegangen sind, so kommen wir nicht wieder — und diese Drohung hatte damals den beabsichtigten Erfolg, daß sie ihre ultrareactionäre Opposition ungenirt fortsetzen durfte. In ähnlicher Weise, geht die Ansicht, würde sie auch

jetzt durch ihre stärkere Drohung es durchsetzen, daß man aus „billigen Rücksichten" ein Blatt zu erhalten sucht, welches doch in schwerer Zeit der „Ordnung" so wesentliche Dienste geleistet; eine Wendung, um Redaction und Redacteur wieder eintreten zu lassen, würde sich dann schon finden. —

Damit wäre das einzige politische Ereigniß besprochen, von dem seit meinem letzten Briefe von hier aus zu berichten ist. Sonst habe ich nur zu meiner Nachricht über die in Sachen der gemischten Ehen gebrauchten Repressalien der Regierung gegen ultramontane Arroganzen bestätigend nachzutragen, daß in dem inzwischen veröffentlichten Erlaß des Königs jedem Offizier die Entlassung aus dem Heerdienste angekündigt wird, der sich den von katholischer Seite gestellten Bedingungen unterwirft oder, wie es in dem Erlasse wörtlich heißt, jenen „den Mann wie das evangelische Bekenntniß entehrenden Schritt" thut. Diese Worte finden hier allgemeine Zustimmung, sie weisen den katholischen Uebermuth gebührend zurück und verwickeln doch nicht die Regierung in Streitigkeiten, denen sie bei einer directen Entgegnung auf die bischöfliche Provocation nicht entgangen sein würde.

Von gelehrten Sachen ist ein Vorfall in der Akademie der Wissenschaften zu erwähnen. Unter den am 7. dieses bei der Leibnitzfeier neu aufgenommenen Mitgliedern war auch Du Bois-Reymond, ein junger Gelehrter von bedeutendem Rufe. Er hatte die übliche Gedächtnißrede auf seinen Vorgänger, den alten Erman, zu halten. Sonst geht es bei solchen Reden mit der üblichen akademischen Trockenheit und Förmlichkeit ab; Du Bois belebte seinen Vortrag durch Frische und tendenziöse Polemik. An die Thatsache, daß der verstorbene Erman nie ein Examen gemacht hat, knüpfte er starke Ausfälle gegen das Unwesen, das bei uns mit wissenschaftlichen Prüfungen getrieben wird; an die rein empirische Richtung der Thätigkeit Erman's schloß er einen Ausfall auf die Naturphilosophie, so stark, wie er in einer deutschen Akademie sicherlich noch nie gehört ist. Du Bois pries Erman, daß er von der „Krankheit", dem „Unsinn" der Naturphilosophie sich fern gehalten habe; ja Einige erzählen, daß er die Naturphilosophie geradezu als eine „Schmach" für den deutschen Geist bezeichnet habe. Man spricht viel von diesem Vortrage Du Bois'. Man findet es unpassend, den alten Schelling, der doch Mitglied der Akademie ist, in seinem eigenen Hause so zu sagen, mit so wenig Feinheit anzugreifen. Das nun ist eine Sache für sich, eine res domestica der Akademie; was aber über die Mauern der Akademie hinausgeht, und was Sie mir hoffentlich gestatten werden, nicht ohne gebührende Rüge hingehen zu lassen, das ist das seltsame Verdammungsurtheil, welches Du Bois so hoch von oben herab über — nicht die Schelling'sche Naturphilosophie, nicht ein einzelnes naturphilosophisches System, sondern über die Naturphilosophie in Bausch und Bogen zu verhängen nicht ansteht. Vermuthlich hat der Redner gar wenig bedacht, eine wie lange Reihe von Geistern und von wie hohen Geistern er mit seinen an Klang starken, an Gründen schwachen Worten angreift, von den Kindestagen der ionischen Philosophie bis auf unsere Zeit herab. Natürlich beweisen Namen nicht gegen ihn; aber etwas maßvoller und gründlicher die Sache anzufassen und den Idealismus ein wenig höher zu respectiren, muß doch gerathen erscheinen, wenn man sich

eines Verses erinnert, den nach Dante (Inferno XI, 98 fg.) in voller Zustimmung Goethe geschrieben hat:

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand sie mild.

Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn;
So ist uns allen offenbar:
Naturphilosophie sei Gottes Enkelin.

So hohem Preise hoher Geister und Meister gegenüber schadet Bescheidenheit nichts und nützen Schimpfworte wie „Krankheit", „Unsinn", „Schmach" gar nichts.

Schließlich noch eine kurze Hinweisung auf eine kleine Schrift, die — auf anderm Gebiete — ebenfalls gegen die Autorität Opposition macht. Auf anderm Gebiete, auf andere Weise, mit anderm Erfolge. Ich meine Adolf Helfferich's „Kunst und Kunststil, mit einem offenen Sendschreiben an Wilhelm von Kaulbach". Helfferich weist in dieser Schrift mit großer Schärfe und vielem Freimuth die Schwächen der neuern Compositionen Kaulbach's nach; das verdient Lob, nicht allein weil so streng sachliche Kritik, wie sie hier geübt wird, immer fördert und nützt, sondern in diesem Falle auch deshalb, weil Helfferich der Erste ist, der den Muth hat, öffentlich zu sagen, was manche Gegner der Kaulbach'schen Kunst nur unter der Hand zu tadeln wagen. Helfferich's Schrift wird daher in den Kreisen der Künstler viel besprochen; es wird schwerlich ohne weitere Discussionen abgehen.

Notizen.

Von denjenigen Autoritäten der Naturwissenschaften, deren Namen in beiden Hemisphären und überhaupt aller Orten, wo Naturwissenschaft getrieben wird, die unbestrittenste Anerkennung findet und deren Beruf es daher ganz besonders zu sein schien, ihr wissenschaftliches Urtheil über ein so seltsames und vielbesprochenes Phänomen wie das Tischrücken abzugeben und die etwaigen Irrthümer des Publicums dadurch zu berichtigen, hat jetzt wenigstens eine dies verhängnißvolle Stillschweigen gebrochen — aber charakteristisch genug, kein Deutscher, sondern ein Engländer: Faraday. In Uebereinstimmung mit der Mehrzahl unserer deutschen Naturforscher erklärt Faraday die Erscheinung auf dieselbe Weise, wie es neulich auch in Froriep's „Aerztlichem Hausfreund" geschehen ist: nämlich durch theils willkürliche, theils unwillkürliche Muskelbewegungen, ohne daß dabei von einer magnetischen oder elektrischen oder überhaupt irgend einer dynamischen Einwirkung die Rede wäre. Namentlich hat Faraday einen höchst sinnreichen Apparat construirt, durch den nicht blos die Abwesenheit dieser Einflüsse festgestellt wird, sondern der auch dem Ungläubigsten (oder vielmehr in diesem Falle dem Gläubigsten) den augenscheinlichen Beweis liefert, daß das fabelhaft angestaunte Wunder vielmehr auf längst bekanntem und höchst natürlichem mechanischen Wege vor sich geht. Da nun auch das Geisterklopfen seine genügende physiologische Erklärung gefunden hat, so dürfen wir wol hoffen, von diesen Spukgestalten moderner Wundersucht wenigstens in Deutschland befreit zu bleiben und sie

dahin zurückkehren zu sehen, von woher wir sie empfangen haben und wo ja auch übrigens Wunderdoctoren und Charlatane stets ihre beste Ernte halten.

Von den kürzlich besprochenen „Fabeln und Erzählungen für kleine und große Kinder, in Versen und Silhouetten von Karl Fröhlich“ (Kassel, Scheel) erscheint soeben eine zweite, stark vermehrte Auflage. Auch eine englische und französische Ausgabe werden vorbereitet; für die letztere soll sich namentlich Max Schlesinger, der geistvolle Verfasser der „Wanderungen durch London“ interessiren. — Auch von Julius Hammer's „Schau um dich und Schau in dich“ (Leipzig, Brockhaus) ist soeben eine zweite Auflage erschienen: bei der ernsten, dem tändelnden Modegeschmack dieser Tage nichts weniger als entgegenkommenden Richtung dieser Gedichte ein doppelt bemerkenswerther und erfreulicher Umstand.

Hr. von Hefner, der verdienstvolle Herausgeber der „Trachten im Mittelalter“, dessen Berufung zum Conservator der königlichen Sammlungen in München wir kürzlich meldeten, hat soeben den Anfang eines neuen für unsere mittelalterliche Kunst- und Sittengeschichte höchst interessanten Prachtwerks veröffentlicht: „Ueber die Turniere Kaiser Max' I.“ Zu Grunde liegt dabei ein altes, bisher unbekanntes Manuscript, welches sich im Besitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen befindet; dasselbe ist mit vortrefflichen Miniaturen von Hans Burgmeier verziert, die auch in der Hefner'schen Ausgabe mit großer Sauberkeit und Treue wiedergegeben sind.

Von Wolfgang Müller, dessen bevorstehende Uebersiedelung von Düsseldorf (nicht Königswinter, wie in Nr. 25 dieser Blätter durch ein Versehen stehen geblieben war) nach Köln wir schon neulich meldeten, steht ein interessantes kunstgeschichtliches Werk in Aussicht: „Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren“. Auch mit einer größern Dichtung ist er beschäftigt: „Prinz Minnewin, ein Mitte-Sommer-Abendmärchen in zehn Romanzen“, sowie mit einem Buch über den Rhein, das mit prächtigen Illustrationen versehen bei Muquardt in Brüssel erscheint.

Von Luise von Gall ist ein Roman „Der neue Kreuzritter“, von Luise von Plönnies ein erzählendes Gedicht „Mariken von Nymwegen“, nach einem alten niederdeutschen Volksbuche, erschienen, beide im Verlag von A. Duncker in Berlin, und werden wir auf beide demnächst ausführlicher zurückkommen. Ebenso auch auf eine andere interessante Neuigkeit, die soeben bei Katz in Dessau erscheint: „Alfred Tennyson's Gedichte“, zum ersten mal vollständig übertragen vom Director Hertzberg in Elbing.

Dem Dr. Kuno Fischer, Privatdocenten der Philosophie in Heidelberg, einem reichbegabten und geistvollen jungen Gelehrten, der sich dem größern Publicum durch seine vor einigen Jahren erschienene Schrift „Diotima. Die Idee des Schönen“ vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist wegen des übeln Einflusses, den er durch seine „atheistischen“ Lehren auf die akademische Jugend geübt haben soll, die Berechtigung als akademischer Lehrer von der badischen Regierung entzogen worden. Unter seinen Anklägern figurirt auch

der sonst als freisinnig gepriesene Professor Hundeshagen, während der alte Schlosser sowie Robert von Mohl sich seiner aufs lebhafteste, jedoch vergeblich angenommen haben. — Liest man nun dazu gleichzeitig in den öffentlichen Blättern von den Verfolgungen und Fahndungen, die im Württembergischen wieder auf bunte Bänder und andere studentische Abzeichen veranstaltet werden, sowie von den Studentenverbindungen in Baiern, von denen ebenfalls mehre polizeilich unterdrückt worden sind, so kann man sich allerdings nicht enthalten, auch hier wieder den alten und doch ewig neuen Spruch des Ben Akiba zu wiederholen: „Alles schon dagewesen“ ....

Alfred von Reumont, über dessen „Beiträge zur italienischen Geschichte“ erst kürzlich in diesen Blättern berichtet ward, hat bei Gelegenheit seiner Aufnahme in die berühmte Akademie der Crusca zu Florenz einen Vortrag über die literarischen Beziehungen zwischen Italien und Deutschland gehalten. Derselbe ist soeben unter dem Titel: „Delle relazioni della litteratura italiana con quella di Germania, lezione detta nell' accademia della Crusca de Alfredo Reumont d'Aquisgrana“ (Florenz 1853), im Druck erschienen und gewährt, wenn auch natürlich nur in leichten Umrissen, doch ein übersichtliches und lehrreiches Gemälde von den Wirkungen, welche die italienische Literatur auf unsere deutsche geäußert hat, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, zur Zeit der schlesischen Dichter, der gelehrten Sprach- und Dichtergesellschaften rc., die sich bekanntlich alle nach italienischem Muster entwickelten, sowie auch in neuester Zeit, zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, unter dem Einfluß der romantischen Schule. Hr. von Reumont hat sich bisher die anerkennenswerthesten Verdienste um Verbreitung der italienischen Literatur sowie überhaupt um vermehrte Kenntniß italienischer Zustände in Deutschland erworben; wir können uns nur freuen, wenn er sich mit diesem seinem Vermittleramt jetzt auch nach der andern Seite hinwendet und auch den Italienern eine genauere Kenntniß von dem Entwickelungsgange des deutschen Geistes beizubringen sucht. Dazu ist in der genannten kleinen Schrift ein höchst zweckmäßiger Anfang gemacht: womit indessen nicht gesagt sein soll, daß nicht auch deutsche Leser dieselbe mit Vortheil in die Hand nehmen werden.

Die deutschen Schauspieler in London haben durch die kürzlich erfolgte Aufführung von Schiller's „Wilhelm Tell“ einen großen Sieg errungen; sowol Stück als Darstellung sind mit enthusiastischem Beifall aufgenommen worden. Dennoch soll der Erfolg des Unternehmens im Ganzen hinter dem vorjährigen noch immer um ein Beträchtliches zurückbleiben; namentlich soll Hr. Dessoir, der doch bei uns in Deutschland als einer unserer vorzüglichsten Künstler anerkannt ist, das englische Publicum beiweitem nicht so ansprechen wie sein Vorgänger, Hr. Kühn aus Hannover. Auch die Erkrankung der Königin ist ein ungünstiger Umstand für das Unternehmen, das bekanntlich hauptsächlich vom Hofe beschützt und in die Mode gebracht ward.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 32.** 4. August 1853.

Noch ist Polen nicht verloren.

Von

Friedrich Hebbel.

I.

Wild entbrennt in Warschaus Gassen
  Abermals der Freiheitskampf
Und der ew'ge Weichselnebel
  Wird verdickt vom Pulverdampf.

Noch ist Polen nicht verloren!
  Schallt es laut aus jedem Mund:
Denn die Sense und der Degen
  Sind zum ersten mal im Bund.

Alle Jagellonen schauen
  Aus der Höhe stolz herab
Und der große Sobiesky
  Steigt hervor aus seinem Grab.

Heute wird der Czar erzittern,
  Wenn er auch nicht weiß, warum;
Kosciuszko selbst berührt ihn
  Mit dem Todtenfinger stumm.

Heute muß sein Thron hier fallen
Und ein Sprüchwort obendrein,
Jenes Sprüchwort, drin die Deutschen
Unsre Wirthschaft so verschrei'n.

Heute sind wir Alle einig,
Heute sind wir Alle gleich
Und auf Einheit und auf Gleichheit
Gründen wir das neue Reich.

Unsre alte Königskrone,
Die bestäubt in Krakau liegt,
Fängt von selber an zu funkeln,
Nun der weiße Adler fliegt.

Alle Augen, die hier brechen,
Blitzen wieder auf in ihr
Und verleihn den Diamanten
Neuen Glanz und neue Zier.

Ja, indeß wir tapfer kämpfen,
Schwebt sie durch die Luft heran,
Um auf Den herab zu sinken,
Der sich zeigt als bester Mann.

Und die Knechte, wie die Ritter,
Alle haben gleichen Muth,
Auch nicht Einer schont sein Leben,
Auch nicht Einer spart sein Blut.

Jede Waffenthat der Väter
Wird noch einmal heut vollbracht
Und in ihrem tiefsten Grunde
Wankt bereits die Russenmacht.

Noch ist Polen nicht verloren!
Schwingt die Fahne, daß sie rauscht,
Laßt sie schmettern, die Trompeten,
Denn Europa staunt und lauscht.

II.

Doch was ist das für ein Schwanken,
Und was hemmt des Sieges Lauf?
Stand vielleicht das schlimme Veto
Auch mit von den Todten auf?

Jenes Veto, das den Thoren
Zu des Weisen Herrn erhub,
Das zuerst des Reiches Freunde
Und zuletzt das Reich begrub?

Weh, sie wispern und sie flüstern
Und das grauenvolle Wort:
Unsre Führer sind Verräther!
Frißt durchs ganze Heer sich fort.

Wer zuerst es ausgesprochen,
War vielleicht ein blöder Wicht,
War vielleicht ein fremder Späher,
Doch in Polen forscht man nicht.

Lachen seh' ich dort und grinsen
Einen misgeschaffnen Zwerg,
Putzig, wie die Vogelscheuchen,
Die man dreht aus Hanf und Werg.

Ließ der Zwerg sie los, die Schlange
Der erlauchten Republik?
Einerlei, es ist die alte
Und sie kriecht ihr ins Genick.

Polen, ihr seid nicht verrathen!
Doch sie glauben, daß sie's sind,
Und indeß sie stehn und hadern,
Sammelt sich der Feind geschwind.

Die Baschkiren und Mongolen
Ballen sich zum grausen Kern
Und die Lanzen der Kosaken
Machen ihn zum Morgenstern.

Polen, werft euch ihm entgegen,
Drängt so fest zu einem Wall
Euch zusammen, daß der Todte
Selber nicht mehr kommt zu Fall.

Rasch! daß eure Römertugend,
Eines ew'gen Kranzes werth,
Euch statt dessen nicht die Kette,
Die der Räuber trägt, beschert!

Rasch! ihr seid noch Menschen heute,
Sorgt dafür, daß ihr es bleibt,
Daß man nicht als todte Nummern
Euch ins öde Bergwerk treibt! —

Doch sie schwören nicht, sie streiten,
Welcher Führer hängen soll —
Noch ist Rußland nicht verloren,
Denn noch sind die Polen toll!

III.

Die Musik ist noch dieselbe,
Die Trompeten schmettern wild,
Doch jetzt bläht sich auf der Fahne
Eines andern Adlers Bild.

Heil'ger Iwan, sei gepriesen,
Der dem Briten auf den Kopf
Einst den Deckel fest genagelt,
Als ihn aufbehielt der Tropf!

Großer Peter, sei erhoben,
Welcher die Strelitzen frisch
Köpfte mit den eignen Händen,
Wenn er lustig war bei Tisch!

Ihr seid noch mit eurem Volke!
Die Rebellen sind gesprengt,
Seht nur, wie der blut'ge Knäuel
Durch das enge Thor sich zwängt!

Ja, die eben Löwen waren,
Knirschend in ihr ehr'nes Joch,
Sind in Mäuse jetzt verwandelt,
Die nur spähn nach einem Loch.

In den Wäldern und den Schluchten,
Wie's der Zufall eben bot,
Wühlen sie sich ein und zittern,
Denn es gilt hier mehr als Tod!

Doch nicht Jeder kann entkommen,
Mancher Kämpfer bleibt zurück
Und nun ist ein finstrer Winkel
In der Stadt sein letztes Glück.

Einem Paar, das sich verspätet,
Hat ein räuchriger Kamin,
Den sie eben offen fanden,
Kümmerlichen Schutz verliehn.

Kaum nur athmend, ängstlich lauschend,
Sitzen Beide knieend da,
Denn des heil'gen Iwan Loblied,
Hallt noch immer fern und nah.

Endlich wird es etwas stiller,
Und, vom ersten Schrecken frei,
Sucht der Eine zu erforschen,
Wer denn wol der Zweite sei.

An der Art, den Hals zu drehen,
Sieht man, er ist selbst Baron
Und nur um so strenger mustert
Er den andern Erdensohn.

Zwar das Licht, das durch die Ritzen
Dämmernd fällt, ist mehr als schlecht:
Aber dennoch wirds ihm deutlich,
Daß er hockt bei einem Knecht.

Ja, das ist der haar'ge Knoten,
Der als Weichselzopf so schreckt,
Und der struppig-plumpe Schädel
Ist noch obendrein bedeckt.

O der Frechheit! Hut herunter!
Raunt er ganz erbost ihm zu —
Doch der scheint nicht drauf zu hören
Und verharrt in seiner Ruh'.

Perlen kann ich statt der Erbsen
Kochen lassen, wenn ich will,
Drum noch einmal: Hut herunter! —
Doch der sitzt noch immer still!

Willst du Gleichheit dir ertrotzen,
Da mir selbst die Freiheit fehlt?
Hut herunter, Hut herunter,
Wie dich auch der Hochmuth quält!

Als der Knecht noch immer zögert,
Bricht der Freiherr grimmig los
Und versetzt ihm in die Rippen
Einen wohlgezielten Stoß.

Aber der empfindet's nimmer:
Denn dem Tode längst vertraut,
Hat er für den neuen Bruder
Sich verblutet ohne Laut.

Nur sein Leichnam wird getroffen
Und, sich überschlagend, stößt
Der die Thür auf, hier des Riegels,
Wie im Paradies, entblößt.

Sieh, da naht, nach Beute spähend,
Ein Kosack — und mit der Wehr
Stellt er die gestörte Gleichheit
Zwischen Beiden wieder her.

Auf der Save.

Von

Siegfried Kapper.

„Es wird zwar nicht beim Alten bleiben, aber es wird auch zu nichts Neuem kommen!" Das beiläufig ist der kurze Sinn der langen Noten und der noch längern Zeitungsartikel, denen wir, seit Fürst Mentschikow in Oberrock und Staubstiefeln an die Pforte geklopft, tagtäglich begegnen müssen. Es ist ein Zustand eigenthümlicher Art, ein Zustand, wie ihn Europa vielleicht noch niemals erlebt hat. Alle Welt ist von der Nothwendigkeit überzeugt, daß einem unnatürlichen Verhältnisse, in welchem eine culturfähige, lebenskräftige Majorität von einer bildungsunfähigen, altersschwachen Minorität daniedergehalten und von der Entwickelung des übrigen Welttheils ausgeschlossen wird, ein Ende gemacht werden muß, gerade so, wie Niemand zweifelt, daß ein von unheilbarem Uebel ergriffenes Glied entfernt werden muß, um den Gesammtkörper vor weiterem Schaden zu bewahren. Aber noch fehlt viel, daß der Muth so stark ist wie die Ueberzeugung; zu viele Einzelinteressen sind da im Spiele, und dann — der einzige Operateur, der sich bis jetzt gefunden, nimmt ein Honorar in Anspruch, das nicht viel kleiner ist als die ganze Hinterlassenschaft des Operirten.

Eine Fahrt auf der Save, die ich kürzlich unternommen, bietet mir Veranlassung, an einem einzelnen Falle die Ueberzeugungen und Erwartungen nachzuweisen, welche in der Masse der beiden zunächst Betheiligten sich allmälig herausgebildet und festgesetzt haben.

Es war ein herrlicher Morgen, um dieselbe Zeit etwa, als der obengenannte Abgesandte von der Newa nach den Berichten der Zeitunden dem kaum aus der montenegrinischen Bedrängniß erlösten Sultan eine neue in Form eines wohlbedachten ersten Ultimatums bereitete. Eine längere Reise, auf der ich mich befand, führte mich in ihrem Verlauf von Sissek mit dem Dampfboote die Save abwärts. Die Luft war still, der Himmel wolkenlos; von dem leidenschaftlichen Kar-

tenspiel der banater Kornhändler in der Kajüte wenig angezogen, hielt ich mich auf dem Verdecke, mir einen nähern Anblick von dem Lande zu verschaffen, durch welches die Save ihr klares Gewässer dahinströmt.

Ein eigenthümliches Land! Zu beiden Seiten des Stroms der vorherrschende Eindruck von Einsamkeit, ja selbst von Oede! Das linke nördliche Ufer von Sissek bis gegen Mitrowitz hinab nichts als eine endlose Fläche, die, hier etwas abschüssig, stellenweise auch etwas steil, den Strom meist dünenartig begrenzt. Kein Baum, kein Strauch, kein Gebüsch, noch weniger ein Wald. Nichts als grünes Sumpfland, unterbrochen von wenig Saatfeldern und viel Schilf. Zuweilen nur lugen hier und da in langer Linie die armseligen Dächer eines Militärgrenzdorfes, oder hinter einem grasbewachsenen Erdwalle die wenigen Gebäude einer gegen die Türken gerichteten Grenzveste hervor, um den Blick, nachdem sie ihm einen Augenblick zum Ruhepunkt gedient, wieder stundenlang über die leere Oede hinschweifen zu lassen, ehe er am geradlinigen Horizonte wieder ein paar dunkle Punkte entdeckt, die ihn eine menschliche Wohnung ahnen lassen. Fiele der Blick nicht hier und da auf ein Wachthaus, das oft nur auf vier Holzpfählen sich mitten aus dem Sumpfe erhebt, und von dessen Galerie das Bayonnet eines Grenzers, der den Cordondienst hat, im Sonnenscheine herüberfunkelt, man könnte manchmal meinen, am Rande der Wüste hinzufahren.

Wie ganz anders ist es am rechten, südlichen Ufer! Hier reichen die Eichenwälder Bosniens bis hart an den Strom heran und tauchen, indeß sich ihr dichtbelaubtes Geäst in der Wassertiefe abspiegelt, die phantastischen Geflechte ihrer uralten Wurzeln in die Flut hinab. Nur hier und da, wo die alten Stämme für den Schiffbau ausgehauen oder zu Kohlen niedergebrannt wurden, lichten sich diese Wälder zu wildverwachsenen Einsamkeiten, aus denen hier und da ein von Axt und Flamme verschont gebliebener Baumstamm einzeln emporragt. Selten zeugt ein ausgedehntes Stück Schilfland von zu Grunde liegendem Sumpfe, noch seltener eine Rauchsäule von menschlicher Behausung, höchstens hier und da die Schilfhütte eines Hirten oder Schiffers, ein an einen Baumzweig fichergebundener Kahn. Und hinter dem Allen in näherer oder weiterer Ferne die blauenden Hochgebirge, der liederreiche Sitz der Haiducken.

Und seltsam, wie die Landschaft sind auch ihre Bewohner; wie durch den Strom in ihren Wohnsitzen, so sind sie auch durch Geschichte und Geschick in ihren Sitten und ihrem ganzen Wesen verschieden. Die südlich hinter den Wäldern und die nördlich auf der Ebene wohnen sind Söhne eines und desselben slawischen Stammes, sprechen eine und dieselbe Sprache, haben eine gemeinsame Vergangenheit. Die Väter beider

haben gegen die rothe Fahne der Eroberer des Ostens zu Felde gestanden; nur daß die hinter den Wäldern drüben das Joch des Siegers als rechtlose Rajah noch zur Stunde tragen, die auf den Ebenen es nach blutigen Kämpfen wieder abschüttelten, jene um sich bald darauf in bedrückende Renegaten und zwiefach bedrückte Glaubenstreue zu zerklüften, diese um die Waffe nicht wieder aus der Hand zu legen, sondern als eine ununterbrochene Kette lebenslänglicher Krieger der Pest und den Eroberungsgelüsten der islamitischen Nachbarn Grenzen zu setzen.

Unwillkürlich muß man, wenn man diesen Scheidestrom hinabgleitet, an die merkwürdigen Geschicke des ausgedehnten Stammes der Südslawen gedenken; denn nicht leicht dürfte die Geschichte ein zweites Beispiel so tiefgreifender Zerklüftung aufzuweisen haben. Zuerst durch die Kirche; das Christenthum des Ostens sagt sich vom Christenthum des Westens, Konstantinopel von Rom los. Der Stamm der Südslawen, gerade zwischen inne gelegen, kann weder dahin noch dorthin ganz halten; er zerfällt in zwei große Gruppen, von denen die eine im Osten orthodox bleibt, die andere im Westen katholisch wird. Der erste Bruch ist geschehen. Nun kommt das Schwert des Osmanen. Nur mit Mühe gelingt es, die siegende Horde von den Pforten Deutschlands über die Donau und Save zurückzudrängen und ihrer Herrschaft diese Ströme als Grenzen zu setzen. Die diesseits Wohnenden bleiben ihrem Glauben und ihren Sitten treu; die jenseits haben die Wahl zwischen dem traurigen Loose christlicher Sklaven (Rajah) und dem verlockenden wohlhabender und gebietender Herren (Spahias). Nicht alle vermögen dieser Verlockung zu widerstehen, und eine neue Zerklüftung findet statt, die in Rajah und Renegaten, letztere die herrschenden und mächtigen allenthalben, namentlich aber fast im ganzen Westen des türkischen Reichs.

Mit dergleichen Reflexionen beschäftigt, hatte ich nicht bemerkt, daß in meiner Nähe ein Mann an dem Schiffsgeländer lehnte, dessen Auge wie das meine mit mehr als gedankenloser Betrachtung die Gegend zu durchirren schien. Nun zog er meine Aufmerksamkeit an.

Es war eine schlanke, kräftig gebaute Gestalt, etwa in der Mitte der zwanziger Jahre, in einem Anzuge, der zwischen orientalischer und europäischer Tracht die Mitte hielt. Ein Fehs mit blauer Quaste saß über einer Fülle schwarzen Lockenhaars, werth des Neides des untadelhaftesten Helden der pariser Salons. Der Unteranzug bestand aus Weste und Beinkleidern nach europäischem Schnitte. Der Ueberrock und die Fußbekleidung, dann eine Art Leibchen waren türkisch. Ein feiner, wohlgepflegter Schnurrbart im Vereine mit einem paar blitzenden Kohlenaugen gab den intelligenten leichtgebräunten Zügen einen

interessanten Ausdruck. An den Fingern funkelten kostbare Ringe; von ebenfalls kostbarer Art schien der Tschibuk, den der junge Mann rauchte.

Ich beschloß, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Eine Bemerkung, in welcher Gegend beiläufig wir uns befinden möchten, gab dazu einen schicklichen Anlaß.

„Es ist die Gegend von Berbir", bemerkte der junge Mann, nachdem er sich zu beiden Seiten des Stroms umgeschaut. „Dort drüben hinter jenem Eichenstand das Blaue ist das Kernio-Gebirge, das andere die Zarewa Gora!"

„Ihr scheint sonach hier ziemlich bekannt zu sein"? nahm ich diese orientirende Mittheilung auf.

„Wie sollt' ich nicht"? erwiderte der junge Mann. „Hinter jenen Bergen drüben ist meine Heimat, das unglückliche Bosnien. Ich selbst bin nichts mehr und nichts weniger als ein armer Bosniake."

„Doch sonst ein schönes Land, so viel ich sah, und ein gesegnetes, so viel ich hörte", entgegnete ich.

„Jedoch nicht für uns, nicht für uns Christen, nicht für die Rajah; das müßt Ihr nie vergessen, wenn Ihr von Bosnien oder irgend einem Lande da drüben sprecht! Wir Rajah haben von all der Schönheit nichts, als daß wir sie eben mit anschauen dürfen. Und das müssen wir gut bezahlen! Unser von dem Allen ist kein Blatt, keine Kornähre; wir sind das ärmste Volk auf Erden!"

Ich konnte mich nicht enthalten, diese Aeußerung mit einem Blicke nach den funkelnden Ringen des jungen Mannes zu erwidern.

Dem jungen Manne entging dies nicht. „Nach mir dürft Ihr die Rajah nicht beurtheilen"! entgegnete er. „Ich bin Trgovac (Kaufmann) und habe mich seit meiner Kindheit viel in der Welt herumgetrieben. Der Kaufmann erwirbt, verliert, erwirbt wieder, und lernt es am Ende vertragen, daß er eben nichts Anderes sein nennt als seine Waare und sein Geld. Aber die Andern! Und eine handvoll Waare und eine handvoll Gold, meint Ihr, daß das Einen vergessen machen kann, daß man nicht viel besser ist als ein Hund? Was soll mir all mein Streben, wozu soll ich erwerben, wenn es heute dem Kadi und morgen dem Pascha und übermorgen dem oder jenem übermüthigen Aga einfallen darf, Ansprüche gegen mich zu erheben, denen kein anderes Recht zu Grunde liegt, als daß er ein Türke ist und deshalb immer Recht hat, und ich ein Christ, der immer Unrecht hat? Gäbe es nicht den einen Trost, daß man von Zeit zu Zeit da hinauskommt nach Oestreich, seine Einkäufe zu machen, und da wieder einmal Menschen sieht, an die kein Seriasker und kein Pascha ein Anrecht hat, Brüder Bulgaren, Serben, Herzegowiner und Montenegriner, mit

denen man sich im fremden Lande über das Leiden der Heimat und über die Hoffnung, daß dem nun bald ein Ende werden muß, besprechen kann, wahrhaftig, es lohnte sich nicht der Mühe sich länger zu füttern!"

Es lag nahe, auf Das zur Sprache zu kommen, was man im kunstgerechten Ausdrucke die „schwebende orientalische Frage" nennt. Der junge bosnische Kaufmann wußte von dem Auftreten des außerordentlichen Botschafters des Kaisers aller Reußen zu Konstantinopel. So wenig oder vielmehr so gar nicht man in Bosnien Zeitungen liest, so rasch erfährt da Alles eine allgemeine Verbreitung, was mit den Interessen und Wünschen der südslawischen Stämme in irgend einer Beziehung steht. Diese Empfänglichkeit, diese Theilnahme für politisches Leben und politische Bewegung, von der bis vor wenigen Jahren unter dem geknechteten Volke noch keine Spur zu entdecken war, verdient durchaus alle Beachtung. So schwer das türkische Joch auf dem Nacken der Rajah lastete, so zahlreich und blutig auch die Erhebungen gegen die unerträglichste aller Gewaltherrschaften von jeher waren — so lange die Rajah nicht dachte, so lange sie sich nicht im Zusammenhange mit dem übrigen Europa fühlte, war sie nicht zu fürchten. Nun sie zuerst durch die Ereignisse in Griechenland, dann durch jene in Serbien und zuletzt durch die in Montenegro geweckt ist, nun sie sieht, daß aller Welt an ihrem Geschicke etwas liegt, gleichviel ob aus selbstischen oder rein humanistischen Gründen, nun dürfte sie kaum mehr in den Zustand früherer Lethargie zurückzubringen sein. Knirschte sie auch damals zuweilen und erhob die Faust, so that sie es wie der Sklave hinter dem Rücken seines Herrn; heute thut sie es wie einst Spartacus mit den Seinen in Capua, offen und frei.

Merkwürdig genug schien mir, was der junge Bosnier über die Sendung des erwähnten russischen Botschafters dachte.

„Wie es mit uns ist, so kann es unmöglich mit uns bleiben", meinte er. „Geholfen muß uns werden. Und wir haben gar kein Hehl, daß es uns im Grunde gleich gilt, wer uns hilft, wenn uns überhaupt nur geholfen wird. Daß sich unsere Hoffnungen Rußland zuwenden, hat seinen Grund einfach darin, daß sich noch niemand Anderes unser angenommen hat. Oestreich hat mit den Türken viel Krieg geführt. Krieg gegen den Erbfeind der Christenheit hat es geheißen; als es aber ans Ende kam, lieferte es die eroberten Länder mit sammt den Christen wieder an Die aus, aus deren Händen es sie hatte erlösen wollen und sollen. Wenn auch nicht an der Macht, so fehlt es ihm doch an dem aufrichtigen Willen zu helfen. Anders ist es mit Rußland. Wo immer noch Rußland die Hand im Spiele hatte, kam es für die Türken nie wieder auf den alten Stand zurück;

so bei den Walachen, den Moldauern, den Serben. Freilich sind alle diese dafür aus Einer Kette in zwei Ketten, oder eigentlich in drei gekommen. Da ist nun Türke, Russe und auch noch ein Extrafürst Herr im Lande. So schlimm das aber auch ist, so ist doch wenigstens nicht der Türke allein Herr und es gibt, sei es auch welches immer, doch etwas Recht und Ordnung im Lande. Wir wissen auch sehr gut, daß es Rußland nicht so sehr um die Christen in der Türkei, als um die Türken aus ihr heraus zu thun ist, und daß in der Moldau, Walachei und in Serbien blos Statthalter sitzen, die die künftigen russischen Provinzen einstweilen verwalten, und wir katholischen Bosnier sehnen uns gewiß nicht danach, russische Unterthanen zu werden. Aber was ist anders zu thun? Wem die Wahl nur zwischen fünfzig Stockstreichen und fünfundzwanzig bleibt, der wählt all sein Lebtag lieber die fünfundzwanzig. Oestreich ist das einzige Land, dem wir mit Leib und Seele anzugehören haben. Warum steht es nicht bei uns? Doch — auch Das wissen wir recht gut! Wir wissen auch, daß trotz aller Drohungen Rußland auch diesmal noch nicht Ernst machen wird; daß aber die elfte Stunde unserer Erlösung geschlagen hat, und die zwölfte, wenn ihr auch noch neunundfünfzig Minuten fehlen, gekommen ist, das wollen wir hoffen!“

Der junge Bosnier dachte, so scheint es mir, unbefangener über die Lage der Dinge als Mancher, der weniger Ursache haben mochte befangen zu sein als er, der Betheiligte, wenn auch der Gesichtspunkt, von dem er ausging, ein etwas anderer war, als von welchem aus die Sache im gesammteuropäischen Interesse betrachtet werden muß. Denn nach diesem handelt es sich nur in zweiter Linie um die Befreiung eines einzelnen Stammes aus den Banden erniedrigender Knechtschaft. Könnte die Befreiung einzelner Stämme aus drückenden Verhältnissen eine Sache erster Linie sein, wie Viele hätten gleichen, wie Viele noch lautern Anspruch auf die Unterstützung des Welttheils! Um was es sich hier in erster Linie handelt, ist die Befreiung ganz Europas von einem Nachbar, der der Verbreitung von Sitte und Fortschritt nach dem Osten hin seit Jahrhunderten undurchdringlich im Wege steht. Es fragt sich nicht allein, oder auch nicht sowol: sollen die Christen da unten länger ein Haufe rechtlosen Plebses sein? als: soll der halbe Süden Europas, sollen Tausende von Meilen des üppigsten und herrlichsten Landes noch ferner der Bodencultur, der Industrie, dem freien Verkehr und Austausch, der Bildung und den Segnungen der civilisirten Gesellschaft so viel wie verschlossen sein? Es handelt sich darum, ob eine Macht, die keine ist, die, altersschwach und morsch in ihrem ganzen Wesen, unfähig ist, sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen Anerkennung zu verschaffen und nach außen hin jeden Augenblick neue Demüthigun-

gen erfährt — die nur dadurch noch besteht, weil sie von den andern Mächten, um, wie man sagt, das Gleichgewicht zu erhalten, in der That aber, weil man sich über die zweckmäßigste Theilung ihres Erbes noch nicht geeinigt hat, zusammengehalten wird — ob ein Reich, das nicht die Kraft hat zu verhindern, daß alle zehn Jahre ein anderes Stück sich davon loslöst, ob eine solche Macht und ein solches Reich fortan noch bestehen, oder dem Geiste der Zeit und dem Bedürfniß der Völker Platz machen soll. Die zunächst Betheiligten natürlich fühlen nur, wo sie der Schuh drückt; Europa aber fühlt den Reflex eines unnatürlichen Zustandes in allen seinen Interessen. Es wird, es kann nicht sagen, daß es wieder auf ein Jahrhundert hinaus Ruhe habe, so lange da nicht Ordnung gemacht ist. Daß die Türkei erhalten das Gleichgewicht erhalten heiße, ist eine Redensart, die sich auf dem Papiere ganz hübsch ausnimmt und der Börse von Paris und Wien angenehm und beruhigend klingen mag. In Wirklichkeit heißt es nicht mehr, als ein Gleichgewicht, das nicht da ist, durch immerwährendes Unterstützen des herabsinkenden Theiles zu fingiren, zu simuliren trachten. Das europäische Gleichgewicht wird in Wirklichkeit erst da sein, wenn eins der namhaftesten Stücke von Europa in die Interessen Europas nicht als todte Masse, als strittige Hinterlassenschaft eines fremden Elements, sondern als assimilirter Staat oder Staatenbund oder in welcher Form immer hinein gezogen sein wird. Bis dahin schreibe man Noten so viel man wolle, erfinde die Diplomatie die geistreichsten Auskunftsmittel: es ist Alles nur lauter Palliativum, lauter Provisorium!

Eine dunkle Röthe überflog das Angesicht des jungen Bosniers, als er einen Nichtbosnier, einen Nichtsüdslawen sich in solcher Weise beiläufig über die Bedeutung aussprechen hörte, welche die Bestrebungen seines Stammes und seiner Stammesgenossen für den ganzen Welttheil hätten. Eine gewaltige innere Aufregung malte sich in seinen Zügen ab; funkelnden Auges ergriff er meine Hand, drückte dieselbe mit Heftigkeit und verließ schnellen Schrittes das Verdeck.

Ich mochte nur wenige Minuten allein gestanden haben, als ich meine Schulter von einer Hand berührt fühlte. Es war die eines athletisch gebauten Muselmanns, der bisher auf einem kolossalen Gewinde von Schiffstauen in ziemlicher Entfernung von mir gesessen hatte. Mir war es nicht aufgefallen, offenbar aber hatte er von seinem eigenthümlichen Sitze aus, indeß er seinen Tschibuk anscheinend theilnamlos vor sich hinschmauchte, den jungen Bosnier und mich in unserm Gespräche beobachtet.

„Du hast mit einem Christen gesprochen“, redete er mich an, „nun

sollst du auch einen Türken hören. Komm, setzen wir uns dort auf die Taue nieder!

Ich folgte.

Indeß er mir voranschritt und zwischen den Herumlagernden den Weg bahnte, hatte ich Zeit, mir ihn ein wenig zu betrachten. Eine breitschultrige, stämmige, ragende Gestalt. Der weiße Turban auf dem kahlgeschorenen Haupte bezeichnete den Bekenner des Korans; denn hierdurch unterscheidet sich der mohammedanische Bosnier vom christlichen. Eine rothe, von den Schultern herabhängende Jacke, blaue weite Hosen, die unten in eine Art von Gamaschen ausliefen, gelbe Spitzschuhe, ein breiter silbergestickter Gurt, mit Messer und Pistolen versehen, machten seinen Anzug aus. In seinen dunkelgebräunten Gesichtszügen lag eine Ruhe, die nichts erschüttern zu können schien. Auch er trug blos einen Lippenbart.

„Ich weiß recht wohl", nahm der Türke wieder das Wort, nachdem er sich niedergelassen, „ich weiß recht wohl, was dir der Christ dort erzählt hat; denn wie der Eine, so reden sie Alle. Nun sag' mir einmal, kennst du die Geschichte vom Schlingkraut und dem Baume? Wie solltest du auch! Ich will sie dir erzählen. Als der Prophet einmal lustwandeln ging, da fand er eine Stelle im Felde, da wuchs viel Schlingkraut, das am Boden hinkroch und sich nicht zu erheben vermochte. Das ging dem Propheten nahe und er setzte einen Baum an die Stelle und sprach: das thu' ich, damit du Schlingkraut nicht ewig am Boden herumzukriechen brauchst und dich an dem Baum zum Himmel erhebst. Der Baum gedieh und wurde zum mächtigen Stamme und das Schlingkraut wand sich an ihm hinan, und es war Alles gut. Mit einem male aber ward das Schlingkraut unzufrieden und rief: was soll uns der Baum? können wir nicht allein stehen? Sein Schatten ist uns nur hinderlich, daß wir nicht besser gedeihen können! Die Eigenthümer der Nachbarfelder, denen der Baum ohnehin zum Verdrusse war, hörten dies und sprachen: gleich wollen wir euch helfen. Hierauf schlangen sie das Schlingkraut los und hieben mit Aexten nach dem Baume. Der Baum fiel. Doch was geschah nun? Das Schlingkraut kroch wieder am Boden. Ein kluger Nachbar aber fand das Holz des Baumes gut, machte daraus Stiele für seine Aexte und ging damit in die Wälder der mitleidigen Nachbarn Holz fällen. Verstehst du mich?"

„Du verschweigst, daß der Baum morsch war!" schaltete ich in die Parabel ein, durch welche der Türke offenbar die guten Dienste angedeutet wissen wollte, mit denen die europäischen Mächte an der Befreiung der Christen im Bereiche der Pforte sowie an der Uebermacht arbeiten, die daraus nothwendig für Rußland erwachsen muß.

„War er es, dann mußte er auch von selbst fallen!“ erwiderte der Muselmann. „Wozu den Beschlüssen Allah's vorgreifen? Und um von meiner Geschichte zur Wirklichkeit überzugehen: es muß Herren geben, aber auch Knechte. Was tragen es diese Christen nicht geduldig, wenn ihnen auferlegt ist, Knecht zu sein? Wäre es Allah's Rathschluß, daß sie die Herren und wir ihre Diener — was Gott verhüte — müßten wir es nicht ebenso mit Geduld ertragen? Sich gegen Allah's Rathschluß empören, das frommt nicht; es läßt sich doch nicht ändern und kommt eben nicht anders, als er es will. Darum sorgen wir auch nicht und lassen sie in ihrer Sündhaftigkeit gewähren. Ich will übrigens in Mekka ihrer gedenken, daß Allah ihren Sinn bessere.“

„Ihr geht also nach Mekka?“ fragte ich, nicht wenig überrascht, den Muselmann in einer Zeit, da sich im Umfange des großen Reiches Mohammed's jedenfalls nicht unbedeutende Dinge vorbereiteten, eine solche Wallfahrt unternehmen zu sehen.

„Allerdings!“ erwiderte der Türke. „Ich habe es in einem Gefechte, das die Leute unsers Dorfes mit den Cernagorzen (Montenegrinern) zu bestehen hatten, gelobt, und benutze die Jahreszeit, mein Gelübde zu erfüllen.“

„Und glaubt Ihr, Euer Haus und Eure Höfe auf so lange sorglos verlassen zu können?“ fragte ich weiter.

„In sechs Monaten bin ich zurück, und so schnell läßt Allah die Seinen nicht sinken! Bin ich einmal wieder da, dann mögen Eure ungläubigen Bären mit dem von Moskov an der Spitze kommen, die Einen uns zu schützen, der Andere uns zu bekämpfen und Alle sich in unser Hab und Gut zu theilen — Hadschi Mustafa Filipowitsch wird seine Damascenerbüchse nicht in die Stubenecke stellen!

Mit dem Schwerte theilen wir die Erde,
Denn nur Einer kann der Herr im Land sein,
Aber dienstbar muß ihm sein der Andre!

wie es im Lied heißt. Wer aber Herr und wer Knecht sein soll, Allah weiß es heute schon. Wir aber werden es zeitig genug erfahren.“

Diesem Gleichmuth den sich entwickelnden Dingen gegenüber habe ich nicht zum ersten male bei Hadschi Mustafa Filipowitsch, der seinem Namen nach selbst von mohammedanisirten Slawen stammte, begegnet. Es ist dies die allgemeine Anschauung der Weltgeschichte unter den Türken, insofern sie sich überhaupt einer letztern bewußt sind. Wie sie den Verlust Serbiens und Griechenlands getragen, so werden sie den Verlust jeder andern ihrer Provinzen, ja selbst der letzten Scholle europäischen Bodens ebenfalls ertragen, wenn die neunundfünfzig Minuten abgelaufen sind. Sie werden kämpfen, vielleicht wie die Löwen;

aber sie werden weichen. Denn wie das dunkle Vorgefühl eines unvermeidlichen Geschicks liegt ihnen die Ahnung auf der Seele, daß ihre letzte Stunde im Verrinnen ist!

Westfälische Skizzen.

VII.

Den Uebergang von der Mark zur Grafschaft Ravensberg machen die lebhaften Städtchen Lippstadt, Rheda und Gütersloh, welche ihren Handel mit rohen Landesproducten fleißig unterhalten. Man kann sie, nicht blos der Confession nach, weder zum Paderbornschen noch zum Münsterlande rechnen.

In der Grafschaft Ravensberg erblicken wir wieder Gegenden, welche von Arbeitern so dicht bevölkert sind wie Fabrikdistricte; Häuschen reiht sich an Häuschen. Wenn man von den Höhen des Teutoburger Waldes nordwärts blickt, erscheint das Land weit und breit mit kleinen Wohnhäusern bedeckt. Hier wohnen auch Fabrikarbeiter, aber sie wohnen in ihren eigenen Häuschen, es sind die Weber und Spinner Westfalens. Bei weitem die meisten leben als Heuerlinge auf fremdem Grund und Boden, wo ihnen der Meier, der Hofbesitzer, Wohnungen aufgerichtet hat. Im Delbrückschen, Rietbergschen und Münsterlande gibt es ebenfalls solche kleine Leute, angesiedelt auf eines Andern Grundbesitze: aber dort sind sie entweder Erbpächter oder auf eine lange Reihe von Jahren Heuerlinge, welchen der Bauer das Haus stellt und etwas Ackerland vorrichtet. Darauf halten sie dann eine Kuh, Ziege, Schweine, Gänse und Hühner und ernähren sich davon wie sie können, indem sie zugleich einen Theil des Zinses an den Bauer durch Dienste abtragen, deren Zeit und Werth in den letztern Jahren in der Regel zum voraus festgesetzt wird. Aus frühern Zeiten rühren noch die Kötter her, welche kein Geld bezahlen, aber jedesmal auf dem Bauernhofe arbeiten müssen, so oft sie der Bauer ruft. In den alten mehr patriarchalischen Zeiten standen sich beide Theile gut bei solchen Verhältnissen, der Bauer foderte vom Kötter nicht mehr, als dieser ohne eigenen Abbruch leisten konnte, und der Kötter arbeitete ehrlich zu des Bauers Vortheil, auf dessen Hofe er in Tagen der Noth Schutz und Pflege fand. So mußte z. B. der Bauer dem Kötter herkömmlicher Weise ein gesatteltes Pferd stellen, wenn zu einem Kranken aus des Letztern Familie der Arzt oder Pastor geholt werden mußte. Es war eins der gegenseitigen Schutz- und Dienstverhältnisse, gebaut auf Treue und Glauben, wie sie so mannichfaltig im ältern deutschen Rechte immer mit denselben Grundzügen wiederkehren.

Heutzutage führen Verhältnisse der Art zu mancherlei Streitigkeiten und Processen, und es ist daher die Zeitpacht beliebter, bei welcher bestimmt festgesetzt wird, was an Geld oder Diensten geleistet werden muß, und wie hoch die letztern, wenn mehr oder minder gethan wird als Recht ist, in Gelde anzuschlagen.

Noch immer aber ist der Bauer und sein Hof der Mittelpunkt und Haltpunkt für die auf seinem Grund und Boden wohnenden kleinen Leute; er allein heißt „der Bauer", das heißt so viel als Grundherr, gerade wie in Tirol das Wort „Bauer" eine Art Ehrenname ist. Der Bauer aber nimmt seinen Namen vom Hofe an, der Hof, der erb und eigen, repräsentirt ihn, und er repräsentirt den Hof; sein Eigenname geht unter, sobald er auf den Hof kommt. Daher findet sich fast in ganz Westfalen noch der eigenthümliche Gebrauch der doppelten Namen, der sogenannten Vulgo-Namen, d. i. der Haus- oder Hofnamen, neben dem Familiennamen des Besitzers. Unter dem Volke bleibt nur der erste in Uebung, und der letztere ist häufig wenigen Andern bekannt als seinem Eigner. In ähnlicher Weise nimmt, um Kleines mit Großem zu vergleichen, wer an die Spitze eines Reiches kommt, seinen Namen vom Reiche an und braucht amtlich nicht mehr seinen Familiennamen; man spricht nicht von den Habsburgern, Hohenzollern, Bernadottes, sondern von den Kaisern von Oestreich, den Königen von Preußen, Schweden u. s. w. Auch der Häusling auf eines Bauern Grundbesitz nennt sich in Westfalen nicht immer mit seinem Eigennamen, sondern z. B. Heuerling bei dem Meier Unter den Eichen; nur vor Gericht und bei schriftlichen Verhandlungen erscheint wieder sein Familienname. Es ist vorgekommen, daß arme ungebildete Frauenspersonen aus Heuerlingshäusern vor dem Notar ihren Namen gar nicht anders wußten, als daß sie z. B. Annemarie oder Mariekathrine bei dem Meier Langenbogen hießen. Die Hofesnamen sind manchmal curios genug. So gibt es zwei benachbarte Höfe im Rietbergschen, von denen der eine Oster-Swinestert, der andere Wester-Swinestert heißt; bei dem Vortrag einer Klage, welche die beiden gegeneinander hatten, las der Referent den Namen immer so, daß er den Accent auf die vorletzte Silbe legte, dadurch kam zum allgemeinen Ergötzen ein ganz fremdländisches Wort zum Vorschein, während der Name nur der plattdeutsche Ausdruck für Ost- und West-Schweineschwanz war.

Im Paderbornschen will der Arme sein Haus für sich allein haben, und wenn es das elendeste Ding von der Welt ist. Baracken der Art trifft man im Ravensbergschen selten, gewöhnlich wohnen zwei oder mehr Familien in einem Heuerlingshause, in welchem sie ihre Räume sorgsam abscheiden und so sauber erhalten, als es der Armuth möglich

ist. Diesen unglücklichen Menschen bringt das Leben wenig Freude. Tag ein Tag aus, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sitzen sie in ihren dumpfen Stübchen dichtgedrängt hinter dem Spinnrade oder Webstuhl, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, selbst die Kinder müssen eifrig mitspinnen. Der Verdienst ist, seit der westfälische Leinwandhandel so viele Schlappen erlitten hat, außerordentlich kärglich, und man begreift nicht, wie sie davon leben können. Ihre weißliche Gesichtsfarbe wird daher von der nie endenden Noth und Entbehrung noch bleicher, ihr an sich nicht übler Wuchs bekommt etwas Weichliches, ja Kraftloses und Schwammiges. Es gibt, namentlich unter dem Frauengeschlechte, eine große Menge schöner vollbusiger Gestalten mit Milchgesichtern und großen stillen Augen, aber in Blick und Haltung zeigt sich immer etwas Mattes. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn unter dieser Bevölkerung leicht communistische Hirngespinnste auf der einen, noch mehr aber trüber Pietismus auf der andern Seite Platz greifen. Zu Zeiten scheint es, als wenn ganze Striche unter den Webern und Spinnern von einer angsthaften religiösen Aufregung ergriffen würden. Dann hört man von Teufelsunfug, von Beschwörungen, von wundersamen Bekehrungen und von gewaltsamen Anstrengungen, sich der Gnade Gottes zu versichern. Daß ferner dadurch, daß die verschiedenen Geschlechter und Altersstufen wochenlang in dunstigen Stuben gepreßt nebeneinander sitzen, hier und da der Geschlechtstrieb in Ausschweifungen geräth, ist wohl erklärlich. Was aber die Neigung zu unehrlichem Erwerbe betrifft, so scheinen einige Gegenden zwar vorzugsweise damit behaftet zu sein, im Ganzen aber muß Jeder den westfälischen Spinnern und Webern nachrühmen, daß die Ehrlichkeit ihr Kleinod ist in all ihrem Elende.

Von Seiten der Regierung und durch Vereine von Privatpersonen geschieht viel, um dieser Bevölkerung nach Kräften unter die Arme zu greifen. Durch Garantien und Vereine sucht man dem Leinen aus reinem Handgespinnst wieder vermehrten Absatz, durch Spinnschulen und Anleitung zur bessern Flachsbereitung den Armen bessern Verdienst zu verschaffen. Indessen die Maschine nimmt ihnen mehr und mehr das Brot von dem Munde weg, und ehe andere lohnendere Erwerbszweige für sie aufgefunden und, was gar nicht so leicht ist, bei ihnen einheimisch gemacht worden, werden Sonne und Mond noch viel bleiches Elend bescheinen.

Die Meier im Ravensbergschen sind dagegen wohlhabend und wenigen darunter fehlt auch ein mittlerer Grad von Bildung. Die kleinern Städte des Landes thun sich hervor durch gewerbliche Thätigkeit. Sie liegen meist recht hübsch an grünbebuschten Anhöhen oder vor dem Teutoburger Walde. Bielefeld ist die bedeutendste Stadt der Grafschaft

Ravensberg, hübsch gebaut und voll von reichen und unternehmenden Leinwandhändlern. Der Ton dort ist vorherrschend kaufmännisch, jedoch fehlt auch nicht Sinn für Literatur und überhaupt für die bewegenden Ideen der Gegenwart, wie man Aehnliches auch von mehren kleinern Orten im Ravensbergschen und Mindenschen behaupten darf. Auf der andern Seite ist dort aber auch vertreten ein finsterer pietistischer Sinn, der sich mit Verfolgungssucht gegen eine fröhlichere Auffassung des Lebens wendet. Bälle in Bielefeld sind ebenso leer als selten. Einen auffallenden Gegensatz gegen die letztgenannte Stadt macht das benachbarte Herford, wieder eine der stillen westfälischen Städte, in alter Zeit belebt und wohlhabend, die in der Gegenwart aber ihr unbemerktes Dasein, Keinem zu Leide, Keinem zur Freude, fortführen wie gute alte Leute, denen Jeder gern ein Schöppchen gönnt. Es sind große Kleinstädte, in denen sich gewöhnlich, wie in Herford, die Gebildetern zu recht angenehmen Kreisen zusammenfinden. Herford hat aber für sich allein eine sonderbare Colonie, nämlich ein paar Straßen voll Orgelspieler, Harfenmädchen, Seiltänzer und Jahrmarktsgänger, welche in jedem Frühjahr fröhlich auf die Wanderung ziehen und jeden Spätherbst wiederkehren, um das gewonnene Geld miteinander zu verjubeln, übrigens ganz ordentliche bürgerliche Leute. Sie hängen mit Vorliebe an ihrer Lebensweise und gäben ihre wandernden Geschäftszweige nicht auf für das behaglichste ruhige Leben. In der Nähe des „heiligen Herford", wie die Stadt im Mittelalter ihrer vielen Kirchthürme und Klöster wegen hieß, wohnen noch die vierzehn Sattelmeier, deren Vorfahren einst die rechten Saalgenossen ihres Königs Wittekind, des gewaltigen Heerführers der Sachsen waren. Seine Gebeine ruhen in seiner alten, nun verblichenen Stadt Enger. Wenn sich jene Sattelmeier nicht begnügt hätten, angesehene Bauern zu bleiben, so möchten ihre Nachkommen jetzt zum ältesten Adel zählen. Einige Vorrechte haben sie die Jahrhunderte hindurch noch bewahrt, auch wird jedem ein gesatteltes Pferd hinter seinem Sarge nachgeführt. Westfalen ist reich an solchen Resten und Erinnerungen aus alter Vorzeit, die in ihrer derben Natürlichkeit gar keiner ausschmückenden Romantik bedürfen. Doch wir suchen hier nur mit einigen Strichen Gegenwärtiges zu zeichnen und gehen deshalb über zu den drei letzten Landestheilen westfälischen Charakters, den Fürstenthümern Minden, Lippe und Osnabrück.

VIII.

Das Fürstenthum Minden hat mehr Hügel und Wald als das Ravensbergsche und einen etwas kräftigern Volksschlag, dem die Wangen auch ein bischen mehr gebräunt sind. Es gibt dort weniger

Großmeier als eine Menge von kleinern und recht wohlhäbigen Bauern. Aber es findet sich auch etwas paderbornsche Armuth in den mindenschen Dörfern. Namentlich in der Stadt Minden selbst wohnt viel armes Volk, welches zum größten Theile wahrscheinlich von all Dem herstammt, was die in Garnison gewesenen Regimenter dort zurückgelassen haben. Minden, so einsam als Festung, hat einen zahlreichen Civil- und Militär-Beamtenstand, der seine Kreise in merklichem Grade von der übrigen Einwohnerschaft getrennt hält. Die Grenzstadt Minden macht auf Alle, die auf der von Fremden und Waaren stets bedeckten Eisenbahn herkommen, einen scharf preußischen Eindruck. Die Weser ruft Handel hervor und dieser aufgeweckteres Leben. Deshalb ist auch die ganze Wesergegend, welche von Karlshafen bis zur preußischen Grenze noch entschieden westfälischen Charakter hat, lebhaft und auch dem geistigen Verkehr geöffnet. Hameln, Rinteln, Hörter, letzteres indessen mit vorwiegend paderbornscher Färbung, bieten einen angenehmen Aufenthalt, der durch die entzückend schönen Landschaftsbilder auf der ganzen genannten Strecke die Weser entlang noch einen großen Reiz mehr erhält; sie sind einzig durch ein Gemisch von Lebhaftigkeit und sanfter Anmuth. In Freiligrath's und Schücking's „Malerischem und romantischem Westfalen" sind einige Verse des alten Meibomius übersetzt, denen Jeder gern beistimmen wird, der die Wesergegend gesehen hat. Sie lauten:

Ibi rivi, ibi fontes,	Dort sind Bäche, dort sind Quellen,
Ibi aquae nec non montes,	Berge, draus die Wässer schwellen,
Et brutorum pascuae;	Für die Heerden Weidenau'n;
Inibi videntur frontes	Dort sind Frauen mit der hellen
Dominarum et insontes,	Reinen Stirne, dort die Wellen,
Ibi torrens Wiserae.	Die die Weser strömt, zu schaun.

An Minden-Ravensberg stoßen von der einen Seite die beiden Fürstenthümer Lippe, von der andern Seite das nachmalige Hochstift Osnabrück; auch diese kann man nach Landes- und Volksart nur zu Westfalen rechnen.

Das Fürstenthum Lippe-Detmold ist verhältnißmäßig ein glückliches Ländchen zu nennen, weil es wenig Arme, dafür desto mehr fleißige und genügsame Menschen zählt. Das ganze Ländchen ist von Wald und Hügeln durchzogen, welche vom hohen dunkeln Teutoburger Walde zu den Wesergebirgen streifen. Anmuthige Gründe wechseln ab mit gutbestandenen Forsten und wohlbebauten Breiten und Thalmulden. Der Lipper selbst ist gutmüthig und durchgängig nicht ohne eine Art von Hausmannsbildung. Er ist seit lange her gewohnt, in den Haushalt des Landes wie der Gemeinden einen Einblick zu thun und sein gutgemeintes Wort mitzusprechen. Er ähnelt dem Ravensberger,

ist aber breiter von Figur und hat eine dunklere Färbung. Seine Aussprache lautet widerwärtig, er kaut die Worte zu sehr im Halse. Die Hauptstadt Detmold ist eine artige Residenz, in den neuen Anlagen fast großstädtisch, und in den Hauptfamilien, welche übrigens manche Aemter gleichsam in Erbschaft zu haben scheinen, findet man eine feine und ansprechende Geselligkeit. Das im Mittelalter bedeutende Lemgo ist jetzt eine bloße Ackerstadt geworden, in der sich aber trotzdem ein kleines literarisches Leben erhält. Der Detmolder ist gern ein feiner Residenzler, der Lemgoer aber thut sich etwas darauf zu Gute, selbständiger in seiner Denkungsart zu sein. Wie in allen kleinen Fürstenthümern Deutschlands ist auch im Lippeschen das deutsche Nationalgefühl um so wärmer, als das eigene Ländchen zu eng ist für ein specielles vaterländisches Gefühl. Zu ihrem geordneten Gemeindewesen könnte man den Lippern aber kein schöneres Geschenk machen als mit einer Umwandlung ihres Proceßrechts in eine schleunige und billige Rechtspflege. Waldeck leidet ebenfalls noch an den althergebrachten Krebsschäden, welche das gemeine Recht nach und nach mit sich brachte. Die Fürstenthümer Lippe und Waldeck haben mehr Advocaten als Quadratmeilen, obwol nur ruhiges ackerbauendes Volk, bei welchem bekanntlich Processe weniger entstehen als in einer lebhaften Handels- und Gewerbsstadt.

Das Fürstenthum Lippe-Schaumburg steht in mancher Beziehung hinter dem vorgenannten zurück, in der Schönheit einiger Waldpartien jedoch überbietet es dasselbe noch. Das Landvolk arbeitet sich eben erst aus strengen Hörigkeitsfesseln heraus, welche es lange niederdrückten. Die Hauptstadt Bückeburg hatte von jeher irgend eine literarische Bedeutung aufzuweisen und ist eine heitere Nachwirkung davon noch jetzt ersichtlich. Lippe-Schaumburg wird in Deutschland noch weniger beachtet als Lippe-Detmold, dafür bildet es aber auch eine kleine Welt für sich, in der fast Alles sich kennt und sich bestrebt artig zu sein.

Das Fürstenthum Osnabrück, welches theils vom Minden-Ravensbergschen, theils vom ehemaligen Bisthum Münster umgeben ist, hat in seinem Charakter eine Mischung von Art und Sitte seiner Nachbarn. Auch die katholische und protestantische Confession wohnt dort gleich stark und gleich friedlich durcheinander. Das Land bietet eine hübsche Abwechselung von Bergen und Wäldern mit Getreideebenen. Der Teutoburger Wald, welcher auch durch das breite münstersche Flachland einen langen Strich von rauschenden Bergwäldern zieht, entfaltet im Süden von Osnabrück einen Reichthum von schönen Sitzen. Durch den Norden des Landes streift die Verlängerung des Wiebengebirges. Im osnabrücker Volke merkt man mehr Behagliches und Gesetztes

als im Minden-Ravensbergschen, aber auch mehr Kraft und Regsamkeit als im Münsterlande. Die freundliche und hellgebaute Hauptstadt Osnabrück hat Vorzüge, die sie mit keiner der westfälischen Städte theilt. Das Wirken von Justus Möser und Stüve hat dort politische Bildung eingebürgert, wie sie im preußischen Westfalen das Zusammenleben mit einem viel größeren Staatsganzen nur hin und wieder zu erzeugen vermochte. Man entbehrt dort so wenig wie in den westfälisch-hannöverschen Bezirken an der Weser die westfälische Herzlichkeit: aber der Hannoveraner zeigt mehr bürgerliches Selbstbewußtsein und weniger Unruhe als der benachbarte preußische Westfale.

Im Lippeschen und Osnabrückschen ist theils durch Gesetze, theils wie im münsterschen Hinterlande durch das Herkommen das Heirathen mit nicht viel mehr als vier nackten Händen erschwert, und deshalb haben diese Landestheile nicht so viele arme Leute als das Paderbornsche und Minden-Ravensbergsche. Gleichwol ist auch dort das Proletariat unverkennbar im raschen Anwachsen begriffen, seitdem durch die Maschinenspinnerei das Handgespinnst von den Märkten verdrängt wird. Auch dort findet man unzählige Hütten, in denen die armen Leute von Jahr zu Jahr vergebens darauf warten, ob denn nicht endlich das Garn, welches sie spinnen, wieder einen bessern Preis bekommen werde. Es klingt ihnen wie ein Märchen aus glücklicher Zeit, daß früher das Stück Garn sich sechs bis zehn mal so hoch absetzen ließ als jetzt. Immer mehr wenden sie sich der Hollands- und Frieslandsgängerei zu; die Männer und Burschen gehen nämlich während der guten Jahreszeit auf Taglöhnerarbeit nach Holland, nach den Nordseeküsten, ja bis Dänemark und Schweden hinauf, um für den Winter Weib und Kind ein paar blanke Thaler zurückzubringen. Diese Sitte trifft man auch im Paderbornschen und im Münsterlande längs den Abhängen des Teutoburger Waldes verbreitet. Im Fürstenthum Lippe-Detmold gibt es außerdem eine Anzahl Leute, die herkömmlicherweise jedes Jahr auf Ziegelarbeit auf Wanderung gehen. Aus andern Gegenden Westfalens werden Töpfe, Steingut, Gläser weit und breit durch regelmäßige Hausirer verführt. Hinwiederum kommen nach Westfalen hinein aus dem Hessischen und Eichsfeldschen Fuhrleute und Wollkämmer, aus dem Nassauischen Sauerkrautmacher, aus Schlesien Eisenbahnarbeiter. Es wäre nicht uninteressant, wenn man einmal für die verschiedenen Gegenden und Oertlichkeiten Deutschlands die kleinen Gewerbe zusammenstellte, welche dort von Vater auf Sohn vorzugsweise betrieben werden, um Leute auszubilden, welche wie Strichvögel entlegenere Gegenden mit ihrem Handwerk versorgen.

Die Auswanderung nach Amerika ist bis jetzt in Westfalen noch lange nicht so stark im Gange als im Hessischen und im ganzen obern

Deutschland. Es ist aber keine Gegend in Westfalen, in welcher nicht die Zunahme dieser Auswanderung von Jahr zu Jahr zu merken. Insbesondere aus den Spinner- und Weberdistricten scheint sich eine große Auswanderung vorzubereiten. Denen freilich, die am liebsten gingen, fehlt das Geld dazu.

Wir nehmen hiermit Abschied von Westfalen und hoffen, daß seine Bewohner, in welchem Theile des Landes sie auch sitzen mögen, es uns nicht verdenken, wenn wir hier und da etwas aus der Schule geschwatzt; denn im Grunde haben wir sie doch alle lieb, soweit sie die schönen und kräftigen Grundzüge des westfälischen Charakters nicht verleugnen.

Literatur und Kunst.

Es ist die unangenehmste Pflicht des Kritikers, wenn er recht erfüllt und befriedigt ist von einem Buche, sich selber zu fragen: bist du nicht von einer besonders guten Stimmung beherrscht? hat dich Form und Schein nicht etwa bestochen? gehst du objectiv an die Beurtheilung? Das Alles rieselt wie kaltes Wasser über den Aufschwung und die Anregung, die wir gewonnen; es ist etwas von berliner Selbstvernichtungssäure darin. Und wenn wir trotzdem keine andere Ueberzeugung ausklügeln können, so haben wir es sicher nicht mit einem gemachten, sondern einem gewordenen Werke zu thun, das heißt mit einem Buche, welches weder auf Buchhändlerbestellung, noch ohne innern Drang, sondern als Frucht und Blüte eines seinem Gegenstande wirklich hingegebenen Lebens entstand. Dies war der erste Eindruck, den wir von dem „Thierleben in der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich von Tschudi“ (Leipzig, Weber, 1853) empfingen. Ja man könnte fast glauben, „Thierleben“ der Alpenwelt sei nicht sein vollständiger und umfassender Titel. Erst indem wir dessen Ausführungen weiter folgen, immer neu überrascht von den Einzelschönheiten wie von der künstlerischen Geschlossenheit des Darstellungsorganismus, erkennen wir es so recht, wie Das eben Besonderheit und Vorzug seiner Auffassung ist, daß das Thierleben der Alpen vor unsern Augen als Nothwendigkeit und Vollendung des großen und mannichfaltigen Elementar- und Vegetationslebens der Alpenwelt, ihrer klimatischen und kosmischen Verhältnisse nicht nur in den Eigenthümlichkeiten, sondern in der Totalität seines Daseins sich entwickelt. Wir sind es trotz der Fortschritte naturwissenschaftlicher Darstellung noch selten gewohnt, einen bestimmten Kreis von Naturerscheinungen, einen bestimmten Abschnitt eines der sogenannten Naturreiche recht eigentlich als Theil des Kosmos behandelt zu sehen, ohne daß doctrinäre Absicht und gelehrter Apparat massenhaft angehäuft wäre und dem ästhetischen Genusse fortwährend hindernd entgegenträte. In Tschudi's Werk tritt uns dagegen solch ein Lebensgemälde entgegen, wahr und schön bis auf den letzten Strich, dennoch nirgends durchfurcht von aufdringlichen theoretischen Richtungslinien und Zeich-

nungsquadraten. Die nothwendige Staffage ist nicht erst zu den Figuren gemalt, sondern diese sind aus jener herausgehoben — herausgehoben mit allen eigenthümlichen Kennzeichen, die ihnen von der speciellen Heimat und Wohnung angeboren sind, mit allen Färbungen und Reflexen, die ihre eingeborene Natur auf die besondere Umgebung zurückwirft. Indem uns der Verfasser vom Anlande und den Vorhügeln der Alpenkette in die Berg-, Alpen- und Schneeregionen leitet, entwirft er überall die schönsten und wahrsten Umrisse ihres allgemeinen Charakters wie ihrer specifischen Individualitäten, sodaß in der That Derjenige, welcher die Alpen aus eigenem Leben und Wandern kennt (nicht blos von den Karavanenstraßen des berner Oberlandes), oftmals bestimmte Gegenden zu erkennen glaubt, während Demjenigen, welcher die Alpen niemals sah, nothwendig die richtigsten Vorstellungen davon aufgehen.

Im Rahmen jener übereinander gelagerten Regionen bewegt sich nun das Leben der Thiere, mit welchem natürlich die Schilderungen des Bodens, der Vegetation, der atmosphärischen Ereignisse und Einflüsse in ihren entsprechenden Eigenthümlichkeiten ebenso innig als plastisch verschmolzen sind. Die Grenzen jener Mannichfaltigkeit der Erscheinungen „sind nicht die Grenzen mineralogischer Gebirgsveränderungen; denn der Grad der Erhebung bestimmt in weit höherm Maße die Gestaltung der Naturerscheinungen als die Substanz des Gebirgs. Um nicht nur die Thierwelt desselben, sondern den Reichthum seiner ganzen Production zu übersehen, ist es nöthig, sich an solche natürliche Grenzen zu halten, welche den ihnen eigenen Inhalt im Ganzen eben so scharf unterscheiden, als das Gebirg sich von der Ebene unterscheidet." Die Vorbereitung des Gebirges, worin Pflanzen und Thiere noch überwiegend die der Ebene bleiben, steigt an dritthalbtausend Fuß empor. Von hier bis zu viertausend reicht die eigentliche Bergregion, von 5—7000′ zieht sich die Alpenzone, von da an bis zu den höchsten Gipfeln der Alpen herrscht der sogenannte „ewige" Schnee. — Diese Abkreisung, unumgänglich, wenn nicht das ganze Buch Eine große Verwirrung werden soll, ist das Einzige, was wir vom Rüstwerk des didaktischen Zweckes auffinden. Von da an gipfelt es sich in Bildern und Schilderungen, reizvollen Beobachtungen und blütereichen Sammlungen, im Wander- und Jagdleben bis zu den obersten Firnen, auf denen alles organische Leben erstirbt, wo höchstens noch die kreischende Schneekrähe und der zwitschernde Schneefink dem einsamen Menschen als Vermittelungsglied mit dem Lebendigen vorüberstreift. „Sie sind die wahren Vertreter des überall die Welt in Besitz nehmenden Lebens." Die Vögel nehmen aber auf der ganzen Alpenwelt unter den warmblütigen Thieren die erste und wichtigste Stelle ein sowol in Bezug auf Massenzahl überhaupt als auf Mannichfaltigkeit der Arten. Die Vierfüßler vermindern sich stetig von der Hügelregion bis zu den Schneegipfeln; ständig lebt in diesen wol einzig die Schneemaus, gehetzt und gescheucht treten Gemse und Steinbock nur nothgedrungen, zeitweise, flüchtig aus der montanen Zone auf ihre öden Reviere. Dagegen häufen sich die Vögel theils als Standvögel, theils als Zugvögel vorzugsweise in der Bergregion an Arten und Massen. Aber zugleich bieten gerade sie wegen ihrer ungehemmten Beweglichkeit der Beobachtung und Forschung noch unermeßliche Felder neuer Entdeckungen dar. Um so dankenswerther ist die besondere Vorliebe anzuerkennen, welche Hr. von Tschudi ihnen widmet. Seine Bilder

vom Haselhuhn, Auerwild, vom Lämmergeier und Steinadler, von den Schneefinken und Alpenschneehühnern gehören sicherlich zum Vollendetsten in diesem Genre, dem vielleicht nur die Gemsen und die Gemsenjagd, die Dachse, die Bären, die Steinböcke an Farbenfrische und Lebhaftigkeit gleichkommen. Wir rechnen überhaupt die „Biographien und Thierzeichnungen", welche von jeder Region des Alpenzuges die besonders charakteristischen und interessanten Thiere in Einzelschilderungen abheben, für die Alprosenpracht der geschilderten Alpenwelt. Wir sehen da den rüstigen Wanderer, den kühnen Bergsteiger, den frischen Jäger vor uns, während liebenswürdige Kundgebung tüchtigsten Wissens, eifrigsten Forschens, anspruchlosen Beobachtens aus jeder Zeile springt.

Und wenn wir an seiner Seite dem Leben des Thieres wie seinen Verflechtungen mit dem Menschenleben nachgegangen bis in die letzten Schlupfwinkel, dann gilt es ein neues, todesgefährliches Klettern durch die Frühlingswolken in jene Natur, welche sich mit den Worten charakterisirt: „schwarze, braune und graue unendliche Felswände, öde Hochthäler voll Trümmer und Eis, Gletschermeere in jähem Absturz, strahlende Schneekuppen, nackte Felsblöcke und Geröllplätze." Was lockt den Menschen dort oben hin? „Es ist das Gefühl geistiger Kraft, das ihn durchglüht und die todten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; es ist der Reiz, das eigene Menschenvermögen, das unermeßliche Vermögen des intelligenten Willens am rohen Widerstande des Staubes zu messen; es ist der heilige Trieb, im Dienste der ewigen Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnißvollen Zusammenhange alles Geschaffenen nachzuspüren; es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten überwundenen Höhe im Ueberblicke der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine einzige, freie That zu besiegeln." Aber er kann dort ebenso wenig weilen wie das Thier. Fliegend gleitet er die mühsam erkletterten Schneelehnen hinab, in raschen Sätzen am noch öden Gefels, bis er die Alp- und Bergregionen, die äußersten Vorposten des rührigen Volkes erreicht, das „hoch und tief in den Schoos der Alpen eroberungslustig mit seinen Heerden dringt und im Sommer, wie eine Culturarmee, die ganze kolossale Gebirgskette überzieht, soweit sie ihm Raum und Schutz für eine Hütte und seinen Thieren noch einen kümmerlichen Weideplatz bietet." Da lagern die Rinder im satten Grün, klettern die Ziegen am verkrüppelten Gebüsch, schieben sich die Schafe an den schmalen Grasbändern der Felsstufen langsam vorwärts. Den „zahmen Thieren der Alpen" gelten die Schlußcapitel des Buches und die freundliche Erscheinung der Sennhunde, sowie die erhebende der Bernhard-Rüden leitet uns zurück in die still umfriedete Menschenheimat.

Wir haben keine Kritik des Buches geschrieben — wir wissen es; doch ebensowenig eine Empfehlung und Lobpreisung schreiben wollen. Wir haben dem Publicum nur andeuten mögen, welcher Schatz von neuen Anschauungen, von Belehrung und Unterhaltung hinter dem einfachen Titel „Thierleben der Alpenwelt" seiner harrt. Wer in den Schweizeralpen lebte und nun fern sein muß, wer niemals in sie hineinsteigen darf — Beide seien feierlich vor der Lecture gewarnt. Den Einen schmerzt das Buch wie Heimweh, den Andern lockt es allgewaltig. A. B.

„König Monmouth. Ein Drama von Emil Palleske". (Berlin, Franz Duncker) gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen, welche sich seit längerm auf dem Gebiete des deutschen Drama gezeigt haben. Daß es darum noch lange kein Meisterwerk, ist freilich richtig genug und wird auch von Niemand, der mit den dermaligen Zuständen unserer dramatischen Literatur überhaupt bekannt ist, anders erwartet werden. Ein Volk, in der politischen Zersplitterung und Abspannung wie wir, so ohne Thatkraft und männlichen Stolz, ist auch nicht geeignet, eine bedeutende dramatische Literatur hervorzubringen; nur wo Helden der Geschichte geboren werden, gelingt es auch den Dichtern, dramatische Helden zu erzeugen. Daß es aber auch dem gegenwärtigen Geschlecht an der dramatischen Anlage nicht völlig fehlt und daß es in der That vielleicht nur eines günstigen Umschwungs der öffentlichen Verhältnisse bedürfte, um auch das deutsche Drama zu höherer Blüte zu bringen, davon legt unter Anderm auch das ebengenannte Drama Zeugniß ab. Der Verfasser hat sich schon früher durch einige dramatische Versuche sowie durch verschiedene dramaturgische Abhandlungen bekanntgemacht, an denen, auch wenn der Erfolg zum Theil hinter den eigenen Absichten des Verfassers zurückblieb, doch der künstlerische Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Strebens gelobt werden mußte — zwei Eigenschaften, ohne die auch das glücklichste Talent nichts wahrhaft Werthvolles und Dauerndes zu leisten vermag und die doch in unserer rasch producirenden, rasch vergessenden Zeit immer seltener werden. Auch an dem „König Monmouth" haben wir vornehmlich den künstlerischen Ernst und den strengen, keuschen Stil zu rühmen, in welchem das Werk gehalten ist; es ist nichts darin, was blos auf den Beifall der Menge speculirte, wol aber Vieles, was die lebhafteste Anerkennung des Kenners verdient und die besten Hoffnungen für die fernere poetische Entwickelung des Verfassers erweckt. Doch wird er allerdings in Zukunft noch vorsichtiger in der Wahl seines Helden sein müssen. Nicht als ob wir den Herzog von Monmouth und seine unglückliche Schilderhebung überhaupt für einen undramatischen Stoff hielten, im Gegentheil: der historische Monmouth, dieser leichtfertige, aber liebenswürdige ritterliche Abenteurer, der auf die Eroberung eines Thrones ausgeht wie auf eine Liebesavanture und sich zum Vertheidiger der Religion und der Volksrechte aufwirft, als wäre es eine lockere Schöne, der er den Schutz seines Degens anbietet, mehr aus Rauflust und tollkühnem Muth als aus wirklicher Anhänglichkeit — dieser historische Monmouth ist sogar höchst geeignet zur dramatischen Bearbeitung und bietet dem Dichter eine Fülle anziehender Motive und spannender Situationen. Nur der Palleske'sche Monmouth ist überhaupt kein Held, also auch kein dramatischer. Er ist zu weich, zu knabenhaft, auch zu unklar in seinen Motiven und Absichten, um unsere Theilnahme zu fesseln; ein Mann, dem seine eigene Geliebte nachsagen kann, daß er „ein Kind", eignet sich nicht zum Träger einer dramatischen Handlung. Auch die große Ausführlichkeit, mit welcher der Verfasser das Liebesverhältniß zu der schönen Harriet dargestellt hat, vermögen wir nicht zu billigen. Es ist das offenbar ein Nothbehelf gewesen, mit welchem er die innere Leere seines Helden und den Mangel an eigentlicher dramatischer Handlung hat verdecken und ihn der sentimentalen Theilnahme der Zuschauer empfehlen wollen. Doch glauben wir nicht, daß ihm dies wirklich gelungen ist; weder kann ein historischer Held, der erst eines

beiläufigen Liebesverhältnisses bedarf, um interessant zu werden, überhaupt jemals unsere Theilnahme fesseln, noch das Liebesverhältniß selbst uns interessiren, wo der Held so unbedeutend ist als hier. — Am allermeisten aber hätte der Verfasser sich hüten sollen, uns diesen unbedeutenden, schwächlichen Helden nun noch in Gemeinschaft mit einem so überlegenen, so gewaltigen Charakter vor die Augen zu führen, wie Wilhelm von Oranien, der spätere Wilhelm III. Auch hierbei glauben wir die Absicht des Verfassers zu verstehen; Wilhelm ist die ideale Perspective, auf welche Monmouth hindeutet, er besitzt, was Jenem fehlt, staatsmännische Klugheit, Energie und wahre Männlichkeit; durch ihn erst, den Anker der englischen Zukunft, erhält die Tragödie von Monmouth's Untergang ihren versöhnenden und tröstenden Abschluß. Das ist eine Auffassung, welche dem historischen Sinn des Verfassers Ehre macht und auch das feine ästhetische Gefühl desselben charakterisirt. Allein er hat dabei den praktischen Uebelstand übersehen, daß durch das Auftreten dieses gewaltigen Charakters mit seiner eisernen Consequenz, seiner unbesiegbaren Zähigkeit sein eigener Held immer tiefer herabgedrückt wird, zu einer Knabenhaftigkeit, die in einzelnen Stellen sogar etwas Komisches erhält. Und obenein geschieht dies im Anfang des Stücks, in denjenigen Scenen gerade, wo der Held desselben sich am ernsthaftesten um unsere Gunst bemühen und sich am sichersten darin befestigen sollte.

Dieser Haltungslosigkeit des Haupthelden entspricht nun auch die Composition des Stücks, der es ebenfalls an Straffheit und gedrungenem, männlichem Gange fehlt. Es sind viele recht poetische und auch dramatisch recht wirksame Scenen darin, aber sie sind zu weit auseinander gezerrt, es ist zu viel des Unbedeutenden und Zerstreuenden dazwischen, die Handlung steigert sich nirgend, wie es doch im Drama sein soll, zu einem eigentlichen Gipfel, einer bestimmt ausgesprochenen, entscheidenden Situation, sie verläuft zu sehr in einzelnen, mehr äußerlich aneinandergereihten, als innerlich verflochtenen Situationen und Scenen, ohne rechten Kern und Mittelpunkt, um den das Ganze sich bewegt und von dem es beherrscht wird. Auch mit der Einführung neuer Personen gestattet der Verfasser sich noch zu große Freiheiten; zwei so gewichtigen Charakteren, wie Wilhelm III. und Jakob II., dem Einen blos die Anfangs-, dem Andern blos die Schlußscenen eines Stückes einräumen, um sie dann sofort verschwinden zu lassen, das heißt, nach unserm Dafürhalten, das Interesse des Zuschauers zwar reizen aber nicht befriedigen. Ueberhaupt fühlen wir uns durch das ganze Stück hindurch zwar fortwährend von einem gebildeten Manne angenehm unterhalten, aber nirgend eigentlich gepackt und fortgerissen. — Daß der Verfasser bei noch größerer Concentration seines Talents auch dazu befähigt sein wird, bezweifeln wir nicht, ja bei dem ausgezeichneten Maße, in welchem er einige andere wesentliche Eigenschaften des dramatischen Dichters schon jetzt besitzt, läßt es sich fast mit Gewißheit behaupten. Dahin zählen wir vor allem seine vortreffliche Gabe der Charakteristik. Man kann über die Anlage und dramatische Befähigung einzelner seiner Charaktere anderer Meinung sein, die Consequenz und Sicherheit aber, mit welcher er die einmal angelegten durchgeführt, muß von Jedem anerkannt werden. Besonders einige Nebenfiguren sind vortrefflich gelungen, am besten der schlauköpfige Eiferer Ferguson, eine Mischung von Fanatismus und Rabulisterei, wie dergleichen Zeiten sie nur allzugern

hervorbringen. Auch der alte Lootse Andrew ist eine prächtige Figur, wenn schon wir die Episode, durch welche er eingeführt wird, zu den obenbesprochenen Auswüchsen des Stücks rechnen müssen.

Endlich bleibt uns noch eine Seite des Stücks zu besprechen übrig, in der sich das Talent des Verfassers am glänzendsten zeigt, und die wir nur um deswillen so lange unberührt gelassen, weil sie einen Gegenstand betrifft, mit dem gewöhnlich viel Misbrauch getrieben wird: das ist die Sprache des Stücks. Schöne Sprache — nun ja doch, es ist die letzte Schanze, hinter welche unsere angehenden Dramatiker sich flüchten, wenn der Bau ihrer Stücke übrigens Schritt vor Schritt vor den Angriffen der Kritik zusammenfällt; es ist die weichherzige Entschuldigung, mit der falsche Freunde die sonstige Schwäche des Dichters zu verdecken meinen, der Köder, an dem das gutherzige Publicum anbeißt, wenn alles Uebrige nicht mehr fangen will — das Stück ist zwar langweilig zum Gähnen, die Handlung ist leer, die Situationen sind trivial, die Charaktere verzerrt und unnatürlich, es ist auch nur mit Mühe vor dem Durchfallen gerettet worden — thut nichts, es ist doch eigentlich ein vortreffliches Stück, es hat doch eine gar zu schöne Sprache! Auf diese Art ist es dahin gekommen, daß es sich eher wie eine Beleidigung anhört als wie eine Empfehlung, wenn man die schöne Sprache eines Stücks lobt; es ist das eigentliche testimonium paupertatis, das allen denen ausgestellt wird, von denen sich sonst auch nicht das mindeste Gute mehr sagen läßt.

Und dennoch müssen wir die Schönheit der Palleske'schen Sprache rühmen. Denn es ist eine naturwahre und doch überall edle, eine gediegene, markige Sprache; jene geschlossene Haltung, jener starke männliche Sinn, den wir in der Charakteristik des Helden sowie überhaupt in der Composition des Stücks vermissen, hat sich gleichsam in die Sprache geflüchtet, die voll Kraft, Feuer und Würde ist und zugleich fast überall eine echt dramatische Beweglichkeit zeigt. Sollen wir Eins daran aussetzen, so ist es dies, daß die Schule, in welcher der Dichter sich gebildet, nämlich die Schule der Shakspeare'schen Diction oder noch genauer bezeichnet: die Sprache der Schlegel'schen Shakspeareübersetzung, zuweilen noch zu sichtbar darin hervortritt. Gibt man diese Färbung indeß einmal zu (und ganz ohne Zweifel geht hier wenigstens der Weg, auf welchem mit dem künftigen deutschen Drama selbst auch die richtige Diction desselben gefunden werden wird), so finden sich in dem Stück Stellen und Scenen, die in sprachlicher Hinsicht geradezu meisterhaft sind; so namentlich der Prolog, der Schluß des ersten Acts, wo Monmouth des großen londoner Brandes gedenkt und ein prophetisches Bild für seine eigene Zukunft entnimmt ꝛc. In diesen und vielen ähnlichen Stellen zeigt sich der Dichter und zwar speciell der dramatische Dichter auf so glänzende und so unwiderlegbare Weise, das wir ein Recht haben, noch das Vorzüglichste, was unter heutigen Umständen einem dramatischen Dichter in Deutschland überhaupt vergönnt ist, von dem Verfasser dieses „König Monmouth" zu erwarten und — zu fodern. R. P.

Von den „Gesammelten Schriften von J. von Radowitz" (Berlin, Reimer) ist kürzlich der dritte und vierte Band erschienen. Das „Deutsche

Museum" hat bei Gelegenheit der frühern Bände eine so ausführliche und, wenn wir eine gewisse Herbigkeit des Tons abrechnen, die sich freilich aus den damaligen Zeitverhältnissen erklärt, so treffende Charakteristik des berühmten Verfassers gebracht, daß wir derselben nichts hinzuzusetzen wüßten. Auch enthalten die beiden jüngst erschienenen Bände nichts, wodurch eine neue Auffassung des vielversprochenen Charakters gerechtfertigt würde oder was auch nur einzelne Seiten desselben in eine neue und hellere Beleuchtung setzte. Es sind zum Theil sehr verjährte Arbeiten, die uns hier vorgelegt werden; so eine Abhandlung über die spanische Thronrevolution von 1830, die bisher nur erst theilweise veröffentlicht war, ferner ein Rechtsgutachten über die Erbfolge in Schleswig, das schon 1846 im Druck erschien, sowie eine Wiederausgabe der „Reden, welche in dem Ständesaal zu Berlin nicht gehalten worden", welche zuerst 1847 ohne Namen des Verfassers erschienen und damals durch die feine und stechende Bosheit, mit der die Berühmtheiten der damaligen Opposition darin persiflirt werden, nicht geringes Aufsehen erregte. Auch das zu seiner Zeit so viel besprochene Schriftchen: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.", in welchem der Verfasser mit anerkennenswerthem Muth den ersten Handschuh für den damals so laut geschmähten König erhob und das bei aller Absichtlichkeit und Schönfärberei doch in der That höchst wichtige Aufschlüsse über den geheimen Grundgedanken der vormärzlichen Politik Preußens in Beziehung auf Deutschland gibt, finden wir hier wieder abgedruckt. Ebenso die zwölf Rechenschaftsberichte, welche Hr. von Radowitz von Frankfurt aus an seine Wähler einschickte und die damals nur in kleineren Kreisen verbreitet wurden. Dieselben umfassen beinahe die ganze Thätigkeit des Parlaments vom Juni 1848 bis zur Wahl des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser und bilden bei weitem die interessanteste Gabe dieser beiden Bände, sei es, daß man dieselben blos als Beiträge zur Charakteristik des Verfassers, sei es, daß man sie als Materialien zu einer künftigen Geschichte jener verhängnißvollen Epoche betrachtet. Aendern können zwar auch sie in ersterer Beziehung nichts und noch weniger verbessern. Daß Hr. von Radowitz ein guter Stilist, ein feiner Kopf, ein gewandter Anwalt ist, haben wir längst gewußt und auch diese Blätter haben es niemals geleugnet. Aber sie behaupteten auch, daß es Hrn. von Radowitz bei aller Klarheit der Form doch an der eigentlichen Klarheit des Gedankens, dem eigentlichen präcisen staatsmännischen Bewußtsein, am meisten aber an dem Muth oder vielleicht auch nur an der Fähigkeit mangle, dieses Bewußtsein durch Thaten zu vertreten. Das findet auch in diesen Rechenschaftsberichten aufs neue seine Bestätigung; den Intentionen des Parlaments wird darin mit vielem Scharfsinn nachgegangen, die Stellung der Parteien mit großer Einsicht abgeschätzt und die Bedeutung der einzelnen kritischen Momente meist sehr richtig gewürdigt. Aber nach einer eigenen deutlichen Ansicht, einem bestimmten, klar ausgesprochenen Ziel sehen wir uns bei alledem auch bei dem Verfasser vergeblich um; trotz des Nimbus von Ueberlegenheit und staatsmännischer Tiefe, den er auf der Rednerbühne in der Paulskirche so geschickt um sich zu verbreiten wußte, kommen wir doch jetzt, diese Rechenschaftsberichte in der Hand, zu dem niederschlagendsten Resultat, daß auch dieser große „politische Denker" in Betreff der letzten und entscheidendsten Fragen gerade ebenso im Blauen geschwebt und ebenso auf den Zufall vertraut hat wie das Par-

lament im Allgemeinen. Es gab eine Zeit, wo man Hrn. von Radowitz für nichts Geringeres als für den Mephisto der deutschen Politik hielt; wer diese Berichte gelesen, wird ihn zum höchsten noch für den Cagliostro derselben halten können. — Der vierte Band enthält allerhand kleinere, ebenfalls schon früher gedruckte Aufsätze über verschiedene Tagesfragen, sowie eine Reihe von Tagebuchblättern von 1825—52; es ist manches Interessante darunter, namentlich unter dieser letzten Abtheilung, aber auch vieles Triviale und Werthlose, was ohne den berühmten Namen, der dem Buche vorgedruckt steht, wol kaum auf Leser rechnen dürfte. Fkg.

Correspondenz.

Von der Bergstraße.

10. Juli 1853.

O. S. In andern Jahren würde ich Ihnen um jetzige Zeit von Heerzügen der Fremden durch unsere schöne Landschaft zu schreiben haben, dieses Jahr nur von schmalen Bächen. Dafür werden leider unsere Gebirgsbäche oftmals zu plötzlichen Strömen, die Thalfelder und Wiesen zu Seen. Die Erntefülle, auf welche man noch im Anfange des vorigen Monats hoffen durfte, ist höchst problematisch geworden; und wenn nicht andauernd trockene Wärme baldigst eintritt, so ist ebenfalls schwerlich an ein selbst nur mittelmäßiges Weinjahr zu denken. Da aber gleichzeitig auch in Fabriken und Manufacturen, wie im Handel überhaupt, durch die kriegerischen Constellationen Europas eine bedeutende Flauheit herrscht, so sieht man dem Spätjahr in der That mit banger Besorgniß entgegen. Es wird dann schwerlich der allgemeinen Noth etwas helfen, wenn auch alle Beamte und sogar die Schulmeister durch ihre Uniformen fortwährend „an ihre Würde erinnert" werden — wie es in der diesfallsigen Verordnung heißt. Uns schiene es eine dringendere Aufgabe, bei Zeiten des Odenwaldes zu gedenken, wo auf weiten Strecken das Volk buchstäblich von der Hand in den Mund lebt und überhaupt eigentlich nur des Sommers zu leben hat. Unterdessen scheint man dagegen in Darmstadt durchaus große Politik machen zu wollen und vielleicht soll Hr. von Dalwigk jene Rolle übernehmen, welche Hr. von der Pfordten nicht weiter führen mag oder kann. Bis jetzt ist man jedoch, soweit sie sich am Bundestag äußerte, nicht gar glücklich damit gewesen. Man erinnert sich des Antrags in der Flüchtlingsfrage — er schlummert vergessen in den Archiven der Eschenheimer Gasse. Hierauf wurde ein Antrag über das Subordinationsverhältniß der Soldaten der verschiedenen Bundescontingente gegen die Offiziere anderer Bundesstaaten im östreichischen Sinn eingebracht — er ist zurückgelegt bis zu der Zeit, wenn eine Bundeskriegsordnung berathen und beschlossen werden wird. Jetzt endlich ist von Hessen-Darmstadt die Auswanderungsfrage beim Bundestag vorgebracht worden; allein man vernimmt, daß auch in dieser Beziehung schwerlich ein Resultat zu erreichen sein wird. — Unterdessen schreitet aber die Auswanderung selbst in diesen

spätern Sommermonaten leider nur allzurüstig fort. Ebenso finden erstaunlich viel Vergantungen statt. —

Fröhlicher scheint sich dagegen das Leben im nahen Heidelberg zu gestalten. Die Studentenzahl ist wie stets im Sommer gewachsen und über die in den Zeitungen merkwürdig breit erörterte Wingolfiten-Auflösung scheint allmälig Gras zu wachsen. An andern Sommergästen leidet indessen auch Heidelberg verhältnißmäßigen Mangel; die Engländer, welche sonst scharenweis dort einzogen, halten überhaupt mit ihren Rheinreisen auffallend zurück. Für die Besucher Heidelbergs ist aber oberhalb des alten Schlosses ein neuer reizender Punkt gastlich hergerichtet, welcher den Namen „Molkencur" trägt. Ob dort wirklich Molken getrunken werden, wissen wir nicht. Ein Appenzeller in Nationaltracht wird jedoch gehalten, ohne daß er es verschmäht, die nachmittägigen Gäste mit Bier, Wein rc. zu bedienen. Dem Besuche des Kaiserstuhls wird die „Molkencur" jedenfalls Abbruch thun. Die Aussicht auf die Rheinebene ist fast so umfassend wie dort und außerdem hat man nicht nur die Einsicht in das Schloß und die Stadt, sondern auch die Heimkehr dorthin bequemer und angenehmer. Unten in der täglich sich erweiternden und verschönernden Stadt wächst das neue Theater so rüstig empor, daß jetzt bereits der Dachstuhl aufgesetzt wird. Es ist ein schöner und, soweit es sich beurtheilen läßt, auch recht zweckmäßiger Bau. Die schwere Frage bleibt jedoch die Wahl eines Theaterdirectors, da nur vier Monate lang im Winter gespielt werden soll und doch natürlich von dem durch Mannheim verwöhnten Publicum bedeutende Ansprüche an das Personal gestellt werden. In der ersten Saison, so lange der Reiz der Neuheit dauert, wird es gehen. Aber wie später? Das darmstädter Hoftheater, welches soeben die Sommerferien benutzt, um in London Deutschlands dramatische Kunst zu repräsentiren, ist dem Unternehmer und den Actionären keine gefährliche Concurrenz; auch Frankfurt schwerlich, wenn sich die dortigen Verhältnisse nicht bessern. Aber Mannheim bleibt und vor allem nimmt Karlsruhe unter Devrient's Leitung einen außerordentlichen Aufschwung. Qui vivra, verra!

Von literarischen Bestrebungen hört man in unserm „engern Vaterlande" gar nichts. Der Vertrag mit Frankreich zum gegenseitigen Schutze des literarischen Eigenthums ist vor der Hand praktisch unnöthig und wenn er ein mal nöthig werden sollte, hat Frankreich allein den Vortheil davon. Uebrigens zeugt es wieder von der deutschen Einigkeit, daß Frankreich zwar beim Bundestage den Antrag auf einen gleichen Vertrag nicht durchsetzen konnte, daß es dagegen nunmehr bei den Klein- und Mittelstaaten im Einzelnen erreicht, was im Ganzen unerreichbar war. Außer Darmstadt stehen schon Nassau, Hessen-Homburg und Sachsen-Weimar, Hannover von früher her, mit Frankreich in diesem Vertragsverhältniß; in München wird, dem Vernehmen nach, soeben in gleichem Sinne verhandelt. Wer sich speciell für die Frage interessirt, wird bemerken, daß es fast lauter literarisch nicht bedeutende Kreise Deutschlands sind, welche sich zu dem Tractate willig finden ließen. Wo der Buchhandel eine wirkliche Lebensfrage ist, kennt man die Nachtheile eines solchen Pactes zu genau.

Aus Paris.

Mitte Juli 1853.

In diesen Tagen ist zu Paris eine Dynastie erloschen. Durch fünf Generationen haben die Jussieus über den „Jardin des plantes" in ununterbrochener Reihenfolge geherrscht; der letzte Jussieu ist gestorben und Löwen, Tiger und Affen, Palmen, Lotos und Rhododendren werden sich gewöhnen müssen, sich von einem neuen Herrscherstamme bevormunden, administriren, beschneiden und numeriren zu lassen. Wohl den in Frankreich bereits akklimatisirten Thieren und Pflanzen, denen wird es leicht werden, dem neuen Herrn weiche Pfote zu machen, sich vor dem neuen Regenten zu neigen und zu beugen. Was werden aber die erst neu aus Australien überpflanzten sagen? Auch sie werden sich fügen, wie sich hier Alles fügt, so nur gute Pflege und Verköstigung zugesagt wird. Den Jussieus aber, die ungestörter regiert haben als sich irgend eine französische Dynastie seit beinahe dreihundert Jahren rühmen kann, folgt die aufrichtige Trauer der Gelehrten und der Männer der Wissenschaft nach. Das Begräbniß des Letzten gab Gelegenheit, Alles, was Paris an Berühmtheit besitzt, um ein Grab versammelt zu sehen und es war wol das auffallendste Ereigniß der letzten Zeit. — Daß die Börse nach so langer Schwindelei endlich zusammensank wie ein Betrunkener, der sich nicht mehr auf den Füßen halten kann, hat Niemand in Erstaunen gesetzt. Das hätte auch ohne die Gewitter im Orient früher oder später geschehen müssen. Doch hat sich diesen die Aufmerksamkeit nur insofern zugewendet, als sie Einfluß auf die Börse übten; von einem andern Gesichtspunkte aus werden politische Verwickelungen und Ereignisse bei uns nicht betrachtet; dergleichen ernster, mit einiger Rücksicht auf die Zukunft, auf Freiheit und Civilisation anzusehen, haben wir uns längst abgewöhnt. Selbst die sogenannte politische Ehre wirkt nicht mehr auf unsere Nerven. Man soll es nur endlich einsehen lernen, daß unter den Leuten, die sich irgendwie thätig und öffentlich an unserer Politik betheiligen, die Patrioten nicht zu suchen sind. Sie sind, Gott sei Dank, zum Heile des Eigenthums, der Ordnung, der Familie und Religion unschädlich gemacht. Also wollen wir uns, wie gute Bürger in ruhigen Zeiten, mit dem Theater beschäftigen und von den Wundern berichten, die Hr. Barrière wirkt. Hr. Jules Barrière ist ein Wunderkind, geboren zum Heile unsers Theaterlebens, um das man uns jenseit des Rheins so sehr beneidet. Scribe wird man bald nicht mehr erwähnen, wo von dramatischer Fruchtbarkeit die Rede ist; Hrn. Barrière's Stücke schießen wie Pilze nach dem Gewitter aus dem Boden. Bald werden die zahllosen Theater von Paris ein zu kleiner Spielraum sein für dieses Genie. Zur Zeit hat er fünf Stücke verschiedener Gattung auf verschiedenen Bühnen, moralische und unmoralische, phantastische und plattspießbürgerliche, rührende und komische: denn der Mann kann Alles und ist Calderon, Shakspeare, Kotzebue, je nach Bestellung oder Bedürfniß eines Theaters oder Schauspielers. Sein Genie ist so allumfassend, daß es sich selber widerspricht, sodaß er für ein Stück im Vaudeville „Les filles de Marbre" als Belohnung der Moralität, die es predigt, den Orden der Ehrenlegion erhält, während sein Schauspiel im Théâtre Français „Le lys dans la vallée" wegen Unmoralität von der Regierung verboten und dem Verfasser zur moralischen Ausflickung zurückgestellt wird, was er denn auch über Nacht be-

werkstelligt. Mit Einem Worte, es ist ein ganz gemeines Handwerkergenie, dieser Hr. Barrière. Ist er es, dessen Siege Daniel Stern nicht ruhen ließen und dieses besonnene Weib auf die bewegte Welt der Breter getrieben? Wir wollen es nicht glauben und lieber annehmen, daß sie die Lorbern Georges Sand's um den Schlaf gebracht haben. Sie hat ein Trauerspiel „Maria Stuart" vollendet, das wahrscheinlich die Geschichte dieser Königin von Mignet verursacht hat. Wir wollen abwarten, ob Mignet sich dadurch ein Verdienst mehr ums Vaterland erworben. Daniel Stern fiel es nicht ein, sich mit Schiller messen zu wollen, sie hat sich nicht das tragische Ende des schönen, frivolen Weibes, sondern die Liebe zu Darnley, dessen Tod und die Empörung der Adeligen zum Vorwurf genommen. Wir wissen noch nicht, auf welcher Bühne dieses Trauerspiel das Licht der Lampe erblicken soll; zeitweilig kennen es erst einige Freunde, denen es die Verfasserin vorgelesen. Auch Georges Sand hat ein neues Drama vollendet und wird nächstens nach Paris kommen, um die Proben selbst zu leiten. Man sagt, daß die geniale Frau auf dieses Stück besondern Werth lege und wir wünschen ihr einen großen Erfolg und wäre es auch nur des kleinen Federviehs wegen, das bei ihrem letzten Unglück, den „Ferien des Doctor Pandolph" so schadenfroh jubilirte und sich was Rechts dünkte, weil auch Georges Sand einmal etwas so Schlechtes wie sie machen konnte. Es ist höchst wünschenswerth, man möchte sagen es ist eine Nothwendigkeit, daß sich Georges Sand auf ihrer Höhe erhalte, sonst stehen wir bald ohne jede Persönlichkeit da, die etwas Rechtes zu bringen, einen höhern Ton anzuschlagen im Stande wäre; die Demoralisation würde im Schriftenthum noch mehr überhand und das kleine Volk an Macht zunehmen. Lamartine ist ganz der Soldarbeit verfallen, Béranger verklingt in Alter und Einsamkeit, Victor Hugo im Exil, Alfred de Musset ist Hofpoet und Akademiker, Mérimée ist Senator geworden. Was bleibt da noch übrig, wenn nicht Georges Sand? Mérimée's Erhebung zur Senatorschaft hat einiges Aufsehen gemacht, da das Institut, dessen Mitglied er ist, sich im Ganzen ziemlich unabhängig gehalten und von allen gelehrten Körperschaften der Regierung gegenüber bis jetzt am meisten Muth, Charakter und Oppositionsfähigkeit bewiesen hat. Sein sehr nahes Verhältniß zu höchstgestellten Personen ist eben nur wenig bekannt (und das macht der Discretion Mérimée's Ehre), sonst wäre man weniger überrascht gewesen. Nebenbei ist zur Herbeiziehung Mérimée's, zu der gegenseitigen Attraction, viel natürlicher und logischer Grund vorhanden. Ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein geistvoller Beobachter, ein classischer Stilist, hat sein Talent, sein ganzes Wesen, sein Leben doch viel des Abenteuerlichen. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit einer Mystification, setzte sie mit einer ähnlichen Fopperei fort und erst nachdem er so falschen Grund gelegt hatte, baute er darauf unter eigenem Namen an seinem Ruhme fort. Denn schon als berühmter Mann ward er in die verschiedensten Abenteuer und dunkeln Geschichten verwickelt, die ihn und seinen Ruf in ein gewisses unbestimmtes Zwielicht versetzten. So wundern wir uns über seine Senatorschaft nicht im geringsten; auffallend ist es nur, daß er zu der Würde gelangte, da er eben seinen „falschen Demetrius" veröffentlicht, der zu so mancherlei Deutungen Veranlassung gegeben und in dem man sogar gewisse Anspielungen entdecken wollte. Aber Mérimée hat das Buch vor

der Hochzeit des Kaisers geschrieben und nach der Hochzeit sagte er wie Gretchen: Wer heißt sie's deuten?

Um aber wieder auf das Theater zurückzukommen, so wollen wir nicht vergessen, daß im Théâtre Français Molière's „Don Juan" aufgeführt werden soll. Es scheint uns das ein bedeutungsvolles Ereigniß: denn in diesem Stücke hat Molière, nach unserer Meinung, größere und tiefer gehende Dichterkraft bewiesen als in allen andern, obwol berühmtern. Die Eine Scene mit dem Bettler scheint uns manches der versificirten abstracten „Lustspiele", wie sie allwöchentlich gegeben werden, weit aufzuwiegen. Bisher sah man auf dieses Werk mit einem gewissen Achselzucken herab, weil es in Prosa geschrieben, ungenirt ausgreift und sich um die aristotelischen Einheiten weniger kümmert als um Kraft des Ausdrucks, um Frische der Sprache und Lebendigkeit der Leidenschaften. Indessen wird diese Aufführung erst dann einige Bedeutung haben, wenn sie von Erfolg gekrönt ist: denn dieser würde etwas für eine bessere Richtung des Geschmacks beweisen. Bis dahin begnügt man sich im Théâtre Français noch mit den Stücklein des Hrn. von Belloy. Sein neuestes Product heißt „Damon und Pythias", ein alter Stoff auf neufranzösische Weise à la Augier und Ponsard zugeschnitten und zu einem Proverbe misbraucht.

Mit der Oper sieht es schlimmer aus als mit dem Drama; die Musik scheint in Frankreich ausgestorben. Von Halévy wird zwar in der Großen Oper ein neues Werk einstudirt: aber kann sich diese wohl berechnete Musik, diese Musik der Reflexionen, lange halten? Die Jugend, die Halévy bei seiner „Jüdin" geholfen hat, war schon beim „Ewigen Juden" dahin. Sollte er, nachdem er das „Jüngste Gericht" in Musik gesetzt, wieder auferstanden sein? Wir glauben es nicht und wagen es nicht zu hoffen.

Ich breche ab von Theater, Musik 2c.: denn soeben bringt man mir die Nachricht vom Complot gegen das Leben Ludwig Napoleon's, das in der Komischen Oper ausbrechen sollte und von den Verhaftungen, die in Folge davon stattgefunden. Wie soll man da über Kunst, Literatur und geselliges Leben berichten? Ueber Nacht kann Alles über den Haufen stürzen, was auf Sand gebaut ist und der Maulwurf wühlt unaufhörlich. Wie unglücklich wird Hr. Maupas sein! So lange mußte er sich mit Erfindungen von Verschwörungen plagen; jetzt, da wie es scheint in der That etwas der Art vorhanden ist, muß er fern sein und wird sein Ministerium abgeschafft. Oder sollte auch das Complot in der Opéra comique blos ein Argument mehr sein, das man für Wiedereinführung der Todesstrafe braucht? Das wäre überflüssig —

Death has set his mark and seal
On all we are and all we feel,
On all we know and all we fear...

Aus Brüssel.

17. Juli 1853.

E. H. In dem Augenblick, wo ich die Feder ergreife, um an Sie zu schreiben, bin ich vielleicht der Einzige in Brüssel, der an eine ernstliche Beschäftigung denkt und nicht dem Strom der allgemeinen Unterhaltung folgt. Auf

frischer That ertappt, würde ich vielleicht als Festschänder in eins der Kalk- und Pechfässer geworfen, welche in unsern Winkelgassen heute in Reihe und Glied aufgestellt sind und mit ihren beflaggten, mit verschiedenen Preisen behangenen Kletterstangen den Mittelpunkt der Volksunterhaltungen bilden. Mit dem heutigen Morgen begann „la grande Kermesse de Bruxelles“: ein Fest, welches von Rechtswegen drei Tage hindurch, thatsächlich aber fast bis ans Ende der Woche die hauptstädtische Bevölkerung in Rausch und Jubel erhält. Die Kirmeß hat zwar viel von ihrer frühern Bedeutsamkeit verloren, nimmt aber noch immer die erste Stelle unter unsern alljährlich wiederkehrenden Festen ein. Sie hat in den letzten Jahren ihren Charakter wesentlich geändert und gestaltet sich immer mehr von einem öffentlichen Volks- zu einem allgemeinen Familienfest um. Früher bildeten die öffentlichen religiösen und weltlichen Umzüge, die Volksspiele, kleine Wettrennen, Jahrmärkte u. s. w. die Hauptbestandtheile des Festes. Von öffentlichen und allgemeinen Schaustellungen hat sich jetzt nur noch die große kirchliche Procession erhalten, welche heute Vormittags von der Kathedrale ausging und die Hauptstraßen der Stadt durchzog, und die mit Preisvertheilung verbundenen Volksspiele, welche übermorgen (Dienstag) am Kanal stattfinden. Die oben angedeuteten Volksspiele finden nur noch in einigen Winkelgassen des Proletarierquartiers (Hochstraße) eine sichere Zufluchtsstätte vor dem Alles nivellirenden Geiste der Neuzeit. Hingegen gibt die Kirmeß Hoch und Niedrig, Arm und Reich die Veranlassung zu einer Familienreunion. Die Eisenbahnzüge bringen uns heute eine Unzahl von ländlichen Onkels und Muhmen, Vettern und Nichten, welche während der Festtage von ihren hauptstädtischen Verwandten beherbergt und bewirthet werden. Jedes Familienhaupt ladet außerdem alle jene in der Stadt lebenden Verwandten und Bekannten wenigstens heute oder auch noch morgen und übermorgen zu dem „grand diner“ ein, das Nachmittags beginnt und oft erst in später Nacht oder gar am nächsten Morgen endet. Das Fest übt derart eine kleine Reaction gegen die in unserer Zeit immer allgemeiner werdende Lockerung der Familienbande, indem es die Verwandten wenigstens einmal jährlich zusammenbringt. Nur ist es schade, daß es noch immer, namentlich bei den untern Classen, eine etwas zu lange Dauer hat und die arbeitende Bevölkerung wenigstens eine halbe, wo nicht eine ganze Woche verdienstlos macht und außerdem oft die Ersparnisse eines ganzen Jahres in diesen wenigen Tagen aus den Taschen des Handwerkers in die der Bierwirthe wandern. Für Letztere ist die Kirmeß die eigentlich goldene Erntezeit, der sie das ganze Jahr hindurch hoffnungsvoll entgegensehen, sich in ihren Hoffnungen auf einen Goldregen nur selten täuschend.

Hätten auch die Russen statt des Pruth die Donau überschritten oder stünden sie gar bereits an den Ufern des Rheins oder der Maas: es würde heute, während der „grande Kermesse“, in Brüssel vielleicht Niemand an sie denken. Da sie aber einstweilen nur in die Donaufürstenthümer eingerückt sind, so fängt man an, auch in den politischen Werktagen sich viel weniger mit ihnen zu beschäftigen, als dies noch vor kurzem der Fall war. Die öffentliche Meinung in Bezug auf die türkische Frage hat hier im Laufe weniger Wochen eine merkwürdige Umgestaltung erlitten. Das erste Auftreten Mentschikow's in Konstantinopel hat vielleicht in keinem europäischen

Lande so viel Angst und Bangen erregt als in Belgien. Die seit dem 2. December 1851 stets gehegten Befürchtungen vor Napoleonischen Eroberungs- und Einverleibungsgelüsten, welche unserer staatlichen Selbständigkeit ein rasches Ende machen würden, erwachten mächtiger denn je, und zwar nicht ohne allen Grund, da das barsche Auftreten und mehre unverschleierte Aeußerungen des Hrn. His de Butenval, des jetzt bereits abberufenen, aber noch hier weilenden französischen Gesandten, jenen Befürchtungen gewissermaßen eine officielle Bestätigung gaben. Man besorgte jeden Augenblick, die Russen den Pruth überschreiten und gleichzeitig die Franzosen in Belgien einrücken zu sehen und dies in einem Augenblicke, wo noch wenige ernstliche Vorkehrungen zur Vertheidigung des Landes getroffen waren und die Kammer erst über die Reorganisation und Verstärkung unserer Armee — debattirte. Die mehr als gemäßigte Haltung jedoch, welche Napoleon seitdem in der türkischen Frage beobachtet, hat diese Befürchtungen allmälig ganz verscheucht. Man besorgt keine unmittelbare Gefahr für Belgien. Welche Wendung auch die türkische Frage nehmen möge: man glaubt nicht mehr, daß Belgien den ersten und directen Ausschlag derselben empfinden werde. Im Gegensatze zu den Kriegs- und Eroberungsgelüsten, welche man Napoleon anfangs zuschrieb, gewinnt die Ansicht immer allgemeinere Geltung, daß er sich im eigenen Lande noch zu unsicher fühle und selbst der Armee zu wenig vertraue, um ein angreifendes Auftreten nach außen zu wagen. Die Art und Weise, in welcher selbst das Frankreich und England direct beleidigende Nesselrode'sche Circular vom 2. Juli (20. Juni) von der officiellen und officiösen französischen Presse aufgenommen wurde, scheint diese Ansicht nur zu bestätigen. Auf die frühere Angst ist daher jetzt eine ruhige Zuversicht gefolgt und man sieht wieder heitern Blickes der nächsten Zukunft entgegen; abgesehen davon, daß der Glaube an eine baldige friedliche Lösung der türkischen Wirren auch hier immer allgemeiner wird. Uebrigens hat Belgien inzwischen theils durch die Verstärkung seiner Armee und die bessere Instandsetzung seiner Festungen, theils durch die enger geschlossenen Verbindungen mit Rußland und Oestreich dafür gesorgt, im Falle eines äußern Angriffs einen energischen Widerstand für einige Zeit leisten und später auf ergiebige auswärtige Hülfe rechnen zu können. Die Freude, mit welcher der Einzug eines russischen Gesandten in Brüssel und besonders die Anknüpfung verwandtschaftlicher Verbindungen unsers Hofes mit dem wiener Hofe allgemein begrüßt wurde, zeigt hinlänglich, wie groß hier anfänglich die Angst war und wie sehr man der auswärtigen Hülfe zu bedürfen glaubte. Die Verbindung unserer Königsfamilie mit der als Repräsentant des Absolutismus geltenden östreichischen Dynastie wäre noch vor zwei bis drei Jahren in dem constitutionellen Belgien sehr ungünstig aufgenommen worden; besonders da die traurigen Erinnerungen aus der Zeit, wo Belgien unter der Herrschaft Habsburgs stand, noch sehr lebhaft sind und selbst das gute Andenken, das Maria Theresia hier zurückließ, durch ihren Sohn Joseph II. rasch verwischt wurde. Heute setzt man sich über die fernere Gefahr, welche diese Verbindung vielleicht für unsere constitutionelle Entwickelung haben kann, gern hinweg, weil man durch diese Allianz die nähere, von Frankreich her drohende Gefahr beseitigt glaubt.

Trotzdem war unser Horizont letzter Zeit vielfach umwölkt; ein Ausdruck,

der im wirklichen wie im figürlichen Sinne gleich richtig. Wir haben seit Jahren keinen so unfreundlichen und besonders so wechselvollen Sommer erlebt. Auf das schönste Wetter folgt oft plötzlich Donner, Blitz, Regen und Hagel; der Regenschirm ist unser unzertrennlicher Gefährte geworden, ohne den Niemand mehr auch nur auf ein bis zwei Stunden das Haus zu verlassen wagt. Ebenso plötzlich folgt aber oft auf eine Kälte, die uns in den Herbst versetzt, eine unerwartete Hitze von 30—32°, die um so tödtlicher wirkt, weil man auf sie gar nicht vorbereitet war. Sie werden bereits aus den politischen Blättern die Verheerungen kennen, welche sie namentlich am 7. Juli im dritten, von Beverloo nach Hasselt marschirenden Jägerinfanterieregiment angerichtet. Die diesfalls niedergesetzte Untersuchungscommission hat zwar ihre Arbeit noch nicht beendet; aber so viel ist schon heute officiell constatirt, daß über 30 Soldaten auf jenem Marsche und in Folge desselben ihr Leben verloren und daß eine bedeutend größere Anzahl theils schwer erkrankt, theils vom Sonnenstiche närrisch gemacht in den Spitälern daniederliegt. Andererseits haben die häufigen Platzregen und der Hagel dem Feldbau bedeutenden Schaden zugefügt; namentlich hat der außergewöhnlich starke Hagel vom 9. Juli in der Provinz Brabant, in der Umgegend der Hauptstadt, auf zwei bis drei Meilen weit die Ernte ganz vernichtet. Der brabantische Provinzialrath hat zur Unterstützung der armen Bauern, welche am härtesten von diesem Unfall betroffen wurden, eine bedeutende Summe votirt. Ein Gleiches soll von der Regierung geschehen. Auch liegen im Rathhause und an andern öffentlichen Orten Subscriptionsbogen zu Geldbeiträgen Einzelner auf, die sich mit zahlreichen Unterschriften bedecken. Den bedeutendsten Ertrag dürfte aber wol die Benefizvorstellung liefern, die jetzt hier zu diesem Zwecke organisirt wird und an der sich die bedeutendsten Kräfte unserer vier Theater betheiligen werden.

Beim Theater angelangt, erlauben Sie mir, die glänzenden Erfolge zu erwähnen, welche Frl. Rachel abermals hier davontrug in den Gastvorstellungen, welche sie gestern Abend mit Racine's „Horaces" schloß. Die große Tragödin weilte mit ihrer Truppe an drei Wochen in Belgien und Holland und ließ keinen einzigen Abend unbenutzt, da sie stets reiste und ihre Abende zwischen Brüssel, Laeken, Lüttich, Antwerpen, Gand, Brügge, Mecheln, Haag, Amsterdam, Rotterdam, Leyden ꝛc. theilte. Hier trat sie sechs mal auf, stets neuen und gesteigerten Beifall erntend, wiewol sie größtentheils ältere Stücke gab, in denen sie hier schon wiederholentlich gesehen worden. Neu war nur die „Lady Tartufe" der Frau von Girardin. Frl. Rachel ist in dieser Rolle so vortrefflich und weiß die öffentlich so heilige und prüde, unter vier Augen aber liebeglühende Dame mit solcher Naturwahrheit und künstlerischer Vollendung zu spielen, daß man die Schwächen des Stücks und selbst der Hauptrolle übersieht und sogar vergißt, daß die „Lady Tartufe" nur ein keineswegs verbesserter Nachdruck von Molière's Meisterwerk ist. In den Händen einer gewöhnlichen Schauspielergesellschaft dürfte das Stück der Madame Girardin kaum mehr als mittelmäßig befunden werden. Rachel's Truppe hat sich seit zwei Jahren, wo sie ihren ersten Ausflug machte, bedeutend gebessert, was namentlich vom weiblichen Personal gilt. Und während es früher gewissermaßen ein Märtyrerthum war, das Spiel dieser Truppe anzusehen, ein Märtyrerthum, das man nur um der Rachel willen geduldig ertragen konnte,

fanden wir jetzt ein treffliches Ensemble und Zusammenwirken, durch welches das Spiel der Rachel keineswegs verdunkelt, sondern nur gehoben wird. Das St.-Hubertstheater, in welchem sie ihre Vorstellungen gab, war troß der aufs Dreifache erhöhten Preise und der tropischen Hitze, welche in dem verhältnißmäßig engen Raume herrschte, jedes mal zum Erdrücken überfüllt; der Beifall ein so allgemeiner und stürmischer, als sähe man die gefeierte Künstlerin zum ersten mal. Das Große Theater, den gewöhnlichen Schauplatz ihrer Triumphe, konnte sie diesmal nicht betreten, da dasselbe ganz neu hergerichtet wird und vor einigen Wochen bis auf die äußern vier Mauern, die allein stehen blieben, niedergerissen wurde. Doch wird dasselbe im Laufe der nächsten Monate wieder hergestellt sein und wahrscheinlich bei Gelegenheit der zum Einzuge der künftigen Herzogin von Brabant zu gebenden Feste eröffnet und eingeweiht werden.

Notizen.

Schon wieder haben wir einen Todesfall zu melden, welcher der deutschen Literatur einen Arbeiter von frischer und unermüdlicher Kraft entrissen hat; am 24. Juli ist Eduard Duller gestorben. In Oestreich im Jahre 1809 geboren, aber schon frühzeitig, seit Anfang der Dreißiger, nach Deutschland übergesiedelt, hat Duller sich fast auf allen Gebieten der Literatur, als Lyriker, Epiker, Dramatiker, Journalist rc. versucht. Er hatte ein frisches und fruchtbares Talent, dem leider nur das Erbtheil der östreichischen Poeten, die Phrase, hindernd im Wege stand; das Beste unter seinen poetischen Leistungen dürfte noch der „Fürst der Liebe“ sein, eine Gedichtsammlung, die anfangs der Vierziger erschien und die edeln und freisinnigen Bestrebungen, denen Duller huldigte, vornehmlich auf religiösem Gebiet, zum Theil recht treffend und in anmuthiger Weise ausspricht. In späterer Zeit baute er vorzugsweise das Feld der populären Geschichtschreibung an; seine „Geschichte des deutschen Volks“, die auch in diesen Blättern mehrfach erwähnt worden, war das Letzte und Umfangreichste, was er in dieser Richtung unternahm. Seit einigen Jahren war er Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde zu Wiesbaden; dort hat ihn auch der Tod ereilt. — Ein anderer bemerkenswerther Todesfall, der die östreichische Literatur betroffen, ist das vor einigen Wochen erfolgte Hinscheiden des kaiserlichen Raths im Ministerium des Unterrichts Franz Exner, geboren zu Wien im Jahre 1802. Exner war ein weißer Rabe, nämlich ein Philosoph in Oestreich; er war Herbartianer, doch nicht ohne eigenthümliche Färbung. Besondern Rufes erfreuten sich die Vorträge, die er seit Ende der zwanziger Jahre als Professor an der Universität zu Prag hielt und durch die er nicht wenige junge Köpfe zu höherm geistigen Leben entzündete. In Deutschland hat er sich vornehmlich durch seine Polemik gegen Rosenkranz und dessen Psychologie bekannt gemacht, wennschon eben nicht auf die vortheilhafteste Weise. Durch die Ereignisse des Jahres Achtundvierzig wurde ihm eine großartige praktische Thätigkeit eröffnet; sein Einfluß auf die Reform des höhern Unterrichtswesens in Oestreich

soll sehr bedeutend gewesen sein; was davon nach seinem Tode übrig bleiben wird, steht zu erwarten.

Von Anton Niendorf, dem Dichter der „Hegler Mühle" und der „Anemone" ist ein neues erzählendes Gedicht: „Liebenstein" (Berlin, A. Duncker) erschienen; ebenso von Adolf Böttger ein Gedicht: „Habaña" (Leipzig, Costenoble). — Friedrich Bodenstedt arbeitet an einer Tragödie „Hermann"; seinen Sommeraufenthalt hat er in Friedrichsroda in Thüringen genommen, wo auch die Brüder Grimm zu einem längern Aufenthalt erwartet werden.

Auf der königlichen Bühne zu München stehen jetzt die Gastspiele in Blüte; dicht hintereinander, zum Theil gleichzeitig, haben daselbst Dawison aus Wien, der berühmte Roger aus Paris und der Charakterspieler Kaiser aus Hannover gastirt. Roger's Ruhm ist zu anerkannt, als daß der Enthusiasmus, den er auch in München hervorgerufen hat, noch erst erwähnt zu werden brauchte. Aber auch Dawison ist mit dem außerordentlichsten Beifall aufgenommen worden; besonders seine Darstellung einiger Shakspeare'scher Charaktere wird als ein Triumph der deutschen Schauspielkunst bezeichnet, am meisten sein Richard III., in dem er ganz Unvergleichliches leisten soll. — Auch übrigens herrscht, wie allemal des Sommers, eine große Beweglichkeit in der Theaterwelt. Laroche gastirt in Hamburg; ebenso Frl. Wilhelmi, der langjährige Liebling des hamburger Publicums. In Dresden spielt Grunert aus Stuttgart, in Frankfurt a. M. Hendrichs, Döring auf den östreichischen Bühnen, ein Theil der weimarischen Bühne in Berlin ɩc. Und doch, wie die Klagen in den Zeitungen beweisen, sind alle diese Gastspiele nicht im Stande, die Theaterlust auf die Dauer aufzufrischen oder auch nur die Concurrenz jener Sommertheater auszuhalten, durch welche der Geschmack des deutschen Publicums jetzt fast aller Orten systematisch ruinirt wird. Hier wäre für den leipziger Bühnencongreß eine passende Gelegenheit gewesen, einzuschreiten — nämlich wenn dieser Congreß selbst irgend eine praktische Macht gehabt hätte und wenn nicht außerdem aus unzähligen Erfahrungen fest stände, daß nicht blos die Sitte, sondern auch die Unsitte mächtiger ist als das Gesetz und daß auch die Verirrungen des Geschmacks ihren bestimmten Verlauf haben wollen, so gut wie alle übrigen Krankheiten.

Vom 1. August ab erscheint in Berlin ein neues belletristisches Journal „Der Phönix"; als Redacteur wird Hr. J. L. Klein genannt. Hr. Klein ist bekanntlich das ominöse K. aus dem Feuilleton der selig entschlafenen „Preußischen Zeitung", das bei den wenigen Lesern, welche diese Zeitung zählte, sich einen gewissen Herostratischen Ruhm erwarb durch die kühne Verachtung aller Geschmacks-, Sprach- und Denkregeln, welche seine Aufsätze auszeichnete; sollte dieser Klein'sche Jargon, der seines Gleichen in der ganzen deutschen Literatur nicht hatte, sich auch auf die neue Zeitschrift fortsetzen, so möchte das Schicksal derselben wol schon zum voraus entschieden sein. — Auch eine andere Zeitschrift von ähnlicher Tendenz, die ebenfalls vor einigen Monaten in Berlin gegründet ward, der „Lesesaal" von A.

Lua, soll schon wieder dicht am Untergange stehen. Der Herausgeber, ein strebsamer und wohldenkender junger Mann, hat einige ganz leidliche poetische Versuche gemacht, namentlich im Drama; den außerordentlichen Schwierigkeiten jedoch, die mit der Herausgabe eines belletristischen Journals in Berlin verbunden sind und denen seit Jahren schon so Viele erlagen, dürfte auch er wol schwerlich gewachsen sein.

Der Gervinus'sche Proceß, der nach der eigenen Erklärung des öffentlichen Anklägers mit der Niederlage desselben vor dem Obergericht zu Mannheim sein Ende erreicht zu haben schien, hat soeben noch ein so unerwartetes wie drastisches Nachspiel erhalten: durch Staatsministerialerlaß ist dem Hofrath und Professor G. G. Gervinus zu Heidelberg die Ehrenprofessur und das Recht, an der dortigen Universität Vorlesungen zu halten, entzogen worden. So hätte denn also die Drohung des Staatsanwalts in der ersten Verhandlung vor dem mannheimer Hofgericht, welche derselbe sich nachher so viel Mühe gab in Abrede zu stellen, doch noch ihre verspätete, aber nur um so vollständigere Erfüllung gefunden! — Jeder weitere Zusatz zu einer Nachricht wie diese wäre natürlich überflüssig. Erinnern aber wollen wir allerdings daran, daß es einige Aemter gibt, die den Mann, aber auch einige Männer, die das Amt zieren; wer durch Gervinus' Amtsentsetzung härter gestraft wird, ob er selbst, für den unsers Wissens keine Art von Vortheil mit dem Amte verbunden war, oder die Universität Heidelberg, die sich so lange wenigstens mit seinem berühmten Namen schmücken durfte, darüber, glauben wir, wird die öffentliche Meinung Deutschlands, ja des ganzen gebildeten Europa wol so ziemlich einig sein.

In Dresden ist auf Veranlassung des Grunert'schen Gastspiels Gutzkow's „Fremdes Glück" zur Aufführung gekommen; der einactige „Vorspielscherz" (wie der Verfasser das Stück betitelt hat) soll eine sehr freundliche Aufnahme gefunden haben. Dagegen scheint der Erfolg seines „Antonio Perez" bei der Aufführung in Stuttgart doch nicht ganz so günstig gewesen zu sein, wie die Zeitungen anfangs meldeten. Hoffentlich kommt das Stück recht bald auch auf andern Bühnen zur Aufführung, damit sich ein genaueres und unparteiisches Urtheil über dasselbe festsetzen kann.

In Nürnberg werden zu der daselbst im Herbst stattfindenden Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe die großartigsten Vorbereitungen getroffen; namentlich wird ein Festzug vorbereitet, der die glänzende historische Vergangenheit der alten Reichsstadt repräsentiren und zugleich auch eine interessante Uebersicht über die Gewerbe geben soll, die noch jetzt daselbst in Blüte stehen. — Ueberhaupt naht sich jetzt, wie der Sommer seine Mitte überschritten hat, die Zeit der jährlichen Versammlungen; der Eisenbahncongreß tagt in Berlin, die Philologen werden sich in Altenburg, die Naturforscher in Tübingen, die Realschulmänner in Braunschweig, die Architekten in Köln, die Germanisten ebenfalls in Nürnberg versammeln ꝛc.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In **Miniatur-Ausgaben** erschienen soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom See.

Romantisches Gedicht von **Walter Scott.** Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friederike Friedmann in Königsberg hat sich durch ihre Uebertragung von **Byron's „Korsar"** (1852, gebunden 20 Ngr.) rasch einen so geachteten Namen als Uebersetzerin erworben, daß ihre soeben erschienene vortreffliche Uebersetzung des lieblichen Gedichts „Die Jungfrau vom See" von Walter Scott gewiß mit gleicher Theilnahme begrüßt werden wird.

Racine's Phädra, deutsch von Adolf Böttger.

Geh. 16 Ngr. Geb. 22 Ngr.

Adolf Böttger, dem deutschen Publicum durch seine eigenen Poesien wie durch meisterhafte Uebersetzungen ausländischer Dichterwerke rühmlichst bekannt, beginnt eine beabsichtigte Uebertragung der bedeutendsten Tragödien **Racine's** mit der vorliegenden Uebersetzung der in Deutschland namhaft-anerkanntesten Tragödie „Phädra", deren Aufnahme über eine künftige Fortsetzung des Werks entscheiden soll und bittet, die Wahl gerade dieses Stücks nach dem hohen Vorgang Schiller's ihm nicht als Anmaßung zu deuten.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Phull (Baron C. L. de), **Essai d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires,** suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de Fontainebleau, en 1762. **Original français** publié pour la première fois par le Baron **F. de Batz.** Avec une préface de l'éditeur, traduite de l'allemand, une pièce additionelle et deux planches. In-8. Broché 2 Thlr.

Dieses Werk ist das französische **Original** des kürzlich von Freiherrn **von Batz** zuerst in deutscher Uebersetzung herausgegebenen „Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegsoperationen" (Stuttgart, Cotta, 1852) aus der Feder des Generals **von Phull.** Letzterer, der Lehrer, Freund und militairische Mentor des Kaisers Alexander und, was jetzt nicht mehr bezweifelt werden kann, der eigentliche Urheber des strategischen Plans, der 1812 Napoleon's Feldzug gegen Russland scheitern machte, unterrichtete den Kaiser Alexander in der Kriegskunst und das im vorliegenden Werk Gesammelte diente ihm dabei als Leitfaden. Dasselbe darf somit als **eine der werthvollsten und wichtigsten Bereicherungen der Militairliteratur** bezeichnet werden.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Bekenntniß der evangelischen Kirche in seinem Verhältniß zu dem der **Römischen** und **Griechischen.** Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen von **Dr. August Hahn,** Generalsuperintendenten der Provinz Schlesien, Oberconsistorialrath und Professor. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine Schrift, die sowol wegen des in der Gegenwart zu erneuter Wichtigkeit gelangten Gegenstandes als wegen der amtlichen Stellung und wissenschaftlichen Bedeutung des Verfassers die allgemeinste Beachtung, besonders aller Theologen, verdient.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 33.** 11. August 1853.

Die Gegensätze in der Geschichte des deutschen Volks.

Von

B. Denhard.

I.

Schon oft ist es bedauert worden, daß wir Deutsche keine nationalen, aus unserer Geschichte entnommenen Dramen besitzen wie unsere überseeischen Stammverwandten, die Engländer, die das Geschick freilich auch noch in anderer Hinsicht vor uns begünstigt hat. Und in der That, je tiefer sich der Blick in die Entwickelungsgeschichte unsers Volks versenkt, desto auffallender muß dieser Mangel erscheinen. Denn das Leben keines andern Volks ist so reich an wahrhaft tragischen Momenten; ja das deutsche Volk selbst ist ein tragischer Held, wie irgend einer. Ausgerüstet mit hohen Fähigkeiten des Geistes und des Gemüths, strebt es mit aller Kraft nach der Verwirklichung einer Idee; schon scheint es nahe dem Ziel — da sündigt es, es verfehlt seinen Zweck und geht unter, wie ein Volk untergehen kann, indem es für eine Zeit lang sein Selbstbewußtsein als Volk einbüßt.

Dieses tiefergreifende Geschick wiederholt sich in der deutschen Geschichte von den Zeiten des grauen Alterthums an bis auf unsere Tage,

deren Farbe sich noch nicht bestimmen läßt. Es tritt aber jedes mal dann ein, wenn das Volk beginnt, sich als Volk zu erkennen und wenn es für dieses sein Volksbewußtsein eine passende Form zu gewinnen trachtet, in der es sich selbst als ein Ganzes begreife und sich fremden Völkern gegenüberstelle. Oder mit andern Worten, das tragische Verhängniß stellt sich in den entscheidenden Wendepunkten der deutschen Geschichte ein, wenn das Volk, die Zusammengehörigkeit seiner Glieder erkennend, die Concentrirung der Regierungsgewalt und somit Einheit im Innern und Macht nach außen zum Ziele seiner Bestrebungen macht. Der entscheidenden Zeitabschnitte, in welchen diese Bestrebungen mehr oder minder hervortreten, gibt es mehre in der deutschen Geschichte, und jedes mal ist das hohe Ziel verfehlt worden, welches als die Aufgabe der Zeit erschien.

Gewöhnlich wird die Verschiedenartigkeit der Stämme, in welche sich das deutsche Volk theilt, und die Unmöglichkeit, sie unter einer einheitlichen Regierung zu vereinigen, als die Grundursache des Fehlschlagens aller auf die Centralisirung Deutschlands gerichteten Bestrebungen angegeben, und diese Angabe hat bis jetzt allerorts Glauben gefunden und ist vielfach ausgebeutet worden. Allein wer nur einen unbefangenen Blick auf die Zusammensetzung der in unserer Zeit bestehenden deutschen Staaten richtet, der wird bald einsehen, daß die Verschiedenheit der Stämme und ihre Besonderheiten zur Erklärung dieser Thatsache nicht hinreichen. Der Raum, der uns in diesen Blättern verstattet ist, erlaubt nur Andeutungen in dieser Hinsicht. Wir wollen daher nicht nachweisen, wie die Verschiedenheiten und Besonderheiten, welche die deutschen Stämme in den ältesten Zeiten kennzeichneten, durch die allgemein gewordene Bildung bis auf wenige Spuren ausgelöscht und verschwunden sind. Wir fragen nur: hat sich denn ein einziger der deutschen Stämme als ein abgeschlossenes Ganze zu erhalten vermocht? Sind sie nicht alle zerrissen und zerklüftet, jenachdem einzelne ihrer Gebietstheile durch Eroberung, Kauf oder Erbschaft einer der deutschen Herrscherfamilien zugefallen sind? Der König von Preußen regiert über Unterthanen fränkischen, sächsischen und thüringischen Stammes, über deutschgewordene Slawen und hat neuerdings auch noch eine kleine Anzahl Schwaben hinzugefügt, und man hat noch nie gehört, daß der preußische Staat nicht bestehen könne wegen der Verschiedenheit der Stämme, die ihm angehören. In gleicher Weise gebietet der König von Baiern über Schwaben, Franken und Baiern; sie alle umschließt die bairische „Reichsgrenze“, sie alle gehorchen denselben Gesetzen. Im Gegentheil sind die Thüringer den verschiedensten Herren zugefallen und leben demnach unter den verschiedensten Gesetzen; sie gehorchen dem Großherzoge von Sachsen-Weimar,

drei sächsischen Herzogen, zwei schwarzburgischen Fürsten, den drei reußischen Linien, dem Könige von Preußen und dem Kurfürsten von Hessen. Und selbst in alten Zeiten, als die Stammeseigenthümlichkeit noch nicht so verwischt war wie jetzt, regierte das welfische Haus zugleich über Sachsen und Baiern.

Das also steht fest: die deutschen Stämme lassen sich getrennt und zusammen regieren, wie es eben die Verhältnisse mit sich bringen, und somit erweist sich jene Behauptung als eine irrthümliche. Die Grundursache für jenes Misgeschick, das wir als ein tragisches bezeichnet haben, muß also anderswo gesucht werden. Beachten wir aber den Entwickelungsgang der Dinge in jenen entscheidenden Zeitepochen etwas genauer, so tritt uns eine auffallende Erscheinung entgegen.

Jedes mal, wenn das deutsche Volk im Begriffe steht, eine nationale That zu vollbringen und damit seine Selbstthümlichkeit als Volk zu beurkunden und zu sichern, entwickeln sich alsbald zwei Richtungen, gewöhnlich in zwei großen Persönlichkeiten dargestellt, die sich in kurzer Zeit als Gegensätze auffassen, sich feindlich entgegentreten und einander bekämpfen. Diese beiden Gegensätze verhalten sich aber nicht zueinander wie das Neue zu dem Alten, wie das Werdende zu dem Bestehenden, wie die Foderungen des natürlichen Rechts zu den Satzungen des geschichtlichen; sondern sie haben eben in jenem Bestreben ihren gemeinsamen Ursprung und verfolgen denselben Zweck: die Herstellung einer neuen, zeitgemäßen Form für eine ewige Idee. Im Anfange erscheinen sie daher als die engsten Verbündeten; bald jedoch entwickeln sich in ihnen Verschiedenheiten, die zu Widersprüchen werden. Anstatt aber diese Widersprüche in einer höhern Einheit aufzuheben und zu versöhnen, bilden sie sich zu schroffen Gegensätzen aus, die sich anfeinden und einander bekämpfen. Hierin aber liegt die Schuld, und diese Schuld erzeugt das Verderben. Der Kampf, der zwischen den aus einem Ursprunge hervorgegangenan Richtungen entbrennt, wird von den Gegnern der Neugestaltung geschickt benutzt; sie bieten dem gemeinsamen Feinde ja selbst die Waffen zu ihrer Bekämpfung dar. Die Katastrophe erfolgt mit Nothwendigkeit. Das beiden Richtungen gemeinsame Ziel wird verfehlt; das Uebel, das man heben wollte, wird schlimmer und zerrüttender, als es zuvor gewesen, und das Volk, in allen seinen Erwartungen getäuscht, gibt mit den Bestrebungen, die sich als eitel und vergeblich erwiesen, sogar sein Selbstbewußtsein als Volk auf, woraus eben diese Bestrebungen hervorgegangen, und vernichtet sich somit selbst. Dies ist die Tragödie in der Geschichte des deutschen Volks, deren Held eben dieses Volk selbst ist.

Eine kurze Schilderung solcher entscheidenden Zeitepochen in der deutschen Geschichte wird dazu dienen, die aufgestellte Behauptung zu

begründen und weiter auszuführen. Zum ersten male, soweit die Geschichte zurückreicht, lernten sich die deutschen Völkerschaften als ein Zusammengehörendes kennen und fühlen durch die Berührungen, in welche sie mit den Römern geriethen. So wird sich ja auch der einzelne Mensch zuerst seiner Selbstthümlichkeit bewußt, indem er zu andern Wesen seiner Gattung in ein Verhältniß tritt und einen Unterschied zwischen sich und ihnen wahrnimmt. Da aber diese Berührungen bald feindlich wurden, so faßte sich das deutsche Volk als im Gegensatze zu den Römern stehend auf und es mußte, um diesen Gegensatz mit Erfolg durchführen zu können, nach Macht streben. Die Erlangung dieser Macht war aber nur dann möglich, wenn die deutschen Völkerschaften, aus ihrer bisherigen Vereinzelung tretend, sich enge aneinander anschlossen. Es erwachte daher in dem deutschen Volke das Streben nach Vereinigung aller seiner Glieder, nach Einheit. Und dieses Streben brach sich denn auch fast gleichzeitig Bahn in zwei verschiedenen Theilen unsers Vaterlandes, in Ober- und Niederdeutschland. Zwei Männer waren es, in welchen sich diese neuerwachte Idee gleichsam verkörperte, die sich ihre Verwirklichung zur Aufgabe machten: Hermann und Marbod.

Beide waren die Söhne deutscher Fürsten, Marbod aus dem Volke der Markomannen suevischen, Hermann aus dem der Cherusker sassischen Stammes. Beide waren frühe nach Rom gekommen und hatten einen Theil ihrer Jugend an dem glänzenden Hofe des Augustus verlebt. Beide waren wegen ihrer hervorstechenden Anlagen und Eigenschaften von dem schlauen Kaiser ausgezeichnet worden, der in ihnen treffliche Werkzeuge zur Romanisirung ihrer rohen Volksgenossen zu erblicken glaubte. Beide hatten den Gegensatz zwischen deutschem Wesen und römischer Art erst recht lebhaft in Rom selbst empfunden. Beide kehrten in ihr Vaterland zurück mit der klaren Vorstellung, daß die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes gegen die Römer für die Deutschen nur in ihrer Vereinigung gegeben sei. Und alsbald nach seiner Rückkehr legte Marbod rüstig Hand ans Werk. Es gelang ihm, seine Stammgenossen, die Sueven, in ein seßhaftes Volk umzuwandeln und ein Reich zu gründen, das von der Donau bis zur Elbe und diese weit hinunter bis zum Einfluß der sächsischen Saale reichte. So vereinigte er alle Völkerschaften des suevischen Stammes unter seiner Regierung; selbst die Hermunduren, die Longobarden und die Senonen, der Kern und Stolz dieses Volksstammes, schlossen sich ihm an. Zum Mittelpunkte seines Reichs erwählte er mit kluger Umsicht das von allen Seiten durch Gebirge geschützte Böhmen; hier erhob sich Maroboduum als stolzer, mit Schätzen reichlich versehener Herrschersitz.

Mit gleichem Scharfblick erkannte Hermann in der Verbindung

der einzelnen Völkerschaften das einzige Schutzmittel für die Erhaltung deutscher Volksthümlichkeit und Freiheit, die täglich mehr von den Römern bedroht wurden, und mit noch größerer Umsicht und Klugheit, als es von Marbod's Seite bedurft hatte, brachte er fast unter den Augen der im Lande selbst lagernden Feinde einen Bund sassischer Völker, der Cherusker, Marsen und Bructerer, zu Stande, für welchen er sogar die Katten, die erbittertsten Feinde der Cherusker, zu gewinnen wußte.

Soweit waren die Zwecke beider Männer dieselben: sie wollten den im deutschen Volke unzweifelhaft erwachten Einigungstrieb zur Gestaltung einer festen und dauerhaften Vereinigung benutzen. Aber alsbald gingen ihre Bestrebungen auseinander. Marbod trachtete, ein möglich großes Reich zu gründen, dessen Völkerschaften ihm unterworfen seien. Auf das ganze Deutschland scheint er seinen Blick nicht gerichtet zu haben. Darum benutzte er die ihm durch den Aufstand der pannonischen Völker gebotene Gelegenheit nicht, um in Verbindung mit den Sassen die Römer gänzlich aus den deutschen Landen zu vertreiben, sondern er begnügte sich mit einem sein Reich sichernden Frieden und sah ruhig zu, wie die niederdeutschen Völkerschaften täglich mehr in die Banden römischer Knechtschaft verstrickt wurden. Ihm galt die eigene Herrschaft mehr als des ganzen Volks Freiheit und Selbständigkeit. Anders war Hermann gesinnt. Er gedachte nicht, ein Reich zu gründen, sondern eine feste Verbindung aller deutschen Völkerschaften zur Erhaltung des angestammten Volksthums, die erste und früheste Eidgenossenschaft unter den deutschen Völkern. In diesem Sinne sendete er nach der großen Schlacht im Teutoburger Walde das Haupt des Varus an Marbod. Ob er ihn dadurch auffodern wollte zur Vereinigung oder nur beschämen wegen seiner Nichtbetheiligung an dem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind des Vaterlandes, läßt sich zwar nicht mehr sagen; Das aber beweist die Thatsache, daß er seinen Blick auch auf Marbod richtete und so in seinem großartigen Plane das ganze Deutschland umfaßte. Ihm ging daher zuerst die hohe Idee auf, durch die Verbindung aller deutschen Völker die Einheit, Freiheit und Macht des Vaterlands zu begründen. Und für dieses große Ziel war er unausgesetzt thätig, selbst während der schweren und blutigen Kriege, die er gegen Germanicus zu bestehen hatte und aus welchen er unbesiegt hervorging. Diese Idee faßte auch Boden im deutschen Lande, soviel sich in dem Dunkel, das über jenen Zeiten und Verhältnissen lagert, errathen läßt. Selbst die Senonen und Longobarden trennten sich von Marbod's Reich und schlossen sich der von Hermann gegründeten Eidgenossenschaft an. Vielleicht wäre noch Größeres geschehen; allein Marbod trat für die Erhaltung seines Reichs in die Waffen, und so

erfüllte sich des arglistigen Tiberius Ausspruch, man müsse nur die Deutschen sich selbst überlassen, sie rieben sich schon durch innere Uneinigkeit auf. Und jetzt zum ersten male treten sich das Einigungsstreben und die Sonderthümlichkeit in den Waffen ihrer Vertheidiger gegenüber, ihre Kräfte messend: ein trauriges Schauspiel, das sich leider nur zu oft wiederholt hat. Die Schlacht blieb zwar unentschieden; doch galt Marbod's Rückzug als Zeichen der Niederlage. Und gleichsam als unglückweissagendes Vorzeichen für künftige Zeiten: der Vertreter der Sonderthümlichkeit bat um fremde Hülfe. Zwar wurde ihm diese nicht zu Theil, und er ging zu Grunde durch römische Hinterlist. Aber auch Hermann fiel durch die Nachstellungen seiner Verwandten, nicht, wie die römischen Berichte lauten, weil er der Freiheit gefährlich, sondern, weil er die allgemeine Freiheit schützte und schirmte gegen die Gewaltanmaßungen der Vornehmen.

Auf lange Zeit war der günstige Augenblick für eine Verbindung aller deutschen Völker verloren gegangen. Marbod's Reich zerfiel mit ihm, wie sich mit Hermann die Eidgenossenschaft auflöste. Ja, die spätere Verbindung mehrer Völkerschaften zu Völkerbündnissen, wie das der Franken, Sassen u. s. w. war der wahren Einigung der Deutschen sogar mehr schädlich als förderlich.

In einer bei weitem ausgeprägtern Gestalt zeigt sich in dem Verhältnisse zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen das Misgeschick Deutschlands, daß es zu gleicher Zeit zwei Männer von gleich großer Begabung hervorbringt, die man nach Hoffmann's phantastischer Manier geistige Doppelgänger nennen könnte. Sie stammten aus den beiden mächtigsten Fürstenhäusern, die Deutschland zu seinem Unglücke nebeneinander heranwachsen und großwerden gesehen hatte. Beide verhießen frühe durch Anlagen und Fähigkeiten wie durch ihre Lebensstellung dem Vaterlande eine großartige Wirksamkeit. Beide waren miteinander verwandt durch die Bande des Bluts und vielfache Aehnlichkeit des Charakters. Beide stellten sich die Aufgabe, dauerhafte und wohlgeordnete Verhältnisse im Vaterlande herzustellen; Beide waren bemüht, den Wohlstand der Deutschen durch Gründung freier Gemeinwesen in den kräftig emporblühenden Städten und durch Förderung und Sicherung des Handels und Verkehrs zu heben; Beide trachteten endlich danach, die Machtstellung und das Ansehen Deutschlands nach außen zu erhöhen und zu vermehren. Während Friedrich I. als römischer Kaiser deutscher Nation seine Blicke nach Italien wandte und hier die kaiserlichen Rechte mit kräftiger Hand zu üben verstand, während er mit eben so großer Entschiedenheit eine würdevolle Stellung des Kaiserthums dem römischen Papstthume gegenüber zu wahren bestrebt war, während er die burgundischen Lande, die sich

vom Reiche zu lösen im Begriffe waren, wieder an dasselbe zu fesseln wußte — dehnte der Herzog Heinrich die Grenzen nach Osten hin aus, unterwarf sich die Fürsten der Nordslawen und bahnte deutschem Wesen den Weg in deren Länder durch die Verbreitung des Christenthums und die Ansiedlung deutscher Einwanderer und wußte zugleich den Ansprüchen der höhern Geistlichkeit gegenüber die herzogliche Gewalt in Ansehen und Geltung zu erhalten.

Zu keiner Zeit war auch wirklich im deutschen Volke die Neigung so vorherrschend, Ansehen und Einfluß nach außen zu gewinnen, als zu dieser; es erschien als die eigentliche Aufgabe der Zeit, eine solche Machtstellung zu erringen, daß das deutsche Volk das bedingende Ferment im Leben der abendländischen Völker werde. Der König Heinrich II. von England schrieb damals an den deutschen Kaiser: „Zwischen unsern Völkern sei Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch als dem Größern der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird.“ Der Herzog Boleslav von Polen erschien mit bloßen Füßen, das Schwert um den Nacken, als Büßender vor dem Kaiser, und Waldemar bat um Bestätigung seiner Wahl zum Könige von Dänemark. Die slawischen Fürsten aber erkannten den deutschen Herzog Heinrich von Sachsen als ihren Lehnsherrn an.

Großes konnte dazumal gegründet und für die Zukunft gesichert werden, wenn beide Männer in Eintracht für des Vaterlandes Glück und Macht wirkten. Und wirklich eröffnete sich hierzu im Anfang die erfreuliche Aussicht. Heinrich der Löwe leistete seinem kaiserlichen Vetter in Italien die trefflichsten Dienste, ja er wurde sogar sein Lebensretter bei einem plötzlichen Ueberfall der Römer, und der edle Kaiser setzte ihn in sein väterliches Herzogthum Baiern wieder ein, mit Thränen in den Augen erklärend, das sei der schönste Tag seines Lebens, da es ihm gelungen, den alten Haß zwischen Hohenstaufen und Welfen zu sühnen.

Allein ihre Stellung war eine entgegengesetzte; Jeder von Beiden wollte die derselben entsprechenden Entwürfe verfolgen — und daß dies Jeder wollte, dafür bürgte Beider Charakterfestigkeit —, und so mußten sie endlich in einen feindlichen Gegensatz gerathen. Friedrich I. war erfüllt von dem großartigen Gedanken, die Herrlichkeit des römischen Reichs deutscher Nation wiederherzustellen, die gewaltigen Kaiser Karl und Otto standen ihm als leuchtende Vorbilder vor der thatendurstigen Seele. Seiner Stellung und seinen Planen gemäß mußte er alle die getheilten Kräfte, welche den verschiedenen Gliedern und Ständen des Reichs innewohnten, in ihren naturgemäßen Schranken und in steter Bereitschaft halten, sie vereinigt zum Wohle des Ganzen verwenden zu können.

Der Welfe war Herzog der beiden größten Länder des Reichs, sein Gebiet erstreckte sich von den Küsten des Adriatischen Meeres bis zu dem Ufer der Nordsee; die Herstellung der frühern Herzogsgewalt, wie sie einst die Stammherzoge geübt, mußte ihm als eine würdige Aufgabe erscheinen. Darüber gerieth er schon in Streit mit den mittelbaren Fürsten in seinen Landen, mit den Markgrafen und Grafen, den Bischöfen und Erzbischöfen, die sich schon als reichsunmittelbar zu betrachten anfingen. Hier trat zwar Friedrich I. immer vermittelnd ein: aber darauf mußte er als Kaiser streng halten, daß der Herzog seine Sonderinteressen stets dem Ganzen zu opfern bereit sei; er sollte ein starkes, aber immer ein dienendes Glied des Reiches sein. Heinrich wurde jedoch zu mächtig, als daß nicht auch der Wunsch in ihm hätte aufsteigen sollen, unabhängig zu sein. Der Gedanke mußte sich ihm aufdrängen, daß mit der Schwächung der kaiserlichen Macht seine Gewalt wachse. Dieser Versuchung erlag er, indem er seine Sonderinteressen über das Wohl des Ganzen stellte.

Der Kaiser stand in Italien; der hochfahrende Papst Alexander III. hatte sich mit den trotzigen italienischen Städten gegen ihn verbündet. Der Tag der Entscheidung nahte heran, der Kaiser foderte die Heeresfolge der deutschen Fürsten; da vernahm er zu seinem höchsten Erstaunen, daß sein mächtigster Herzog sie verweigere. Er beschied ihn an die Grenze von Italien, nach Chiavenna. Der Herzog erschien; aber die Gründe, die er zur Entschuldigung vorbrachte, waren nichtig. Friedrich bat, flehte, beschwor ihn bei ihrer Verwandtschaft, ihrer alten Freundschaft, bei den großen Verdiensten, die er sich um ihn erworben. Heinrich verlangte die Auslieferung der Reichsstadt Goslar; das konnte und durfte Friedrich nicht gewähren. Da stieg der Kaiser von seinem Stuhle und fiel dem Herzoge zu Füßen. Dieser blieb ungerührt und starr; die edle Kaiserin aber sprach: „Stehet auf, lieber Herr, gedenket dieses Falles und Gott wird seiner gedenken.“

Bald darauf erfolgte die verhängnißvolle Schlacht bei Legnano, in der das kaiserliche Heer geschlagen ward; Friedrich mußte sich vor dem stolzen Papste demüthigen und den Städten das Recht der Bündnisse, also gewissermaßen ihre Unabhängigkeit zugestehen. Nimmer wäre es hierzu gekommen, hätte Heinrich seinen Beistand nicht versagt. Aber auch er sollte seine Zwecke nicht erreichen. Seine zahlreichen Feinde erneuerten ihre Klagen und der Kaiser ließ der Gerechtigkeit ihren Lauf. Heinrich wurde seiner beiden Herzogthümer entsetzt; ein Fußfall vor dem Kaiser rettete ihm seine Allodgüter. Die herzogliche Gewalt wurde nicht wieder hergestellt; im Gegentheil beginnt von jetzt an erst recht die Auflösung und Zertrümmerung der deutschen Stämme. Eine große Anzahl von Fürstenfamilien setzt sich in den Besitz von größeren oder

kleineren Territorien oder Gebieten, ohne daß Zusammenhang der Lage oder Stammesangehörigkeit irgendwie berücksichtigt werden. Dies ist der Anfang der eigentlichen Zerstückelung Deutschlands; seine Machtstellung nach außen schwindet und das römische Papstthum gewinnt überwiegenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten.

Die Zertrümmerung der Stammherzogthümer war vollendet; Deutschland war in mehr als hundert größere und kleinere Gebiete zerfallen. Italien und das schöne Burgund waren verloren gegangen und die Schweiz war im Begriffe, sich nach und nach ganz vom Reiche zu lösen: der erste Verlust an Reichsgebiet, den die Selbstsucht des Hauses Habsburg verschuldete, der leider aber nicht der einzige seiner Art bleiben sollte. So war unter den härtesten Leiden die alte Schuld gesühnt und mit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts schien eine neue Morgenröthe den Anbruch einer bessern Zeit zu verkünden. Mehre günstige Verhältnisse bewirkten durch ihr glückliches Zusammentreffen eine veränderte, gehobene Stimmung im deutschen Volke. Der Bürgerstand hatte sich durch Rührigkeit im Handel und Wandel sowie durch muthige Führung der Waffen mächtig gehoben und eben jetzt bot das neuerwachte Studium der classischen Werke des Alterthums ein allseitig mit rascher Begierde ergriffenes Förderungsmittel des geistigen Aufschwungs. Adel und Bürgerstand wetteiferten miteinander in der Aneignung der neuen Bildungsstoffe. Der Geist, gleichsam aus langem Schlafe erwachend, blickte um sich, untersuchte das Vorhandene genauer und unterzog die Berechtigung desselben zum Dasein einer scharfen Prüfung. Da wurde es den getrennten und getheilten Gliedern denn immer klarer und klarer, daß sie zusammengehörten und daß sie sich nur wohlbefinden könnten, wenn es dem ganzen Körper wohl ergehe. In allen Ständen des deutschen Volks erwachte nach langer Zeit wieder das Volksbewußtsein und auch jetzt war es wieder der Gegensatz zu der römischen Art, welcher den deutschen Geist sich in seiner eigenen Wahrheit erfassen und begreifen lehrte. Doch war es dies mal die römische Kirche, welche durch die Uebergriffe des Papstthums diesen Gegensatz hervorrief. Die Bestrebungen der Zeit gingen auf die Herstellung einer einheitlichen und dadurch starken Regierungsgewalt und auf die Erringung der Unabhängigkeit von äußerm Einflusse. Selbst die Fürsten, die doch früher die Zersplitterung verschuldet und den Einfluß des Papstthums genährt und gefördert hatten, theilten jetzt diese Bestrebungen und machten mancherlei Versuche zu ihrer Verwirklichung. Je mehr aber der deutsche Geist sich selbst verstehen lernte, desto mehr Anstoß nahm er an dem römischen Gepräge, welches die christliche Religion in Lehre und Gebräuchen angenommen hatte. Am tiefsten fühlte aber das dem deutschen Volke inwohnende Sittlichkeitsgefühl sich verletzt durch

den ärgerlichen Lebenswandel der Geistlichen und die Lehre vom Ablasse, die in gleicher Weise der täglich mächtiger werdenden Vernunft widersprach.

So begrüßte denn das gesammte deutsche Volk mit lautem Beifall die beiden Männer, die es wagten, offen dagegen anzukämpfen und die Neugestaltung der christlichen Kirche in deutschem Geiste anzustreben: Luther und Zwingli. An zwei weit voneinander entfernten Orten, zu Wittenberg und zu Zürich, traten beide Männer fast gleichzeitig, aber unabhängig voneinander auf. Ihr Ruf und ihre Mahnungen erschallten weithin durch alle deutsche Gauen und erfüllten das ganze Volk, Jung und Alt, Vornehm und Gering, mit dem mächtigen Hauche warmer Begeisterung. Hätte damals ein echt deutscher Kaiser an der Spitze des deutschen Volks gestanden, er hätte die Kirche und den Staat neugestalten, eine deutsch-christliche Kirche gründen und ein einheitliches, starkes Reich schaffen können. Karl V. hatte getheilte und zuwiderlaufende Interessen; auch verstand er seine Zeit und sein Volk nicht und trat somit in Kampf gegen die neue Richtung. Aber das deutsche Volk war stark genug, auch ohne ihn und selbst gegen ihn seine Aufgabe zu lösen. Das zeigte sich auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1522. Allein bald tauchte auch der alte Gegensatz von neuem auf und verdarb wieder Alles. Zwar waren Luther und Zwingli beides Männer von echt-deutschem Wesen, Beide von hohem Geiste und starkem Willen, Beide von gleich aufrichtigem Eifer für das als gut und wahr Erkannte beseelt: aber der Entwickelungsgang, den ihr Leben nahm, bildete Gegensätze in ihnen aus, die sie nach und nach zu schroffer Feindseligkeit führten.

Luther wuchs in den beschränktesten und drückendsten Verhältnissen auf; eine überstrenge Erziehung verschüchterte ihn frühe und machte ihn still und in sich gekehrt. Er gewöhnte sich, mehr nach innen als nach außen zu leben; die äußere, die sinnliche Welt erschien ihm als sündhaft und verderbt. Er trat ins Kloster und war in Gefahr, sich durch ascetische Schwärmerei geistig und körperlich aufzureiben. Seine Berufung auf den Lehrstuhl nach Wittenberg hebt ihn darüber hinaus; das eifrige Studium der Bibel erwärmt und beseligt sein Gemüth; es bildet sich in ihm die unerschütterliche Glaubensüberzeugung, nur durch den Glauben an die durch Jesum Christum bewirkte Erlösung könne der Mensch Vergebung der Sünde erlangen. Gerade gegen diese stößt die Lehre vom Ablaß hart an; er tritt dagegen auf und bald stößt ihn die römisch-katholische Kirche aus ihrem Verbande.

Zwingli dagegen, zwar auch aus niederm Stande hervorgegangen, genießt dennoch eine frohe Jugend, blickt unbefangen und heiter ins Leben. Seine Stellung als Bürger eines freien Gemeinwesens richtet seine

Blicke schon früh auch auf die staatlichen Verhältnisse und bald tritt er in beiderlei Hinsicht, in kirchlicher wie in politischer, als Reformator auf. Die Verhältnisse im Großen und Ganzen auffassend, befreundet er sich bald mit der Idee einer gänzlichen Umgestaltung der christlichen Kirche auf der Grundlage der Bibel. Luther dagegen macht sich nur langsam von einer Ansicht nach der andern frei; er durchläuft, kann man sagen, alle Stadien der Entwickelung der christlichen Kirche in rückgängiger Bewegung, um endlich da anzukommen, wohin Zwingli mit kühnem, aber sicherm Sprunge gelangte. Dieser gestaltet alsbald die Kirche nach dem Muster der neutestamentlichen Einrichtungen um, er verbannt Alles daraus, was nicht in der Bibel ausdrücklich angeordnet ist — Luther gibt nur nach und nach, mehr durch äußere Veranlassungen, als durch innern Trieb bewogen, einen Gebrauch nach dem andern auf; er will nichts abgeschafft wissen, wogegen nicht eine Stelle der Heiligen Schrift ausdrücklich spricht. Er ist der geschichtlichen Fortentwickelung zugethan; Zwingli erstrebt deren Neugestaltung. Dieser hat einen klaren und bestimmten Begriff von der Kirche; sie ist ihm die Gemeinde und demgemäß ordnet er ihre Einrichtungen. Luther ist sich über den Begriff der Kirche nie vollkommen klar geworden; zuerst findet er sie repräsentirt durch den Papst, später in einem allgemeinen Concilium und zuletzt verwirft er auch dieses und gibt die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten der fürstlichen Gewalt anheim, wobei er aber stets für sich und seine wittenberger Theologen eine gewichtige Stimme beansprucht. Zur Idee eines festen Rechtszustandes in dieser Beziehung erhob er sich nie.

Beiden Reformatoren gilt die Bibel als die einzige Glaubensvorschrift; aber ihre Auslegungsweise ist wieder verschieden. Bei Zwingli ist die geistige Auffassung vorherrschend; Luther gibt dem Wortlaute den Vorzug. Und gerade hierdurch entstand Streit zwischen ihnen über die Auslegung der Einsetzungsworte des Heiligen Abendmahls, die Zwingli bildlich, Luther wörtlich genommen wissen wollte. Der Streit wurde zu einem heftigen Kampfe, welcher die beiderseitigen Anhänger in zwei feindliche Lager spaltete. Dies wußten die Gegner der Reformation schlau zu benutzen. Vergebens wendete der hochherzige Philipp von Hessen, der über den Parteien stand, Alles an, die Spaltung zu heben. Selbst das von ihm veranlaßte Religionsgespräch zu Marburg erfüllte seinen Zweck nicht. Zwingli gab nach, soviel er vermochte; Luther glaubte, dies nicht zu dürfen. Die Kluft wurde immer weiter. Noch nach dem Augsburger Reichstag war es möglich, durch eine enge Verbindung aller Anhänger der Reformation in der Schweiz und in Deutschland die Gestaltung einer deutsch-christlichen Kirche zu erkämpfen und hierdurch zugleich die Schweiz wieder und zwar für

immer an das deutsche Reich zu fesseln; die Abneigung und Feindseligkeit der Lutheraner ließ es jedoch nicht zu. Und so ging der günstige Augenblick verloren. Zwingli starb den Heldentod für die evangelische Sache; in Deutschland schloß man den für die Entwickelung des Protestantismus nachtheiligen Nürnberger Religionsfrieden.

Zwar wurde für einige Cantone in der Schweiz, wie für einige Territorien in Deutschland der Fortbestand der evangelischen Lehre errungen: aber die hohe Aufgabe der Zeit, die Neugestaltung der christlichen Kirche in deutschem Geiste, welche zugleich das trefflichste Förderungsmittel für die staatliche Einigung geworden wäre, blieb ungelöst; die Schweiz ging unwiederbringlich für unser Vaterland verloren und die Trennung der Deutschen wurde noch vermehrt durch die Bildung dreier Kirchen, die sich gegenseitig mit dem höchsten Mistrauen und der heftigsten Erbitterung beobachteten: eine Erbitterung, die später zu dem unheilvollsten aller Kriege, dem Dreißigjährigen, geführt hat. Fortan war die Erhaltung der neugegründeten Kirchen nicht mehr Sache des Volks, sondern Angelegenheit der Regierungen. Der deutsche Geist, der so kühn seine Fittige erhoben hatte, wurde nun auch noch in die starren Formen der Glaubensvorschriften gebannt, die jede der feindlichen Kirchen als Schranken gegen die andern aufstellte. Mit dem materiellen Wohlstand schwand auf lange Zeit die geistige Bildung und das Selbstbewußtsein des deutschen Volks schien erloschen.

Zur Entgegnung.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

Von

Nicolaus Delius.

Sie werden, geehrter Herr, in meinem Interesse wie im Interesse der Wahrheit mir eine kurze Erwiderung gestatten auf eine Recension, welche in Nummer 29 Ihrer Zeitschrift meine Abhandlung über J. Payne Collier's alte handschriftliche Emendationen zum Shakspeare bespricht. Meine Erwiderung soll kein Protest sein gegen den Tadel, den der Recensent über den Ton meiner Kritik ausspricht: gern räume ich ein, daß dieser Ton von keinem tiefern Respect vor dem alten Corrector zeugt, als ich ihn dieser unbekannten Größe trotz ihres Alters und ihrer Anonymität zu zollen vermag, und der Grund zu diesem Respectmangel liegt, wie ich meine, für unbefangene Leser auf jeder Seite meiner Dissertation in deutlicher, mit Beispielen belegter Auseinandersetzung vor. Auch gegen den „Hochmuth der Kritik", den der Recen-

sent mir schuld gibt, protestire ich nicht: ist dieser „Hochmuth" doch nichts Anderes als die Demuth der Unterordnung unter das echte Shakspeare'sche Wort, wie es von den Zeitgenossen überliefert, von den Spätern mit Hülfe von Fleiß und Nachdenken verstanden ist, und thut doch dieser „Hochmuth der Kritik" dem Texte des Dichters weit weniger Abbruch als der entgegengesetzte „Hochmuth der Emendation", der, was in Shakspeare's Sprache ihm nicht klar oder nicht genehm ist, ohne viel Mühe umändert oder „verbessert". Seltsam ist es nur, daß der Recensent in dieser Beziehung einen so großen Unterschied zwischen meiner Schrift und der gleichfalls besprochenen von A. Dyce statuirt, während wir Beide doch, so weit Dyce sich überhaupt auf Einzelnes einläßt, in Ton und Urtheil so ziemlich übereinstimmen. Wenn der englische Kritiker in dem Vorworte über Collier's Buch sagt: „it abounds with alterations ignorant, tasteless, and wanton", so habe ich mir zur Aufgabe gestellt, die „Unwissenheit", „Geschmacklosigkeit" und den „Leichtsinn" dieser „Aenderungen" an einer genügenden Reihe von Beispielen darzuthun, und wenn Dyce hinzufügt: „it also occasionally presents corrections which require no authority to recommend them, because common sense declares them to be right", so habe ich (S. 94—97) ebenfalls eine ganze Reihe solcher Correcturen angeführt, eine zahlreichere in der That, als ich bei Dyce selbst aufgezählt finde. Wo bleibt also da der Unterschied zwischen ihm und mir? Doch nicht darauf kommt es mir bei dieser Erwiderung an, sondern auf einige factische Berichtigungen, die ich den Lesern Ihrer Zeitschrift über meine Stellung zu dem alten Corrector und zur Shakspearekritik überhaupt schuldig zu sein glaube. Nach der Meinung des Recensenten habe ich mir zunächst eine überflüssige Mühe gemacht, indem ich nachweise, welche Emendationen schon vor der Auffindung des alten Correctors bekannt gewesen; das habe Collier auch schon angegeben, und das Verdienst des alten Correctors werde dadurch nicht verkleinert. Nun aber sind die Beispiele, die ich in dieser Beziehung anführe, größtentheils solche, bei denen Collier zum größern Ruhme des alten Correctors das Vorhandensein derselben ignorirt, und da mir die Frage: was gewinnen wir für Shakspeare's Text aus dem Funde Collier's? allerdings wichtiger schien als die: welch ein Kritiker war der alte Corrector? habe ich diesen Nachweis des actum agere nicht für so überflüssig gehalten als der Recensent. Sein Tadel, soweit er sich gegen diesen Theil meiner Abhandlung richtet, verträgt sich ferner nicht mit einer andern Ausstellung, die er an einer andern Seite meiner Arbeit zu machen hat: meine ausdrückliche und detaillirte Anerkennung der Leistungen früherer Herausgeber und Commentatoren, ihrer Verbesserungen und Aenderungen verträgt sich nicht mit dem blinden Glauben an die alleinige Gel-

tung der ersten Folio, in welchem ich befangen sein soll. Abgesehen von dieser indirecten Widerlegung seines Tadels, die sich durch die ganze erste Hälfte meiner Schrift fast auf jeder Seite findet, hätte der Recensent auf Seite 5 und 6 lesen können, daß ich ausdrücklich von den „vielen Incorrectheiten und Nachlässigkeiten" der ersten Folio spreche und dicht vorher ebenso ausdrücklich erwähne, daß einige Dramen in der Folio nicht aus der Handschrift des Dichters, sondern aus den Einzelausgaben in Quarto abgedruckt sind. Welchen Nutzen solche Quartos für die Feststellung des Textes gewähren, habe ich, weit entfernt es zu leugnen oder es erst durch den Recensenten zu erfahren, Seite 7—19, hin und wieder auch späterhin, an manchen Beispielen nachgewiesen. Nicht **ich** ignorire die Quartos, sondern der alte Corrector ignorirt sie; der Tadel gilt also nicht mir, sondern ihm. Den Vorwurf, daß ich die Lesarten der ersten Folio mit Hülfe der gezwungensten, ja unmöglichen Deutungen festhalte, hätte der Recensent mit einem glücklicher gewählten Beispiele belegen sollen als mit dem Citat aus „King John", wo er mir Schlegel's abweichende Uebersetzung und die Variante des alten Correctors zugleich entgegenstellt, während doch nur einer von Beiden, Schlegel oder der alte Corrector, Recht haben kann. Was aber das Gezwungene **meiner** Erklärung betrifft, so verweise ich auf „Todd's Johnson", s. v. unthread v. a. = to loose, und s. v. eye = look, countenance.

Endlich hält der Recensent mir die Dreistigkeit vor, daß ich einen so alten Kritiker, einen jüngern Zeitgenossen Shakspeare's, in die Schule genommen. Schlimm genug, daß diese Schule nöthig ist; schlimm genug, daß der jüngere Zeitgenosse die Sprache seines ältern Zeitgenossen so wenig verstand, wie ich an so manchen seiner Emendationen habe nachweisen müssen. Oder beruht es etwa auf etwas Anderm als auf einer Unkenntniß des Shakspeare'schen Sprachgebrauchs, wenn der alte Corrector z. B. an der eigenthümlichen Anwendung der Adjectiva modern, dear, holy, comfortable, der Substantiva advantage, fair, meed Anstoß nimmt und seine Einfälle an deren Stelle setzt? Der Recensent hätte diese und ähnliche Belegstellen in meiner Abhandlung füglich ebenso wohl berücksichtigen können, wie er aus ihr, um die Misbilligung seiner Leser mir zuzuwenden, die Stelle aus dem Zusammenhang herausriß, wo ich, allerdings ziemlich sans façon, eine Emendation des alten Correctors zum „Timon of Athens" bespreche. Schade nur, daß er die Emendation selbst nicht mittheilt: die Leser würden dann besser darüber urtheilen können, ob ich sie mit Recht oder Unrecht als eine unsägliche Plattitüde bezeichnete.

Literatur und Kunst.

Bei J. C. Hinrichs in Leipzig ist erschienen: „Sammlung von Briefen, gewechselt zwischen Johann Friedrich Pfaff und Herzog Karl von Württemberg, F. Bouterweck, A. von Humboldt, A. G. Kästner und Andern. Herausgegeben von Dr. Karl Pfaff. Mit J. F. Pfaff's Porträt und Facsimile." Johann Friedrich Pfaff, geboren zu Stuttgart 1765 als der zweite von drei Brüdern, die sich sämmtlich einen glänzenden Namen in der Geschichte der deutschen Wissenschaft bereitet haben, gestorben zu Halle 1825, gehört bekanntlich zu den ausgezeichnetsten deutschen Mathematikern; ein competenter Richter, Laplace in Paris, sagte von ihm, daß er der größte Mathematiker in Deutschland sei wie Gauß der größte in Europa. Auch von Charakter wird er als ein höchst liebenswürdiger Mensch geschildert, einfach und schlicht, von fast kindlicher Denkungsart, aber fest und treu und nicht ohne Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlands. Diesem verdienten Manne ein biographisches Denkmal zu errichten und dadurch sein Andenken bei der Nachwelt zu erneuern, war ein glücklicher Gedanke, besonders da das Material dazu seinem eigenen Briefwechsel entnommen werden konnte; das menschliche Leben ist überall interessant, sobald uns nur das eigene Innere des Menschen, die geheime Werkstatt seiner Gedanken und Empfindungen erschlossen wird und auch der schlichte Lebensgang eines rastlos arbeitenden, unermüdlich strebenden deutschen Gelehrten, wie er uns hier vor Augen gelegt wird, ist nicht ohne eigenthümlichen Reiz. Nur hätten wir allerdings gewünscht, daß der Herausgeber das Material etwas sorgfältiger gesichtet und das ganze Gemälde in etwas kleinerm Maßstab gehalten hätte. Wie das Buch jetzt vorliegt, ist viel Unbedeutendes darin, das wir nur als werthlosen Ballast bezeichnen können und das am besten ganz ungedruckt geblieben wäre. Dahin müssen wir vor allem die Mehrzahl der Familienbriefe zählen; die meisten derselben sind völlig inhaltlos und wenn wir auch die Pietät des Sohnes begreifen, die selbst an diesen Blättern Interesse findet, so müssen wir doch andererseits auch an den Foderungen festhalten, zu denen die Literatur und das Publicum berechtigt sind. Wir haben der werthlosen Briefsammlungen schon genug in unserer Literatur; wer ein neues Buch der Art drucken läßt, sollte sich vorher sehr genau selbst prüfen, ob er auch diejenige Schärfe des Urtheils und diejenige Kenntniß der betreffenden Zeitverhältnisse besitzt, um den Weizen von der Spreu zu sondern und dem Publicum nur Dasjenige zu bieten, was ihm wirklich in irgend einer Hinsicht von Nutzen sein kann. Daß dem Herausgeber dieser vorliegenden Sammlung diese Kenntniß beiwohnt, müssen wir nach Dem, was er hier geleistet hat, bezweifeln; schon die ganz lückenhafte und willkürliche Uebersicht, die er in der Einleitung von der deutschen Briefliteratur gibt, zeigt zur Genüge, wie unbekannt er auf diesem Gebiete ist. Recht interessant dagegen und überhaupt das Beste des Buchs ist der Briefwechsel mit dem Herzog Karl von Württemberg, auf dessen Karlsakademie Pfaff, gleichzeitig mit Cuvier, Schiller, Küllmeier, dem spätern Grafen Reinhard ꝛc. erzogen ward und mit dem er deshalb auch später noch in gewissen Beziehungen blieb. Das Bild freilich, welches der Herausgeber von dem Herzog sowie überhaupt von

der Karlsakademie entwirft, ist wiederum außerordentlich schielend; es ist eine eigenthümliche, aber jedenfalls sehr unfruchtbare Ausschweifung der Dankbarkeit, einen anerkannten Tyrannen und Gewaltherrscher wie Karl Eugen von Württemberg, der Gefängnißwärter Schubart's, war, zu einem Salomo von Weisheit und Güte machen zu wollen, blos weil er dem Vater einmal vor siebenzig oder achtzig Jahren gewisse persönliche Gunstbezeigungen erwiesen hat. Desto treffender charakterisirte der „alte Herodes", wie Schiller ihn nannte, sich in den an Pfaff gerichteten Briefen selbst; er warnt den jungen Gelehrten nicht blos vor den verderbten Sitten in Göttingen, sondern auch vor Männern wie Schlözer, Spittler und Andern, „die unter dem Schein einer affectirten Gelehrsamkeit nur Schädliches ausstreuen". Auch als Pfaff nach Berlin reist, kann der Herzog nicht umhin, „ihn vor der, zu Berlin vorzüglich, und in andern Städten, wohin ihn seine Reise führen wird, herrschenden Verdorbenheit der Religion, der Sitten und des Geschmacks auf das dringendste zu warnen". Auch in den Briefen von Bredow, dem bekannten Historiker, ist manches Interessante, besonders aus der Epoche der Auflösung der frankfurter und Gründung der berliner Universität. Doch hätte auch hier eine Auswahl der wirklich interessanten Stellen genügt. Die Briefe von Alexander von Humboldt (es sind ihrer zwei aus den Jahren 1784 und 1794), sind an thatsächlichem Inhalt ebenfalls nur arm; doch ist der Zauber dieses erlauchten Namens allerdings so groß, daß er uns auch das Unerheblichste interessant und denkwürdig macht. Die sehr ausführlichen Bouterweck'schen Briefe eröffnen interessante Blicke in das halb lüderliche, halb sentimentale Treiben der deutschen Jugend zu Ende der achtziger Jahre. Allein auch hier wieder müssen wir wieder zu viel Unerhebliches in den Kauf nehmen. Ueberhaupt hätte das Ganze füglich auf den dritten oder vierten Theil seines Umfangs zurückgeführt werden können und auch von den mit peinlicher Akribie verfaßten Anmerkungen hätte der Herausgeber sich und uns füglich die Mehrzahl ersparen dürfen. C. D. G.

Auch ein Veteran der deutschen Poesie, der „letzte Ritter" der Romantik, hat das jetzt so beliebte Feld der erzählenden Dichtung angebaut: „Julian. Von Freiherrn von Eichendorff" (Leipzig, Simion). Aber wenn schon die Romantik überhaupt und selbst zur Zeit ihrer frischesten Blüte nicht im Stande war, feste, plastische Gestalten und bestimmte, greifbare Handlungen zu zeichnen, wie das epische Gedicht sie verlangt, so hätte Hr. von Eichendorff am wenigsten sich auf ein seinem Talent so wenig entsprechendes Gebiet hinabwagen sollen. Eichendorff ist unübertrefflich, wo er den eigenthümlichen Dämmer der Romantik schildert, jene verschwiegenen Mondscheinnächte, wo die Brunnen rauschen und die Wipfel geheimnißvoll zusammenwehen, jene alten verfallenen Schlösser mit den hohen leeren Fenstern, in welche die Sterne gespenstig hineinlugen, jene verwilderten Gärten mit den überwachsenen Wegen, den umgeworfenen Statuen, den ausgetrockneten Wasserbecken, in deren Ritzen die kluge Eidechse wohnt — wer hat das Alles so meisterhaft, mit dieser unnachahmlichen Wahrheit geschildert wie Eichendorff? Auch die Irrgänge des Gemüths, jene Dämmerung der Seele, in der Vergangenheit und Gegenwart zu bloßen Traumgestalten verschwim-

men, während die Zukunft ihr dunkles Haupt über das Bett des Träumers streckt, hat Niemand so meisterhaft, mit so viel Naivetät und in einer so anmuthvollen Form geschildert als der Verfasser von „Dichter und ihre Gesellen." Es gibt einen gewissen passiven Humor, eine gewisse Grazie des trägen Sichgehenlassens, die vor Eichendorff kaum irgend Jemand bemerkt und auch nach ihm Niemand so köstlich geschildert hat als er; seine Geschichte „Aus dem Leben eines Taugenichts" wird trotz verschiedener Abschweifungen und trotz der trivialen Lösung doch immer als eine Perle der deutschen Dichtung anerkannt werden müssen. Aber die Eigenschaften, die einen großen oder auch nur einen erträglichen epischen Dichter bilden helfen, sind das darum noch immer nicht; der „Taugenichts" ist an sich ein vortreffliches Buch, aber doch immer nur eine bedenkliche Studie für einen Dichter, der uns den trotzigen Apostaten Julian in der ganzen Herbigkeit seines Christenhasses, dem ganzen Uebermuth seiner falschen Genialität vor die Seele führen will. Auch hat Eichendorff dies in der That nicht gethan, ja er hat nicht einmal den Versuch dazu gemacht: sein Julian ist gerade eine so verschwommene, nebelhafte Gestalt, wie die Romantik sie ehedem hervorzubringen pflegte; von dem geschichtlichen Julian ist kein Zug darin und keine Ader, Alles ist romantische Caprice und Unnatur. Und selbst diesen ihm so mundrechten Helden vermag der Dichter nicht einmal auf die Dauer festzuhalten; er wird verdrängt von einem alten biederherzigen Freund Severus, einem leichtfertigen Sohn desselben Octavian sowie von einer dämonischen Fausta, die durch diese antike Geschichte dahinreitet, auf stolzem Roß, den Federbusch im Haar, mit wehendem Schleier, wie die Romantik selbst, während der Dichter doch im Gegentheil die sündige Schönheit des Heidenthums damit charakterisiren will. Das Gedicht macht trotz einzelner Schönheiten, die aber allerdings sämmtlich dem oben bezeichneten Gebiete angehören und daher gerade bei diesem Stoff am allerwenigsten an ihrer Stelle waren, einen höchst unbefriedigenden Eindruck; mehr, wie es scheint, ein Werk des Fanatismus als der Poesie, ist es wenig geeignet, den Schlußstein einer Dichterlaufbahn zu bilden, auf welcher trotz der falschen Ziele, zwischen denen sie sich bewegte, im Einzelnen doch so viel Herrliches und Schönes lag und die daher auch wol eines bessern Ausgangs werth gewesen wäre.

Als Gegenstück zu Obigem schließen wir hieran noch einige Worte über das neueste Gedicht von Adolf Böttger: „Habaña. Erzählende Dichtung von Adolf Böttger" (Leipzig, Costenoble). Adolf Böttger gehört zu der modernen Dichterschule; an seiner bekannten meisterhaften Uebersetzung des Byron hat er sich selbst erst gewissermaßen zum Dichter entwickelt. Aus der Dämmerung der Romantik treten wir bei ihm in volle, blendende Tageshelle; da ist Alles voll Pracht der Farben, Alles Sonnenschein und Glanz, das Auge darf nie rasten, das Ohr nie ruhen — nur das Herz geht bei dieser durchweg auf das Aeußerliche gerichteten, durchweg sinnlichen Poesie zuweilen etwas leer, der Geist etwas unbefriedigt aus. Adolf Böttger ist ein zu guter Uebersetzer, um überall ein guter Dichter zu sein; die Form schießt so fertig, mit solcher Ueppigkeit vor ihm auf, daß es dem Gedanken zuweilen an Zeit fehlt, gehörig hineinzuwachsen. Doch macht diese Schwäche sich in dem vorliegenden Gedicht verhältnißmäßig nur wenig bemerkbar; der Stoff desselben, der es vornehmlich mit Beschreibung der Tropenwelt zu thun hat,

entschuldigt nicht nur, sondern verlangt sogar jene prächtige Farbengebung und jene blendenden Schilderungen, in denen die Stärke dieses Dichters besteht. Man könnte noch einwenden, daß das Gedicht der Schilderung zu viel, ja fast nichts als Schilderung enthält und daß wir selbst da, wo die Fabel zur Handlung drängt und wo wir mithin den ruhig geschlossenen Gang des eigentlichen epischen Gedichts erwarten, uns fast ausschließlich mit lyrischen und beschreibenden Episoden begnügen müssen. Dies indessen ist ein allgemeines Gebrechen unserer modernen Dichter und wird auch wol nicht anders werden, als bis die Nation selbst wieder thatkräftiger und männlicher geworden ist; weit entfernt daher, den einzelnen Dichter dafür verantwortlich zu machen, erkennen wir mit Vergnügen die anderweitigen glänzenden Eigenschaften des Gedichts an, durch welche sich dasselbe dem Besten anschließt, was in dieser Gattung überhaupt in jüngster Zeit erschienen ist. R. P.

Soeben wird uns von Nürnberg die erste Nummer zugesandt von dem „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. Erster Jahrgang. Organ des Germanischen Museums.“ Ueber das Germanische Museum selbst haben diese Blätter sich erst vor kurzem in einer Correspondenz aus Nürnberg ausführlich ausgesprochen; auch auf die Zeitschrift, welche demselben als literarische Vermittlung dienen soll, wurde, wenn wir nicht irren, schon damals hingedeutet. Mit Vergnügen begrüßen wir jetzt das Erscheinen derselben; Hr. von Aufseß hat sich schon früher durch den in den dreißiger Jahren herausgegebenen Anzeiger bei allen Männern des Fachs einen so geachteten Namen erworben, daß es einer besondern Empfehlung gewiß nicht erst bedarf, zumal wenn man sich der vortrefflichen Zwecke erinnert, welche durch diesen Anzeiger befördert werden sollen. Derselbe soll nämlich „nicht, gleich den Zeitschriften und Archiven gelehrter Gesellschaften, Fertiges und Selbständiges an Ausarbeitungen und Quellen darbieten“, sondern in sehr richtiger Beschränkung geht die Absicht des Herausgebers nur dahin, ihn zu einem „Leiter, Wegweiser und offenen Correspondenten“ für die Angelegenheiten des Museums zu machen, indem er „für alle Zweige der historischen Wissenschaften, die das Museum umfaßt, Andeutungen gibt, wo etwas zu finden, und weiter nachzuforschen sei, Anfragen über zweifelhafte Dinge stellt und deren Beantwortung mittheilt, desgleichen anzeigt, welche neue Funde gemacht worden, welche neue Unternehmungen und Erscheinungen im Gebiete der Geschichts- und Alterthumskunde zu Tage kommen, endlich auch offen Rechenschaft ablegt über Zustand, Fortgang und Thätigkeit des Museums selbst, namentlich über die interessantesten Gegenstände berichtet, welche in dessen Besitz kommen oder bereits schon gekommen sind.“ Ein Blatt dieser Art ist ohne Zweifel ein Bedürfniß nicht blos für das Germanische Museum selbst, sondern ebenso sehr für die deutsche Alterthumswissenschaft im Allgemeinen; wer da weiß, was in dieser Art von dem ältern Aufseß'schen Anzeiger sowie noch früher, zu Anfang des Jahrhunderts, von dem vortrefflichen Anzeiger von Roth geleistet worden, kann sich nur freuen, daß uns hier die Aussicht zu einem ähnlichen Blatte wird. Die Redaction ist von den HH. von Aufseß in Nürnberg, G. K. Frommann zu Koburg und Dr. A. von Eye gleichfalls zu

Nürnberg gemeinschaftlich übernommen, in der Art, daß Hr. von Aufseß besonders der Abtheilung für Geschichte, Staat und Kirche, Hr. Frommann derjenigen für Sprache und Literatur, Hr. von Eye der für Kunst und Alterthümer vorsteht. Die vorliegende erste Nummer ist in allen drei Gattungen schon ziemlich reich versehen und gibt einen vortheilhaften Begriff von Dem, was wir ferner zu erwarten haben. Da nun auch der Preis außerordentlich niedrig gestellt ist, so wird es dem Blatt gewiß nicht an der nöthigen Verbreitung fehlen, und werden insbesondere Alle, die sich für irgend einen Zweig der deutschen Alterthumswissenschaft interessiren, in der Unterstützung desselben eine Ehrenpflicht erkennen. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

1. August 1853.

NZ. Von großer Politik wiederum nichts. Der Hof auf Reisen, die Minister auf Reisen — noch mehr Erholung der Personen, Stillstand in den Sachen, als bei meinem letzten Briefe. So sind wir denn von der Tages- und Weltfrage des Orients nur insoweit berührt, als uns von Wien aus berichtet wird, Preußen und Oestreich hätten, statt der beiden Westmächte, die Vermittlerrolle übernommen und als wir hier in der Nähe erfahren, daß den drei hiesigen Zeitungen, die sich die Freiheit einer russenfeindlichen Haltung genommen hatten — der „Volkszeitung", „National-Zeitung" und „Voß'schen Zeitung" — die vermittelnde Stellung, die Preußen einnehmen wolle, so nahe ans Herz gelegt ist, daß auch sie nun zu vermitteln nicht umhin können, wenn sie anders überhaupt noch ein Herz haben. Das ist Alles. Die ergötzliche Notiz, daß man mit dem Plane umgehe, dem preußischen Gesandten in Konstantinopel ein Kriegsschiff aus unserer Marine zur Verfügung zu stellen, erwähne ich nur, um zu zeigen, wie berliner Spaßvögel selbst mit den ernstesten Dingen ihren Scherz treiben und wie naiv leichtgläubig Publicum und Zeitungen noch sind, so etwas zu glauben.

An kleiner Politik desto mehr; ganz munter vergnügliche Geschichten. Diplomatischer Krieg zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt, Krieg mit offenem Visir, Krieg bis zur — Feder! Die diplomatischen Beziehungen zwischen hier und Darmstadt sind vorläufig abgebrochen; aus was für Gründen, ist genau noch nicht zu ermitteln. Was ich darüber an aufklärenden Notizen höre, ist, daß die seit lange gegen Preußen feindliche, offen agitirende, im Stillen intriguirende Parteinahme des hessen-darmstädtischen Ministeriums auch jetzt, nachdem und trotzdem alle zollvereinsfeindlichen Coalitionen von Darmstadt und München u. s. w. an der force majeure der Groschen und Thaler gescheitert sind, aufs neue bei den Zollvereinsconferenzen ganz in der alten Weise aufgetreten ist. Die preußischen Minister haben darüber in den stärksten Ausdrücken Beschwerde geführt und, da weitere Verhandlungen

fruchtlos erscheinen, so lange das gegenwärtige Ministerium in Darmstadt am Ruder ist, die Verlegung der dortigen preußischen Residentur nach Frankfurt beschlossen. Natürlich hat auch Darmstadt seinerseits die entsprechenden Schritte gethan; der Gesandte am hiesigen Hofe, Graf Görtz, hat Urlaub genommen und einem Attaché oder Secretär der Form wegen die Geschäfte übertragen; die übliche Vorstellung aber dieser stellvertretenden Persönlichkeit bei Hrn. von Manteuffel soll zu einer Scene geführt haben, bei der die Empfindlichkeit des Staats Hessen-Darmstadt mehr als einen starken Stoß erlitten hat.

Die Kreuzzeitungsfrage hat sich gelöst. Es war nichts als ein großer Humbug, ein Schwindel, wie ihn das Blatt und seine Partei liebt und mit Liebe übt. Die Zeitung erscheint weiter; Wagener redigirt zwar vorläufig nicht, zeichnet auch vielleicht später nicht wieder als Redacteur, wird aber gewiß in nicht gar langer Zeit wieder thätig sein und einstweilen lebt, wie Gödsche's Geist nach dessen persönlichem Rückzuge im Zuschauer, so sein Geist in dem Oberstübchen des Blattes fort. Ja, die Frage ist gelöst; etwas zu rasch, als daß das große Publicum getäuscht werden könnte, aber gerade in der Weise gelöst, die dem Verständniß Derer entspricht, auf deren wiederholte Dupirung es ankommt. Wagener, in einem bösen Injurienproceß bestraft, durfte nicht als Opfer dieses Processes erscheinen, nicht von dem Redactionsbureau ins Gefängniß wandern — Das ist erreicht: er fällt als Opfer seiner politischen Ueberzeugungstreue, seiner Feindschaft gegen den Erzfeind von 1813, seiner Freundschaft gegen den „heiligen" Alliirten von 1813; die Schwelle des Gefängnisses für einen Pasquillanten ist wegescamotirt in die „Linie der Ehre", an der ein Märtyrer erschöpft niedersinkt; der hehre Dulder tritt vorläufig in den Privatstand, geht auf idyllische Reisen, schlüpft später ins Gefängniß — seine Zeitung braucht es ja nicht zu sehen! Und weiter: die an Tollheit grenzende Parteinahme der Kreuzzeitung für die neueste Wendung der russischen Politik war, wie ich Ihnen bereits schrieb, vielen Mitgliedern der Partei anstößig; es drohte eine Spaltung einzutreten, das mußte vermieden werden — aber wie? An Widerruf zu denken ging natürlich nicht — die Kreuzzeitung hat noch nie eine Lüge widerrufen. Die brennendste Frage zu umgehen und über andere Themata zu raisonniren, ging natürlich auch nicht. Man suspendirte die Zeitung als raisonnirendes Blatt — unstreitig der geschickteste Ausweg; jeder Tag konnte die definitive Lösung bringen; bis sie kam, berichtete man schlichtweg, ohne Zusatz, was zu berichten war. Und endlich: wer war es und was war es, was den Junkern in den Marken und Pommerland als schlimmster Bedränger ihres aufopfernden Organs, als entsetzlichster Gegner der verfassungsmäßigen Preßfreiheit „mit Gott für den Kaiser von Rußland" dargestellt werden mußte — wer anders und was anders als Manteuffel und die Bureaukratie? Auch das ist erreicht; die Arbeitseinstellung des Hrn. Wagener war ein Meister-strike.

In der gestrigen Nummer der Kreuzzeitung erhält die Sache ihre Weihe und ihren Abschluß. Von keiner geringern Hand als der ihres obersten Schutzpatrons, des Hrn. von Gerlach, Pascal Vivas von Schievelbein. In einer langen Rundschau beantwortet er die Frage, was aus der Kreuzzeitung werden solle, mit außerordentlicher Geschicklichkeit so, daß er die vielen Verdienste der Kreuzzeitung, des Organs der „Partei vom Kreuze" von 1848

bis heute aufzählt und dann mit der Gegenfrage an die Partei schließt: ein solches Blatt wollt Ihr untergehen lassen? für ein solches Blatt scheut Ihr die nöthigen Opfer? An dieser Frage weder noch an ihrer motivirenden Einleitung ist etwas Auffallendes; die Selbstberäucherung des Hrn. von Gerlach ist nicht unverschämter als sonst; was aber auffällt und dem fraglichen Artikel seine specielle Charakteristik gibt, ist Das, was allein verschwiegen ist. Mit keiner Silbe nämlich sind drei wesentliche Punkte erwähnt: erstens der Proceß und die Verurtheilung des Hrn. Wagener; zweitens der Name des Hrn. von Manteuffel; drittens die russische Haltung des Organs der „Partei vom Kreuze" in Sachen des Halbmonds. — Das Erste, kann die Kreuzzeitung sagen, gehört nicht zur Sache; es versteht sich aber von selbst, wie sehr es zur Sache gehört. Das Zweite, der Name des Hrn. von Manteuffel, thut nichts zur Sache, können Andere sagen, die mit den Aeußerungen und schweigenden Umgehungen der Kreuzzeitung nicht vertraut sind; wer ihr aber etwas auf die Finger gepaßt hat, weiß, was es sagen will, gerade jetzt sagen will, wenn Hr. von Gerlach bei Erwähnung der Novemberereignisse von 1848 mit vieler Ostentation den Namen des Grafen Brandenburg und diesen Namen allein vorschiebt, wenn bei Erwähnung der Novemberereignisse von 1850, bei namentlicher Hervorhebung des Vertrags von Olmütz der Name gerade Dessen umgangen wird, der dabei von Niemandes Gedächtniß umgangen werden kann, der sonst auch von der Kreuzzeitung immer mit schmeichelhaftester Zärtlichkeit „unser doppelter Novembermann" genannt, dem diese zweite rettende That immer viel höher angerechnet ward als jene erste, die doch (nach der Kreuzzeitung) eigentlich nur ein formeller Bruch, ja fast noch ein halbes Kokettiren mit der Revolution war. Die russische Politik endlich der Kreuzzeitung, nothwendiges Gegenstück sonst für ihre antinapoleonische Haltung, aus demselben Princip hervorgegangen wie diese, von gleichem Verdienst wie diese, würde gewiß in jedem andern Falle unmittelbar hinter dem betreffenden antifranzösischen Alinea der Gerlach'schen Rundschau ihre Rolle erhalten haben, wenn nicht gerade diese Rundschau guten Grund hätte, in so delicater Frage bescheiden zu sein und lieber zu schweigen, als durch Reden zu reizen.

Es ist nicht schwer, sehen Sie, die plumpen Manoeuvres dieser Kreuzritter aufzudecken. Und doch sollen sie ihre Wirkung thun? fragt man verwundert. Auch darauf ist die Antwort leicht: die „Partei vom Kreuze" zerfällt in Solche, die da wissen, was sie thun, und in Solche, die es nicht wissen, in eine Aristokratie, die wie alle Aristokratieen nichts zahlt, sondern bezahlt wird und in eine misera plebs contribuens. Dieses Gros der Partei liest nur Eine Zeitung, die Kreuzzeitung selbst; die belehrt sie und — belügt sie; von Widerlegung und Enttäuschung hören sie nichts, wissen sie nichts; sie glauben an Alles — selbst an den Mythus aller Mythen, selbst an die „Linie der Ehre"!

Zu diesem politischen Schwindel ein geschäftlicher, der sich mit jenem um den Vorrang in dem Tagesgespräch streitet. Vor kurzem kommt hier, in der Stadt London, ein Russe an, der ein Geldgeschäft von ca. 17,000 Thlrn. abzumachen hat. Sein Wirth, Meyner, führt ihn bei einem Banquier ein, wohnt der Verhandlung mit bei, nimmt daran Theil; die Papiere oder Gelder im Belauf der 17,000 Thlr. werden bei dem Banquier gegen einen Depositionsschein niedergelegt; derselbe setzt sie, nach Auftrag des

Russen, erst in Imperialen um, kauft dann infolge eines neuen Auftrags Wechsel in Petersburg; schließlich scheint dem Russen die gefoderte Provision zu hoch; der Banquier bittet ihn, sich anderswo zu erkundigen, ob er über die üblichen Sätze hinausgegangen. Da erscheint statt des Russen jener Meyner, producirt den Depositionsschein, läßt sich gegen denselben, wie er sagt: im Auftrag des Russen, das Geld zahlen und — ist verschwunden. Als der Russe Anzeige macht, wird sofort nachgeforscht, nach allen Seiten telegraphirt; es ergibt sich, daß der Meyner nur drei bis vier Stunden Vorsprung haben kann, gegründete Aussicht also, seiner habhaft zu werden. Aber nach weitern zwei Tagen entdeckt man, daß der Verfolgte vor seiner Entweichung bereits 24 Stunden im Besitz des Geldes gewesen ist, sich während dieser Zeit von einem Fremden eine (auch im Signalement ziemlich passende) Paßkarte zu verschaffen gewußt hat und damit ohne Zweifel längst an sichern Küsten angelangt ist; wenigstens hat man bis jetzt noch nichts von ihm gehört. Sollte glückliches Entkommen wirklich der Ausgang dieser unerhörten Diebsgeschichte sein, so könnte sich die continentale Paßpolizei daraus wieder einmal eine gute Lehre abnehmen: die Flucht dieses Diebes wäre ohne das Institut der Pässe und Paßkarten wahrscheinlich unmöglich gewesen; erst der Schutz paßpolizeilicher Institutionen hat sie möglich gemacht. Aber weder diese noch andere Erfahrungen werden ehrliche Leute von den Fatalitäten befreien, die als zu ihrem Schutze erfunden und aufrecht erhalten nun einmal von der modernen Staatsklugheit approbirt sind. — Von juridischem Interesse ist, daß sich an diese Geschichte noch ein Proceß anschließen wird, den der Russe gegen den Banquier anhängig gemacht hat; es handelt sich darum, ob der Banquier berechtigt war, dem Meyner die deponirte Summe gegen bloße Rückgabe des Depositenscheins, ohne daß derselbe von dem Russen girirt oder quittirt war, auszuhändigen. Unsere kaufmännische Welt sieht dem gerichtlichen Erkenntniß mit Spannung entgegen.

Aus Jena.

Anfang August 1853.

A. W. Zwar haben diese Blätter erst kürzlich einen ausführlichen Bericht aus der Hauptstadt unsers Ländchens gebracht; das wichtige und folgereiche Ereigniß jedoch, welches dasselbe seitdem betroffen und das gerade auf unserer Hochschule mit ganz besonderer Lebhaftigkeit empfunden wird, mag mich entschuldigen, wenn ich heute ebenfalls die Feder ergreife. Der letzte Bericht Ihres weimarischen Correspondenten kam mir zufällig gerade an demselben Tage in die Hände, da wir die Nachricht von dem Tode unsers Großherzogs erhalten hatten. Bestimmt, dem Lebenden die Ehrerbietung auszusprechen, die ihm allgemein gezollt ward und von der noch wenige Wochen zuvor die Jubelfeier seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung so sprechende Beweise gegeben hatte, war der Bericht jetzt vielmehr zu einem Nachruf für den Gestorbenen geworden. Doch hat er in der That nur die allgemeine Stimmung ausgedrückt; ja ich glaube behaupten zu dürfen, daß Niemand bei uns denselben gelesen hat, ohne das Urtheil Ihres Correspondenten aus vollstem Herzen zu bestätigen. Karl Friedrich war in der That, wie er dort geschildert wird: ohne hervorstechende geistige Eigenschaften, aber

auch ohne Anspruch auf den Schein derselben; von milder, mäßiger Denkungsart und einem lebhaften natürlichen Wohlwollen, einfach und schlicht, Feind alles Prunks und aller Verkünstelung, langsam, beinahe schüchtern in seinen Entschließungen, aber wenn sie einmal gefaßt waren, dann auch fest und beharrlich in ihrer Ausführung. Es war etwas Verwandtes in ihm mit dem letztverstorbenen König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., nur daß er weichherziger und von gefälligern Formen war und ohne jene militärische Barschheit, die der König von Preußen sich angeeignet hatte, nicht weil sie eigentlich in seiner Natur lag, sondern aus reiner soldatischer Gewissenhaftigkeit und weil er dies kurz angebundene, zugeknöpfte Wesen für eine nothwendige Eigenschaft eines jeden richtigen Soldaten und somit auch eines jeden richtigen preußischen Königs hielt. Davon besaß unser verstorbener Großherzog auch nicht das kleinste Aederchen; es war ein schlechthin patriarchalischer Regent, und wenn auch die Zeiten des patriarchalischen Regiments vorüber sind, und wenn wir uns auch für Dasjenige, was anderwärts unter diesem Namen zurechtgebraut wird, allerdings recht sehr bedanken, so muß ich Ihrem weimarischen Berichterstatter doch auch darin beistimmen, daß für ein Land wie Weimar und für Verhältnisse gleich den unsern eine solche häusliche, mehr passive, zuwartende, als activ eingreifende Regierung bei weitem das Geeignetste ist. Auch darin bestand eine eigenthümliche Aehnlichkeit zwischen dem verstorbenen König von Preußen und unserm Karl Friedrich, daß Beide eine verhältnißmäßig gedrückte und freudlose Jugend verlebt hatten, unter Einschüchterungen und Verbitterungen, deren Nachwehen sie ihr ganzes späteres Leben hindurch nicht wieder los geworden. Karl August, ein so musterhafter Regent für sein Land, verstand sich doch auf die Erziehung seines Sohnes und Erben nur schlecht; selbst eine geniale Natur, wollte er auch seinen Nachfolger zum Genie erziehen und ließ in dieser Hinsicht die bedenklichsten pädagogischen Experimente zu. Daher dieses dem Anscheine nach so verschlossene, in sich gekehrte Wesen des Verstorbenen; daher diese Schüchternheit und dies Mistrauen in sich selbst und die eigenen Kräfte; daher aber auch nach dem Jahre Achtundvierzig, wo er gewissermaßen zum ersten mal mit seiner eignen Person für sich und seine Regierung eingestanden hatte, diese gehobene, zuversichtliche Stimmung, dies Gefühl der Freudigkeit und der Rührung, das ihn seitdem nicht wieder verließ und unter dessen tröstender Begleitung er dann endlich sanft und still hinübergeschlummert ist.

Wird dieses patriarchalische, geräusch- und anspruchlose Regiment sich nun auch unter unserm neuen Herrscher fortsetzen? Oder gehen wir Veränderungen entgegen und wie tief werden dieselben eingreifen? Daß Fragen dieser Art jetzt laut und leise, bald als Hoffnung, bald als Befürchtung, tausend Gemüther in unserm Lande beschäftigen, ist höchst natürlich, und auch Das ist ganz natürlich, daß Jeder sich dieselben verschieden beantwortet, je nach seinen persönlichen Ansichten und Verhältnissen. Auch sind Vermuthungen und Ansichten bis jetzt die einzige Antwort, die sich überhaupt erst geben läßt. Unser neuer Regent Karl Alexander hat bisher in ungewöhnlicher Zurückgezogenheit sowol von den Regierungsgeschäften als vom Publicum im Allgemeinen gelebt, sodaß nur sehr Wenige Gelegenheit gehabt haben, ihn näher kennen zu lernen und sich ein Urtheil über seine

persönlichen Eigenschaften zu bilden. Das Erstere, die geringe Theilnahme an den Regierungsgeschäften, war wol meistentheils Pietät gegen den Vater, zum Theil lag es auch in der Kleinheit unserer Verhältnisse und ihrem maschinenmäßigen Gange, der keine Einmischung eines Dritten gestattete. Daher glaube ich auch nicht, daß Diejenigen im Rechte sind, welche daraus eine Abneigung gegen die Regierungsgeschäfte im Allgemeinen folgern wollen; im Gegentheil scheint es mir, daß unser neuer Regent einen sehr lebhaften, fast leidenschaftlichen Trieb zur Selbstthätigkeit hat, sodaß auch die Energie, mit welcher er sich in diesen ersten Wochen den Pflichten seines neuen Berufs gewidmet hat, ohne Zweifel von Dauer sein wird.

Was aber das Andere angeht, die Zurückgezogenheit vom Publicum, in der unser junger Großherzog bisher lebte und die auch von seiner Gemahlin getheilt, ja nach der Meinung Einiger sogar wesentlich mit veranlaßt ward, so hoffen wir ebenfalls, daß alle Diejenigen im Irrthum sind, welche dieselbe für eine absichtliche und wohlüberlegte, den Ausfluß einer fürstlichen Etikette und Vornehmheit halten, an die wir im Weimarischen gerade am wenigsten gewöhnt sind. Der Enkel Karl August's darf kein Fürst nach altem Stile sein wollen, noch ist das Großherzogthum Weimar eine geeignete Bühne, großartig höfische oder politische Kräfte darauf zu entfalten. Der scharfe Verstand unsers jungen Fürsten hat das gewiß längst selbst eingesehen und daher zweifle ich auch nicht, daß er, sowie nur die Trauerzeit vorüber, sich seinen neuen Unterthanen auch mit derjenigen Unbefangenheit zeigen und diejenigen persönlichen Verbindungen anknüpfen wird, deren das Fürstenthum unter Verhältnissen gleich den unsern nicht wohl entbehren kann.

Auch in noch andern und noch wichtigern Beziehungen geben sich hier und da einzelne Befürchtungen kund. Wie Sie in den Zeitungen werden gelesen haben, hat der verstorbene Großherzog seinen Sohn und Erben wenige Stunden vor seinem Ende noch einmal zu sich kommen lassen und ihn aufs eindringlichste beschworen, in dem von ihm betretenen Gleise fortzuregieren und nichts von Dem, was er theils gegründet, theils zugelassen, zu verändern oder einzureißen. So natürlich diese Scene in der That auch ist und so sehr sie namentlich dem schlichten, väterlichen Sinn unsers verstorbenen Großherzogs entspricht, so fehlt es doch nicht an einzelnen ängstlichen Gemüthern, die daraus ich weiß nicht welche trüben Folgerungen für den ungestörten Fortbestand unserer dermaligen politischen Verhältnisse ziehen oder doch wenigstens die Möglichkeit einer Veränderung derselben ableiten wollen. Eine weitere Unterstützung ihrer Ansicht finden diese ängstlichen Gemüther besonders in dem Huldigungseid, welchen das Militär dem Großherzog geschworen und in dem, wie man behauptet, der Verfassung nicht gedacht sein soll. Ich gebe zu, daß dies etwas Auffälliges hat und daß es besser gewesen wäre, auch hierin dem Beispiel des verstorbenen Großherzogs zu folgen; daraus aber auch bei uns die Absicht einer (vielleicht sogar nicht ganz freiwilligen) Revision der Verfassung ableiten zu wollen, das scheint mir denn doch die Auslegekunst etwas zu weit getrieben. Auch die Wiederaufnahme der specifisch-christlichen Eidesformel, welche bei der Vereidigung des Militärs stattgefunden, obwol dieselbe sogar schon vor dem Jahre Achtundvierzig bei uns nicht üblich war, hat hier und da Bedenken erregt; mit welchem Recht wage ich nicht zu entscheiden, glaube jedoch, daß man

sich auch in diesem Punkte hüten muß, seine Folgerungen zu weit auszudehnen und dem vielleicht Zufälligen, Absichtslosen durch übertriebenen Argwohn erst selbst Bedeutung zu geben. —

Allein in Zeiten eines Regierungswechsels ist das nun einmal nicht anders und auch unsere Universität schaukelt sich auf diesem Meere der Vermuthungen und Erwartungen, das mit einem Ereigniß dieser Art regelmäßig über das Publicum hereinbricht. Und zwar thut unsere Universität es mit besserm Grund als viele Andere. Wiewol gemeinsames Eigenthum der Ernestinischen Linie und obwol außer den vier sächsischen Herzogthümern auch noch, wenn ich nicht irre, die Fürsten von Reuß und Rudolstadt zu ihrer Unterhaltung verbunden sind, so sind es doch seit geraumer Zeit thatsächlich die weimarischen Regenten gewesen, welche das Meiste, um nicht zu sagen Alles zur Unterstützung beigetragen haben. Ja daß es überhaupt noch eine Universität Jena gibt und daß unsere Stadt nicht bereits auf dem Wege ist, zum Rang eines armseligen Landstädtchens wie Lobeda oder Dornburg herabzusinken, verdanken wir vornehmlich der Liberalität und Beharrlichkeit unsers Fürstenhauses, speciell unsers verstorbenen Großherzogs. Als im Jahre Achtundvierzig unter den hohen Nutritoren der Universität die Auflösung derselben allen Ernstes zur Sprache kam, war es lediglich die weimarische Regierung, die sich mit der größten Energie für die Aufrechthaltung des berühmten Musensitzes aussprach, an den sich für ganz Deutschland so großartige Erinnerungen knüpfen. Seitdem haben nun in diesen allerletzten Tagen die koburgschen Stände der Universität aus freien Stücken 1500 Thlr. zugelegt — eine sehr rühmliche Freigebigkeit, ohne Zweifel: doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch mit dieser Zulage der ganze Beitrag, den Koburg, das reichste unserer sächsischen Herzogthümer, leistet, noch immer erst knapp 5000 Thlr. beträgt.

Unter diesen Umständen ist es leicht erklärlich, daß man die Persönlichkeit des neuen Regenten gerade bei uns mit ganz besonderer Aufmerksamkeit verfolgt; wird Karl Alexander in die glorreichen Fußtapfen seines Großvaters treten, welchen unsere Universität mit Recht als ihren zweiten Gründer verehrt? wird er ihr wenigstens das allgemeine Wohlwollen zuwenden, wie sein Vater? oder wird er, wie es zum Theil im Jahre Achtundvierzig geschah, die Universität nur als eine Last empfinden, eine finanzielle sowol als eine moralische, die man daher am besten durch einen kräftigen Entschluß abschüttelt oder auch langsam und unmerklich abgleiten läßt? Ich will den verdienten und berühmten Männern, deren unsere Universität noch immer eine ganze Reihe zählt, gewiß nicht zu nahe treten: aber diese Männer selbst, ich bin es überzeugt, werden mir auch beistimmen, wenn ich behaupte, daß die Universität Jena bei weitem nicht mehr in dem Flore steht, wie sie sowol um ihres historischen Namens als um ihrer praktischen Bedeutung willen thun sollte und sogar auch bei einer etwas sorgfältigern Pflege von oben her thun könnte und daß sich daher einem Fürsten, der entschlossen wäre, den alten Ruhm unserer Hochschule zu erneuern, hier ein ebenso weites als fruchtbares Feld der edelsten und großartigsten Wirksamkeit eröffnen würde. Unser jetziger Curator Geheimrath Seebeck ist ohne Frage ein höchst einsichtsvoller und wohlwollender Mann, der mit Ernst und Gewissenhaftigkeit Alles thut, was in seinen Kräften steht. Aber diese Kräfte selbst zu erweitern

und der Universität, die bei den übrigen Höfen eigentlich nur noch geduldet ist, ihre frühere frische Kraft und damit auch ihren frühern Glanz zurückzugeben, das vermag er beim besten Willen doch nicht, das vermöchte nur ein Fürst, dem es nicht blos um die unmittelbare, materielle, sondern auch um die höhere geistige Blüte seines Landes, ja des ganzen deutschen Vaterlandes zu thun wäre, — eine Blüte, aus der dann freilich früher oder später, wie unzählige Beispiele beweisen, auch die materielle Blüte von selbst hervorgeht. — Was unserer Universität mangelt, ist vor allem Geld. Daß man keine Kriege führen und keine Länder erobern kann ohne Geld, das weiß man und hat es gewußt, auch bevor Montecuculi es in jenem berühmten Dictum ausgesprochen. Aber auch der Herd der Geister muß mit irdischem Feuer erwärmt werden, auch die Eroberungen im Reiche der Wissenschaft erfodern Vorbereitungen und Zurüstungen, die nicht ohne Geld hergestellt werden können. Das ist der eigentliche Fluch der kleinen Universitäten und darum, soviel Vorzüge in geistiger, sittlicher und geselliger Hinsicht sie auch übrigens bieten, sehen wir dieselben doch mit jedem Jahre mehr zurückkommen: nämlich weil es ihnen an den pecuniären Mitteln gebricht, mit den größern Universitäten von jüngerm Datum und besserer Dotirung zu wetteifern. Daher vor allem diese Masse von Mittelmäßigkeiten, die sich auf den kleinen Universitäten zusammenhäuft — sind sie doch billig zu haben! Daher die geringe Anhänglichkeit, welche die Mehrzahl der Docenten selbst diesen kleinen Universitäten widmet; daher die Leichtigkeit, mit der sie dieselben verlassen, indem sie sich gewöhnt haben, sie von früh auf lediglich als Durchgangspunkt zu betrachten, nur als die erste Stufe einer Leiter, die sie der besser zahlenden Fremde zuführen soll; daher, wenigstens theilweise, dieser Mangel an Charakter und fester männlicher Gesinnung, an welchem, wenige glänzende Ausnahmen abgerechnet, der deutsche Gelehrtenstand leidet, und zwar der akademische am allermeisten — es sind die Schweizer der Wissenschaft und „point d'argent, point de Suisse!"

Natürlich soll das eben Geäußerte sich keineswegs speciell auf die Universität Jena beziehen; es sind allgemeine Gebrechen der deutschen Hochschulen, von denen ich rede. Allein seinen Antheil daran, noch dazu seinen recht wohlgemessenen, hat Jena auch und wäre es daher, wie gesagt, eine schöne Aufgabe für einen unternehmenden und ruhmbegierigen Fürsten, wenigstens die finanzielle Noth der Universität zu erleichtern und ihr dadurch auch einen frischern geistigen Aufschwung zu ermöglichen. Nun könnte man mir zwar entgegnen, daß das gar nicht Sache des Fürsten, sondern lediglich des Landes und daß das kleine Großherzogthum Weimar mit einer Bevölkerung halb so groß wie Berlin oder Wien nicht gut mehr leisten kann als es wirklich leistet. Wer indessen noch mit angesehen hat, was Karl August mit noch weit beschränktern Mitteln für die Universität und wie er es gethan hat und wer dann ferner die Macht des Beispiels in Anschlag bringt, die nirgends größer ist, als wenn sie von oben her wirkt — der möchte sich denn doch wol am Ende entschließen, unserer Ansicht beizutreten.

Um aber zu unserm ursprünglichen Thema zurückzukehren, so hat unser neuer Großherzog bisher für unsere Universität nur geringe Theilnahme gezeigt; sogar unsere Stadt, die sowol durch die Reize ihrer Umgegend als durch die Unterhaltung unserer Gelehrten so Manches bietet, was einen

fürstlichen Besuch anlocken könnte, hat er bisher nur selten mit seiner Anwesenheit beehrt. Es ist dies aber um so auffallender, als Karl Alexander ein Fürst von nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung ist, der namentlich an Poesie und bildender Kunst lebhaften Antheil nimmt; der Ausbau der Wartburg, den er schon seit mehren Jahren auf seine Kosten betreiben läßt, ist ein glorreiches Denkmal sowol seines Kunstsinns als seiner verständigen und wohlangewandten Freigebigkeit. Hoffen wir denn, daß sich dieselbe nunmehr auch unserer Universität zuwenden wird; die Ruinen einer großen Vergangenheit herstellen, ist schön, aber noch schöner ist es, den Geist der Gegenwart nähren und dadurch den Samen der Zukunft streuen.

Schließlich sei es mir gestattet, noch eines Todesfalls zu gedenken, der unsere Universität kürzlich betroffen: der „alte Walch" ist heimgegangen, der Letzte eines Geschlechts, in welchem Gelehrsamkeit und Fleiß seit Jahrhunderten erblich waren und das namentlich unserer Universität eine Reihe ihrer berühmtesten und verdientesten Lehrer gegeben hat. Gelehrsamkeit und Fleiß besaß nun auch der jüngst Verstorbene, der seines Zeichens Jurist war; gewisse äußerliche Angewöhnungen und Seltsamkeiten hinderten ihn jedoch, dieselben für unsere Universität so nutzbar zu machen, wie es ohne dies hätte der Fall sein können. Er war ein Sonderling, wortkarg, menschenscheu, voll barocker Eigenthümlichkeiten, eine jener Hoffmann'schen Figuren, wie sie ehedem auf deutschen Universitäten zu Hause waren und wie namentlich wir in Jena deren bis vor kurzem eine besonders reiche Auswahl hatten. Walch war auch in dieser Hinsicht der Letzte seines Geschlechts; der Professor von ehedem ward mit ihm zu Grabe getragen. — Ganz jedoch sind wir auf dem Niveau des gegenwärtigen deutschen Professorthums damit noch immer nicht angelangt. Unsere Professoren, meine ich, sind noch lange nicht so bureaukratisch und haben, trotz der vielen Hofraths- und Geheimrathstitel, die bei uns im Schwunge sind, doch noch lange nicht das Geheimrathsbewußtsein wie anderwärts, hauptsächlich in Preußen; ein jenaischer Professor ist vor allem noch Professor, Mann des lebendigen Worts und des unmittelbaren persönlichen Eindrucks, nicht bloßer Schrift- und Staatsgelehrter, der nur so nebenher der unreifen Jugend Vorlesungen hält. Auf höchst charakteristische Weise soll sich das kürzlich gezeigt haben bei Gelegenheit einer festlichen Zusammenkunft, welche die Professoren der Universität Leipzig, Halle und Jena in dem benachbarten Kösen veranstalteten. Die Anregung dazu war von Leipzig vom Geh. Hofrath von Wächter ausgegangen, schien jedoch gerade in Leipzig und demnächst auch in Halle nur geringen Anklang gefunden zu haben, indem beide Universitäten nur sehr schwach vertreten waren, während sich von hier aus ein ganz ansehnliches Contingent eingestellt hatte. Dafür aber sollen Leipziger und Hallenser (wenn anders die Berichte indiscreter Badegäste, welche dem Feste beigewohnt, ihre Richtigkeit haben) auch das Aeußerste geleistet haben, die Geringfügigkeit der Zahl durch Förmlichkeit und Wichtigkeit des Benehmens aufzuwiegen, sodaß unsere jenaischen Professoren mit ihrer akademischen Lustigkeit und Unbefangenheit sich völlig wie Wesen einer andern Zone sollen ausgenommen haben zwischen diesen saubergefältelten, wohlweisen und wohlehrbaren sächsisch-preußischen Amtsgesichtern ....

Notizen.

In Berlin ist Otto Ludwig's „Erbförster" gegeben worden, aber wiederum nicht auf der königlichen Bühne, sondern auf dem neuen Königstädtischen Theater. Die Darstellung soll ausgezeichnet gewesen sein; namentlich wird Hr. Genast aus Weimar in der Titelrolle gerühmt. Nichtsdestoweniger und trotz des lebhaften Interesse, mit welchem das Publicum dem Stücke gefolgt, ist das Ergebniß doch auch hier dasselbe gewesen wie noch überall, wo das Stück zur Aufführung gekommen: bei aller Vortrefflichkeit einzelner Scenen hat das Ganze doch einen mehr peinlichen als erhebenden Eindruck gemacht und die Zuschauer in einer Verstimmung und Niedergeschlagenheit entlassen, die mit den erhabenen Schauern der echten Tragödie nichts zu thun hat. — Natürlich kann den dermaligen Leiter der königlichen Bühne dieser unbefriedigende Erfolg nicht entschuldigen, daß er die Aufführung des „Erbförster" der ihm anvertrauten Anstalt hat entgehen lassen. Da unsere dramatische Kunst keine Meisterwerke producirt, so können begreiflicherweise auch keine gegeben werden; wohl aber wäre es die Pflicht einer Anstalt, wie das königliche Theater in Berlin, die Versuche der bedeutendern Talente mit Sorgfalt und Eifer zur Darstellung zu bringen und dadurch diesen Talenten selbst eine weitere Entwickelung möglich zu machen. Denn nur die Bühne erzieht den Bühnendichter. Daß Hr. von Hülsen dieser Aufgabe so völlig vergißt und Stücke wie der „Erbförster", wie Freytag's „Journalisten", Gutzkow's „Zopf und Schwert" 2c., Stücke also, die sowol durch den Ruf ihrer Verfasser wie durch ihren eigenen Kunstwerth recht eigentlich für das Repertoire der königlichen Bühne bestimmt scheinen, den Vorstadttheatern überläßt — das dünkt uns der schwerste Vorwurf, der gegen die vielangegriffene Verwaltung desselben erhoben werden muß.

Das „Deutsche Museum" hat schon öfters das Wort genommen zu Gunsten der jetzt grassirenden Denkmalsucht; auch über die Motive, von denen es dabei geleitet wird, hat es sich ausgesprochen. Allein ein Denkmal in Schutz zu nehmen wie dasjenige, welches kürzlich zu Offenburg am Rhein für Franz Drake errichtet worden ist, den Ersten bekanntlich, der die Kartoffel nach Europa einführte, dazu können wir uns denn doch nicht entschließen, so sehr auch das Kunstwerk als solches gerühmt wird und so anerkennenswerth auch die Liberalität ist, mit welcher der Künstler, der bekannte Andreas Friedrich in Strasburg, dasselbe der offenburger Gemeinde zum Geschenk gemacht hat. Wer ein Denkmal setzen will, muß vor allem auch einen Helden haben, der des Denkmals würdig. Aber selbst zugegeben (was doch bekanntlich noch manchen Bedenken unterliegt), daß die Einführung der Kartoffel in Europa überhaupt als ein Segen zu betrachten — hat Franz Drake diese Einführung denn wirklich beabsichtigt? in dem Umfange beabsichtigt, welche der Kartoffelbau jetzt in den meisten Gegenden Europas gewonnen hat und durch den er allein von culturhistorischer Bedeutung geworden ist? Oder hat er den wunderbaren Knollen nicht vielmehr nach Europa mitgebracht als eine Curiosität wie hundert andere und ist die wirkliche Einführung der Kartoffel als Volksnahrungsmittel nicht erst viel später und durch ganz andere

Personen durchgesetzt worden? Für die Kinderfreunde und Volkskalender ist die Notiz, daß Franz Drake die erste Kartoffel nach Europa gebracht, ganz zweckmäßig, in Erz oder Stein aber sollte man dieselbe doch nicht verewigen. Eine weitere billige Foderung ist es auch, daß der Ort, wo ein Denkmal errichtet wird, mit dem Gegenstand des Denkmals wenigstens in einiger Verbindung stehe. Welche Verbindung aber ist zwischen Franz Drake und der guten Stadt Offenburg am Rhein? ja welche besondere und nicht anderwärts ebenso und sogar noch in viel höherm Grade existirende Verbindung ist nur zwischen Offenburg und der Kartoffel überhaupt? Ja wenn das Denkmal noch etwa auf den öden Küstenstrichen Pommerns errichtet wäre, wo die Kartoffel die einzige Frucht ist, welche gedeiht, oder inmitten der schlesischen Weber, für die sie nun schon seit Menschenaltern, Jahr aus Jahr ein, die einzige Nahrung bildet; da hätte das Denkmal doch wenigstens noch einen Sinn gehabt, wenn auch vielleicht nur einen ironischen....

In Franzensbad ist die Statue Kaiser Franz' I., dem der Ort bekanntlich seinen Namen wie seine gegenwärtige Blüte verdankt, feierlich enthüllt worden. Dieselbe ist ein Geschenk des Grafen Münch-Bellinghausen und das letzte Werk, welches der Meißel Ludwig Schwanthaler's geschaffen. Auch sollen die Spuren der tödtlichen Krankheit, welche Schwanthaler's Kräfte damals schon gebrochen hatte und gegen die er vergeblich mit der ganzen Energie seines Charakters ankämpfte, dem Werke in der That sehr deutlich und zum Leidwesen seiner Bewunderer aufgedrückt sein. — Bei dieser Gelegenheit mag auch erwähnt werden, was bis jetzt nur in engern Kreisen bekannt war, nämlich daß Schwanthaler sich auch als Dichter versucht hat und zwar mit recht glücklichem Erfolg; eine Reihe lyrischer Gedichte, welche sich in seinem Nachlaß vorgefunden, hofft das „Deutsche Museum" seinen Lesern demnächst mittheilen zu können.

Den Zeitungen zufolge geht Richard Wagner mit dem Plane um, sich an die Spitze einer Operngesellschaft zu stellen, mit welcher er theils die Schweiz, theils die angrenzenden Länder, soweit die politischen Verhältnisse es ihm verstatten werden, zu bereisen gedenkt, hauptsächlich um seinen eignen Opern auf diese Weise eine größere Verbreitung zu verschaffen. Daß ein Künstler von der Leidenschaftlichkeit und der Rastlosigkeit des Strebens, wie Wagner, die unglückliche Muße, zu der er sich verurtheilt sieht, auf die Dauer nicht zu ertragen vermag, begreifen wir vollkommen und ebenso auch daß er es müde ist, die Aufführung seiner Werke, über deren kunstgeschichtliche Bedeutung nachgerade wol Niemand mehr in Zweifel sein kann, von den kleinherzigen Rücksichten der Intendanten oder den noch kleinlichern Eifersüchteleien seiner Collegen abhängig zu machen. Ob aber bei alledem der Weg, den er jetzt einzuschlagen im Begriffe steht, der richtige, scheint uns denn doch fraglich. An der Spitze eines Theaters zu stehen, ist allemal ein sehr mühseliges und gefährliches Ding, auf das sich am wenigsten Künstler einlassen sollten, deren Productivität noch frisch und die daher der Kunst noch durch eigene Leistungen von Nutzen sein können. Und nun gar erst die Noth und Unruhe einer wandernden Truppe! In Novellen und Romanen nimmt sich solch „freies Künstlerleben" vortrefflich aus, desto

kläglicher aber pflegt die Wirklichkeit zu sein. Richard Wagner ist zu gut, den Thespiskarren zu ziehen; er sollte das untergeordneten Kräften überlassen und lieber in der Einsamkeit den Eingebungen seines Genius folgen; ist das „Kunstwerk der Zukunft" auch vielleicht nur eine schöne Illusion, so dürfen wir uns doch übrigens von einem so reichen und gebildeten Geiste noch viel herrliche Früchte versprechen und sollte sich derselbe daher vor jeder geflissentlichen Zersplitterung seiner Kräfte in Acht nehmen.

Dem Germanischen Museum in Nürnberg, über dessen neu gegründeten „Anzeiger" wir in der kritischen Abtheilung dieser Nummer berichten, soll außer der Veste zu Koburg auch noch die Wartburg bei Eisenach zur Aufstellung seiner Sammlungen angeboten worden sein. Gewiß hat der Gedanke, die Wartburg, dieses Ehrendenkmal des deutschen Geistes, an das sich nicht blos der Aufgang unsers modernen Lebens knüpft, sondern das auch von dem lieblichsten Zauber mittelalterlicher Herrlichkeit umflossen ist, zur Wohnstätte unseres künftigen Nationalmuseums zu machen, etwas höchst Verlockendes und auch das großherzige Anerbieten des regierenden Großherzogs von Weimar verdient die lebhafteste Anerkennung. Dennoch müssen wir bei unserer schon neulich geäußerten Ansicht stehen bleiben: wie das Germanische Museum in Nürnberg entstanden ist, so muß es auch in Nürnberg bleiben, keine andere Stadt bietet diesen historischen Hintergrund, in keiner andern ist das Mittelalter noch so lebendig, reden die Pergamente so laut, ragen die Zeugen der Vergangenheit so unmittelbar, so urkräftig in die Gegenwart hinein. Und wenn es denn doch durchaus eine Burg sein soll — hat nicht auch Nürnberg seine Burg? und welche edlere Art gäbe es, die verlassenen Räume derselben zu bevölkern und das Andenken der glorreichen Zeiten, welche dieselben einst gesehen, zu erneuern, als sie dem Germanischen Museum einzuräumen?

Nachdem der Ruhm der Napoleoniden neuerdings wieder so glänzend ans Licht gezogen ist, erscheint es nur als eine billige Ausgleichung, auch das tragische Ende des gewaltigen Corsen im Andenken der Mitlebenden wieder aufzufrischen. Auf eine ebenso interessante wie authentische Weise geschieht dies in der „Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Nach den Briefen und Tagebüchern des Generallieutenants Sir Hudson Lowe und bisher ungedruckten Urkunden von William Forsyth", von der soeben eine Uebertragung aus der gewandten Feder des als Uebersetzer vortheilhaft bekannten Julius Seybt (Leipzig, Amelang) angekündigt wird. Das Buch erscheint in Lieferungen und verdient als eine unter den jetzigen Zeitumständen doppelt anziehende Lecture empfohlen zu werden.

Die innere Wiederherstellung des Doms zu Speier, zu der namentlich auch die schon früher von uns besprochenen Schraudolph'schen Wandgemälde gehören, ist jetzt so weit vollendet, daß in wenigen Wochen die feierliche Wiedereinweihung des Gebäudes stattfinden wird. Dieselbe soll mit großem Pomp, in Anwesenheit König Ludwig's von Baiern sowie unter einem zahlreichen Zusammenfluß hoher kirchlicher Würdenträger begangen werden. Späterhin hofft man auch die Mittel zu gewinnen zum Ausbau der äußern

Kirche, zunächst der Thürme, die man ebenfalls nach dem ursprünglichen Plane zu vollenden gedenkt.

Von den „Gesammelten Schriften" des Hrn. von Radowitz ist der fünfte Band, der sich jedoch nur mit religiösen, literarischen und kunstgeschichtlichen Dingen beschäftigt, erschienen; ebenso der zweite Band von der neuen, völlig umgearbeiteten Auflage der Gervinus'schen Literaturgeschichte (Leipzig, Engelmann). Ebendaselbst wird auch eine Charakteristik von „Gervinus und seiner politischen Ueberzeugung" angekündigt: eine Neuigkeit, die eben jetzt auf ein bedeutendes Publicum rechnen darf. Auch von der vortrefflichen Sammlung plattdeutscher Gedichte, die unter dem Titel „Quickborn" vor einigen Monaten in Hamburg bei Perthes, Besser und Mauke erschien, wird soeben die zweite, ansehnlich vermehrte Auflage angekündigt; wir kommen auf das interessante Buch demnächst in einem größern Artikel über die neuesten Erscheinungen der deutschen Lyrik zurück.

Von der „Geschichte des deutschen Volks" von Jakob Venedey (Berlin, Franz Duncker), wurde kürzlich die fünfte Lieferung, bis auf Karl den Großen und seine Kämpfe mit den Sachsen reichend, versandt. Auch von Uechtritz' „Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit" (Berlin, A. Duncker) ist soeben der zweite Band der dritten Abtheilung erschienen und damit dieses ganze umfangreiche Werk endlich zum Abschluß gebracht.

In Nummer 26 dieser Blätter erwähnten wir einer angeblich heftweise erscheinenden neuen Ausgabe der Bettina'schen Schriften, mit dem Zusatze, daß dieselbe vermuthlich nur in einer neuen Titelausgabe bestehe. Wir haben uns dabei eines Irrthums schuldig gemacht, den wir zu berichtigen eilen. Die neue Ausgabe der Bettina'schen Schriften ist allerdings nur eine neue Titelausgabe, wird aber auch von der Verlagshandlung selbst (Expedition des von Arnim'schen Verlags in Berlin) mit anerkennenswerther Offenheit ausdrücklich nur als solche bezeichnet; die sämmtlichen elf Bände der Bettina'schen Schriften, deren Preis früher über zwanzig Thaler betrug, werden auf diese Weise für elf Thaler zu haben sein. Außerdem aber werden auch die Achim von Arnim'schen Werke neu erscheinen, in doppelter Ausgabe: nämlich erstlich in einer neuen Titelausgabe der bisher erschienenen neunzehn Bände und sodann in einem neuen Abdruck des Ganzen, der in vierzehntägigen Lieferungen ausgegeben wird. In beide Ausgaben werden auch die noch fehlenden vier Bände der Gesammtausgabe aufgenommen werden, die zum Theil höchst Bedeutendes enthalten werden: nämlich den seit bald dreißig Jahren vergeblich erwarteten zweiten Band der „Kronenwächter", einen vierten und letzten Band von „Des Knaben Wunderhorn" sowie den Briefwechsel, den Arnim und Clemens Brentano über diese Sammlung geführt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 34.** 18. August 1853.

Der kleine Rataplan von Halle.

Von
Robert Prutz.

... Du in der Haut des Löwen? Weg damit,
Und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!
König Johann, III, 1.

Hr. Heinrich Leo in Halle hat in dem daselbst erscheinenden „Volksblatt für Stadt und Land zur Belehrung und Unterhaltung" einen „Geschichtlichen Monatsbericht" über die Ereignisse der letzten Wochen abdrucken lassen; er kommt dabei unter anderm auch auf die gegenwärtige Verwickelung der orientalischen Angelegenheiten zu sprechen und äußert sich bei dieser Veranlassung wörtlich folgendermaßen:

„Ein Brausen durchzieht den ganzen Orient, als ob er neue Völker gebären wollte — ob es aber Geburtskrämpfe oder Todeskrämpfe im Angesicht der immer näher, auch von Amerika her näher dringenden Weißgesichter der kaukasischen Race sind, wer möchte das schon wissen. Ein Glück indessen ist es, daß diese Weißgesichter im Kampfe immer mehr werth sind als im Frieden — und daß sie dadurch allein schon den Beweis liefern, daß sie doch die eigentliche Krone und Blume des Gewächses

der Menschheit sind, — denn Streben, Kampf und Krieg ist vom Anfang an die wahre, natürliche Form des Lebens gewesen und Frieden immer nur die Maske, hinter welcher sich der weit giftigere Krieg der Verwesung verkrochen hat. Gott erlöse uns von der europäischen Völkerfäulniß und schenke uns einen frischen, fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung sichtet und das skrophulöse Gesindel zertritt, was jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können. Jetzt spielt noch die Canaille des materiellen Interesses die große Rolle von Aesops Fliege, die sich ans Wagenrad setzt und wenn dies im schnellen Laufe der Zeit herumwirbelt, schreit: Seht! was ein gewaltiger Kerl ich bin! Seht, welch einen Staub ich mache! — ein einziger, ordentlicher gottgesandter Kriegsregen würde die prahlerische Bestie mit wenig Tropfen schon zum Schweigen und Verkriechen gebracht haben."

Die Parteistellung des Hrn. Leo ist allbekannt; es wäre unnöthige Mühe, darüber erst noch ein Wort zu verlieren. Ebenso bekannt ist auch das Vorrecht, das Hr. Leo sich in dieser seiner Parteistellung erworben und um das, so selten es ist, doch nur ein Thor ihn beneiden könnte: das Vorrecht nämlich, Alles zu sagen und Alles auszusprechen, was ihm auf die Zunge kommt, ohne daß irgend Jemand sich darüber beleidigt oder auch nur verwundert fühlte. Es ist dies eine Folge jenes ehernen Muthes, mit dem Hr. Leo seine bekannten Principien jederzeit zur Schau getragen hat, ohne selbst vor den allerbedenklichsten Consequenzen derselben und den allerempfindlichsten Conflicten mit Vernunft und Recht und Wahrheit zurückzuscheuchen — ein Muth, der im gewöhnlichen Leben zwar noch mit einem andern und minder schmeichelhaften Namen bezeichnet zu werden pflegt, immerhin jedoch als psychologisches Phänomen etwas Bemerkenswerthes hat.

Wiewol er nicht ganz so selten ist, als man glaubt. Auch im geselligen Leben begegnen wir ja wol ab und zu einzelnen Personen, denen wie durch eine stillschweigende Uebereinkunft gewisse Uebertretungen der Sitte gestattet sind, selbst ohne daß, wie es doch bei Hrn. Leo der Fall ist, ein besonderes Talent oder irgend ein Uebergewicht geistiger Art dafür entschädigte. Anfangs die Parias der Gesellschaft, sind sie unvermerkt, ich will nicht sagen ihre Lieblinge, aber doch ihr bevorzugtes Spielwerk geworden; man übersieht bei ihnen oder findet wol gar spaßhaft, was jedem Andern sofort zu einem unfreiwilligen Rückzug verholfen hätte. Wie haben sie dieses Privilegium erlangt? Ganz einfach: als sie ihrer Brutalität zum ersten male freien Lauf ließen, zuckte die ganze Gesellschaft zusammen; es schien unmöglich, daß sich Jemand so gröblich vergessen könnte, die Gesellschaft glaubte sich selbst zu ehren, indem sie das Vorgefallene nicht zu bemerken schien. Aber die

Brutalität wiederholte sich, morgen, übermorgen, alle Tage; sie wiederholte sich mit unerschütterlicher Naivetät immer und immer wieder, vollkommen als ob es so sein müßte. Was dagegen anfangen? Man hat so lange geschwiegen, daß es thöricht wäre, jetzt noch mit Tadel und Zurechtweisung zu kommen. Auch zeigt sich deutlich, daß der Uebertreter selbst gar keinen Begriff hat von Dem, was er thut; die Gesellschaft hat sich für ihn geschämt, er selbst kennt keine Scham, er ist in seinen Gedanken der beste Mensch und begreift gar nicht, was man an ihm aussetzen könnte. Gut denn, so entschließt man sich endlich, das Ding von der humoristischen Seite zu betrachten; man ergötzt sich an dem Widerspruch zwischen dieser rohen Natürlichkeit und dem Gesetz der Sitte, man bewundert die starken Nerven, die von Rücksicht und Scham und Anstand und wie sie weiter heißen, die Fesseln, mit denen die Gesellschaft sich selbst im Zaum hält, so gar nichts empfinden; ja man ruft den Verstoß mit der Zeit absichtlich hervor, um seinen Spaß daran zu haben und ahmt ihn am Ende noch selber nach.

Eine ganz ähnliche Stellung nimmt auch Hr. Leo in der Wissenschaft ein. Auch Hr. Leo hat in seiner Polemik seit Jahren einen so unbezwingbaren Widerwillen gezeigt gegen Alles, was die Gesetze der Schönheit oder selbst auch nur, was der literarische Anstand vorschreibt, er hat gleich einem Pierrot in der Arena, der durch das Beifallsgeschrei des Publicums sich zu immer halsbrechendern Stellungen, immer tollkühnern Sprüngen angestachelt fühlt, sich an seinen eigenen Ausschweifungen von Jahr zu Jahr weiter gesteigert — oder auch, wie ein unerfahrener Trinker, hat er sich am eigenen Rausch immer tiefer in die Trunkenheit hinein geredet: sodaß er, wie gesagt, nun eines vollständigen Freibriefs genießt und aller der Rücksichten, durch die ein Schriftsteller sich sonst gebunden fühlt, der Rücksicht des Anstandes, der Sitte und der Wahrheit überhoben ist. Hr. Leo nenne Weiß Schwarz und Schwarz Weiß, er schleudere mit Worten um sich und wende gegen seine Gegner Ausdrücke an, die der gute Geschmack seit langem geächtet hat, er schwelge in den ekelhaftesten und schmuzigsten Gleichnissen und profanire den Namen Gottes, indem er ihn den kleinlichsten und nichtsnutzigsten Dingen beimischt — thut nichts, es ist ja eben Hr. Leo! Hr. Leo darf von sich rühmen, was Richard III. von sich selber sagt: „Ich bin ich selbst allein". Hr. Leo stellt die Wahrheit auf den Kopf — man lächelt; Hr. Leo verpflanzt den Jargon der Gassenbuben in die Sprache der Wissenschaft — man klatscht in die Hände; Hr. Leo leert die Kloaken und durchstöbert den Abfall der Krankenhäuser, um seiner Rede Schmuck und Nachdruck zu verleihen — man hält sich höchstens die Nase zu und lacht doch — warum? Weil es Hr. Leo ist.

Aber seine Grenzen muß dies Privilegium denn doch endlich auch haben und in dem vorliegenden Falle scheinen uns dieselben sehr stark überschritten. Mit seiner persönlichen Würde kann Hr. Leo natürlich anfangen, was ihm beliebt: allein er sollte bedenken, daß an seiner Person auch die Würde der Wissenschaft und die Würde seines Amtes haftet. Wir bescheiden uns, daß Hr. Leo, der seit bald dreißig Jahren Professor und in diesem Augenblick, wenn wir nicht irren, sogar Prorector der Universität Halle ist, wol eigentlich am besten wissen müßte, was einem akademischen Lehrer geziemt und was nicht. Es ist also nur eine ganz unvorgreifliche und ganz persönliche Ansicht, wenn wir glauben, daß eine derartige Verherrlichung des Blutvergießens, ein derartiges Lechzen nach Todtschlag und Verwüstung, endlich eine solche hohnlachende Geringschätzung einer ganzen achtbaren und thätigen Bevölkerung sich für Niemand weniger paßt und keinem Munde schlechter ansteht als dem Munde eines akademischen Lehrers — das heißt eines Mannes, dessen Beruf es im Gegentheil wäre, die Herzen der Jugend durch das Licht der Wissenschaft zu erwärmen und zu beleben, sie zu Menschlichkeit und edlerer Sitte vorzubereiten und besonnene, maßvolle Männer voll Einsicht und Gerechtigkeit gegen Jedermann aus ihnen zu erziehen. Hr. Leo ist ein Schriftsteller von seltener Gelehrsamkeit und unbestrittenem Scharfsinn; er ist ausgezeichnet durch Fülle der Phantasie und eine seltene Beweglichkeit des Geistes. Aber was nützt alle Gelehrsamkeit, wenn ihr die Fackel der Vernunft nicht zur Seite steht und statt reines Gold des Wissens nur widerwärtige Schlacke von ihr aufgewühlt wird? Was nützt der Scharfsinn, wenn er, Sklave des Fanatismus, zum Verräther wird an sich selbst und mit sophistischem Uebermuth nur Wahrheit zur Lüge, Lüge zur Wahrheit zu stempeln sucht? Was nützt eine Phantasie, die so krank ist wie diese und mit ekelhafter Gier stets nur nach den crassesten Bildern, den unflätigsten und widerlichsten Ausdrücken hascht? Was endlich diese Beweglichkeit des Geistes, welche, indem sie des Ebenmaßes und der Selbstbeherrschung entbehrt, vielmehr dem Zappeln eines Mannequin oder den krankhaften Zuckungen eines Galvanisirten gleicht?!

Man kann über politische Gegenstände sehr verschiedener Meinung und dabei doch noch immer nicht blos ein ehrlicher, sondern auch ein anständiger Mann sein. Nicht von weitem muthen wir Hrn. Leo zu, die Friedenscongresse zu bereisen und bei dem Gedanken an einen bevorstehenden Krieg in sentimentales Mitleid zu zerfließen. Aber es ist etwas Anderes, einen Krieg nothwendig, nützlich, sogar wünschenswerth finden oder ihn mit diesen Ausbrüchen wildester Blutgier heraufbeschwören und sich mit Wollust baden in den Bildern des Verderbens und der Verwüstung, die er mit sich führen soll, wie es von Hrn. Leo

in der oben angeführten Stelle geschieht. Statt eines Priesters der Bildung und der Menschlichkeit wird Hr. Leo auf diese Art zu einem Herold der Barbarei und des Kannibalenthums, die Sprache, die er führt, ist nicht mehr die Sprache eines Mannes, der sein Leben der Wissenschaft gewidmet und in ihrem Dienst die Schlacken der eigenen Persönlichkeit abgelegt hat, es ist die Sprache eines Wilden, der keine lieblichere Musik kennt als das Kriegsgeheul, und keine köstlichere Speise als den Leib des erschlagenen Feindes; Karl Heinzen und Heinrich Leo stehen genau auf derselben Stufe und haben dieselbe Logik — die Logik des Todtschlags, die bekanntlich gar keine ist.

Wir verschmähen es, aus Gründen, die der Leser zu würdigen weiß, auch ohne daß wir dieselben namhaft machen, von den Folgerungen zu sprechen, welche ein derartiges journalistisches Auftreten des Hrn. Leo für das Ansehn seiner amtlichen Stellung, sowie namentlich für die Disciplin der ihm anvertrauten Studentenschaft ganz unvermeidlich haben muß. Nur eine Thatsache wollen wir hier beiläufig noch erwähnen, hauptsächlich um den Entstellungen vorzubeugen, die unsere Gegner damit treiben könnten. Es ist nämlich richtig, daß die politische Lyrik zu Anfang der Vierziger Jahre ebenfalls, wenn auch in anständigerer Form, um ein Kriegsgewitter flehte, die schwüle Stimmung zu reinigen. Aber damals waren es Poeten, heißblütige Jünglinge waren es, die diesen Ruf ertönen ließen. Und dennoch, wie wurden sie von der Partei des Hrn. Leo damals verketzert! welche Motive wurden ihnen untergeschoben! welche Denunciationen gegen sie angebracht! Und nun wird Dasselbe wiederholt, in nackter Prosa, von einem Manne, dessen Haar sich zu färben beginnt und der weder den Ungestüm noch die Unerfahrenheit der Jugend zu seiner Entschuldigung anführen kann?!

Und neben der Roheit welche Unkenntniß! Weiß Hr. Leo, der so viel Bücher geschrieben und die Geschichte der Welt von vorn bis hinten so gründlich durchforscht hat — weiß er denn wirklich nicht, daß Kriege noch niemals die Bevölkerung auf die Dauer vermindert haben und daß die „Canaille des materiellen Interesses" ihre Pfeifen niemals besser schneidet als gerade in Kriegszeiten, bei jenen Verpflegungs- und Lieferungsgeschäften, jenen Eroberungen und Theilungen, die im Gefolge des Krieges aufzutreten pflegen? Wann und wie sind denn jene großen Vermögen entstanden, welche jetzt nicht blos die Börse, sondern auch die Politik beherrschen? Wann und wo ist jene Geldmacht gegründet, von der Hr. Leo mit so brünstigem Abscheu spricht? Hr. Leo ist Historiker; er mag sich die Frage selbst beantworten. — Daß die kaukasische Race, oder wie Hr. Leo in der Sprache der Wilden zu sagen vorzieht, die „Weißgesichter" die „eigentliche Krone und Blume am

Gewächs der Menschheit" bilden, kann man sich gefallen lassen und ist auch schon von Andern behauptet worden; neu dagegen ist der Grund, weshalb Hr. Leo den „Weißgesichtern" diesen Vorzug zugesteht. Man meinte bisher, die kaukasische Race sei deshalb die vorzüglichste und eigentlich weltgeschichtliche, weil sie die geistvollste, bildsamste, thätigste, weil Wissenschaft und Kunst, Industrie und Handel bei ihr am höchsten stehen, weil sie überhaupt die mildesten Sitten hat und den Begriff des Menschen am reinsten und edelsten darstellt. Aber nein, Hr. Leo weiß die Sache besser: die kaukasische Race ist darum die beste, weil sie die besten Soldaten liefert. Wir wollen die Richtigkeit dieser Behauptung nicht weiter prüfen; wir wollen namentlich nicht untersuchen, woher dies kriegerische Uebergewicht der kaukasischen Race stammt, ob z. B. der Europäer wirklich so viel stärker, tapfrer, todesmuthiger als der Indianer, oder ob sie ihren Grund nicht vielmehr in jenen technischen Erfindungen und Vortheilen hat, durch welche die kaukasische Race sich von jeher ausgezeichnet und die ihren Ursprung bekanntlich sämmtlich wieder der „Bestie des materiellen Interesses" verdanken. Aber unsere Verwunderung darüber können wir nicht unterdrücken, daß solche Ansichten aus dem Munde eines Professors der Geschichte verlauten; bei der bekannten und von ihm selbst freudig zugestandenen Verehrung, die Hr. Leo dem Kriegsheer zollt, wird er es ja hoffentlich als keine Zurücksetzung empfinden, wenn wir bekennen, daß wir dieselben eher aus dem Munde eines Corporals erwartet hätten als eines Professors.

Aber Hr. Leo lechzt auch nur deshalb nach einem Kriege, weil derselbe „die Bevölkerung sichten" und „das skrophulöse Gesindel zertreten" wird, „das jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können." Ganz gut, im Kriege werden Menschen todtgeschossen, und möglicherweise viele Menschen, das ist richtig: — aber welcher Prophet ist denn Hrn. Leo erschienen und hat ihm zum voraus anvertraut, wer todtgeschossen werden wird und wer leben bleiben? Welche Garantie hat er, daß nur das „skrophulöse Gesindel" zu Grunde gehen wird und die „ordentlichen Menschen" nicht? Ist vielleicht todtgeschossen werden überhaupt das Kennzeichen eines skrophulösen Menschen, und sind nur das „ordentliche Menschen", die sich zu salviren wissen und leben bleiben? Auch hierin hatte man sonst ungefähr die entgegengesetzte Meinung, man hielt gerade Diejenigen, die vom Krieg dahingerissen wurden, für die vorzugsweise Mannhaften und Tapfern; Hr. Leo scheint das Verhältniß umkehren zu wollen, er hält es mit der Philosophie des Falstaff, nach der weglaufen und leben bleiben besser ist als kämpfen und fallen. Das ist denn freilich Geschmackssache und müssen wir Hrn. Leo seinem Geschmack überlassen. — Auch wußten wir bisher wohl, daß Skropheln ein körperliches Uebel, vornehmlich durch

Armuth und ungesunde Nahrung veranlaßt; daß es aber auch ein moralisches Uebel ist skrophulös zu sein, und zwar ein solches, das nur durch Todtschlagen curirt werden kann, das ist uns neu. Ueberhaupt scheint diese ganze Todtschlagtheorie zu moralischen und nationalökonomischen Zwecken uns denn doch wiederum mehr für einen Hufschmied als für einen Professor zu passen.

Es ist noch ein dritter Punkt, der in Betracht kommt: das ist die Ehre und Würde der Partei, welcher Hr. Leo selbst angehört. Diese zu vertheidigen, ist natürlich nicht unsere Sache; auch hat schon die Redaction des „Volksblattes“ selbst für gut befunden, durch eine bescheidentliche Note Verwahrung gegen den Berserkergrimm ihres berühmten Mitarbeiters einzulegen. Aber wie die Grundsätze einer Partei, die sich selbst mit so viel Vorliebe als die christliche, die eigentlichste und unentbehrlichste Stütze der Ordnung und der öffentlichen Wohlfahrt rühmt, in Uebereinstimmung gebracht werden sollen mit Aeußerungen wie die obige des Hrn. Leo, das ist allerdings eine Sache, die auch von uns in Ueberlegung gezogen zu werden verdient. Wie doch? Diese Menschen prunken mit ihrer Frömmigkeit und träumen doch von nichts als Mord und Blutvergießen? Den Staat wollen sie „christlich“ machen und setzen im Namen dieses „christlichen Staates“ ab und denunciren und verfolgen — und ihr eigenes Staatsideal, was ist es?! Das Ideal einer Rothhaut, die nicht weiter denkt, als ihr Tomahawk reicht! Gott, den Gott der Liebe, den sie so fleißig im Munde führen, rufen sie an — und um was? Daß er die Hälfte des Menschengeschlechts vernichte, damit sie selbst desto behaglicher leben können?! Nun wahrhaftig, wenn Das Christenthum ist, so hat Daumer Recht und auch das Christenthum ist nur ein versteckter Molochdienst. — Auch sollte Hr. Leo, wenn er bei Abfassung jenes Artikels auch leider seine Geschichtskenntniß vergessen hatte, sich doch wenigstens daran erinnert haben, daß gerade unsere Frommen jetzt sehr lebhaft in „materiellem Interesse“ machen und daß z. B. die ganze vielgepriesene „Innere Mission“ nichts Anderes ist als ein Versuch, das „materielle Interesse“ der „skrophulösen Bestie“ zu Gunsten des Pietismus auszubeuten. Auch diesen Widerspruch müssen wir Hrn. Leo auszugleichen überlassen, notiren uns denselben jedoch als einen neuen Beitrag zur Charakteristik der „werkthätigen Frömmigkeit“ seiner Partei- und Glaubensgenossen.

Aber noch viel mehr: als das Ungewitter von 1848 hereingebrochen war, wer ging damals von Haus zu Haus, bei Bürger und Kaufmann, und drückte die Hand und flüsterte ins Ohr und klagte über die schlechten Zeiten und diese vermaledeiten Demokraten, die Handel und Gewerbe ins Stocken brächten und den Wohlstand des fleißigen Bürgers ruinirten? Wer schmeichelte damals der „Canaille des ma-

teriellen Interesses", wer fütterte die „prahlerische Bestie" und zog sie groß mit wohltönenden Redensarten, bis sie Freiheit und Vaterland im Stiche ließ, zufrieden, wenn sie nur ihren Kloß im Topf gerettet? Als zu Ende des Jahres Funfzig das beleidigte Nationalgefühl des preußischen Volks einen Krieg mit Oestreich verlangte, wer schrie und warnte da, man möchte doch den kaum wieder hergestellten Wohlstand des Bürgers nicht aufs Neue untergraben, man möchte doch an das Elend denken, das der Krieg im Gefolge habe und möchte vorsichtiger umgehen mit dem Schweiß und Blut unserer Bürger? War es nicht ganz dieselbe Partei, in deren Namen Hr. Leo jetzt den Heinrich Percy spielt, den „Heißsporn des Nordens, der euch sechs bis sieben Dutzend Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt: «Pfui, über das stille Leben! Ich muß zu thun haben!» — «O mein Herzens-Heinrich», sagt sie, «wie Viele hast du heute umgebracht?» — «Gebt meinem Schecken zu saufen», sagt er, und eine Stunde darauf antwortet er: «Ein Stücker vierzehn; Bagatell! Bagatell!»" — Woher denn diese Umwandlung? und was kann man von der Consequenz und Wahrhaftigkeit, der Frömmigkeit und Lauterkeit einer Partei denken, die solche Wünsche nährt und deren Wortführer die Losung so rasch und so jählings ändern können?

Aber freilich, wir selbst haben die Antwort darauf schon zu Anfang unseres Aufsatzes gegeben: „er ist er selbst allein." Auch zu seinen eigenen Genossen steht Hr. Leo nur in jenem abnormen und ausnahmsweisen Verhältniß, das wir oben geschildert haben: er ist nur der Schamane seiner eigenen Partei, sie verehrt ihn als Heiligen, sie horcht seinen Entzückungen, aber sie weiß auch selbst sehr wohl, wo es ihm fehlt und daß jenes Gleichmaß der geistigen Kräfte und jene normale Stimmung, die sonst den gesunden Menschen charakterisirt, mens sana in corpore sano, bei ihm schon längst nicht mehr zu finden ist.

Und so können denn auch wir einstweilen wol noch ruhig schlafen und brauchen uns nicht zu ängstigen, daß Hr. Leo eines guten Morgens die Fahne des Propheten aufstecken und seine Mannen entbieten wird gegen die „Skrophulösen und Bestien." Nein, nein, wir wissen es und haben es erfahren: Hr. Leo ist ein friedliebender Mann. Er sieht zwar zuweilen Blut wie der Schurimann, aber er hat noch Keinen erschlagen; er stolzirt zwar einher wie Goliath und versucht Gott mit großen Worten, aber im Grunde des Herzens ist er selbst doch nur ein frommer Knabe David, der lieber den Zipfel vom Rock, als den Kopf vom Rumpfe schneidet. Auch dieser Blutdurst, den er so behaglich vor sich her trägt, ist nur eine jener schlechten Manieren, jener geselligen Unflätereien und Plumpheiten, an welche Hr. Leo sich

leider so lange gewöhnt hat, bis sie ihm endlich zur andern Natur geworden sind. Es ist das burschikose Element, das in ihm steckt und das sich denn zuweilen in so ungeschickten Explosionen entladet. Ein Fuchs, so lang er grün ist, renommirt gern von Nasen, die er abschlagen, von Lippen, die er zerfetzen will. So redet auch Hr. Leo von „Kriegsregen" und „Völkerfäulniß"; in der That aber meinen sie es alle Beide nicht so schlimm, es ist nur ein Luxus der Zunge, ein Gefecht mit Redensarten, weiter nichts. Mit einem Worte, Hr. Leo, der uns gern einbilden möchte, er wäre der leibhaftige Holofernes, ist doch nur der Rataplan seiner Partei; wer ihn von weitem hört, denkt mindestens, die Batterien werden schon gelöst, nahebei aber ist es nur ein übermüthiger Kalbfellraßler, der sich eine vergnügte Stunde macht. „Streben, Kampf, Krieg" — tam, tam; „Völkerfäulniß und frischer Krieg" — Rataplan; „Stickluft und skrophulöses Gesindel" — tam, tam; „Kriegsregen und prahlerische Bestie" — Rataplan! Es marschirt sich nach dem einen so gut wie nach dem andern; die neue Lärmpauke des Hrn. Leo aber hat sogar noch den Vorzug, daß die Querpfeifen von selbst dazu einfallen.

Die Gegensätze in der Geschichte des deutschen Volks.

Von

B. Denhard.

II.

Mit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts beginnt in Europa an der Stelle der Anarchie des mittelalterlichen Lehns- und Ständewesens die Idee des Staats Wurzel zu fassen und die ersten Keime zu treiben. Da aber der Begriff des Volks fast gänzlich verloren gegangen war, so konnte sie nur in Dem zum Vorschein kommen, der an seiner Statt in den Besitz der höchsten Macht gelangt war, in dem Fürsten, welcher die lose und locker aneinander hangenden Theile zusammenhielt und als der Repräsentant des Ganzen erschien. Und gerade diese eben zu Tage tretende Idee war vorzugsweise geeignet, die Fürstenmacht zu steigern und zur Unumschränktheit zu erheben. So hatte denn auch Ludwig XIV. dem zersetzenden und selbstsüchtigen Ständeunwesen gegenüber allerdings von einer Seite her die Berechtigung zu sagen: „l'état c'est moi." Die Verkörperung der Idee des Staats in der Person des Fürsten war aber, wie das Beispiel eben

dieses Königs zeigt, ohne jede sittliche Grundlage, wenn sie als in dem subjectiven Gelüste des jeweiligen Machthabers beruhend angesehen wurde. Sie war jedoch auch einer höhern und wahrhaft sittlichen Ausprägung fähig, wenn die Verwirklichung des Staatszwecks als die Pflicht Dessen anerkannt wurde, in dessen Person sie in die Erscheinung trat. Und gerade diese Auffassung war wieder ein Erzeugniß des deutschen Geistes, der sich nie und nimmer mit dem bloßen Dasein einer Gewalt befreunden kann, wenn es ihm nicht gelingt, einen sittlichen Grund für sie aufzufinden, oder mit andern Worten, der stets danach trachtet, einen Rechtsboden zu gewinnen, wie dies die neueste Zeit genannt hat. Zwei deutsche Fürsten waren es, die zuerst den Regentenberuf in diesem Geiste auffaßten, die, sich selbst für die ersten Diener des Staats erklärend, die Verwirklichung des Staatszwecks als die Aufgabe des unumschränkten Fürstenthums begriffen und derselben ihre ganze Kraft zuwendeten: Friedrich II. von Preußen und Kaiser Joseph II.

Beide erachteten zwar ihre Machtvollkommenheit für unbedingt und unbeschränkt, sich selbst für deren Ausübung nur Gott und der Geschichte verantwortlich; dem Volke räumten sie keine Mitwirkung bei der Gestaltung seines Schicksals ein, wofür es auch damals keine Befähigung an den Tag legte. Aber sie erkannten Beide nicht als Zweck des Staats das Wohlbefinden des Fürsten oder die vortheilhafte Lage bevorzugter Classen der Gesellschaft, sondern das Glück und Wohlergehen aller Bürger desselben. Joseph II. sagt in der Einleitung zu seiner neuen Steuergesetzgebung: „Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, ehe noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die Letztern abgetreten haben? Mußten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete? Ebenso absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm, und nicht er dem Lande zu, Millionen Menschen seien für ihn, und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen.“ Und in seinem berühmten Handbillet von 1783 erklärt er: „Jeder wahre Diener des Staats muß bei allen Vorschlägen, welche offenbar für das Allgemeine nutzbarer, einfacher oder ordentlicher ausfallen können, nie auf sich zurücksehen, sondern sich stets nach dem großen Grundsatze benehmen, daß er nur ein einziges Individuum sei, und daß das Beste des größten Haufens dasjenige eines Particuliers und des Landesfürsten selbst, als einzelner Mann betrachtet, weit übertreffe.“ Friedrich II. schreibt bald nach seiner Thronbesteigung an Voltaire:

„Von nun an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein.“

Diesen Zweck des Staats entrissen beide Fürsten der Vergessenheit, in die er gerathen war, und Alles, was im Staate bestand und geschah, wollten sie nur nach ihm gemessen und gewürdigt wissen. Viele Einrichtungen und Verhältnisse, die sich im Laufe der Zeiten und unter der Einwirkung des Feudalwesens gebildet hatten, entsprachen aber demselben keineswegs, ja liefen ihm schnurstracks zuwider; denn einerseits setzten sie an die Stelle des Allgemeinwohls die Sonderinteressen, andererseits hemmten und lähmten sie die auf die Verwirklichung des Staatszwecks gerichteten Bestrebungen. Die Beseitigung solcher Verhältnisse und die Herstellung neuer, ihre großartigen Plane fördernder Einrichtungen war die erste und angelegentlichste Sorge beider Regenten. Vor allem erfuhr die Rechtspflege eine zeitgemäße Umgestaltung, welche die Unparteilichkeit und Schnelligkeit in ihrer Verwaltung zum Zwecke hatte. Die Einführung der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze und die Abschaffung barbarischer Strafarten kennzeichneten den Regierungsantritt beider Fürsten. Eine gleiche Sorgfalt widmeten auch Beide der Förderung des öffentlichen und Privatwohlstandes durch Hebung des Ackerbaus, des Handels und der Gewerbe, und wenn sie sich auch hierbei nicht frei von den Ansichten ihrer Zeit hielten und durch Vielregiererei oft mehr schadeten als nützten, so verdienen doch ihre Absichten und ihr Eifer volle Anerkennung. Vor allem aber bewiesen sich Beide gleich groß in dem Streben, den Geist ihrer Völker von den Banden des Aberglaubens und der Unwissenheit zu befreien, in der Sorge für die Aufklärung ihrer Unterthanen. Denn Beide dachten zu hochsinnig und waren sich der Reinheit ihrer Absichten viel zu sehr bewußt, als daß sie vor der Aufklärung ihrer Völker hätten erzittern sollen; sie erblickten im Gegentheil in ihr das trefflichste Förderungsmittel für ihre Herrscherzwecke. „Ich möchte über freie Männer gebieten," spricht Joseph II., der in dieser Hinsicht mehr positiv schaffend wirkte als Friedrich II., welcher sich begnügte, die Hemmnisse zu entfernen, die der freien Geistesentwickelung seiner Unterthanen im Wege standen. „In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden", lautete sein bekannter Wahlspruch. Endlich ging beider Fürsten Streben dahin, für ihre Staaten im Innern eine feste und dauerhafte Grundlage, nach außen Stärke und Macht zu gewinnen. Beide Regenten thaten daher Alles, was die Verwirklichung der Idee des Staats erheischt, und hierin gingen ihre Bestrebungen von gleichen Gedanken aus und verfolgten gleiche Zwecke.

Und doch finden wir alsbald wieder eine große Verschiedenheit in ihrer Richtung sowol als in ihrer Lebensstellung, und hierdurch wird auch zwischen ihnen ein feindseliges Entgegenwirken hervorgerufen, an welchem die deutschen Plane des Einen scheitern, und welches eine

noch größere Zerrissenheit und Herabwürdigung des Vaterlandes herbeiführt und verschuldet.

Friedrich's II. Bi dung war mehr eine allgemein menschliche, vermittelt durch die französische Literatur; Joseph's II. Entwickelung nahm einen mehr deutschvolksthümlichen Gang. Friedrich II. kannte und schätzte das deutsche Schriftenthum nicht; denn in seiner Jugendzeit lagerte noch Roheit und Geschmacklosigkeit auf der deutschen Sprache und den in ihr verfaßten Werken. Joseph's II. Jünglingszeit dagegen fiel in den Frühling der deutschen Literatur. Friedrich II. war Regent eines Staats, der sich zwar aus rein deutschen Grundstoffen, aber im Gegensatz zu dem Deutschen Reiche entwickelt und zu einem Königreiche erhoben hatte, der mit einem Fuße im Deutschen Reich, mit dem andern im europäischen Staatensystem stand. Er selbst sollte als Kurfürst von Brandenburg dem Reiche ein dienendes Glied sein, und als König von Preußen hatte er sich einen Rang unter den Großmächten Europas erkämpft. Joseph's II. Reich bestand zwar der Zahl der Quadratmeilen nach mehr aus außerdeutschen als aus deutschen Ländern, er regierte über Belgier, Italiener, Ungarn und Polen; aber er war zugleich deutscher Kaiser und fühlte sich vor allem als solcher. So ging denn auch sein Streben vorzugsweise dahin, allen diesen verschiedenen Völkern ein deutsches Gepräge aufzudrücken und in diesem Geiste ein Reich, das nach einerlei Grundsätzen regiert werde, aus den widerstrebenden und entgegengesetzten Grundstoffen zu bilden. Gerade an der Verkennung der Macht und Stärke der Volksthümlichkeit, deren Berechtigung der sonst so große Mann mit seiner ganzen Zeit nicht einzusehen und zu würdigen vermochte, scheiterten seine großartigen Entwürfe in dieser Beziehung. — Doch können wir in diesen Gegenstand nicht genauer eingehen, da wir hier nur von seinen die Verhältnisse des Deutschen Reichs betreffenden Planen zu reden haben.

Joseph II. hieß zwar deutscher Kaiser, aber konnte als solcher auch nicht das Mindeste für Deutschlands Wohl und Glück wirken. Dies lehrten ihn schon die ersten Versuche, die er alsbald nach seinem Regierungsantritte zur Verbesserung der Rechtsgangs bei dem Reichskammergerichte machte, und die an lauter Förmlichkeiten und Eifersüchteleien scheiterten. Ein bloßer Name konnte aber einem Manne, wie Joseph II., nicht genügen, ihm galt es um die Macht, weil er sich bewußt war, daß er sie nur zum Besten des Ganzen verwenden würde. Macht in Deutschland konnte er aber nur durch Vergrößerung seiner deutschen Länder erlangen, und darauf ging denn auch sein Streben. Man hat oft die Mittel getadelt, die er zur Verwirklichung desselben anwandte; versetzt man sich jedoch auf Joseph's II. Standpunkt und in

seine Anschauungsweise, so wird man sicher eine andere Ansicht gewinnen.

Die Besitzverhältnisse der damaligen europäischen Staaten waren in vielfacher Beziehung nur das Ergebniß glücklich angewandter Gewalt oder geschickt und klug benutzter Zeitumstände, und gewöhnlich waren das Deutsche Reich und das Haus Oestreich bis jetzt der leidende Theil gewesen. Gewaltsamem Raube verdankte Frankreich den Besitz von Strasburg, und noch jüngst hatte sich Friedrich II. Schlesiens bemächtigt, worauf er seine Ansprüche besser durch das Schwert als durch das Recht zu begründen vermochte. Sollte daher Joseph II. unterlassen, was die übrigen Mächte schon so oft zum Schaden seines Reichs und seines Hauses geübt hatten? Allein er erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Nur durch Gewalt und die Hülfe des Auslandes hatten die deutschen Fürsten sich von Reichsbeamten zu fast unabhängigen Territorialherren erhoben und den Kaiser zu solcher Ohnmacht herabgedrückt, daß er nichts Heilsames mehr zum Wohle des Reichs, zum Nutzen und Frommen des deutschen Volks vollbringen konnte. Joseph II. besaß den Willen hierzu, und dies gab ihm seiner Ansicht nach auch das Recht. Er wollte die kaiserliche Macht wieder herstellen, dies verlangte seine Lebensstellung, und zwar durch dieselben Mittel, wodurch sie geschwächt worden war. Er stellte das natürliche Recht hoch über das historische, und er kannte die Geschichte zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, wie eben dieses historische Recht entstanden ist. Gerade vom Standpunkte des historischen Rechts läßt sich daher am wenigsten Etwas gegen seine Handlungsweise einwenden; denn die Mittel, die er zur Wiederherstellung des natürlichen Rechts anwandte, sind ja dieselben, welchen das historische Recht seine Entstehung verdankt.

Den ersten Anfang zur Ausdehnung der östreichischen Grenzen in Deutschland sollte die Erwerbung Baierns machen, und wäre diese gelungen, so würden ihr wol noch mehre nachgefolgt sein. Denn es liegt nahe anzunehmen, daß Joseph II. die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands auf demselben Wege zu erwirken beabsichtigte, den die Könige von Frankreich mit so vielem Glück gegangen waren, indem sie nach und nach die Länder der mächtigsten Vasallen mit dem Krongute zu vereinigen verstanden. Wenigstens klagt ihn Friedrich II. eines solchen Planes an. Eben dieser Friedrich II., der zwar, wie wir gesehen, fast auf gleiche Weise, wie Joseph II., die Verwirklichung der Idee des Staats anstrebte, war jedoch in Allem, was dieser als Kaiser für Deutschland thun wollte, sein rastloser Gegner und mußte es leider sein nach seiner Stellung. Denn für das Bestehen des Königreichs Preußen, das durch Friedrich II. erst seine rechte Bedeutung erlangt

hatte, war unter den damaligen Verhältnissen die Ohnmacht des Kaisers und somit die Schwäche und Zerrissenheit des Deutschen Reichs eine unumgängliche Bedingung. Daher trachtete er mit allen Mitteln danach, Joseph's II. Pläne auf Baiern zu durchkreuzen. Als diese zum ersten male auftauchten, verschmähte er es sogar nicht, die Dazwischenkunft der russischen Selbstherrscherin in Anspruch zu nehmen und somit Rußland zum Schiedsrichter in rein deutschen Angelegenheiten zu machen. Und da nun Joseph II. auch seinerseits danach trachtete, seinen Gegner aus der Gunst der mächtigen Kaiserin zu verdrängen und diese für sich zu gewinnen, so mußte Deutschland das traurige Schauspiel erleben, daß seine beiden mächtigsten Fürsten sich gegenseitig in St.-Petersburg anklagten und von da ihr Urtheil holten.

Und als Joseph II. in späterer Zeit seinen Plan auf Baiern in anderer Weise zu verwirklichen gedachte, indem er Baiern gegen die östreichischen Niederlande einzutauschen versuchte, da stiftete Friedrich II. zum Schutze der von ihm so oft verspotteten Reichsverfassung und des Besitzstandes der fürstlichen Häuser den Fürstenbund, wodurch das Ansehen und die letzten Trümmer der kaiserlichen Macht vollends vernichtet wurden.

Joseph's II. Bestrebungen scheiterten gänzlich. Seit dieser Zeit ging das Deutsche Reich mit immer größerer Schnelle seinem Untergange entgegen; Rußland aber vergrößerte immer mehr seinen Einfluß, den es erst jetzt auf Deutschlands Geschick gewonnen hatte. Alles Dies aber ist nur die Folge der Gegensätze zwischen den beiden größten und mächtigsten Fürsten Deutschlands.

In eine fast gleiche Lage hat in unsern Tagen der Kampf der constitutionellen und der demokratischen Partei das Vaterland gebracht. Die Herstellung des einen und mächtigen Deutschlands und die Sicherung der staatsbürgerlichen Rechte des Einzelnen waren die Losung der Erhebung von 1848. Beide Parteien stimmten im Anfange hierin überein; waren es doch nur die Wörter „bevor" und „indem", worin zuerst ihre Meinungsverschiedenheit über die Mittel, die man ergreifen müsse, um zu den gesteckten Zielen zu gelangen, als Streitgegenstand in die Erscheinung trat. Alsbald aber gruppirten sich beide Parteien um zwei allgemein bekannte und volksthümliche Persönlichkeiten: die Namen Gagern und Hecker wurden die Parteizeichen und rasch verfeindeten sich die Gemüther. Man war von beiden Seiten recht absichtlich darauf bedacht, die sich aufthuende Kluft immer mehr zu erweitern; Verdächtigung folgte auf Verdächtigung; es war genug, daß Einer zu einer Partei gehörte, um von der andern blindlings gerichtet und verdammt zu werden. Die Gegensätze wurden immer schroffer ausgebildet, die Feindseligkeit wuchs mit jedem Tage. Ueber den

neuen Haß gegen frühere Freunde und Genossen vergaß man die alte Feindschaft gegen langjährige und grundsätzliche Gegner. Beide Parteien gingen über die Grenzen, die sie sich gesteckt, und so wurden die Ziele der Bewegung erst verrückt, dann gänzlich vereitelt, und auf die stolzeste Erhebung folgte der traurigste Fall.

Noch aber ist es nicht an der Zeit, in die Schilderung der Einzelheiten dieses Kampfes einzugehen. —

Wenn es nun dem deutschen Volke nicht gelungen ist, auf dem Gebiete der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse über die Gegensätze hinauszukommen, so ist doch auf einem andern Felde ihm die Aussöhnung derselben geglückt: auf dem der Literatur, auf welchem sie ebenfalls auftauchten. Eine Betrachtung der hier obwaltenden Verhältnisse läßt uns vielleicht auch einen Einblick in die Wesenheit dieser Gegensätze thun und lehrt uns auch wol den Grund, woraus sie hervorgehen, genauer kennen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts regte sich von neuem die Macht des deutschen Geistes, welchen die Ueberwucht mislicher und unheilvoller Verhältnisse lange Zeit hindurch niedergebeugt und unterdrückt gehalten hatte. Eine Anzahl geistig begabter Männer erstand in rascher Aufeinanderfolge, gleich befähigt als gewillt, ihre Kräfte zum Wohl und Ruhm ihres Volks zu verwenden. Allein weder der Staat noch die Kirche boten ein Feld für eine freie und selbständige geistige Wirksamkeit; nur Ein Gebiet gab es damals, auf welchem es vergönnt war, die geistigen Schwingen zu entfalten, auf welchem es lohnte, um den Siegeskranz zu ringen. Nur in der Literatur war eine freie Bewegung möglich; in ihr hatte das deutsche Volk sein letztes gemeinsames Eigenthum, das einzige Erkennungszeichen seiner Zusammengehörigkeit. Und auch dieses letzte Ueberbleibsel des frühern reichen Besitzes war in arger Weise bedroht; das deutsche Volk lief Gefahr, selbst seine Sprache zu verlieren. Die Gelehrten schrieben Lateinisch, die Vornehmen plapperten Französisch, und wer Deutsch sprach oder schrieb, verunstaltete unsere herrliche Sprache durch die Einmischung ausländischer Worte und Redensarten, durch den Gebrauch geschmackloser Wendungen. Wer je ein Buch aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelesen hat, wird darin mit uns übereinstimmen, daß kaum die politische Erniedrigung des deutschen Volks zu jener Zeit ärger war als der Verfall seiner Sprache. Hier that es also vor allem noth; es galt, das deutsche Schriftenthum wieder herzustellen, einen Boden zu gewinnen für die Entwickelung und Bildung des Volks. Und Großes geschah hier in kurzer Zeit; wir nennen nur die Namen Lessing und Winckelmann, Klopstock und Herder, um anzudeuten, was geleistet und errungen wurde. Aber keinem von diesen mächtigen Gei-

stern war es bei der einseitigen Richtung, die sie mehr oder minder einschlugen, gelungen, die Schönheit in der höchsten Uebereinstimmung der Idee und der Form darzustellen und somit das Ideal der Kunst zu verwirklichen, während dies doch als die Aufgabe der Zeit erschien, deren Lösung von den mehr oder minder begabten Geistern auf den verschiedensten Wegen erstrebt wurde. Jetzt aber traten wieder bald nacheinander zwei Geister auf, die schon in ihren Anfängen zu den höchsten Erwartungen auffoderten. Beider Leistungen zeichneten sich durch die geistige Kraft, die in ihnen waltete, vor Allem, was in der Literatur da war, scharf und bestimmt aus; Beide kündeten sich gleich Anfangs als Bewerber um den Siegeskranz an. Beide gewannen alsbald den mächtigsten Einfluß auf die Zeitgenossen; denn die Richtung, die sie nahmen, ging aus dem Geiste der Zeit hervor und wirkte, seine Strömung bestimmend, wieder auf ihn bedingend zurück. Aber wie verschieden war auch jetzt wieder der Bildungsgang, den beide große Männer genommen, wie abweichend und entgegengesetzt die Anfänge, von denen sie ausgingen, die Bahnen, die sie einschlugen, um dasselbe Ziel zu erreichen!

In den behäbigsten und wohlthuendsten Verhältnissen wurde Goethe geboren; seine Jugend verfloß unter anregenden und die Bildung naturgemäß entwickelnden Begebenheiten. Nicht die Sorge um die äußere Existenz, nicht Zwang von außen verkümmerte die Entwickelung des gesunden und kräftigen Knaben und Jünglings. Er konnte sich nur gehen lassen, ruhig und sinnig die Eindrücke aufnehmen und walten lassen, die sich seinem strebsamen, überall hin die Fühlhörner ausstreckenden Geiste darboten. Kein Gegensatz stellte sich ihm entgegen, kein äußerer Kampf. Den Kampf lernte er nur kennen in seinem Innern, in dem Streit seiner Gefühle, besonders in seinen Verhältnissen zu dem weiblichen Geschlechte, mit dessen Art sein eigenes Wesen eine überraschende Aehnlichkeit hatte, und von dem er selbst sagt:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan!

Mit den Frauen hat Goethe es gemein, daß, wiewol er die lebenvollste Schilderung einer Zeit in den einzelnsten Zügen zu geben vermag, ihm doch der Geist, der eben diese Zeit bewegt, fremd bleibt; wir erinnern nur an „Götz" und „Egmont". Denn nicht der Kampf der Principien, den die Geschichte uns darlegt, sondern das Einzelwesen in seiner Art und seinen besondern Beziehungen gewinnt seine Theilnahme. Ebenso wenig konnte er sich mit theoretischen Allgemeinheiten befreunden, und daher sagte ihm ein strenges Studium der Philosophie nie zu. Die Natur war es, die ihn mit ihren lebenswarmen Armen anzog; ihr wendete sich sein ganzes Wesen zu. Ihren stillen und langsamen, je-

doch planmäßigen und sichern Entwickelungsgang in allen seinen verschiedenartigsten Erscheinungen zu beobachten und zu verfolgen, war seine wohlthuendste Beschäftigung; durch solche Betrachtungen hob er sich stets über die widrigen Eindrücke hinaus, die ihm Menschen oder Verhältnisse brachten. Die Darstellung der Natur in ihrer vollen Wahrheit und Schönheit war die höchste Aufgabe seines Strebens, und er hat sie gelöst wie Keiner. Alles, was er erfuhr, wußte er als ein Erlebtes in sein Eigenthum zu verwandeln und dann stellte er es dar: wie denn seine meisten Werke bekanntlich nur Darstellungen von Zuständen sind, die er selbst an sich und in sich erfuhr, und die er gerade durch diese Veräußerlichung zu bewältigen wußte.

Schiller dagegen wurde in beengender Lage geboren und erzogen, und alsbald stellte sich Druck von außen ein. Er sollte den Bildungsgang nehmen, den ein strenger und harter Fürst ihm vorzuschreiben die Gnade hatte. Er trat in Gegensatz zur Außenwelt; er konnte sich dem Leben nicht arglos und vertrauend hingeben; es rief ihn auf zum Kampfe. Er mußte aber einen Boden gewinnen, von welchem aus er diesen Kampf bestehen konnte, und so flüchtete er aus der Wirklichkeit auf das Gebiet der Idee. Er lehnte sich, um Kraft zu gewinnen, an die großartige Bestimmung des Menschen an; hohe Ideale erfüllten seine liebebedürftige Brust, und da er oft den einzelnen Menschen nicht lieben und achten konnte, so wendete er sein Gefühl der ganzen Menschheit zu. Der Kampf, den das Menschengeschlecht zur Erreichung seiner Bestimmung führt, das Streben des einzelnen Menschen nach Freiheit, welches mit diesem Kampfe zusammenfällt, werden die Gegenstände, die seine Theilnahme in Anspruch nehmen, deren Darstellung er seine ganze Kraft weiht. Sein Streben geht auf das Allgemeinste; seine höchste Aufgabe ist die Bildung des sittlichen Charakters. Die Darstellung der erhabensten Idee in der schönsten Form ist der Zweck seiner Dichtungen. So kommt denn bei Beiden die poetische Wahrheit in andern Weisen und Formen zur Erscheinung. Während Goethe, wie Hillebrand treffend sagt, von der Wirklichkeit zum Ideale aufschaute und in der Natur die Idee gegenwärtig fand, blickte Schiller von der Höhe seiner idealen Subjectivität auf die Wirklichkeit und Natur herab, die Idee ihr entgegentragend. Schiller suchte zum Allgemeinen das Besondere, Goethe schaute im Besondern das Allgemeine. Das Erste, was sich Goethe darstellt, ist die Gestalt, Schiller'n dagegen drängt sich zuerst der Gedanke auf; dort bildet, um Schiller's eigene Ausdrücke zu gebrauchen, die Intuition, hier die Abstraction den Ausgangspunkt. Wenn daher aus Goethe's Werken die Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens zu uns spricht, so tritt in Schiller's Dichtungen überall die Verkörperung der Idee an uns heran. Schiller sucht zu

seiner Vorstellung das Bild, um sie anschaulicher und lebendiger zu machen, während bei Goethe Vorstellung und Gestalt eins sind; ja man könnte sagen, er gewinnt erst durch die Gestalt und mit derselben die Vorstellung. „Schiller", sagt Goethe, „predigt immer das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen."

Dies sind die Gegensätze, in welchen sich beide große Männer bewegen. Es möchte schwer sein, eine vollständig den Begriff erschöpfende Benennung dafür aufzufinden; vielleicht kommen die Ausdrücke Realismus und Idealismus noch am nächsten; doch reichen auch sie nicht aus. Das aber läßt sich unschwer nachweisen, daß es dieselben oder doch ähnliche Gegensätze sind, die zwischen den beiden oben gezeichneten Richtungen und den sie vertretenden Persönlichkeiten obwalten, und deren Lösung und Sicherung auf kirchlichem und staatlichem Gebiete unserm Volke noch nicht gelungen ist.

Wären unsere beiden großen Dichter weniger große Männer gewesen, so hätten sie leicht durch eben diesen Gegensatz bei der hohen Anerkennung, die jeder von beiden bei den Zeitgenossen fand, in ein feindliches Verhältniß gerathen und dadurch verleitet werden können, gerade nach einseitiger Ausbildung und Durchführung desselben zu streben, wie wir dies die staatlichen und kirchlichen Parteien haben thun sehen. Und wirklich scheinen sie sich beim ersten persönlichen Zusammentreffen des zwischen ihnen obwaltenden Gegensatzes klar und scharf bewußt gewesen zu sein. Schiller sagt hierüber: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." Doch er fügt noch hinzu: „Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Und diesmal war das „Weitere" etwas Gutes. Goethe war großsinnig genug, von ihrer Verschiedenartigkeit abzusehen; ihm verdankte Schiller hauptsächlich seine Berufung auf den Lehrstuhl nach Jena. Aber erst ein zufälliges Zusammentreffen veranlaßte ihre nähere Verbindung. Sie gingen zusammen aus einer Gesellschaft und Schiller begleitete Goethe an seine Wohnung; ihr Gespräch war so anziehend geworden, daß dieser jenen bat, mit ihm in sein Haus zu kommen. Sie sprachen, wie Schiller selbst erzählt, über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites und theilten sich die Hauptideen mit, zu welchen sie auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen

fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, als sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. „Ein Jeder konnte dem Andern Etwas geben, was ihm fehlte, und Etwas dafür empfangen." Bald darauf lud Goethe den neuen Freund zu sich ein, und es bildete sich nun die so einzige Verbindung zwischen den beiden größten Geistern unsers Volks. Sie ist aber nicht wie eine gewöhnliche Freundschaftsverbindung zwischen zwei Dichtern anzusehen, nicht einmal als eine Einigung zweier großen Kräfte; in ihr ist unserm Volke etwas weit Höheres und Bedeutungsvolleres gegeben: das Bild der vollendeten Menschheit, hervorgegangen aus der innigen Verschmelzung ihrer zwei entgegengesetzten Grundwesenheiten. In ihr scheint uns prototypisch ausgedrückt die Aufgabe des deutschen Volks, welche, wenn nicht Alles täuscht, darin besteht, die Errungenschaften aller Völker und aller Zeiten in sich aufzunehmen, sie auf volksthümliche Weise zu gestalten und so die Mannichfaltigkeit des Menschengeistes in einer Einheit darzustellen, oder, in einem Bilde gesprochen, alle Strahlen, die der Geist Gottes in den verschiedenen Völkern ausstrahlt, in einem Brennpunkte zu vereinigen und so das glänzende Strahlenbild der ganzen Menschheit zu werden, eine Einheit der Mannichfaltigkeit, eine Allheit der Besonderheiten.

Wie sich aber unsere beiden großen Männer gegenseitig ergänzten und förderten, davon zeugt ihr Briefwechsel, zeugen noch mehr ihre Werke. Goethe wird gleichsam wieder jung; seine schönsten Balladen und Gedichte, wie „Der König von Thule", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere", die Gedichte von der Müllerin u. s. w., seine unvergleichliche Idylle „Hermann und Dorothea", in welcher er dem Bürgerthum mit Liebe nahe tritt, verdanken dieser Periode ihre Entstehung. Schiller aber lernte von Goethe sich mit dem wirklichen Leben aussöhnen, er lernte Maß halten und Ruhe; seine höchsten Hervorbringungen, womit er das allzufrühe Ende seines Lebens krönte, sind in der Zeit dieses regsten Wechselverkehrs geschaffen worden. Und so gelang es ihrem vereinten Streben, das ewige Urbild des Schönen den erstaunten Blicken ihres Volks aufzustellen, als zwei Brüder, um mit Bettinen zu reden, auf Einem Throne herrschend. Zum ersten und einzigen male geschah es da in der deutschen Geschichte, daß die Zweiheit in einer höhern Einheit sich aufhob, daß, wie die Philosophie sich ausdrückt, These und Antithese sich in der Synthese auflösten.

Und nur wenn dem deutschen Volke eine gleiche Lösung auf dem Gebiete des Staates und der Kirche gelingt, wie es eine solche in der Literatur seinen beiden Hochmeistern der Dichtung verdankt, ist die Verwirklichung seiner hohen Aufgabe ermöglicht. Seine Geschichte aber wird eben hierdurch zum großartigsten Drama der Menschheitsentwickelung.

20 *

Patriotische Poesien der Engländer und Amerikaner.

Von

Wilhelm Hertzberg.

Yankee-Doodle.

Ein Yankee-Bursch ist schmuck und lang
Zu feist nicht um den Latz, Herr!
Bei Tanz und Spiel und Festgesang,
Und flink wie eine Ratz', Herr!
Yankee, wahr' die Küste dein,
Yankee Doodle Dandy,
Kehr' dich nicht an Drohn und Schrein,
Yankee Doodle Dandy.

Nie fehlt er bei der Musterung,
Bei Bürgerschmaus und Wahltag,
Hält Handel und Gewerb in Schwung,
Und täglich hat er Zahltag.
Yankee u. s. w.

Allweg ist offen seine Thür,
Sein Apfelwein ist echt, Herr!
Sein Kürbisbrei des Tisches Zier,
Und jeder Gast ihm recht, Herr!
Yankee u. s. w.

Zwar schlecht und klein ist seine Farm,
Doch ist sie sein Besitz, Herr!
Sein Arm ist stark, sein Herz ist warm,
Der Treu' und Ehre Sitz, Herr!
Yankee u. s. w.

Die Heimat ist sein Ruhm und Prunk,
Sein Blau ist echt und rein, Herr!
Und gilt es einen Spruch beim Trunk,
Soll's „Yankee-Doodle!" sein, Herr!
Yankee, wahr' die Küste dein,
Yankee Doodle Dandy,
Kehr' dich nicht an Drohn und Schrein,
Yankee Doodle Dandy.

Rule Britannia.

Als Albion auf des Himmels Wort
Stieg aus azurnem Meeresgrund,
War dies des Landes Schirm und Hort,
Ihn gaben Engel singend kund:
Auf, Britannia, der Wogen Reich sei dein,
Nie soll'n Briten Sklaven sein.

Die Völker, glücklich nicht wie du,
Wird zähmen einst Tyrannenmacht,
Da du wirst blühn in freier Ruh',
Daß Alles neidet deine Pracht!
Auf, Britannia u. s. w.

Stets wirst erhabner du erstehn,
Furchtbarer stets, wirst du besiegt,
Wie deine Eich' im Sturmeswehn
Sich fester in den Boden schmiegt.
Auf, Britannia u. s. w.

Dich zähmt nie stolzer Zwingherrn Joch,
Der Unterdrücker eitles Drohn
Erhöht der Freiheit Flamme noch
Für dich zum Ruhm, für sie zum Hohn.
Auf, Britannia u. s. w.

Fruchtbarer Fluren Reich sei dein
Und Städt' umstrahlt von Handelsglanz,
Das Weltmeer soll dein eigen sein
Und rings der Küsten schöner Kranz,
Auf, Britannia u. s. w.

Und mit der Freiheit nahen sich
Die Musen dir, glückselig Land,
Und keusche Schönen schmücken dich,
Und Schönheit schützet Männerhand.
Auf, Britannia, der Wogen Reich sei dein
Nie soll'n Briten Sklaven sein.

Thomson.

Ye, mariners of England.

Ihr Schiffsgesellen Englands,
Ihr, unsers Meeres Hort!
Ihr, deren Flagge tausend Jahr'
Der Schlacht trotzt und dem Nord,

Zu neuem Sieg entrolle jetzt
Das Banner eure Faust.
Schweift umher durch das Meer,
Wenn der Sturmwind wilder braust,
Wenn der Schlachtlärm raset laut und lang
Und der Sturmwind wilder braust.

Der Väter Geister schauen
Von jeder Wog' herab;
Denn das Schiffsdeck war ihr Ehrenfeld,
Der Ocean ihr Grab;
Wo Blake und Nelson fiel, der Held,
Eu'r männlich Herz nicht graust.
Schweift umher durch das Meer,
Wenn der Sturmwind wilder braust,
Wenn der Schlachtlärm raset laut und lang
Und der Sturmwind wilder braust.

Britannia braucht kein Bollwerk,
Nicht Thurm noch Küstenwehr;
Auf Wogenbergen ist ihr Weg,
Ihr Vaterhaus das Meer.
Um ihrer heim'schen Eichen Firſt
Ihr Donner niedersaust,
Wenn mit Wuth brüllt die Flut,
Wenn der Sturmwind wilder braust,
Wenn der Schlachtlärm raset laut und lang
Und der Sturmwind wilder braust.

So strahlst du, Englands Flagge,
Ein schrecklich Meteor,
Bis aus der dunkeln Kriegsnacht tritt
Der Friedensstern hervor.
Dann, dann ihr Meereshelden,
Beim Siegesmahle schmaust
Ihr mit Sang und mit Klang,
Wenn der Sturmwind nicht mehr braust,
Wenn der wilde Schlachtenlärm verhallt
Und der Sturmwind nicht mehr braust.

Campbell.

Freiheit saß einst auf Bergesfirn,
Der Donner brach an ihrem Fuß
Zu Häupten zitterte Gestirn,
Ihr scholl des Gießbachs Gruß.

Sie freute sich am öden Ort
  Gehüllt in ihren Sehersinn;
Nun rollte dann und wann ein Wort
  Mächtig im Sturm dahin.

Dann stieg hinab sie ins Gefild
  Und hat zu Menschen sich gesellt,
Und nach und nach hat sie enthüllt
  Ihr voll Gesicht der Welt.

Gewalt'ge Thaten sie vollbringt,
  Wenn von dem Insel-Hochaltar
Sie göttergleich den Dreizack schwingt,
  Die Königskron' im Haar.

Die Wahrheit sucht ihr offner Blick,
  Drin thront die Wahrheit tausend Jahr' —
Bewahr' ein ewig Jugendglück
  Ihn thränenfrei und klar!

Daß ihrer Schönheit Glanzgestalt
  Den Tag erhellt, den Traum verklärt,
Uns ihres Göttermunds Gewalt
  Trugbilder hassen lehrt!

Tennyson.

Du fragst, warum, im Herzen weh,
  Ich doch mich an das Land gerankt
  Wo stets der Geist in Nebel wankt
Und dürstet nach der Purpursee?

Dies Land, von freiem Volk bestellt,
  Von keuscher Freiheit stets geliebt,
  Wo, ob dich Freund, ob Feind umgibt,
Du reden magst, was dir gefällt;

Dies Land, gelenkt von sichrer Kraft,
  Dies Land von altem echtem Ruhm,
  Es ist der Freiheit Eigenthum,
Die Schritt für Schritt sich Boden schafft;

Wo Aufruhr selten sich erhebt
  Weil Geisteskraft empor sich ringt
  Und mächtig durch die Massen dringt,
Sie heilsam lenkt, belehrt, belebt.

Brächt' es dahin ein frecher Bund,
Daß man der Meinung Schlingen stellt,
Gedanken für Verbrechen hält,
Dem freien Manne schließt den Mund:

Wär' auch durch Macht von Land zu Land
Britanniens Name dreifach groß
Und strömten in des Staates Schoos
Die Quellen randvoll goldnen Sand:

Dann sollst du, wilder Wind, auch wehn
Vom Hafen; dann in wärm'rer Luft
Will ich umwogt von Palmenduft
Des Südens hohe Tempel sehn!

Tennyson.

Literatur und Kunst.

In einer Literatur, die mit Liebesgedichten so reichlich gesegnet ist wie die deutsche, mit einer neuen dreibändigen Sammlung von Liebesliedern auftreten, dazu gehört Muth. Der Sänger des „Hafis" indeß darf diesen Muth schon haben; sein Ruhm ist zu gesichert, seine Gunst beim Publicum zu fest gegründet, als daß nicht auch die „Frauenbilder und Huldigungen. Von G. Fr. Daumer. Drei Bändchen" (Leipzig, Otto Wigand) auf eine entgegenkommende und wohlwollende Aufnahme rechnen dürften. Und sie verdienen dieselbe in der That. Man kennt die Richtung, welche Hr. Daumer in der Poesie sowol wie in der Wissenschaft verfolgt und die der Hauptsache nach dahin geht, den Menschen von den Banden des Aberglaubens und der Ueberlieferung freizumachen und ihn in seiner angeborenen, göttlichen Berechtigung nachzuweisen. Von diesem Standpunkt aus ist Hr. Daumer vorzugsweise ein erbitterter Feind alles Pfaffenthums und aller religiösen Verdumpfung geworden; ja so lebhaft ist sein Haß gegen den Fanatismus der falschen Priester, daß er selbst darüber sich zuweilen von einem gewissen Fanatismus nicht frei erhalten kann. Selbst auch nicht in diesen Liedern. Denn man würde sehr irren, wenn man hier nur Liebeslieder des gewöhnlichen Schlags, das übliche Girren und Seufzen verliebter Jünglinge oder auch das wohlgefällige Spiel des gereiften Mannes erwarten wollte. Nein, auch hier wieder finden wir den unermüdlichen Kämpfer für Menschenrecht und Menschenwürde wieder, auch in diese Liebeslieder ist die Polemik übergegangen, die er mit so viel Eifer gegen Unnatur und Selbstkasteiung führt. Indem sie in süßer Trunkenheit die Schönheit des Menschenleibes feiern, legen sie Protest ein gegen die schwindsüchtige und heuchlerische Ansicht Derjenigen, die das Leben gern zu einem allgemeinen Jammerthal machen möchten, nämlich damit sie selbst die Rosen desselben in lüsterner Heimlichkeit um so ungestörter abweiden können; indem sie Lenz und Jugend und Liebe feiern, feiern sie auch zugleich das Göttliche, das sich in Lenz und Jugend

und Liebe offenbart und das Diejenigen mit Füßen treten, die uns überreden möchten, der Winter sei angenehmer als der Mai, das frostige Alter sittsamer als die heiße Jugend, die mönchische Askese erhabener und edler als der unbefangene Genuß des Lebens. Der Verfasser hat um dieser seiner Ansicht willen seit Jahren so manchen Angriff und so manche Verdächtigung erfahren müssen, daß wir die Erbitterung begreifen, mit der er sich zuweilen auch in diesen Liedern über seine Gegner ereifert. Dennoch hätten wir diese Partien, wenn nicht ganz entfernt, doch wenigstens gemildert gewünscht; Hafis soll nur lachen, nie grollen, die armseligen Schlucker mit den keuschen Worten und den schlimmen Wünschen sind nicht werth, sich von ihnen in seiner Heiterkeit stören zu lassen. Ueberhaupt, soviel Vortreffliches die Sammlung auch enthält, so hätte es doch vielleicht nicht schaden können, wenn der Verfasser die Schere der Selbstkritik noch etwas fleißiger gebraucht; es ist noch immer zu viel Unbedeutendes darin stehen geblieben, dergleichen kleinere Geister sich wol erlauben dürfen, nicht aber ein Poet wie dieser. —

Ein anderer schwer zu rechtfertigender Misgriff ist es ferner, daß der Verfasser die Masse der Gedichte an beinahe zwei Dutzend weibliche Namen vertheilt hat, ungefähr wie es in den „Blumenkränzen, Akrosticha, gewidmet der Liebe und Freundschaft" und ähnlichen Sammlungen geschieht. Daß wir es hier in der That nicht mit zwanzig verschiedenen Heldinnen zu thun haben, sondern daß diese Gedichte innerlich zusammengehören als ein einziges großes Lebens- und Liebesgemälde, lehrt der Augenschein; was soll denn nun diese unpassende Verzettelung, die das Interesse fortwährend theilt und immer neue Figuren vor die Phantasie des Lesers führt? Oder war gerade dies die Absicht und sollte eine unbescheidene Neugier dadurch vielleicht absichtlich auf falsche Spuren geführt werden? Jedenfalls ist dem Buche dadurch kein Vortheil geschehen, ebensowenig wie durch den geharnischten Artikel, den der Verfasser unter der Ueberschrift: „Nebukadnezar II. oder Heinrich Heine in seiner neuesten Gestalt" dem dritten Bande seines Buchs einverleibt hat. Es kann sein, daß Heine dem Verfasser Unrecht gethan: aber ist die Gesellschaft z. B. von Feuerbach, in die er ihn gebracht hat, denn wirklich so ehrenrührig, daß man sich auf diese Weise dagegen vertheidigen muß? Und wer wird wol überhaupt die leichten Pfeilwürfe der Heine'schen Frivolität mit solchen dicken, plumpen Keulenschlägen pariren wollen? — Neben den Originalgedichten enthält die Sammlung auch noch verschiedene angebliche Uebersetzungen aus dem Italienischen und Englischen, sowie eine Reihe von Aphorismen verschiedener Verfasser über den Cultus des Weibes, die Sinnlichkeit ꝛc.; doch zweifeln wir, daß die Originale zu den erstern sich in irgend einer Bibliothek werden aufstöbern lassen. — Zum Schluß nachstehende Probe, die gewissermaßen als Motto des Ganzen dienen kann und zugleich eine Probe gibt von der frischen und anmuthigen Behandlung der Form (I, 211):

Abscheuliche Mordballaden,
Die dünken euch baß gerathen;
Es ist der Poesie
Erlaubt, bis übers Knie
Barbarisch in Blut zu waden;
Dadurch wird euer zartes
Gewissen nicht verletzt.
Lebendige Schönheitssegen,
Entzückende Liebeshulden —
Wie erboßen euch die dagegen,
Wenn euch damit ein Dichter letzt!!

mmr.

Je mehr der menschliche Geist sich heutzutage erweitert, je enger wird die Welt, die ihn umgibt; Eisenbahnen und Dampfschiffe, diese mächtigen Hebel der modernen Civilisation, die mit märchenhafter Schnelligkeit die Grenzen der Bildung weiterrücken, lassen in demselben Maße auch die Erde zusammenschrumpfen; ja schon ist die Zeit nicht fern, wo der räumliche Unterschied fast aufgehoben sein und der Mensch sich in jedem Winkel der bewohnten Erde unmittelbar zu Hause fühlen wird. — Die Reiseliteratur, ehedem eine in Deutschland so beliebte Gattung, in welcher deutsche Gemüthlichkeit und Philisterei es sich so recht behaglich machen durften, ist darüber in eine eigenthümliche Krisis gerathen; mit der zunehmenden Leichtigkeit des Reisens sind die Reisebeschreibungen immer schwieriger geworden, alle Welt reist, nur die Reisebeschreiber müssen nachgerade zu Hause bleiben, ihre besten Künste und Mittelchen wollen nichts mehr verfangen bei einem Publicum, das Alles selbst besucht, selbst prüft, selbst erlebt und also auch keiner literarischen Vermittler mehr bedarf. — Da sind z. B. die Anekdoten und kleinen persönlichen Klatschereien, welche die Reiseliteratur ehemals so pikant machten: wer hat jetzt, wo wir Städte und Länder nur noch im Fluge durcheilen und das denkwürdigste Kunstwerk, der berühmteste Mann uns kaum noch einen flüchtigen Aufblick abgewinnen kann — wer hat jetzt Zeit, Dergleichen zu lesen, besonders seitdem die Zeitungen bei uns angefangen haben, dies Gebiet der Persönlichkeiten ebenfalls auszubeuten und sich regelmäßig zu Morgen und zu Abend als getreue Klatschschwestern mit einem ganzen Sack kleiner frivoler Neuigkeiten bei uns einzustellen pflegen? Oder jene sentimentalen Naturschilderungen, in denen unsere Reisebeschreiber vor Alters sich so wohl gefielen und mit denen sie so kräftig auf die Thränendrüsen ihrer Leserinnen einwirkten — wer hätte jetzt noch den Muth, Dergleichen zu Markte zu bringen, da er ja doch im voraus gewiß sein kann, nur mit Gelächter empfangen zu werden? Ja wo ist die ganze alte innige, seelenvolle Art des Reisens selbst geblieben, diese Art, wo man aus einer Reise noch ein Studium machte und so zu sagen einen ganzen Hausrath schöner Empfindungen und nützlicher Kenntnisse mit sich in den Wagen nahm? Der Passagier ist jetzt in den meisten Fällen nur noch eine andere Art von Gepäck, das mit derselben Hast von einer Eisenbahn, einem Dampfschiff ins andere geschleudert wird und gewöhnlich auch mit demselben Gewinn von der Reise zurückkehrt, wie der lederne Nachtsack, der seine Habseligkeiten umschließt. Klage darüber zu führen und die alte romantische Zeit der Posthörner und der „zwei Stunden auf die Meile" zurückwünschen zu wollen, wäre thöricht; es ist eben auch ein neues Zeitalter, in das wir mit unsern Reisen eingetreten sind und so müssen wir suchen, uns damit so bequem und so praktisch einzurichten wie möglich.

Auch hat dieser Umschwung der Dinge für unsere Reiseliteratur in der That schon die heilsamsten Früchte getragen; sie schießt nicht mehr so üppig ins Kraut, aber die einzelnen Früchte, welche sie trägt, sind dafür im Ganzen desto gediegener. Reisen mag heutzutage Jeder: aber seine Reise beschreiben kann nur noch Derjenige, der entweder seinen Stab in weit entlegene und wenig besuchte Gegenden setzt oder dem die Natur die Gabe einer ganz besondern und individuell bedeutenden Auffassung verliehen hat, sodaß, wenn nicht die Reise selbst, doch wenigstens noch der Reisende unsere Aufmerksamkeit erregt.

In ausgezeichnetem Grade fällt Beides zusammen in der Reisebeschreibung, welche der bekannte Bogumil Goltz unter dem Titel: „Ein Kleinstädter in Aegypten" (Berlin, Franz Duncker) hat erscheinen lassen. Bogumil Goltz gehört anerkanntermaßen zu den originellsten und eigenthümlichsten Geistern, die neuerdings in unserer Literatur aufgetreten sind. Wir wollen nicht behaupten, daß seine Originalität immer ganz ohne Absicht, seine Eigenthümlichkeit ganz ohne Bewußtsein ist; im Gegentheil, wir glauben ihr sogar einen gelinden Zusatz von Reflexion und Selbstgefälligkeit anzumerken. Ebensowenig wollen wir behaupten, daß seine Originalität immer sehr geschmackvoll ist; es steckt in diesem ostpreußischen Schriftsteller nicht blos etwas von Hamann'scher Ursprünglichkeit und Tiefe, sondern auch von Hamann'scher Querköpfigkeit und Formlosigkeit. In ein Land jedoch wie Aegypten, dieses Land der Wunder und Märchen, der Kolosse und Ungeheuer, aber auch der Fratzen- und Zerrbilder, der Entstellungen und Verstümmelungen — in dieses abenteuerliche, grillenhafte, querköpfige Land paßt auch der abenteuerliche, grillenhafte, querköpfige Autor ganz vortrefflich; es war mehr als bloße Reiselust ins Blaue, es war, meinen wir, ein sympathetischer Zug der Natur, eine tief innerliche Wahlverwandtschaft, welche den wunderlichen Gesellen tief aus dem lithauischen Landstädtchen heraus unter die heiße Sonne Aegyptens, an die gelben Ufer des Nils, zwischen Mumien und Königsgräber, zwischen Fellahs und Kameele trieb. Er selbst kommt sich in dieser Umgebung sehr wunderlich vor; eine Hauptpointe des Buchs, die nur leider zu oft wiederkehrt, um ihre Wirkung nicht endlich einzubüßen, besteht darin, daß der Verfasser uns mit großer Ausführlichkeit und einem bemerkenswerthen Aufwand von psychologischem Scharfsinn das Erstaunen schildert, welches ihn selbst erfaßt, indem er, der Kleinstädter aus Ostpreußen, sich aus seinen Basen und Vettern, seinen Kälbern und Schweinen heraus auf einmal in diese fremdländische Umgebung versetzt sieht. Wir sind im Gegentheil der Meinung, daß der Verfasser in diese Umgebung vollkommen gut hineinpaßt; er selbst ist gewissermaßen in ägyptischem Stil angelegt, einem Stil bekanntlich, der das Kolossale mit dem Fratzenhaften, das Erhabene mit dem Trivialen zu vermischen und die großartigsten Intentionen durch kleine thörichte Capricen zu durchkreuzen liebt. Darum versteht er sich nun aber auch so gut auf die ägyptische Welt; Altes und Neues, Natur und Menschen, Kunstwerke und Straßenleben, die erhabene Pracht der Pyramiden und die Schmuzerei einer ägyptischen Musterwirthschaft — er weiß es uns Alles mit einer Lebendigkeit und Naturwahrheit zu schildern, welche geradezu hinreißend ist. Es gibt ohne Zweifel gelehrtere, es gibt Bücher über Aegypten, welche das Land allseitiger und erschöpfender darstellen: aber diese Wahrheit der Schilderung und diese kleinen köstlichen Skizzen, die uns Land und Leute oft wie mit einem Zauberschlage vor die Seele führen, als ob wir selbst unter ihnen wandelten — die finden wir in keinem zweiten Buche wieder, weder der deutschen noch irgend einer andern Literatur, noch wird dasselbe in dieser Hinsicht so bald übertroffen werden. — Daß dazwischen auch wieder einzelne recht triviale und ermüdende Partien kommen, daß der Verfasser namentlich den Luxus an Reflexionen und Sentenzen, den er nun einmal liebt, zuweilen sehr am unrechten Orte anbringt; daß er sich ferner völlig festrennt in gewissen Schilderungen und Wendungen, die, an sich und zum ersten mal ge-

lesen, ganz ergötzlich sind, so zu Tode gehetzt aber nur Ueberdruß und Langeweile erregen können (wir rechnen dahin namentlich die immer wiederkehrende Schilderung des ägyptischen Schmuzes, für den der Verfasser eine Plastik entwickelt und einen Ueberfluß charakteristischer Beiworte, daß der Leser es ordentlich in der Nase zu spüren meint); endlich daß auch die Darstellung neben einzelnen meisterhaften Stellen doch im Ganzen geschmacklos ist, voll Eigensinn, Schwulst und Uebertreibung — das Alles freilich versteht sich bei einem Buche, das den Namen Bogumil Goltz an der Stirn trägt, von selbst und muß mit den übrigen glänzenden Eigenschaften des Verfassers nun einmal als Auswuchs so mit hingenommen werden.

Einen bemerkenswerthen Gegensatz gegen die überschwellende Phantastik dieses „Kleinstädters" bilden die „Reisebriefe aus Italien von Adolf Helfferich", deren drittes und letztes Bändchen soeben unter dem Titel: „Neapel und Sicilien im Jahre 1850" (Leipzig, Hinrichs) erschienen ist. Auch Sicilien, einst die Perle der alten Welt, an Fruchtbarkeit sowol wie an Reichthum und gewerblicher Thätigkeit, gehört, Dank den Regierungen, denen das unglückliche Eiland seit Jahrhunderten unterworfen gewesen ist, noch immer zu denjenigen Gegenden, die der Fuß des Touristen nur selten und zögernd betritt, da der Besuch derselben nicht blos mit Mühseligkeiten und Strapatzen, sondern selbst mit persönlichen Gefahren für den Reisenden verbunden ist. In erhöhtem Grade war dies der Fall zu der Zeit, da Hr. Helfferich die Insel bereiste, im Frühjahr 1850, zu einer Zeit also, da die Fluten der Revolution sich kaum erst verlaufen hatten, die Bande der Ordnung und Gesetzlichkeit in dem tiefzerrütteten Lande kaum erst äußerlich wieder hergestellt waren. Demgemäß sind es auch vornehmlich die politischen Zustände, welche der Verfasser uns schildert. Er hat dabei gute Quellen benutzt und wird von einem löblichen Streben nach Unparteilichkeit geleitet, sodaß sein Buch von künftigen Geschichtschreibern der italienischen Revolution nicht übersehen werden darf. Im Einzelnen jedoch hat dieses Streben nach Unparteilichkeit ihn nicht selten zu einer gewissen Farblosigkeit, einer gewissen Unbestimmtheit und Schwächlichkeit des Urtheils verleitet, welche dem Totaleindruck des Buchs eben nicht förderlich ist. Mäßigung und Nüchternheit sind höchst schätzbare Eigenschaften: aber die ganze Pflicht des Historikers ist mit ihnen noch keineswegs erschöpft. Namentlich nicht des zeitgenössischen Historikers; von dem verlangen wir neben Nüchternheit und Maß auch noch Haß und Liebe, Lob und Tadel, Zorn und Freude, der nüchterne Verstand soll nur den Ort und das Maß bestimmen, wo und wie jede dieser Empfindungen an ihrem Platze. Haben wir den Verfasser recht durchschaut, so steht er, wenigstens was die italienischen Verhältnisse betrifft, mehr auf Seiten der Reaction, hier also der östreichisch-neapolitanischen Politik, als ihrer Gegner. Er ist einer jener Aristokraten der Bildung, wie wir sie in den letzten Jahren so häufig gesehen haben und wie sie aus der bisherigen Isolirtheit der deutschen Wissenschaft nothwendig, wenn auch zum Verderben des Vaterlandes, hervorgehen mußten: das wüste Tosen und Brausen der Massen genirt ihn, er ist nicht gegen das Volk, o nein, nur gegen den Lärm, den es macht, nicht gegen die Freiheit, nur gegen diesen Staub und dieses Blut, mit dem dieselbe doch nothwendig errungen werden muß. Auf der andern Seite ist er aber auch wieder viel zu gebildet und einsichtsvoll, um das Verfahren der

reactionären Mächte gutzuheißen; auch die Reaction müßte wenigstens Handschuhe tragen und ein ästhetisches Handbuch studirt haben, um völlig nach dem Herzen des Verfassers zu sein. Das gibt denn ein Hin und Her des Urtheils, ein Einschränken und Bedingen, ein Wenn und Aber, Zwar und Freilich — kurzum, eine Art Raumer'scher Politik, bei der es dem Leser nicht kalt, nicht warm und durch die am wenigsten die Sache selbst jemals weiter gefödert wird.

Da weht durch die „Nordischen Bilder von Eduard Osenbrüggen" (Leipzig, Hinrichs) ein anderer Hauch! Das ist eine Parteischrift, so resolut, so keck, in so grelle Farben getaucht, daß man ihr im Gegentheil zuweilen sogar etwas von Helfferich'scher Nüchternheit und Mäßigung wünschen möchte. Der Verfasser hat selbst als Professor der Universität Dorpat einige Jahre unter russischem Scepter gelebt; man will sich erinnern, daß er damals nicht ganz so russenfeindlich gewesen und nicht ganz denselben Freimuth bewiesen hat wie in dem gegenwärtigen Buche. Das ist denn eine Sache, die der Verfasser mit seinem eigenen Gewissen abmachen mag; der Werth seines Buchs für das Publicum kann dadurch nicht vermindert werden, besonders da seine Erzählungen überall den Stempel der vollkommensten Wahrheit an sich tragen und nach allen localen und persönlichen Umständen so genau bezeichnet sind, daß eine Entstellung oder Uebertreibung nicht wohl denkbar ist. Allerdings soll damit nicht geleugnet sein, daß Vieles und sogar das Meiste sich wie Uebertreibung anhört: aber das ist nur nicht die Schuld des Verfassers, sondern die Schuld der Verhältnisse, die er schildert und die für ein deutsches Bewußtsein allerdings und selbst noch in diesem gesegneten Jahre Dreiundfunfzig etwas Unglaubliches haben. Der Verfasser hat es sich zur vornehmsten Aufgabe gestellt, die Gewaltthätigkeiten und Uebergriffe bekanntzumachen, durch welche die russische Regierung das deutsche Element in den Ostseeprovinzen mehr und mehr zu unterdrücken und endlich auszurotten strebt. Je seltener aus diesen unglücklichen Ländern die Stimme der Wahrheit zu uns herübertönt, je dankbarer müssen wir ihm für die Genauigkeit und Lebhaftigkeit sein, mit welcher er die dortigen Zustände schildert. Besonders drastisch ist das Gemälde, das er von der Universität Dorpat sowie von der Art und Weise entwirft, wie die militärische Knute daselbst die Wissenschaft, Lehrer wie Lernende, „in Ordnung hält". Dennoch hätte vielleicht gerade hier einige Mäßigung nicht schaden können; einige dieser Schilderungen athmen eine gewisse Schadenfreude und persönliche Erbitterung, die wir mit der übrigen unzweifelhaft patriotischen Absicht des Buchs nicht ganz vereinbar finden. — Neben diesen grellen politischen Gemälden finden wir aber auch einige mehr idyllisch gehaltene, die uns theils das Badeleben an der finnländischen Küste, theils das Wald- und Naturleben der Esthen, theils endlich einzelne charakteristische Züge aus dem Leben der Ostseeprovinzen im Allgemeinen darstellen; dieselben zeigen ein nicht geringes novellistisches Talent und machen das Buch zu einer ebenso unterhaltenden wie pikanten Lectüre.

Freilich, nach Griechenland dürfte es bei alledem nicht kommen, wenigstens nach dem Griechenland nicht, zu dem Hermann Hettner in seinen „Griechischen Reiseskizzen" (Braunschweig, Vieweg) uns die Aussicht eröffnet. Trotz seiner sonstigen Freisinnigkeit ist Hr. Hettner doch, was das endliche Schick-

sal Griechenlands betrifft, ebenso russenfreundlich gesonnen wie der Verfasser der „Nordischen Skizzen“ russenfeindlich; an der eigenen Bildungsfähigkeit Griechenlands verzweifelnd, hält er es für das unvermeidliche und beste Loos desselben, daß es früher oder später in russische Hände fallen muß. Hr. Hettner hat deswegen sehr heftige Angriffe zu bestehen gehabt, darunter von Männern, die sich ungefähr doppelt soviel Jahre in dem Lande aufgehalten haben als er Wochen und die daher allerdings wol besser im Stande sind, die politische Lage Griechenlands zu beurtheilen und das Horoskop seiner Zukunft zu stellen als Hr. Hettner. Doch muß man sich hüten, darum gegen das Buch im Ganzen ungerecht zu werden. Die Politik ist darin nur die Nebensache; man kann die politischen Urtheile des Verfassers für höchst irrthümlich und einseitig halten, so bleibt doch noch immer genug darin, was der aufmerksamsten Beachtung werth ist und weshalb es der Theilnahme gebildeter und kunstsinniger Leser mit Recht empfohlen werden darf. Der Verfasser, bekanntlich ein ebenso gelehrter als feinsinniger Kunstkenner, mit dem Alterthum durch langjährige Forschungen aufs innigste vertraut, führt uns an kundiger Hand über die merkwürdigsten Stellen des classischen Landes; Athen, Korinth, Olympia, Theben ꝛc. werden uns in farbenreichen und lebensvollen Gemälden vorgeführt. Am gründlichsten bespricht der Verfasser natürlich das alte Athen; die Schilderung desselben, verbunden mit einzelnen Skizzen aus dem modernen Leben der Stadt, nimmt mehr als die Hälfte des Bandes ein. Auch über einzelne archäologische Fragen finden wir ebenso ausführliche wie gründliche Erörterungen; wir machen namentlich aufmerksam auf die Abhandlung: „Wie die Alten ihre Tempel bemalten“, in welcher diese vielbesprochene Streitfrage einer neuen Durchsicht unterworfen und eine Vermittelung oder Ausgleichung der Ansichten versucht wird, die sich zwar durch Scharfsinn empfiehlt, doch aber selbst wol noch erst einer weitern thatsächlichen Prüfung bedürfen wird. Die Darstellung ist blühend und anmuthvoll; wir fühlen überall, daß das kein trockener Gelehrter ist, den wir auf seiner Wanderung begleiten, sondern eine Künstlerseele, die den Urquell des Schönen in sich selber trägt.

Von Griechenland nach dem Cap der guten Hoffnung, von Parthenon und Phidias zu Kaffern und Hottentotten ist ein weiter Sprung; aber die Laune des Zufalls, der die Bücher auf unserm Schreibtisch so zusammengewürfelt hat, zwingt uns dazu. Auch ist ja ein gutes Buch zu loben überall der Ort; die „**Südafrikanischen Skizzen von Eduard Kretzschmar**“ (Leipzig, Hinrichs) aber sind ein gutes, ja ein vortreffliches Buch, das wir allen unsern Lesern auf das angelegentlichste empfehlen. Der Verfasser ist, wie es scheint, kein eigentlicher Schriftsteller, seine Darstellung ist zuweilen etwas ungewandt, nicht selten nachlässig. Aber dafür hat er ein scharfes und aufmerksames Auge, ein gesundes und natürliches Urtheil und eine allerliebste Gabe, das Beobachtete und Erlebte in der anspruchslosesten Form, heiter und natürlich, mit der liebenswürdigsten Treue und Einfachheit darzustellen. Land und Leute des Cap werden uns nach allen Richtungen hin geschildert; namentlich von dem reichen trägen Holländer, dem ehemaligen Gebieter dieser Küste, erhalten wir die köstlichsten Zeichnungen. Seinem ursprünglichen Berufe nach ist der Verfasser Arzt und so widmet er denn auch dem Naturwissenschaftlichen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Aber auch die politischen, socialen und religiösen Zustände werden darüber keineswegs

vernachlässigt, vielmehr ist es hier ganz besonders, wo sein heller Blick und seine vorurtheilsfreie Auffassung sich am glänzendsten bewährt. Der Verfasser ist Rationalist, in der Politik sowol wie in der Religion; namentlich gegen die Missionäre hat er eine sehr lebhafte Abneigung, die man jedoch, gegenüber den Thatsachen, welche er in dieser Beziehung anführt, nur billigen kann. Sein Buch ist eine Fundgrube der prächtigsten Geschichten und Schilderungen von frischer, derber Plastik, eine wahre Erquickung für jeden unverwöhnten Gaumen auf die leidigen, saftlosen Abstractionen, mit denen wir sonst gewöhnlich abgespeist werden; er selbst frei von jeder Art doctrinärer oder tendenziöser Befangenheit, ein richtiger natürlicher Mensch, frisch und thätig, voll gesunden praktischen Humors, wie wir deren in unserm stubenhockerischen engbrüstigen Geschlecht sonst leider Gottes nicht viele finden.

Wer endlich von dieser letztern Gattung ein Musterexemplar zu sehen wünscht, wohlan, auch dem können wir dienen: „Aus Venedig. Vom Verfasser des Naeman. Erster Band. (Basel, Bahnmaier.)" Ueber Venedig einen dicken Band von mehr denn 600 Seiten zu schreiben, noch dazu blos einen „ersten" Band, schon dazu gehört unter den heutigen Zeitumständen eine Courage, die weniger zu bewundern als zu beklagen ist. Aber welche Courage gehört erst dazu, eine Schilderung Venedigs zur Abhaltung einer literarischen Betstunde zu benutzen und durch das Gedränge des Rialto und zwischen den Wundern des Marcusplatzes und an den entzückenden Schöpfungen eines Titian oder Tintoretto vorbei überall dahinzuschreiten mit gesenkten Augen, die Hände gefaltet, ein pietistisches Stöhnen und Seufzen auf der Lippe! Man kennt die Geschichte von jenem Candidaten, der sich selbst und seine Zöglinge gewöhnt hatte, für Alles und Jedes, das ihnen widerfuhr, selbst auch das Kleinste und Alltäglichste nicht ausgeschlossen, Gott sofort mit lautem Gebet zu danken, und der, da nun einst die Kinder in den geschenkten Pfefferkuchen lustig hineinbeißen wollten, mit Geschrei dazwischensprang: „Halt, noch nicht gegessen! Auch dieser Pfefferkuchen kommt von Gott, — erst zu Gott gebetet und dann erst den Pfefferkuchen gegessen!" — An dieses Histörchen erinnert uns der Verfasser des vorliegenden Werkes; auch er kann keinen Schritt gehen, kein Auge erheben, keinen Athemzug thun, ohne sofort in die brünstigsten Lobpreisungen auszubrechen über die große Gnade und das unverdiente Wunder, das Gott an ihm thut, weil er noch gehen, sehen, athmen kann. In welche Geschmacklosigkeiten der Verfasser dabei geräth, läßt sich leicht ermessen; wir greifen einige Stellen heraus und zwar auf gut Glück, da das ganze dicke Buch von dergleichen wimmelt. (S. 225.) „Wir suchen und finden nicht; wer aber, nach der Verheißung, (recht) suchet, wird finden. — Unter andern gefälligen Leuten winket uns ein armes Weib, hastig und fröhlich: Ferrari? vengano, vengano! sie will uns zu Ferrari hinführen; sollte doch ein Jeder dem Anderen ein treuer Wegweiser sein auf Erden. Als — nicht in Italien, — gewisse Leute mich in meiner Verlegenheit falsch wiesen, und ich die Schelmblicke sah, glaubte ich des Teufels Spur zu sehen, und die war es auch, ist's ja seine Lust uns irre zu führen, ja zu verführen alle Welt; er ist ein Lügner und der Lügen Vater: Offenb. 12, 9. Joh. 8, 44. — Das arme Weib eilet uns so freundlich voran, und kehret sich wieder um, und winket und eilet wieder, so hager und so gelb, in Armuth verdorret; ihr Blick so feurig und auch so gut! —

Aber der vielen Wend- und Windungen, der häßlichen, schmuzigen Winkel und Häuser und Mauern, als Tartarenhöhlen und Kabylenhütten! — so hat manch schönes Haus, manche edle Familie ihre trüben Winkel, ihre morschen Flecken." — Und gleich darauf (S. 227): „Gehe ich zu weit, theurer Freund? Ist so Manches, das ein Auge ergötzet und andere Augen kaum berühret, eitel Täuschung und Thorheit? — nun, haltet mir etwas Thorheit zu gute. Wie schön der Mensch und des Menschen Gestalt, wenn er, ein durchsichtiger Marmor, stille bleibet von Sünden, stille betet oder trauret, oder von der Mühe ausruhet, das Werk seiner Arbeit unter dem Arme, wie Galileo in Pisa, die Erdkugel in der Hand: e pur si muove! .. — da stehet; oder bei der schweren Heldenthat ergriffen, für Schönes und Gutes sein Leben daranwagt; oder, nach vollendetem Opfer, ruhet; oder jener sterbende Gallier auf dem Capitol in Rom, ein Opfer, unter Vielen, der barbarischen Lustspiele der Römer, mit den letzten Zügen blutig und in stiller Agonie hinfallend; und dieser Abel, bei Dupré in Florenz, der, mit Schweiß wie Thränen, den letzten Odemzug kaum ausgehaucht, noch warm von seinem unschuldigen Leben, so edel dahingestreckt; ja, auch sein Mörder, dem alle Adern und Fibern und Fasern im Leibe zittern und alle Haare zu Berge stehen, der ein Kind Adam's war, und hat das erste Blut, das Blut eines Kindes Gottes, vergossen; in ihm schon eine Schreckensstimme: Die Stimme von deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde. — Wo ist dein Bruder Abel? ... — Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? 1 Mos. 4. — Diese Stimme ergehet an einen Jeden, der einen Bruder, einen Mitmenschen, eine Menschenseele neben sich hat hienieden: Wo ist dein Bruder? Was hat er von dir empfangen, gehöret, gesehen? Des Todes Knecht antwortet: Soll ich meines Bruders Hüter sein? und den der Herr lieb hatte, spricht: Wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger, und ihr wisset, daß ein Todtschläger nicht das ewige Leben hat in ihm bleibend. 1 Joh. 3, 14 f. 2, 9 f."

Die sittliche Berechtigung einer solchen Weltanschauung, die das Göttliche als etwas ganz Materielles, Unmittelbares mitten in das allergewöhnlichste Treiben des Tages zieht, wollen wir dahingestellt sein lassen, wennschon das alte Bibelwort von dem Namen Gottes, den man nicht unnützlich führen soll, oder die bekannte Ermahnung: so du aber beten willst 2c., uns hier in in der That sehr an ihrer Stelle scheinen. Dagegen müssen wir ihr die ästhetische und literarische Berechtigung aufs allerentschiedenste absprechen. Wir haben der Mucker und Kopfhänger ohnedies schon genug; wer in Venedig nichts Besseres anzufangen weiß, als den Kapuziner zu spielen und mit Bibelsprüchen um sich zu werfen, der hätte offenbar besser gethan zu Hause zu bleiben, und wer ein dickes Buch von sechshundert Seiten nur dazu benutzt, seine Frömmigkeit zur Schau zu stellen und mit pharisäischem: Herr, Herr! an seine Brust zu schlagen, der thäte besser, Papier und Feder überhaupt unberührt zu lassen. R. P.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

Anfang August 1853.

x—x. Die Gurkenzeit übt auch bei uns ihre Macht. Die Tage gehen ziemlich uninteressant mit großer Hitze und fast täglichen Gewittern vorüber, der Geschäftsverkehr ist flau wegen der orientalischen Unentschiedenheit, der Bundestag macht nur das Laufende ab, da mehre Gesandte auf Reisen sind und die Gesammtheit den Eintritt der vielbesprochenen Ferien erwartet. Unterdessen reisen Diplomaten und fürstliche Personen ab und zu und die Zeitungen machen dazu geheimnißvolle Gesichter mit discreten Andeutungen, weil sie eben nichts weiter wissen. Auch veröffentlicht jetzt die Frankfurter Postzeitung Inhaltsübersichten der Bundestagssitzungen, die aber weder vollständig sind, noch irgend eine Anschauung der Verhandlungen geben. Man möchte glauben, es geschehe blos, um den Leuten den Mund zu stopfen, die da sagen, man erfahre nichts von der Thätigkeit des Bundestages. Oder geschähe es, um die Dringlichkeit der erneuten Anregungen zu Veröffentlichung der vollständigen Sitzungsprotokolle abzustumpfen, welche bekanntlich von Preußen beantragt, aber von einer festgeschlossenen Phalanx auf die lange Bank geschoben wurde? Unterdessen unterhält sich das Publicum, welches über den Wirren am Bosporus die innern deutschen Angelegenheiten nicht vergißt, über die Rückblicke, welche die Denkschrift Preußens über die Reintegrirung der Bundesfonds gewährt. Die Vorschläge derselben sind schon aus den Zeitungen bekannt, manche Einzelheiten, welche die beigefügten Zahlentabellen enthalten, erscheinen dagegen keineswegs ohne Interesse. — So sehen wir, daß zur Matricularumlage vom 27. November 1848, welche zur Verpflegung der Reichstruppen ausgeschrieben war, mehre Staaten bedeutend mehr beitrugen, als ihr Matricularantheil erfoderte; z. B. Preußen (350,0000 anstatt 171,131 Fl.), Hannover (30,000 anstatt etwas über 28,000 Fl.), Württemberg (50,000 anstatt 30,000 Fl.), Holstein und Lauenburg (19,700 anstatt 7,700 Fl.), Oldenburg (12,151 anstatt 4,700 Fl.), und ebenso in gleichen Verhältnissen viele kleinere, mittel- und norddeutsche Staaten. Gar nichts zahlten dagegen Oesterreich, Baiern, welches ungefähr gleichzeitig seine Unterwerfung unter die Centralgewalt pomphaft verkündet hatte, Sachsen, Baden, beide Hessen, die thüringischen Herzogthümer, beide Schwarzburg, beide Reuß und die Freie Stadt Frankfurt. Auf die Marineumlagen haben wiederum die kleinen Bundesstaaten, vornämlich die mittel- und norddeutschen, ihre Verpflichtungen am pünktlichsten erfüllt, während Oesterreich (Umlage 2,200,000 Fl.) noch 1,800,000 Fl. schuldet, Baiern (Umlage 833,800 Fl.) noch 603,191 Fl., Sachsen (Umlage 281,000 Fl.) 232,000 Fl., Kurhessen (133,000 Fl.) 119,600 Fl., Luxemburg und Limburg die ganze Umlagsumme von über 59,000 Fl. In geringem Rückstande blieben Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen und Preußen (Umlage: 1,861,631 Fl., Einzahlung: 1,846,239 Fl.). Das bedeutende Deficit, welches solchermaßen gerade in den wichtigsten Fonds entstehen mußte, ist schon aus solchen bruchstückweisen Uebersichten genugsam erklärt und ebenso erhellt wol deutlich genug, wie tief das Princip der Gleich-

berechtigung und Gleichverpflichtung aller Bundesstaaten verletzt würde, wenn der von manchen Seiten befürworteten Deckung dieser Defecte durch eine allgemeine Matricularumlage Folge gegeben würde. Es träte dann dasselbe Verhältniß ein wie bei einer Ausführung jenes Antrags, wonach eine allgemeine Umlage die Lücken des Bundesfestungsbaufonds decken sollte, während eben wegen der Säumigkeit einzelner Staaten in ihren Matricularzahlungen für die Marine, die Truppen rc. die Festungsbaufonds für fremdartige Zwecke verwendet werden mußten. — Wir verfolgen dieses einigermaßen trockene Thema nicht weiter und freuen uns, daß der Bundestag in seinen letzten Sitzungen das bisher wegen Ulm und Rastatt ungerechtfertigt in den Hintergrund gedrängte Thema einer Befestigung der Nordseeküste ernsthaft in Berathung gezogen hat. Ebenso spricht man davon, daß die Aufhebung der öffentlichen Spielhäuser in Deutschland wieder ernst erwogen werde. Qui vivra, verra! —

Von allen diesen Angelegenheiten wird natürlich im Stadtleben wenig gesprochen. Das Stadtleben selber ist im Sommer zer- und verstreut. Auch das Theater macht schlechte Geschäfte und perennirt eigentlich nur durch Gäste. Hendrich's Gastrollen haben uns wieder ein leidliches Schauspielrepertoire gebracht, dessen praktische Ausführung aber — ausgenommen den Gast und einige wenige Mitglieder unserer Bühne — natürlich um so ungenügender war, je weiter sonst das höhere Drama hinter Oper, Conversationsstück und Posse, zurückgeschoben zu werden pflegt. Indessen konnte selbst Hendrichs nur mäßige Häuser erzwingen, freilich immer noch ein Triumph an heißen Julitagen. Im Allgemeinen finden wir ihn, seit wir ihn zuletzt sahen, künstlerisch nicht gewachsen; er hat sich den zu häufigen Gebrauch starker Mittel angewöhnt und an feiner Modulation des Organs eingebüßt. Freilich mag es bei der heutigen Stellung des Publicums zum Theater und der tiefen Verwilderung des Geschmacks, wie selbst der Localkritik schwer sein, auf den tobenden Beifall der Galerien zu verzichten, um sich mit der schweigsamen Genugthuung einiger Kunstkenner zu begnügen. Wie die Zustände sich in diesen Beziehungen allmälig gestellt haben, muß man endlich darauf verzichten, daß selbst ein strebender Künstler sich denkend erhalte. — Dagegen scheint sich in Karlsruhe, wo jetzt gerade Ferien sind, unter Eduard Devrient's Leitung höchst Verdienstliches zu gestalten. Ob auch in Mannheim, muß die Erfahrung lehren. In Wiesbaden nahm der neue Director, Hr. Grabowski, ebenfalls einen Anlauf und brachte „Lohengrin" von Wagner zu würdiger Erscheinung. Allein damit scheint er sich erschöpft zu haben; die vielverheißene neue Organisation des Personals schrumpft auf ein Minimum zusammen. Die Directoren für Mainz und Heidelberg sind neu und so weit man ihre Engagements kennt, bestehen sie aus lauter Anfängern, welche wohlfeil zu haben sind. In Köln, wo ein Hr. Röder Director wurde, hat das Comité beim Gastspiel der Fräulein Johanna Wagner soeben bewiesen, wie es den Vortheil des Publicums geringer achtet, als seine (des Comité) Freiplätze. Dagegen floriren überall die Sommertheater mit Bier, Taback und Würstchen zur tiefen Entwürdigung der Kunst und der Darsteller. Freilich hungern tüchtige Künstler lieber, als daß sie sich zu diesen Gaukeleien hergeben, wie sie namentlich auf den Tivolitheatern des Main und Rhein betrieben werden. — Dieser entsetzliche Verfall des Thea-

ters gehört mit zu den charakteristischen Zügen unserer Zeit; wohin er führen soll, ist nicht abzusehen.

Von der Nogat.

4. August 1853.

Tt. Zwar wird über die Festlichkeiten, welche bei Eröffnung der ostpreußischen Eisenbahn in unserer Provinz stattgefunden und deren Hauptsitz vornämlich Königsberg war, ohne Zweifel von Ihrem regelmäßigen königsberger Correspondenten demnächst ausführlicher berichtet werden. Inzwischen wollen Sie mir gestatten, Ihnen schon jetzt durch einige Zeilen den Eindruck zu schildern, den das gedachte Ereigniß, und was in seinem Gefolge gewesen, bei uns hervorgebracht hat. Es ist ja eine alte Bauernregel, daß man das Unangenehme, das sich nun einmal nicht umgehen läßt, rasch und zuerst abthun soll, um das Gute nachher desto ruhiger genießen zu können. Diesen Freundschaftsdienst will ich Ihrem königsberger Correspondenten erweisen; während er seine Feder nur in Honig zu tauchen braucht, um all die Herrlichkeiten und die Begeisterung zu schildern, welche die ehrwürdige Hauptstadt unserer Provinz bei dieser Veranlassung an den Tag gelegt hat, nehme ich für mich nur die undankbare Aufgabe in Anspruch, von dem Wermuth zu berichten, der für uns in diesen Freudenbecher gemischt war und der uns noch jetzt so schwer auf der Zunge liegt, daß wir beinahe den Geschmack für alles Andere verloren haben. In der That, wir armen Anwohner der Nogat, des Pregels, der Weichsel und wie die Flüsse weiter heißen, an denen zwar noch deutsche Herzen schlagen und die noch deutsche Wünsche, deutsche Flüche vernehmen, die aber ihre Wellen doch nach dem bekannten Bundesbeschluß nicht länger zwischen deutschen Ufern dahinwälzen sollen — in der That, wir sind die rechten Narren des Glücks! Jahre lang haben wir dieser Eröffnung der Ostbahn mit Sehnsucht entgegengesehen, Jahre lang schwebte dieser Tag, da der Dampfwagen zum ersten mal ungehindert (denn über den unvollendeten Dirschauer Brückenbau drückten wir dabei mit poetischer Licenz die Augen zu) von Königsberg nach Berlin und weiter in das Innere Deutschlands dahinbrausen würde, unserer Phantasie als der Beginn einer neuen glücklichern Epoche vor, welche viele alte Wunden heilen, uns für manche Unbill, alte wie neue, entschädigen sollte. Man muß selbst erst einige Zeit in diesem Lande gelebt, muß selbst erst empfunden haben, was das heißt, so weit von den Quellen des deutschen Lebens entfernt, den Grenzen der Bildung so nahe gerückt zu sein, um den Idealismus zu begreifen, mit dem wir noch immer an diesem Deutschland hängen, an dem wir zwar keinen Theil mehr haben sollen, das aber doch zu tief in unserer Seele geschrieben ist, und für das wir selbst unser Blut zu oft und zu freudig hingegeben haben, um es jemals vergessen zu können. Nun ist die ersehnte Stunde endlich gekommen, nun schlagen alle Herzen höher bei dem Gedanken, daß dieses todte eiserne Band zum Lebens- und Liebesband werden soll zwischen uns und den theuern Brüdern im Vaterland, nun braust unter lautem Jubelgeschrei der festlich geschmückte Zug heran — was bringt er uns?!

Ihre Leser haben längst errathen, was ich im Sinne habe: die Ansprache, welche Se. Majestät bei der Durchreise nach Königsberg an den Preußen-

verein zu Elbing gehalten, erfüllt nebst einigen andern verwandten Vorfällen die Gemüther unserer Bevölkerung so sehr und bildet so ausschließlich den allgemeinen Gegenstand der Unterhaltung, daß auch eine Correspondenz von den Ufern der Nogat dieselbe nothwendig erwähnen muß. Den Wortlaut derselben haben bereits die Zeitungen bekanntgemacht, und zwar sollen sie es, wie hier wenigstens behauptet wird, auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Königs gethan haben. Die Stadt Elbing, hat Se. Majestät geäußert, sei ihm in frühern Jahren recht lieb gewesen, in der letzten Zeit jedoch seien hier Dinge vorgefallen, welche sein höchstes Misfallen erregt hätten. Se. Majestät wisse, unter welchen Opfern und mit welchen Schwierigkeiten die Wohlgesinnten hier für die gute Sache zu kämpfen hätten; er wisse aber auch, an wem die Schuld dieser Verirrung liege, nämlich an einzelnen Führern sowie an den städtischen Behörden, welche, den unchristlichen Tendenzen folgend, noch immer nicht aufhörten, die schmuzigen Errungenschaften einer schmachvollen Vergangenheit anzubeten. Das müsse anders werden, und wenn es nicht bald geschehe, so werde ein Schlag erfolgen, der da zeigen solle, daß es noch einen König und Herrn im Lande gebe ...

Die elbinger Bürgerschaft ist auswärts wegen der Consequenz und Standhaftigkeit ihrer politischen Gesinnung theils berühmt, theils berüchtigt, je nach dem Standpunkt des Beurtheilenden. Aber so fest war diese Standhaftigkeit doch nicht, daß die königliche Anrede nicht überall in der Stadt, ja in der ganzen Provinz, die lebhafteste Bestürzung hervorgebracht hätte. Von welcher Art diese Bestürzung, darüber erlassen Sie mir wol die nähern Angaben; genug wenn ich Sie versichere, daß kein Blitz aus heiterm Himmel uns hätte mehr überraschen können als dieser Blitz des königlichen Unwillens es gethan hat. Natürlich kommt es mir nicht von weitem in den Sinn, die Worte Sr. Majestät irgend einer Beurtheilung unterwerfen zu wollen; der Unterthan wenigstens muß wissen, was einem constitutionellen König gebührt. Aber daß die königliche Ansprache eine Drohung enthält, und zwar eine sehr schwere, darüber kann wol kein Zweifel obwalten und dies muß auch auszusprechen erlaubt sein. Diese Drohung ist es auch vornehmlich, womit die öffentliche Aufmerksamkeit sich beschäftigt: in welcher Art und Weise, das ist wieder ein Punkt, den ich Sie bitten muß mir zu erlassen. — Dagegen fehlt es auch nicht an beruhigendem Zuspruch. Man erinnert namentlich an eine andere königliche Ansprache, die zu ihrer Zeit weniger bekannt geworden, aber gewiß nicht minder denkwürdig ist —: nämlich an die Rede, welche Se. Majestät wenige Tage nach den berliner Märzereignissen an das Offiziercorps der Garde zu Potsdam gehalten hat — den genauern Inhalt bitte ich mir ebenfalls zu erlassen. Und so groß die Bestürzung bei uns im Augenblick auch ist, so zweifelt man, auf diese Erinnerung gestützt, doch nicht, daß die Weisheit Sr. Majestät Mittel und Wege finden wird, beide Reden miteinander auszugleichen — und da möchte denn auch die Stadt Elbing wol auf eine mildere Beurtheilung rechnen dürfen.

Leider sind nun jedoch auch aus Königsberg wieder Nachrichten hierhergelangt, welche die herrschende Niedergeschlagenheit noch zu vermehren drohen. Wie das königliche Wort, so ist natürlich auch die königliche Gnade frei; gleich der Sonne des Himmels läßt sie ihr Licht leuchten über Gerechte und Ungerechte, ohne daß Jemand ein Recht hätte zu fragen, warum dies ge-

schieht und jenes unterbleibt. Auch die Auszeichnung, welche dem Polizeipräsidenten Peters in Königsberg, sowie die Befreiung von den über ihn verhängten ansehnlichen Geld- und Gefängnißstrafen, welche dem Redacteur des dortigen „Freimüthigen", dem ehemaligen Unteroffizier Lindenberg, zu Theil geworden, sind mithin ein Gegenstand, an den die Kritik sich nicht heranwagen darf. Aber die Thatsache muß es doch wieder erlaubt sein anzuführen, daß beide Nachrichten hier ebenfalls mit der größten Bestürzung aufgenommen worden sind. Nicht Das ist der Grund dieser Bestürzung, daß ein Mensch von der sittlichen Beschaffenheit des Hrn. Lindenberg einer so ausgedehnten königlichen Gnade theilhaftig wird, wenigstens ist es nicht der einzige: man respectirt eben den königlichen Willen. Wol aber gedenken wir unwillkürlich der Tausende und aber Tausende, die nur ein unbewachter Augenblick, ja vielleicht nur ein ursprünglich edler und sittlicher Trieb über die Schranken des Gesetzes hinweggerissen und die trotz Reue und trotz Verzweiflung doch vergeblich nach einem Tropfen dieser Gnade schmachten, in der Hr. Lindenberg sich so vergnüglich reinwaschen darf — und durch unsere Brust geht ein tiefer Schmerz und ein inniges Mitgefühl über die unselige Verwirrung dieser Zeiten, der auch der edelste Wille und die beste Absicht sich nicht zu entziehen vermögen — ein Schmerz, über den uns auch unsere neue Eisenstraße nicht trösten kann, ja in den der grelle Pfiff der Maschine im Gegentheil wie das Hohnlachen schadenfroher Dämonen hineintönt ...

Notizen.

Ludwig Eckardt, über dessen „Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso" das „Deutsche Museum" vor einiger Zeit recht günstig berichtete, hat ein erstes Bändchen „Dramaturgische Studien" (Aarau, Sauerländer) erscheinen lassen. Dasselbe enthält Studien über Shakspeare's „Hamlet", die zwar nur wenig Neues bringen (was bei einem seit nun beinahe 80 Jahren so viel besprochenen Gegenstande auch kaum mehr möglich ist), wol aber eine verständige Auswahl des Bekannten in zweckmäßiger Anordnung und einer lebhaften, anziehenden Darstellung geben. Die beiden folgenden Bändchen sollen sich mit Goethe's „Egmont" und dem „Götz von Berlichingen" beschäftigen, vorausgesetzt nämlich, daß das Unternehmen die nöthige Unterstützung beim Publicum findet, woran wir indeß bei seiner unbestreitbaren Tüchtigkeit nicht zweifeln wollen.

Redwitz' „Sigislinde" soll nun doch zur Aufführung kommen, und zwar zuvörderst in Dresden, also auf einer Bühne, wo ein etwaiger ungünstiger Erfolg des Stücks wenigstens dem Mangel künstlerischer Kräfte nicht würde zugeschrieben werden können. Ueber die Rückkehr des Dichters nach Wien soll noch immer nichts entschieden sein; nur daß er auf keinen Fall in seine Professur zurückkehrt, soll allerdings fest stehen, und zwar nicht blos von seiner Seite.

Der Verfasser der „Achtundvierzig Jahre. Aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers“, die wir zu Anfang des Jahres mit verdientem Lobe besprachen, des Buches „Diesseits und Jenseits des Oceans“ 2c., Hr. Heusinger in Braunschweig, ein Mann, der sich zu grauem Haar ein helles Auge und ein warmes Herz erhalten, hat vor einiger Zeit eine größere Reise durch die Nordamerikanischen Freistaaten unternommen; seine Wahrnehmungen und Erinnerungen hat er in höchst anziehenden Tagebuchblättern niedergelegt, von denen das „Deutsche Museum“ seinen Lesern demnächst Einiges mittheilen wird.

Die neulich angekündigten „Mainsagen“, gesammelt und herausgegeben von Alexander Kaufmann, sind jetzt in höchst zierlicher Ausstattung (Aschaffenburg, Krebs) erschienen. Mit ebenso viel Kenntniß als Geschmack zusammengestellt, sind sie vollkommen geeignet, die übrigens etwas anrüchig gewordene Gattung der „poetischen Pilger“ wieder zu Ehren zu bringen. Trotz der Armuth, über welche der Herausgeber sich im Vorwort beklagt, und wiewol es richtig ist, daß die Gegenden am Main niemals in der Art wie Sachsen, Schwaben oder das Rheinland ein Centralpunkt deutschen Literatur- und Kunstlebens gewesen, finden wir doch eine Menge bekannter und trefflicher Namen darin, wie Tieck, Rückert, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Simrock, Kopisch, Geibel, Gruppe, Franz Kugler 2c. Besonders reichlich haben auch Ludwig Bechstein, Wolfgang Müller und Andreas Fries in Wertheim, endlich auch der Verfasser selbst beigesteuert, dessen Muse mit Vorliebe die schönen Gegenden und romantischen Erinnerungen seines Heimatlandes verherrlicht. — Außerdem steht von demselben Verfasser auch ein größeres erzählendes Gedicht zu erwarten, voll derben, wie er selbst es bezeichnet, Jan Steen'schen Humors, das den Liebhabern der „Amaranth“ freilich nicht besonders zusagen, dafür aber allen Freunden einer gesunden, naturwahren Dichtung um so willkommener sein wird.

Max Waldau (Spiller von Hauenschild), über dessen außerordentliche künstlerische Productivität wir erst vor kurzem so Erfreuliches zu berichten hatten, ist von einer ebenso langwierigen als gefährlichen Krankheit befallen worden, die nicht nur seine literarischen Arbeiten auf lange Zeit zu unterbrechen droht, sondern ihm überhaupt die größte Ruhe und Zurückgezogenheit zur Pflicht macht. — Dagegen ist Rudolf Gottschall, der sich seit einigen Monaten in Breslau niedergelassen, eifrigst mit der Vollendung seines „Zeno“ beschäftigt; das Gedicht wird vermuthlich bereits zum Herbst im Druck erscheinen.

Am 30. Juli hat das deutsche Theater in London seine Vorstellungen geschlossen. Die letzten Abende waren ausschließlich der Schiller'schen Muse gewidmet; „Don Carlos“, „Braut von Messina“ und „Wilhelm Tell“ wurden hintereinander aufgeführt und sollen mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden sein. Auch sprechen die englischen Blätter sich über das ganze Unternehmen noch nachträglich recht günstig aus und rufen den Scheidenden den Wunsch baldigen Wiedersehens nach. Vergleicht man diesen Abschied indeß, so ehrenvoll er auch sein mag, mit dem Enthusiasmus des vorjährigen, so erscheint er doch ziemlich nüchtern und bestätigt, was wir

von Anfang an behauptet haben: nämlich daß die Aufnahme diesmal verhältnißmäßig nur lau gewesen und daß diese Vorstellungen, die im vorigen Jahre ein Ereigniß waren, diesmal in dem reichen Kreis der londoner Unterhaltungen nur eine sehr beiläufige Rolle gespielt haben. Mag das nun die Schuld des Unternehmens oder die Schuld der londoner Gesellschaft sein, die zu blasirt ist und zu abgehetzt, um sich ein und dieselbe Schüssel zwei mal vorsetzen zu lassen — immerhin scheint es rathsam, es an dieser Wiederholung bewenden zu lassen, und der Einladung der Journale, die überdies wol nicht viel mehr ist als eine hergebrachte Höflichkeit, für nächstes Jahr keine Folge zu leisten. Oder wenn doch, nun gut, so nenne man das Kind beim rechten Namen und richte das Ding so praktisch ein, wie es z. B. die Rachel und Ira Aldridge bei ihren Kunstreisen thun; so reise, meinen wir, Emil Devrient mit einer von ihm geworbenen Truppe nach London, um sich neue Lorbeern von den Ufern der Themse zu holen, aber man mache nicht, wie bisher, eine Nationalangelegenheit daraus und lasse den Anspruch fallen, die deutsche Bühne als solche zu repräsentiren.

Die Duller'sche „Geschichte des deutschen Volks", von der beim Tode des Verfassers der zweite Band noch nicht ganz vollendet war, wird von Karl Hagen in Heidelberg fortgesetzt werden. — Auch der Fortsetzung von Macaulay's klassischer „Geschichte der englischen Revolution", an der das Publicum fast schon zu verzweifeln anfing, wird Nachrichten aus England zufolge jetzt mit Bestimmtheit und in kürzester Zeit entgegengesehen; der dritte Band soll noch in diesem Herbst erscheinen.

Als Seitenstück zu dem Germanischen Museum in Nürnberg soll in Mainz jetzt auch ein Römisch-Germanisches Museum gegründet werden. Wie schon der Name andeutet, soll dasselbe sich mit den ersten Anfängen unserer Geschichte, da die Römer noch in Deutschland standen, beschäftigen, einem Zeitabschnitt also, für den Mainz von besonderer Wichtigkeit war und der daselbst auch schon jetzt durch eine reichhaltige Sammlung vertreten ist, sodaß also die Wahl des Ortes vollkommen gerechtfertigt erscheint.

Zu unserer neulichen Notiz über Franz Löher haben wir noch Einiges theils hinzuzusetzen, theils zu berichtigen. Nämlich nicht, wie es dort heißt, blos in den letzten Jahren, sondern auch schon früher, schon in den Jahren 1846 und 1847 hat Franz Löher Nordamerika durchreist; seine „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika", ein Werk, welches der Literatur über Amerika ein völlig neues Gebiet eröffnete, ist bereits 1847 in Cincinnati am Ohio erschienen. Noch früher hatte er eine Abhandlung „Ueber Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen, dargestellt an den Reichsgesetzen" (Halle, 1846) erscheinen lassen; auch das erst im vorigen Jahre zu Paderborn erschienene „System des preußischen Landrechts in deutsch-rechtlicher und philosophischer Begründung", durch das der Verfasser für die Wissenschaft des preußischen Rechts eine neue Bahn zu brechen suchte, ist bereits in dieser Zeit entstanden. Sein neuestes Werk betitelt sich: „Aussichten für gebildete Deutsche in Nordamerika" (Berlin, Springer); es ist, wenn wir uns recht entsinnen, dasselbe, von dem die „National-Zeitung" vor einiger Zeit höchst anziehende Bruchstücke brachte.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 35.** 25. August 1853.

Aus den böhmischen Bädern.

I.

Plauen. — Eintritt. — Fromme Wünsche in Bezug auf Zoll- und Paßwesen.

Dem Beispiele unserer Reisegesellschaft folgend, die sich im Waggon zusammengefunden und, da sie einem und demselben Ziele, den böhmischen Bädern entgegeneilte, bald innige Bekanntschaft geschlossen hatte, verließen auch wir bei Plauen die Eisenbahn, ließen uns in einem bequemen Omnibus vom Bahnhofe nach der Stadt hinab bringen und sahen uns hier danach um, wie auf die bequemste und angenehmste Art weiterzukommen wäre.

Für Plauen hat die Frequenz der böhmischen Bäder keine geringe Bedeutung. Den hiesigen Gasthöfen und Fuhrleuten, vor allem aber der hiesigen Post mag aus derselben kein unbedeutender Gewinn entfallen. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht finden sich in der Nähe des Bahnhofs und in den Hôtels Fahrgelegenheiten vor, die den Reisenden nach möglichst geringem Aufenthalt und in möglichst kurzer Zeit nach Franzensbad, Karlsbad, Marienbad weiterzubefördern bereit sind. Dabei ist ihre Anzahl gewöhnlich so groß, daß ihre Concurrenz allein schon vor übermäßigen Foderungen zu sichern vermag. Auch wir waren bald mit dem Besitzer einer der Lohnkutschen einig geworden und ließen unser Gepäck unmittelbar vom Bahnhofe auf den

Wagen bringen, um ohne weitern Aufenthalt unsere Reise fortzusetzen. Für die Strecke bis Franzensbad, sieben Stunden Fahrzeit, waren uns, Gepäck mit inbegriffen, sieben Thaler abverlangt worden, was, auf vier Personen vertheilt, jedenfalls ein mäßiger Preis genannt werden muß. Dabei versicherte uns der Kutscher, daß sich sein Herr, der sich ausschließlich mit dem Transport der Curgäste befasse, ganz gut stehe. Heute von Plauen ins Bad, morgen aus dem Bade nach Plauen, so gehe es den ganzen Sommer. Freilich gehe dabei ein Paar Pferde zu Grunde und der Wagen werde auch nicht besser; alles Das aber zahle sich dennoch aus. Im Winter werden die Pferde zum Schmuggel verwendet, wo nichts daran liegt, wenn sie allenfalls auch im Stich gelassen werden müssen; oder sie werden zum Frühjahr für den halben Preis oder auch noch geringer verkauft, das heißt, wenn sie nicht der Wasenmeister zuvor geholt hat, um durch neue ersetzt zu werden.

Der letzte Ort, den man auf außeröstreichischem Grund und Boden passirt, ist Schönberg im sächsischen Voigtlande; der erste östreichische ist Voitersreuth. Hat man auf einer wochenlangen Reise durch Deutschland vergessen, daß man durch vieler Herren Gebiet fuhr, deren jeder, wenn es keinen Zollverein gäbe, immer noch das Recht hätte, sich einen durchforschenden Blick in unsere Koffer zu erbitten, so wird man an diese patriarchalische Sitte vorzollvereinlicher Zeiten hier wieder einmal erinnert. Die östreichische Zollaufsicht und die östreichische Grenzpolizei tritt mit ihren Ansprüchen an den Wagenschlag. Haben die Anliegen beider schon zu einer Zeit nicht zu den Annehmlichkeiten gehört, von denen die Reisenden in ihrer Heimat zu erzählen wußten, wo man es sich gefallen lassen mußte, seinen Tornister bei dem Eintritte ins Greizische, dann aus dem Greizischen ins Schleizische, dann aus diesem ins Lobensteinische durchvisitiren zu lassen und wo man somit an Reisebeschwerden und Scherereien ohnehin gewöhnt, sich aus einer mehr oder weniger nicht viel machte, so ist dies jetzt, wo man gewohnt ist, so leicht, so schnell, so bequem und im Umfange des ganzen deutschen Reichs so unaufgehalten zu reisen, noch weniger der Fall. Selbst ein noch so zurückhaltendes Verfahren der Grenzbeamten vermag der Sache keine angenehme Wendung zu geben und der eingefleischteste Zollenthusiast ihr keine reizende Seite abzugewinnen. Die Idee der Zolleinigkeit und die für den Reisenden insbesondere daraus erwachsende Bequemlichkeit sitzt bereits zu tief im Bewußtsein des Publicums. Wir finden uns nicht berufen, vor dem Zollhause zu Voitersreuth die besondern Interessen Oestreichs einer Erörterung zu unterziehen. Der Platz für diese sind die grünen Tische der Zollconferenzen. Als Badereisende jedoch glauben wir, indeß unsere Felleisen und Reisetaschen die innere Musterung passiren, uns einiger Worte pro domo nostra nicht enthalten

zu müssen. Was sind wir Badereisende? Consumenten, und zwar die besten, die es gibt. Ein hamburger Kaufmann, der nach Wien zu Markte geht, consumirt daselbst auch, er bringt etwas Geld ins Land; aber er schließt da seine Verkäufe ab und trägt wieder Geld, seinen Gewinn, mit hinaus. Der Fremde dagegen, der ein Bad besucht, führt diesem sein Geld ausschließlich zu, um es da zu lassen, ohne etwas dafür mit fortzunehmen. Er bringt es ins Land, um dafür eine Anzahl von Bechern aus einem Quell zu schöpfen, also ein Product zu consumiren, das weder angebaut noch fabricirt wird, das ohne Aufwand von Arbeit und Capitalien auf dem Raume einer Quadratklafter Bodens dem Erdschoose entspringt. Wohnung und Anstalten, die ihm den Gebrauch des Wassers möglich machen, bezahlt er ohnehin besonders. Er ist also unbedingt ein Consument, der Geld für ein Glas Wasser ins Land bringt und nichts mit hinausnimmt, also Consument ersten Ranges. Sollte ein so rarer Gast nicht von dem Staate, dem er sein Geld geradezu ins Haus bringt, einiger Berücksichtigung werth befunden werden? Und läge es nicht innerhalb der Grenzen einer zu erwartenden Billigkeit, wenn er sich an den Schranken der Zollhäuser, an denen vorüber der Weg zu einem der Bäder führt, einigermaßen einer gewissen ausnahmsweisen Behandlung zu erfreuen hätte? Nicht von jedem Dänen oder Schweden, der nach Karlsbad reist, kann man erwarten, daß er den Zolltarif inne habe. Soll er darum, weil er seine 20 Gläser Sprudel mit seinen Dukaten aufzuwiegen kommt, auch noch gehalten sein, für die 20 Cigarren, die er sich von Bremen mitgenommen, besonders zu zahlen? Es liegt unbedingt etwas darin, was dem Gefühle der Billigkeit entgegenstrebt, wenn Consumenten, nach denen man sich mit aufgehobenen Händen sehnt, und von denen ganze Ortschaften, ja ganze Gegenden ihren Erwerb haben, nun da sie kommen, auch noch der Gefahr einer Geldstrafe ausgesetzt sein sollen, weil sie Dies oder Jenes, wovon sie oft nicht wußten, daß es einem Zolle unterliege, anzugeben unterließen. Kann man füglich verlangen, daß eine Dame die Baumwolle, die Seide, die sie mitbringt, um sie im Bade zum Zeitvertreib zu verarbeiten und verarbeitet wieder auszuführen, bei ihrem Eintritt versteure? Ist es gut zu rechtfertigen, daß der Badegast, dem aus der Heimat von theurer Hand eine Stickerei, ein Daguerreotyp zugesandt wird, die erstere verzolle und das letztere erst der Censur vorlege, ob es ihm ausgefolgt werden dürfe und dann ebenfalls verzolle? Die Grenzbewachung fühlt dies sehr wohl und drückt, wo sie nur immer kann, ein Auge zu, wo das Gesetz es zu thun vergessen. Dies führt jedoch nur einen unsichern und daher mehr belästigenden als annehmlichen Zustand herbei und bereitet dem Schmuggel goldene Zeiten. Denn thatsächlich ist, daß alle Welt schmuggelt, nicht

um den oft sehr geringfügigen Zoll zu ersparen, sondern um den damit verbundenen, oft sehr zeitraubenden und complicirten Manipulationen auszuweichen. Die Qualität der östreichischen Cigarren, die in den Bädern verbraucht werden, ist in Verhältniß zu den Rauchern daselbst eine unbedingt geringe. Von 1000 außerkaiserlichen Cigarren jedoch, die auf allen Straßen geraucht werden, sind 999 eingeschmuggelt. So aber ist es mit hundert andern Dingen auch der Fall. Wäre es nicht klüger und billiger, den Curplätzen einen gewissen Grad von Freihafenthum zuzugestehen, was um so leichter wäre, da sie fast alle innerhalb der Grenzbezirke liegen? oder mindestens den Badereisenden, der sich evident als solcher documentirt, in Bezug auf Alles, was er augenscheinlich zu persönlichem Bedarfe mitbringt oder zugesandt erhält, der Zollfälligkeit zu entheben? Was hierdurch dem Staate an Einkommen entfiele, müßte sich, wie wir nicht ohne Grund glauben, in den Bädern durch eine gesteigerte Frequenz ausgleichen.

Auch von unsern Pässen wird vor dem Zollhause Einsicht genommen. Sie wie unsere Reisetaschen sind in bester Ordnung und unsere Kalesche setzt ihren Weg ungehindert fort. Nicht eines Gleichen konnte sich ein andrer Wagen erfreuen, der unmittelbar hinter uns „in die Schranken" trat. Zwei Damen, die darin saßen, sahen sich, indeß wir weiterreisten, genöthigt, den Rückweg anzutreten. Sie waren nämlich, in der guten Meinung, das böhmische Bad, das sie zu besuchen gedachten, liege noch innerhalb Deutschland, blos mit ihren Paßkarten versehen, wir wissen nicht aus welchem preußischen Orte hinweggereist, und mußten nun zu ihrem nicht geringen Schaden, Schrecken und Leidwesen erfahren, daß solche zu dem Besuche eines Bades innerhalb der Grenzen des Kaiserstaats durchaus nicht ausreichen. Der Grenzbeamte drückte sein Bedauern in den höflichsten Worten aus. Das Peinliche der Situation empfand er selbst durch und durch; aber er konnte es nicht ändern. Den Damen blieb nur übrig, in dem Grenzwirthshause die Ankunft eines Garanten oder ihrer nachzuholenden Pässe abzuwarten oder umzukehren und sich in eins der außeröstreichischen Bäder zu wenden. Sie zogen, wie wir es selbst gethan hätten, das Letztere vor. Niemand kann verlangen, daß irgend ein Staat der Welt misliebigen Personen den Eintritt erleichtere oder preisgebe. Auch wir verlangen das nicht und am wenigsten von Oestreich, so wenig sich auch der täglichen Erfahrung nach das Paßwesen als ein vollkommen ausreichendes Präventiv gegen Dergleichen erweisen mag. Daß jedoch Personen, die unzweifelhaft blos ins Bad reisen, auch in dieser Beziehung der möglichste Vorschub geleistet werde, wäre ebenso klug als billig. Unstreitig könnte die Badefrequenz nur gewinnen, wenn Paßkarten ebenso gut wie Pässe als genügende Legitimationen angesehen würden. Der Frem-

denpolizei geschähe dadurch nicht der mindeste Abbruch. Eine Karte, mit der man unbeanstandet durch ganz Deutschland reisen kann, sollte man meinen, dürfte auch zur Reise in ein Bad genügen, das am Ende ja auch ein deutsches ist. Werden Paßkarten als zum Besuche der böhmischen Bäder, die ja ohnehin fast alle im Grenzbezirke liegen, ausreichend anerkannt, so ist ja dadurch noch nicht möglich geworden, mit ihnen auch tiefer ins Land zu reisen. Zudem könnten sie ja gegen einen Badeaufenthaltschein dem Reisenden an der Grenze abgenommen und beim Austritt wieder ausgefolgt werden. Selbst eine Rundreise über Prag z. B. zurück, wie sie von so Vielen unternommen wird, könnte gestattet werden, wenn darum angesucht wird. Misbrauch oder Einschleichen misliebiger Personen ist dabei kaum denkbar und wenn ja, so doch nicht in ausgedehnterm Maße als bei Pässen, die zuletzt doch auch nur Reisedocumente von etwas größerm Formate sind!

Ueber die Entwickelung der Rechtsidee in nationaler und historischer Hinsicht.

Von

Gustav Lentz.

Man hat das Recht, wie die übrigen Theile des geistigen Volksbesitzthums, wie seine Lieder, seine Sagen, sein Epos, nicht unglücklich den Hort oder Schatz des Volks genannt, dessen Wesen bekanntlich eben darin besteht, eine vetus quaedam depositio zu sein, cujus non exstat memoria, ut jam dominum non habeat. Aus der Subjectivität eines Einzelnen, wenn auch allerdings Eines, der sich als Theil des organischen Volksganzen fühlt, ist ursprünglich jedes geistige Volksbesitzthum hervorgegangen. Nur daß diese Urheberschaft, bei Ueberlieferung von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht, leichtlich untergehen konnte und untergehen durfte, indem, was der Einzelne zu dem Allen gehörigen geistigen Volksschatze hinzutrug, von ihm nur insofern geschaffen wurde und auf Dauer rechnen konnte, als er dabei, von dem Wehen des Volksgeistes durchdrungen, als dessen Organ auftrat. Es ist eine, wenn nicht mystische, doch nichts erklärende Weise der Betrachtung, wenn man, wie das Lied, die Sagen, das Epos, so auch das Recht eines Volks als das Erzeugniß des „Volksgeistes“ hinstellt; ähnlich wie man dem „Weltgeist“ das Geschäft übertragen hat, die Politik zu besorgen. Als ob man das Product begreifen könnte, ohne seine Factoren zu kennen! Ja als ob es etwas erklären hieße, das Product bringe sich selber hervor! Als ob die „Naturnothwendigkeit“, auch

in den Kreisen, wo sie wirklich waltet, sich nicht in gewisse, dem Nachdenken zugängliche und von dem Nachdenken wirklich gefundene Gesetze auflöse, kraft deren sie sich, in Nothwendigkeit und Freiheit zugleich, vollzieht! Nicht weil die „Werkstätte, in der das Recht bereitet worden", dunkel ist, könnt ihr sein Entstehen nicht begreifen, sondern weil ihr mit blöden, umflorten Augen hinzugetreten seid, wenn ihr nicht gar, ich lasse unentschieden, ob culpa, oder dolo malo, jedenfalls culpa lata quae dolo aequiparatur, die eurer Göttin abgeborgte Binde umgelegt hattet.

Alles, was zu dem durch Tradition vererbten geistigen Volksbesitzthum gerechnet werden muß, stellt sich zwar als ein Objectives, aber nicht als ein Absolutes heraus: das Volksbewußtsein ist die überwältigende Macht, welche die Volksangehörigen hindert, daß sie aus der Kindheit heraustreten und zum Ich-sagen gelangen können; ihr Bewußtsein, ihre Auffassung von Gott, Welt und Natur kommt nie über das sermocinari tanquam ex vinculis hinaus. Daher ist die Form, in der sich alle geistige Volkserrungenschaft offenbart, nicht die krystallene Durchsichtigkeit des logischen Gedankens, in dem sich Inhalt und Form decken, sondern die träumerisch ahnungsvolle der Poesie und hat man daher in Wahrheit von der Poesie im Rechte sprechen dürfen. Sofern man unter Poesie und Recht nur Das zu verstehen hat, was sich durch volksmäßige Tradition fortpflanzt, „hält es allerdings nicht schwer zu glauben", daß beide „miteinander aus Einem Bette aufgestanden sind". Für den blos nationalen Standpunkt ist gewißlich nur die Gerechtigkeit recht und untrüglich, die „aus der ältesten frommen Kundschaft" gewonnen wird: wie den auf diesem Standpunkt Stehenden auch nur solche Sagen behagen mögen, die sie „mit der Milch eingesogen und bei sich unter einem Dache haben wohnen sehen". Daher in der Form der Rechtssätze, wie in der Poesie, die Tautologien oft bis zur Dreiheit, oft mit Alliterationen wiederkehrend; die Sprache meistentheils gewichtig und stark; weniger abgebrochen und kurz, als langsam, mit Nachdruck schleifend, ohne matt schleppend zu werden; nie dünn und leer, ein langes Gewand, angemessen der Würde des Richteramts. Nicht minder zeigt sich die Poesie des Rechts in einzelnen Rechtswörtern, besonders im Personenrecht, wie, um nur eins anzuführen aus dem deutschen Recht, der Satz: „Das Erbe geht vom Schwert auf die Kunkel", weit „lebendiger" ausgedrückt ist, als unsere Juristensprache es vermöchte. Noch mehr aber in ganzen Sätzen, in allen ursprünglichen Rechten, vornehmlich aber im Deutschen, so recht in Poesie getauchten. Hier nur einige der malendsten Sprüchwörter: „Das Erbe geht nicht aus den Busen"; „Blutige Hand nimmt kein Erbe"; „Der Letzte schließt die Thür zu"; „Trittst du mein Huhn, wirst du mein Hahn";

„Was die Fackel zehrt ist Fahrniß"; „Kirchengut hat eisernen Zahn". Allerdings ist es gemütherfrischender, in dem alten friesischen Asegabuch statt „vaterlose Waise" zu lesen: „dessen Vater so tief und dunkel mit vier Nägeln ist unter die Eiche und unter die Erde bedeckt"; oder auch noch im Sachsenspiegel für „Sing- und Raubvögel": „singende Vögel und krimmende Vögel". Und nicht blos formell, sondern auch materiell offenbart sich in poetischen Bestimmungen das Durchwachsensein des Rechts mit Poesie. So wird noch 1576 in einer Holzdingsordnung der Umfang einer Poßgerechtigkeit zu bestimmen gesucht: „daß einer soweit Plaggen machen (Poß werben) kann, als, wenn er den linken Fuß auf das Feld, den rechten in einen Zaun stellt, er mit der rechten Hand einen Hammer unter dem linken Fuß wegwerfen mag". Ein Recht soll dauern: „so lange der Wind weht, der Hahn kräht und der Mond scheint". Der Erstgeborene empfängt über sein Erbtheil noch „den Hahnenflug"; es wird bei Landverleihungen soviel gegeben, als der Schenknehmer „während des Mittagsschlafs des Kaisers, oder in einem Tage auf einem Pferde, oder einem Esel, bereiten, oder mit einem Scheffel Gerste umsäen, oder mit Thierhäuten eindecken mag". Namentlich im altdeutschen Recht ist bei Verleihungen und Dienstbarkeiten „ein fröhlicher", dem Ungefähr freies Spiel lassender Ansatz lieber als das „dürre" Wort. Die Erb- und Handelsfähigkeit wird poetisch mannichfach beschrieben; der partus vivus et vitalis wird am Aufschlagen seiner Augen erkannt, und daß das Neugeborene den Gipfel und die vier Wände angeblickt (und beschrien) habe. Nach dem Sachsenspiegel kann der Mann fahrende Habe vergeben „on laub der erben in allen stedten, allein daß er sich vermüge, daß er begürt mit einem schwert und mit einem schilt aufs roß kommen müg von einem stein oder stock einer daumellen hoch ohn manns hülf, also daß man ihm das roß und den stegreif halte"; ein Bürger, „dieweil er so stark ist, daß er ohn Hülf zu wegen und straßen gehen und so lange stehen mag, bis er im gehegten Ding die Gab getan hat", — im Sichbette aber, „was er über das Bettbrett hinwegreichen mag"; — ein Bauer, „so lang er einen umbgang umbpflügen mag eines Morgens lang"; — eine Frau, „so lang sie zur Kirche gen mag, als sie davon gesessen ist zwanzig Ruten weit". Vor allem aber kann die Poesie des Rechts, des Volksrechts, aus den Rechtssymbolen erkannt werden, gewiß nicht leeren Erfindungen zum Behuf der gerichtlichen Form und Feierlichkeit, deren jedes sicherlich seine nicht blos durch Alter geheiligte, sondern auch seine historische, nur nicht mehr immer erkennbare Bedeutung hatte, und die sich, gleich denen der Kirche, in die letzten Elemente, Erde, Wasser und Feuer, auflösen.

Das ist nun freilich nicht die Form „abstracter Regeln", in „dürre"

Worte gefaßt; gemütherfrischend, sinnig, poetisch sind diese Rechtsbestimmungen: nur muß man sich hüten, in ihnen, die bestimmen wollen und sollen, ohne Bestimmtheit in Form und Inhalt, die allein der Gedanke hat, wenn er in der Form des Gedankens auftritt, aus poetisch historischem Vorurtheil, eine weit „deutlichere und gründlichere" Fassung zu erblicken, als die Sprache der Gesetze und der Fortschritt juristischer Bildung sie zu geben im Stande sind. Auch die Kinder drängt es, was in „lebendiger Anschauung" ihnen vorschwebt, auszusprechen, und wer immer unter und mit diesen Kleinen gelebt hat, kennt es, wie sie oft in sinnigster Weise diesem Drange ein Genüge zu thun wissen. Die Völker aber sind und bleiben Kinder: wenn man die Weltgeschichte so oft in Perioden getheilt hat, welche den Lebensaltern des Einzelmenschen entsprechen, so ist es wahr, daß das Menschengeschlecht so lange im Alter der Kindheit zugebracht hat und noch zubringt, als es sich in den organischen Kreisen bewegt, die wir Völker nennen, innerhalb deren auch das Absolute nicht als der mit Bewußtsein sich selber setzende Gedanke, sondern in der Form des nur durch die Tradition objectiv Gewordenen auftritt.

Wenn nun der Kreis der Sitte, welcher die Beziehungen umfaßt, die wir mit einem jetzt nicht mehr in ursprünglicher Reinheit gebrauchten, mit unserer spätern juristischen Bildung gefärbten Worte das Recht nennen, durch die Tradition objectivirt, ein integrirender Theil des gesammten geistigen Volksschatzes ist, so scheint es nicht wunderbar, daß jeder dem Volksverbande Angehörige von ihm gleichsam inficirt gedacht wird. Wie die Völker ihren äußern Habitus als einen character indelebilis an und mit sich herumtragen, ohne ihn je verleugnen zu können, so sind sie auch von ihrer, naturwüchsig aus und in ihnen entstandenen, geistigen Gesammteigenthümlichkeit so durchdrungen und durchfasert, daß, wenn es sich um rechtliche Beziehungen unter Angehörigen verschiedener organischer Volksindividualitäten handelt, jeder nur nach dem Kreise der Sitte behandelt werden darf, die mit ihm verwachsen ist. Daher die stets bemerkte, aber nie erkannte Eigenthümlichkeit des sogenannten Systems des persönlichen Rechts, nach welchem im Collisionsfalle nicht die Territorialität, sondern die Volksangehörigkeit das Kriterum bildet, welches Recht zur Anwendung zu bringen sei. Dieser Rechtsanschauung der germanischen Völker verdanken wir es vornehmlich, daß das Römische Recht während der Barbarei des Mittelalters nicht untergegangen: den unterworfenen Römern und römischen Provincialen ließ man ihr Recht, das man eben auch nur für ein nationales hielt, wie man selbst eins hatte. Hauptsächlich nur dadurch erklärt es sich, daß das Römische Recht auch nur im Mittelalter „eine Geschichte" hat, und, wenn man dieselbe schreiben will,

so wird man im Wesentlichen diesen Gedanken zu variiren und zu exemplificiren haben.

Daß aber Collisionen möglich sind unter den Rechten der verschiedenen Völker, sagt Dasselbe, was die historische Schule lehrt, daß jedes Volk sein Recht hat: und ich stehe nicht an, auch diesen Satz für richtig anzuerkennen. Wie wäre es auch anders möglich, nach Dem, was über die organische Entwickelung des Volks in physischer, psychischer und geistiger Beziehung bei Jedermann feststeht? Wie könnten Bestimmungen, die weder in Form noch Inhalt bestimmt sind, und daher auch in der That nicht bestimmen, je, wenn nicht durch einen unerklärlichen Zufall, überall dieselben sein? Wir gehen nicht darauf aus und können, nach der Natur des Volks und seines geistigen Gesammteigenthums, nicht darauf ausgehen, ein Absolutes, Endgültiges hinzustellen. Und nur dies würde das sein, was sich selber immer wieder gleich wäre, wie in allem Geistigen, so auch im Recht: dies erst wäre die Gerechtigkeit der Pythagoräer, nach denen sie ja sein sollte ἰσάκις ἴση. Vergegenwärtigen wir uns aber noch einmal an einem Beispiel, das ich wiederum Jakob Grimm, dem wahren deutschen Rechtsschatzgräber, entlehne, die Art und Weise, wie in rechtlichen Beziehungen Bestimmungen im volksmäßigen Recht getroffen wurden. Wenn eine Holzberechtigung quantitativ normirt werden soll, so lassen sich mehrfache Bestimmungen denken, in denen dies geschehen kann: bei Servituten gibt das wirthschaftliche Bedürfniß des herrschenden Grundstücks z. B. eine, wenn nicht in einer Zahl ein für alle mal ausgedrückte, doch in sich bestimmte Norm; bei gemeinschaftlichem Eigenthum an Waldungen kann entweder der Reinertrag quotisirt, oder den Genossen ein bestimmtes Abholzungsquantum festgesetzt, oder ihre Berechtigung an gewisse auf dieselbe bezügliche Ereignisse, wie Neu- und Reparaturbauten, geknüpft werden, wo dann der Bedarf wieder ein in sich selbst bestimmtes Kriterium abgibt. Wie verfährt nun das volksmäßige, traditionelle Recht? Mit aller Sinnigkeit und poetischen Frische sagt unter Andern das büdinger Forstbuch: „ein jeglich Geforstmann, der ein Kindbett hat, ist sein Kind eine Tochter, so mag er einen Wagen Holz von Urholz verkaufen auf den Samstag; ist es ein Sohn, so mag er es thun auf den Dienstag und Samstag von liegendem Holz oder von Urholz und der Frau davon kaufen Wein und schön Brodt, weil sie Kindes einliegt." Wie hier das allezeit fröhliche, aber rein zufällige, nicht periodicirte und mit dem Markgenossenschaftsrecht in gar keinem Zusammenhange stehende Ereigniß des Vaterwerdens zur Fixirung der Berechtigung in zeitlicher Hinsicht dienen muß, so hätten auch andere Vorkommenheiten des Lebens, fröhlicher (warum, gleichsam zum Trost, auch nicht trauriger?) Art, zur Normirung benutzt werden können, und würden dann ebenso

viel verschiedenes Recht (in dem Sinn von Rechtssitte) gegeben haben. Daß aber in diesen und ähnlichen Fällen, unter den unendlich verschiedenen Möglichkeiten, derartig rechtliche Dinge zu treffen, das eine Volk oder ein Zweig desselben gerade diese gewählt hat, während andere bei andern beliebt worden sind, dies erklärt sich vollkommen aus der geistigen Gesammtanlage des Völkerganzen und ihrer organischen Theile. In diesem Sinne kann man daher allerdings sagen, aus dem Volksgeist erzeuge sich das Recht, sofern man sich dabei nur stets erinnert, daß hierunter nicht ein mystisch nebuloses Wesen verstanden werden darf, welches gleichsam als das gestaltende Princip über den Wassern des Volks schwebte, sondern daß es ursprünglich immer Individuen aus dem Kreise des Volksganzen oder seiner organischen Theile sind, welche nur als Organ auftreten. So verschieden deshalb die Völker in ihren Verästelungen und Verzweigungen, so verschieden in der That auch ihr Recht.

Wenn nun das Recht, gleich allem übrigen Gesammteigenthum des Volks, seine Objectivirung dadurch erhält, daß es, von den Vorvätern ursprünglich aufgerichtet, von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird, so ist damit auch von selbst gesagt, daß die eigentlich lebendige Rechtserzeugung in die anfänglichen Zeiten der Völker und ihrer organischen Glieder fällt. Es ist daher eine, mit richtigem historischen Sinn gemachte, wahre, nur mit nichts erklärte Bemerkung Savigny's, daß das Jugendleben der Völker am fruchtbarsten für die Rechtserzeugung sei. Es gilt davon das Gleiche wie von dem übrigen naturwüchsigen geistigen Gesammteigenthum des Volks, namentlich seiner Poesie: ihre Stoffe sind in frühesten Zeiten erwachsen; im Ganzen dieselben bleibend, erhalten sie sich durch stete Ueberlieferung und verwachsen immer inniger mit dem Volk. Zu neuen originalen Schöpfungen sind die Völker in ihrem weitern Entwickelungsgange (und darin liegt eben ihre Einseitigkeit), als blos organische Gebilde, nicht wohl befähigt; ihre weitere geistige Thätigkeit im Laufe der Zeiten besteht in fast nichts Anderm als in Entwickelung der überkommenen Keime und in Umformung des überlieferten Inhalts. Man kann daher unserm Jakob Grimm nur beistimmen, wenn er, in der Durchführung des Parallelismus zwischen Recht und Poesie, sagt: „Keinem Dichter gehört das Lied; wer es sang, wußte es blos fertiger und treuer zu singen: ebenso wenig ging das Ansehen des Gesetzes aus von dem Richter, der kein neues finden durfte; sondern die Sänger verwalteten das Gut der Lieder, die Urtheiler verweseten Amt und Dienst der Rechte." Obgleich die sinnige Sprache den Richter „Finder" und „Schöpfer" des Rechts genannt, wie die Dichter „Trobadores" und „Poeten", so ist dies doch vorzugsweise nur wahr von denen,

in welchen der Volksgeist, in Recht und Dichtung, zuerst mächtig gewesen, so zu sagen Fleisch geworden war.

Und doch muß ich Dem, was ich eben gesagt, sogleich eine Beschränkung, in doppeltem Sinn, hinzufügen. Die wesentlich gleiche Lebensstellung, sowie die ebenso wesentlich gleiche geistige Ausbildung, nicht minder, räumlich, das engere Beisammenwohnen, sind ebenso viele erklärende Ursachen, warum in den anfänglichen Zeiten jedes Volksganzen oder eines seiner organischen Glieder die Rechtfindung sowol als die Rechtskunde und Rechtsübung in allen, jenen Volkskreisen Angehörigen gleich groß und gleich bedeutend war. Mit dem Eintritt in verschiedene Lebenskreise, mit dem immer wachsenden Auseinandergehen der geistigen Ausbildung, mit der räumlichen Ausbreitung (die selber nur wieder eine Folge davon ist, daß die Zahl der Angehörigen eines Volkskreises in demselben Verhältniß zunimmt, als auch die Bande des gemeinschaftlichen Blutes schwächer werden), ist es nicht blos natürlich, sondern nothwendig, daß die Kunde und Uebung des von den Altvordern gefundenen und von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Rechts in eben dem Grade aufhört, eine Allen gemeinsame zu sein. Je weiter der Kreis wird, der die unverläßliche, nur von Mund zu Mund gehende, nichts von dem „scripta manent" an sich tragende Tradition erfüllen soll, um so weniger lebendig wird sie zu Aller Munde dringen; je weiter ihre Wellenringe sich in concentrischen Schwingungen von ihrem eigenen Mittelpunkte entfernen, desto schwächer und unausgeprägter müssen sie werden, selbst dann, wenn, wie doch in spätern Zeiten nicht mehr der Fall ist und nicht mehr der Fall sein kann, gleiche Lebensstellung und gleiche geistige Ausbildung alle Angehörigen desselben Volkskreises als gleich geeignete Gefäße für die Aufnahme der überlieferten Rechtssitte erscheinen ließen. Daher kommt es denn, daß, selbst schon in verhältnißmäßig noch frühen Zeiten des Volkslebens, in der Mehrzahl der Volksangehörigen eine Unbekanntschaft mit dem Inhalt des eigenen Rechtsschatzes hervortritt, die es bei rechtlichen Verwickelungen nothwendig macht, daß, statt der frühern Betheiligung Aller an den rechtlichen Entscheidungen, nur einzelne Kundige, Sachverständige, Recht-weisende Männer (Sapientes, Sachibarones, Judices) auftreten: nicht als ein, die übrigen Glieder des Volkskreises repräsentirender Juristenstand, dem allein fortan die Weiterbildung des Rechts anheimgefallen wäre, sondern als Hüter des dem ganzen Volk angehörigen Rechtsschatzes, ganz so, wie die Sänger Hüter werden des Horts der Volkspoesie. Das Recht hört darum nicht auf, ein sich wesentlich nur durch Tradition fortpflanzendes zu sein; nur daß die Tradition nicht mehr alle Individuen des Volkskreises mit ihrer lebendigen Kraft zu durchdringen vermag. Im Gegentheil, selbst die Versuche, das Recht

über das ihm eigenthümliche Medium der traditionellen Ueberlieferung herauszuheben und es gesetzgeberisch zu fixiren, erweisen sich als fruchtlos, so lange der Volksgeist, wenn auch nur in den Kundigen, Träger seines Inhalts findet. So war (um auch hier wieder ein Beispiel aus der nationalen Entwickelung unsers Deutschen Rechts zu nehmen) einer der ersten Schritte, welche die sich entwickelnde Macht des Königs that, sich einen unmittelbaren Einfluß auf die Gesetzgebung zu verschaffen. Es ist ja namentlich von jenem Karl bekannt, in dem die moderne Staatenbildung ihren ersten großen Helden feiert, daß er die Gewohnheiten der von ihm unterworfenen Völker, welche noch keine geschriebenen Gesetze hatten (namentlich also der Thüringer, Friesen und Sachsen), sammeln und aufzeichnen ließ, wie er andererseits, ganz in dem Geist des nationalen Rechts, die bestehenden Rechtsbücher, sowol der römischen Provincialen, als der Franken, Burgunder, Westgothen, Alemannen, Baiern und Longobarden bestätigte und ihnen theilweise Anhänge und Auszüge aus den Capitularien beifügte. Aber schon sein gleichzeitig lebender Biograph bemerkt, daß der Zusätze nur wenige gewesen und daß auch in diesen nicht das Richtige getroffen sei. Das Volksrecht war damals noch so lebendig und fühlte sich in der Tradition so in seinem Element, daß man bald nach dem Tode des großen Karl nichts mehr von den Volksgesetzen hört und alles Recht fortan wieder auf Gewohnheit beruht: ein unwiderleglicher Beweis, daß jene Zeit keinen „Beruf zur Gesetzgebung" hatte, und daß die Versuche zu derselben nicht aus einem Bedürfnisse des Volks hervorgegangen waren. So lange die Reichsgewalt ohne Concurrenz mit den sich bildenden Territorialgewalten bestand, blieb die Gesetzgebung dem sich in seinen eigenen Kreisen bewegenden Volksrecht fern, das vielmehr lediglich in den Kundigen seine Träger fand.

In jedem Volksganzen oder Volksgliede tritt aber, eben weil es, auch in seinem geistigen Theil, ein blos organisches Gebilde ist, im Laufe der Zeiten eine Periode des Schwachwerdens ein, die damit schließt, daß es dem Gesetze alles organischen Lebens verfällt, der Negation seiner selbst. Es ist wahr, was Hegel von den Völkern und ihren Geistern sagt, daß sie sich ausleben, und dann, wenn auch noch ein Dasein, doch nur ein schattenhaft gespenstisches führen, blutlose Schemen, aus denen Geist und Leben gewichen. Ihre religiösen Ueberlieferungen gehen, mit dem Glauben an sie, zu Grunde; der reiche Born ihrer Poesie versiegt; der kundigen Hüter des Rechtsschatzes werden immer weniger, nachdem er schon lange aufgehört hatte, ein gemeinsames Eigenthum aller Volksangehörigen zu sein: der von Generation zu Generation überlieferte Hort des Rechts läuft Gefahr, wie der im Liede der Nibelungen, in die Fluten der Vergessenheit zu versinken, sodaß Niemand

die Stätte bezeichnen kann, wo die reichen Kleinodien ruhen. In dieser Angst, das kaum noch durch wenige Hüter Bewahrte ganz verloren gehen zu sehen, erwacht in diesen selbst die Bemühung, den ihnen anvertrauten, dem ganzen Volke oder Volksgliede gemeinsamen Schatz nicht mit sich untergehen zu lassen, ihn vielmehr fest im Schrein der Schrift zu verwahren und allen Volksangehörigen die Sammlung als einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie das Bild ihres eigenen Wesens zurückgestrahlt erschauen mögen. Auch hierfür wähle ich das allbekannte Beispiel des Sachsenspiegels aus der deutschen Rechtsentwickelung. Eyke von Repgow hat in seinem herrlichen Rechtsbuche (nicht blos der Anlaß, sondern auch die Grundlage für alle folgenden ähnlichen Werke) das klare Bewußtsein von der Nothwendigkeit, den Schatz des Volksrechts, den er noch in sich lebendig fühlte, nicht mit sich begraben zu lassen, sondern das Sachsenrecht, als einen Spiegel, seinen rechtsunkundigen Landsleuten vorzuhalten. Ich kann es mir nicht versagen, aus der rhythmischen Vorrede, in der kernigen niedersächsischen Sprache, die bezeichnendsten Stellen hierher zu setzen:

„mag ich ouch, ich will bewaren,
Daz min scaz unter der Erde
mit mir icht vor werde.
Von gotes halven de gnade min
sol al der werlt gemeine sin."

„spiegel der Saren
Salz diz buch sin genannt,
wende Saren recht ist hier bekannt,
Als an einem spiegeln de vrouven
ire Antlitze beschouwen."

Er fühlt aber, wie in ihm allein die Kunde des Rechts nicht mehr ausreicht, und bittet daher Alle, die noch Rechtes wissend sind, ihm mitzutheilen, was er etwa übergangen. Auch diese Stelle aus dem Buche des Spieglers, selber ein Spiegel deutschen, frommen, bescheidenen Männersinns, in dem sich unsere unfehlbaren Gelehrten sowie das Eintagsfliegenvolk unserer fahrigen literarischen Bummler beschauen mögen, soll hier ihren Platz finden: „Des heiligen Geistes minne, die sterke mine sinne, dat ick recht unde unrecht der sassen besceide nach godes hulden unde na der werlte vromen. Des ne kan ick al eine nicht dun. Dar umme bidde ick to helpe alle gude läde die rechtens geret, of in jenich rede bejegene, de min dumme sin vermide und dar dit buk nicht af ne spreke, dat se dat na rechte besceiden na irem sinne, so sie't rechtes weten." —

Aber es ist nicht allein der im Wesen der Tradition und der Kraftabnahme des Volksgeistes begründete Mangel der gemeinsamen leben-

digen Durchdringung aller Angehörigen eines Volkskreises mit dem Inhalte des Rechtsschatzes, der diesem den Untergang droht. Diese Gefahr wäre vielleicht durch solche Arbeiten wie die Eyke's von Repgow und seiner Nachfolger zu vermeiden gewesen. Was im Laufe der Zeit mit unablässiger Steigerung an dem innersten Lebensnerv der überlieferten volksmäßigen Rechtssitte nagt und in ihr eine Zerstörung von innen heraus bewirkt, ist das Leben selbst. Das Leben bringt sich täglich neu hervor; neue gesellige und damit neue rechtliche Beziehungen tauchen unaufhörlich im Laufe der Zeiten auf; Fragen, die unabweislich ihre Beantwortung fodern, werden stets von neuem gestellt; jeder Tag gebiert andere rechtliche Verwickelungen in so reicher Fülle wie die Combinationen des Schachspiels: practica est multiplex. Der Schatz der überlieferten Rechtssitte, vor Alters gefunden, geschaffen und deponirt, von Männern und in Zeiten, wo einfache Verhältnisse einfache Lösung foderten und fanden, reicht nicht mehr immer aus, die Combinationen des sich mehr und mehr ent- und verwickelnden Lebens zu lösen. Auch der reichste Schatz überlieferter, objectiv gewordener Rechtssitte wird erschöpft: und Diejenigen, die seinen Hütern, die Anweisung in der Hand, Lösungen ihrer Verwickelungen abfodern, müssen es oft über sich ergehen lassen, ihre Anweisungen nicht honorirt zu sehen, weil die verschriebene Münze nicht vorhanden ist. Indeß die rechtlichen Fragen müssen beantwortet werden, die rechtlichen Verwickelungen widerstreitender Interessen fodern unabweislich ihre Lösung, wenn nicht ein Krieg Aller gegen Alle und ein Versinken in thierische Roheit die unvermeidliche Folge sein soll. In diesem Sinne sind die Rechtsübenden auch in spätern Zeiten des volksmäßigen Rechtslebens, wenn auch nicht mehr in freier schöpferischer Thätigkeit, doch durch den Drang der zwingenden Nothwendigkeit, dahin geführt, „Finder" und „Schöffen" des Rechts zu sein und zu bleiben. In solcher Thätigkeit sind sie aber gehemmt durch die objectiv ihnen gegenüberstehende, von den Altvordern überlieferte Rechtssitte, mit der sie ihr Neugefundenes in Einklang zu bringen haben. Das nothwendige Eintreten dieser Reflexion würde sie in genialisch freigestaltender Schöpfungskraft selbst dann hemmen, wenn auch noch, wie nicht mehr der Fall, dieselben patriarchalischen Zustände Demjenigen, was sie als neues Recht weisen, die gleiche Autorität verliehen wie ihren Altvordern. Als diese die den Schatz überlieferter Rechtssitte bildenden, rechtlichen Normen hinstellten, brauchten sie nur in sich selber hineinzugreifen und aus dem eigenen Selbst die Entscheidung zu holen, der nachgelebt wurde, weil sie von ihnen erlassen war, an die man sich ja nur wandte, weil man ihr folgen wollte, und die, für sie und Andere schon darum eine Festigkeit erhielt, weil sie, einmal erlassen, gegenständlich geworden war. Gerade das Alter und die

Ueberlieferung ist es, was in spätern Zeiten der nicht absoluten, sondern nur objectiven Rechtssitte ihre Macht verleiht, die sie nicht der logisch bindenden Consequenz absoluter Principien und deren Entwickelung verdankt. Das von den Rechtsübenden ausgehende Neue wird also, da man sie ja nur als Hüter des Ueberlieferten betrachtet und verehrt, von dem Glorienschein des Alterthums nicht umleuchtet, durchaus nicht die willige Folge finden wie die anfänglich gesetzten Rechtsnormen; man wird, mit Eyke von Repgow, sehr geneigt sein, dem Richter, der neue Rechte aufbringen will, die er selber erdacht, zu sagen:

— „selve hat er'z underdacht
unde wil uch mite beserenken."

Sodann ist aber auch in spätern Zeiten des Volkslebens die schöpferische Kraft auch im Geistigen im Abnehmen, da es eben auch das Geistige nur naturwüchsig producirt, weshalb die Reflexion der Tod alles geistigen Volkslebens ist.

Literatur und Kunst.

Der neueste Roman der Frau Louise von Gall: „Der neue Kreuzritter" (Berlin, A. Duncker) gibt einen erfreulichen Fortschritt dieser talentvollen und anmuthigen Erzählerin zu erkennen. Interessante Charakteristik, Leichtigkeit der Darstellung und ein höchst anerkennenswerthes Streben nach höherm geistigen Inhalt zeichnete auch schon die frühern Arbeiten derselben aus. Doch fehlte es ihnen daneben der Mehrzahl nach an Einheit und Sicherheit des Plans; die Ereignisse entwickelten sich noch nicht mit Nothwendigkeit aus sich selbst, wurden noch nicht von dem einen Alles umfassenden Grundgedanken des Buchs zusammengehalten, sondern waren mehr willkürlich, wenn auch meistentheils mit gutem Geschick zusammengestellt. Dieser Fehler ist in dem vorliegenden Buche überwunden; so leicht dasselbe auch gehalten ist und wiewol das Ganze mehr einer geistreich angelegten Skizze als einem ausgeführten Kunstwerk gleicht, so wird das ursprüngliche Thema doch überall mit künstlerischer Besonnenheit festgehalten und selbst die zahlreichen Episoden dienen nur dazu, dasselbe nach seinen verschiedenen Richtungen hin auseinanderzulegen. — Eine andere Frage freilich ist es, ob dieses Thema selbst ganz zu billigen, wenigstens in der Form, in welcher es der Verfasserin beliebt hat, dasselbe hier zu verkörpern. Ein junger schöner, reicher russischer Edelmann, der sich das Elend der Armen dermaßen zu Herzen genommen hat, daß er, wiewol persönlich mitten in dem Luxus und den Thorheiten der vornehmen Kreise lebend und dieselben nach Kräften theilend, doch nicht eher heirathen und sogar nicht eher lieben will, als bis er seine vermeintliche Mission erfüllt und die Regierungen für die Ausführung seiner socialen Reformen gewonnen hat — ein solcher Held, so viel Ehre er auch dem warmfühlenden und edeln Herzen der Verfasserin macht, hat doch etwas so Abenteuerliches und widerspricht den Erfahrungen der Wirklichkeit,

um nicht zu sagen den Foderungen des Verstandes zu sehr, als daß wir im Ernst an ihn glauben und uns für die Verwickelungen interessiren könnten, die aus diesem seinen Vorsatz hervorgehen. Damit wollen wir noch keineswegs behauptet haben, daß eine Figur, wie dieser Felix Walram, überhaupt unpoetisch oder, was Dasselbe sein würde, unmöglich sei: in Zeiten, wie die unsern, kann eine derartige Grille ganz wohl entstehen und selbst der Kopf, in dem sie entsteht, braucht darum noch lange kein Strohkopf zu sein, so wenig etwa wie der berühmte Ritter von la Mancha ein schlechthin Verrückter oder Blödsinniger war. Aber etwas vom Don Quixote hat der Felix Walram ohne Zweifel auch und daß die Verfasserin dies nicht genug hervorgehoben, daß sie mit einem Wort einen ernsten Roman gemacht hat aus einer Fabel, die doch nur zum humoristischen taugte, das ist der Haupteinwand, den wir gegen sie erheben müssen; es ist zu viel Herz in dem Roman und zu wenig Ironie.

Doch hat sie selbst die Schwäche ihres Buchs auch wieder sehr geschickt versteckt. Je ausführlicher sie ihre Aufgabe behandelt und in je mehr Einzelheiten sie sich dabei eingelassen hätte, um so deutlicher hätte auch der Widerspruch der Anlage hervortreten müssen; schon das Wenige, was wir von den Vorschlägen und Plänen des „neuen Kreuzritters“ erfahren, wie z. B. daß die stehenden Heere abgeschafft werden sollen rc., ist weder neu noch zweckentsprechend und flößt uns eben keine besonders günstige Meinung für die Tiefe seines Geistes oder den Reichthum seiner Erfahrungen ein. Unter diesen Umständen gereicht denn die flüchtige, skizzenhafte Behandlung, welche die Verfasserin gewählt hat, dem Buche zum entschiedensten Vortheil; rasch dahingerissen von Scene zu Scene, angezogen durch eine Menge verschiedenartiger und interessanter Charaktere, ergötzt durch zahlreiche bald pikante, bald rührende Schilderungen werden wir bei alledem immer nur auf der Oberfläche gehalten und haben, so zu sagen, gar keine Zeit, uns die Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten, die dem Ganzen zu Grunde liegen, zum Bewußtsein zu bringen. Besonders glücklich ist die Verfasserin in ihren Zeichnungen aus der sogenannten höhern Gesellschaft; so unmöglich der Held, so natürlich und lebenswahr ist die Heldin, die schöne, kokette, eigensinnige, verwöhnte und dabei doch noch unverdorbene, geistvolle, herzenswarme Dina. Minder gelungen ist Lori, die leichtfertige Schauspielerin, gleichsam das prosaische Gegenstück zu der poetischen Dina; hier zeigt sich etwas Chablonenartiges, mehr Routine als Kunst und auch die endliche Entwickelung des Charakters hat etwas Unerfreuliches, selbst Widerwärtiges. Ebensowenig können wir uns mit einem andern Schritt der Verfasserin einverstanden erklären, so berühmte Vorgänger sie darin auch hat und so sehr Dasjenige, was in unsern Augen eine Entwürdigung der Kunst ist, in der That auch den Beifall des Publicums für sich hat: wir meinen die Einführung bekannter Persönlichkeiten aus der Tagesgeschichte in leichter romanhafter Maske, als bloße Staffage und aus keiner andern Absicht oder doch wenigstens mit keinem andern Erfolg, als die Neugier des Publicums damit zu kitzeln. Wie gesagt, die Verfasserin kann sehr beliebte und sehr berühmte Beispiele für sich geltend machen; dennoch glauben wir daran festhalten zu müssen, daß der rohe äußerliche Effect derartiger Anspielungen mit einer wahrhaft künstlerischen Wirkung nicht vereinbar ist und würden wir ihr daher

ihren Stolzenfels-Radowitz, ihren Bodendorf-Prokesch rc. mit Vergnügen erlassen haben, besonders in einem Buche, in dem sich übrigens ein so liebenswürdiger und gebildeter Geist und ein so glückliches poetisches Talent ausspricht und das daher dieser Hülfsmittel gar nicht erst bedurft hätte.

R. P.

Von dem Werke „Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände“ (Leipzig, Brockhaus) ist vor kurzem der achte Band vollendet worden. Ueber den Werth dieses Werkes, dem keine andere Literatur etwas Aehnliches an die Seite zu setzen vermag, sowie über die Bedeutung, die dasselbe nicht nur für unsere Literaturgeschichte, sondern noch mehr für die Cultur unsers Volks selber hat, dem hier eine Fülle des fruchtbarsten Stoffes und der edelsten Ideen in einer durchweg gebildeten und dabei doch echt volksthümlichen Form zugeführt wird — darüber haben diese Blätter sich schon vor Jahren mit derjenigen Anerkennung ausgesprochen, welche dem vortrefflichen Werke gebührt. Aber wenn es Unternehmungen dieser Art sonst wol begegnet, daß sie allmälig gleichsam unter der Last ihrer Aufgabe erliegen und je näher dem Ziele, umsomehr auch in eine gewisse höchst natürliche Ermattung verfallen, so nimmt im Gegentheil „Die Gegenwart“ mit jedem Band, ja fast mit jedem Heft an Mannichfaltigkeit und Gründlichkeit des Inhalts sowie an Frische der Darstellung zu. Auch dieser achte Band wieder enthält eine Menge der interessantesten und wichtigsten Artikel, unter denen auch diesmal wieder Geschichte und Naturgeschichte, diese beiden Hauptpfeiler der modernen Bildung und auch schon früher die eigentlichen Glanzseiten des Unternehmens, vorzugsweise vertreten sind. Zur erstern Gattung gehört die eben so interessante wie lehrreiche Abhandlung über „Die Südslawen und ihr Eingreifen in die östreichische Bewegung“, ferner über „Die Freie Stadt Bremen in ihrer politischen und culturgeschichtlichen Entwickelung“ (von der in Bremen erscheinenden „Weser-Zeitung“ als ein „kleines Meisterstück“ bezeichnet), über „Großbritannien in den Jahren 1848—1852“, über „Dänemark, seine socialen und politischen Zustände“, über „Das Königreich Sardinien seit der Reformbewegung bis auf die neueste Zeit“, über „Lübeck in seinen neuern und neuesten Zuständen“, über „Das Angloindische Reich“; endlich noch drei Artikel, die in diesem Augenblick von ganz besonderm zeitgeschichtlichen Interesse sind und die über die „brennendsten Fragen“ der Gegenwart eine so gediegene und gründliche Aufklärung verbreiten, wie wir sie, zumal in dieser Kürze, noch nirgends gefunden haben: nämlich über „China und die Länder seines Cultursystems“, über „Das Osmanische Reich nach seinen statistischen Verhältnissen“, endlich über „Die kirchlich-religiöse Bewegung der Gegenwart“ und zwar speciell über die Bewegung in der römisch-katholischen Kirche. Von den naturwissenschaftlichen Aufsätzen heben wir besonders „Die Alpen vom Standpunkte der neuesten Forschungen“, sowie „Die Botanik des neunzehnten Jahrhunderts“ hervor; von dem im siebenten Bande begonnenen vortrefflichen Artikel über „Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte“ erhalten wir eine zweite Abtheilung, „Die Chemie in ihrem Einfluß auf die übrigen Wissenschaften“ darstellend. Auch die Charakteristik „Alexander's von Humboldt“, welche den Schluß des Bandes bildet, gehört gewissermaßen hierher; obwol sie, wie auch aus einer Note der Redaction zu ersehen, der Hauptsache nach nur

ein Abdruck des betreffenden Artikels der 9. Auflage des Conversations-Lexikon ist, so geben doch die Notizen, welche Humboldt selbst dem Artikel beigefügt hat, ein neues höchst wesentliches Interesse. Das moderne Gewerbleben wird uns in einem Artikel über die neuern Fortschritte des Fabrikmaschinenwesens, die deutsche Literatur endlich in einem Aufsatz über die neue deutsche Lyrik vorgeführt, in welchem wir dieselbe kenntnißreiche und glänzende Feder zu erkennen meinen, von der auch der frühere Artikel über das moderne deutsche Drama herstammte und die, wenn unsere Vermuthung uns nicht täuscht, selbst zu den Zierden des deutschen Parnasses gehört. Ueberhaupt wäre es wünschenswerth, daß am endlichen Schluß des Werks (und wie wir hören, soll es mit noch einigen Bänden in der That bis auf weiteres geschlossen werden) die Verfasser der einzelnen Artikel namhaft gemacht würden, ähnlich wie es beim Conversations-Lexikon geschieht. Dem Publicum stände da eine Reihe der angenehmsten Enthüllungen bevor; es würden ihm dabei, wenn uns nicht Alles täuscht, eine Reihe von Namen genannt werden müssen, die zu den ersten ihres Fachs gehören, anerkannte Berühmtheiten der Wissenschaft, welche die Nation hier mit Vergnügen unter ihren populären Schriftstellern wiederfinden wird. Oder von wem sollte z. B. der obengenannte Aufsatz über China herrühren können, wenn nicht von dem ersten Sinologen Deutschlands, ja vielleicht der Welt, von dem Münchener Neumann? Wer weiß so über die Südslawen zu schreiben als Siegfried Kapper? Doch enthalten wir uns weiterer Vermuthungen, indem wir dem ausgezeichneten Werk auch ferner einen ungestörten Fortgang und eine glückliche, ruhmvolle Vollendung wünschen; es wird mehr als ein Buch, es wird ein Denkstein in der Culturgeschichte unseres Volks sein. Fkg.

Der Abendberg bei Interlaken und Dr. Guggenbühl sind zwei Namen, die schon seit Jahren von jedem aufrichtigen Freunde der Menschheit aufs innigste verehrt werden; wir benutzen mit Vergnügen die Gelegenheit, welche eine kleine von dem Stifter der ersten und noch immer vorzüglichsten Cretinen-Heilanstalt herausgegebene Schrift darbietet, dieselben auch den Lesern dieser Zeitschrift in Erinnerung zu bringen und jenen Zoll der Hochachtung und Dankbarkeit für sie einzufodern, den jedes fühlende Herz und überhaupt Jeder, dem Veredelung des menschlichen Geschlechts keine bloße Phrase, ihnen schuldig ist. Die Schrift betitelt sich: „Die Cretinen-Heilanstalt auf dem Abendberg in der Schweiz, im Canton Bern. Von Dr. Guggenbühl" (Bern und St.-Gallen, Huber und Comp.) und gibt einen ausführlichen Bericht über Entstehung, Einrichtung und Wirksamkeit der berühmten Anstalt, der wir den ersten Anstoß zu einer ausdauernden sowol medicinischen wie sittlichen Pflege jener Unglücklichen verdanken. Daran angeschlossen ist eine gedrängte Uebersicht über das Wichtigste, was in Folge dieses ersten Beispiels auch in den übrigen Ländern Europas für Heilung der Cretinen geschehen ist. Die erste Stelle darin nimmt England ein, wo noch Mitte der Vierziger der Leibarzt der Königin den Verfasser versicherte, daß es in England überhaupt gar keine Cretinen gebe, während der Verfasser gleich darauf, unterstützt durch einige Freunde aus der bekannten Familie der Frau Elisabeth Fry, an Einem Tage deren 12 fand, die ganze

Anzahl derselben aber gegenwärtig auf 30,000 geschätzt wird. Das hauptsächlichste Verdienst um Pflege der englischen Cretinen hat sich der bekannte Lord Ashley erworben, von dem, wie man sich erinnert, auch die neue Gesetzgebung zum Schutz der in den Fabriken beschäftigten Kinder ausgegangen ist. — Das Buch ist klar und einfach, in einer auch dem Laien verständlichen Sprache geschrieben; Niemand, der es durchgelesen, wird mehr darüber in Zweifel sein, daß der Cretinismus in der That heilbar ist; ja selbst die völlige Ausrottung desselben durch allmälige Verbesserung der Erziehung, der körperlichen sowol wie der geistigen, sowie überhaupt durch Hebung des Wohlstands und der Bildung dürfte keineswegs zu den bloßen Phantasiebildern gehören. Höchst interessant ist die Art und Weise, wie der Verfasser dazu gekommen, sich diesem beschwerlichen und mühevollen Beruf zu widmen, dem mühevollsten ohne Widerspruch, den ein Mensch sich erwählen kann; er selbst erwähnt sie in einer gelegentlichen Anmerkung mit all der Bescheidenheit und Einfachheit, die ihn überhaupt auszeichnet. Es war zu Seedorf im Canton Uri im Jahre 1836, wo der Verfasser einen Cretin sah, der vor einem Kreuze betete. Der Anblick des zwergartig verkrüppelten und stupid häßlich aussehenden Menschen, der vor einem Crucifix ein „Vater Unser" stammelte, schwebte noch lange Zeit nachher beständig vor seiner Seele. „Als ich ihm", fährt er fort, „in eine benachbarte Hütte zu seiner Mutter folgte, erzählte mir diese, daß sie ihm in den ersten Lebensjahren mit ziemlicher Leichtigkeit das Gebet gelehrt, welches er nun regelmäßig immer um die gleiche Zeit, wie immer nur die Witterung sei, dahingehe zu verrichten, daß sie jedoch ihrer großen Armuth wegen ihm keine weitere Hülfe und Aufmerksamkeit schenken konnte und er nun somit von Jahr zu Jahr immer mehr versank und keinerlei weitere Fortschritte machte." Von diesem Zeitpunkt an machte Dr. Guggenbühl jährlich wiederholte Reisen, um sich über Zustand, Zahl und Ursache des Cretinismus zu unterrichten. Um specielle Heilversuche anzustellen, ließ er sich hernach in dem Kleinthale des Cantons Glarus als praktischer Arzt nieder. Hier hatte er Gelegenheit, wichtige Erfahrungen zu sammeln, die ihm jedoch die Nothwendigkeit specieller Heilanstalten darthaten, daher er sogleich zur That schritt, indem er im Jahre 1840 die Anstalt auf dem Abendberg begründete, und zwar, was wohl bemerkt werden muß, auf eigene Kosten und sogar anfangs im Kampf gegen mancherlei feindselige Angriffe, die diese großherzigste aller Unternehmungen im Entstehen unterdrücken wollten. — Seitdem ist die Anstalt auf dem Abendberg nicht nur die Mutter zahlreicher durch ganz Europa verbreiteter Töchteranstalten geworden, sondern sie selbst blüht auch fort und fort in gedeihlichster Wirksamkeit. Die vierzig Morgen Land, die zu der Besitzung gehören und die zum Theil anfangs noch eine mit Steinen übersäete Wildniß bildeten, sind gegenwärtig in gutes Pflanzland umgewandelt, aus dem die Anstalt einen Theil ihrer Subsistenzmittel zieht. Zwei neuerbaute, bequem eingerichtete hölzerne Häuser enthalten an zwanzig Krankenzimmer, darunter drei größere Säle, sowie Badezimmer und Turnsaal; auch die nöthigen Oekonomiegebäude, Garten und Turnplatz fehlen nicht. — Dr. Howe aus Boston hat dem Abendberg den Beinamen des „heiligen Berges" gegeben; möge er denn als der wahre Sinai thatkräftiger Menschenliebe und Erbarmung sein leuchtendes Haupt noch lange erheben, ein Zeichen für alle Völker, daß die wahre Hu-

manität nicht in Worten, sondern in Thaten besteht, und möge es auch dem hochherzigen Gründer niemals an derjenigen äußern Anerkennung und Unterstützung fehlen, die er so sehr verdient! S. C.

Correspondenz.

Aus Berlin.

15. August 1853.

N. O. Auch wir haben jetzt unsere orientalische Frage, im verjüngten preußischen Maßstabe zwar und weniger verwickelt als die russisch-türkische, aber doch auch von Interesse. Was im Großen die hohe Pforte ist, ist bei uns Elbing; was dort die Donaufürstenthümer, ist hier ein Oberbürgermeister. — Ihre Leser kennen bereits, was in Elbing und Königsberg bei Einweihung der Ostbahn passirt ist; einen effectvollen Nachtrag dazu — ich würde sagen die Schlußpointe, wenn hier nicht im Gegentheil die Fortsetzungen con grazia in infinito in ziemlich sicherer Aussicht ständen — brachte vor einigen Tagen die „National-Zeitung" in einem Bericht aus Elbing, demzufolge der Oberpräsident Eichmann den Oberbürgermeister Phillips zu sich berufen und ihm mitgetheilt hat, es sei ihm ein Rescript des Ministers des Innern zugekommen, welches ihn (Phillips) zwar unter Anerkennung seiner pflichttreuen Amtsführung, aber wegen seines Verhaltens im Jahre 1848 von seinem Amte suspendirt. Erläuternd wird noch hinzugefügt, verschiedene schon vor Wochen angestellte Versuche, Hrn. Phillips zu der Erklärung zu veranlassen, daß er die als Abgeordneter in den Jahren 1848 und 1849 von ihm eingeschlagene Richtung als eine irrthümliche bereue, seien von demselben zurückgewiesen.

Jeder Zusatz zu diesen Vorgängen würde ihren Eindruck schwächen. Ein rechtskräftig verurtheilter Injuriant begnadigt, ein gerichtlich unantastbarer Communalbeamter, der von ihm injuriirt ist, mit lobender Anerkennung seiner Pflichttreue suspendirt — das begreift sich, wenn es anders begreiflich ist, auch ohne Commentar. Auch hat der berliner Witz sich der Sache bereits bemächtigt; Phillips, heißt es scherzweise, sei nicht sowol trotz, als „wegen pflichttreuer Amtsführung" suspendirt. Ich fürchte sehr, daß dieser Witz in die dereinstige Geschichte Preußens übergehen und die Suspension „wegen pflichttreuer Amtsführung" in der Historie der nachmärzlichen Reaction eine ähnliche Celebrität erlangen wird, wie in der vormärzlichen Zeit der berühmte „beschränkte Unterthanenverstand" erlangt hatte, mit dem Hr. von Kamptz seiner Zeit die Elbinger zur Ruhe verweisen wollte. —

Soweit unsere orientalische Frage; sie ist zugleich unsere einzige politische Frage. Sonst ist Alles still. Die regierenden Kreise haben noch mehr Ferien genommen als zur Zeit meines letzten Briefes. Laut einer Zusammenstellung in der „Kreuzzeitung" ist dermalen nicht ein einziges Mitglied des königlichen Hauses hier anwesend, weder Prinzessinnen noch Prinzen, weder Königin noch König. Der König gebraucht in Putbus das Seebad; ein zahlreiches Gefolge ist bei ihm; alle Farben sind darin repräsentirt — die der „Kreuz-

zeitung" am zahlreichsten, in den Personen des Generals von Gerlach und der HH. Louis Schneider und Marcus Niebuhr; die Interessen des Hrn. von Manteuffel bis zu dessen persönlicher Ankunft vertritt Hr. von Hinckeldey. Man sagt, daß das Alles wohl arrangirt sei; der letzte Kampf zwischen Manteuffel und seinen Freunden von der alleräußersten Rechten soll auf Rügen ausgekämpft werden. — Auch die übliche Rectoratsrede, welche Stahl am 3. August hielt, ließ dergleichen ahnen. Sie war an Halbwahrem nicht ärmer, als man an einem solchen Tage von einem so klugen Manne erwarten durfte, und an glänzenden Sophismen nicht reicher, als man vorbereitet war; wir kennen hier den lieben Mann allmälig auswendig. Aber auch er sprach am Schluß seiner Rede den Wunsch aus, Preußen und sein König möge bald den „Scharnhorst der innern Politik" finden — soll heißen: Hr. von Manteuffel ist dieser Scharnhorst nicht; fiat applicatio — in Putbus!

Auch von Kunst- und gelehrten Sachen gibt es nicht gar viel. Die königsberger Oper hat ihre Gastvorstellungen beendet — zur Freude des Publicums. Vom Schauspiel nichts, da es Ferien hat. Doch wird es auch nach den Ferien nicht viel damit werden, dafür ist Hr. von Hülsen Intendant. Antworten Sie mir nicht mit unsern londoner Erfolgen! Man begreift dieselben, unter uns gesagt, hier nicht, so gern man sie auch den Landsleuten gönnt; Dessoir und die Fuhr von der londoner Kritik bewundert, das ist eine Neuigkeit, von der sich hier Niemand hätte träumen lassen.

Neben dem zunehmenden Verfall des königlichen Theaters ist das rasche Aufblühen der Deichmann'schen Bühne in der Friedrich-Wilhelmstadt höchst erfreulich. Ist es auch das Große nicht, zu dem die dortigen Kräfte reichen, so hat man am Kleinen desto ungetrübtern Genuß; die Truppe ist frisch, die Regie umsichtig, das neue Parktheater mit anstoßendem Garten heiter und nett eingerichtet — da ist denn auch das Publicum meistens guter Laune und der Besitzer macht gute Geschäfte.

Von den Statuen für die Schloßbrücke, zwischen Opernplatz und Lustgarten, ist die erste aufgestellt; es ist E. Wolff's Nike, einen Knaben (oder den Knaben Friedrich) Heldengeschichte lehrend. Sie war aber nur einige Stunden lang enthüllt und ist jetzt, nothwendiger Nacharbeiten wegen, wieder mit leinenen Wänden verdeckt; so habe ich sie zwar gesehen, aber doch nicht genau genug, um mein — noch dazu ungünstiges — Urtheil nicht lieber bis auf weiteres zurückzuhalten.

Der Kunsthändler Sachse hat dieser Tage eine permanente Kunstausstellung in einem besonders dazu hergerichteten Salon mit Oberlicht eröffnet. Eine Menge neuer Bilder boten sich hier dem Kunstfreunde und dem kaufenden Liebhaber dar. Eine verkleinerte Copie von Paul Delaroche's „Hémicycle des beaux arts" erregt namentlich Aufmerksamkeit. Das Bild, in Form eines Frieses, gibt an 60 Porträts berühmter Maler, Bildhauer, Baumeister aller Nationen, die in losen Gruppen nebeneinander gereiht sind; in der Mitte des Bildes eine allegorische Gruppe: auf einer Art Thron sitzen Ictinus, Apelles, Phidias; davor, an den Stufen des Throns, links (vom Beschauer) die griechische und gothische Kunst, rechts die römische Kunst und die Renaissance; ganz vorn, halb knieend auf der Erde der Genius der Kunst mit Blumen und Kränzen. In das laute Lob, das man hier, ich glaube

mehr dem Namen des Künstlers als seinem Bilde schenkt, kann ich nicht einstimmen. Es mag immerhin eine misliche und schwere Aufgabe sein, eine solche Menge von Figuren ohne eine bestimmte einigende Handlung, wesentlich als bloße Porträts, auf einem Bilde darzustellen. Aber selbst die Schwierigkeiten in Rechnung gezogen, ist doch hier die Gruppirung gar zu lose, gar zu reihenförmig, und die Porträtirung zumal will mich eher alles Andere denn lebensvoll dünken; unter Anderm ist ein Rafael da, den ich eher für einen Duckmäuser aus der Overbeck'schen Schule als für den Liebhaber der Fornarina gehalten hätte. Sonst erwähne ich das wunderbar schöne Porträt Jakob Grimm's von Begas, das mit Erlaubniß des Königs, für den es gemalt ist, das Publicum erfreut; von Girardet die Wiederholung seines bekannten schönen Bildes: „Eine Frau mit zwei Kindern, vom Schneesturm im Gebirge übereilt und von Mönchen gerettet"; von C. Becker ein paar unbedeutende, aber zierliche Mädchenbilder „Ueberraschung" und „Siesta". Ein anderes Gemälde, ernstes Genrebild, erwähne ich noch der Geschichte wegen, die es schon durchgemacht hat: „Der Tod Correggio's", von Tassaert; früher im Besitz Ludwig Philipp's, erhielt es bei der Februarrevolution einen Büchsenschuß, dessen Spuren noch zu sehen sind. — Im Ganzen indeß sind es auch hier wieder die Landschaften, an die man sich halten muß, wenn man Freude haben will: Reineke (Schüler von Leu), Kalckreuth, Schirmer haben treffliche, wenn auch kleinere Sachen geliefert; auch ein Hildebrandt ist wieder da: die italienische Seite des Gotthardt, worin die bekannte Manier dieses Malers das Aeußerste von unnatürlicher Farbengebung leistet. — Die Preise der Bilder sind meistens am Rahmen notirt und haben es die Käufer auch damit also bequem. — Von den sonstigen Privatsammlungen hat die des Consul Wagener neue Erwerbungen in Italien gemacht, die nächstens eintreffen werden. Die neueste Privatgalerie, die des Hrn. Ravené, ist nur kurze Zeit dem Publicum zugänglich gewesen; die Besucher sollen sich zu wenig zur Zufriedenheit des Besitzers benommen haben, sodaß der Zutritt jetzt nur noch auf besonderes Ansuchen bei Hrn. Ravené gestattet ist.

Aus Königsberg.

6. August 1853.

TL. Ich beeile mich, Ihnen eine Schilderung der Festlichkeiten zu übersenden, deren Zeugen wir soeben gewesen sind. Ich bemerke dabei im voraus, daß ich mich aus Gründen, die nahe liegen und die auch Sie ohne Zweifel billigen werden, auf ein bloßes Referat der Thatsachen beschränken werde.

Ganz gewiß ist die Eröffnung einer Eisenbahn allemal ein Ereigniß von hoher Bedeutung; Niemand wird es tadeln, selbst nicht die Fanatiker der Sparsamkeit, wenn zu der Feier eines solchen Actes die umfassendsten Vorbereitungen getroffen werden. Wir verschwenden unser Geld und unsern Enthusiasmus so oft auf nichtige Festlichkeiten, wo es doch nur Uniformen anzustieren oder den Staub der Paradeplätze einzuathmen gibt; weshalb sich nicht einfinden mit Sang und Klang und Jubel und Pracht, wenn einmal wirklich eine That von wahrhaft culturhistorischer Wichtigkeit vollbracht ist? In England sowol wie in Amerika begrüßt man die Einweihung einer neuen Verkehrsader als ein Volksfest; soweit haben wir in Königsberg es nun freilich

noch nicht gebracht, wir haben nur ein officielles Hoffest gesehen, mit einem fast morgenländischen Prunk und Aufwand.

Se. Majestät der König traf am Nachmittag des 1. August unter Glockengeläute in unserer Stadt ein. Auf dem hiesigen Bahnhof, einem Gebäude, dessen kolossale Pracht gerechte Bewunderung der modernen Eisenbahntechnik erregt, wurde der Zug von den Spitzen der städtischen Magistratur sowie von der Civil- und Militärverwaltung, ferner von den reactionären Vereinen und Gesellschaften, ingleichen von den Innungen der Handwerker und Gewerbtreibenden mit Musikfanfaren und Fahnenschwenken empfangen. Bürgermeister Sperling, der, nachdem er seine gothaischen Antecedentien glücklich in Vergessenheit gebracht, kürzlich die Bestätigung seiner Würde und damit zugleich die Erlaubniß erhalten hat, eine goldene Kette tragen zu dürfen, hielt die Bewillkommnungsrede. Ich übergehe sie, da sie jeder charakteristischen Färbung entbehrte. Wirksamer als seine Rede waren die Anstrengungen, die er übrigens gemacht hatte, um Königsberg als loyale Stadt zu zeigen; General Plehwe und Polizeipräsident Peters hatten ihm in diesem Bestreben nach Kräften beigestanden.

In dem zahlreichen Gefolge des Königs bemerkte man den Minister von der Heydt, den Prinzen Adalbert, die Generale Wrangel, Dohna, Groeben, Wassow, den Polizeipräsidenten Hinckeldey, den Bischof von Ermland, den Generalpostdirector Schmückert, den Ministerialdirector Mellin und Andere mehr. Fünftausend Fremde wogten durch die Straßen, die man zum Theil in wahre Gärten und Wälder verwandelt hatte; die Umgebungen des Schlosses z. B. erinnerten unwillkürlich an Birnam und Dunsinan in Shakspeare's Macbeth, so beladen waren sie mit duftigem Grün. Abends strahlte die Mehrzahl der Häuser in feenhafter Erleuchtung; alle übertraf jedoch das russische Generalconsulat. Die Adulation war allgemein.

Die Stadt gab in der Loge ein Festmahl, welchem Se. Majestät beiwohnte. Leider waren bei den betreffenden Einladungen Taktlosigkeiten mit untergelaufen, die es schwer hält zu begreifen. So hatte man die Gäste (wie Einige behaupten, in loyaler Nachahmung des bekannten Dreiclassensystems) nach drei Classen rangirt und hatte dabei den holländischen Consul in die zweite Rubrik geworfen; in seiner diplomatischen Würde schwer verletzt, soll er sich bitter darüber beklagt haben. Auf das Festmahl folgte eine solenne Fahrt auf dem Schloßteich, bei welcher die Landsmannschaften ihrem erhabenen Rector, auf Veranlassung des Prorectors Professor Schubert, ein Festcarmen dedicirten; das Geld zu den Fackeln sowie zur Deckung der übrigen Unkosten war aus der Universitätskasse angewiesen worden.

Leider vernichtete ein furchtbares Unwetter, welches demnächst hereinbrach und zwei Tage anhielt, alle übrigen Festpläne. Am Morgen des 2. August fand daher nur eine Inspicirung der Garnison statt, nach deren Beendigung der Preußenverein eine Bittschrift um Erlaß der Geld- und Gefängnißstrafen überreichte, welche in verschiedenen Preß- und Injurienprocessen über den Redacteur des „Freimüthigen", Hrn. Lindenberg, verhängt sind. Der „Ostpreußischen Zeitung" zufolge hat der König erwidert, daß die Begnadigung bereits vollzogen sei, was auch soeben durch eine Anzeige des Hrn. Lindenberg selbst bestätigt wird. — Am Abend desselben Tages gab die patriotische Königshalle ein Fest, wobei die Damen dieser Halle die Ehre hatten,

Sr. Majestät selbstgefertigte Geschenke, unter Anderm gestickte Hemden und Weißzeug zu überreichen.

Nach den ursprünglichen Bestimmungen sollte die Abreise des Königs am 3. August über Pillau nach Putbus vor sich gehen. Die hohe See gestattete die Fahrt jedoch nicht, sodaß Se. Majestät uns erst am 4. und auch dann noch auf dem Landwege verließ. Der Oberpräsident Eichmann ist zur Excellenz erhoben worden; die übrigen Decorationen und Dotationen erlassen Sie mir zu registriren. —

Ich gehe zu andern Dingen über. Die nächste Schwurgerichtsperiode wird voraussichtlich interessanter werden, als die letzten waren; es wird zum zweiten male die Angelegenheit des Literaten Sommerfeld zur Verhandlung kommen. Derselbe war im Jahre 1850 wegen Majestätsbeleidigung und wegen wiederholter Angriffe auf die bestehenden Staatseinrichtungen in dem von ihm herausgegebenen Blatte, der „Dorfzeitung", zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt, entzog sich der Strafe jedoch durch die Flucht nach Hamburg. Dort wurde er vor einigen Wochen auf Requisition der preußischen Behörden ergriffen und den hiesigen Gerichten zur nochmaligen Aburtheilung übergeben. Sommerfeld hätte klüger gethan, sich sogleich dem ersten Urtheil zu unterwerfen; denn wie die Verhältnisse jetzt sind, steht weit eher eine Verschärfung als Verminderung der ursprünglichen Strafe zu erwarten. — Der hamburger Senat zeigt sich jetzt überhaupt sehr gefügig gegen die preußischen Behörden. Vor kurzem siedelte der Literat Schweichel von hier nach jener Stadt über. Im Jahre 1848 Mitglied eines demokratischen Arbeitervereins, hat derselbe sich seitdem nur mit belletristischen Arbeiten, nie mehr mit Politik befaßt. Dennoch ist seine frühere Thätigkeit Grund genug gewesen zu einer energischen Denunciation, in Folge deren er denn aus der freien Hansestadt ausgewiesen worden. — Von provincialen Ereignissen hat in unserm Publicum nächst den Vorgängen in Elbing und der Lindenberg'schen Begnadigung besonders die Nichtbestätigung des Hrn. von Auerswald-Plauthen als Generallandschaftsdirector der Provinz Sensation erregt. Wie alle Mitglieder dieser hochachtbaren Familie gehört auch der Besitzer von Plauthen zu der altliberalen Partei, die in Heinrich von Arnim ihren Führer anerkennt. Den Posten als Generallandschaftsdirector hatte er seit Jahren zur vollständigen Zufriedenheit aller Betheiligten verwaltet; die Stände gaben ihm bei der Neuwahl um so mehr ihre Stimme, als die intimen Beziehungen, welche zwischen diesem Hause und den höchsten Kreisen wenigstens früher bestanden haben, bei uns noch nicht vergessen sind. Natürlich griff der „Freimüthige" den Gewählten sofort mit jenen Schmähungen und Verleumdungen an, in denen dies Blatt Meister ist. Das Resultat liegt vor. — Wenn ich Ihnen aber neulich schrieb, daß Lindenberg in Berlin versorgt werden solle, so muß ich das jetzt widerrufen: er hat sich vorläufig bewegen lassen, sein hiesiges Geschäft noch fortzusetzen, da die Auffindung eines genügenden Nachfolgers sich als unmöglich erwies. Auch eine andere Notiz aus dem vorigen Briefe muß ich berichtigen: der Plan, eine neue Zeitschrift in der Haltung des berliner altpreußischen Wochenblattes zu begründen, ist bei Seite gelegt oder doch seine Realisirung in sehr weite Ferne geschoben worden. Die Uneinigkeit der Unternehmer, verbunden mit der Furcht, sich zu compromittiren, haben ein Unternehmen in der Geburt erstickt, über dessen

Zeit- und Zweckmäßigkeit keine Frage sein kann. Freilich, wenn man Früchte ernten will, muß man auch den Muth besitzen, sie auszusäen!

Aus Leipzig.

Mitte August 1853.

O. B. Nach Ira Aldridge und Pepita dreht sich das Tagesgespräch der hiesigen Gesellschaft jetzt um die Wahl der neuen Stadtverordneten und die drohenden Maulkörbe der Hunde; um die Maßnahmen der dresdener Zolldirection gegen einige große Handlungshäuser hierselbst und um das Tivolitheater; um den Neubau des Gewandhauses und das neue Strafgesetzbuch — ein ganzer großer Rattenkönig, wie man sieht, von Frage und Antwort, von Befürchtung und Hoffnung, von Für und Wider, so unsicher bisjetzt noch und so verworren, daß auch ich Ihnen für den Augenblick noch über keinen dieser Punkte etwas Zuverlässiges und Endgültiges zu schreiben vermag. Für heut daher nur so viel, daß die Stadtverordnetenvorwahlen durchaus in liberalem Sinn ausgefallen sind und daß das Tivolitheater noch immer das Schooskind des leipziger Publicums ist; bei der ersten Aufführung einer Räder'schen Posse mußten neulich Hunderte von Menschen umkehren, weil sie keine Billets mehr erhalten konnten. Dagegen war das Roger'sche Gastspiel im Stadttheater verhältnißmäßig nur sehr schwach besucht, sodaß der an ein volles Haus gewöhnte Sänger sich veranlaßt sah, seine Vorstellungen abzubrechen und die Direction, wie man versichert, auf die Kosten noch hat zulegen müssen. An der Anerkennung freilich, daß er der vorzüglichste dramatische Sänger der Gegenwart ist, selbst wenn auch seine Stimmmittel nicht mehr ganz ausreichend sein sollten, fehlte es dem ausgezeichneten Gaste auch hier nicht; doch konnte damit allein weder ihm noch dem Unternehmer gedient sein. — Aber das leipziger Publicum ist nun einmal Sommers nicht in das Stadttheater zu bringen, am wenigsten bei erhöhten Preisen, und wenn dafür blos ein ausgezeichneter Sänger zu hören, keine Waden und Hüften einer schönen Tänzerin zu sehen sind; wir sind nicht blos ein sehr kunstsinniges, sondern auch ein sehr feinberechnendes Publicum. — Unter den übrigen Gastspielern sprachen besonders der Tenorist Reer aus Koburg, sowie Frl. Sieber aus Stuttgart an, am meisten aber der vortreffliche Marr, dessen Erscheinung auf hiesiger Bühne uns die alte schöne Blütezeit derselben wieder ins Gedächtniß rief und uns nach langer peinlicher Entbehrung wieder einmal den Genuß einer lebendigen, wirklichen Charakterdarstellung verschaffte. Allein auch dieses Gastspiel mußte abgebrochen werden, wenn auch aus andern Gründen als das Roger'sche, nämlich wegen Mangel an disponibeln Kräften im Schauspiel; Sie mögen daraus schließen, in welchem Zustande sich unsere Theaterverhältnisse überhaupt befinden.

Auch von den andern Künsten läßt sich im Augenblick von hier aus nicht viel Erfreuliches berichten. Die große Kunstausstellung war im Ganzen nur sehr mittelmäßig und hat unserm Städtischen Museum nur Ein gutes Bild hinterlassen: „Die Spieler", von Knaus in Düsseldorf. Auch die Ausstellung bei Del Vecchio ist unbedeutend; das einzige Bild von Interesse ist das bekannte Werk von Schrader: „Leonardo da Vinci's letzte Stunde", das sein gegenwärtiger Besitzer, der Kunsthändler Payne, hier ausgestellt. — Am

wenigsten Gutes läßt sich vom hiesigen Schriftstellerleben berichten. Dasselbe ist zerfahrener und zerklüfteter denn je. Freilich kommt der sogenannte Verein der Schriftsteller und Künstler noch regelmäßig jeden Sonnabend Abends zusammen, macht sogar gemeinschaftliche Landpartien, seine ganze Stärke dabei beträgt aber höchstens 6 — 8 Köpfe und ohne Kühne's rastloses Zusammenhalten wären auch diese nicht mehr aufzutreiben. Doch darf man den Einzelnen dabei Regsamkeit und Fleiß nicht absprechen. Julian Schmidt arbeitet rüstig an dem zweiten Bande seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts; Kühne an einem großen Roman aus dem Städteleben des vorigen Jahrhunderts; Gerstäcker an einem neuen Reisewerke. Julius Heintze bereitet eine neue vermehrte Ausgabe seiner Gedichte des Schotten Burns vor; Adolf Böttger ist mit einem neuen romantischen Epos beschäftigt; Franz Brendel mit einer Schrift über die Musik der Gegenwart und das Tonwerk der Zukunft; Arnold Schloenbach hat ein neues historisches Trauerspiel vollendet: „Der letzte König von Thüringen", und auch Robert Giseke hat sich dem Drama mit einem Stoff aus der altpreußischen Geschichte zugewendet.

Doch werden wir für diese Stille unsers localen Lebens einigermaßen entschädigt durch den Fremdenzug, der unsere Stadt berührt und diesen Sommer so stark ist wie seit Jahren nicht. Zu den interessantesten Fremden der letzten Tage gehörte die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte", die berühmte Miß Beecher-Stowe. Man kennt die Bilder, die von ihr cursiren; aber wenn auch das Original allerdings weder hübsch, noch jung, noch bedeutend ist, so ist es doch immerhin noch ein Ansehnliches hübscher und bedeutender als jene Bilder. Der Wuchs ist klein und zart, das Haar stark und schwarz, mit einem leisen Anflug von Mehlthau; die Augen hellbraun, etwas vorliegend und stark gewölbt; dazu ein kleines Stutznäschen, ein durch starkhervortretende Zähne hochgewölbter Mund, darunter ein kleines rasch sich umbiegendes Kinn. Im Betragen, soweit dasselbe sich an der Wirthstafel zeigte, war sie liebenswürdig und einfach bei amerikanischer Zurückhaltung; munter, zu Gelächter geneigt, doch gleich darauf wieder in ein gewisses schwärmerisches Nachdenken zurücksinkend. — Vor Miß Beecher war der Bedeutendste der Fremden Hebbel; auch er hat hier den angenehmsten Eindruck hinterlassen und manche Gegner seiner Muse durch seine anspruchslose und gemüthliche Persönlichkeit versöhnt. Endlich ist auch ein berühmter Reisender zu uns zurückgekehrt: nämlich Roßmäßler aus Spanien, und zwar wird sein erstes Geschäft am hiesigen Orte sein, den ihm schon früher zuerkannten sechswöchentlichen Arrest anzutreten. Das ist denn freilich ein eigenthümlicher „Gruß im Vaterlande".

Aus Brüssel.

7. August 1853.

K. H. Die Einflußlosigkeit des Staatsoberhauptes auf die Landesangelegenheiten, die allein von den verantwortlichen Ministern nach dem Willen der Mehrheit der Nation geleitet werden sollen, bildet zwar das erste und bedeutendste Grundgesetz des Constitutionalismus; aber wie auf so vielen andern Gebieten scheint auch hier die lebensfrische Praxis oft der grauen Theorie zu spotten. Will man doch eben jetzt in England einen derartigen constitutionswidrigen Einfluß in hohem Grade thätig sehen und das jedenfalls zwei-

deutige und unmännliche Verhalten dieses mächtigen Staates in der türkischen Frage als Ergebniß orleanistischer Intriguen betrachten, welche auf den englischen Hof und durch diesen auf das englische Cabinet wirken sollen. Wenn solche, mit dem constitutionellen Staatsleben geradezu unvereinbare Thatsachen in England, dem ältesten und getreuesten Repräsentanten verfassungsmäßigen Staatslebens, möglich sind, wer wird sich darüber wundern, wenn man sie in dem jungconstitutionellen Belgien wenigstens für möglich hält und sie auf der einen Seite wünscht, auf der andern fürchtet?

Ich weiß nicht, ob die Hoffnungen, die man reactionärer-, und die Befürchtungen, die man liberalerseits von der zwischen unserm und dem wiener Hofe bevorstehenden Familienverbindung hegt, wohl begründet sind, d. h. ob Oestreich wirklich die Absicht hegt, direct auf unser Staatsleben einzuwirken und sogenannte „Reformen" im Sinne des Rückschritts zu veranlassen. Und selbst das Vorhandensein dieser Absichten zugegeben, dürfte doch ihr Gelingen noch sehr zweifelhaft sein; während einer zwanzigjährigen Regierung war Leopold stets so klug, im wahrhaft constitutionellen Sinne zu regieren, und es ist kaum zu glauben, daß er diese Klugheit, der allein er die Festigkeit seines Throns und die Liebe des Volks — während auf dem übrigen Continent ganz andere Erscheinungen hervortreten — verdankt, in seinem Alter aufgeben werde. Daß aber diese Verbindung, vielleicht ohne Wissen und Wollen des Hofes selbst, unser Staatsleben indirect nicht unwesentlich beeinflussen werde, erscheint um so unzweifelhafter, als der aufmerksame Beobachter schon jetzt deutliche Spuren dieser Einwirkung wahrnehmen kann.

Noch sind kaum zwei Monate verflossen, daß diese Familienverbindung uns amtlich kundgegeben wurde, und schon hat sie auf Stellung und Haltung unserer beiden Hauptparteien einen wesentlich umgestaltenden Einfluß geübt. Die klerikale oder Rückschrittspartei, seit der am 12. August 1847 erfolgten Bildung des Ministeriums Frère-Rogier vom Ruder verdrängt und in den revolutionsstürmischen Jahren 1848 und 1849 ohne Widerstand der Fortschrittspartei folgend, suchte namentlich seit dem 2. December 1851, wo im übrigen Europa der Sieg der Reaction gesichert schien, das verlorene Gebiet zurückzuerobern. Das bedeutendste Ergebniß ihrer Bemühungen war unstreitig der im November vorigen Jahres erfolgte Sturz des genannten liberalen Cabinets und dessen Ersetzung durch das gegenwärtige halbliberale Ministerium Brouckère. Die weitern Siege der klerikalen Partei wurden aber durch ein eigenthümliches Verhältniß gehemmt. Sie stützte sich nämlich bei ihren reactionären Bestrebungen vorzüglich auf Frankreich, und dem von dort geübten Druck haben wir auch in der That den Sturz des Cabinets Rogier, das Faider'sche Preß-, das neue Nationalgardengesetz und ähnliche „Reformen" des letzten Jahres zu danken. Durch die offen zur Schau getragenen französischen Sympathien verletzte aber die klerikale Partei das nationale Gefühl der vlämischen Bevölkerung, welche ihre einzige Stütze im Lande selbst bildet, da die wallonischen Provinzen durchaus liberal sind. Dieser Umstand nöthigte ihr einige Zurückhaltung auf und schwächte ihre Wirkungskraft. Jetzt aber ist das Verhältniß ein ganz anderes geworden. Theils aus den ebenangedeuteten, theils auch aus andern Gründen hatte diese Partei schon seit mehren Monaten ihr offenes Liebäugeln mit Frankreich aufgegeben. Und während sie sich eben um neue Kampfesmittel und Ver-

bündete umsah, kam ihr wie erbeten die königliche Heirath. Mit der ihr eigenen Geschicklichkeit und Kühnheit bemächtigte sie sich rasch dieses neuen Agitationsmittels. In der Tagespresse, in Versammlungen, auf der Kanzel u. s. w. sucht sie theils alte Sympathien für Oestreich wieder wachzurufen, theils neue anzuregen und so den Weg für einen später im reactionären Sinn wirkenden östreichischen Einfluß anzubahnen. Der nationale Sinn der Vlämen, welcher durch das Liebäugeln des Klerus mit Frankreich verletzt wurde, bleibt bei dieser für ein deutsches, also stammverwandtes Haus gemachten Propaganda geschont, und die letzter Zeit an mehren Orten vorgekommene Aufführung der östreichischen „Nationalhymne" bei officiellen Festlichkeiten, die schon nächste Woche bei einem Theil unserer Armee ins Leben tretende Vertauschung der bisherigen französischen mit der östreichischen Uniform u. dgl., zeigt zur Genüge, daß diese östreichische Propaganda auch in höhern Kreisen nicht ohne Anklang bleibt. Durch dieses Streben der klerikalen Partei ist aber auch der liberalen ihr bisheriger Standpunkt verrückt worden. Während sie bisher die vlämischen Bestrebungen mit Freuden begrüßte und unterstützte, weil sie dieselben als ein Gegengewicht gegen den freiheitsfeindlichen Einfluß betrachtete, sieht sie jetzt in denselben nur einen Verbündeten des gefürchteten absolutistischen Einflusses von Oestreich. Sie richtet daher wieder ihre Blicke nach Frankreich, indem sie den heutigen Absolutismus desselben vergißt, um sich nur der alten Freiheitsbewegungen zu erinnern, die von dort ausgingen und auch auf Belgiens Neugestaltung wohlthätig einwirkten, während Oestreich immer und ewig nur im Sinne des Rückschritts wirkte. „Les Autrichiens de l'intérieur" ist in unsern liberalen Kreisen bereits der stereotype Ausdruck zur Bezeichnung unserer Reactionäre geworden, während diese, welche noch vor wenigen Monaten mit Recht als antinational und franzosenfreundlich galten, heute den Liberalen diese Benennungen zurückgeben.

Welche der beiden Parteien in dieser neuen Wendung des alten Kampfes den Sieg davonträgt, das wird wol mehr von den auswärtigen als von unsern heimischen Verhältnissen abhängen. Denn die Völkersolidarität ist nicht — wie man mancherseits glauben machen will — blos eine demokratische Phrase, sondern volle Wirklichkeit, in gutem wie bösem Sinne. Wenn während der nächsten Jahre im übrigen Europa die Reaction noch mehr erstarkt, wird sie auch hier nicht unterliegen, während im entgegengesetzten Falle auch die östreichische Verwandtschaft unserm constitutionellen Leben keinen Eintrag thun wird. Es wäre daher voreilig, das Ergebniß dieser neuen Wendung der Dinge schon jetzt voraussagen zu wollen, wiewol für den Augenblick allerdings die liberale Partei in bedeutender Mehrheit steht. Aber es ist die Pflicht der ernstern Tagespresse, schon dem Entstehen solcher Kämpfe ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil nur dann ihr Verlauf richtig erfaßt und gewürdigt werden kann.

Ob diese austromanische Richtung unserer Rückschrittspartei ihr, dem Lande und dem Hofe viel Nutzen bringen werde, ist jedenfalls sehr fraglich; gewiß hingegen ist, daß sie letzterm schon jetzt dadurch schadet, indem sie ein Ereigniß, das sonst allgemeine Freude erregt hätte, gewissermaßen zur Parteidemonstration herabdrückt und in den ungetheilten Freudenruf, welcher die erste Nachricht von der königlichen Verlobung und die Rückkehr des Königs und Kronprinzen aus Deutschland begrüßte, jetzt manche Mistöne, manche

Laute der Besorgniß mischt. Wir wünschen im Interesse der Prinzessin, welche die unschuldige Veranlassung dessen ist, daß diese Besorgnisse sich nicht verwirklichen, und dem Ruf „les Autrichiens", der jetzt üblich zu werden beginnt, nicht später die Bezeichnung „l'Autrichienne" folge, der einer andern östreichischen Prinzessin auf einem Nachbarthrone so unheilvoll wurde. Doch wird es trotz dieser einzelnen Mistöne und Befürchtungen an Freudenbezeugungen bei Gelegenheit der bevorstehenden Vermählung nicht fehlen, da schon jetzt hier und in den bedeutendsten Städten des Königreichs außerordentliche Festlichkeiten, officielle und volksthümliche, vorbereitet werden. Mit den diesfälligen trockenen Programmen mag ich Sie aber umsoweniger behelligen, als ich es mir vorbehalte, Ihnen seinerzeit über die hauptsächlichsten festlichen Kundgebungen nach eigener Anschauung zu berichten. Die Prinzen sind von der Masernkrankheit bereits vollständig hergestellt und vor einigen Tagen nach Ostende gegangen, um in den dortigen Seebädern ihre Genesung zu vollenden.

Frau v. Baze, die Mutter des bekannten Quästors der letzten französischen Nationalversammlung, langte heute hier an und wurde von der französischen Emigration mit hoher Achtung empfangen. Sie begibt sich nach Lüttich, wo ihr Sohn seit dem vorigen Jahre als Advocat prakticirt. Die arme Frau zählt über 70 Jahre und hat eine Reise von 300 Meilen nicht gescheut, um — wie sie sagt — bei ihrem verbannten Sohne — zu sterben!

Notizen.

Unter den Thesen, die jüngst auf der Universität Halle bei der Habilitation eines juristischen Docenten vertheidigt wurden, befindet sich auch eine Rechtfertigung der Prügelstrafe. Die Universität Halle verehrt als ihren geistigen Stifter bekanntlich Christian Thomasius, den Bekämpfer der Hexenprocesse, den Ersten, der die neuentstehende Humanität und Aufklärung auch in der Jurisprudenz zur Geltung zu bringen suchte. Ob der illustrissimus JCtorum ordo, als er dieser Thesis seine Billigung ertheilte, wol dieses seines Ahnherrn eingedenk gewesen ist? Wir wissen es nicht, finden aber die Verherrlichung des Blutvergießens und der Kriegsgreuel durch einen halleschen Professor, die ein Artikel unserer letzten Nummer zur Sprache brachte, mit dieser Verherrlichung der Stockprügel allerdings in richtiger Uebereinstimmung. Die Universitäten galten ehedem als eigentliche Sitze und Tempel der Wissenschaft, die Wissenschaft selbst aber, glaubte man bisher, müsse nothwendig auch zugleich die Sitten veredeln und Menschlichkeit und Milde unter ihren Jüngern verbreiten. Indeß nach diesen neuesten Erfahrungen zu urtheilen, gehört auch dies wol nur zu jenem rationalistischen Rococo, das unsere moderne Frömmigkeit nicht rasch genug meint vertreiben zu können, und sollte es selbst mit Stockprügeln und Kartätschen sein. Glück denn auf den Weg! und daß sich nun wenigstens Niemand über das Ziel wundere, bei dem man auf diese Weise unvermeidlich anlangen wird.

Aus Zwickau wird von einem merkwürdigen Funde berichtet, der im dortigen Stadtarchiv geschehen sein und aus nichts Geringerm bestehen soll als aus dreizehn Folianten Hans Sachs'scher Dichtungen: Tragödien, Komödien, Meistergesänge, Fabeln 2c., Alles, wie hinzugesetzt wird, von Hans Sachs' eigener Hand geschrieben. Die Handschrift scheint ursprünglich aus achtzehn Bänden bestanden zu haben und soll bis zum Jahre 1571 reichen, also bis kurz vor jener Schwachheit des Leibes und des Geistes, die den Dichter drei Jahre vor seinem Tode (1573) befiel und die von Adam Puschmann so rührend geschildert ist. — Ein anderer höchst schätzenswerther Beitrag zur Geschichte unserer ältern dramatischen Literatur sind die „Deutschen Fastnachtsspiele des Mittelalters", welche Adalbert Keller in Tübingen vor kurzem herausgegeben hat; die Sammlung, mit Einleitungen und literarischen Nachweisen reichlich ausgestattet, gehört den Veröffentlichungen des „Literarischen Vereins" zu Stuttgart an und läßt ein ganz neues Licht auf diese bisher noch so wenig gekannte Region unserer Literaturgeschichte fallen. — Auch Jakob Grimm soll eine „Geschichte des deutschen Drama im Mittelalter" unter der Feder haben; möge dem verehrten Greis, der uns soeben auch mit einer neuen Lieferung des „Deutschen Wörterbuchs" (Nr. 6, Bausorge bis Beleg) beschenkt, Kraft und Stimmung vergönnt sein, das angefangene Werk, das ohne Zweifel ein neuer Schmuck unserer Literaturgeschichte werden wird, zu vollenden!

Der kürzlich verstorbene General Haynau hat bereits einen Biographen gefunden; oder richtiger gesagt einen Lobredner: „Zur Erinnerung an den Feldmarschall Haynau" (Gratz, A. Hesse). Der Verfasser hat sich nicht genannt; doch soll das Buch aus derselben glänzenden und geistreichen Feder hervorgegangen sein, der wir auch die vor ungefähr Jahresfrist erschienenen und bald in zahlreichen Auflagen verbreiteten: „Erinnerungen eines östreichischen Veteranen aus dem Italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849" (vom F.-M. Schönhals) verdanken. — General Welden, über dessen Auftreten als Historiker wir unlängst berichteten, ist bald darauf in Gratz gestorben. Doch soll er noch verschiedene druckfertige Werke, Fortsetzung seiner Memoiren, hinterlassen haben.

Das Denkmal, welches in Jena für Oken errichtet wird und über das wir seiner Zeit Ausführlicheres mitgetheilt haben, ist bis auf das Postament, das in Bayreuth aus fränkischem Eklogit, einer überaus harten und edlen, in Deutschland nur einmal vorhandenen Steinart, gearbeitet wird, vollendet und wird vermuthlich zu Anfang künftigen Jahres eingeweiht werden; die Büste, von Drake's Meisterhand gearbeitet, ist bereits in Jena angekommen und wird einstimmig als ein vortreffliches Werk gerühmt. — Auch in Schlesien sieht man für die nächsten Wochen wieder der Einweihung zweier bedeutender Denkmäler entgegen. Das kolossale Grabmal des Feldmarschalls Blücher in Krieblowitz ist nach jahrelanger Arbeit endlich so weit vollendet, daß die Uebertragung der Leiche stattfinden kann; es werden große Festlichkeiten dazu vorbereitet und auch die Ankunft des Königs wird erwartet. Ebenso auch zur Enthüllung des Denkmals, welches die Provinz Schlesien dem verstorbenen Grafen Redern, dem Begründer des jetzt so blühenden

schlesischen Bergbaues, in Tarnowitz errichtet. Dasselbe besteht in der mehr als lebensgroßen Bildsäule des Verstorbenen, von Kalide, dem Schöpfer der berühmten „Bacchantin mit dem Panther", die auf der vorjährigen schlesischen Industrieausstellung so viel Aufsehen machte, und soll zu den gelungensten Arbeiten des reichbegabten Künstlers gehören.

J. V. Zingerle, ein junger tiroler Dichter, der sich insbesondere auch durch seine Sammlung „Tiroler Sagen und Märchen" bekanntgemacht, hat eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte (Innsbruck, Wagner) erscheinen lassen. Auch von M. Anton Niendorf, dem Verfasser der „Hegeler Mühle", steht ein Bändchen Gedichte und Lieder (Berlin, Barthol) in Aussicht. — Bauernfeld hat ein neues einactiges Lustspiel: „Im Alter", geschrieben; dasselbe ist in Prag und Hamburg aufgeführt worden und zwar, wie die Zeitungen versichern, mit lebhaftem Beifall.

Unter dem Titel: „Deutsche Art und Kunst, in Gedichten für die reifere Jugend" (Gütersloh, Bertelsmann) ist eine Chrestomathie erschienen, die für den besondern Gebrauch des „christlichen" Gymnasium in Gütersloh bestimmt und demgemäß nach den bekannten Tendenzen dieser Anstalt zusammengestellt ist. Die „Kreuzzeitung" bespricht das Buch in einer ihrer letzten Nummern in einem ausführlichen Artikel, der unter Anderm auch folgenden Passus enthält: „In der Geschichte der modernen Literatur sind die Fälle auffallend zahlreich, daß ein Literatenleben in Wahnsinn endigt. Daraus darf man wol schließen, daß in der Beschäftigung mit Dem, was unter dem Namen der schönen Literatur zusammengefaßt wird, eine ganz besondere Gefahr für den innern Menschen und seine Einheit mit sich selber liegt. Jeder braucht auch nur in seiner eigenen Seelengeschichte nachzusehen und sich der Zeit zu erinnern, wo ihm durch das bunte Gemisch der widersprechendsten Reminiscenzen aus antiker und moderner Literatur nicht etwa nur sein christlicher Glaube, sondern überhaupt alles Bedürfniß einer mit sich selbst einigen Lebensansicht verloren gegangen war." — Wir hoffen sehr, daß der Verfasser obiger Zeilen kein Literat ist; sollte er es aber wider Erwarten doch sein, so möge ihn dies trösten, daß, wer keinen Verstand hat, auch keinen verlieren kann.

Die französischen Flüchtlinge auf Jersey entwickeln eine ganz außerordentliche literarische Fruchtbarkeit; von allem politischen Einfluß abgeschnitten, scheinen sie wenigstens die Waffen der Literatur so gut benutzen zu wollen, wie irgend möglich. Auch in den letzten Tagen sind wieder drei Pamphlete auf einmal aus der jersey'schen Presse hervorgegangen, deren bloße Titel schon höchst geeignet sind, die Neugier des französischen Publicums (und auf mehr als Neugier ist ja wol im heutigen Frankreich nicht zu rechnen) zu erregen, nämlich: „Das Gewissen Louis Napoleon's"; „Was das Kaiserreich kostet"; „Die Finanzen der Stadt Paris unter dem Kaiserthum Louis Napoleon's".

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 36.** 1. September 1853.

Gedichte.

Von

Ludwig Pfau.

1. Burschen- und Mädchenlieder.

I.

Voll Röthe stund ihr Angesicht,
Bei der ich war alleine;
Ich herzte sie, sie wehrt' es nicht,
Bei der ich war alleine.
O Lust! o Leid!
Ade, ich scheid',
Du herzgeliebte Meine!

Und als sie früh am Lädlein stand,
Bei der ich war alleine,
Sie weinend wol ihr Haar aufband
Im stillen Morgenscheine,
Und drückt' voll Schmerz
Mich an ihr Herz:
„Lass' mich nicht lang alleine!"

So segne Gott die süße Maid,
Bei der ich war alleine;
Es steht ihr Herz voll Traurigkeit,
Bei der ich war alleine.
O Lust! o Qual!
Viel tausend mal
Gedenk' ich dein, du Feine!

II.

Mein Lieb ist eine Nachtigall,
Die sich verborgen hält —
O sag' mir, lieber Vogler mein,
Wie man die Vöglein stellt.

Mein Lieb, das ist ein scheues Reh,
Das jedes Rascheln irrt —
O sag' mir, lieber Jäger mein,
Wie man die Rehe kirrt.

Mein Lieb, das ist ein störrig Kind,
Das stets zur Seite sieht —
O sag' mir, liebe Mutter mein,
Wie man die Kinder zieht!

III.

O du lieber, lieber Schatz, wir müssen scheiden,
Keine Hoffnung ist auf Erden mehr;
Drum zerspringet schier das Herz, das Herz uns Beiden,
Lieber Schatz, ach weine nicht so sehr!
Gib mir einen Kuß,
Eh' ich dich lassen muß —
O wie trägt mein Herz an seiner Lieb' so schwer!

„Ach, das Bächlein rauscht und rauscht zu deinen Füßen,
Schwälblein baut an deinem Fensterlein;
Alle dürfen, Alle dich begrüßen,
Und von dannen muß nur ich allein.
Von der Rose brich
Noch einen Strauß für mich,
Daß ich Etwas hab' von dir, darauf ich wein'."

Mond und Sonne will nach dir, nach dir ich fragen,
Die dich sehen überm fernen Meer,
Alle Nacht will ich Gutnacht, Gutnacht dir sagen,
Als ob ich noch immer bei dir wär'.
Nimm den letzten Kuß,
Weil ich dich lassen muß —
Behüt' dich Gott, mein Schatz, ich seh' dich nimmermehr!

IV.

Da sitz' ich und spinne,
Da sitz' ich allein,
Und fort ist mein Liebster
Wol über den Rhein.
Es fahren die Fuhrleut'
Vom Wälschland heraus,
Bringt keiner ein'n Gruß mir
Vom Schatz mit nach Haus.

Es rudern die Fährleut'
Wol her und wol hin,
Bringt keiner ein Brieflein,
Ein Kuß steht darin.
Ja wenn ich nur wüßte
Sein Ort und Quartier,
Ich schickt' ihm ein' Feder
Und Tint' und Papier.

Da sitz' ich, da harr' ich
Im einsamen Haus,
Schau' über den Fluß und
Die Dörfer hinaus.
Und tritt was im Gange;
Und rauscht was zur Seit',
Gleich mein' ich, er komm', und
Er ist doch so weit!

V.

O Blätter, dürre Blätter,
Wie trauert ihr so sehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein,
Da war mein lieber Schatz noch mein,
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter,
Ihr habt ihn oft gesehn,
Wie er so heiß geküßt mich hat,
Ach, kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter,
Es war ein falscher Knab'.
Euch klag' ich es, ihr schweiget still —
Weil ich sonst Niemand sagen will,
Wie gern ich ihn noch hab'!

VI.

Als ich in dem Bettlein lag,
Ging mein Herze Schlag auf Schlag,
Wollte nicht zu Ruhe gehen.
Armes Herz, was willst du mehr?
Sieh', du liebst ihn gar zu sehr,
Und du willst dir's nicht gestehen.

Ist die treue Nacht gekommen,
Hat mein armes Herz genommen,
Wie ein Mütterlein ihr Kind;
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das nicht schlafen kann und liegen,
Nahm sie's auf den Arm geschwind.

Neige dich, du stolzer Tag,
Daß ich ruh'n und schlafen mag,
Komm' zur Erde voll Erbarmen
Schöne Himmelskönigin,
Komm', o Nacht, du Trösterin,
Holde Mutter aller Armen!

2. Lied der Gärtnerin.

Mein Herz ist wie der Rosenbusch,
Der in dem Gartenlande steht;
Ein Wetter kommt, und husch! husch! husch!
Sind alle Blumen abgeweht.

Mein Schatz ist wie der Sonnenschein,
Der über die Gartenmauer steigt;
Kaum kehrt er bei der Rose ein,
Steht sie von Blumen überzweigt.

3. Der alte Schiffer.

In meinen frühen Jahren,
Wie war der Himmel so licht!
Da standen die wunderbaren,
Die klaren,
Die klaren Sterne so dicht.

Ich sah sie niederfahren
Wie Lichter in mancher Nacht,
In Freuden und Gefahren,
Die klaren,
Verlöschten sacht und sacht.

Nun schiff' ich in weißen Haaren
Durch die beruhigte Flut;
Die meine Begleiter waren,
Die klaren,
Sie starben in ihrer Glut.

In meinen späten Jahren,
Wie wird der Himmel so leer!
Die lieben feurigen Scharen,
Die klaren,
Versanken im großen Meer.

Der Franc und der Schilling.

Ein Beitrag zur Hausökonomie.

Von

Ferdinand Wolff.

Wir sind so gewöhnt, die Sprache in ihrem Sonntagsgewande zu sehen, daß wir gar nicht mehr wissen, wie sie in ihrem Alltagskleide, ihrem Négligé, oder im Schlafrock, worin sie recht eigentlich zu Hause ist, aussieht. Die Sprache, die wir kennen, die wir erlernt haben, das ist die Sprache, die ihr Festgewand angelegt hat; das ist die Büchersprache, wo Alles, was an das Haus, an den Schlafrock, an das alltägliche Leben erinnern kann, sorgfältig vermieden ist. In dieser feierlichen Sprache ist es, daß die Millionen gegenseitig ihre Gedanken austauschen, sich gegenseitig verständlich machen und sich gegenseitig kennen. Wie die Nation zu Hause spricht, wie das in dem Hause Gesprochene genau mit den häuslichen Bedürfnissen, mit den häuslichen Sitten und Gebräuchen zusammenfällt, und wie die häuslichen Sitten und Gebräuche wieder genau in der Sprache des Schilling und Franc ihren Ausdruck finden, das ist bisher mehr in den Hintergrund gestellt worden. Und doch ist die Sprache so genau mit der Sitte verbunden, und die Sitte mit dem Schilling, daß wir die Sprache kaum ohne die Sitte und die Sitte kaum ohne den Schilling verstehen können. Sprache und Sitte, Schilling und Franc gehen Hand in Hand. Es ist nicht genug, zu wissen, wie dieses oder jenes Ding in der andern Sprache heißt, oder in welcher Verbindung die Dinge und die ihnen entsprechenden Ideen unter sich stehen: wir müssen zunächst das Verhältniß untersuchen, in welchem diese Dinge zum Hause stehen, wie sie ins Haus gebracht und im Hause verwaltet werden. Es ist nicht genug, die allgemeinern Begriffe, die umfangrei-

chern Gedanken, wie sie in philosophischen und geschichtlichen Werken sich vorfinden, zu kennen: wir müssen, um diese umfangreichern Gedanken in ihrem ganzen Umfange, und die allgemeinern Begriffe in ihrer größten Allgemeinheit zu kennen, Begriffe und Gedanken einen Augenblick bei Seite setzen, das geistige Leben schlummern lassen, um zu sehen, wie es mit dem materiellen Leben beschaffen ist. Und sonderbar genug, hier kommen wir immer bei dem Schilling und dem Franc an und werden beständig auf den Schilling und den Franc zurückgewiesen.

Wie der Schilling in das Haus kommt, und wie er aus dem Hause geht, um in das Haus alles Das zu beschaffen, was, außer dem Hause geschaffen, das Haus aufrecht hält; wie mit dem materiellen Processe des Ein- und Austauschens des Schilling sich ein geistiger Proceß verbindet; wie die häusliche Oekonomie, indem sie zunächst der animalischen Oekonomie genügeleistet, eine geistige Oekonomie erzeugt, die selbst wieder eine zurückwirkende Kraft auf die Erzeugung des Schilling äußert, das Alles sind Fragen, die man bisher nicht genug berücksichtigt hat. Man hat immer mit dem Geiste angefangen, und immer das leibliche Geld unterstellt, oder von ihm abstrahirt, als wenn der Geist blos zu wollen brauche, um Alles zu wollen, Alles zu erreichen, selbst Geld.

Wir Deutsche sind gewohnt, dem Willen einen ungeheuren Spielraum zu lassen; was wir Selbstbestimmung nennen, ist die Unterordnung der äußern Dinge unter unsern Willen. Der Engländer dagegen räumt diesen Dingen eine größere Herrschaft über sich ein; er sagt sehr selten: ich will, sondern I shall (ich soll). Er will nicht; die Dinge, die Umstände wollen, daß er will. Er wagt nicht zu sagen, daß er unter diesen bestimmten Umständen Dieses oder Jenes thun will; sondern er überläßt es diesen bestimmten Umständen, ihn zu Diesem oder Jenem zu bestimmen. Dagegen sind diese bestimmten Umstände auch so bestimmt; die Kreise des englischen Lebens im Allgemeinen weisen dem jedesmaligen Individuum einen Kreis an, daß das einzelne Individuum sehr wohl fühlt, daß es keine besondere Macht über die äußern Verhältnisse hat, daß es sich denselben fügen muß. Diese äußern Verhältnisse läßt nun der Engländer für sich sprechen, er läßt diese Verhältnisse sagen, daß sie für ihn, das Individuum, wollen.

Wenn wir diese Verhältnisse genauer untersuchen, denen der Engländer eine so große Macht einräumt, so werden wir jedes mal sehen, daß sie ökonomischer Natur sind, daß es jedes mal der Schilling ist, welcher alle seine Willensäußerungen umschränkt, daß seine ganze Willensbestimmung in dem Kreise des Schilling enthalten ist, über welchen der einzelne Engländer nicht hinaus kann. Er kann den Kreis

des Schilling nicht willkürlich ausdehnen, erweitern, oder ihn übertreten, ohne sogleich von den concurrirenden Kräften und Schillingen auf den Umfang des Schilling, auf die im Schillinge enthaltenen Willensbestimmungen, deren jede sich auf einen Penny oder vielmehr auf den „pennyworth" reducirt, zurückgewiesen zu werden. Der Schilling nämlich besteht nicht sowol aus 12 Pence, als vielmehr aus 12 „pennyworth". Man fodert in England nicht für einen Penny Kaffee ꝛc., sondern für einen „pennyworth"; jeder „pennyworth" ist das dem einzelnen Penny entsprechende Product, Das, was für den Penny erkauft werden kann, das Adäquate des Penny. Und dieses Adäquate ist so genau zugemessen, es ist so genau das Maximum Dessen, was für den Penny geleistet oder gegeben werden kann, daß es genau dem Werthe des Penny entspricht: es ist der „pennyworth". Jeden Samstag ergeht es wie ein Schauerregen von Schillingen über die Häupter der englischen Arbeiter; an demselben Tage aber zerfließen die Schillinge in lauter Pence für den Einkauf der während der Woche nöthigen Provisionen, und in lauter Pence fließen die Schillinge wieder zum Hauptkanal zurück. Schon vor dem Empfange des Geldes, schon während der Zeit, daß die Hausfrau im Geiste ihre Einkäufe macht, sagt sie nicht: „I will get this or that ...." sondern „I shall get" Dieses oder Jenes. Der Schilling schreibt ihr genau das Anzukaufende vor; der Schilling will, daß sie Dieses will und nicht Jenes. Der Schilling selbst aber wird von den pounds (Pfunden Sterling) regiert, und diese wieder hängen von den concurrirenden Capitalien ab, die aber immer genöthigt sind, in Folge der Concurrenz die größtmöglichen Dienstleistungen zu dem Minimum des Preises zu verabreichen, und die daher denselben Gesetzen unterworfen sind wie der Schilling und der Penny. Man muß nun auch an den Samstagabenden sehen, wenn die volkreichsten Straßen in dicht besetzte Märkte umgewandelt sind, wie die Verkäufer ihre Waaren ausschreien und was sie nicht Alles für den Penny zu geben versprechen. Der Penny als bloßer Ruf klingt so gehaltvoll, und dabei so abgemessen, so abgeschlossen in ihrem Munde, und klappt so genau mit dem dem Penny entsprechenden Werthe, mit dem „pennyworth", zusammen, daß an kein Abhandeln zu denken ist. Bei den tausend Stimmen, die alle zugleich ihren Pennyruf ertönen lassen, kann man so deutlich den einzelnen Penny heraushören. Der Penny, zusammen mit dem „pennyworth", hat kein Echo; es wird nichts über den Penny hinaus vernommen; man hört es dem bloßen Schreien an, daß nichts über das adäquate Quantum des Penny hinausliegt. Die Stimme sagt nicht: Ich will dir Das oder Jenes oder so viel geben; sondern „I shall". Auch sie hat erkannt, daß sie keinen Willen für sich hat, sondern daß es der

Penny ist, der sie regiert, der will, daß sie will; der will, was sie zu wollen hat.

Hiermit ist aber keineswegs gesagt, daß dem Willen gar kein Spielraum gelassen in England. Es fallen immer von der Summe der Schillinge, die der Engländer wöchentlich zu empfangen hat, einige Pence ab, über deren Bestimmung er willkürlich disponiren mag. Soll er diese Pence, diesen Abfall zu diesem oder jenem Vergnügen, zu diesem oder jenem nützlichen Zwecke verwenden? Aber auch hier stellen sich dem Willen einige unwillkürliche Schwierigkeiten in den Weg, da das Vergnügen, oder die Nutzverwendung, zu dem oder zu der er seinen Penny bestimmen will, zum voraus indicirt ist durch die jedesmalige Arbeit, der er die ganze Woche hindurch obgelegen hat. —

Bei den Franzosen sind es nicht sowol die Dinge, die wollen, als vielmehr die Personen. Der Kreis des Franc ist ein unendlich unbestimmter, weil die Concurrenz noch nicht so weit vorgediehen ist, um ihn in den bestimmten Grenzen der ihm adäquaten Producte zu halten. Dann sind die Producte oder die Dienstleistungen, welche dem Franc entsprechen, noch keineswegs so abgemessen, um den einzelnen Franzosen an den Kreis des Franc zu binden. Der Franzose tritt leichtfertig aus diesem Kreise heraus, und in dieser Leichtfertigkeit, womit er den Kreis übertritt, offenbart sich seine Willkür. Der Franc selbst ist aber auch so leichtfertiger Natur, das Ein- und Ausgehen desselben so unbestimmt und so unbestimmten Gesetzen unterworfen, daß der einzelne Franzose die Herrschaft desselben so sehr fühlen kann. Was er fühlt, ist die Herrschaft der Person, die über Francs zu gebieten hat.

Die Franzosen produciren vorzugsweise Luxusartikel und Getreide und hängen in Folge dieser ihrer Beschäftigungen mehr als zu wünschen ist von der Laune der Frauen, von der Gunst des Wetters und vom Segen des Himmels ab. Das Wetter ist aber ein ebenso unbeständiges Ding als die Laune einer Frau, und der Franc, welcher aus diesen Quellen sein Einkommen ableitet, ist daher seinem Wesen nach ebenfalls etwas sehr Unbeständiges. Sobald das Einkommen solchen Unbeständigkeiten unterworfen ist, kann das Ausgeben unmöglich die Stetfestigkeit (Steadfastness) haben, die wir an dem englischen Schilling wahrnehmen. Wetter und Laune, insofern von dem erstern die günstige Ernte und von der letztern die herrschende Mode abhängt, spielen eine Hauptrolle in dem französischen Franc, und da der Franzose nicht über Gunst, Laune oder Wetter gebieten kann, sieht er sich oft genöthigt, dieselben zu erflehen oder gar zu erborgen. Er muß mit andern Worten — auf die bessere Gunst der Frau oder des Himmels hin — auf die künftigen Bestellungen oder auf bessere Ernte — im voraus Francs aufnehmen von der Gunst des Wirthes oder des Capitalisten

im Allgemeinen. Der Franzose setzt sich daher selbst wieder der Laune einer andern Macht aus, und was anfänglich ein patriarchalisches Verhältniß war, artet in ein Schuldverhältniß aus.

Nichts verflüchtigt sich so leicht in Sous als der französische Franc. Was den Franc noch einigermaßen zusammenhält, ist das metallene Band, die Cohäsion: aber es ist dies eine schwache Schutzwehr gegen die Launen aller Art, die auf den Franc einstürmen. Nichts versteht der Franzose besser, als den Franc zu detailliren, und er wird des Franc nie besser inne, als wenn der Franc ihm ausgegangen ist. In guten Zeiten setzt sich der Arbeiter in gutes Vernehmen mit dem Wirth, der Bauer (es gibt deren 20 Millionen in Frankreich) mit dem großen Grundbesitzer, um in bösen Zeiten seiner Gunst versichert zu sein. Das gute Vernehmen kann aber nur durch starke Zinsen oder Depensen erhalten werden, und der Franzose ist um so geneigter, diese Depensen zu machen, als nicht, wie in England, Alles aufs Minimum reducirt, alle Kräfte aufs äußerste angespannt sind, sondern dem Individuum noch eine große Willkür gelassen ist, Depensen zu machen, den Kreis des Franc zu übertreten. Die Willkür fällt genau zusammen mit den ökonomischen Gesetzen der Production. In England, wo der einzelne Schilling mehr als das Product der ganzen übrigen Production erscheint, wo die ganze Wucht der übrigen Schillinge, auf den einzelnen Schilling hindrängend, sich hinwerfend, diesen einzelnen Schilling als ein nothwendiges Product aller Schillinge erscheinen läßt, ist die Willkür der Person beschränkt. Die Abhängigkeit Einer Person von der Laune oder Willkür einer andern hört mit dem Capital auf, das vor allen Dingen seine Gesetze und nicht seine Laune in der Production geltend zu machen hat. Der Capitalist mag Launen haben; das Capital kennt keine Laune, sondern dringt auf Verwerthung. In England werden vorzüglich solche Producte geschaffen, die weniger von der Willkür oder der Laune oder dem Segen des Himmels abhängen. England producirt weder Luxusartikel noch Ueberfluß an Getreide, sondern Stoffe und Waaren, die einen beständigen Absatz finden und, durch die beständige Ergiebigkeit der Maschine beständig producirt, ins Unendliche vermehrt werden können. Diese Producte, im Schweiße der Maschine erzeugt, betrügen nie den Schweiß des Menschen. Die Hände, welche in diesen Productionen beschäftigt sind, können durch keine Laune in Stillstand gesetzt werden; sie gehören nicht dem Fabrikanten an, der sie beschäftigt, da der Fabrikant sich nicht selbst angehört, sondern, durch die Concurrenz der andern Fabrikanten angespornt, genöthigt ist, seine Maschine oder Hände so lange in Athem zu halten, als der Athem der andern Maschine anhält. Was in England regiert, ist daher weniger der Fabrikant, als vielmehr die Fabrik, das der Fabrik

zu Gebote stehende Capital, mit andern Worten das Capital, über welches der Fabrikant zu gebieten hat, also in letzter Instanz der Schilling. Was in Frankreich regiert, ist nicht der Franc, da der Franc nicht über sich selbst zu gebieten hat, noch von den übrigen Francs in ein solches Verhältniß versetzt wird, um als selbstthätig, selbsthandelnd, sich selbst bestimmend aufzutreten; es ist die den Franc besitzende Person. Der leiseste Mismuth in der Laune dieser Person, der leiseste Uebermuth in der Laune des Francbesitzenden Franzosen macht sich augenblicklich auf den einzelnen Franc fühlbar; der Franc ist rein französischer Natur. Der Schilling hat etwas von dem Sterling Silber an sich; die Solidität des Silbers erhält und befestigt sich durch die Solidität der Umstände, in denen der Silberwerth producirt wird.

Die Laune ist bald gefühlvoll, bald gefühllos; der Schilling in England kennt keine Laune, kein Gefühl, und sobald man einmal den Kreis des Schilling übertritt, oder durch die andern concurrirenden Schillinge aus dem Kreise desselben herausgeworfen wird, so ist es, als wenn man die Schwelle seines „home" übertreten habe, um nie wieder hineinzutreten. Man steht an der Pforte der „Starvation". In Frankreich übertritt man hundert mal den Kreis des Franc, und kann immer wieder in den Kreis zurücktreten — durch die Gunst des Schicksals. Das Schicksal Frankreichs liegt innerhalb Frankreichs selbst, das für sich größtentheils consumirt und producirt; das Schicksal Englands und mithin des einzelnen Engländers liegt auf dem Weltmarkte, wo die massenhafte Production ihren Absatz findet.

Nicht allein kommt der französische Franc unregelmäßig und launenhaft ein, sondern in dem Franc selbst sind die ihm entsprechenden Dinge oder Werthe auf eine unregelmäßige, unmethodische Weise enthalten. Was zum Beispiel bei dem englischen Schilling das Wesentlichste ist, das „home", das er deckt und sichert, die wöchentliche oder vierteljährliche Rente (Miethe), die er zahlt und die zuerst in Abzug kommt, das läßt der französische Franc bis zuletzt anstehen, als am weitesten aus seinem Gesichtskreise liegend. Mit der Sicherung des wöchentlichen „home" folgt bei dem Schilling die Sicherstellung der andern wöchentlichen Bedürfnisse in natürlicher Stufenfolge und mit dem Kreise des Schilling ist der Kreis der Woche natürlich geschlossen, natürlich abgelaufen. Der Engländer scheut keine Opfer, um sich dieses „home" zu vergewissern. Alle Dinge um ihn her betrachtet er mit Rücksicht auf dieses „home"; das „home" ist der Mittelpunkt, von dem seine Weltanschauung ausgeht. Mit der Entäußerung des „home" durch die Entäußerung des Schilling geht ihm seine Welt verloren; er fällt, wie gesagt, dem Reiche der „Starvation" anheim. Die fremden Schillinge fallen wie ebenso viele feindliche Mächte auf ihn

ein, um den leergewordenen Platz einzunehmen. Die Rente (Miethe) ist die schrecklichste, unerbittlichste der Schuldigkeiten, die es in England geben kann. Sowie nur im geringsten der Engländer mit der Rente im Rückstande ist, tritt der Hausherr sofort in die Eigenthumsrechte des Miethherrn; Bett, Stuhl und Tisch, Alles gehört ihm. In Frankreich ist es bekanntlich nur die Commode, die er einzieht. Bei den kleinern Miethsleuten hat der Hausherr nur Recht über die Commode als den einzigen Luxusartikel, den sie besitzen; Bett, Tisch und Stuhl verbleiben dem Eigenthümer. Der Franzose hat nur für eine neue Commode zu sorgen, um in eine neue Wohnung einzutreten.

In England gibt es kein anderes Gesetz, das gebietet, ein „home“ zu besitzen, als das Gesetz der Oekonomie, das Gesetz des Schilling, der zur Zeugung weiterer Schillinge nothwendig hat, sich ein comfortables Obdach und Bett zu schaffen, und sich vor der „Starvation“, der dem „Spleen“ zunächststehenden Krankheit, sicherzustellen. Aus dem comfortablen Obdach führt der Weg entweder in die rauhe, unwirthliche englische Luft, oder in das „workhouse“, die Strafanstalten für unbrauchbar gewordene Hände, oder in die verpesteten „Lodginghouses“, wo die „Starvation“ massenhaft beherbergt wird. Hier ist es also wiederum der Schilling, der bestimmend auftritt, der mit den Grenzen, die er sich selbst stellt, sich die Grenzen seines „home“ absteckt, und sich zur Reproduction befähigt erhält.

In Frankreich gibt es für den Franc eigentlich kein „home“; wenigstens denkt er an dasselbe am letzten. Ohne von der Leichtigkeit des Ein- und Ausziehens mit oder ohne Commode zu sprechen, wohnt der Franzose eigentlich nicht in seinem Hause; er schläft nur darin, seine Wohnung ist auf der Straße oder an öffentlichen Plätzen. Was dem Franzosen die Nothwendigkeit des „home“, wenigstens des fictiven „home“ auferlegt, ist wiederum nicht die Hausökonomie, sondern die Person in der Person der Polizei. Jeder Franzose ist von Staatswegen verpflichtet, ein „domicile“ aufzuweisen, und sollte dieses „domicile“ auch nur aus vier Bretern ohne Thür noch Fenster bestehen, so heißt es doch immer, daß er da residire. Auch sind es wiederum nicht die ökonomischen Gesetze des Franc und des Schilling, die ihm gebieten, dieses „home“ so wenig als möglich zu wechseln, sondern es sind die Polizeigesetze, welche ihm verbieten, anderswo zu schlafen, ohne sich über seine frühere Schlafstelle gehörig ausgewiesen zu haben. In seinem eigenen Hause ist der Franzose ebenso wenig Herr und Meister: sein Ein- und Ausgehen fällt unter die Controle des Pförtners, der alle seine Bewegungen überwacht, alle Briefe empfängt, ihm die Pforte nach Mitternacht verschlossen halten kann ꝛc. . . .

Was der Engländer nach Sicherstellung seines „home“ am ersten sichert, das sind die wöchentlichen Bedürfnisse, die er meistens Samstags mit einem male einkauft. Dagegen sieht man den Franzosen für jedes Loth Kaffee oder Zucker zu dem „Epicier“ rennen. Der französische Epicier ist für den Franzosen deshalb eine wichtige Person geworden. Das Unzuverlässige, das in dem Einkommen des Franc liegt, erlaubt ihm nicht, den Franc auf einmal im Ankauf dieser Colonialwaaren zu verwenden. Und brächte er es wirklich dahin, nach langen vergeblichen Bemühungen den Franc ein einziges mal in Anschaffung derselben aufgehen zu lassen, so würde er, wie ein wahres Kind, mit einem male seinen Vorrath aufzehren. Die ökonomischen Gesetze des Franc, der selbst wieder von losen ökonomischen Gesetzen regiert wird, haben keine Herrschaft über den Franzosen. Es ist der Epicier, der diese Herrschaft über ihn erlangt und ihn in Schranken hält, indem er ihm jeden Morgen sein bestimmtes Quantum an Kaffee und Zucker zuwägt, und dabei das dicke Papier mit in die Wagschale legt, und ihm dafür Credit gibt, wenn der Franc ihm versagt. Dafür, daß der Franzose von der Herrschaft des Franc frei ist, kommt er unter die Botmäßigkeit des Epicier zu stehen, der sich seine Lectionen in Oekonomie und Mäßigung auf eine vortheilhafte Weise bezahlt zu machen weiß. In ein gleiches Abhängigkeitsverhältniß kommt der Franzose zu seinem Kaffeewirth (respective Weinwirth) zu stehen, der ihm über die schlechten Zeiten hinaushilft, während er in den guten ihm das Doppelte verzehren hilft blos um die Gunst, das gute Verständniß aufrecht zu halten.

Alles drängt in England auf Sparen hin; jeder Engländer sucht sich etwas abzusparen von seinen wöchentlichen Bedürfnissen, um es auf die Anschaffung solcher Artikel zu verwenden, die eine größere Summe erheischen. Dieses Absparen vom Penny, diese Bildung eines Schilling durch wöchentliche, bei Seite gelegte Pence erscheint aber wiederum nicht als eine individuelle Oekonomie, sondern sie ist durch die in der ganzen Production herrschende Oekonomie bedingt. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Vergnügungen, die der Engländer sich erspart, während der Franzose sie erborgt. Allenthalben finden wir in London Anstalten, wo man Pence deponiren kann, um nach Ablauf einer bestimmten Zeit den adäquaten Werth für die Pence in Waare, in Vergnügungen oder sonstigen Artikeln zu erhalten. Dieser Art sind z. B. die vielbekannten „goose-clubs“ (Gänseclubs), d. h. Gesellschaften, deren Mitglieder sich anheischig machen, jede Woche einen bestimmten Beitrag zu geben, wogegen sie zu Weihnachten die classische Gans mit dem classischen Pudding erhalten. Die Gänse werden während des Jahres massenhaft angekauft und für die jedesmalige Ge-

sellschaft besonders gemästet. Durch den Ankauf im Großen wird die einzelne Gans fetter und wohlfeiler, und durch den Beitrag im Kleinen fühlt der einzelne Engländer nicht so sehr die für die Gans gebrachten Opfer.

Die Zeit, in welcher der Engländer den adäquaten Werth an Genuß für seine Ersparnisse erhält, ist mehr oder minder hinausgedehnt; manchmal fällt dieser ersparte Genuß genau mit dem Augenblicke seines Todes zusammen. Es ist dies bei allen Lebensversicherungen der Fall, wo der Betheiligte sich vorbehält, daß an seinem Todestage eine gewisse Summe seiner Frau oder einem seiner sonstigen Angehörigen ausgezahlt werde, um damit die Kosten des Leichenbegängnisses zu bestreiten.

Der Franzose läßt sich den Genuß oder das Kleid im voraus geben und zahlt es dann nachträglich in wöchentlichen Terminen ab. Mit der letzten Woche, in der er die letzte abträgliche Zahlung leistet, ist aber auch das Kleid selbst völlig abgetragen; mit dem letzten Sou, den er für das Kleid zahlte, fällt der letzte Fetzen des Kleides selbst von seinem Leibe.

Es hat mit den Francs dasselbe Bewandtniß wie mit dem Spiegelglase, dessen Werth mit seinem Umfange in aufsteigender Proportion zunimmt. Sowie man es so weit bringen kann, daß man einen Franc aus einzelnen Sous selbst zusammensetzt, so steigt dessen Werth in doppelter, dreifacher Proportion. Das Zwanzigsoustück, das ich mit einzelnen Sous gebildet habe, ist mehr als ein Franc; die Cohäsion, die es durch das Zusammenschmelzen der Sous in ein Silberstück erlangt hat, vermehrt seinen Werth. Das ganze Spiegelglas ist drei- oder vier mal so viel werth als jede seiner Hälften.

Der Franzose fühlt dies wohl: und so verschwenderisch er mit den einzelnen Sous und Francs ist, so fest hält er am Fünffrancstück, als wenn das ganze Universum in ihm enthalten wäre. Er hat eine kindische Scheu, die Cohäsion desselben durch Einwechseln zu zerstören, als wenn die ganze Zauberkraft des Thalers in seiner mechanischen Ganzheit läge und nicht in der dynamischen Kraft, welche die einzelnen hundert Sous, aus denen er besteht, als ein Ganzes zusammenhält, das seine Ganzheit nur zufällig in dem Fünffrancstück findet. Der Franzose ist verschwenderisch im Kleinen und karg im Großen; bei dem Engländer heißt es gerade umgekehrt: wise in pence and foolish in pounds, oder save the pence, the pounds save themselves (Hüte die Pence, die Pfunde [Sterlinge] hüten sich von selbst). —

Die unbestimmten Umrisse, die dem Franc dem Wesen nach eigen sind, sprechen sich der Sache nach in dem Fünffrancstück auf eine noch sichtbarere Weise aus. Man kann nicht eigentlich sagen, daß es einen „frankenworth" gäbe, wie es einen „pennyworth" gibt; das dem

Franc entsprechende Product, das mit dem Franc zu Erlangende oder zu Erhandelnde hängt wieder so sehr von der Laune des Käufers oder Verkäufers ab, hat so viel mit dem Gerede beider Parteien zu thun, erheischt so viele kleine Künste, daß man nicht weiß, wo der Franc anfängt, noch womit er endet. Dieses Unbestimmte seines Werths ist noch weit sichtbarer in der Unbestimmtheit seines Gepräges. Bekanntlich hat jede der verschiedenen Regierungen, die sich so schnell aufeinander folgten, extra Fünffrancthaler geprägt, und sonderbar genug hat sich herausgestellt, daß alle diese verschiedenen Fünffrancstücke von verschiedenem Kaliber sind. Noch kürzlich konnte man in den Wechselboutiquen von Paris Leute vor einem ungeheuren Haufen von Fünffrancthalern sitzen sehen, die ämsig damit beschäftigt waren, die überwichtigen Thaler von den vollwichtigen abzusondern, um die erstern nachher dem Schmelzofen zu übergeben. Diese Beschäftigung erregte in nicht geringem Grade das Interesse der Vorübergehenden. Stundenlang konnten sie vor dem Fenster stehen und dem Manne zusehen, wie er einen Fünffrancthaler nach dem andern auf die Wage legte, um sein Gewicht zu ermitteln. Auf der einen Schale der Wage nämlich lag ein eben vollwichtiger Fünffrancthaler, eher zu leicht als zu schwer, und unter der neuesten Regierung geschlagen. Die übrigen Fünffrancthaler kamen nun nacheinander auf die andere Schale zu liegen, und sowie nur einer auch nur im mindesten das Wagzünglein in Bewegung setzte und die Wagschale mit dem vollwichtigen Fünffrancthaler nach sich zog, wurde er sorgsam bei Seite gelegt. Der Mann entwickelte eine ungemeine Thätigkeit in dieser Beschäftigung und es war anmuthig zuzusehen, mit welcher Behendigkeit er einen Fünffrancthaler mit dem ihm nachfolgenden von der Wagschale abschob, bis er zu einem überwichtigen ankam, der mit größerer Schonung behandelt wurde und nicht zu dem gemeinen Haufen der übrigen zurückkehrte, aber mit welchem Interesse auch das Volk dieser Operation zusah und völlig das Interesse des Geldwechslers mitempfand, wenn nach vier- oder fünfmaligem Abschieben von indifferenten Thalern sich ein überwichtiger herausstellte, ein Fünffrancthaler, der seinen eigenen Kreis überschritten hatte und von dem es klar war, daß beim Einschmelzen etwas für den Wechsler abfallen mußte. Hier war es nun für Alle augenscheinlich und handgreiflich: der Mann vor dem ungeheuren Silberhaufen lebte vom Abfall, und der Abfall belohnte seine Mühe fürs Abschieben. Wie aber etwas von einem vollwichtigen Francthaler abfallen, wie das courante Fünffrancstück im Verlaufe des Jahres so sehr wuchern konnte, daß es Viertel-Fränkelchen als Interesse abzuwerfen im Stande war, das blieb für die meisten der Franzosen ein Geheimniß; sie begriffen nie, daß der Zinsfuß ein so

hoher in Frankreich sein konnte, während er in England so niedrig war. Daß man ihm, dem einzelnen Franzosen, für den Franc, den er in der Sparkasse deponirt hatte, am Ende des Jahres einige Silberspäne zufließen ließ, das betrachtete er einzig als Belohnung für die Kraftanstrengung, den Franc mit lauter einzelnen Sous zusammengebracht zu haben. Die Sparkasse war in seinen Augen nichts als eine Sparbüchse, in welcher seine Sous, in sichern Verwahr gebracht, ruhig liegen blieben, bis sie sich durch seine eigenen wiederholten Anstrengungen von Ersparniß zu einem Silberstück potenzirt hatten. Und dann waren die Interessen, welche diese Anstrengungen belohnten, nicht immer reiner Gewinn für ihn. Im Gegentheil, er verlor manchmal in dem Handel. Wenn er nämlich einmal angefangen hatte, eine gewisse Summe wöchentlich bei Seite zu legen, so war er nur allzu geneigt, aus diesem Beginnen eine Gewohnheit zu machen und dieser Gewohnheit, den Umständen zum Trotz, den Charakter einer moralischen Verpflichtung zu geben. Und so streng glaubte er, an dieser Verpflichtung halten zu müssen, daß er in mancher Woche Geld auf seinen Rock im Leihhause zu 15 Procent aufzunehmen nicht anstand, um dieses zu 15 Procent aufgenommene Geld in der Sparkasse zu 5 Procent deponiren zu können. Das ist vielleicht die einzige Consequenz, die sich der Franzose zu Schulden kommen läßt: eine wahrhaft französische Consequenz, ganz im Einklange mit dem französischen Franc und seiner Beschaffungsweise. —

In England bietet sich der Schilling von selbst an; Tausende von Pfunden liegen zum Ausleihen bereit und warten blos auf eine neue productive Verwendung. In Frankreich muß der Producent nach dem Franc laufen, ihn anflehen und erweichen, und mit den Zinsen, die er zahlt, auch etwas für den guten Willen und die Gunst des Darleihers zahlen. Dagegen ist das Wiedergeben auch in vielen Fällen ein so unbestimmtes und hat wieder so viel mit der Gunst des Wetters oder der Frau zu thun, daß man es dem Darleiher nicht verübeln kann, wenn er im voraus einen Theil des Capitals als Interesse zurückbehält.

Der Franc ist im Sinne des Franzosen so etwas Absolutes, so etwas Gebieterisches, wenn er einmal in seinen Besitz gekommen, so etwas an und für sich, etwas für sich und durch sich, daß er wirklich meint, dem bloßen Franc, dem bloßen Silberwerthe müßten sich alle Dinge und Schätze erschließen: als wenn mit der Beschaffung des Franc die Dinge und Schätze sich von selbst beschüfen und nicht erst producirt zu werden brauchten. Für den Engländer bedeutet der Schilling weiter nichts als die condensirte Arbeit, die condensirte Arbeitszeit, die auf die Producirung irgend eines Gegenstandes verwandt

worden. Statt diese Zeit in Stunden und Tagen auszudrücken, drückt sie der Engländer in Schillingen und Pence aus. Die Art und Weise, wie der Engländer den Schilling erarbeitet, ist weiter nichts als ein Zusammensetzen der Zeittheile.

In dem Franc ist die Zeit so lose, so locker enthalten. Die Zeit nämlich, welche den französischen Franc producirt, muß Muße haben, um die für die Muße und das Weib geschaffenen Luxusartikel produciren zu können. Die Muße und die müßigen Stunden zählen mit, wenn die Arbeitsstunden gezählt werden, in denen die vom Geschmack oder der Laune abhängigen Producte producirt werden. Aber es ist ein eigenes Ding mit diesen müßigen Stunden; sie können nie genau ermessen werden, und den größten Theil der Zeit zählt der Franzose sie selbst nicht.

Der Schilling ist so sehr für sich sprechend, so selbstredender Natur, daß bei dem Ein- und Austauschen alles übrige Gerede von selbst wegfällt. In den kleinsten wie in den größten Transactionen ist der Engländer stumm und läßt Waare und Geld sich gegenseitig selbst verständlich machen. Diese stumme Sprache ist aber auch so beredt, so verständlich, daß jeder Commentar, jede Einleitung, jede weitere Vermittelung zwischen den austauschenden Personen ein Zeitverlust, d. h. ein Verlust an Geld und an den ihm entsprechenden Producten wäre, die eben im Austauschen begriffen sind. Was nämlich gegeneinander ausgetauscht wird, das sind die in den Producten enthaltenen gleichen Zeittheile, die in die Schillingssprache übersetzt, in Schillinge reducirt werden. Wo der Gehalt und Inhalt des Schilling mit denselben Zeitfäden gewoben wird wie das Gespinnst, das man im Austausche dagegen empfängt, da sprechen die Sachen für sich selbst und die Sprache hat weiter nichts mehr zu thun, als sich in abgebrochenen Lauten, in Ziffern vernehmen zu lassen. Wie anders mit dem Franc! Die lockere Natur seiner Zusammensetzung, die Unbestimmtheit der Arbeitstage, die in ihm enthalten sind, macht es nothwendig, daß die Sprache ihm zu Hülfe kommen muß, um eine Ausgleichung zu bewirken, und die Lücken gegenseitig auszufüllen. In den französischen Producten, die sich gegenseitig austauschen, sind so viele müßige Stunden enthalten, der Kreis des Franc ist so lose umspannt, daß, wenn die Sprache wirklich ein Gedankenaustausch sein soll, diese Gedanken und diese Sprache ihren Ursprung in dem Waarenaustausche genommen haben müssen; wenigstens geht in Frankreich Sprache und Handel Hand in Hand, die Sprache arbeitet dem Handel in die Hände, und ohne Sprache wäre kein Handel möglich.

Schon bei dem Epicier thut sich dieses Verhältniß auf auffallende Weise kund. Der Franzose, wenn er sich sein Loth Kaffee für einen Sou kauft,

erhält sicherlich nicht seinen „souworth" Kaffee, der Gehalt des Sous geht nicht in dem Quantum Kaffee auf, das ihm der Epicier zumißt. Das Fehlende ersetzt der Epicier durch das Gefällige und Schmunzelnde und Wohlwollende, das er dem Käufer in den Kauf gibt, und der Käufer empfängt freudig dieses Wohlwollende als einen Ersatz für das unzureichende Gewicht und zugleich als ein Versprechen künftigen Credits, wenn ihm der Sou fehlen sollte. — An den Kaffee und Zucker des Epicier reiht sich unwillkürlich der Gedanke des Kaffeetisches an, und an den Kaffeetisch knüpft sich wieder das Haus mit der häuslichen Gemüthlichkeit. Diese Gemüthlichkeit, welche als Product der Colonialwaaren in England ihren besondern Absatz in der englischen Hausliteratur hat, wird in Frankreich hinter dem Laden des Epicier verhandelt.

Die Tasse Kaffee ist bekanntlich sehr theuer in Frankreich. Man genießt sie in einem prachtvollen, mit Spiegelgläsern aller Art verzierten Saale. Der Kaffeewirth macht einen immensen Profit an der Tasse Kaffee; dagegen servirt er auch seinem habitué (gewöhnlichen Gast) mit jener namenlosen Aufmerksamkeit, die allein das Geld werth ist. Die „dame de comptoir" hat immer ein Lächeln für den habitué, der garçon (Kellner) hält sein Lieblingsjournal in Bereitschaft, oder bespricht es für ihn, noch ehe er seinen Platz eingenommen; und hat endlich der Gast sich niedergelassen, so mag er sich einige Augenblicke der Illusion hingeben, Wirth, Zeitung, Kaffee und garçon, Gas und Dame und Glas — das Alles sei nur für ihn allein da, habe nur auf ihn gewartet, um ihn zu erfreuen und sein Gemüth zu erheben, und sinke wieder in Nichts zurück, sobald er aus dem Kaffeehause getreten, um nicht eher wieder zum Vorschein zu kommen, als bis er sich wieder mit seinem neuen Franc zeige.

In England ist das Kaffeehaus blos für den Kaffee und die Zeitungen da; ja der Kaffee dient blos als herkömmliche Zugabe zu den Zeitungen, während in Paris die Zeitungen ohne den Kaffee gar nicht genießbar wären. Die Tasse Kaffee ist in London sehr billig, obgleich die Journale sehr theuer und in Masse vorhanden sind. Man setzt sich stumm nieder und wird stumm bedient; der Kaffeewirth oder die Kaffeewirthin hat weiter nichts zu geben als den Kaffee, der mit Einschluß der zu lesenden Journale genau dem für ihn bezahlten Preise entspricht. Dem Bedürfnisse, sich heimisch im Kaffeehause zu fühlen, sein „home" in dem Kaffeehause wiederzufinden, wird auf eine fictive Weise durch die Hausliteratur, die „periodicals" entsprochen, die in ungewöhnlich großer Anzahl zugleich mit den politischen Blättern gehalten werden. — Die Clubs sind Kaffeehäuser auf einer erweiterten Grundlage. Die Mitglieder der Clubs sind zugleich die Gäste und

der Wirth. Da in einem gewöhnlichen Kaffeehause der gewöhnliche Gast, der „habitué“, immer einen Theil der Unkosten zu tragen hat, welche durch die zufälligen oder unbestimmten Gäste verursacht werden, so haben sich diese bestimmten Gäste in eine besondere Gesellschaft, „club“ genannt, zusammengethan, um auf gemeinschaftliche Kosten ihrem gemeinschaftlichen Geschmack Genüge zu leisten. Zu diesem gemeinschaftlichen Geschmack gehören, außer Kaffee, „beefsteaks“ und Journalen, noch insbesondere Vorlesungen, Concerte ꝛc.

Ohne Sprache würden Käufer und Verkäufer in Paris nie einig, und es ist wirklich zu wundern, wie sie mit der Sprache fertig werden. Der Verkäufer fodert regelmäßig die Hälfte über den Preis; der Käufer bietet natürlich die Hälfte unter dem Preise. Um zu einer Conclusion zu kommen, welche beide Parteien befriedigt, haben dieselben zuvörderst eine förmliche philosophische Discussion in regelrechter Methode zu führen. In dieser Discussion wird die ganze Bildungsgeschichte des Franc und des ihm entsprechenden Products durchgenommen. Ließen sich die Bestandtheile der auszutauschenden Dinge in Zeittheile auflösen, so könnte der Austausch sofort ohne Discussion vor sich gehen, wie dies in England der Fall ist, wo die beiden Parteien sich nicht allein nicht sprechen, sondern sich kaum gegenseitig ansehen. Aber in dem französischen Franc und in den französischen Producten ist, wie gesagt, das Zeitmaß ein so unbestimmtes, in die auf die Production verwandte Zeit treten so viele müßige Stunden ein, und beide Parteien speculiren wieder gegenseitig auf schwache Stunden während des Austausches; Einer will so gern dem Andern den Vorrang ablaufen, ihn überlisten, überreden oder durch den Glanz des baaren Geldes verblenden; das Ein- und Ausgeben des Franc ist ein so unregelmäßiges, und man möchte so gern den Augenblick benutzen, wo er sich zeigt, daß der aus dem Austausche sich entwickelnde Kampf die verschiedensten Formen annimmt und sich in den verschiedensten Gestalten zeigt. Man muß nur sehen, wie sich zuvörderst die Gegner mit den Blicken messen, wie der Verkäufer die Natur des Franc zu errathen sucht, den der Käufer noch in der Tasche verschlossen hält, ob er vom Segen des Himmels, von der Laune des Schicksals, von der Gunst der Frau oder von der Geschicklichkeit der Hand herrührt, ob es ein erarbeiteter, ein erborgter, ein erflehter oder ein angeborener Franc ist ꝛc. Das Alles sind Rücksichten, die den Werth des Franc bedeutend modificiren.

Wenn aber der Franc bereits in seinem eigenen Lande so viele Mühe hat, sich verständlich zu machen, wenn die Bedeutung des Franc eine so vielfältige Deutung zuläßt, so kann man sich leicht denken, daß die Schwierigkeiten der Entzifferung zunehmen, wenn der Franc in Berührung mit dem Schilling kommt. Was man immer gesprochen

hat von dem herzlichen Einverständnisse zwischen England und Frankreich, so steht diesem herzlichen Einverständnisse nichts mehr im Wege als die verschiedenartige Natur des Geldes, das in den beiden Ländern Cours hat. Schilling und Franc liegen zu weit auseinander, sowol ihrer Beschaffenheit als ihrer Beschaffung nach, als daß dieselben sich im gegenseitigen Austausch leicht verständigen könnten, und dieser Umstand allein wäre hinreichend, um jedes gute Einverständniß Lügen zu strafen. Schilling und Franc werden sich nie verstehen, nie vertragen können, auch trotz der bekannten Adresse, welche die englischen Kaufleute vor einigen Monaten an den Kaiser der Franzosen sandten.

Ueber Sommertheater.

Von

August Lammers.

So neu die Erscheinung der Sommertheater unter uns im Ganzen auch noch ist, so läßt sich doch so viel bereits mit Sicherheit erkennen, daß sie die Bildung einer völlig neuen Form für unser nationales Theater, neben den bestehenden alten, und nicht einen vorübergehenden Ausnahmezustand bedeutet. Nicht aus zufälligen, rasch wieder verschwindenden Ursachen sind diese leichten Bühnen aller Orten emporgetaucht; eben daß sie so zahlreich entstehen und mit jedem weitern Sommer zu einer stärkern Schar anschwellen, in immer dichterm Zusammenhang ihr Netz über Deutschland ausbreiten, beweist die innere Nothwendigkeit ihrer jungen Existenz. Sie werden sich in unserm socialen und ästhetischen Leben eingebürgert haben, ehe wir uns dessen noch versehen. Es mag daher immerhin nicht mehr verfrüht erscheinen, wenn die Presse sie ihrer Kritik zu unterwerfen und nach dem eigentlichen Sinn ihres Daseins zu fragen beginnt.

Schon nach dem historischen Gang, den unsere deutsche Bildung genommen hat, versteht es sich gewissermaßen von selbst, daß hier der ästhetische Gesichtspunkt vor allem ins Auge gefaßt wird. Welche Wirkungen die Sommertheater auf die Entwickelung der dramatischen Kunst nach ihren verschiedenen Seiten hin sowie auf die Bildung des öffentlichen Geschmacks äußern werden, das ist gewiß die zunächst anzustellende Prüfung. Und da ist es nun leider schon jetzt zu erkennen, daß diese Wirkungen zum Schlimmern neigen. Wie eins unserer einflußreichsten kritischen Blätter zu wiederholten malen mit Bitterkeit und Schärfe hervorgehoben hat, demoralisiren die Sommertheater einstweilen sowol die Schauspieler wie das Publicum — demoralisiren in einer

freiern Anwendung des Worts genommen, die seinen Sinn auf die ästhetische Sphäre herüberzieht. Die Schauspieler nöthigen sie nämlich zu einer groben Frescomalerei, zwingen sie Grimassen zu schneiden, um überhaupt nur gesehen, zu schreien und zu toben, um überhaupt nur gehört zu werden. Das Publicum setzen sie in die rohe Behaglichkeit des Wirthshauslebens mitten hinein, indem sie ihm erlauben, den scenischen Genuß mit dem von Sonnenwärme und freier Luft, ja von Bier und Taback zu vermischen und nach Gefallen die dramatische Unterhaltung mit irgend einer beliebigen andern zu vertauschen. Die Sommertheater ziehen auf diese Weise ein Publicum groß, bemerkt der Kritiker der „Grenzboten", das auch im Winter sich geräuschvoll und lärmend vor der Bühne bewegen, Frescomalereien verlangen und durch seine unruhige Gegenwart gebildeten Freunden der Kunst die schönsten Abende verderben wird. Die ganze Einrichtung ist daher, so schließt jene Kritik ihren Urtheilsspruch logisch ab, als eine ebenso unberechtigte wie verderbliche Neuerung zu betrachten und demgemäß zu verwerfen.

Wer wollte diese Vorwürfe müßig oder unbegründet nennen? Sie sind so wahr, daß Jeder von uns sie einmal mit demselben Unmuth bei sich erhoben haben wird, wenn ihn jemals Zufall oder Vorsatz in einen jener modernen Gärten der Thalia führte. Man könnte ihnen ohne Zweifel noch manches verstärkende und verschärfende Wort hinzufügen. Auch Das ist z. B. einem ernsten und gesammelten Genuß des Theaters hinderlich genug, daß Hausfrauen aus dem niedern Bürgerstande anfangen, ihren Strickstrumpf mit sich vor die Bühne zu nehmen und die unruhige Schar ihrer Kleinen rings umher auf grünem Rasen sich tummeln, womöglich zwischen den Bänken selbst „Kriegen" und „Verstecken" spielen zu lassen. — Das kunstverderberische Moment der Neuerung ist also nicht zu leugnen, und wer sie vertheidigen will, muß sich auf andern, entlegneren Gebieten nach Waffen umsehen.

Für das Publicum als ein Ganzes betrachtet haben die Sommertheater unstreitig einige Vorzüge. Da sie nach dem Wintertheater, und gleichsam in einer idealen Concurrenz mit ihm in die Welt gekommen sind, so haben sie schon etwas thun müssen, um überhaupt nur erst in den Besitz der öffentlichen Gunst zu gelangen. Durch ihre localen Bedingungen verhindert, verschiedene Ränge der besuchenden Gesellschaft zu statuiren, haben sie sich auf den niedrigsten Preis herabstellen müssen und werden, nach einem allgemeinen Satz im Handel und Wandel, auf keinen Fall wieder auf höhere Sätze zurückkommen können. Sie sind daher die wahre demokratische Form der Bühne, etwa wie das billige Bier der Demokrat unter den Getränken und gegenwärtig auf dem Punkt ist, über seine beiden Nebenbuhler, Wein und Schnaps, fast überall in Deutschland zu triumphiren. — Mit ihrer Zugänglichkeit

im Preise verbinden aber die Sommertheater noch andere, vielleicht noch viel wirksamere Lockmittel für das größere Publicum. Eben der gemischte Genuß, den sie bieten, ladet ganze Scharen spröder Liebhaber zum Besuch ein, so sehr der ästhetisch ausgebildete Mann auch seinerseits ein Recht haben mag, sich über ihn zu erzürnen. In den Sommertheatern stellt sich die dramatische Kunst gleichsam freiwillig auf eine gemeinere Stufe hinunter, um desto bequemer die untern Schichten der Gesellschaft anreden und zum gelegentlichen Verkehr mit ihr bewegen zu können. Wer um des theatralischen Genusses willen das erste mal um Vieles nicht kommen würde, den zieht doch die Leichtigkeit herbei, mit der er sich in einem öffentlichen Garten andere, seinen unentwickelten Organen mehr zusagende Freuden, sei es selbst der Schoppen und die dampfende Pfeife, zu verschaffen im Stande ist. Nach und nach gewöhnt er sich dann, auch auf die Breter zu sehen und an den dort vorgehenden, lange als unwirkliche Possen verachteten Handlungen Geschmack zu finden. Zudem schmeichelt bekanntermaßen dem geheimen Selbstgefühl der geringen Leute nichts so sehr, als sich in derselben Gesellschaft mit ihren vornehmen Mitmenschen und für den nämlichen Preis zu dem gleichen Genuß berufen zu wissen. Indem die Sommertheater, wie in freien Staaten das Gesetz, keinen Unterschied der Stände und der Ränge anerkennen, sondern alles Volk vor ihren Schranken willkommen heißen und zu ergötzen versprechen, mögen sie zwar aristokratisch gestimmte, vornehm gebildete Geister für jetzt noch vielfach zurückstoßen: aber sie eröffnen dafür Tausenden einen Zugang zu der Kunst, welcher sie dienen, Tausenden, die sonst ihr Lebelang vor keine Bühne getreten wären, und die von der Natur das gleiche Anrecht auf die Herrlichkeiten der Erde, dieselbe Fähigkeit zu genießen und ihre Sinne zu verfeinern, ihre Triebe zu veredeln, wie wir Begünstigten empfangen haben. Das ist der sociale und culturgeschichtliche Fortschritt, den die Sommertheater in unserm nationalen Leben bezeichnen. Sie ziehen zur Theilnahme an der scenischen Darstellung ganz neue Classen der Bevölkerung heran, denen nur sie mit ihrem durchweg volksthümlichen und demokratischen Charakter, mit ihren billigen Preisen, mit ihrer freien Umgebung und Bewegung zu einer Brücke in das heilige Reich der Kunst zu werden vermögen. — Daß die Kunst selbst, oder vielmehr die Künstler, welche dieser Vermittelung dienen, zunächst in ihrer künstlerischen Bedeutung und Entwickelung ein wenig beeinträchtigt werden, ist freilich wahr genug. Aber es liegt in der Natur des Geschäfts und sieht ganz danach aus, als ob es ein vorübergehendes, schnell sich minderndes Uebel wäre.

Die oben erwähnte Kritik legt einen starken Nachdruck auf die schlimmen Folgen, welche das zerstreute und geräuschvolle Publicum der

Sommertheater auf das bisher so andächtige, ernste, gesammelte Publicum der Winterbühnen erstrecken müsse. In solchem Umfang glaube ich nicht daran. Es liegt in der verschiedenen Art dieser beiden Theatergattungen, daß ihre Besucher dem Kern und der Hauptsumme nach namentlich in den ersten Zeiten nicht leicht dieselben sein können. Die gesellschaftlichen Gruppen, welche durch die Sommertheater zum Genuß der Kunst neu herangezogen werden, gehen entweder gar nicht oder erst dann in die Wintertheater über, wenn ihre erhöhte Bildung sie für diese befähigt und berechtigt. So lange wir im Wesentlichen auf unserm heutigen Fleck stehen bleiben, werden im Winter die dünnen und feinen Spitzen der Gesellschaft, im Sommer ihre breitern Mittelschichten den Raum füllen. Von der gegenseitigen Vermischung und Durchdringung hält jene ihr aristokratischer, diese ihr demokratischer Tic wahrscheinlich gerade so lange ab, als überhaupt ein charakteristischer und tiefgreifender Unterschied zwischen ihnen besteht. Es ist daher schwerlich erlaubt, das Publicum beider Bühnenformen ohne Weiteres zusammenzuwerfen, wenn es auch freilich sowol von Theatern als von Zuschauergruppen manche Mittelglieder gibt, die sie untereinander verbinden und auf eine frühe Vereinigung hinzuarbeiten scheinen.

Soviel vom Publicum; wenden wir uns zu den Schauspielern. Man kennt den Satz, in dem ehemals der Witz unserer Väter das häufig mehr als elende Geschick wandernder Truppen zusammenfaßte: sie haben zu Martini volle Gage, werden zu Weihnachten auf Halbsold gesetzt, spielen um Lichtmeß auf Theilung des Gewinns und gehen Johannis endlich wieder betteln. Da ist nun doch ersichtlich, daß seit dem Aufkommen der Sommertheater das letzte Viertel dieses traurigen Jahresumlaufs sehr zu seinem Vortheil sich verändert haben muß. Statt um Johannis bei den besser gestellten Collegen Haus um Haus anzuklopfen, mögen viele Mitglieder unserer Wandertruppen unter den jetzigen Umständen dann erst recht ihre goldene Zeit anheben sehen. Daß aber durch die Sommertheater nicht blos die alte Ration in mehre Theile zerlegt, dasselbe Quantum Lohn in mehrmalige Löhnung auseinandergezogen ist, liegt einfach darin, daß sie die Massen der Gesellschaft der dramatischen Muse erst überall tributär gemacht haben. Bekanntlich gleichen die numerischen Verhältnisse einer Bevölkerung, nach den Verschiedenheiten des Standes, des Ranges, des Vermögens betrachtet, einer aufrechtstehenden Pyramide: die unterste Schicht ist die zahlreichste, und von ihr aus nimmt die Masse progressiv ab bis zur Spitze, die der bessern Uebersichtlichkeit wegen in den meisten civilisirten Staaten ja sogar durch ein einziges Individuum bezeichnet wird. Das Verdienst der Sommertheater um die materielle Lage unserer Schauspieler besteht also darin, daß sie ihnen Freunde und

Abnehmer ihrer Waare gewonnen haben, deren Masse bald Dasselbe leistet, was bei den vornehmern Inhabern der Winterlogen der individuelle Reichthum thut. Das ist doch im Grunde auch ein Vortheil für die Kunst, wenigstens so lange der Hungrige nicht besser spielt als der Wohlgenährte und der Mangel nicht mehr zur Begeisterung stimmt als eine angenehme Behaglichkeit des leiblichen Daseins. — Man könnte aber meinen, der verstärkten Concurrenz der Nachfrage werde alsbald eine gleichmäßig gesteigerte Concurrenz des Angebots antworten. Dagegen ist zu erwidern, daß die neuen Zuschauer in wenig Jahren zu gewinnen sind, die neuen Schauspieler jedoch erst gewissermaßen in Folge dieses Zuwachses in der Nachfrage und dann nur einzeln nachrücken können; daß ferner die Entstehung der Sommertheater natürlich vor sich gegangen ist und schon deshalb einen materiellen Fortschritt der Betheiligten in sich enthalten muß. Es unterliegt für mich aus volkswirthschaftlichen Gründen keinem Zweifel, daß die ganz allgemeine und in der That höchst wunderbare Zunahme des öffentlichen Wohlstands in Deutschland schneller oder langsamer eine entsprechende Verbesserung in der Lage der deutschen Schauspieler nach sich ziehen mußte, und eben diese ist, wie ich denken sollte, in der jungen Erscheinung der Sommertheater ganz charakteristisch ausgeprägt. Sie sind daher namentlich aus diesem stets entscheidenden Grunde nichts weniger als eine unberechtigte Neuerung; sie haben vielmehr nur einer vorhandenen socialen und ökonomischen Disposition unseres Volks wie mit einem Schlage Ausdruck gegeben.

Und kommen wir endlich auf die Kunst selbst zurück, so will ich nur kurz daran erinnern, daß beinahe alle unsere Literarhistoriker von nichts Anderm so sehr einen erneuerten Aufschwung des deutschen Theaters erwarten als von einer neuen, möglichst tiefgehenden Berührung mit dem allgemeinen Leben der deutschen Nation. Sie empfehlen den Dichtern stets vor allem, in die Wirklichkeit hineinzugreifen und Gestalten der Gegenwart uns auf die Bühne zu bringen. Zwar überlassen sie ihnen, in löblicher und weiser Zurückhaltung, das Detail der Ausführung selbst. Daß die Poeten aber bis jetzt noch nicht viel aus jenem Rath zu machen gewußt haben, sollte man wol aus der Armuth der letzten Jahre an guten dramatischen Novitäten schließen dürfen. Soviel ist ja auch gewiß, daß die erweckte politische Strömung in unserm Volk nicht sogleich in stolzen prächtigen Wogen dahinrollen kann und daß es am wenigsten den Einzelnen gegeben ist, in das öffentliche Leben einen großen und begeisternden Inhalt zu bringen. Bei dieser Rathlosigkeit der besten Köpfe mag man es immerhin wenigstens als eine Dämmerung von künftiger Tageshelle ansehen, daß die Kunst anfängt, vermittels der Sommertheater in die Massen der Gesellschaft hinabzu-

steigen. Verunreinigt sie dadurch zunächst auch ihr glänzendes Gewand ein wenig, so läßt sich doch hoffen, daß sie aus dieser Berührung frische Kräfte schöpfe und neugestärkt aus der augenblicklichen Verdunkelung wieder hervortrete.

Worauf beruhte denn bis auf diesen Tag zum größten Theil das Gedeihen und die Blüte, ja sogar das bloße Dasein unserer deutschen Bühnen? Sicherlich wol auf keinen andern Momenten von wesentlicher Bedeutung, als auf den literarischen und ästhetischen Anregungen, welche von gewissen Mittelpunkten unserer jüngsten Cultur her sich durch die gebildeten Kreise der Nation verbreiteten. Auf die Thätigkeit Goethe's und Schiller's in Weimar, Immermann's in Düsseldorf und Anderer anderswo, waren alle Augen gerichtet und ließen sich von daher mit einem Lichte tränken, mit einer Wärme des Antheils erfüllen, die sie bei sich selbst niemals in solchem Grade erzeugt haben würden. Was die dramatische Kunst in Deutschland während der funfzig Jahre jüngster Vergangenheit geleistet hat, das geht der Hauptsache nach in jenen Wirkungen auf, oder doch unmittelbar auf sie zurück. Wir haben ein Theater der Gebildeten gehabt, und allerdings in so rühmlichen Leistungen, daß es zuweilen der wahre Stolz des Vaterlands gewesen ist. Aber ein Theater der Nation, wenn damit irgend die Masse aller Deutschen bezeichnet sein soll, haben wir noch nicht gehabt. Erwarten wir von einer nahen Zukunft, daß es damit anders werde, so versteht es sich von selbst, daß nicht in einer so partiellen Veränderung, wie die Sommertheater der Form nach sind, der erfreuliche Umschwung sich vollständig vollziehen kann. Aber ebenso wenig möchte ich es geleugnet sehen, daß sie auf dem Wege der Reform wirklich ein Schritt und ein der Anerkennung werther Schritt sind. Denn was auch ihre anfänglichen Wirkungen auf die Kunst der Schauspieler und auf den Geschmack der Zuschauer sein mögen: die endlichen Folgen werden die Rechnung zu ihren Gunsten ausgleichen. Indem sie aber die ausübenden Jünger der Muse nach ihrer ganzen äußern Lage auf die volkswirthschaftliche Höhe der Zeit, auf das Niveau des allgemeinen Wohlstands erheben, rücken sie mittelbar die Schauspielkunst selbst unter die bleibenden und charakteristischen Beschäftigungen der Gegenwart. Sie geben ihr dazu einen erweiterten und befestigten Boden, indem sie neue Kreise und zahlreiche Scharen von Genießenden in ihr Bereich ziehen und den so lange in der Luft schwebenden Genuß der Gebildeten auf die breite Unterlage der niedern Gesellschaft thürmen. So wird es hoffentlich ein bezeichnender und gerechtfertigter Ausdruck heißen, wenn ich sage, daß unsere nationale Schauspielkunst in der Neuerung der Sommertheater erst ihre wahre sociale Basis gefunden hat. —

Ohne Zweifel müßten noch manche andere Beziehungen und Ver-

hältnisse besprochen werden, wenn es sich hier um eine erschöpfende Charakteristik unseres Gegenstands handelte. Allein er ist noch neu und bietet sich einstweilen vielleicht besser für einige rasche Streiflichter als für eine vollständige und gründliche Beleuchtung dar. Es genügt mir, wenn aus den hervorgehobenen Gesichtspunkten mit leidlicher Deutlichkeit sich ergeben hat, daß die Sommertheater im Großen und Ganzen, trotz des entgegengesetzten Scheins, einen wahrhaften Fortschritt in unserer culturgeschichtlichen und socialen Entwickelung bezeichnen.

Aus den böhmischen Bädern.

II.

Das Egerland. Franzensbad.

Voitersreuth, Zoll und Verwandtes liegt hinter uns, und lustig, so lustig nämlich, als es bei seiner Müdigkeit vermag, trabt unser Gespann die waldumsäumte Straße entlang ins Egerland hinein. Noch fahren wir hoch genug, um dieses übersehen zu können, und gern lassen wir unsere Blicke das kleine, friedliche Hochland durchstreifen. Auf nichts, was uns besonders fesseln könnte, stößt unser Auge, und doch kann man der ganzen Gegend etwas Eigenthümliches, schwer zu Bezeichnendes, nicht absprechen. Rechts von den letzten Höhen des Fichtelgebirges, links vom böhmischen Mittelgebirge, gegen Süden von den Anfängen des Böhmerwaldes und nördlich von den Ausläufern der sächsischen Berge umschlossen, liegt es vor uns, eine stille, von Ortschaften übersäete Hochebene, bedeckt von Saatfeldern, Moorgründen, Wiesen und Teichen. Wälder sind spärlich und erheben sich nur am Saum des Hochlandes nach den Höhen zu. Man braucht aber kein großer Geolog zu sein, um in der ganzen Landschaft das entwässerte Becken eines ehemaligen Hochsees zu erkennen, der die Berge bei Maria-Culm durchbrochen und so im Bette des Egerflusses seinen Abfluß gewonnen zu haben scheint. Eben, und nur hier und da etwas wellig, liegt sie da. Die einzige einigermaßen bemerkenswerthe Anhöhe, die sich aus ihr emporhebt, ist ein mäßiger Hügel in Westen, der sogenannte Kammerbühl, so geheißen von der Nähe der Kammerwaldung, den Einige für einen verlöschten Erdbrand, Andere für einen ausgebrannten Vulkan halten. Abgeschlossen, wie sonst, haben sich in dieser Landschaft Trachten und Sitten alter Zeiten länger erhalten als irgendwo in den benachbarten Gegenden, und ihre Bewohner halten mit einer Beharrlichkeit daran, in der sogar ein gewisser patriotischer Stolz liegt. Der

Menschenschlag, wenn auch kein besonders kräftiger, sieht gesund aus. Männer und Frauen haben etwas Behäbiges, Sichgehenlassendes an sich, das im Allgemeinen von Wohlstand zeugt und wol auch von der seit Jahrhunderten bewahrten Freiheit der bäuerlichen Verhältnisse herrühren mag. Die Aecker sind in Betracht des Bodens wohlbestellt, die Wiesen frisch, der Viehstand besonders trefflich. Um so auffallender ist der Mangel an fast aller Baumcultur; nicht nur die Felder und die Feldwege, selbst die Ortschaften sind fast baumleer. Ein Landmann, den wir deshalb befragten, meinte, das sei nun schon einmal so, die Egerländer könnten die Bäume nicht wohl leiden; sie meinen, das schade den Gründen, und wenn auf obrigkeitlichen Befehl an einem oder dem andern Feldwege Bäume gepflanzt würden, so seien sie in kurzer Zeit spurlos und von unsichtbarer Hand verschwunden, Niemand wisse wie. Daher gebe es auch im Egerland wenig oder fast gar kein Obst. Daß Obstbäume im Boden nicht fortkommen könnten, meinte er nicht; der Boden sei wie der Mensch und lasse sich zu Allem erziehen, wenn man nur die Ausdauer habe; er selber habe ein ganz vortreffliches Obstgärtchen. — Um so größere Freunde scheinen die Egerländer vom Gesang zu sein. Von allen Wiesen singen die Hirtenmädchen einander zu, vor jeder Thüre johlt eine lustige Kehle. Wir hatten später einmal Gelegenheit, einen jungen Burschen, der in der Gegend des Kammerbühls seine Rinder hütete, uns Einiges vorsingen zu lassen, und theilen hier etwas davon mit, zum Theil auch in der Absicht, ein kleines Beispiel des Egerländer Dialektes zu geben, den immer zu verstehen uns durchaus nicht gelingen wollte.

Moidai, wonn i di nitt hätt',
Hoit' i koa Fraid;
Lieget' i scho long in d'r Erd',
U war dafait (gefehlt, es wäre schlimm)!

Wonn i wink' und wonn i schrei',
U du hörst mi nit glei,
So konn i's versteih'n,
Doß i weita muß geih'n!

Schei (schön) wonn i war,
Rei (reich) wonn i war
G'follet' i mei
Boibeli — r — a (meinem Bübchen auch);
Schei bin i nit,
Rei bin i nit,
G'foll i ehm (ihm)
Holt nit!

Ho nu (noch) nöt vullg'hüt't (zu Ende gehütet),
I trei (treib) nu mit ei;
Moi Lisei hot a Wiesei,
Do hüt' i a wen'g ei!
Hüt' ei — r — in mei Wiesei,
Hüt' ei — r — in mei Bäunt' (Gebäume, umzäunte Wiese);
Du bist ma jo leiba (lieber)
Ols oll mei göit Fraind!
Du bist ma jo leiba
Ols Vota und Mouta;
Valoss' mi nua nimma
Schworzaugetes Louda!

Die Aussprache alles Dessen orthographisch wiederzugeben, ist nicht möglich. Annäherungsweise mag angegeben sein, daß z. B. „vier"

durch „ve — ir" bezeichnet wird. Ebenso wird das durch „ie" bezeichnete gedehnte i in vielen andern Worten metamorphosirt. Aus o wird oft au; z. B. „wau" denn (wo denn?); manchmal selbst aus a, z. B. sieben „Gaur", statt „Jahr". Consonanten werden oft in Vocale verflacht, z. B. „mei Pfaa", anstatt „mein Pferd". Manche Ausdrücke sind bezeichnend, z. B. „tischelrein" für sauber; „verkleiden" statt die egerländer Bauerntracht gegen städtische vertauschen. Superlative werden oft durch „fein" bezeichnet; z. B. „'s is fein kolt."

Vielleicht haben wir Gelegenheit, ein anderes mal auf das im Ganzen nicht uninteressante Egerland und seine Bewohner zurückzukommen. Für dies mal wollen wir eine Erscheinung nicht außer Acht lassen, die sich uns soeben darbietet und die in diesem Lande so ziemlich zu den Seltenheiten gehört, nämlich eine dichte, weitausgedehnte Baumanlage. Rothe Dächer schimmern daraus hervor; es ist Franzensbrunn, wie es einst hieß, oder Franzensbad, wie es jetzt heißt, dem wir uns nähern. Der Ort, nächst Marienbad das jüngste unter den böhmischen Bädern, präsentirt sich ganz bademäßig. Die Straßen geradlinig, luftig und frei; die Häuser durchgehends schon dem Aeußern nach darauf eingerichtet, blos im Sommer und zwar von Leuten bewohnt zu werden, denen nicht damit gedient ist, in der Nähe eines heilenden Quells unter einem schützenden Strohdach Unterkunft zu finden. Wo immer das Auge hinsieht, ist Alles sauber, nett und von wohnlichem Ansehen. Wir nehmen unsere Wohnung in der Post und sehen uns, da es noch früh am Tage ist, sogleich ein wenig im Orte um. Das Erste, dem sich in einem Badeorte das Interesse zuwendet, sind natürlich immer seine „Heilschätze", wie man sie in den Badeschriften gewöhnlich genannt findet. Wir wollen von dieser alten Regel keine Ausnahme machen, und suchen zunächst auch diese auf. Ein uns befreundeter Arzt des Orts begleitet uns als Führer, und so können wir denn die gesammte materia medica des Bades in kurzer Zeit in Augenschein genommen haben. Der Boden im Süden, dann im Osten und Westen Franzensbads ist fast durchweg Moorgrund, und, wie man uns versichert, so reich an Quellen, daß man eben nur einzubohren braucht, um wo immer eine mineralhaltige Quelle zu Tage zu fördern. An vielen Stellen strömen diese von selbst zu Tage, ohne sonderlich beachtet zu werden. Gefaßt und in Gebrauch gezogen hat man nur sechs, von denen die Franzensquelle und die Salzquelle vorzugsweise benutzt und versandt werden. Der Hauptmatador jedoch außer den beiden genannten Quellen unter den „Heilschätzen" des Ortes ist der Moor, den die Aerzte als eisenhaltigen Mineralmoor bezeichnen, und dessen Ursprung zweifelsohne in jene Zeiten zurückreicht, da das ganze Egerland noch ein See gewesen, in welchem zahllose Massen von Wasserpflanzen ihr

Fortkommen hatten. Nachdem der See abgeflossen, versank die Vegetation in den Schlamm des Grundes, zog sich mit diesem nach den tiefsten Stellen, vertorfte hier, zeugte neue Generationen von Sumpfpflanzen, diese vertorften wieder, und die ganze Masse nahm bei dem glücklichen Umstande, daß sie auf eine fette Thonunterlage zu liegen kam und von allen Seiten aus den nahen Erdarten mineralische Wässer zuströmten, ihren gegenwärtigen mineralischen Charakter an, um in den Schwächenkrankheiten eines entnervten und blutleeren Jahrhunderts eine Rolle zu spielen. Aus dem Schlamme ging alles Leben hervor und im Schlamme recken sich die entmarkten Glieder, um neues Leben einzusaugen. Auch Das ist ein Stück Kreisgang in der Natur! — Kehren wir aus den Baumanlagen, in deren Schatten die Quellentempel stehen und von der nebenbei gesagt höchst unschönen Franzenscolonnade, deren hinfälliges Breterwerk längst durch einen festern und geschmackvollern Bau ersetzt sein sollte, zu den Straßen zurück, um uns hier unter die Gesellschaft zu mischen. In die Straßen sind wir wol zurückgekehrt; der andere Theil unsers Vorsatzes aber scheint uns nicht recht gelingen zu wollen. Menschen, Bücher und auch Orte haben ihre Schicksale. Das Schicksal Franzensbads scheint es zu sein, ein stiller Ort zu bleiben. Heute, da seine Frequenz um das Doppelte größer ist, als da wir es zum ersten male sahen, scheint es uns wo möglich noch um das Doppelte stiller als damals. In kleinste Gruppen zerklüftet und dem Anscheine nach schweigend oder doch nur in wenig lebhafter Conversation begriffen, sehen wir die Badegäste — dabei aber in vollster Toilette — im Schatten der Kastanienallee auf- und niederwandeln, oder in jenem des Parks an Kaffeetischen rasten. Ein schwaches Orchester — in Böhmen sollte man sich am allerwenigsten über einem solchen betreten lassen — müht sich vergebens ab, in die stagnirende Masse, der Moormenschen möchte man fast sagen, einige Bewegung zu bringen. Schuld an diesem Charakter des hiesigen Badelebens mag wol zum Theil die Eigenthümlichkeit der Kranken sein, die hier ihr Heil suchen. Vorwaltend begegnet man Frauen, und unter diesen meist schwächlichen, nervösen Gestalten, denen Ruhe offenbar wohler thut als Erregung, eine stille Cur gedeihlicher ist als eine lärmende, rauschende. Aber auch die Herren scheinen sich nicht sehr berufen zu fühlen, die Rolle des bewegenden Elements der Gesellschaft zu übernehmen: Reconvalescenten nach schweren, entkräftenden Krankheiten, Hypochonder schweren Kalibers, gelähmte Gestalten, die sich im Rollwägelchen besser befinden als im Frauencirkel. Alles Dies jedoch, glauben wir, würde der Entfaltung eines hinlänglich lebhaften Verkehrs nicht hinderlich gewesen sein, wenn es gleich von Anbeginn an nicht so durchaus an allen und jeden geselligen Anstalten gemangelt hätte. Es liegt das mit in dem Schick-

sale, welches Franzensbad mit sich zur Welt gebracht zu haben scheint. Als Colonie der nahen Stadt Eger zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet, wurde es von der Mutterstadt stets nur für Das gehalten, wofür der Bauer einen Brombeerstrauch hält, der auf seinem Grund und Boden aufgeschossen: er pflückt ihm die Beeren ab und überläßt es dem gütigen Himmel, ihn weiter gedeihen zu lassen. Erhalten, emporhelfen mußte es sich stets aus eigenen Kräften; kaum das Nothdürftigste wurde daran gewendet, wie viel weniger darauf gedacht, dem geselligen Leben durch öffentliche Anstalten, öffentliche Bauten und Anlagen Anlaß zu einigem Aufschwung zu geben. Was an Dergleichen besteht, hat, mit weniger Ausnahme, privater Thätigkeit seinen Ursprung zu verdanken. Jedoch auch diese, sei es, daß ihr die Mittel oder der Muth gefehlt, hat sich noch immer nicht genug betriebsam erwiesen. Franzensbad, in dem moorigen Boden, in welchem es liegt, ohnehin arm an Umgebungen, hat wenig, was für diesen Mangel Ersatz bieten könnte. Wenn es trotz alledem in den letzten Jahren einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen, so mag es mit unbestrittenem Rechte von sich rühmen, daß es dies seinen Heilkräften, und zwar diesen allein verdankt. Hätten diese es nicht zu einem aufgesuchten Bade gemacht, durch Anderes wäre es gewiß keins geworden. Immerhin mag es sich aber zufrieden geben: scheint sein Schicksal auch nicht zu wollen, daß es amüsirt, so — heilt es doch.

Literatur und Kunst.

Nur ein Volk, das Geschichte machen kann, versteht auch Geschichte zu schreiben; es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß dieselben Engländer, welche an der Spitze der modernen Geschichte stehen, auch den größten und zugleich populärsten Geschichtschreiber der Gegenwart, Macaulay, hervorgebracht haben, während umgekehrt wir Deutsche, trotz unsers Fleißes, unserer Gelehrsamkeit und unsers Strebens nach Unparteilichkeit zwar viele sehr gediegene Vorstudien und Specialuntersuchungen, aber noch immer kein eigentliches nationales, kein Geschichtswerk aufzuweisen haben, welches Geschmack und Wissenschaft, Gelehrte und Laien gleichmäßig befriedigte und der Nation selbst zu neuer praktischer Anregung dienen könnte. Selbst an leichterer historischer Lectüre, an solcher, meinen wir, die nur halb der Belehrung, halb der Unterhaltung dient, sind wir eben so arm, wie unsere Stammverwandten jenseit des Kanals, bei denen freilich auch der historische Roman seinen Ursprung genommen hat, reich daran sind; selbst minder tiefsinnige Köpfe und minder gewandte Federn zeigen bei ihnen eine Sicherheit des historischen Urtheils, eine Kraft der Charakteristik, endlich eine Fertigkeit der Anordnung, die wir bei der Mehrzahl der deutschen Historiker, selbst unsere berühmtesten nicht ausgenommen, vergeblich suchen. Darum müssen denn die Freunde der hi-

storischen Lectüre sich auch bei uns noch immer vorzugsweise an die englische Literatur halten. Ein echter Deutscher kann zwar nach dem bekannten Goethe'schen Spruche keinen Franzmann leiden, die französischen Weine aber läßt er sich dennoch munden; ganz ebenso kann auch ein heutiger loyaler Deutscher das perfide Albion mit all dem Abscheu betrachten, der einem richtigen Unterthan des hohen Deutschen Bundes geziemt, den gediegenen Trank aber, den die historische Muse Englands credenzt, vermag er darum doch nicht zu entbehren. — Solche Leser werden uns Dank wissen, daß wir sie aufmerksam machen auf: „Das Klosterleben Kaiser Karl's V. Aus dem Englischen des William Stirling. Von Dr. Otto Kaiser" (Leipzig, Weigel). Das Buch behandelt einen namentlich in früherer Zeit vielbesprochenen Gegenstand, der, besonders in der romantischen Färbung, welche Robertson und seine Nachfolger ihm zu geben gewußt, gewissermaßen ein Glanzstück der frühern Geschichtschreibung bildete. Zu diesem romantischen Geschichtschreiber bildet nun freilich der Verfasser des vorliegenden Werkes den entschiedensten Gegensatz. Ein derber, tüchtiger Realist, der nichts glaubt, als was er selbst geprüft hat und der auch sogar das Gewicht eines weltgeschichtlichen Namens nicht höher anschlägt, als seine Menschenkenntniß ihm erlaubt, hat er die letzten Lebensjahre des berühmten Klosterbruders einer völlig neuen, gründlichen Forschung unterworfen; gestützt auf eine Menge trefflicher, zum Theil noch völlig unbenutzter Quellen, verfolgt er das Klosterleben des neuen Diocletian Tag für Tag und Schritt für Schritt, mit der ganzen Beharrlichkeit, dem ganzen zähen Eifer eines echten englischen Reisenden; er sucht ihn auf am Schreibtisch wie im Beichtstuhl, zwischen Mönchen und Diplomaten und sogar Küche und Keller, zwei Gegenstände, für die der Kaiser selbst stets ein sehr lebhaftes Interesse beibehielt, bleiben nicht unbesucht.

Auf diese Weise bleibt von dem romantischen Schimmer, mit dem die ältere Geschichtschreibung die Abdankung des Kaisers umgab, denn freilich nicht viel übrig. Sogar die Motive, aus denen Karl V. den größten Thron der Welt mit der engen Klosterzelle vertauschte, schrumpfen einigermaßen zusammen, in demselben Grade, wie andererseits diese Klosterzelle selbst sich zu einem prächtigen, ja üppigen Aufenthalt, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten und allem Luxus der damaligen Zeit, erweitert. Auch mit der vielberufenen Frömmigkeit und den Selbstkasteiungen, denen der Kaiser sich unterworfen, scheint es nicht ganz so ernst gewesen zu sein, als man uns hat früher überreden wollen; die Tagebücher seiner Gesellschafter und andere unverdächtige Zeugen stellen uns den alternden Kaiser vielmehr dar als ein höchst seltsames Gemisch von Lebensmüdigkeit und Herrschbegier, von Sinnlichkeit und Fanatismus; er entsagt der Krone und gürtet einen Strick um seinen Leib und hört doch nicht auf, sich in die politischen Angelegenheiten der Welt mit Rathschlägen und Befehlen zu mischen und vermag doch, allen Warnungen der Aerzte, ja selbst des Beichtvaters zum Trotz, keinem leckern Fisch und keinem feisten Wildpret zu widerstehen, das auf seine stets überreichlich besetzte Tafel kommt. Er paßt schlecht zu der Vorstellung, die das Publicum sich von dem hagern, düstern „Metzger von Holland" gemacht hat, dieser beispiellose Appetit, den der Kaiser in Essen und Trinken entwickelte und der ihn sogar auf dem Todtenbette noch nicht verließ; doch gehören allerdings auch solche Züge zur Vervollständigung des historischen Bildes

und der Verfasser führt für seine Erzählungen so zahlreiche und so triftige Belege an, daß die Romantik sich wohl oder übel gefangengeben muß. „In Angelegenheiten des Essens", erzählt Hr. Stirling, „war der Kaiser wie in vielen andern Gewohnheiten ein wahrer Niederländer. Seine frühzeitige Geneigtheit zur Gicht wurde durch Das vermehrt, was er sich bei Tafel erlaubte und was in der Regel weit über seine schwachen Verdauungskräfte ging. Roger Asham, welcher beim Goldenen-Vließ-Ordensfeste dicht an der kaiserlichen Tafel stand, beobachtete mit Staunen, wie der Kaiser von gekochtem Rindfleische, Schöpsenbraten, gebackenem Hasen zulangte und dann noch derb von einem Kapaun aß, dazu auch trank, wie Roger erzählt, «so gut ich es je mit angesehen habe. Er blieb fünf mal so lange im Glase wie jeder Andere und trank nie unter einem reichlichen Viertelmaß Rheinwein auf einmal». Selbst in seinen schlimmsten Tagen der Gichtleiden und Verdauungsstörung vor der Abreise aus Flandern setzten Zahl und Fülle der zwischen seiner gewürzten Milch am Morgen und seinem starken Abendessen sich ereignenden Mahlzeiten einen Gesandten der Republik Venedig dermaßen in Erstaunen, daß er es der Sache werth hielt, davon in seinen Depeschen an den Senat besonders zu sprechen. «Des Kaisers Gaumen», schreibt derselbe, «war ebenso wie sein Magen völlig abgenutzt. Beständig klagte er über das Einerlei und das Unschmackhafte der auf seine Tafel kommenden Gerichte und der Obermundkoch Monfalconetto erklärte zuletzt verzweiflungsvoll, daß er nicht wisse, wie er es seinem Gebieter rechtmachen solle, außer etwa, wenn er ihm zur Befriedigung seiner Liebhaberei für neue Gerichte und zeitmessende Maschinen eine Uhrenpastete auftragen lasse.» Jetzt aber im Kloster", setzt der Verfasser hinzu, „war das Essen der einzige physische Genuß, an dem der Kaiser sich noch weiden konnte, oder dem er nicht im Stande war zu entsagen. Die Versorgung seiner Tafel bildete einen Hauptgegenstand der Correspondenz zwischen den Haushofmeister und dem Staatssecretär; die von Valladolid wöchentlich nach Lissabon gehende Post erhielt Befehl, ihren Weg zu ändern, damit sie alle Donnerstage Aal und andere große Fische für die Freitagsfasten überbringen konnte. Anchovis, Thunfisch und andere eingelegte Fischarten wurden fortwährend verlangt und die Klage über die «hier zu Lande» zu kleinen Forellen war nichts Seltenes. Dagegen wurden die Oliven zu groß befunden und der Kaiser wünschte anstatt derselben Oliven von Perejon. Eines Tages wurden von dem Staatssecretär Rebhühner von Gama verlangt, einem Orte, von welchem, wie der Kaiser sich erinnerte, ihm der Graf von Osorno einst «etliche der besten Rebhühner in der Welt» nach Flandern überschickt hatte. Ein anderes mal wurden Bratwürste gebraucht, «wie dieselben die hochselige Königin Johanna nach niederländischer Art in Tordesillas selbst zu bereiten sich gern rühmt», und wegen des Recepts dazu wurde der Staatssecretär an die Marquise von Denia gewiesen. Beide Aufträge wurden pünktlich ausgeführt." — Karl V. im Kloster, wie er über ein Recept zu Bratwürsten conferirt — dies ist freilich ein Bild aus der Wirklichkeit, gegen das alle Platen'sche Poesie von dem „Mönch von St.-Just" nicht Stich halten kann!

Am glänzendsten jedoch zeigt sich die kritische Genauigkeit und Nüchternheit unsers Verfassers bei der berühmten Geschichte von der Leichenfeier, welche Karl in St.-Juste für sich selbst veranstaltet und die dann wirklich sei-

nen Tod herbeigeführt haben soll. Seit wie viel Jahren haben wir uns nicht an diese Geschichte gewöhnt, wie viel Poeten haben sich an ihr begeistert, in wie viel Kalender- und Kindergeschichten ist sie übergegangen! Und siehe da, auch sie, von der unerbittlichen Consequenz und Genauigkeit unsers Verfassers beleuchtet, schrumpft zusammen zu einem völlig poesielosen, völlig alltäglichen Ereigniß. „Es ist unmöglich", sagt er, „die Darstellung Robertson's von dieser Angelegenheit irgend vertheidigen zu wollen; meisterhaft als Skizze, ist sie unglücklicherweise aus dem wenig gewissenhaften Leti (Vita dell' invitissimo Imp. Carlo V. da Gregorio Leti, Amsterdam, 4 Bände) copirt und mit Ausnahme des Stils in allem wirklich recht ungereimt." Unser Verfasser folgt der Erzählung Siguença's (Fr. Jos. de Siguença, Historia de la Orden de St.-Geronimo, Madrid, 1596—1606, 3 Bände), der auch übrigens zu den besten Berichterstattern über das Klosterleben Karl's V. gehört; seine Erzählung über den in Rede stehenden Fall hat zwar dies gegen sich, daß die zu jener Zeit von St.-Juste aus geschriebenen Briefe von einer dortigen Leichenfeier überhaupt nichts wissen, wird aber übrigens, wie der Verfasser sehr gut auseinandersetzt, durch so viel innere Gründe unterstützt, daß kein begründeter Zweifel dagegen gestattet ist. Danach „ließ Karl, der es heilbringend für seine Seele hielt, und nach erhaltener Zustimmung seines Beichtvaters, eine Leichenfeier für sich selbst veranstalten, wie er sie jüngst für seinen Vater und für seine Mutter beobachtet hatte. Dieser kirchlichen Feier wohnte er nicht als Leichnam, sondern als Zuschauer und Theilnehmer bei, und hielt gleich den Uebrigen eine Wachskerze in der Hand, die er zu einer bestimmten Zeit in des celebrirenden Priesters Hände als Beweis seines Verlangens gab, seine Seele in die Hut seines Schöpfers zu überantworten. Kein Wort rechtfertigt die Erzählung, daß er im Sterbekleid dem Zuge gefolgt sei, in seinem Sarge sich todtgestellt habe, oder daß er zurückgelassen und noch Beendigung der Feier allein in die Kirche eingeschlossen worden wäre."

Das Mitgetheilte wird genügen, einen Begriff von dem reichen und interessanten Inhalt des Buchs zu geben; reißt dasselbe auch eine Menge beliebter Ueberlieferungen ein und läßt es uns den Helden überhaupt mehr aus der Perspective des Kammerdieners als des eigentlichen Historikers sehen, so entschädigt es dafür durch eine Menge der ergötzlichsten Details sowie durch einen gewissen, wir möchten sagen niederländischen Humor, von dem wir zwar nicht behaupten wollen, daß er das Höchste in der Geschichtschreibung ist, der aber in diesem Fall, wo so viel Ueberschwänglichkeiten und Entstellungen der Romantik gutzumachen waren, uns vollkommen am Platze dünkt. — Auch die Uebersetzung ist fließend und tüchtig, die Ausstattung geschmackvoll, das ganze Buch eine höchst anziehende und empfehlenswerthe Lectüre. R. P.

Ueber „Die Portenser. Ein dramatisches Gedicht von Albert Türcke" (Berlin, Wohlgemuth) standen kürzlich in verschiedenen Zeitschriften so lebhafte Lobeserhebungen zu lesen, daß wir begierig wurden, das Buch selbst kennen zu lernen. Jetzt haben wir unsere Neugierde gebüßt, das Resultat aber ist dasselbe gewesen, wie fast ohne Ausnahme bei allen dramatischen Neuigkeiten der letzten Jahre — eine Enttäuschung. Das Stück ist mit

einer gewissen Routine, einem gewissen Geschick für das Aeußerliche geschrieben, wiewol auch wieder Scenen genug darin vorkommen, die nur die mangelnde Bühnenkenntniß des Verfassers zu erklären vermag. So gleich die Anfangsscene, die vollkommen müßig ist und nach Belieben auch ganz wegbleiben könnte, ohne daß sie Jemand vermissen würde. Auch daß in einer und derselben Scene (Anfang des II. Actes) erst vom „jungen Tag" die Rede, der „schon den Knabenberg heraufsteigt", während es wenige Verse weiter schon „Freinachmittag" ist, dürfte für den Zuschauer noch verwunderlicher sein als für den Leser. Aber auch von solchen und ähnlichen Verstößen abgesehen, enthält das Stück nichts, was die Lobsprüche, mit denen es von gewisser Seite her überschüttet wird, rechtfertigen könnte. Das Beste, was man ihm nachsagen kann, ist eben eine gewisse derbe, naive Frische, der es aber freilich eben so sehr an Tiefe des Inhalts wie an Anmuth der Form und überhaupt an höherer geistiger Bildung gebricht. Das Stück hat uns lebhaft an „Die Lichtensteiner", „Die Grabesbraut" und Aehnliches erinnert. Auch diese Machwerke einer völlig rohen, geistlosen Empirie hatte man bei ihrem ersten Erscheinen vor 20 oder 25 Jahren nicht übel Lust, als Meisterwerke und Hoffnungssterne der deutschen Bühne auszutrompeten, vielleicht aus ähnlichen Gründen, wie es jetzt mit den „Portensern" geschieht: nämlich die „künstlerischen Intentionen" und das „höhere Streben" unserer Poeten hat sich nachgerade so unfruchtbar erwiesen, daß wir uns Abwechselung halber enthusiasmiren für ein Stück, das von allen diesen Dingen nichts weiß noch wissen will und ohne poetischen Aufschwung und ohne poetische Tendenzen sich auf das bloße Handwerk der Bühne beschränkt. Die Erfahrung hat denn zur Genüge gelehrt, daß es auch damit nichts ist und daß nur Derjenige, der wenigstens bemüht ist, beide Seiten miteinander zu vereinigen und Theorie und Praxis, Kunst und Publicum gleichmäßig zu befriedigen, überhaupt in die Arena unserer Kunst herabsteigen darf. — Ganz wie die ebengenannten Bahrdt'schen Stücke sind auch die „Portenser" nicht sowol ein Drama, als höchstens eine dramatisirte Erzählung. Wir können den Van der Velde oder Tromlitz oder Blumenhagen, der dahintersteckt, nicht gleich namhaft machen: doch ist es dasselbe „historisch-romantische" Genre und dieselbe sentimentale Philisterhaftigkeit wie bei diesen ehemaligen Helden der „Abendzeitung" und des „Vielliebchen". Die Charakteristik ist leidlich, aber nur so lange der Verfasser sich im Allertrivialsten und Gewöhnlichsten bewegt; wo die Aufgabe an irgend etwas Höheres heranreicht, wo namentlich historische Persönlichkeiten und Zustände oder gar wo die Ideen des Zeitalters dargestellt werden sollen, zeigt sein Talent sich durchaus unzulänglich. Sein „Moritz von Sachsen" namentlich ist solch ein richtiger Zeitungsheld, wie wir ihn vor zehn Jahren gesehen haben und sogar noch um Einiges schlimmer. Der Verfasser läßt ihn seinen insgeheim beabsichtigten Bruch mit dem Kaiser lange zuvor in öffentlicher Versammlung vor Männern und Frauen, Rittern und Knappen, Rathsherrn und Schreibern verkündigen — und weswegen? Weil ein Professor der erfurter Universität ihm etwas scharf ins Gewissen geredet hat. Für den schlauesten Diplomaten seiner Zeit, dem es durch seine unergründliche Verschmitztheit gelang, sogar einen Karl V. zu täuschen, ist das denn freilich etwas stark. — Ueberhaupt mag der Verfasser es mit seinem patriotischen Pathos, seinen Phrasen von Freiheit, Vaterland und Ei-

nigkeit recht wohl gemeint haben; daß er damit aber heutigen Tages noch irgend einen Effect erzielen wird, erlauben wir uns bis auf weiteres zu bezweifeln. mmr.

Correspondenz.

Aus Paris.

16. August 1853.

K. S. So wäre das Fest des heiligen Napoleon denn glücklich vorüber. Es hat unzählige Fremde nach Paris gezogen und unendlich viele Pariser daraus verscheucht; so ist es nur halb und halb ein pariser Fest zu nennen, obwol die Municipalität den größten Theil der Kosten tragen muß. Wir Pariser sind für Dergleichen blasirt, wir haben schon zu viele und vielfarbige Feste gesehen, als daß wir uns noch durch Circensisches könnten aufregen lassen. Die Fremden aber und die Provincialen warteten, schweigend und bescheiden, wie es sich für Fremde gebührt, auf den lärmenden Enthusiasmus der Einheimischen, von dem sie so viel gehört hatten, und da sich dieser nicht vernehmen ließ, so hatte das Ganze den Charakter einer stillen Messe. Doch haben wol officielle Decoratoren selten oder nie Größeres geleistet. Place de la Concorde und Champs Élysées waren in ein wahrhaftiges Zaubermärchen umgewandelt. Den großen Platz umgaben prachtvolle Arcaden im maurischen Stile, die aus weißen, rothen und blauen Flämmchen gebaut waren; gegen die Madeleine, die Champs Élysées und die Kammer öffneten sie sich als große Thore, vor dem Garten der Tuilerien aber erhoben sie sich zu einer Palastfaçade, mit Thoren, Galerien, Rosetten, Säulen und Zimmern, die eines Gnomenbaumeisters aus dem phantasievollsten Märchen würdig gewesen wäre. Psammetich, der Usurpator von Aegypten, war gewiß ein prachtliebender Herr, trotzdem versicherte sein Landsmann und Zeitgenosse, der Obelisk in der Mitte des Place de la Concorde, daß er dergleichen zu erreichen nie im Stande gewesen, selbst als er die Ackerbau- und Schifferkaste, die Vertreter des damaligen Credit foncier und Credit mobilier, für sich gewinnen wollte. Von dem Place de la Concorde liefen die Arcaden weiter die Champs Élysées hinauf, wol eine kleine halbe Stunde weit, bis an den sogenannten rond point, wo auf einer ungeheuern, beleuchteten Weltkugel ein ungeheurer, brennender Adler mit ausgebreiteten Fittigen und unzähligen rothen Blitzen in den Krallen thronte und über die hin- und herwogende Menge durch die lange Feuerallee den Tuilerien entgegensah. Hinter ihm neue Flammenguirlanden, bis an den Arc de l'étoile, der von Sonnen bedeckt war. Rechts und links der großen Alleen liefen andere flammenüberwölbte Gänge, überragt von Feuersäulen, welche Weltkugeln, Sterne, Sonnen rc. trugen. Und über all dieser Pracht erhoben sich nun die Bouquets des Feuerwerks und tauchten den ganzen Himmel und die ganze Stadt in die wechselndsten Farben. Aber all diese Flammen und Feuerwerke entwickelten am Ende einen grauen Dunst, der sich wie Wolken über die Stadt lagerte und schnell das riesige N verschlang, das, gekrönt, von einem Luftballon ge-

tragen, in die Höhe stieg. — An Privathäusern merkte man wenig illuminirenden Enthusiasmus; nur Dusautoz, der Hofschneider, machte seiner Stellung Ehre.

Nun die Illumination erloschen, das Feuerwerk verpufft ist, werden wir, so sich nichts Besseres indessen findet, wieder zur orientalischen Frage zurückkehren, die uns bereits seit einiger Zeit als Opium dienen muß. Denn das ist unsere Staats- und Lebensweisheit, daß wir uns von Tag zu Tag betäuben, aus einem Rausche in den andern stürzen, um dem allgemeinen Katzenjammer auszuweichen, nebenbei auch an Manchem vorüberzugehen, das uns bei nüchternen Sinnen unangenehm werden könnte. So werden wir durch die neu aufgewärmte orientalische Frage, wie man hofft, über den politischen Proceß der sogenannten Correspondenten, über Herrn Troplong und sein Treiben, über die unterthänige Dienstfertigkeit der Richter und vor allem über die Realisirung des napoleonischen Testaments hinwegkommen, ohne uns stören zu lassen. Wir sind wie die Müller: wir brauchen Lärm und Geklapper, um desto besser zu schlafen. So läßt man die lärmendsten Räder gehen, wenn auch kein Brot dabei abfällt. Die Testamentsangelegenheit, bei der einige Milliönchen für die Vollstrecker abfallen werden, hat der Senat ad acta legen wollen — das erste Lebenszeichen des Senats; nun befindet sie sich im Staatsrath und wird durch ein einfaches Decret erledigt werden. Der Staatsrath ist noch der einzige Körper, der einige Lebensthätigkeit zu besitzen scheint, weil er allein am Drähtchen geleitet wird, während man die Marionetten aus dem großen Hause an der Seine und aus dem Luxembourg als verstaubt an die Wand gehängt hat. Der Staatsrath fühlt auch seine Wichtigkeit mit einigem Stolze und putzt sich auf so gut es geht. Der Maler Gendron hat den Auftrag, seinen Sitzungssaal mit schönen Gemälden auszuschmücken; man hat den Tanz der leicht geschürzten Horen bestellt. Will man damit andeuten, daß man die Zeit regiert? oder, mit tiefer Selbsterkenntniß, daß man sich wenigstens im Besitze der eilenden Stunde befindet? — Hora ruit. Gendron hat die Aufgabe mit großem Talente gelöst; er liefert dem Staatsrath seine schönsten Stunden, eine Reihe von zwölf anmuthigen, leichten, leichtgesinnten, schnell verwehenden Gestalten. Auch ist er fast der einzige Künstler, von dessen Thätigkeit zu berichten ist; die meisten sind fern von hier und auf Reisen. Ebenso geht es mit den Poeten und Musikern; Paris ist schrecklich leer. Der einzige Mérimée hat — aber auch nur für Freunde und in wenigen Exemplaren — ein kleines Werkchen über seinen verstorbenen Freund Beyle (Stendal) drucken lassen. Es ist ein Büchlein voll barocker Züge, doch höchst interessant für Alle, die diesen geistvollen Romanschriftsteller und Kunsthistoriker lieben. Und Beyle verdient es geliebt zu werden, auch von einem größern Publicum, als ihm in der That geworden. Er ist der Gründer des modernen französischen Sittenromans, der dann freilich in Unform und Uebertreibung ausgeartet ist, aber doch viel des Guten an den Tag gefördert hat. Seine Romane „La Rouge et le Noir“ und „La Chartereuse de Parme“ sind Monumente ihrer Zeit. Als Kritiker wagte er es, gegen die geheiligten classischen Traditionen der Franzosen, vorzugsweise gegen Racine zu Felde zu ziehen und „Shakspeare“ auf seine Fahnen zu schreiben, auf die Gefahr hin, sich bei seinen Landsleuten lächerlich zu machen. Auch in der Musik trat er reformatorisch auf, indem er für

Mozart und die guten Seiten Rossini's gegen die verflachten Musiker kämpfte, die dem Empire folgten. Es ist uns nicht gegenwärtig, ob er gegen die französische Musik überhaupt auftritt; hat er es wirklich gethan, so wären wir jetzt im Stande, ihn zu widerlegen. Denn gerade in den letzten Tagen hat die Opéra comique einige vergessene Opern aus der frühern Zeit aufs Repertoire gebracht, die vom guten Geschmack anerkannt und den andern als Muster vorgehalten werden müssen. Der „Deserteur" von Morsigny und „L'epreuve villageoise" von Grétry sind jedes in seiner Art Meisterwerke; Gemüth, Humor, Einfachheit in der Form, Reichthum der Melodien, dabei Strenge des Stils, zeichnen sie vor den modernen Werken Adam's, Massé's ꝛc. vortheilhaft aus. Bei diesen wird Gefühl durch Sentimentalität, Einfachheit durch Trivialität, Humor durch schlechten Witz, Productivität durch Reflexion ersetzt. Auch Hrn. Halévy könnte man mit seinen komischen Opern zu dieser Gattung zählen. Wir müssen die komische Oper loben, daß sie den neuen Tonsetzern solche Meister vorhält, nur thut sie es noch nicht oft genug; Rameau, Dalayrac, Berton, Méhul, Boieldieu könnten ihr ein reiches Repertoire liefern. Freilich ist da noch die Frage, ob die schönen Schöpfungen dieser Meister demselben Publicum behagen können, das an Massé's „Galathée" Gefallen findet. Im Ganzen indeß läßt sich auf eine Rückkehr zum guten Geschmack hoffen. Selbst dieser Massé hat seine Vorzüge; Reber ist ein ernster Geist; Gounod ein höchst strebsames Talent; Gouvy, ein junger Mann, der mit nur wenigen bekannt gewordenen Schöpfungen bereits die ganze Aufmerksamkeit der hiesigen Kunstwelt auf sich gezogen hat. Diese und Andere werden mit vereinten Kräften hoffentlich das Ihrige thun, um die Kunst vor gänzlichem Verfalle zu retten. — Italienische Oper werden wir im nächsten Winter nicht haben. Die Regierung weigert sich, ihr die hergebrachte Subvention zufließen zu lassen, und ohne diese kann die italienische Oper nicht bestehen. Die Regierung hat Recht. Die italienische musikalische Production ist in jeder Hinsicht verdorrt; es ist nicht einzusehen, warum der Staat 2—300,000 Francs zahlen soll, um noch einige mal die „Tochter des Regiments", oder einen ehrwürdigen Sängergreis oder eine Sängergreisin mit erloschenen Stimmen, oder gar eine neue Oper von Verdi zu hören. Ist es nicht schon genug, daß der Staat ununterbrochen in den durchlöcherten Beutel der Großen Oper Summen auf Summen schüttet, und das ebenfalls nur, um ein höchst abgebrauchtes Repertoire und einige Balletänzerinnen auf den Füßen zu erhalten? Geiz ist offenbar der Fehler der jetzigen Regierung nicht; sie läßt Künsten und Künstlern jeder Gattung Geld, Ehren und Stellen zukommen. Daß sie dabei weniger auf die Kunst sieht als auf die politische Meinung, daß sie unbedeutende Talente auf Kosten bedeutender hebt, ist weniger ihre Schuld. Denn diese Letztern ziehen sich von ihr zurück, und da auch die Akademie sich denselben Fehler zu Schulden kommen läßt, so kann man dies Verfahren der Regierung um so weniger tadeln. Unter Anderm hat sie Hrn. Abel de Poujol zum Offizier der Ehrenlegion ernannt, denselben Abel de Poujol, der im Laufe eines langen Lebens bewiesen hat, daß man unzählige Regierungsgebäude mit schlechten Fresken und arg angestrichener Leinwand bedecken kann, ohne sich ein mal zu irren und zufällig ein schönes Bild zu malen. Dagegen hat die Akademie Hrn. Hippolyte Flandrin zu ihrem Mitglied gemacht. Wir haben nichts oder

wenig gegen Hrn. Flandrin; der Mann hat viel gelernt, arbeitet fleißig und gewissenhaft und nach classischen Mustern. Aber Eugen de Lacroix, einer der größten Künstler Frankreichs, vielleicht der größte, ein Künstler von Shakspeare'scher Kraft, voll Productivität und außerordentlicher Farbenphantasie, ein Lehrer für ganze künftige Künstlergeschlechter, steht noch immer harrend vor den Thoren der Unsterblichen und wird nicht eingelassen, weil seine kolossalen Schöpfungen zu groß sind für das beschränkte Maß der Schule, und somit das Neue, das er immer noch bringt, nicht in den Kram alter Traditionen paßt. Publicum und Regierung sind gerechter gegen ihn; jenes bewundert ihn, diese kauft seine Bilder für das Luxembourg, die Vorhalle zum Louvre.

Zum Schlusse will ich noch einer Arbeit erwähnen, die soeben hier in Paris vollendet worden ist und bald das Licht der Welt erblicken soll. Ein Hr. Vitali, italienischer Flüchtling und Poet, der lange in Deutschland gelebt, hat eine dreibändige Anthologie aus deutschen Dichtern in italienischer Uebersetzung zusammengestellt Sein Werk umfaßt den Zeitraum von Haller bis auf unsere Tage und enthält die schönsten Dichtungen von hundert deutschen Poeten. Hr. Vitali ist bei seiner jahrelangen Arbeit mit strenger Auswahl und anhaltendem Fleiße zu Werke gegangen. Den Poesien gibt er die kurzen Biographien der Dichter und historische und philologische Noten bei, sodaß sein Werk zugleich zu einem für seine Landsleute sehr belehrenden literarhistorischen Buche wird. Und einmal von Uebersetzungen deutscher Dichter sprechend, will ich nicht unerwähnt lassen, daß wieder eine Uebersetzung einiger Auerbach'scher Dorfgeschichten erschienen ist, über die ich aber kein Urtheil abgeben kann, da sie mir nicht zu Gesicht gekommen. Der Dichter Auerbach ist übrigens bereits bekannter als sein Name: denn viele seiner Erzählungen sind, anonym, in Volks- und Kinderbüchern bearbeitet, freilich oft auch entstellt worden. Besonders hat es eine große Buchhandlung in Tours an der Loire verstanden, den Idyllendichter vom Neckar auszubeuten, zu plündern und unkenntlich zu machen. Um diesem und dem Verfasser des „Spinoza" nicht zu großen Gram zu verursachen, will ich es verschweigen, daß die aus jener Buchhandlung hervorgehenden Volks- und Kinderbücher der Aufsicht, Censur und Umwandlung des bekannten jesuitischen Erzbischofs von Tours unterworfen sind, und der versteht die Kunst der Bearbeitung noch ganz anders als Frau Charlotte Birch-Pfeiffer.

Notizen.

Der Großherzog von Weimar, der dem Ausbau der Wartburg bekanntlich eine ganz besondere Theilnahme widmet, hat den Professor Moritz von Schwind in München mit Anfertigung einer Reihe von Freskogemälden beauftragt, welche das Innere der wiederhergestellten Säle und Hallen schmücken soll. Ueberhaupt gehört dieser ganze Bau zu den interessantesten und bedeutendsten Unternehmungen, die in dieser Art jetzt in Deutschland statthaben; sowol der Bauplan im Allgemeinen, der sich dem mittelalterlichen Geiste aufs strengste und doch mit künstlerischer Freiheit anschmiegt, als auch die tech-

nische Ausführung des Einzelnen wird von den Kennern auf das lebhafteste gerühmt, und wird das Ganze, wenn es dereinst vollendet ist, als ein höchst rühmliches Denkmal fürstlicher Kunstliebe und Freigebigkeit dastehen.

Hermann Marggraff bringt in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" einen vortrefflich geschriebenen Artikel über das sociale und ökonomische Elend der deutschen Schriftsteller, besonders im Vergleich mit Demjenigen, was in dieser Hinsicht neuerdings in England, namentlich durch Dickens, geschehen ist und wogegen die Gleichgültigkeit des deutschen Publicums, noch mehr aber die Eifersucht und Kälte der deutschen Schriftsteller untereinander denn freilich sehr absticht. Die Klage ist alt und gerecht und auch von Marggraff selbst schon öfters ausgesprochen; wir freuen uns darüber, daß er nicht müde wird, sie immer aufs neue zu erheben, wennschon wir zweifeln, daß fürs Erste irgend ein praktischer Erfolg davon zu erwarten steht. Die gesellige und bürgerliche Stellung der Schriftsteller entspricht jedes mal genau der Stellung, welche die Literatur im Leben des Volks selbst einnimmt; wo die Presse eine anerkannte Macht ist, wie in England, und wo es selbst dem stolzesten Minister niemals einfällt, die öffentliche Meinung, deren Organ eben die Presse ist, gering zu schätzen, da muß sich folgerecht auch beim Publicum so viel Achtung, bei den Schriftstellern selbst so viel Ehrgefühl und berechtigter Corporationsgeist entwickeln, um Stiftungen wie die „Guild of literature and art" oder den „Royal literary fund" nicht nur möglich zu machen, sondern auch in Blüte zu erhalten. Davon ist bei uns noch lange nicht die Rede und wird und kann es auch nicht sein, so lange unsere politischen Verhältnisse in ihrer gegenwärtigen Lage bleiben. Die Misère unsers deutschen Schriftstellerlebens, die verschuldete so gut wie die unverschuldete, ist nur der Gradmesser und nothwendige Spiegel unserer deutschen Misère überhaupt; es gibt kein Mittel, die erstere abzustellen, als daß auch der letztern die Axt an die Wurzel gelegt wird.

Aus Düsseldorf wird von höchst beklagenswerthen Spaltungen in der dortigen Künstlerwelt gemeldet, welche, schon seit langem unter der Asche glimmend, endlich in hellen Flammen ausgebrochen sind und dieses ganze schöne Kunstasyl zu zerstören drohen. Achenbach verläßt Düsseldorf für immer, um sich in Paris anzusiedeln; ebenso Knaus. Gude ist nach Norwegen zurückgekehrt; seine Entfernung wird jedenfalls einige Jahre dauern. Auch Leu hat Düsseldorf schon seit längerer Zeit verlassen, Northen und Knille stehen ebenfalls im Begriff, den Rhein mit der Seine zu vertauschen ꝛc. Die Gesellschaft des „Malkasten" aber, bisher der Hauptvereinigungspunkt der düsseldorfer Künstler, und ebenso berühmt durch ihren Humor, wie durch die prächtigen Aufzüge und Festspiele, die sie veranstaltete, soll bereits so gut wie aufgelöst sein. — Daß unter diesen Verlusten, welche Düsseldorf erleidet, auch Wolfgang Müller's Uebersiedelung nach Köln nicht die letzte Stelle einnimmt, brauchen wir nicht erst zu erinnern; vielleicht aber findet man auch gerade hierin die Motive, welche den liebenswürdigen Dichter und gewissenhaften Kunstfreund bewogen haben, den ihm so werthen Kunstsitz zu verlassen.

Die Nachricht von dem angeblich zu Ischl erfolgten Tode Karl Devrient's, die kürzlich von einigen norddeutschen Zeitungen verbreitet ward, hat sich, zur aufrichtigen Freude aller Freunde der deutschen Bühne, die in Karl Devrient noch immer eine ihrer vornehmsten und glänzendsten Zierden besitzt, nicht bestätigt; der vortreffliche Künstler befindet sich bereits wieder in Hannover und soll sich der besten Gesundheit erfreuen. — Dagegen ist Malwina Erck, die jüngste von drei Schwestern, die sich sämmtlich einen Namen in der deutschen Theaterwelt gemacht, am Strande zu Helgoland, inmitten der Badegesellschaft, vom Blitz erschlagen worden. Malwina Erck war zuletzt in St.-Petersburg engagirt; ihre Blütezeit hatte sie in Berlin und Hamburg, wo sie als eine recht anmuthige Darstellerin, namentlich in naiven Rollen, geschätzt ward.

Unserer Memoirenliteratur steht eine interessante Bereicherung bevor: der Minister a. D. Hr. von Bodelschwingh ist damit beschäftigt, dem ehemaligen Oberpräsidenten von Westfalen, Freihrn. von Vincke, Vater des bekannten preußischen Kammermitglieds und einer der bedeutendsten Staatsmänner Preußens aus der Stein-Hardenberg'schen Schule, ein biographisches Denkmal zu errichten. — Auch von Memoiren, die Hr. von Schön unter Droysen's Redaction herauszugeben beabsichtigt, war vor längerer Zeit die Rede; es wäre sehr zu bedauern, wenn der Plan ganz aufgegeben oder auch nur auf Hindernisse gestoßen sein sollte, durch die seine Ausführung aufs neue in die Ferne gerückt würde.

Die breslauer evangelischen Theologen entwickeln seit einiger Zeit eine besondere literarische Fruchtbarkeit, vermuthlich eine Folge der Betriebsamkeit und Thätigkeit des Eifers, womit der Katholicismus und die Jesuiten-Missionen und zwar vorzugsweise in Schlesien aufgetreten sind. Vom Consistorialrath und Professor W. Böhmer ist ein „System des christlichen Lebens" (Breslau, Korn), von dem Generalsuperintendenten Professor August Hahn aber eine Schrift über „Das Bekenntniß der evangelischen Kirche in seinem Verhältniß zu dem der Römischen und Griechischen. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen" (Leipzig, Brockhaus) erschienen. Beide sind nicht blos für gelehrte Leser, sondern auch für Laien geschrieben, besonders die letztgenannte, die sich auch ausdrücklich als eine Streitschrift gegen die Uebergriffe der katholischen Partei ankündigt.

Das Gedicht „Martin Luther", von Adolf Schults, über das unser Correspondent aus dem Wupperthal schon vor einiger Zeit berichtete, ist vollendet und wird demnächst im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen; in unserer nächsten Nummer werden wir ein größeres Bruchstück daraus mittheilen. — Von Gutzkow werden auf der Hofbühne zu Dresden zum Herbst zwei Neuigkeiten gegeben werden, nämlich die vor längerm schon einmal versandte, dann aber vom Verfasser wieder zurückgezogene „Diaconissin" und der bisher nur in Stuttgart gegebene, seitdem aber vom Dichter ebenfalls sehr umgearbeitete „Philipp und Perez". — Auch von Max Ring soll ein neues Lustspiel bei der Hofbühne zu Berlin angenommen sein: „Wo ist die Zeit, da Bertha spann?"

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 37.** 8. September 1853.

Aus

Martin Luther.

Ein lyrisch-epischer Cyklus.

Von

Adolf Schults.

1. Das Wort ward Stein.

Zu Petrus sprach der Herr vor Zeiten:
„Du, Petrus, sollst mein Felsen sein!"
Und wie's die Worte prophezeiten
Des Menschensohns, so traf es ein:
In Petrus ward das Wort zu Stein!

Held David sang in Psalmaccorden:
„Das Wort, das Wort wird Fleisch und Bein!"
Das ew'ge Wort, das Fleisch geworden,
Das ist des Menschen Sohn allein:
In Petrus aber ward es Stein.

Und Alle, die nach Petrus kamen,
Die Hirten Christi, groß und klein,
Die sich genannt nach Petri Namen,
Der Kirche Felsen hier zu sein:
In Allen ward das Wort zu Stein.

Auf Petrus immerdar sie schauten
Als auf den Fels des Heils allein,
Drum war die Kirche, die sie bauten,
Für Jesu Christi Geist zu klein:
Sie bauten Tempel nur von Stein.

Ja, Stein an Stein ward zugetragen,
In Rom, in Gallia und am Rhein;
Gen Himmel hoch die Steine ragen,
Auf daß sie Christum schlössen ein:
Doch Christi Geist wohnt nicht im Stein.

„Sanct-Petri Dom! Du sollst der größte,
Der heiligste der Tempel sein!“
Und Er, der alle Welt erlöste,
Mild lächelnd sah der Heiland drein:
Hoch schwebt sein Geist ob ihrem Stein!

2. Sanct-Petri Dom.

Die Hammerschläge dröhnen
Entlang den Tiberstrom;
Zehntausend Arme fröhnen
Zu bauen Petri Dom.

Italiens tiefste Geister,
Die sannen aus den Plan,
Und aller Künste Meister,
Sie legten Hand daran.

Sie schaffen um die Wette
Am großen Werk mit Fleiß;
Der Meißel, die Palette,
Sie streiten um den Preis.

Schon spannen sich die Bogen,
Die Kuppel wölbt sich hehr,
Und stolzer wälzt die Wogen
Der Tiberstrom ins Meer.

Carraras Marmorquadern,
Sie steigen auf so kühn,
Als ob in allen Adern
Sie fühlten Lebensglühn.

Und mit des Marmors Helle
Verpaart sich Goldes Glanz,
Wo strahlt an heil'ger Stelle
Der ew'gen Leuchter Kranz.

Wol gleicht dem Marmorsteine
Der Priester weiß Gewand;
O, glich' ihm auch an Reine
Der Priester Herz und Hand!

Wol reich an goldnem Schimmer
Erglänzt der Stola Zier;
Doch such', o Seele, nimmer
Das Gold der Wahrheit hier.

Wie Bäche von Krystallen,
So fließt geweihtes Naß;
Doch keine Flut von allen
Wusch Herzen rein vom Haß.

Wol duften Ambradüfte,
Wol steigt geweihter Rauch;
Und Moderhauch der Grüfte
Weht dennoch aus dem Hauch.

Wol blickt durch bunte Fenster
Herein des Tages Schein;
Doch knien wie Nachtgespenster
Der stummen Beter Reihn.

Die Hammerschläge dröhnen
Entlang den Tiberstrom:
Zehntausend Arme fröhnen,
Zu bauen Petri Dom.

3. Kauft Ablaß.

Die Nacht verging, es kam der Tag;
Der Papst zu seinem Schreiber sprach:
„Nun schreib' mir Ablaßzettel!

Für alle Sünder, groß und klein,
Vergebung soll zu kaufen sein:
Schreib', schreib' mir Ablaßzettel!

Und wär' die Sünde noch so schwer,
Losſprechen soll für immer er,
Der heil'ge Ablaßzettel.

Und nicht nur von begangnen blos,
Auch von zukünft'gen sprech' er los,
Der mächt'ge Ablaßzettel.

Die Seel' sogar vom Fegefeu'r
Erlöst er schnell — wem wär' zu theu'r
Wol solch' ein Ablaßzettel?

Ja, wie das Geld im Kasten klingt,
Alsbald die Seel' in Himmel springt:
Schreib', schreib' mir Ablaßzettel!"

Der Schreiber schrieb, schrieb Tag und Nacht;
Wol war der Handel klug erdacht,
Der neue Ablaßhandel.

Der Schreiber schrieb, der Schreiber schrieb,
Und unverkauft kein Zettel blieb
Im großen Ablaßhandel.

Vom wälschen bis zum deutschen Land
Gar bald im vollsten Flor er stand,
Des Papstes Ablaßhandel.

Und fromm und brünstig dankt er Gott,
Dieweil nun geht so herrlich flott
Sein heil'ger Ablaßhandel.

4. Vom Schwan.

Als von des Scheiterhaufens Flammen
Umlodert Huß, der Märt'rer, stand,
Und über seinem Haupt zusammen
Von allen Enden schlug der Brand,
Da hob er still den Blick, den frommen,
Gelassen lächelnd himmelan,
Und sprach: „Aus meiner Asche kommen
Nach hundert Jahren wird ein Schwan!"

Nun, hundert Jahre sind entschwunden,
Seit Hussens Staub der Wind verstreut;
Wo weilt der Schwan? Wer kann's bekunden?
Kein Auge sah ihn noch bis heut.
Und hat des Märt'rers Wort gelogen?
Und sprach er nur im Fieberwahn?
O nein, o nein! Auf stillen Wogen
Heran gerudert kommt der Schwan.

Von seines Geistes Flügelschlägen
Belebt die Wasserwüste sich;
Er steuert kühn dem Sturm entgegen,
Und tobt er noch so fürchterlich.
Er rudert still und ohne Zagen
Mit einem Oelzweig seine Bahn:
Ans Ufer will den Oelzweig tragen
Der Taube Noah's gleich der Schwan.

Die Eule mit des Geiers Krallen,
Die einst erwürgt die Taube Huß,
Sie hört des Schwanes Fittig schallen,
Und sträubt die Federn voll Verdruß.
Sie lechzet schier nach seinem Blute,
Und kann doch nichts ihm haben an;
Und uferwärts in stillem Muthe
Mit seinem Oelzweig zieht der Schwan.

5. Bruder Martin.

Seht ihr mit bleichem Angesichte
Den Mönch in enger Zelle knien?
Er fleht zu Gott, mit seinem Lichte
Zu retten aus dem Dunkel ihn.
Und vor ihm liegt es aufgeschlagen
Das wunderbare Gottesbuch,
Das Romas Fesseln mußte tragen,
Das selbst im Kloster Ketten trug.

Ein Alter jüngst ist hergekommen,
Der wies es ihm im Winkel dort;
Und von der Kette weggenommen
Hat's Bruder Martin's Hand sofort.
Und immer wieder muß er lesen
Im Buche Gottes Tag und Nacht,
Verwandelt ist sein ganzes Wesen,
Verwandelt wie von Wundermacht.

Im Buche fand er's klar geschrieben,
Was klar zu wissen längst ihm noth:
Wie's einst die Hohenpriester trieben,
Und wie der Heiland ging zum Tod;
Wie er den Tod am Kreuzesstamme
Für Alle, die da glauben, starb,
Dahin sich gab zum Opferlamme,
Auf daß er uns das Heil erwarb.

Und wie er Alles still erwogen
In seiner Seele tiefstem Grund,
Da brausten seines Busens Wogen,
Da that er einsam auf den Mund:
„Und wenn für alle Zeit Genüge
Des Heilands Opfertod gethan,
So ist das Opfer eitel Lüge,
So ist der Ablaß eitel Wahn!

Und Keiner, Keiner ist, der's wage,
Daß er die Lüge Lüge heißt?
Bin ich's, o Herr? Thu' ich's? o sage!
Erleuchte mich mit deinem Geist!
Soll ich dem Wahn entgegentreten
Mit deiner Wahrheit Flammenschwert?
O gib ein Zeichen! Hör' mein Beten!
Mein Herr und Heiland, bin ich's werth?“

So liegt mit nassem Angesichte
Der bleiche Mönch auf seinen Knien,
Und fleht zu Gott, daß er ihn richte
Und löse von dem Zweifel ihn.
Und dunkel ward es in der Zelle,
Am Himmel grollt der Donner schwer;
Nur Blitz auf Blitz in greller Helle,
Die zucken durch das Dunkel her.

Und banger tönt des Mönches Ringen,
Und heiß und heißer wird sein Flehn:
„O laß den Blitz mir Botschaft bringen,
Laß es geschehn, o Herr, geschehn!
Und bin ich's nimmer werth, zu tragen
Durch alle Welt den Friedensgruß,
So möge mich dein Strahl erschlagen,
Wie meinen Freund Alexius!“

Und sieh', und sieh'! Mit greller Helle
Fällt jach ein Blitz auf Gottes Buch,
Und Martin's Auge trifft die Stelle,
Die er schon lang im Sinne trug:
Es ist der Brief, den einst geschrieben
Sanct-Paulus an Timotheum,
Wo er zu pred'gen ihn getrieben
Das heil'ge Evangelium.

Und Martin's Blick traf nur die Worte:
„Geh' hin und predige das Wort!“
Dann schloß der Blitz die dunkle Pforte,
Und rollend zog der Donner fort.

Und auf steht nun der Mönch — ein Ritter,
Mit Gottes Schwerte stark bewehrt: —
Nun gilt es Kampf und Lanzensplitter,
Nun blitze kühn, du Geistesschwert!

6. Die Disputation.

Nun wetzet eure Zungen,
Ihr Tetzel und ihr Eck!
Nun stärket eure Lungen,
Zum Kampfe stellt euch keck!
Die Flut ist eingedrungen,
Der Kirche Schiff ist leck,
Schon hoch emporgesprungen
Ist sie bis zum Verdeck!

Sie kamen triumphirend
Zur Disputation,
Zum voraus jubilirend:
„Der Sieg ist unser schon!"
Mit Fechterkunst handthierend
Fällt aus das Paar voll Hohn;
Doch Luther, still parirend,
Begegnet ihrem Drohn.

Wol wollen sie, wie Katzen
Die Maus, ihn listig fahn:
Der Tetzel krallt die Tatzen,
Es zeigt der Eck den Zahn.
Doch Beißen nicht noch Kratzen
Ficht Doctor Martin an,
Er spricht: „Ihr tollen Fratzen,
Hier steh' ich, kommt heran!"

Wol war's ein Kampf der Rede,
Jedennoch heiß und scharf,
Sodaß der Schwerter Fehde
Sich schwer ihm gleichen darf.
Der Finten sah jedwede,
Wie schlau sie sich verlarv',
Martini Blick, und jede
Sein Arm zurücke warf.

Wol war's ein Kampf mit Worten,
Jedennoch scharf und heiß:
Die Zungen schier verdorrten,
Auf Stirnen stand der Schweiß.

Wie Gegner allerorten
Auch hetzten ihr Geschmeiß,
Bald scholl es hier wie dorten:
„Dem Luther blieb der Preis!"

Der Sieg ist ihm geblieben,
Doch, rechnet's ihm nicht an:
Ihn hat der Geist getrieben,
Den er von Gott empfahn.
Er sprach: „Was ist, ihr Lieben,
Mit uns'rer Kraft gethan?
Jedoch, das Gott geschrieben,
Das Wort sie lassen stahn!"

7. Lamm und Leu.

Nun will euch blicken lassen
Das Lied der Männer zwei,
Die innig sich umfassen,
Als ob's nur Einer sei.
Das Schicksal war kein blindes,
Das sie verbunden hat:
Fürwahr, zwei Hälften sind es,
Die Gott zusammenthat.

Wie hell die Blicke flammen,
Wo sie einander schaun!
Sie wandeln oft mitsammen,
Sich christlich zu erbaun.
Doch sitzt auch Jeder einsam
In seinem Kämmerlein,
So gehn sie doch gemeinsam,
So sind sie doch zu Zwein.

Wie helfen sie und stützen
Einander fort und fort!
Saht ihr sie drüben sitzen,
Zu forschen Gottes Wort?
Da liegt es aufgeschlagen,
Ihr Evangelium,
Das durch die Welt zu tragen
Der Beiden höchster Ruhm.

Nun schaut sie an, die Beiden,
Ob sie sich ähnlich sehn,
Und wie sich unterscheiden,
Die zu einander stehn.

Der Eine, breit und mächtig,
Ein Eichen-gleicher Mann;
Der Andre, schlank und schmächtig,
Schmiegt sich wie Epheu an.

Der Eine gleicht dem Leuen
Und gleicht dem starken Stier;
Der Andre gleicht dem scheuen
Und sanften Lamme schier.
Und wird der Stier zu wüthig,
Und wird der Leu zu wild,
Besänftigt bald ihn gütig
Des Lammes Ebenbild.

Doch soll das Bild nicht gelten,
Und will ein Römling schrein,
Und will die Beiden schelten,
Daß sie nur Hunde sei'n:
Die Schmach sie gerne tragen,
Sie bleiben doch gepaart!
Und mag das Lied euch sagen,
Von welcher Stammesart.

Dem Doggen gleicht der Eine,
Mit allgewalt'gem Zahn,
Daß Schlangen, groß' und kleine,
Sein Biß zermalmen kann;
Der Andre gleicht dem Wächter,
Dem treuen Pudel gar —
Was dünkt euch, ihr Verächter,
Von solchem Hundepaar?

Gleichviel, vergleicht sie Hunden,
Benennt sie Lamm und Leu,
Sie bleiben doch verbunden,
Sie bleiben doch sich treu.
Der Epheu bleibt der Eichen,
Die Zwei umschlingen sich;
In Einem Geist sie reichen
Die Hand sich brüderlich.

Und fragt ihr, was sie treiben,
Und fragt ihr, was sie thun?
Sie reden und sie schreiben,
Sie rasten nicht noch ruhn;
Sie brauchen scharfe Waffen
Gen Papst und Klerisei,
Auf daß vom Trug der Pfaffen
Die Lehre werde frei.

Nicht nennt des Liedes Weise
Zwei Namen allbekannt;
Doch sei dafür mit Preise
Ein fürstlich Haupt genannt:
Der Friedrich, dem sie dienen,
Der Fürst vom Sachsenland,
Hält schirmend über ihnen
Die milde Schützerhand.

Aus den böhmischen Bädern.

III.

Marienbad.

Wir haben einige Tage an den Quellen von Franzensbad zugebracht, wir haben uns in den Moor versenkt und in die Wässer getaucht und setzen in neuer Gesellschaft — unsere bisherige hofft Nervosität und Lebensabspannung in den schlammgefüllten Wannen gründlich von sich zu streifen und ist deshalb zurückgeblieben — unsern Weg nach dem nächsten der böhmischen Bäder, nach Marienbad fort. Hinter Eger schon gewinnt die Gegend an Abwechselung. Thal und Berge wechseln in reicher Mannichfaltigkeit; das nordwestliche Mittelgebirge Böhmens beginnt seine Panoramen zu entfalten. Die Gegend um Sandau gehört gewiß zu den schönsten des Landes. Selbst die Baumcultur scheint sich einer gewissen regern Pflege zu erfreuen, sowie einmal die Grenzen des Egerländchens überschritten sind. Die Fahrt von Franzensbad nach Marienbad ist kaum mehr als eine etwas längere Spazierfahrt, die in drei, vier Stunden zurückgelegt werden kann, vorausgesetzt, daß man sich nicht der Post, die sich nicht aus ihrem Phlegma bringen läßt, sondern eines flinken eigenen Fuhrwerks bedient. Eine hübsche, wohlgepflegte Straße führt längs des strauchumwachsenen Auschabaches und an dem Hannlikaberg vorüber nach dem freundlichen Curort, dessen Nähe sich allenthalben durch sorgfältig gehaltene Anlagen und zerstreute einzelne Bauten ankündigt. In einem nach Norden, Osten und Westen von durchaus waldbesetzten Höhen (Steinhau, Mühlberg, Schneiderrang) geschlossenen, und nur gegen Süden sich öffnenden engen Thalgrunde, zum Theil in der Tiefe, zum Theil an den Abhängen der Höhen selbst gelegen, bereitet der Ort dem Nahenden einen wahrhaft überraschenden, wohlthuenden Anblick. Mit seiner Fülle von Bäumen und Büschen, mit den mannichfach gewundenen, sandbestreuten Pfaden, mit den laubumschatteten Bächen, mit den eigenthümlich angeordneten, hellblinkenden Häuserreihen und den

überragenden Waldungen, nimmt sich das Ganze eher wie ein vielbewohnter Park als wie eine kleine Ortschaft aus. Unstreitig hat Marienbad die vielen örtlichen Reize, von denen Goethe und Zschokke zu ihrer Zeit so viel Schönes zu sagen wußten, zunächst seiner glücklichen Situation zu verdanken. Nach dieser jedoch muß man den glücklichen Verhältnissen, unter denen es entstand, und der Kunst, die sich desselben annahm, zum großen Theil Das zuschreiben, was es in der kurzen Zeit seines Bestandes geworden. Jene hatten die verborgenen Heilschätze in die Hand eines reichen Stiftes gelegt, dem es nicht darauf ankam, Summen daran zu setzen, um, wenn auch nicht gleich, doch in Zukunft dafür zu ernten; diese verstand es, das Vorhandene in einer Weise zu benützen, wie man es sich kaum zweckmäßiger denken kann. Mit Mitteln sattsam ausgerüstet haben die Aebte und die Chorherren des Stiftes Tepel, von der Stunde an, da Dr. Nehr zuerst auf die Bedeutung der vorgefundenen Wässer hinwies (1779), nichts unterlassen, was diese zur Anerkennung bringen und es den Fremden annehmlich machen konnte, sich im Orte selbst aufzuhalten. Sie waren es, aus deren Kasse die Gelder zu den ersten wie zu den schönsten Bauten des Ortes flossen, sie, die dem jungen Bade stets ihre ganz besondere Aufmerksamkeit und Pflege zuwandten. Sehr zu statten kam dem jungen Curorte gewiß auch die Gunst seines Nachbarn, des Fürsten Metternich, der sich in demselben vielfach anbaute und dadurch nicht wenig zur Aufnahme des Ortes in einflußreichen Kreisen beitrug.

So kam Marienbad, ganz im Gegensatze zu Franzensbad, man möchte sagen nicht nur in einer schönen Wiege, sondern auch von vornehmen Gevattern empfangen zur Welt. That nun die Kunst auch das Ihrige redlich hinzu, wie konnte es dann wol fehlen? Das Glück des jungen Bades mußte gemacht sein! Und daß Alles, was die Kunst für Marienbad that, von einem verständigen Geiste ausging, davon zeugt schon der erste, das Gesammte übersehende Blick. Was zunächst angenehm, wenn auch unerwartet berührt, ist der Mangel an Allem und Jedem was man Gassen oder Straßen zu nennen pflegt. Der Grundsatz, ein Bad sei eigentlich nur ein großes Gesellschaftshaus für Kranke, die Zerstreuung, Erholung und Umgang suchen, erscheint in der Anlage Marienbads aufs wohlthuendste verwirklicht. Die Häuser, darunter einige palastartig, stehen nicht in Gassen einander gegenüber, sondern in Zeilen, die sich theils im Thale, theils an den Abhängen um einen einzigen, großen, von vielfachen Wegen durchkreuzten, von zwei Bächen durchströmten und von Brücken, Lauben und Brunnentempeln gezierten buschreichen Rasenplatz zu einem weiten unregelmäßigen Vieleck anreihen. Marienbad ist auf diese Art ein einziger, von nahe an hundert Häusern und öffentlichen Bauten umgebener, nach dem Süden offener Platz. Man braucht nur den

Kopf zum Fenster hinaus zu thun, und man hat ganz Marienbad vor sich; dieser Umstand schon macht, daß man sich schnell heimisch fühlt und ist somit eine unschätzbare Grundlage für die Geselligkeit.

Wir nehmen unsere Wohnung an einem der schönsten Punkte des Bades, in Klinger's Hôtel. Wald, Berg, Thal, buntes Badeleben, Stadt, Alles liegt wie ein Panorama vor uns, wir brauchen nur ans Fenster zu treten. Wir lieben aber die Unmittelbarkeit und suchen daher auch hier nicht Alles und Jedes sogleich tête-à-tête in Augenschein zu nehmen. Zuerst wenden wir uns auch hier den großen Apothekerflaschen der Natur, den Brunnen zu. Unser Führer, ebenfalls einer der hier prakticirenden Aerzte, kann es nicht unterlassen, uns zunächst bei dem Matador der hiesigen Brunnen, dem weltbekannten Kreuzbrunnen aufzuführen. Er ist das Alpha Marienbads gewesen und bis zur Minute sein Omega geblieben. Der Ueberbau ist großartig und fast möchten wir sagen zu kolossal, zu schwerfällig. Es ist erstaunlich, welches rege Leben, welches Gedränge selbst in den späten Nachmittagstunden hier herrscht. Alles drängt sich heran, Alles will aus ihm geschöpft haben. Die Glücklichen, die einen Becher voll erhalten konnten, entfernen sich damit zwischen die Bäume der nahen Promenade, um da ihre Freunde oder ihren Arzt zu finden, der gewiß irgendwo in der Nähe den Verdauungs- und Nachmittagsschlafbericht eines eben nicht besonders gefährlichen Kranken mit gespannter Aufmerksamkeit entgegennimmt. Denn hier, wie in fast allen Bädern der Welt, gehört die Uebersorgfalt der Aerzte zu dem uns zwar Unerklärlichen, aber nichtsdestoweniger Unausweichlichen. Früh am Brunnen gefragt zu werden: „Wie geht es Ihnen?" Vor Mittag in der Wohnung: „Wie ging es Ihnen?" Nach Mittag auf der Promenade: „Wie hat es Ihnen gegangen?" und Abends vor dem Schlafengehen: „Wie wird es Ihnen gehen?" das ist so die tägliche Dosis ärztlicher Sorgfalt, die man schon mitnehmen muß, wenn man sich einmal entschlossen hat Brunnengast zu sein. Wir mögen keinem Jünger Aesculap's nahe treten; wir wissen selbst nicht, wie wir einmal Einen brauchen, oder ob wir nicht genöthigt sein werden, neues Leben aus dem Kreuzbrunnen zu schöpfen. Vergeben müssen es uns aber die Herren schon, wenn wir nicht umhin können zu gestehen, daß sie des Guten manchmal doch zu viel thun: wobei wir jedoch, um jeden Anschein eines Präjudizes zu vermeiden, ausdrücklich erklären, daß damit nicht der ärztliche Beirath Marienbads allein gemeint sein soll. — Die bedeutendste Quelle Marienbads nach dem Kreuzbrunnen ist der Ferdinandsbrunnen, der, durchweg reicher an Stoffen als dieser, entschieden auch der kräftigste Kämpe unter den sechs Quellen des Ortes ist und auch von rechtswegen diesen voranstehen sollte. Die vorzüglichste Schwierigkeit, ihn in Aufnahme

zu bringen, mag jedoch nicht sowol in seiner „zu intensiven Wirkung“ liegen, wie die Aerzte meinen — denn was wirkt so intensiv, daß es nicht, beim rechten Zipfel gefaßt, Modemittel werden könnte? — als in der Entlegenheit, die es ein wenig unbequem sein läßt, ihn aufzusuchen. Die andern Quellen Marienbads sind weniger bedeutend, einige darunter sogar ziemlich stoffarm und stehen jedenfalls den Nebenquellen des nahen Franzensbad in dieser Beziehung nach. Auch Marienbad hat seinen Moor, ohne in ihm einen Rivalen desjenigen des ebengenannten Bades aufstellen zu wollen: einen einfachen, gewöhnlichen Waldmoor, wie er häufig vorkommt. Dafür aber ist kürzlich in der Nähe des Bades ein weitläufiges Moorlager entdeckt worden, dessen Bestandtheile mit jenen des Egerländer Moores viel Aehnlichkeit haben sollen. Würde sich dies bewähren, so würde es nur neuerdings von dem Glücksstern zeugen, unter welchem Marienbad ins Leben getreten. — Die Gesellschaft Marienbads finden wir durchweg belebt; finden sich ja doch hier auch vornehmlich Diejenigen zusammen, die des Guten zu viel haben, sodaß sie es gar nicht verarbeiten können und vor lauter Ueberfluß krank werden. Es ist hierin ganz das Gegenstück von Franzensbad. Die rothen, vollen Gesichter, die überfütterten Leiber, die von Ueberladung stockenden Verdauungsmaschinen sind hier zu Hause; es ist so recht der Ort für die Rentiers und Banquiers, die Großhändler, die hochgestellten Beamten, für die auf ihren Lorbeeren ausrastenden Generale und Staatsminister. Ins gleiche Genre schlägt die Damenwelt, der wir hier begegnen. Leute dieser Art aber leben gern und lassen gern leben, kommen gern zusammen und behalten neben dem Arzte auch ein Ohr für die Freuden der Geselligkeit, ja selbst für die Kunst. Zahllose Promenaden, Ruheplätze, Aussichten u. dgl. begegnen diesem Bedürfnisse nach Geselligkeit, und Säle, wie der im Neptun, machen es sogar möglich, daß Künstler, wie Dreyschock und Lipinski, ihr Scherflein zur Erhöhung des geselligen Genusses beitragen. Wir begreifen es vollkommen, wie der staatsministerliche Dichter sich in diesem wunderbaren Aufenthalte, in welchem idyllisches Landleben mit den Genüssen großstädtischer Gesellschaft sich in so reicher und ungezwungener Weise vereinigen, so wohl fühlen konnte, daß ihn selbst in greisen Tagen die Liebe noch einmal überkam, wenn sie ihm auch nichts mehr als ein paar Lieder und ein geistreiches Körbchen eintrug! —

Lessing's Lutherbild.

Von

Arnold Schloenbach.

Wolfgang Müller, der liebenswürdige Rheinlands-Dichter, führte mich zu dem ihm engverbundenen Freunde. Wir trafen denselben, wie er, seine Frau zur Seite, eben damit beschäftigt war, den letzten Correcturstrich an seiner neuesten Schöpfung: „Luther, die Bannbulle verbrennend" zu machen. Die Persönlichkeit des berühmten Malers ist durch das Hildebrandt'sche Porträt bekannt: ein ziemlich großer, festgefugter Mann, mit bedeutendem Kopf; das Haar stark und dunkelblond, ebenso der volle Bart; eine hohe, edle Stirn leuchtet gleichsam über hellen, seelenhaft bewegten blauen Augen; die ganze Erscheinung hat, bei aller Kraft und Männlichkeit, die sich darin ausspricht, zugleich wieder etwas Mildes, Vertrauliches, was das Herz erwärmt und die Bekanntschaft erleichtert.

So stand er vor seinem Bilde — diesem Bilde, das, einen der wichtigsten Momente unserer vaterländischen Geschichte, den eigentlichen Beginn des modernen Lebens darstellend und hervorgegangen aus edler patriotischer Begeisterung, gleichwol weit von uns in die Fremde wandern muß, in das kühle, feuchte Rotterdam, sogar ohne den Rundgang durch das Vaterland gemacht zu haben! Denn auch dies verbot der holländische Käufer. — Schon Ein Bild Lessing's, seinem neuesten aufs innigste verwandt und demselben freien und patriotischen Geist entsprossen, sein „Huß auf dem Scheiterhaufen" hat dasselbe Schicksal gehabt; beide Bilder haben das Vaterland meiden müssen. Und doch wie nothwendig wären gerade jetzt Darstellungen wie dieser Huß und dieser Luther unserm Volk, sei es als Trost, sei es als Warnung, gewesen! Wie viel hätte unsere junge Künstlerwelt lernen können aus dem Anblick von Bildern, die von so echt historischem Geiste belebt und dabei so maßvoll, so echt künstlerisch gehalten sind. Wie willkommen wären sie gewesen in der Wüste unserer großen Ausstellungen als erquickende Oase! Und dennoch in die Fremde!! — —

Aber ich wollte ja nicht Betrachtungen anstellen über das Schicksal unserer Kunst, wo dieselbe Miene macht, einmal wirklich historisch und national zu werden, sondern das Bild selbst wollte ich schildern. Dasselbe hat bei einer Breite von 7 Fuß eine Höhe von 5⅓ Fuß; die Vorderfiguren haben etwas weniger als halbe Lebensgröße. Der Schauplatz ist vor dem Elsterthor in Wittenberg, wohin ein öffentlicher Anschlag des Reformators die Freunde und Anhänger auf den 10. December 1520, Morgens 9 Uhr zu dem großen Acte eingeladen hatte.

In ziemlicher Ferne erblickt man einen Theil der Stadt mit der historisch berühmten Hauptkirche. Der Fußboden ist mit Schnee bedeckt, der Himmel bewölkt, nur von einzelnen blauen Streifen durchschnitten; der Qualm des Scheiterhaufens, der mit seiner leuchtenden Flamme den Mittelpunkt des Bildes einnimmt, vermag in der schweren, dicken Luft nur mühsam emporzusteigen. Dem Scheiterhaufen zunächst steht ein stattlicher Magister, die Flamme schürend; ihr voller Schein fällt auf die mächtige Gestalt des Reformators, der dem Scheiterhaufen zur Rechten steht; mit beiden Händen hält er die Bannbulle gefaßt, der gewaltige Kopf ist nach oben gerichtet; auf seinen Lippen schweben gleichsam hörbar die biblischen Worte: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet, so verzehre dich das ewige Feuer!“ — Im Ausdruck des Gesichts liegt Begeisterung und Kraft, aber ohne Schwärmerei; kann dieser Mann natürlich auch noch nicht die ganze Tragweite seiner That ausdenken, so weiß er doch sehr wohl, was er thut, und ist gerüstet, die Folgen zu tragen.

Hinter Luther, die zweite Gruppe bildend, drängen Studenten herzu in der ritterlichen Tracht jenes Zeitalters, voll Eifer und jugendlichen Ungestüms; zwischen und hinter ihnen zuschauendes Volk in den mannichfachsten Uebergängen der Theilnahme, voll feiner und scharfer Charakteristik.

Links erblicken wir als dritte Gruppe die übrigen Helden der Reformation, alle scharf gezeichnet und gut auseinander gehalten, je nach dem Charakter ihrer spätern Betheiligung. Im Vordergrunde sehen wir den melancholisch prüfenden Melanchthon; daneben, Kopf und Oberkörper in gespanntester Aufmerksamkeit vorgebeugt, Justus Jonas, dann Bugenhagen und Andere. Im Hintergrunde, hart am Rande des Bildes, macht sich die trotzig herausfodernde Gestalt eines Cavaliers in pelzverbrämtem Mantel bemerkbar; die linke Faust hart auf den Schwertknauf gedrückt, scheint er gern das Eisen ziehen zu wollen gegen den frechen Mönch, als Schutz gleichsam der ganz im Hintergrunde bangfinster lugenden Priester. Dazwischen ebenfalls wieder Männer und Weiber aus dem Volke, theils neugierig dreinschauend, theils voll Theilnahme u. s. w. — Das ganze Bild theilt in ausgezeichnetem Maße alle jene Vorzüge, die wir auch sonst an Lessing's historischen Bildern zu bewundern pflegen: eine große Wirksamkeit bei strenger Mäßigung und solider Einfachheit; reiche und glückliche Färbung bei stets harmonischer Stimmung; scharfe und mannichfache Charakteristik, die ihre Figuren zu Typen allgemeiner Gedanken macht und sie doch zugleich hinstellt als volle, lebendige Individuen in gesunder Fülle und echter Lebenswahrheit; endlich ein kühnes Ergreifen und erschlossenes Durchführen eines principiellen Stoffes, aber ohne eine Spur von Absichtlich-

keit oder Parteilichkeit, sondern stets getragen von jenem echt historischen Geiste, der den Dichter so wenig wie den bildenden Meister jemals verlassen darf, wenn er nicht aus dem Heiligthum der Kunst in das vergängliche Treiben der Partei fallen will.

Literatur und Kunst.

In einer Literatur, die so vortreffliche und zum Theil meisterhafte Uebersetzungen aufzuweisen hat wie die deutsche, muß jeder neue Uebersetzer es sich schon gefallen lassen, bei seinem ersten Auftreten mit einiger Kälte, ja beinahe mit Argwohn empfangen zu werden, besonders, wenn er sich an ein so schwieriges Unternehmen wagt wie die Uebertragung des Byron'schen „Childe Harold“ und dabei einen so trefflichen und anerkannten Vorgänger hat wie Adolf Böttger. Doch entschließe der Leser sich nur, die kürzlich erschienene „Childe Harold's Pilgerfahrt von Lord George Gordon Byron. Aus dem Englischen im Versmaß des Originals. Uebersetzt von Alexander Büchner“ (Frankfurt a. M., Meidinger) ein wenig näher anzusehen und wir sind überzeugt, daß sein Argwohn sich nicht blos verlieren, sondern im Gegentheil einer dankbaren und freudigen Zustimmung Platz machen wird. Der Verfasser hat, seiner eigenen Aussage nach, das bisherige System der „freien Uebersetzung“ möglichst vermieden; er hat so genau und so wörtlich übersetzen wollen, wie der Genius der Sprache, der ihm allerdings mit Recht das höchste Gesetz blieb, nur irgend verstattete. Sogar in der Form hat er sich eine Treue auferlegt, durch welche die Schwierigkeit seiner Arbeit allerdings verzehnfacht ward: nicht zufrieden, die eigenthümliche Reimfolge der Spencer-Stanze getreulich nachzubilden, hat er sich auch dem Original entsprechend durchweg auf männliche Reime beschränkt. Wer irgend mit dem Bau der beiden Sprachen bekannt ist und weiß, wie überreich die englische und wie arm die deutsche Sprache an einsilbigen Wörtern ist, der wird auch die außerordentliche Schwierigkeit ermessen, welche mit dieser Beschränkung verbunden war. Doch muß man dem Uebersetzer zugestehen, daß in diesem durchgängigen Gebrauch des männlichen Reims allerdings etwas Charakteristisches liegt und daß die Aufgabe, der er sich unterzog, daher in der That mehr als eine bloße Spielerei. Wir behaupten nicht, daß nicht auch in dieser Büchner'schen Uebersetzung noch manche Stelle ist, die geschmeidiger und fließender übersetzt werden könnte oder wo der Sinn auch wol gar durch gezwungene Wortstellung ꝛc. verdunkelt wird; namentlich finden wir mehr ungenaue und unreine Reime, als unserm Ohre lieb und bei der heutigen Ausbildung der Sprache gestattet ist. Im Ganzen jedoch müssen wir diese neue Bearbeitung als einen erheblichen Fortschritt unserer Uebersetzungskunst, speciell unserer Byron-Uebersetzungen anerkennen; sie ist nicht nur mit großem Fleiß und gründlichem Studium, sondern auch mit einem sehr glücklichen Takt für die Eigenthümlichkeiten des Originals gearbeitet und verräth fast in jeder Zeile, daß sie nicht unter dem Zwang des Augenblicks, sondern als die Frucht jahrelanger Beschäftigung, das Kind einer freien und schönen Muße

entstanden ist. Besonders gut hat der Uebersetzer die eigenthümliche Herbigkeit, das Gehackte, Zerrissene, Sprunghafte des Byron'schen Stils getroffen, während die empfindungsreichen, die eigentlich lyrischen Stellen zum Theil noch einer nachbessernden Hand bedürfen, um jenen Schmelz und jene Lieblichkeit wiederzuspiegeln, durch welche sie sich im Original auszeichnen. Auch die Freiheit, die der Verfasser sich genommen, das Wort Childe unübersetzt zu lassen, vermögen wir als eine unnöthige Neuerung nicht ganz zu billigen; wollte er das zweisilbige „Junker", das freilich auch nicht ganz entspricht, vermeiden, so lag doch unser deutsches Wort „Herr" nahe, das ebenfalls einsilbig und wol noch immer so gut wie „Junker" ist. — Schließlich eine Probe, die wir auf gut Glück herausgreifen; wir stellen die Böttger'sche Uebertragung daneben, nicht um eine gegen die andere herabzusetzen, sondern um die Eigenthümlichkeit beider dem Leser vor die Augen zu führen. Es ist ein Bruchstück aus der berühmten Apostrophe an Napoleon im dritten Gesang:

Büchner.

Erob'rer und Gefangner du der Welt!
Noch schreckst du sie, und deines Namens Klang
Hat lauter nie der Menschen Ohr durchgellt,
Als seit er nichts als nur des Ruhmes Sang,
Der, dein Vasall, stets um dich warb und lang
Des Stolzes Schmeichler war, bis du zum Gott
Dir selber wurdest und die Völker, bang
Erstaunt, für lange Zeit in ihrer Noth
Das Alles in dir sahn, was nur dein Stolz gebot.

Mehr oder wen'ger bist du als ein Mann;
Im Kampf mit Völkern fliehst du aus der Schlacht,
Monarchenhals dein Schemel heut, und dann
Bist wie ein Söldling du in Flucht gejagt!
Ein Reich stürzt, schafft und lenket deine Macht —
Der tiefste Menschenkenner, hast zum Herrn
Der kleinsten Leidenschaft du's nicht gebracht,
Blind für dich selbst, dem Sinn für Frieden fern,
Achtlos, daß Uebermuth verscheucht den höchsten Stern.

Böttger.

Der Welt Erob'rer und ihr Knecht bist du,
Sie bebt noch jetzt vor dir; nie scheuchte mehr
Dein wilder Name Menschen aus der Ruh'
Als jetzt, wo du so ganz des Ruhmes leer,
Der als Vasall dich einst umbuhlt so sehr,
Schlau deinem Stolze schmeichelnd, daß dir däuchte
Ein Gott zu sein, als welchen hoch und hehr
Dich keines der erstaunten Völker scheuchte,
Sie glaubten Alles dir ob deines Geistes Leuchte.

Du mehr und minder Mensch im Hoh' und Niedern,
Mit Völkern ringend, fliehend aus der Schlacht!
Jetzt machst du Schemel dir aus Fürstengliedern,
Jetzt ärmer als dein ärmster Knecht an Macht!
Ein Reich hast du gestürzt, beherrscht, bewacht,
Und konntest nicht die eignen Triebe lenken,
Wie tief du auch der Menschen Geist durchdacht;
In deiner Kampflust mochtest du nicht denken,
Daß sich durch Misgeschick die höchsten Sterne senken.

R. P.

Von dem bekannten großen Geschichtswerke des Dr. Eduard Vehse: „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" (Hamburg, Hoffmann und Campe), sind soeben die beiden ersten Bände der vierten Abtheilung: „Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Württemberg, Baden und Hessen", oder Band 23 und 24 des ganzen Werkes, erschienen. Ueber Werth und Bedeutung des Unternehmens im Allgemeinen hat die öffentliche Meinung sich jetzt wol nachgerade festgestellt, besonders seitdem der Verfasser selbst (im Vorwort zum 11. Bande der „Geschichte des östreichischen Hofes") seinen Standpunkt näher bezeichnet und die Einseitigkeiten und Schwächen, welche die Kritik ihm zum Vorwurf gemacht, damit gewissermaßen selbst anerkannt hat. Trotz seines in der deutschen Literatur, wenigstens in der modernen, fast beispiellosen Umfangs, ist das Vehse'sche Buch doch weder ein gelehrtes noch ein wissenschaftliches: sondern, wie der Verfasser selbst die Materialien dazu anfangs nur aus Neugier, nur aus Lust an Anekdoten und Seltsamkeiten zusammentrug, so ist das Werk auch noch jetzt nicht mehr noch weniger als eine großartige Anekdotensammlung, ein Potpourri von allerhand ergötzlichen, insbesondere auch skandalösen Charakterzügen und Historien zur innern Geschichte der betreffenden Höfe und Länder. Von Kritik ist dabei so wenig die Rede wie von Gleichmäßigkeit der Behandlung oder künstlerischer Anordnung des Stoffs; sogar die Sprache zeigt nicht selten eine Vernachlässigung und Unaufmerksamkeit, von der es uns doch kaum scheinen will, daß jene „Weltleute", denen der Verfasser sein Buch nach seinem eigenen Eingeständniß vorzugsweise bestimmt hat, damit besonders zufrieden sein werden. Ueberhaupt glauben wir nicht, daß der Verfasser seinem an sich höchst verständigen und löblichen Zweck, nämlich ein Buch für das große Publicum zu schreiben, irgendwie zu nahe getreten wäre, wenn er etwas mehr Bedacht darauf genommen hätte auch die Foderungen der Wissenschaft zu befriedigen und sich zu dem Lob eines unterhaltenden und pikanten Erzählers auch dasjenige eines gewissenhaften Forschers und geschmackvollen Darstellers zu erwerben. — Doch kommen diese Betrachtungen jetzt freilich zu spät; an einem Werke, das bereits so weit vorgeschritten ist, läßt sich natürlich nichts mehr ändern und muß dasselbe mit seinen Tugenden und Fehlern nun einmal so hingenommen werden, wie es ist. Auch die beiden zuletzt erschienenen Bände tragen genau denselben Charakter wie ihre Vorgänger; wer jene mit Vergnügen gelesen, wird auch diese nicht unbefriedigt aus der Hand legen. In einiger Hinsicht freilich könnte es scheinen, als ob sie noch etwas anstößiger wären als ihre Vorgänger, und als ob der Verfasser jene grellen Farben, die er nun einmal liebt, diesmal mit ganz besonderm Behagen aufgetragen hätte: wie sich denn überhaupt nicht leugnen läßt, daß die Reihenfolge der Vehse'schen Gemälde, von der Schilderung des preußischen Hofes an, in absteigender Linie immer schwärzer, immer finsterer geworden ist. In Wahrheit jedoch ist das nicht sowol die Schuld des Verfassers als des Stoffes; die deutsche Hofgeschichte ist eben auch nur — Hofgeschichte; zu je kleinern Höfen das Buch herabsteigt und je tiefer es sich in das Labyrinth ihrer Mysterien einläßt, um so anstößiger, fürchten wir, wird es auch werden und um so mehr Anfeindungen werden sich dagegen erheben. — Der Inhalt der beiden vorliegenden Bände ist, wie das bei Vehse zu sein pflegt, sehr ungleich gearbeitet. Einzelne Partien,

wie namentlich die Geschichte Maximilian's I., sind mit sichtlicher Vorliebe gearbeitet, während Anderes wieder, das einer ausführlichen Behandlung mindestens ebenso werth gewesen wäre, unverkennbare Spuren der Flüchtigkeit an sich trägt. So besonders die höchst merkwürdige Aufklärungsperiode unter Karl Theodor mit ihrer Illuminatenwirthschaft 2c.; hier hat der Verfasser, dessen Belesenheit überhaupt in demselben Grade abzunehmen scheint, wie sein Werk selbst vorschreitet, nicht einmal die bekanntesten und nächstgelegenen Quellen ausreichend benutzt. Auch für die Regierungsgeschichte König Max I. hat er sich fast nur auf die bekannten Memoiren von Lang beschränkt, eine höchst ergiebige und pikante, aber, wie man weiß, auch höchst unsichere Quelle. — Die Regierung König Ludwig's ist noch im Rest; vermuthlich wird sie in Verbindung mit den neuesten bairischen Ereignissen noch einen eigenen dritten Band füllen sollen, was denn der planmäßigen Weitläufigkeit, in der das ganze Werk gehalten ist, allerdings vollkommen angemessen sein wird. Fkg.

Zwar ist der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern und goldenen Nüssen noch in weiter Ferne; die Literatur aber, die heut zu Tage mit jedem andern Fabrikzweig um die Wette arbeitet und im Winter für die Lecture des Sommers, im Sommer aber für die Unterhaltung der langen Winterabende sorgt, gerade wie der Schneider im Winter auf Sommer-, im Sommer aber auf Wintermoden denkt, schickt bereits die ersten Vorposten der Weihnachtsliteratur ins Feld: „Kleine Malereien für die Kinderstube von Elise Polko. Mit 12 Bildern in Buntdruck von Karl Merkel" (Leipzig, Schlicke). Doch können wir nicht gerade sagen, daß dieser Anfang sehr ermuthigend ausgefallen. Freilich hat die Verfasserin ein sehr gewichtiges Zeugniß für sich, nämlich ein empfehlendes Vorwort aus der Feder des bekannten Director Vogel in Leipzig, der mit gutem Grund als Autorität auf diesem Gebiete gilt. Allein wie wir aus der Vorrede selbst erfahren, ist der Vorredner diesmal zugleich der Vater der Schriftstellerin — und da sind wir denn hoffentlich entschuldigt, wenn wir der Empfehlung diesmal nicht ganz das Gewicht beilegen, wie es unter andern Umständen der Fall sein würde. Das Buch trägt einen unangenehm süßlichen Charakter, von dem wir unmöglich glauben können, daß er den Kindern heilsam oder auch nur angenehm ist; wenigstens würden wir für unsern Theil von Kindern, welche diese süßlich sentimentale Lecture ertragen könnten, uns für die Folge nicht viel Gutes versehen. Daß die Verfasserin statt der moralisirenden Erzählungen, die ehemals beliebt waren, die Kinder in das Verständniß der sie umgebenden Natur einzuführen sucht, ist sehr lobenswerth; allein abgesehen davon, daß Jedermann (und vielleicht auch jede Frau) füglich nur immer über Dasjenige schreiben sollte, was sie wirklich verstehen, so wird in dem vorliegenden Fall die gute Absicht und die glückliche Wahl des Stoffes durch die verkehrte tändelnde Form wieder zunichte gemacht. Ueberhaupt möchte es wol endlich an der Zeit sein, einmal ernstlich nach der Berechtigung dieser Industrie zu fragen, die Jahr aus Jahr ein nicht müde wird, immer neue Jugendschriften zu Tage zu fördern, unbekümmert, ob ein Bedürfniß da ist oder nicht; wir haben Mosen und die Propheten — ich meine, wir haben die Hoffmann'schen Kinderlieder und die Grimm'schen Märchen,

wir haben die „Münchener Bilderbogen“ und Gellert's Fabeln, wir haben Homer und die Nibelungen, wir haben die Bibel und die Tausend und eine Nacht; wer seine Kinder damit nicht gehörig zu beschäftigen und zu unterhalten weiß, der soll das Erziehen nur lieber gleich ganz aufgeben und das Kaufen von Kinderschriften auch.

Und da nun hier einmal von den Grimm'schen Märchen die Rede gewesen, so wollen wir gleich noch eines andern Büchleins gedenken, das der Jugendliteratur zwar keineswegs ausschließlich angehört, aber, wie die Erfahrung uns gelehrt hat, auch von Kindern, wenigstens theilweise, mit Vergnügen gelesen wird: „Drei Märchen: I. Das Heimelchen. II. Aus den Papieren eines Spatzen. III. Mondkönigs Tochter. Mit 11 Illustrationen. Neue Ausgabe“ (Berlin, von Arnim'scher Verlag). Das Buch ist schon vor einigen Jahren erschienen; damals aber im Gewirr der politischen Drangsale theils übersehen, theils nicht genügend gewürdigt, versucht es seinen Lauf jetzt zum zweiten mal. Und es hat ein Recht dazu, nur daß man es nicht nach der ersten und ausführlichsten der drei Erzählungen beurtheilen darf. Denn diese ist zugleich die schwächste; das märchenhafte Element tritt darin nicht unbefangen, nicht anspruchslos genug hervor, es ist zu viel lehrhafte Allegorie darin und sogar auch etwas von jener falschen, sich selbst zerstörenden Ironie, welche die ältere Romantik bekanntlich für das eigentliche Wesen des Kunstwerks hielt. Vortrefflich dagegen sind die dazu gehörigen Federzeichnungen; Koch- und Küchengeister in Positur, Pastor Rabe, die Barbierscene ꝛc. würden dem Griffel eines Schrödter Ehre machen. Ungleich gelungener ist die Geschichte „Aus den Papieren eines Spatzen“ und „Mondkönigs Tochter“, besonders die erstere; das Hoffmann'sche Genre, dem sie ursprünglich angehört, ist darin mit so viel Anmuth behandelt und so verständig gemildert, der ganze Ton ist so duftig und dabei doch so gesund, mit einem Worte, so echt märchenhaft, daß nicht nur der erwachsene Leser die einigermaßen bedenkliche Herkunft fast ganz vergißt, sondern daß — was die Hauptsache ist — auch Kinder, richtige unverdorbene Kinder ihre Freude daran haben können. mmr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

29. August 1853.

NO. Je näher die Sommersaison ihrem Ende, desto trister und inhaltsleerer wird sie; ich schreibe heute mehr, um in meinen Berichten keine zu lange Unterbrechung eintreten zu lassen, als weil besonders ergiebiger Stoff vorläge. — Der König hat seine Erholungsreise nach Putbus beendet und ist vorgestern nach Schlesien durchgereist, um in Krieblowitz der feierlichen Enthüllung des Blücher-Denkmals beizuwohnen. Dann wird eine lange Reihe von militärischen Schauspielen in der Nähe zwischen hier und Frankfurt a. O., später in Sachsen, in der Gegend von Naumburg, diesen öden Sommer abschließen und in die interessantere Wintersaison hinüberleiten. Bis dahin

ruht auch Alles, was in unsern kleingewordenen Verhältnissen den Namen von Politik noch verdient. Was über das Hoflager von Putbus verlautet, ist rein idyllischer Natur; Vergnügungsfahrten zu Dampfschiff, gnädige Besuche bei dem Adel der Insel und der anliegenden Küste, blumiger Empfang in Dörfern und Städten — ein ununterbrochener Freudenkranz! Was dabei von Politik durchschimmert, ist die von gewisser Seite mit leicht verständlicher Betonung hervorgehobene Nachricht von einem höchst gnädigen und herzlichen Empfang, der Hrn. von Manteuffel zu Theil geworden. Die Entscheidung zwischen der äußersten und alleräußersten Rechten ist demnach abermals vertagt; die beiden, mikroskopisch kaum zu unterscheidenden Nuancen im Ministerium werden vorläufig fortbestehen; die Pairiefrage, um die es sich bei diesen kleinen Differenzen hauptsächlich handelt, bleibt schwebend — ein Gewitter über den letzten Halmen unserer dürftigen Ernte.

Auf kirchlichem Gebiete ist ein verhältnißmäßig wichtiger Erlaß des Königs an den Oberkirchenrath hervorzuheben; es wird darin zu Gunsten der Union jedes altlutherische Trennungsgelüste in ziemlich starken Ausdrücken zurückgewiesen. Weiteres über diese Frage wird wol der in einigen Wochen zusammentretende Kirchentag bringen, dem ein Protest hiesiger Prediger aus der Schleiermacher'schen Schule (Pischon, Sydow, Jonas u. A.) gegen die im Programm angedeutete unionsfeindliche Tendenz des Kirchentags dazu die nächste und (unter sothanen Umständen) vielleicht nicht unwillkommene Gelegenheit bietet. Die „Kreuzzeitung" hat das Nöthige schon eingeleitet; Ihr Leu von der Saale Strande ist in diesen Tagen ganz unionsschwärmerisch darin losgelassen.

Die Phillips'sche Angelegenheit hat den Ausgang genommen, den der Anfang erwarten ließ. Der Oberpräsident Eichmann hat Hrn. Phillips die Wahl gestellt, entweder seinen Wandel von 1848 zu bereuen oder ihn mit einer Disciplinaruntersuchung zu büßen oder sich sofort pensioniren zu lassen. So zwischen Schande und ehrenvolle Entsagung gestellt, hat Phillips die Entscheidung getroffen, die nach seinen respectabeln Antecedentien erwartet werden mußte; da mit der Disciplinaruntersuchung die sofortige Suspension doch eingetreten sein würde, so hat er es vorgezogen, sich von der Stadt pensioniren zu lassen. Anerkennung seiner Pflichttreue von oben, lautes Bedauern von Seiten der städtischen Vertretung sind ihm dabei zu Theil geworden. Der ganze Vorgang ist so unerhört, selbst für unser gegenwärtiges Preußen, daß er trotz der herrschenden Apathie doch noch immer den tiefsten Eindruck macht. Und das Schweigen der preußischen Presse verstärkt diesen Eindruck noch; wo über Maßregeln und Ereignisse dieser Art nichts gesagt werden darf, da muß ein Druck auf der öffentlichen Meinung lasten von unnatürlichem Gewicht und unnatürlichen Folgen.

Das sogenannte Volksfest der vierzigjährigen Gedächtnißfeier des Tages von Großbeeren erwähne ich nur der Vollständigkeit wegen. Die Masse der Theilnehmer ist allerdings ungeheuer gewesen, man schätzt sie auf mehr als 40,000. Aber von einem Volksfest kann da, wo polizeiliche Genehmigung und officielle Einleitung durch die Behörden der Stadt und Umgegend unumgänglich ist, doch nur sehr uneigentlich die Rede sein; halb gemacht und neupreußisch tendenziös, wie die Feier war, ist sie auch rasch vergessen und eindruckslos vorübergegangen. Der praktische Zweck, der damit verbunden

war, nämlich milde Gaben für hülfsbedürftige alte Krieger zu sammeln, ist nur in sehr dürftigem Maße erreicht worden; die ganze Summe beträgt nicht mehr als 1800 Thlr. und davon sollen nun 1500 Bittsteller froh, resp. satt gemacht werden! — Von den Festreden erwähne ich den Toast, den der Thronfolger, der Sohn des Prinzen von Preußen, auf den König ausgebracht hat; es ist die maiden-speech des jungen Prinzen.

Von Kunstsachen nichts Neues. Die beiden ersten Gruppen auf der Schloßbrücke, Nike, den jugendlichen Krieger in der Heldengeschichte unterrichtend, von E. Wolff, und Nike, den verwundeten Krieger unterstützend, von Wichmann, erwähnte ich schon. Sie stehen jetzt ganz frei; leider finde ich mein erstes flüchtiges Urtheil je länger, je mehr bestätigt und auch vom Publicum ziemlich allgemein getheilt. Die erste Gruppe ist die bessere, aber auch sie ist ohne geistiges Leben und läßt daher auch den Beschauer kalt. Die Nike hält mit der einen Hand einen kleinen runden Schild, auf dem mit goldenen Buchstaben die Namen Alexander, Cäsar, Friederich prangen; sie deutet mit der andern Hand darauf hin; der Knabe tastet danach. Daß diesen Gesten innere Wärme und Belebung fehlt, ist gewiß nicht ohne Schuld des Künstlers; die Hauptschuld trifft indeß wol die Idee, die er auszuführen hatte. — Die Wichmann'sche Gruppe ist, gelinde gesagt, misrathen. Von der Antike hat die Nike nur Gewandung und Flügel, der Krieger nur die göttliche Nacktheit; der ganze Ausdruck sonst ist im schlimmsten Sinne modern: die Nike sieht halb barmherzig wie eine Diakonissin, halb kokett wie eine Grisette auf den hübschen Kranken in ihrem Arm; der Krieger ist weich, sentimental, sinkt vorsichtig in die Knie, wie ein Opernheld, der zum hundertsten mal stirbt; sähen ihn die Berliner auf der Bühne, sie würden rufen wie bei weiland Moriani: noch mal sterben! — Nach diesen ersten Proben sieht man den weitern sechs Gruppen nicht eben sehr gespannt entgegen. Auch ist für die Aufstellung aller bereits ein Fehler begangen, der nicht wieder gutzumachen ist: die Sockel sind zu hoch, genau sehen kann man die Statuen nur mit Halsschmerzen. Ist denn Niemand, der das richtige Verhältniß in diesem Punkte den Alten absehen kann? — Denn die werden auch Das wol gewußt haben, die glücklichen Naturen und ewigen Meister mit Aug' und Hand.

Aus München.

Mitte August 1853.

AJ. Ihr regelmäßiger münchener Correspondent behandelt unser Theater, das doch noch immer einen wesentlichen Mittelpunkt nicht blos unsers geselligen Lebens, sondern auch unserer öffentlichen Bildung repräsentirt, in seinen Berichten meistentheils so stiefmütterlich, daß Sie mir wol gestatten, einmal dieses Thema heute etwas genauer zu berühren. Auch bieten gerade die letztverlebten Monate eine reiche und erfreuliche Veranlassung dazu; in ununterbrochener Reihenfolge hat unsere Intendanz, die eine besondere Ehre darein zu setzen scheint, bedeutende Gäste auf unsere Breter zu ziehen, von Mitte Mai bis Ende Juli Emil Devrient, Dawison, Roger und Kaiser bei uns spielen lassen, einiger geringerer Größen gar nicht zu gedenken. So anerkennenswerth dieses Bemühen auch ist, so wäre es doch vielleicht rathsam, die

großen Genüsse, welche dem Publicum daraus erwachsen, nicht so rasch aufeinander folgen zu lassen, sondern vielmehr durch Pausen die Empfänglichkeit für neue Eindrücke zu steigern. Von den ebengenannten Künstlern sind Devrient, Dawison und Roger in ihrem Ruhme so anerkannt, daß ich gern darauf verzichte, ihnen hier noch neue Lorbern zu flechten. Nur über den letzten unserer Gäste, Hrn. Kaiser, sei mir ein näherer Bericht gestattet, indem der bisherige Ruf dieses Künstlers mir allerdings noch nicht im richtigen Verhältniß zu seinen Verdiensten zu stehen scheint. Kaiser, Charakterdarsteller und Oberregisseur am Hoftheater zu Hannover, war bei seinem ersten Auftreten auf der hiesigen Bühne dem Publicum noch völlig unbekannt; keine Journalreclame hatte früher seinen Namen genannt und nur von den Leuten von Fach erfuhr man gelegentlich, daß er als trefflicher Schauspieler in Norddeutschland seit Jahren bekannt sei und letzten Sommer auch in Berlin als Gast Aufsehen gemacht habe. Auch sein hiesiges Gastspiel hatte bald denselben und sogar noch einen glänzendern Erfolg, auch hier erregte er erst Aufsehen, dann Theilnahme, dann Bewunderung — warum? Weil man solche Einfachheit und Wahrheit in der Darstellung hier kaum kannte, solche treffliche Mittel in Gestalt und Organ seit Eßlair's Tode nicht mehr gesehen hatte. Kaiser besitzt ein Organ, dessen Baßlage von einer Weiche, einem Wohllaut und einer Stärke ist, wie man sie selten findet; auch in der Ausbildung und Beherrschung desselben dürften ihm nur Wenige gleich kommen. Zu diesem großen natürlichen Vorzuge gesellen sich bei ihm noch zwei andere immer seltener werdende, ja fast schon verschwundene Vorzüge des Darstellers: Kaiser declamirt nie und kennt kein Publicum. Wir haben in keiner seiner Rollen — er trat hier als Nathan der Weise, Shylock, König Philipp in „Don Carlos", Wallenstein, Bolingbroke im „Glas Wasser" und Jago im „Othello" auf — auch nur einen Augenblick den declamirenden Schauspieler gesehen, sondern stets nur den dargestellten Menschen; kein Applaus, kein Abgang verlockte ihn, sondern in ruhiger Klarheit entwickelte und steigerte sich ein Abschnitt Menschenleben vor unsern Augen. Endlich unterstützt Kaiser seine Gestaltungen auch mit einer Meisterschaft der Maske, die seiner innern Vielseitigkeit aufs glücklichste entspricht und das Publicum, schon sowie er die Bühne betritt, in Spannung und Theilnahme versetzt.

An zwei aufeinander folgenden Abenden spielte Kaiser zwei entgegengesetzte Rollen wie Wallenstein und Bolingbroke, beide mit gleichem Erfolg; nebst dem Jago wurden sie vom Publicum sowol wie von der gesammten Localkritik als seine gelungensten und eigenthümlichsten Leistungen bezeichnet. Als Wallenstein namentlich wurde er hier, wo man die Darstellung dieser Rolle durch Eßlair noch lebhaft im Gedächtniß hat, vielfach mit diesem Meister in Vergleichung gestellt, und zwar ohne dabei zu verlieren. Ueberhaupt war die Aufnahme des Gastes bei unserm sonst ziemlich kühlen Publicum überaus lebhaft und ehrenvoll; der Kritik kann es nur zur Freude gereichen, diesen Beifall zu bestätigen, indem sie in Hrn. Kaiser einen Künstler anerkennt, dessen Werth ihn schon jetzt den vorzüglichsten Darstellern der Gegenwart anreiht und dessen Strebsamkeit und frische Kraft ihm noch eine glänzende Zukunft sichert.

Aus Hamburg.

Ende August 1853.

Pch. Jüngst brachten Sie einen vielfach interessanten und lehrreichen Aufsatz von Karl Seifart über „Das Proletariat von sonst und jetzt", gegen welchen ich mir jedoch, auf eine alte hamburger Einrichtung Bezug nehmend, einige Bemerkungen erlauben möchte. In jenem Aufsatz wird unter Anderm behauptet, daß von jeher Proletariat vorhanden war und in noch gräßlicherer Gestalt als gegenwärtig. Dies mag in gewissem Sinne richtig sein, insofern man unter Proletariat nur das eigentliche Bettelvolk versteht, obschon in unserer Zeit der Begriff des Proletariats nicht in so enge Grenzen einzuschließen ist, sondern überhaupt jene Millionen umfaßt, die von der Hand in den Mund leben. Die Armuth mag (vielleicht) nicht mehr so intensiv sein, aber sie ist ausgedehnter und tritt in einer Unzahl von Formen auf. Eine gründliche Erörterung dieser Seite der Frage würde jedoch den Raum eines bloßen Correspondenzartikels überschreiten, weshalb ich auf W. H. Riehl's bekanntes Buch verweise, in welchem die verschiedenen Gattungen des modernen Proletariats specificirt und charakterisirt sind. Es ist jedoch in dem Seifart'schen Artikel die Behauptung aufgestellt worden, daß unsere Zeit humaner und zur Abhülfe bereitwilliger sei als jede frühere. Auch an dieser Behauptung mag etwas Wahres sein, obschon sie, so nackt hingestellt, mir sogar nicht ungefährlich erscheint, da sie der bequemen Bourgeoisiemoral allzu sehr zu Munde gesprochen ist. Ich für mein Theil möchte nicht dazu beitragen, unsern Finanz- und Börsenmännern, unsern Rentiers und Capitalisten, unsern Wucherern und Schacherern aller Art die Meinung in den Kopf zu setzen, als ob sie Muster der Humanität und Uneigennützigkeit wären. Man komme mir nicht mit unsern Feuerassecuranzen, unsern Lebensversicherungsanstalten u. s. w. Diese sind eben nur für Denjenigen da, der schon etwas besitzt, was er versichern kann, der in der Lage ist, Geld einschießen zu können; für den Proletarier bestehen sie so gut wie gar nicht. Es wird in jenem Artikel ferner auf einzelne Fälle hingewiesen, wo in älterer Zeit Bürgersleute um sehr läppischer Vorwände willen aus deutschen Reichsstädten ausgewiesen worden sind. In welcher Zeit hätte man aber bei Ausweisungen weniger Umstände gemacht als gerade jetzt? Der Unterschied ist nur der, daß man in unserer polizeistaatlichen Zeit oft nicht einmal für nöthig hält, überhaupt noch einen Ausweisungsgrund anzugeben.

An allen Orten Deutschlands dagegen, wo ich mich umzusehen Gelegenheit hatte, habe ich gefunden, daß gerade die gemeinnützigsten und wohlthätigsten Anstalten und Stiftungen Schöpfungen älterer Zeit sind. Und leider hat die neueste Zeit viele dieser Stiftungen verkümmern oder ganz eingehen lassen. Da ist z. B. der Kornwucher, der sich für einzelne Momente und Plätze denn doch wol nicht ganz ableugnen läßt. Unsere Vorväter wußten diese scheußliche Erscheinung besser im Zaum zu halten. So bestand hier in Hamburg in frühern Jahrhunderten das Kornhaus (jetzt, echt modern, in eine Kaserne verwandelt!), welches dazu bestimmt war, den Dürftigen und minder Begüterten zu wohlfeilen Preisen zu verkaufen. Es mußten auf dem Kornhause stets 1500 Last Roggen aufgespeichert liegen, ja man beschloß am 31. Juli 1777 sogar, dieses Quantum auf 3000 Last zu steigern. Die Bank, welcher die Verwaltung dieses Handels im Jahre 1638 anheimgegeben

wurde, war in bestimmt festgesetzten Fällen sogar autorisirt, das Mehl mit Schaden zu verkaufen, und es wurden in der That bei diesem Handel jährlich gegen 10,000 Mark zugesetzt; dafür hatten aber die Bürger und namentlich die arbeitenden Classen und sogenannten kleinen Leute auch in theuren Zeiten wohlfeiles Brot, während jetzt der Kipperei wie dem Zinswucher und dem Börsenschwindel Thor und Thür geöffnet sind. Jene wohlthätige Einrichtung ist nur aus rein finanziellen Gründen, die jetzt überall maßgebend sind, außer Kraft getreten, und die hiesigen Blätter, die in dieser theuern Zeit an jene wohlthätige Anstalt erinnern, sprechen selbst die Befürchtung aus, daß jeder Versuch, sie wieder ins Leben zurückzurufen, an den mannichfachen jetzt bestehenden Sonderinteressen scheitern würde. In dem Seifart'schen Artikel ist auch auf eine im zweiten Bande der „Germania" mitgetheilte Abhandlung des Archivars Landau Bezug genommen, worin derselbe statistisch nachzuweisen sucht, wie sehr sich der Wohlstand auch der gewerbtreibenden Classen gegen ehemals gehoben habe. Diese statistischen Angaben hat aber ein offenbar im nationalökonomischen Fache wohlbewanderter Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" in der Beilage zu Nr. 27 in einem „Die socialen Zustände sonst und jetzt" überschriebenen Aufsatze auf ihren wahren Werth zurückgeführt. — Inzwischen sollen alle diese Bemerkungen nur dazu dienen, die Behauptungen Ihres kenntnißreichen Mitarbeiters auf ein billiges Maß zu beschränken und ihm vielleicht Stoff zu weiterer Ausführung, vielleicht auch zu Widerlegung meiner Gegenbemerkungen zu geben.

Hierzu fühlte ich mich namentlich durch den Umstand aufgefodert, daß die Theuerung der Lebensmittel bei uns in der That künstlich aufrecht erhalten zu werden scheint, zu Gunsten Weniger, die sich bereichern, und auf Kosten der Vielen, die wenigstens satt werden und leben wollen. So wenigstens behauptet die hamburger Localpresse, die immer dringender darauf aufmerksam macht, daß der Fruchtreichthum der Vierlande, daß Vieh, Korn, Obst und Gemüse nach außen, vorzüglich nach England gehen, daß der pecuniäre Ertrag dieser Ausfuhr die Säckel Weniger füllt und daß, damit England in deutscher Productenfülle schwelge, die Landsleute darben oder theuer zahlen müssen. Das sind ganz die Klagen Irlands, welches zu Hause darbte, während sich das schmausende England von ihm mästete. Man begegnet bereits in der Presse des freihändlerischen Hamburg — das, nebenbei gesagt, auswärts überall die Zölle abgeschafft wissen will, während es in seinen eigenen Thoren den ärgsten Sperrzoll erhebt, der überhaupt existirt — der Foderung, daß es Zeit sei, diese Ausfuhr durch eine tüchtige Zollauflage zu beschränken.

Da ich einmal der hiesigen Presse Erwähnung gethan, so will ich mir erlauben, auf diese einen kurzen Blick zu werfen. Auch steht sie unter den Gegenständen, die ich etwa noch besprechen könnte, in der That obenan; sie vertritt hier, wie überhaupt in Deutschland, wenigstens noch den Rest eines öffentlichen, wenn auch vielfach corrumpirten Geistes. Die sich mühsam hinschleppende hamburger Verfassungsangelegenheit läßt Jedermann gleichgültig. Man fühlt sich in der Gewalt eines großen allgemeinen Verhängnisses, möge man es die „europäische Nothwendigkeit" oder sonstwie nennen, gegen das der einzelne Staat, das einzelne Gemeinwesen und das Individuum nicht aufkommen können. Das Armesünderbewußtsein des allgemeinen politischen

Bankrotts, an welchem alle Parteien ihr wohlgemessenes Theil haben, drückt alle zu Boden. Die Localblätter füllen sich mit städtischen Geschichten, Unglücksfällen, Mordthaten, Ehestandsanekdoten und dergleichen. Mit dieser Aufgabe beschäftigen sich hier und in Altona eine Menge Volksblätter: der „Freischütz", die „Deutsche Reform", die „Bergedorfer Eisenbahnzeitung", das „Morgenblatt", die „Altonaer Nachrichten", der „Postillon" u. s. w., Alles Blätter von mehr oder weniger demokratischer Richtung. Auch in unsern politischen Zeitungen (die „Börsenhalle" ausgenommen) bilden diese „städtischen Notizen" eine stehende Rubrik. Der echte Hamburger liest nur diese, die amtlichen Bekanntmachungen, die Listen der Geborenen, Gestorbenen und Copulirten, die Privatinserate u. s. w. Der große Kaufmann, der reiche Schiffsherr liest dann wol noch die telegraphischen Depeschen, die Börsen- und Schiffsnachrichten. An eine Journalistik mit specifisch literarischen Tendenzen ist unter solchen Umständen gar nicht zu denken, und selbst die „Kritischen Blätter der Börsenhalle", so verständig sie fortdauernd gehalten werden, haben darauf Verzicht geleistet, ein stimmführendes Organ sein zu wollen. Soviel mir bekannt, will auch der neu hinzugetretene Redacteur, Dr. Sigismund Wallace, aus diesem Grunde sein Verhältniß zu diesen an keinem Orte viel, aber auch jetzt noch an vielen Orten gelesenen Blättern auflösen. Ein von Hrn. Herrmann neubegründetes Blättchen: „Der Figaro", ist nach kurzer, ziemlich obscurer Existenz sanft und selig entschlafen, und auch das Organ des Lustspieldichters Dr. K. Töpfer: „Der Recensent", wird, wie ich eben lese, mit Ende des Augustmonats aufhören. Die „Jahreszeiten", denen Feodor Wehl, freilich nur zu sehr im Sinne einer gewissen Coterie, einen literarischen Charakter zu geben bemüht war, werden in die Hände Ernst Willkomm's übergehen, eines Schriftstellers, dem man es nachrühmen mag, sich bisher von allen Cliqueneinflüssen ferngehalten zu haben und sein eigener Mann gewesen zu sein. Außerdem besteht noch die Sachs'sche „Theaterzeitung". Auch die humoristische Journalistik will hier keinen festen Fuß fassen. Der ziemlich derbe und mit plumpen Illustrationen ausgestattete, aber ehrliche und muthige „Mephistopheles" des (soeben auf kurze Zeit wieder aus Centralamerika hierselbst eingetroffenen) Hrn. W. Marr, nahm schon vor etwa Jahresfrist seinen Abschied; sein Nachfolger „Asmodi", dem es keineswegs an geschmackvoller artistischer Ausstattung fehlte, dem aber auch ein wenig Frivolität beigemischt war, ging ebenfalls ein, nachdem er dem Unternehmer, einem süddeutschen Capitalisten, eine hübsche Summe gekostet hatte. Zwei der großen politischen Blätter, die „Hamburger Nachrichten" und der „Hamburgische unparteiische Correspondent", haben sich bekanntlich ein Feuilleton zugelegt. Letzterer bringt auch seit Anfang des Jahrs von Zeit zu Zeit politische leitende Artikel aus der Feder seines Hauptredacteurs, des Dr. A. Runkel, die, wenn auch auf populäre Wirkung verzichtend, durch ihre scharfsinnige Haltung selbst die Aufmerksamkeit von Staatsmännern erregt haben. Der Vorwurf reactionärer Tendenzen, womit man gegenwärtig so freigebig zu sein pflegt, ist ihnen nicht zu machen. Ihr Verfasser will, wie die Ueberschrift eines der letzten Artikel lautete, „eine gesunde Reaction", d. h. eine aus moralischen Motiven hervorgehende und durch moralische Mittel geförderte. Aber er will keine Reaction des „von der Hand in den Mund lebenden und im eigenen Fette erstickenden" Mate-

rialismus, dem er vorwirft, „sich im Moraste seiner pecuniären Interessen behaglich zu fühlen und keinen Anstand zu nehmen, ob er Freund oder Feind die Waffen als Handelsartikel liefert, oder durch Getreidewucher der Gesellschaft einen Gährungsstoff einimpft". Aufmerksam möchte ich Sie noch machen auf eine in Nr. 197 desselben Blattes enthaltene Erklärung des Dr. Töpfer, worin sich derselbe in beherzigenswerther Weise über die Stellung der deutschen dramatischen Dichter ausspricht und unter Anderm versichert, daß er trotz seiner zahlreichen Stücke, welche den Bühnen viel Geld eingetragen hätten, für sich und seine Ueberlebenden nichts habe zurücklegen können. Töpfer stellt es, und wol nicht mit Unrecht, als eine Unbilligkeit dar, daß dem Tantièmegesetz keine rückwirkende Kraft auf diejenigen Stücke gegeben worden, welche der Zeit vor dem Erscheinen des Gesetzes ihre Entstehung verdanken. — An literarischen Kräften fehlt es somit in den Zwillingsstädten Hamburg und Altona keineswegs, um so mehr aber, wie wol überall in dem zersplitterten Deutschland, an wahrer Collegialität und Betreibung eines gemeinsamen Interesses. Eins der vorzüglichsten schriftstellerischen Talente, Ludolf Wienbarg, der das deutsche Publicum stets mit einem gewissen Gefühle der Geringschätzung betrachtete, scheint sich fast ganz in ein einsiedlerisches Schweigen und dumpfes Grollen zurückgezogen zu haben.

Aus Brüssel.

23. August 1853.

EII. Brüssel ist in seinem Elemente, denn es unterhält sich; seit drei Tagen taumelt es von einem Schaustück zum andern, von einer Unterhaltung zur andern. So thätig und arbeitsam auch im Allgemeinen der Belgier, gibt es vielleicht doch keinen Volksstamm in Europa, der so rasch und freudig jede Veranlassung zu Festlichkeiten ergreift und sich der Tagesarbeiten und Sorgen entschlägt, um sich ungestört der Freude des Augenblicks hinzugeben. Die Mischung germanisch-romanischen Sinns, welche das charakteristische Merkzeichen des flämo-wallonischen Belgiers ist, prägt sich auch in diesem Punkte mit unverkennbarer Schärfe aus. Der Belgier fängt sehr leicht Feuer und ist daher wie der Franzose in Enthusiasmus zu versetzen; aber sein Enthusiasmus ist nicht so stürmisch und lärmend und auch nicht so flüchtig als der französische, sondern still, aber innig und gemüthlich wie der des Deutschen. Dafür aber wird der Belgier auch nicht, wie so oft der Franzose, inmitten seines Freudentaumels diesen und sich selbst persiffliren; er nimmt wie der Deutsche die Sache als vollen Ernst und gibt sich der freudigen Veranlassung ungetheilten Sinns und mit einer gewissen kindlichen Naivetät hin.

Die gegenwärtigen Festlichkeiten gelten, wie männiglich bekannt, der Vermählung unsers Kronprinzen mit der östreichischen Erzherzogin Maria Henrica, und begannen daher hier am Abend des 20. August, wo die hohe Braut ihren feierlichen Einzug in Brüssel hielt. Sie mußte aber schon vor ihrer Ankunft hier den Enthusiasmus der Belgier schwer empfinden. Denn kaum war am 20. um Mittag in Verviers in dem eigens hierzu neutrali-

sirten Saale der Gräfin Boilley der diplomatische Act der „Uebergabe“ der Prinzessin von Oestreich an Belgien erfolgt, als sie die officiellen Beglückwünschungsreden der bürgerlichen, geistlichen und Militärbehörden des Orts anhören mußte. Noch waren diese officiell stereotypen Töne kaum verklungen, als der Eisenbahnzug, welcher die Braut nach Brüssel führte, bereits in Lüttich angelangt war, wo sich derselbe Auftritt wiederholte. Desgleichen in Tirlemont, in Löwen, in Mecheln, in Brüssel, wo die bürgerliche Autorität in der Person des hiesigen Bürgermeisters und des vorstädtischen von St.-Jossetennode verdoppelt war; macht bereits 16 officielle Reden, welche die arme Braut auf einer kaum vierstündigen Reise anhören mußte. Dazu noch auf jeder Station die unvermeidlichen weißgekleideten Mädchen mit dem Blumenbouquet und der seit voradamitischen Zeiten stereotypirten Rede: O endlich ist die ersehnte Stunde gekommen rc. rc., in Summa 16 phrasengekrönte und 5 blumengeschmückte Reden! Was Wunder, wenn das junge, zum ersten mal in die officielle Welt eintretende, gegen solche Beschwerden noch nicht abgehärtete Mädchen denselben erlag? Kaum in Brüssel angelangt, mußte die hohe Braut sich zu Bette begeben, und ihr Unwohlsein war so bedenklich, daß das große Diner, welches zur Feier ihres Empfangs am Hofe stattfinden sollte, sofort abgesagt wurde, und die bürgerliche Trauung, welche am 21. stattfinden sollte, unterbleiben mußte.

Die Herzlichkeit und Innigkeit des volksthümlichen Empfangs mögen indeß die Erzherzogin genügend für die Leiden der officiellen Empfangsfeierlichkeiten entschädigt haben. Man war hier in der zwölften Stunde von dem anfänglichen Programm: vom Militär und der Garde Spalier bilden zu lassen, abgekommen, und hatte diese Aufgabe der Bevölkerung selbst überlassen, die sich ihrer bestens entledigte. Vom Bahnhof bis zum Königspalast, auf dem ganzen Weg, den der königliche Zug zu durchlaufen hatte, war eine dichte unübersehbare Menschenmenge gereiht, deren fröhlichen Mienen man es deutlich genug ansah, daß sie die Ankunft der Erzherzogin als ein freudiges Nationalereigniß betrachten. Enthusiasmus für eine bisher kaum dem Namen nach gekannte Individualität erwarten zu wollen, wäre lächerlich gewesen, und das Gefühl der Neugierde, die einstige Königin Belgiens kennen zu lernen, war in der versammelten Menge das vorwaltende; aber der Empfang war nichtsdestoweniger herzlich und innig, wenn auch nicht lärmend und stürmisch. Die Unruhe, welche die Nachricht von dem Unwohlsein der Prinzessin in Brüssel verbreitete, und die dichten Menschenmassen, welche am 21. bis um Mitternacht den Palast umlagerten, um Nachricht über das Befinden der Kranken einzuziehen, zeigten jedenfalls, daß der Eindruck, den die Prinzessin hier gemacht, ein günstiger und gewinnender war und sie dem hiesigen Publicum bereits ernstliche Theilnahme eingeflößt.

Die hohe Braut war gestern morgens, wenn auch noch sehr leidend und angegriffen, doch so weit hergestellt, daß die bürgerliche wie die religiöse Trauung ungehindert vor sich gehen konnte. Erstere, welche um $10^1/_2$ Uhr morgens im Palast, im Beisein von etwa 100 Personen, den würdigsten Vertretern der Armee, der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Intelligenz und einem kleinen Fremdenpublicum vollzogen wurde, bot ein getreues Abbild des ganzen belgischen Verfassungswesens. Dieser Königssohn und einstige König und die Enkelin Maria Theresia's wie das einfachste Arbeiterpaar von dem

städtischen Bürgermeister und seinem Secretär ehelich verbunden, war eine demokratisch-monarchische Ceremonie und dadurch ein Spiegelbild der belgischen Institutionen überhaupt, deren charakteristisches Kennzeichen eben in ihrer demokratisch-monarchischen Färbung besteht. Die kirchliche Trauung hingegen, zu welcher sich das Brautpaar um 11½ Uhr aus dem Palast in die Kathedrale St.-Gudula begab, war wahrhaftig großartig und erhebend. Das große Schiff, ausschließlich von den in Galauniform erschienenen Offizieren der Bürgergarde und der Linie eingenommen, die für dieses Fest eigens erbauten geschmackvollen, mit Guirlanden, belgischen und östreichischen Fahnen verzierten Galerien, von den Reichswürdenträgern, dem diplomatischen Corps, den Vertretern der Geistes- und Geldaristokratie und einem blendendschönen Damenkreis besetzt, der Chor von vielleicht 700 Geistlichen eingenommen: all Dies bot einen Anblick dar, der ebenso großartig als erhebend war und unwillkürlich zur Bewunderung hinriß, wie zur Andacht stimmte. Die Trauungsceremonie wurde von dem mechelner Cardinal und Erzbischof vollzogen, dem hierbei der gesammte hohe Klerus Belgiens assistirte. Das von nahezu 200 Mitgliedern trefflich ausgeführte „Paternoster" von Cherubini, das „Salve Trinitas" von Palestrina trugen nicht wenig zur Erhöhung der Feier bei, welche durch die gelungene Aufführung von Hanssen's Tedeum ebenso glänzend als würdig beschlossen wurde. Die Ceremonie, welche Schlag 12 Uhr begonnen hatte, war um 1½ Uhr beendet, und der königliche Zug, welcher auf dem Herwege durch die Königsstraße, den Congreßplatz in die Lignestraße zur Kirche gelangt war, kehrte jetzt durch die Berg-, Madeleinenstraße, Hofberg und Königsplatz, unter dem Vorritt von 2 Escadronen Lanciers und zwischen einer dichtgedrängten, das Brautpaar stürmisch beglückwünschenden Volksmenge in den Palast zurück. In dieser dichtgedrängten und dies mal wirklich enthusiastischen Menge, den wahrhaft feenhaft geschmückten Straßen, deren Häuser von den Kellerfenstern bis zur Dachluke mit Schaulustigen vollgepfropft waren, lag das Großartige und Erhebende dieses Zugs, der an sich ziemlich einfach war, da er im Ganzen nur aus 6 gewöhnlichen Hofwagen bestand, welche nächst dem Brautpaar und der königlichen Familie die Ehrendamen der Prinzessin und die Zeugen des Civilacts enthielten. Diese Einfachheit, dies Vermeiden alles überflüssigen Prunkes und blendenden Glanzes machten sichtlich einen guten Eindruck auf die Menge. Der Belgier liebt es, seinen Regenten noch immer als „Bürgerkönig" zu betrachten, wie rococo auch diese Bezeichnung heute im übrigen Europa geworden sein mag; und er sieht es daher nicht gern, wenn die Königsfamilie durch übertriebenen Glanz eine zu große Kluft zwischen sich und dem Volke herstellt.

Das Hofdiner, mit welchem gestern die Ceremonie geschlossen werden sollte, unterblieb wegen des noch immer nicht sehr günstigen Gesundheitszustands der hohen Vermählten. Hingegen ergötzte sich die Bevölkerung Brüssels fast die ganze Nacht hindurch an einer glänzenden Beleuchtung, die namentlich durch ihre Allgemeinheit Alles übertraf, was die Hauptstadt je in dieser Art gesehen. Die entlegensten wie die besuchtesten Gassen schwammen in einem Lichtmeer, welches überall die Nacht in hellen Tag verwandelte. Den Glanzpunkt der Illumination bildete das vom Erdgeschoß bis zum Giebel und den kleinen Thürmchen beleuchtete, mit 80,000 Lämp-

chen besäete Rathhaus, das auf dem großen Rathhausplatz eine blendende Helle verbreitete und die umliegenden, größtentheils alterthümlichen gothischen Häuser in einen magischen Glanz hüllte. In den bedeutendern Straßen waren durchgehends die ebenso unschönen, als durch Rauch und üblen Geruch belästigenden Tiegel und Lampions den „lampes veneliennes" gewichen, die durch ihre schöne Form und ihr blendendes Farbenspiel den Glanz der Beleuchtung bedeutend erhöhten. Auch die Gasflämmchen wurden vielfach benutzt. Die Stadt war bis lange nach Mitternacht in allen Theilen äußerst belebt, da Brüssels Bevölkerung durch die aus der Provinz wie aus den Nachbarländern massenhaft herbeigeströmten Fremden wenigstens verdreifacht ist.

Die Festlichkeiten, mit denen Brüssel die hohe Vermählung feiern will, sind hiermit noch keineswegs beendet; sie werden vielmehr noch die ganze Woche hindurch in Umzügen, Feuerwerken, Monstreconcerten rc. ihre Fortsetzung finden. Das interessanteste Schauspiel dürfte die historische Cavalcade darbieten, zu welcher die großartigsten Vorbereitungen getroffen sind und die heute Nachmittag von 2—6 Uhr die bedeutendsten Stadttheile durchziehen wird; sollte es der Mühe verlohnen, so werde ich Ihnen über diese Festnachzügler für Ihre nächste Nummer Bericht erstatten.

Notizen.

Von den „Gesammelten Schriften" des Hrn. von Radowitz (Berlin, Reimer) ist soeben der fünfte Band erschienen; derselbe ist ausschließlich kunstgeschichtlichen Inhalts. Auch von A. Wuttke's Geschichte des Heidenthums (Breslau, Korn), über die wir vor längerer Zeit einen ausführlichen und anerkennenden Bericht von Rosenkranz brachten, ist der zweite Band erschienen; ebenso von der zweiten Auflage von Adolf Stahr's „Ein Jahr in Italien" (Oldenburg, Schulze). — Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: ein vierbändiger Roman: „Wandelungen" von Fanny Lewald (Braunschweig, Vieweg); Nikolaus Lenau's „Briefe an einen Freund, herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen" von Karl Mayer (Stuttgart, Mäcken); „Anton Gregor", eine Erzählung von Th. König (Leipzig, H. Schulze); „Dramatische Werke" von Otto Ludwig (Leipzig, Weber); „Leben Pascal Paoli's, Oberhauptes der Korsen", von C. L. Klose, dem Biographen Hardenberg's (Braunschweig, Schwetschke); „Grundsätze der Realpolitik, angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands" (Stuttgart, Göpel); „Rußland, Deutschland und die östliche Frage", von G. Dietzel (ebendaselbst) rc. — Auf die Mehrzahl dieser Schriften werden diese Blätter demnächst ausführlicher zurückkommen.

Herr Genast und die übrigen weimarischen Gäste haben ihr berliner Gastspiel, das sie zuletzt an der königstädter Bühne fortsetzten, beendigt, unter lebhafter Theilnahme des Publicums, das ihnen außer ihren persönlichen Leistungen auch noch die Bekanntschaft mit verschiedenen interessanten Stücken verdankt — Stücken, die im übrigen Deutschland zum Theil seit langem als

Zierde des deutschen Theaters anerkannt sind und die nur die Engherzigkeit und Indolenz der königlichen Hofbühne, in deren Sphäre sie eigentlich gehörten, dem berliner Publicum so lange vorenthalten hatte. So besonders Gutzkow's „Zopf und Schwert" und Immermann's „Trauerspiel in Tirol", von denen namentlich das erstere Furore gemacht und sich in zahlreichen Wiederholungen als Zug- und Kassenstück bewährt hat. Und doch, wie ganz anders würde der Erfolg noch gewesen sein, wäre das Stück zur Zeit seines Erscheinens, da es noch den vollen Reiz der Neuheit und den mächtigen Beistand der Tagesstimmung für sich hatte, mit den damals noch ungleich frischern und vollständigern Kräften der königlichen Bühne gegeben worden! Auch Das mag wol erwähnt werden, daß der Verfasser von diesen nachträglichen Triumphen, die Ehre abgerechnet, nicht den mindesten Vortheil hat; das Stück ist bekanntlich gedruckt und somit, dank unserer deutschen Gesetzgebung, hat die Kasse des Königstädter Theaters das Recht, sich daran zu bereichern, ohne daß von einer Entschädigung für den Dichter die Rede wäre. Und dabei verlangt man dann noch von unsern Dramatikern, sie sollen Muth und Laune behalten, und glaubt die Achseln zucken und von Unproductivität sprechen zu dürfen, wenn sie, so vieler Täuschungen überdrüßig, endlich die Feder bei Seite werfen!

Feodor Wehl hat die von ihm seit einer Reihe von Jahren geführte Redaction der hamburger „Jahreszeiten" niedergelegt; als sein Nachfolger wird Ernst Willkomm genannt, der bekannte Novellist, der schon seit einiger Zeit in Hamburg ansässig und zuletzt, wenn wir nicht irren, bei der Redaction des hamburger „Tageblatt" beschäftigt war. — Auch die „Weser-Zeitung" geht schon wieder einem neuen Redactionswechsel entgegen; ein junger Bremer, Dr. Mohr, wird die Leitung des Blattes vom 1. October an übernehmen.

Von J. J. von Littrow's „Atlas des gestirnten Himmels für Freunde der Astronomie", einem Werke, dessen praktische Tüchtigkeit sich seit Jahren bewährt hat und das besonders für die Zeichnungsweise derartiger Himmelskarten epochemachend geworden, ist eine „zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage" von dem gegenwärtigen Director der kais. Sternwarte zu Wien, Karl von Littrow (Stuttgart, Hoffmann) erschienen. Dieselbe schließt sich in Format und Ausstattung der ebendaselbst erscheinenden vierten Auflage der berühmten „Wunder des Himmels" von demselben Verfasser an, von der soeben die fünfte Lieferung ausgegeben ward; die sechste und letzte soll noch im Herbst dieses Jahres erscheinen.

C. Reinhold (Köstlin), dessen Novellen zu den besten unserer Literatur gehören und eine größere Verbreitung verdienten, als sie bisher gefunden, hat eine Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttgart, Mäcken) erscheinen lassen; ebenso der gründliche Shakspeare-Forscher Nikolaus Delius (Bremen, Heyse) und Adolf Pichler, der wackere tiroler Literarhistoriker und Naturforscher (Innsbruck, Wagner), während von Karl Beck's „Janko, Roman in Versen", eine „zweite verbesserte Auflage" (Leipzig, Verlagsmagazin) die Presse verlassen hat.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 38.** 15. September 1853.

Anselm von Feuerbach.

Eine Charakterskizze.

Von

Eduard Osenbrüggen.

Dem größten deutschen Criminalisten unsers Jahrhunderts hat kürzlich der Sohn, selbst einer der berühmtesten Namen der modernen deutschen Wissenschaft, ein Denkmal gesetzt: „Anselm Ritter von Feuerbach's, weiland königlich bayer'schen wirklichen Staatsraths und Appellationsgerichtspräsidenten Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften, veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Mit dem Bildniß Anselm von Feuerbach's" (2 Bände. Leipzig, O. Wigand, 1852). Dasselbe zeigt eine bemerkenswerthe Verschiedenheit von manchen biographischen Conglomeraten unserer Zeit, die, mühsam aus den Papierkörben zusammengesucht, uns nur den Beweis liefern, daß auch bedeutende Menschen nicht nur Unbedeutendes haben schreiben können, sondern daß sie überhaupt zu Zeiten auch ganz gewöhnliche Menschen gewesen sind. Nur die Bezeichnung „Denkmal" paßt nicht auf dieses Werk, gibt wenigstens die eigentliche Bedeutung desselben nicht genügend an. Ludwig Feuerbach hat nicht des „innig, ja heilig verehrten Vaters" Leben in kindlicher Pietät ge-

schrieben und seine Verdienste und Thaten verzeichnet, sondern den Vater selbst läßt er uns sein eigenes Lebensbild entwerfen, das Lebensbild eines großen Juristen, der nicht blos Jurist war. „Mögen", heißt es in der Vorrede, „die Herren Historiker sich noch so sehr mit ihrer Objectivität brüsten: es gibt nur Eine, und diese besteht darin, auf das eigene Wort zu verzichten, den Gegenstand unmittelbar selbst reden zu lassen. Es vertritt Jeder sich selbst am besten." Und an einer andern Stelle: „In der Erwägung, daß der Mensch in seiner Ganzheit unendlich mehr ist als der Rechtsphilosoph oder gar der Criminalist für sich, daß die Darstellung von jenem, wenn man den Begriff Mensch nur nicht zu eng faßt, auch den Gelehrten und Staatsmann in sich begreift, aber nicht umgekehrt, — habe ich vor allem die Herausgabe des biographischen Nachlasses zu meiner Aufgabe gemacht; — das Wort: Bios, Leben, jedoch — in einem universellen, auch den Gelehrten, den Gesetzgeber, den Staatsmann, kurz alle menschlichen Verhältnisse und Thätigkeitsäußerungen umfassenden Sinne genommen." Daß Feuerbach ein großer Jurist war, hochverdient um die Fortbildung der deutschen Rechtswissenschaft und Gesetzgebung, das wissen alle Juristen und viele Nichtjuristen; aber wie er es war, das können Diejenigen, welche seine Schriften nicht, oder nicht genau kennen, aus diesem Buche lernen. Und Denen, die mit seinen Schriften bekannt sind, wird dies hier in voller Klarheit entgegentreten; aber darüber hinaus weisen die Briefe und Aufzeichnungen Feuerbach's auch die Entwickelung eines reichen innern und äußern Lebens nach. In Betreff der Gestaltung seiner äußern Lebenslage will ich nur auf einige Punkte hinweisen.

Feuerbach hatte sich gleich beim Beginn seiner Universitätsstudien die Unzufriedenheit seines Vaters zugezogen und vermehrte diese durch seine Hingabe zur Philosophie, während sein Vater in ihm bald einen praktischen Juristen zu sehen wünschte, wie er selbst es war. Rührend sind die Briefe, in denen er, lange vergebens, um die Gunst seines strengen Vaters bittet und fleht; in dieser Zeit ist er ein recht armer jenenser Bursche. „Ich habe gelernt", schreibt er, „mit Wasser und Brot vorlieb zu nehmen, ich will es noch ein Jahr, wenn es sein muß, auf diese Weise versuchen, und ich bitte Sie nur um so viel, um mir nicht durch Betrug mein Brot erkaufen oder schimpflich erbetteln zu müssen." Wiederholt bittet er den Vater um einen abgelegten Ueberrock und ein Paar Beinkleider: denn ihn friert in seinem dünnen Sommerrock, und das zweite Stück seiner Werktagskleidung sind ein Paar „lederne verwachsene Hosen". Er wird philosophischer Schriftsteller, um zu leben, als er noch nicht 20 Jahre alt ist; aber „so ehrenvoll die schriftstellerische Laufbahn auch zu nennen sein mag, so ist es doch auf der andern Seite drückend, Dinge in das Publicum zu schicken,

die einer größern Reife bedurft hätten — um Geld zu verdienen". Es ist ihm peinlich „so oft nothgedrungen das Publicum belehren zu müssen". Im dreißigsten Jahre ist er dann in einer sehr vortheilhaften Stellung an der Universität Landshut; aber er fühlt sich in einer Hölle und sieht nur Plagegeister und Gequälte um sich. Bald wird seine amtliche Stellung in München eine äußerst glänzende; aber Neid und Kabale verleiden ihm das Leben. Wer ist glücklicher, der königlich bairische wirkliche Staatsrath oder der arme jenenser Bursche? Dem Erstern fehlte wol viel mehr zum Glücke als dem Letztern. Wahrhaft glücklich dagegen fühlte sich Feuerbach in Kiel, wohin er 1802 als Professor berufen wurde: „Denn in der That, wenn es irgend eine Lage, irgend einen Ort gibt, wo ich zufrieden und glücklich meines Berufs mich freuen kann, so ist es hier in meinem lieben Kilonium!" Nachdem er seinem Vater Kiel geschildert hat, schließt er einen Brief: „Dies, lieber Vater, ist eine kleine nackte Darstellung des Orts, wohin das freundliche Schicksal mich geführt hat, das nicht — menschliches Schicksal sein würde, wenn es nicht wenigstens die eine finstere Seite zeigte, von Ihnen mich so weit entfernt zu haben." Nach einem zweijährigen Aufenthalte spricht er sich freilich ungünstig über Kiel aus. Der heißblütige Mann war zu rasch in seinem Urtheil über seine Wohnorte, die er oft wechselte, so über Kiel wie über Landshut. Gegen das überschwängliche Lob, welches er Kiel spendete, mußte ein Rückschlag eintreten; wäre er länger dort geblieben, um sich akklimatisiren zu können, dann würde sein Urtheil ein gerechtes geworden sein. Chr. Pfaff, der berühmte Physiker, eine lebhafte süddeutsche Natur wie Feuerbach, hat sich 50 Jahre lang dort heimisch gefühlt und den ehrenvollsten Anerbietungen von außen gegenüber an der kleinen Universität festgehalten. — Doch, ich will nicht in eine oratio pro domo gerathen.

Feuerbach war ein Heißsporn und im hohen Grade ehrgeizig. Wer will es tadeln an einem Manne, der in sich die Kraft zu einem großen Wirken fühlte? Höchst interessant sind in dieser Hinsicht seine ersten Briefe und Monologe: „Ehrgeiz und Ruhmbegierde machen einen hervorstechenden Zug in meinem Charakter aus. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden, dünkt mir das größte Erdenglück. Oft wünsche ich Gelegenheit zu haben, mein Leben im Vollbringen großer Thaten selbst unter qualvollen Martern hinzugeben, um nur in den Jahrbüchern der Menschheit als großer Mann zu glänzen. Ich höre nicht gern das Lob großer Männer, ich meine, ich müßte vor Scham vergehen, wenn ich bedenke, daß ich schon 18 Jahre alt und noch der Welt unbekannt bin ꝛc." Aber wie die Gegensätze in dem nicht gewöhnlichen Menschen stark hervortreten, so auch bei Feuerbach. Wie es scheint an demselben Tage, schreibt er in seinem Geburtsort Hainichen bei Jena: „Hier

möchte ich mit einem Weibe, wie M. T. (seine nachherige Frau), mit einem Freunde, wie Feyerlein, meine Tage verleben; und Schicksal! willst du mir günstig sein, o! so gewähre mir diesen höchsten Wunsch."

Wie Hercules am Scheidewege, so steht der junge Feuerbach in Jena zu den Gebieten der Philosophie und der Jurisprudenz. Die Neigung zieht ihn zu dem erstern hin und als philosophischer Schriftsteller tritt er zuerst auf. Aber sein Vater ist damit nicht zufrieden und bald überwindet er auch den innern Zwiespalt und gelangt zur richtigen Vermittelung. „Die Philosophie hat mich auf einen Punkt gestellt, von welchem aus ich die Weisheit, Consequenz und Harmonie unsers Rechtssystems verstehen und durch den todten Buchstaben der Gesetze zu ihrem lebendigen Geiste vordringen kann." Bei Uebersendung seiner Schrift über den Hochverrath (1798), schreibt er an seinen juristischen Vater: „daß ohne einen (freilich bedächtlichen und bescheidenen) Gebrauch der Philosophie für die positive Jurisprudenz, am allerwenigsten aber für das peinliche Recht, kein wahres Heil zu erwarten sei." Wie hat Feuerbach in diesem Geiste, in der Verbindung der Rechtswissenschaft mit der Philosophie, die Strafrechtswissenschaft gefördert! Die logische Klarheit in allen seinen criminalistischen Werken, wodurch jedes derselben wie ein Guß erscheint, der tiefe psychologische Blick in seinen einzig dastehenden Darstellungen von Criminalrechtsfällen bekunden die philosophische Durchbildung mehr noch als seine rein rechtsphilosophischen Productionen aus der ersten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die eine sehr ausgedehnte war. Scherzend sagt er: „Das Büchermachen liegt nun einmal so sehr in meiner Natur, wie das Schnurren in der Natur einer Katzenseele."

Wenn wir die Resultate seiner criminalistischen Forschungen überschauen, so erscheinen uns jetzt allerdings viele derselben unrichtig oder nicht genügend; seine scharfsinnige Strafrechtstheorie vom psychologischen Zwange wird wol kaum noch Anhänger zählen und manche der Grundlehren des Strafrechts werden jetzt ganz anders aufgefaßt als von Feuerbach. Aber vornehmlich ist er es doch gewesen, der den neuen Weg der Forschung einschlug und an den sich die Reihe der folgenden Forscher anschloß. Und es ist wol ein größerer Ruhm des wissenschaftlichen Mannes, wenn er bedeutende Kräfte anregt und auf diese Weise die Umformung einer Wissenschaft herbeiführt, als derjenige, welcher in den positiven Ergebnissen seiner Forschung hervortritt. Allein auch diese letztern sind bei Feuerbach durchaus nicht gering anzuschlagen. Es zeigt sich dies namentlich darin, daß manche Sätze, die uns jetzt so geläufig sind wie das A-B-C, deren Wahrheit selbst die Unmündigen in der Juristenschar erkennen, erst durch Feuerbach Geltung erlangt haben.

In allen Schriften Feuerbach's zeigt sich eine große Energie;

sein Auftreten war von vorn herein ein so selbstständiges, daß er mit Recht den Satz Seneca's: Nulli me mancipavi, nullius nomen fero etc. zum Motto seiner „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts" machte. Er konnte der eigenen Kraft vertrauen; daher brauchte er nicht den Schutz und Schirm von Schulgenossen. Ebenso wenig aber konnte es ihm einfallen eine Schule zu gründen, um die wissenschaftliche Forschung in einer exclusiven Richtung ergiebig zu machen; denn die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, die er für sich in Anspruch nahm, sollte nach seiner Ansicht Jeder im vollen Maße festhalten, der die Wissenschaft fördern wollte. Eine Schule als Coterie brauchte und wollte er nicht: aber alle Criminalisten der neuern Zeit sind bei ihm in die Schule gegangen.

Der großartigen Reformation der Strafrechtswissenschaft durch Feuerbach entsprach seine Einwirkung auf die Praxis und die Gesetzgebung; wenige unserer großen Juristen haben so wie er Wissenschaft und Leben miteinander in Verbindung gesetzt. Er geißelte die in eine unbegrenzte Willkür verfallene Praxis; den Grund erkennend, warum dieselbe den Boden des Gesetzes verlassen hatte, weil nämlich die „Peinliche Gerichtsordnung" Kaiser Karl's V. und die übrigen gemeinrechtlichen Quellen dem Zeitbewußtsein fern standen, setzte er die Gesetzgebung in Bewegung, und mit dem bairischen Strafgesetzbuch wurde die Neubildung der Criminallegislation begonnen, die jetzt seit 40 Jahren in Deutschland und der Schweiz mit Geschick und Ungeschick weitergeführt ist. Ueber sein wahres Verhältniß zur Genesis des bairischen Strafgesetzbuchs von 1813 hat Feuerbach in dem vorliegenden Werke vollständige Auskunft gegeben. In dem ersten Bande findet sich der Aufsatz: „Ueber die bevorstehende Reform der bairischen Strafgesetzgebung" (1805), in welchem das frühere bairische Criminalrecht und die Criminalrechtspflege in kräftigen Zügen geschildert wird, um, wo es Feuerbach noch zweckdienlich erschien, gegen das „furchtbare und blinde Ungeheuer" der Tortur zu kämpfen; ferner: „Geist des Strafgesetzbuchs von 1813. Aus dem Vortrage im Plenum des königlichen Geheimen Raths"; „Gutachtliche Erinnerungen über die von Director von Gönner und C. von Kobell verfaßten Motive zum Allgemeinen Strafgesetzbuch". Hieraus kann die nicht selten hervorgetretene irrige Meinung berichtigt werden, als sei Feuerbach der Verfasser der officiellen „Anmerkungen zum Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern". Ueberhaupt können die mancherlei Erörterungen und Mittheilungen Feuerbach's über die bairische Strafgesetzgebung gar sehr dazu dienen, ein gerechtes Urtheil über diese wie über ihn selbst zu begründen. Wie auch das Strafgesetzbuch für Baiern zu unserer Zeit steht, es ist immerhin ein großes Werk. Bekanntlich ist jetzt ein neues Strafgesetzbuch für dieses Land im Werke;

wenn dieses einen Fortschritt bringt, dem gleich, den das Strafgesetzbuch von 1813 that, so kann Baiern zum zweiten mal eine neue Aera auf diesem Gebiete begründen. Ich halte es für möglich, wenn man in rechter Weise die Kritik benutzt, welche die Schwurgerichtsverhandlungen in überraschender Weise über die deutschen Strafgesetzbücher geboten haben und fortwährend bieten. In den meisterhaft redigirten „Sitzungsberichten der bairischen Strafgerichte" tritt dies sehr deutlich hervor, sowie zugleich, daß es in Baiern Juristen gibt, welche diese Kritik gehörig zu würdigen wissen. Daß die neue Aera schon mit dem preußischen Strafgesetzbuch von 1851 begonnen habe, werden Wenige glauben, obgleich dieses Strafgesetzbuch weit besser ist als die Handhabung desselben durch seine Commentatoren und in der preußischen Criminalpraxis.

Im Zusammenhang mit Feuerbach's Werken für die Criminallegislation steht auch der Anhang des zweiten Theils dieses Werkes: „Ueber die Polizeistrafgesetzgebung überhaupt und den zweiten Theil eines Entwurfs des Strafgesetzbuchs" (München 1822). Diese geistvolle pikante Kritik, in welcher Feuerbach besonders gegen die Vereinigung des Polizeistrafrechts und des Criminalgesetzes in einem und demselben Werke auftritt, aber auch überhaupt dem Polizeistrafrecht arg zu Leibe geht, verdient noch jetzt nach 30 Jahren nicht minder allgemein gelesen und beherzigt zu werden. In ergötzlicher Weise zeigt Feuerbach, wie schwer es einem sonst ganz legalen Manne falle, nicht täglich polizeireif zu werden, und fast jede Seite dieses Aufsatzes bringt ihn selbst in diese Kategorie, unter Anderm, wenn er sagt: „Es kann die Zeit kommen, wo die Ueberzeugung allgemein geworden und in das Leben getreten ist, daß der allerbeste Polizeistrafcoder derjenige sei, in welchem — gar nichts steht, und daß zu den ersten Polizeiwidrigkeiten die Polizei selbst gehöre, welche die Anmaßung hat, sich eine Strafgewalt beizulegen und sogar die Staatsunterthanen um gleichgültiger und unschuldiger Handlungen willen eines eingebildeten Gemeinbestens wegen mit Strafen heimzusuchen."

Von den zahlreichen Briefen Feuerbach's, die uns hier mitgetheilt werden, sind die meisten geschrieben an seinen Vater und an Tiedge und Elise von der Recke, die „geistige Zwei-Einigkeit". Die Briefe zeigen uns den ganzen Mann mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen und enthalten die interessantesten, oft sehr scharfen Urtheile über Personen und Zustände; überall tritt Feuerbach's warme Vaterlandsliebe hervor, für die er denn auch leiden mußte. Im Jahre 1817 schrieb er an den Kronprinzen von Baiern: „In einer, auch auf dem Wiener Congresse geltend gewordenen Schrift: «Ueber deutsche Freiheit», unterstand ich mich, die Wahrheit kräftig auszusprechen, daß eine ständische

Verfassung das einzige Mittel sei, um Fürsten und Völker aus dem Unglück der Zeiten zu retten, den ganz gesunkenen Staatscredit dauernd wieder aufzurichten, die nun geretteten Throne gegen die Gefahr künftiger Revolutionen zu sichern und einen, äußerlich und innerlich, festen Rechtszustand zu gründen. Da wurde ich, wenige Wochen nach dem Erscheinen dieser Schrift, im Juni 1814, also im sechsten Jahre meines Geheimerathsdienstes, folglich bereits als ständiger Geheimer Rath, aus diesem hohen Collegium plötzlich entfernt und, jedoch mit Vorbehalt meines Rangs und vollen Gehalts, nebst der Belobung «ausgezeichneter Verdienste um den Staat überhaupt und dessen Gesetzgebung insbesondere», als Präsident nach Bamberg an ein Appellationsgericht versetzt, — das schon mit seinem Eräsidenten versehen war."

Aus Feuerbach's Leben ist ein bekannter schöner Zug sein thätiges Interesse für den armen Kaspar Hauser. Ein Memoire über seinen Schützling, der Königin Karoline von Baiern übersandt, findet sich im zweiten Bande dieser Sammlung und ist mit einer außerordentlichen juristischen Feinheit geschrieben; man sieht daraus, wie der Criminalist den Indicienbeweis zu handhaben wußte. Feuerbach starb am 29. Mai 1833 im 58. Jahre seines Lebens und in demselben Jahre wurde Kaspar Hauser ermordet. Im Publicum glaubte man, Feuerbach habe wegen seiner Theilnahme für Kaspar Hauser Gift bekommen; doch entbehrte dieses Gerücht wol alles Grundes.

Die Todesstrafe in Deutschland.

Eine culturgeschichtliche Betrachtung.

Von

Karl Seifart.

Seit längerm hat man sich bei uns gewöhnt, über das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, wie man es mehr spöttisch als aus wirklicher Anerkennung zu nennen pflegt, sehr gering zu denken; der Zopf, den unsere braven Altvodern im Nacken trugen, spielt in der Phantasie ihrer Enkel noch jetzt eine so gewaltige Rolle und überschattet alles Andere so sehr, daß wir uns noch jetzt das ganze vorige Jahrhundert gern als ein zopfiges, schwung- und begeisterungsloses, ein Jahrhundert der Philisterei und der Prosa denken. Aber wohlan denn, so nehme man doch nur einmal ein wissenschaftliches Buch aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die Hand (um nämlich von der Poesie, die damals unbestritten ihre classische Periode bei uns feierte, gar nicht zu sprechen) — und Zehn gegen

Eins gewettet, Niemand wird es ohne tiefe Rührung und ohne die lebhafteste Ehrfurcht wieder hinlegen, vorausgesetzt nämlich, daß der Leser selbst noch den Kopf auf dem rechten Flecke hat und nicht der Schar jener verbissenen und absichtlichen Finsterlinge angehört, die sich jetzt wieder so breit bei uns machen. Unsere heutige Philosophie mag tiefsinniger und consequenter, unsere Theologie gelehrter sein, unsere Historiker mögen mehr Archive durchforscht, unsere Politiker mehr Congressen beigewohnt, unsere Juristen mehr Fälle verglichen, unsere Naturforscher mehr Experimente aufgestellt haben — immerhin athmen diese Schriften aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Humanität und Liebenswürdigkeit, einen Eifer für Menschenwohl und Menschenwürde, eine Begeisterung für das Gute, Wahre, Schöne, die wir an unserer heutigen, so viel vorgeschrittenen Zeit, trotz Innerer Mission und trotz Heidenbekehrung, nur allzu oft vermissen. Namentlich wenn man sich durch die unsäglich langweilige, von Roheit und abergläubischer Beschränktheit strotzende theologische und rechtswissenschaftliche Literatur des 17. Jahrhunderts hindurchgearbeitet hat, so kann nichts wohlthuender sein, als nun in die Gesellschaft einzutreten eines Hume, Gibbon, Tindal, Lessing, Lichtenberg und unzähliger Anderer, welche Vernunft und Menschlichkeit zu ihrer Fahne machten; das Herz schwillt Einem in der Brust und ein Gefühl überkommt uns, gleich als ob wir von einem wüsten, angstvollen Traum erwachen und glänzender Morgensonnenschein und jubelnder Lerchenschlag, die Nachtgespenster bannend, uns begrüßt. — Ja gewiß, es war eine schöne Zeit, namentlich auch bei uns in Deutschland, diese erste, jugendfrische Epoche der Aufklärung, da Könige und Fürsten nicht zu hoch, ranglose Schriftsteller und Gelehrte nicht zu niedrig waren, die langvergessene Sache der Menschheit gegen Vorurtheil und Aberglauben zu vertheidigen und das nicht selten in einer Sprache und mit einem Freimuth, von dem uns heutzutage kaum mehr eine Ahnung geblieben ist. Wie wohlthuend ist es, auf die kindischen Henkers- und Corporalsgelüste, in denen bekannte Größen unserer heutigen bestallten Geschichtschreibung sich ergehen, zurückzugreifen zu dem Rococo-Buche eines „blutscheuen" Großvaters und hier Stellen zu lesen wie folgende: „Wem die Geschichte zweier oder dreier verflossener Jahrhunderte und die unserige bekannt ist, der kann wahrnehmen, wie aus dem Schoße der Weichlichkeit und Schwelgerei die sanftesten Tugenden, die Leutseligkeit, Wohlthätigkeit und die Duldung menschlicher Irrthümer entstanden ist. Er wird sehen, was die zur Ungebühr also genannte Redlichkeit und Einfalt für Wirkungen gehabt. Heimliche Verräthereien, öffentliche Metzeleien, jeder Vornehme ein Tyrann des Volks, die Diener des Christenthums, welche die Hände, womit sie täglich den

Gott der Sanftmuth berühren, mit Blut verunreinigen, sind kein Werk mehr dieses erleuchteten Jahrhunderts, welches Einige verdorben nennen."

Diese Stelle ist dem berühmten Beccaria entlehnt, der, wie man weiß, zu den ersten und glücklichsten Reformatoren der durch mittelalterliche Gewohnheiten barbarisirten Rechtspflege gehört; vorzüglich seinen Bestrebungen haben wir die Abschaffung der Tortur, die allmälige Verbesserung der Gefängnisse, wie auch die Verminderung der Todesstrafen zu verdanken. Daß ihm die Abschaffung der letztern noch nicht ganz gelang, ja daß sie auch dem heutigen Geschlecht noch nicht völlig gelungen ist, liegt hauptsächlich in dem öffentlichen Nothstand, in dem die Gesellschaft, gehetzt von Kriegen und Revolutionen und Umwälzungen aller Art, sich seit bald drei Menschenaltern befindet und der ihr, so zu sagen, noch keine Zeit gelassen hat, die Frage mit vollkommener Unparteilichkeit zu ergründen, zum Theil auch an der pfäffischen Reaction, die seitdem wieder eingetreten ist und die denn freilich zu dem Scheiterhaufen, den man ihr schon entrungen hat, nicht auch noch das Beil preisgeben darf. — Inzwischen wandelt die Bildung ihren langsamen, aber unaufhaltsamen Gang; sie wird dafür sorgen, daß die Resultate der Wissenschaft mehr und mehr in die Massen eindringen und hier endlich eine Uebereinstimmung der Ansichten, ein Volksgefühl erzeugen, dem gegenüber auch das Schaffot endlich wird fallen müssen.

Auch hierbei kann eine künftige Cultur- und Sittengeschichte, in der Art, wie wir sie in einem frühern Artikel zeichneten, die wichtigsten Dienste leisten. Insbesondere liefert sie den Beweis, daß gerade die häufige, ebenso leichtsinnige wie grausame Anwendung der Todesstrafe, wie sie ehedem üblich war, nicht wenig beigetragen hat zu der Roheit und der sittlichen Verwilderung, von der das Mittelalter nun einmal nicht freizusprechen ist, selbst auch nicht durch Hrn. von Redwitz und seine dichtende und betende Genossenschaft. Philosophische Gründe kann man bezweifeln und widerlegen, die Thatsachen der Geschichte jedoch stehen fest und lassen sich, einmal enthüllt, wol noch verdrehen, aber nicht mehr wegdisputiren. Auch für die endliche Abschaffung der Todesstrafe wird es, glauben wir, kein geringer Gewinn sein, wenn das Publicum sich aus einfachen und wohlverbürgten geschichtlichen Thatsachen überzeugt, daß in demselben Maße, wie die Todesstrafe von der Form naivster und brutalster Rache zu der schon mehr von sittlichen Momenten durchdrungenen Form einer abschreckenden Strafe vorgeschritten ist — daß in demselben Maße auch die Sittlichkeit der Völker sich gehoben, die Zahl der todeswürdigen Verbrecher aber von Jahr zu Jahr abgenommen hat. Dieser Beweis ist so sicher, dieser Erfolg so

deutlich, daß man ihn hoffentlich noch selbst aus den nachstehenden flüchtigen Umrissen heraus erkennen wird.

Die gesetzliche, späterhin auch durch Bibelsprüche geheiligte Anwendung der Todesstrafe bildete sich, wie bei allen noch in der Kindheit begriffenen Völkern, so auch bei den Germanen des Tacitus aus der Rache. Nur solche Verbrechen, welche gegen den ganzen Stamm gerichtet schienen, also das Verbrechen der Feigheit und des Verraths, das dem patriotischen und kriegerischen Sinn unserer Ahnen überhaupt als das schwerste und furchtbarste erschien, wurden von den Priestern mit der gedrehten Weidenruthe oder der „poena fossae" geahndet. Gegen sonstige Uebelthäter, namentlich gegen Todtschläger und Mörder, war jeder gute Deutsche Richter und Henker in einer Person; die Blutrache gab eine Rechtssicherheit, welche dem damaligen Culturzustande vollkommen entsprach. Aber dieser Zustand nahm ein Ende, als der Weltkrieg der Völkerwanderung das rohe Geschlecht mit Völkern einer höhern Culturstufe in Berührung brachte, während zugleich die sich mehr und mehr feststellende Staatenbildung neue und complicirtere bürgerliche Verhältnisse erzeugte. Damals entstanden unter den verschiedenen sich zu Staaten constituirenden Volksstämmen Gesetze, die, wie alle anfänglichen Gesetze, vorzugsweise Strafgesetze waren. Auch in ihnen findet sich noch eine merkwürdige Verwirrung und Inconsequenz hinsichtlich der Straffälligkeit der Verbrechen; während nach den Gesetzen einiger Stämme Todtschlag, Mord, Brandstiftung rc. durch bloßes „Weregeld", bloße Entschädigung gesühnt werden konnte, setzten andere, z. B. die sächsischen und bairischen Gesetze selbst auf den Diebstahl geringfügiger Gegenstände den Tod.

Die Hinrichtungsarten waren noch ziemlich einfach: man henkte und ertränkte; auch die Strafe des Feuers für Brandstifter war bereits bekannt, z. B. im ostgothischen Gesetzbuch. Aber was der Theorie an Grausamkeit und Mannichfaltigkeit der Qualen noch fehlte, das wußte die Praxis ohne Zweifel schon damals zu ersetzen. So wird bei Gregor von Tours bereits das Rädern erwähnt, nebst andern Gräueln und Peinigungen, von denen die leges barbarorum keine Notiz nahmen. Doch hatten daneben Selbsthülfe und Selbstrache noch immer einen weiten Spielraum. Der Dilettanten im Henkerthum gab es noch Unzählige, und Fürsten und Könige fanden (wie noch zur Zeit unserer Urgroßväter Peter der Große in Rußland) ein königliches Vergnügen darin, den Delinquenten, ohne Proceß, schuldig oder unschuldig, höchsteigenhändig niederzuschlagen. Ja wer Lust hatte, das Schlachtopfer vorher noch brunhildisch zu quälen, mochte auch das thun, vorausgesetzt, daß er die Macht dazu hatte.

Der durch solche Rechtszustände genährten und um sich greifenden

Verwilderung traten die Capitularien der Karolinger mit Strenge, aber ohne besondern Erfolg entgegen und auch die Abschreckungstheorie, zu der man in der demnächst folgenden rechtsgeschichtlichen Epoche griff, brachte die gehofften Früchte nicht. Als nämlich mit dem Sturz der Karolinger das Ansehen der Capitularien sank, während gleichzeitig das Aufblühen der Städte größere Rechtssicherheit wünschenswerth machte, so dachte man darauf, die herkömmlichen Rechte zu reformiren und glaubte dies nicht besser thun zu können, als indem man die Strafen verschärfte, in der eiteln Hoffnung, die im Schwange gehenden Verbrechen dadurch zu vermindern. Die deutschen Strafgesetze jener Zeit dürfen füglich mit der sprüchwörtlich gewordenen Gesetzgebung des Drakon wetteifern; gleich jener waren auch sie mit Blut geschrieben. Auf einen nächtlichen Korndiebstahl von einem Pfennig Werth z. B. stand nach dem „Schwabenspiegel" Abhauen der Hand; betrug das Gestohlene aber einen Schilling, so mußte auf den Galgen erkannt werden. Mörder wurden mit zerstampften Gliedern noch lebend aufs Rad geflochten; beim Mord durch Vergiftung waren die Qualen zum Theil noch furchtbarer. Brandstifter wurden mit glühenden Zangen „gepfetzt" und verbrannt; ebenso die Unglücklichen, die sich des schon damals aufkommenden Verbrechens der Zauberei schuldig gemacht. Münz- und Urkundenfälscher pflegte man lebendig in Oel zu sieden oder in der Kufe zu braten. Diese Gräuel, bei denen uns jetzt die Haut schaudert und die vermuthlich selbst der kühnste Enragé des Mittelalters nicht wird vertheidigen mögen, waren damals so sehr zur Rechtspraxis geworden und galten für so unanstößig, daß man in einem alten Rechtsbuche aufzeichnen konnte: „et is gewonden (Gewohnheit) alle duytsche Land dor, den Dief den Galgen, den Mordern dat Rat, den Välschären den Kettel." Neben diesen qualvollen Todesstrafen, die nach der Willkür der in der Regel ganz rohen, in allem Aberglauben und allen Vorurtheilen ihrer Zeit befangenen Richter auch wol noch durch Verstümmelung der Glieder oder gar durch Reißen mit glühenden Zangen verschärft wurden, hatte sich auch die uralte fürchterliche poena fossae, das Lebendigbegraben oder im Schlamm ersticken, dessen wir schon vorhin erwähnten, in Uebung erhalten.

Und was nützten nun alle diese entsetzlichen Schreckmittel? was nützte es, daß überall in Deutschland, von einem Ende zum andern, „weidlich" gearbeitet ward mit Galgen, Rad und Kessel? daß die Scheiterhaufen rauchten, die zerbrochenen Glieder knackten und an den zahllosen Galgen die rabenumflatterten „Feldglocken" klapperten? Wurden der Verbrechen dadurch weniger? nahm die Sittlichkeit zu? wurden die Empfindungen edler, reiner, menschlicher? Ganz im Gegentheil: die Verbrechen häuften sich mit den Executionen; je mehr Scharfrichter,

je mehr Armesünder. Sittlichkeit ist nicht denkbar ohne Menschlichkeit, ja sie selbst geht erst hervor aus der Achtung und Anerkennung der Menschenwürde, an Andern wie an uns selbst. Wo dagegen der Mensch nicht höher geachtet wird als der Krebs und wo das Gesetz frischweg ad lebetem verdammt, da ist an keinen Fortschritt der Sittlichkeit, keine Hebung der öffentlichen Moral zu denken, sondern das Volk muß im Gegentheil immer tiefer und tiefer sinken und sein gottgeborenes Menschthum immer mehr einbüßen. Von einer solchen entarteten und entmenschlichten Nation konnte Burkhard von Worms denn auch schreiben: „daß Mordthaten täglich auf die viehischste Weise begangen werden, daß aus der geringfügigsten Ursache, ja um nichts der Eine gegen den Andern die Mordwaffe zuckt, sodaß im Laufe eines einzigen Jahres 35 seiner Kirchangehörigen von ihren Genossen gemordet wurden und die Thäter noch mit ihren Verbrechen prahlten.“

Neben diesen gräuelvollen Bestrafungen dauerte aber auch die Selbstrache ebenfalls noch fort und zwar in der allerausgebildetsten und raffinirtesten Form, nämlich in dem berüchtigten Faustrechtswesen jener Zeit. Verbrechen, die in unsern Gesetzbüchern fast verschollen sind, wie das des Menschenraubes und der unbefugten Gefangenhaltung, gehörten in Folge dessen zu den alltäglichen Erscheinungen und wurden von der Masse kaum mehr als Verbrechen betrachtet. Nur die Herzen der Dichter fühlten das Elend der Zeit; über dasselbe Mittelalter, das ihre Nachfolger vom jüngsten Datum nicht lieblich und tugendsam genug schildern können, führen sie schmerzliche Klage, daß „Tuischiu lant sint roubes vol“, „untriuwe ist in der saze, gewalt vert uf der straze, fride und reht sint sehre wunt.“

Diese Gewaltthat und Rechtsunsicherheit riefen auch die heimlichen Gerichte ins Leben. Dieselben sollten ursprünglich ein Fortschritt zum Bessern sein. Allein gebildet von Leuten, die zumeist ebenfalls in der Roheit ihrer Zeit befangen waren, verwandelten sie sich bald in das Gegentheil von Dem, was sie hatten sein sollen, und halfen die allgemeinen Rechtsgräuel nur noch vermehren. Es ist merkwürdig, wie sogar auch das Femgericht, das doch gerade der persönlichen Willkür Schranken setzen und die Heiligkeit des Rechts wiederherstellen sollte, noch den Charakter unmittelbarer, rächender Selbsthülfe trägt. War in den frühern Perioden unter Umständen Jeder zum Henker qualificirt, so erstreckt der ganze Fortschritt sich jetzt darauf, daß nur noch Einige Henker sind, nämlich die Freischöffen, welche bekanntlich den auf handhafter That Ertappten sofort selbst hinrichteten, und zwar, wie Moser es bezeichnet, „gleich den Banditen und Assassinen“. Auch sonst kommt vielfach vor, daß der Bestohlene den verurtheilten Dieb selbst hängt, daß die Hinrichtung des Mörders durch die Schwertmagen

des Ermordeten vollzogen wurde und Aehnliches, was Alles zeigt, wie tief damals die öffentliche Gerechtigkeit noch in dem Begriffe der persönlichen Rache wurzelte. Bekannt sind die abenteuerlichen Bestimmungen, wonach der jüngste Schöffe, an andern Orten der jüngste Ehemann, die Execution vollziehen mußte. In Dithmarschen kannte man eigene, von Amtswegen angestellte Scharfrichter gar nicht, sondern die Ortsvorsteher mußten die grauenvolle Arbeit übernehmen. Ja noch um 1500 kommt der Fall vor, daß die gesammte Einwohnerzahl eines sächsischen Städtchens sich bei der Hinrichtung eines allerdings sehr verruchten Mörders in der Weise betheiligt, daß Jeder an den Delinquenten mit einer glühenden Zange herantritt und ihm ein Stück vom Leibe reißt!

Einer so willkürlichen und rohen Rechtspraxis gegenüber ist die „Peinliche Halsgerichtsordnung" Karl's V., trotz ihrer Tortur, ihres Verbrennens, Räderns, Pfählens u. s. w., denn in der That als ein Gewinn und Fortschritt zu betrachten. Wie das allmälige Wiederaufleben der Antike, der mit gutem Grund so genannte Humanismus am Ende des 15. Jahrhunderts, auf allen Gebieten Licht und Leben verbreitet, so geht auch diese neue Gerichtsordnung aus dem Studium der Antike hervor, das nicht blos die Herzen weicher und menschlicher macht, sondern auch die Rechtsbegriffe läutert und kräftigt. Zwar mußte die „Carolina", um nicht ganz außerhalb des Rechtsbewußtseins der Zeit zu stehen, in der Ansicht von den Verbrechen und deren Bestrafung sich dem Herkommen noch fügen, weshalb sie denn auch die mannichfaltigen martervollen Todesstrafen fortbestehen läßt. Aber auch dies nicht ohne eigenthümliche Milderung. So läßt sie das bisher übliche Lebendigbegraben und Pfählen der Kindesmörderinnen, „um Verzweiflung zu verhüten", mit dem Ertränken vertauschen; die größere oder geringere Straffälligkeit des Diebstahls soll nach den begleitenden Umständen und dem Werthe des entwendeten Objects näher bestimmt, der Tod durch den Strang aber nur gegen den wiederholt rückfälligen oder einbrechenden Dieb erkannt werden. Auch die schauderhafte Strafe des Rades mildert sich in der Praxis der „Carolina", und ebenso wird es schon im 17. Jahrhundert Regel, die wegen Zauberei zum Scheiterhaufen Verurtheilten vorher insgeheim zu erwürgen. Die „Blutscheu", über die unsere christlich-germanischen Gelehrten heutzutage die Achseln wieder so mitleidig zucken, bemächtigt sich der Gemüther mehr und mehr; die Scharfrichter aus Liebhaberei verschwinden, die Hinrichtungen werden durchgängig nur einem bestimmten Stande übertragen und dieser Stand ist — „unehrlich".

Bei alledem soll natürlich nicht geleugnet werden, daß, im Vergleich mit unsern heutigen menschlichern und vernünftigern Rechtsbegriffen, die Bestimmungen der „Carolina" ebenfalls noch recht sehr bar-

barisch sind. Zwar ergibt sich aus den Chroniken und Malefizbüchern eine nicht unmerkliche Abnahme der Verbrechen (welche nicht den abschreckenden Strafen der neuen „Halsgerichtsordnung" zugeschrieben werden kann, da im frühern Mittelalter, wie eben erwähnt, die Strafen noch weit härter und häufiger waren): aber mit den in unserer Zeit vorkommenden verglichen, bleibt die Zahl und Grausamkeit der Verbrechen doch noch immer schaudererregend. Auch das ist richtig, daß vielleicht mehr als die Hälfte der im 16. und 17. Jahrhundert Hingerichteten als unschuldige Opfer eines fanatischen Aberglaubens fielen; allein selbst wenn wir diese abziehen, so bleibt noch immer eine Anzahl von justificirten Dieben, Räubern, Mordbrennern, Mördern, „Viehlaichern" und Blutschändern übrig, von der, an Qualität wie Quantität, unsere heutige Verbrechenstatistik keine Ahnung mehr hat. Hinrichten war eins der blühendsten und dankbarsten Gewerbe; der Scharfrichter und seine „Löwen" gehörte zu den beschäftigtsten Leuten. Lediglich aus den vierzig Jahren 1488 bis 1528 berichten die „Nürnberger Acht-, Straf- und Haderbücher" von 219 Mordthaten und Todtschlägen. Vom Jahr 1580 bis 1612 aber starben unter den kunstfertigen Händen des nürnberger Scharfrichters Franz Schmidt nicht weniger als 361 Personen, darunter nur fünf Hexen, macht ungefähr dreißig Jahre lang monatlich eine Hinrichtung! Die auf uns gekommenen Memoiren dieses thätigen Scharfrichters erzählen, übereinstimmend mit den vorhandenen Malefizbüchern, von so teuflisch grausamen, fühllosen und unflätigen Verbrechern, daß man vergeblich nach der Ursache solcher Entartung menschlicher Natur suchen würde, wenn diese Ursache nicht eben in der Zeit selbst läge, die nun einmal durch den Nachrichter an Blut und Gräuel gewöhnt war und daher auch selbst an Blut und Gräueln keinen Anstoß nahm; nur eine Zeit, in welcher Verbrennen, Pfählen, Rädern, Köpfen, Hängen rc. zu den ganz gewöhnlichen, ganz regulären Ereignissen gehörte, konnte Menschen hervorbringen, die ihre Mordthaten nach Dutzenden zählten und sie mit einem Raffinement und einer Kaltblütigkeit vollbrachten, gegen welche sogar die amtsmäßige Grausamkeit des Henkers noch in Schatten treten mußte.

Und wie in Deutschland, so auch anderwärts. Allein unter der Regierung Heinrich's VIII. von England wurden nach Kolb nicht weniger als 12,000 Diebe und Räuber gehängt und noch die jungfräuliche Königin Elisabeth ließ deren durchschnittlich jährlich 3—400 abthun. Natürlich verlor die Todesstrafe durch diese maßlose Anwendung sehr von ihren Schrecken; den an Blut und Grausamkeit gewöhnten Leuten imponirten am Ende die schrecklichsten Strafen nicht mehr, mit fürchterlichem Humor gingen sie dem entsetzlichen Augenblick entgegen, ja der Tod wurde geradezu gleichgültig

und mitunter sogar, z. B. beim Verluste guter Kameradschaft, erwünscht. So berichtet die Hallesche Chronik vom Jahre 1582, daß, als „der neue Galgen zu Giebichenstein gesetzt und Augustin Abendroth zum ersten daran gehenkt ward, sein Kamerad Nicol Wintergrün nur verwiesen werden sollte; weilen er aber lieber zur Gesellschaft mithängen wollte, ward sein Wille erfüllt und er mit aufgeknüpft." — Welche Naivetät ist hier wol größer, welche barbarischer; die des Diebes, der sich lieber hängen läßt, als ohne seinen Gefährten leben, oder diejenige der Richter, die einem Diebe zu Gefallen sich selbst zu Mördern machen?! Wir citiren ein zweites Wort Beccaria's: „In dem Maße, wie die Strafen grausamer werden, verhärten sich auch die Seelen, welche sich mit der Grausamkeit der Gesetze ins Gleichgewicht setzen, sodaß, wenn man auf ein bisher mit Gefängniß bestraftes Verbrechen das Rad setzte, dieses nach hundert Jahren nicht mehr Schrecken verursachen würde als ehedem das Gefängniß."

Endlich, nach einem langen Weg durch Blut und Feuer bei dem Jahrhundert dieses unsers Gewährsmannes ankommend, athmen wir zuerst wieder auf. Denn wir stehen unter Menschen; die ausschließlich theologische Epoche der Reformation mit ihrem bornirten und eigensüchtigen Pfaffenthum ist überwunden, die Antike lebt von neuem auf in den Herzen unserer Dichter und Künstler — und mit der Blume der Schönheit reift auch die Frucht der Sittlichkeit. Schon können ein Lessing, ein Herder ihre Stimmen erheben, ohne verbrannt zu werden, schon erobert Goethe der Poesie den Menschen, den natürlichen, sinnlichen, unmittelbaren Menschen zurück; das erste der „sanftern Jahrhunderte" ist angebrochen, der Mensch fängt an sich selbst zu respectiren, ein edler, begeisterungsvoller Humanismus durchdringt alle wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen und auch die Criminalrechtspflege kann ihn nicht ganz von sich absperren. Die unsinnige Tortur wird abgeschafft, die Todesstrafen werden milder und seltener und mit ihnen nehmen auch die groben Verbrechen ab. Diesen Arbeiten unserer Großväter verdanken wir es, wenn wir heutzutage auf einem Standpunkt angelangt sind und eine Entwickelung des allgemeinen Rechtsgefühls erreicht haben, wo die bluträchende Todesstrafe dem Volksbewußtsein schon nicht mehr entspricht und damit mehr und mehr selbst zur Unsittlichkeit wird. Die Todesstrafe wird unter den gebildeten Völkern der Erde abgeschafft werden, so vollständig und so gewiß, wie die Tortur bereits abgeschafft ist. Der Widerspruch, den die Mehrzahl unserer Theologen und Juristen noch dagegen erhebt, entscheidet dabei nichts; eben diese Theologen und Juristen widersprachen auch, als man anfing die Abschaffung der Tortur zu fodern, und bewiesen in zahlreichen Schriften, daß die Welt unfehlbar zu Grunde gehen müsse, falls die Tortur abgeschafft würde.

Gerade wie unsere heutigen Finsterlinge, schimpften auch sie auf die sentimentale, weichliche Humanität oder die Philanthropie, wie das damalige Stichwort lautete. Und war es nicht bei der Abschaffung der Hexenprocesse ebenso gewesen? Es ist das göttliche Vorrecht der Menschheit, daß ihre Entwickelung nicht von dem Widerspruch einzelner beschränkter Köpfe abhängt: sondern Wahrheit und Freiheit sind die treibenden Mächte der Weltgeschichte, und die erfüllen ihr Werk unaufhaltsam und unweigerlich, sobald die Stunde dazu gekommen. Die Geschichte hat die Vertheidiger der Tortur und der Hexenprocesse gerichtet; auch den heutigen Obscuranten, die sich für Rad und Galgen begeistern, wird sie den Stab brechen, wenn kein Stab mehr über einen Verbrecher gebrochen wird.

Adrast.

Von

C. Reinhold.

In Krösus' stolzen Königshallen
Bei Tag und Nacht die Cymbeln schallen,
Die Pforten gastlich offen stehn;
Und durch die Stadt mit vollen Händen,
Vertheilend königliche Spenden,
Die vielgeschäft'gen Diener gehn.
Ein Festtag soll es sein für Alle,
Wenn Krösus, dem kein Glück mehr fehlt,
Bei Cymbelnklang und Harfenschalle
Dem lieben Sohn die Braut vermählt.

Nur Einer von den Festgenossen
Steht vor der Feier Lust verschlossen
An einer Säule brütend fern.
Doch plötzlich fährt er auf vom Sinnen
Und sucht sich Fassung zu gewinnen;
Er sieht den königlichen Herrn.
Der tritt zu ihm mit alter Güte:
„Laß ruhen heut den finstern Gast,
Der Freuden tödtend im Gemüthe
Dir haus't! Erheitre dich, Adrast!"

„Wie kann ich?" spricht der Andre traurig,
„Bei jedem Hauch der Freude schaur' ich,

Der Furien Lied umschwirrt mich hier.
Du weißt zu wohl, was mich betroffen,
Was kann ich noch vom Leben hoffen?
Es wankt der Boden unter mir.
Du hast mich gastlich aufgenommen,
Entsühnt an deinem reinen Herd;
Doch stets das Schicksal seh' ich kommen,
Das mein unselig Haupt begehrt." —

„Und hat dich auch ein Gott verblendet,
Daß ohne Willen du entsendet
Den brudermörderischen Speer,
Geächtet, ruhlos umgetrieben,
Verjagt vom Vaterland, vom lieben,
Trugst du nicht Buße lang und schwer?
Du bist entsühnt! Die Eumeniden,
Sie haben keinen Theil an dir,
Du stehst in meines Hauses Frieden; —
Genieß denn auch mein Glück mit mir!" —

„Wohl dir!" spricht Jener, „Göttersegen
Begleitet dich auf allen Wegen,
Der Erde Schätze nennst du dein;
Mit Weisheit weißt du sie zu wahren,
Der Sieg folgt deiner Krieger Scharen,
Stets kehret neu das Glück dir ein.
Du kennst die Schuld nicht und den Kummer,
Und trübt sich einst der helle Sinn,
So trägt zum Orkus dich der Schlummer
Als leichtbeschwingter Bote hin." —

Der König hört's mit Wohlgefallen,
Und schreitet weiter durch die Hallen;
Nur Lust und Glück begehrt er heut.
Wol tönt ihm noch im Busen leise,
Was Solon sprach, der harte Weise,
Das Wort, das wenig ihn erfreut:
„Daß Niemand glücklich ist zu preisen,
Eh' man sein Ende nicht geschaut."
Kalt ließ er ziehn den rauhen Weisen,
Der seinem Sterne nicht vertraut.

Und doch, wie oft er's mag vergessen,
Es schleicht das strenge Wort vermessen
Sich manchmal in des Königs Sinn.
Wiegt er sein Glück mit vollen Händen,
So fährt's an spiegelhellen Wänden
Oft plötzlich wie ein Schatten hin.

O tönet lauter, süße Klänge!
Schling' enger, bunter Reigen, dich!
Er mischt sich tiefer ins Gedränge,
Und seine Stirn entwölket sich. —

Und Wochen sind seitdem verschwunden;
Gezählt hat sie nach goldnen Stunden,
O König, dein geliebter Sohn.
Gefesselt von der Liebe Schlingen,
Vergaß er fast den Speer zu schwingen,
Vergaß des Hifthorns muntern Ton.
Der Stolze, den man sonst nur brennen
Von Kampf und Siegeslust gesehn,
Die Wunder lernt nun Atys kennen,
Die Aphrodite läßt geschehn.

Ja, lieblich ist des Eros Necken:
Doch nur ein Wort bedarf's, zu wecken
Der edeln Seele Heldensinn.
Und sieh, mit Schritten nahn, mit schnellen,
Landleute sich bestürzt und stellen
Vor Krösus' Thron sich flehend hin:
„O Herr, ein Gott hat uns geschlagen,
Ein Eber haust uns im Gefild!
Vergebens suchen wir zu jagen
Den Feind, der uns zu stark und wild.

Die Hunde fehlen uns zum Spüren,
Die Waffen sind uns schwer zu führen,
Bedroht sind Kinder, Haus und Herd:
O send' uns Jäger, send' uns Krieger,
O send' uns Atys, der als Sieger
Aus jedem Kampf zurückgekehrt!" —
„Das Erste will ich gern gewähren",
Versetzt mit Hast der König drauf,
„Den Sohn müßt ihr mir nicht begehren."
Und Jene brechen freudig auf.

Doch Atys selber hemmt die Eile,
Und vor den König ohne Weile
Führt er sie wieder, schamdurchglüht:
„Das Wort, das nicht zu meinem Glücke
Du sprachst, o Vater, nimm's zurücke,
Es wühlt wie Gift mir im Geblüt!
Zu lang schon fern von den Genossen
Hab' ich verweilt bei holdem Tand,
Nun aber füllt das Herz verdrossen
Mit Scham sich plötzlich bis zum Rand.

Gegeizt hab' ich nach Kriegerehre,
Hab' mich vermessen, deine Heere
Zum Sieg zu führen, wo es gilt;
Wie soll ich hinzutreten wagen,
Wo Männer sind? wie soll ich's tragen,
Wenn man den Weiberknecht mich schilt?
Wie soll ich einst zu herrschen trachten,
Wenn ich ins Aug' kann Niemand sehn?
Du selbst, o Herr, mußt mich verachten,
Mein junges Weib muß mich verschmähn!"

„O Sohn", versetzt der König trübe,
„Nur schwere Pflicht ist's, die ich übe,
Des Vaters Sorge, schilt sie nicht!
Eh' ich den Sohn, den lieben Einen,
Im frühen Grabe soll beweinen,
Eh' lösche mir der Augen Licht!
Wohl kenn' ich deine Kraft und Tugend;
Doch trübt mir Grau'n den stolzen Blick,
Das Feuer fürcht' ich deiner Jugend,
Und fürcht' ein neidisches Geschick.

Im Traum sah ich die Lanze blinken
Und dich zum Tod getroffen sinken;
Ein Gott hat mir den Traum gesandt!
Gehaßt hab' ich seit jenem Morgen
Das Eisen und vor dir verborgen,
Und keinen Blick von dir verwandt.
Mein Haar, du siehst es schon erbleichen,
O füge dich des Vaters Sinn!
Soll dich das finstre Loos erreichen,
Sei's, wenn ich bei den Schatten bin!"

Der Sohn darauf: „O theure Sorgen!
Doch — blieb es, Vater, dir verborgen,
Daß jenes Traumbild dich nur neckt?
Von Lanzen nur verheißt dir's Trauer;
Hätt' es gezeigt des Ebers Hauer,
Dann ständest du mit Recht erschreckt.
Hier aber drohet kein Verderben,
Die Ehre winkt, die Tage fliehn;
Laß mich den einen Preis erwerben!
Geliebter Vater, laß mich ziehn!"

Und Krösus schwankt. Des Sohnes Bitten,
Sie haben's endlich doch erstritten,

Und jubelnd greift er nach der Wehr.
Des Armes Kraft, ist's noch die ganze?
Ja, leicht wie sonst schwingt er die Lanze! —
Der König ruft Adrast sich her:
„Nun zeig', ob du mir wahr geschworen,
Da du mir Treu' gelobt zum Lohn!
Zum Hüter hab' ich dich erkoren,
Bring unversehrt mir heim den Sohn!

Dir selbst, aus Königsblut entsprossen,
Ziemt's, vorzuleuchten den Genossen;
Dein Blick ist kühn, dein Arm ist stark.
Geh' denn! Ich traue dir vor Allen." —
„Herr!" spricht Adrast, „thu nach Gefallen!
Wol fühl' ich noch im Herzen Mark;
Doch dürst' ich nicht nach Lust und Ehre,
Ich folge nur der ernsten Pflicht.
Den Sohn — daß ich ein And'rer wäre! —
Schütz' ich dir wie mein Augenlicht."

Das Hifthorn schallt, die Hunde bellen,
Fort ziehn die rüstigen Gesellen,
Und still und stiller wird's im Haus.
Die Sonne steigt, die Sonne sinket,
Und Nacht und Frieden Alles trinket;
Nur noch der König horcht hinaus.
Kein Schlaf befällt die Augenlider,
Stets horcht er auf das Hifthorn bang;
Die Sonne kommt und scheidet wieder,
Eh' der ersehnte Laut erklang.

Vergebens ist des Spähers Mühe. —
O Greis, du hörst noch stets zu frühe,
Was Keiner dir zu sagen wagt!
Erfüllt ist schon der Traum, der ganze:
Ihn traf Adrast's unsel'ge Lanze —
Und endlich weiß er's ungesagt.
Stumm nieder stellen sie die Bahre
Vor ihn, die eine Krone werth;
Da rauft er sich die grauen Haare
Und stürzt sich vor den heil'gen Herd.

„So, Götter, lohnet ihr dem Frommen?
Daß ich den Fremdling aufgenommen,
Entsühnt und ihn als Gast geehrt,
Ist dies mein Dank? Dann übe Keiner
Mehr heil'ges Gastrecht aus! Nicht Einer
Stell' eure Bilder auf den Herd!

Der Gast ist's, der mich tödtlich peinigt;
Der Freund, dem ich vertraut die Hut,
Den ich von Blutschuld selbst gereinigt,
Taucht mir die Hand ins eigne Blut!"

Und, wie er sich zur Bahre wendet,
Es ist kein Traumbild, das ihn blendet —
Dort bei dem Todten kniet Adrast.
„Nimm hier mein schuldig Haupt! O höre,
Erhör' mich, wie ich dich beschwöre!
Nimm von mir dieses Lebens Last!"
Der König steht, das Haupt verhüllet,
Und schweiget lang; dann spricht er mild:
„Steh auf! das Schicksal ist erfüllet;
Schmerz gibt's, den keine Rache stillt.

Du bist von seinem Blut geröthet;
Doch du nicht hast mir ihn getödtet,
Ihn traf ein Gott mit deinem Speer!
Du hast gebüßt für diesen Todten,
Da du dein Haupt mir dargeboten;
Für ihn ist keine Wiederkehr!
Die Götter sandten mir den Weisen —
Ein blinder Thor ließ ich ihn gehn:
Ach, glücklich Keiner ist zu preisen,
Eh' man das Ende nicht gesehn!" —

Da wendet sich Adrast und schreitet
Hinaus die Hallen unbegleitet,
Gesellt von ferne sich dem Zug;
Der Holzstoß ragt in nächt'gem Schweigen,
Der Funke sprüht, die Flammen steigen,
Mit Asche füllet sich der Krug.
Und lautlos, wie er hergekommen,
Verliert der Zug sich in die Nacht,
Der Rauch im Nebel ist verschwommen; —
Da tritt Adrast zum Hügel sacht.

„Die Opfer sind euch nun gespendet,
O Manen, doch noch nicht vollendet;
Habt Ruh'! ich kenne meine Pflicht!
Wen das Geschick wie mich geschlagen,
Für den zieht Helios' heil'ger Wagen
Die reine Bahn im Aether nicht.
Selbst richtend und entsühnend, will ich
Den Weg gehn, den kein Gott versperrt —
Und auch des Bruders Manen still' ich."
Er spricht's und stürzet in sein Schwert.

Literatur und Kunst.

Ein höchst gediegenes Werk, das unserer Literatur eine dauernde Bereicherung verspricht und Gelehrten wie Laien gleich angelegentlich empfohlen werden darf, ist die: „Kudrun, Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen, herausgegeben von Wilhelm von Ploennies. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von Max Rieger. Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung" (Leipzig, Brockhaus). Allerdings kann es fraglich erscheinen, ob nach der vortrefflichen Simrock'schen Uebertragung, die auch der Verfasser dieser neuesten Bearbeitung in ihrem eigenthümlichen Werthe anerkennen muß, eine neue Uebertragung der „Gudrun" (denn bei dieser Schreibart muß Hr. von Ploennies uns schon erlauben zu bleiben, selbst wenn sie nichts als die Gewöhnung des Publicums für sich hätte) nöthig oder auch nur wünschenswerth war. Allein abgesehen davon, daß uns hier noch viel mehr geboten wird als eine bloße Uebertragung, so ist die Ploennies'sche Arbeit auch von der Art, daß sie nicht blos sehr wohl neben der Simrock'schen bestehen kann, sondern sie tritt auch in gar keine eigentliche Concurrenz mit ihr. Simrock hat für das große Publicum geschrieben; sein Zweck war, dem Gedicht eine möglichst große Masse von Lesern zuzuführen; sein Standpunkt ist demnach ein wesentlich ästhetischer. Das Ploennies'sche Buch dagegen ist, wenn auch in durchweg populärer Form, doch mehr gelehrter, mehr kritisch-philologischer und historischer Natur. Von diesem Standpunkt aus kann es nur gebilligt werden, daß diese neue Uebersetzung nicht sowol eine wirkliche Uebertragung ins Hochdeutsche ist, als vielmehr nur eine Annäherung an die heutige Form unserer Sprache, bei der man sich fortwährend auf den Urtext zurückgewiesen sieht, der deshalb auch sehr richtiger Weise daneben gedruckt ist. Während die Simrock'sche Uebersetzung hauptsächlich den Genuß des Lesers im Auge hat, empfiehlt sich mithin das vorliegende Werk vorzugsweise solchen Lesern, welche sich mit der mittelhochdeutschen Sprache selbst bekannt machen wollen und dazu einer bequemen und mühelosen Anleitung bedürfen. Bedenklich ist dabei nur die allzu große Bereitwilligkeit, mit welcher der Verfasser sich der neuesten kritischen Schule angeschlossen hat, einer Schule bekanntlich, die sich bei ihrer Kritik weniger auf äußere als auf sogenannte innere Gründe stützt und unbedenklich und unbekümmert um die Autorität sämmtlicher Handschriften nöthigenfalls die Hälfte, ja zwei Drittel eines Gedichts als „spätern Zusatz" opfert, wenn der Rest dadurch desto „echter" wird, d. h. dem möglicherweise sehr einseitigen und sehr irrthümlichen Bilde, welches der Kritiker sich von einer vermeintlichen Urform des Gedichts gemacht hat, desto besser entspricht. Wir geben gern zu, daß diese Kritik zuweilen mit dem glänzendsten Erfolge geübt worden ist und selbst da, wo das Resultat schließlich ein falsches war, doch viele höchst schätzenswerthe Anregungen mit sich geführt hat. Aber erstlich heißt nicht Jeder Lachmann und zweitens beruht diese Kritik selbst in ihren glücklichsten Resultaten doch immer nur auf einem subjectiven, in den meisten Fällen gar nicht nachweisbaren Instinct und sollte daher billigerweise auch stets nur in der Form des subjectiven Geschmacks, der Vermuthung und Möglichkeit auftreten. Hr. von Ploennies hat nicht nur den Müllenhoff'-

schen Text zu Grunde gelegt, der der eben gemachten Ausstellung schon in sehr bedeutendem Grade unterliegt, sondern er hat auch diesen Text selbst noch wieder nach Gutdünken abgekürzt und verändert und zwar in der Art, daß er die ihm anstößigen Partien ohne weiteres weggelassen, während es doch für seine eigene Absicht vollkommen genügt haben würde, die ihm verdächtigen Strophen irgendwie als solche zu bezeichnen. Hätte Hr. von Ploennies blos für gelehrte Leser schreiben wollen, so möchte die Sache noch angehen, es wäre dann ein kritisches Experiment gewesen, dergleichen die philologische Literatur mehre aufzuweisen hat; aber da dasselbe auch bestimmt ist, und zwar vorzugsweise bestimmt ist, in die Hände des größern Publicums zu kommen, das denn doch wol einigen Anspruch hat, die vollständige „Gudrun“ zu erhalten, oder wenigstens was bisher dafür gegolten hat, so vermögen wir das eingeschlagene Verfahren nicht zu billigen. — Sehr zweckmäßig dagegen und zum Theil von bedeutendem wissenschaftlichen Werth sind die Beilagen, mit denen der Verfasser seine Uebersetzung ausgestattet hat; die Ueberschriften derselben sind: 1) Vom deutschen und griechischen Epos und von der Kudrun; 2) Analyse des Gedichts; 3) zur Sage; 4) die mittelhochdeutsche Verskunst nach ihrer Erscheinung im classischen Volksepos, von Max Rieger (in Gießen), eine ganz ausgezeichnete Arbeit, die Frucht höchst genauer und gründlicher Studien; 5) vom Local und den Localitäten: Geographisches; von der Einrichtung der Burgen; 6) Rittertracht und Waffen; 7) zur Textkritik, insbesondere zur Müllenhoff'schen, nebst Verzeichniß der in diesem Abschnitt besprochenen Strophen; endlich 8) Anmerkungen, die sich hauptsächlich mit einer (zuweilen etwas kleinlichen) Vergleichung der Simrock'schen Uebertragung beschäftigen, nebst einem Anhang von Nachträgen und Berichtigungen. chf.

Der Deutsche ist bekanntlich außerordentlich fleißig, sich die Schätze fremder Literaturen anzueignen; umgekehrt gehören Uebersetzungen aus dem Deutschen in andere moderne Sprachen, namentlich sofern sie sich auf die neueste Literatur mit erstrecken, noch immer unter die Seltenheiten. Ein interessanter und im Ganzen recht wohl gelungener Versuch dieser Art ist kürzlich von einer jungen in der Schweiz lebenden Engländerin gemacht worden: „The German Parnassus. Mary Ann Burt's Specimens of the choicest lyrical compositions of the most celebrated German poets“ (2 Bände, Chur, Hitz). Wir erhalten darin in etwas bunter Zusammenstellung, die aber für die nächste Bestimmung des Buchs, nämlich von den in Deutschland reisenden Landsleuten der Uebersetzerin studirt zu werden, ganz zweckmäßig sein mag, Gedichte von Klopstock, Kleist, Hölty, Bürger, Salis, Kotzebue, Goethe, Schiller, Uhland, Rückert, Heine, Lenau, König Ludwig von Baiern, Freiligrath, Dingelstedt, Prutz, Geibel, H. Marggraff, Mäurer. Die Auswahl der einzelnen Gedichte verräth poetischen Sinn und einen guten Geschmack und auch die Uebersetzung selbst ist fast durchgehend richtig und wohlgetroffen. Auch rühmt die Verfasserin im Vorwort die Unterstützung, welche ein ausgezeichneter deutscher Gelehrter, „der ebenso bekannt ist durch seinen reinen und eleganten Stil als durch seine philosophischen Schriften“, ihrem Unternehmen gewidmet hat. Unter diesen Umständen können wir die kleine Sammlung nicht nur allen Freunden der englischen Sprache aufs beste

empfehlen, sondern auch der Fortsetzung derselben, sowie der vollständigen Uebersetzung der Goethe-Schiller'schen Gedichte, welche das Vorwort in Aussicht stellt, sehen wir mit Theilnahme entgegen. — Noch wollen wir erwähnen, daß die beiden vorliegenden Bändchen nur den „English Part" eines „German Parnassus in twelve different languages" bilden, der, wir wissen nicht von wem, projectirt wird; kommt das Project wirklich zu Stande, so brauchen unsere Dichter nicht mehr um ihren Weltruhm besorgt zu sein, vorausgesetzt, daß bis dahin nicht eine neue babylonische Sprachverwirrung eingetreten ist. Hn.

Im Verlag von C. Mäcken in Stuttgart ist erschienen: „Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund. Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Karl Mayer." Mit Büchern, die so ganz ohne schriftstellerischen Anspruch auftreten und ihren Ursprung, nämlich die Pietät des nachgebliebenen Freundes für einen theuren Verstorbenen, in jeder Zeile so deutlich merken lassen, wie diese Erinnerungen, darf auch die Kritik es nicht allzu genau nehmen. Auch ist ja schon der Name, der an der Spitze des Buches steht und zu dessen Verherrlichung es beitragen will, genügend, die Strenge unsers Urtheils zu entwaffnen, indem er uns aufs neue an den unersetzlichen Verlust erinnert, den unsere Poesie durch Lenau's frühzeitigen jammervollen Tod erlitten hat. — Der Herausgeber selbst wirft im Eingang seines Vorworts die Frage auf, ob er Recht oder Unrecht gethan, sein Buch zu veröffentlichen. Nun sind wir weit entfernt, das Letztere zu behaupten; im Gegentheil, wir erkennen mit Vergnügen an, daß unsere Kenntniß Lenau's dadurch in manchen Punkten wesentlich erweitert und vervollständigt wird. Besonders zu der unseligen Katastrophe, die ihn endlich so unerwartet ereilte, sehen wir in den hier mitgetheilten Briefen und Schilderungen sich die langsamen, kaum merkbaren, dennoch nur allzu sichern Vorboten entwickeln. Nicht zwar da, wo der Herausgeber sie findet, auf dem Gebiet der religiösen Ueberzeugungen, aus deren Zerrissenheit und Unstetigkeit er sich die endliche Geisteszerrüttung des Dichters zu erklären sucht. Vielmehr glauben wir hier aufs neue bestätigt zu finden, was auch schon gelegentlich von anderer wohlunterrichteter Seite verlautete, wenn auch bis jetzt nur in schüchterner Andeutung, nämlich daß der Ursprung von Lenau's Krankheit in einem nicht zu lösenden Widerspruch sinnlicher und geistiger Bedürfnisse gelegen hat. Auch übrigens erhalten wir eine Masse kleiner einzelner Züge aus dem Leben der sogenannten schwäbischen Dichterschule, die zwar, einzeln betrachtet, oft sehr geringfügig sind, aber gerade in dieser Geringfügigkeit im Ganzen doch ein recht lebendiges Bild jenes Kreises gewähren. — So weit unsere Anerkennung, oder wenn man lieber will, unsere Nachsicht. Was wir dagegen unter keinen Umständen weder billigen noch verschweigen können, das ist die Form, welche der Verfasser seinen Erinnerungen gegeben hat. Dieselbe ist von einer solchen abschreckenden Breite und Weitläufigkeit und so überladen mit allerhand trivialen Nebendingen, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, er möchte die Herausgabe der Lenau'schen Briefe andern, gewandtern und unbefangenern Händen übertragen haben; wir würden dann allerdings nicht so viel von den eigenen poetischen Verdiensten des Herausgebers erfahren haben, wie es jetzt der Fall ist, aber das Buch

selbst würde lesbarer geworden sein und seinem Zweck, als Beitrag zu einer künftigen Biographie Lenau's zu dienen, besser entsprochen haben. R. P.

Aus Berlin geht uns der Prospect eines Werks zu, welches daselbst im Verlag von Ernst und Korn (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung) in Vorbereitung ist und nach Inhalt wie Ausstattung eine der interessantesten und prächtigsten Erscheinungen unsers Buchhandels zu werden verspricht: „Altchristliche Baudenkmale Konstantinopels vom V.—XII. Jahrhundert. Aufgenommen und historisch erläutert von W. Salzenberg." Man kennt die Vorliebe, welche der regierende König von Preußen dem byzantinischen Baustil zollt, und die nicht blos mit den sonstigen künstlerischen, sondern ohne Zweifel auch mit den religiösen Ansichten und Bestrebungen dieses Monarchen in genauem Zusammenhange steht; fast sämmtliche kirchlichen Bauten, welche auf Befehl Sr. Majestät theils in Berlin theils in den Provinzen entstanden sind und deren Zahl, wie man weiß, nicht unbeträchtlich ist, sind in diesem Baustil ausgeführt. Auch das oben genannte Werk, welches der Kunstgeschichte zum ersten mal eine, auf geometrischen Aufnahmen beruhende, genaue und detaillirte Darstellung der bedeutendsten byzantinischen Baudenkmäler darbieten wird, verdankt seinen Ursprung dieser Vorliebe des Königs; Hr. Salzenberg hat nicht nur seine Reise auf königliche Kosten gemacht, sondern auch der ganze Einfluß der preußischen Diplomatie in Konstantinopel ist aufgeboten worden, um die Hindernisse hinwegzuräumen, welche einer genauen Aufnahme der dortigen Sophienkirche, als des bedeutendsten Denkmals dieser Richtung, bisher im Wege standen und die man sich schon gewöhnt hatte als unübersteiglich anzusehen. Auch in der Ausstattung wird das Werk seinen königlichen Ursprung nicht verleugnen; der im größten Folio erscheinende Atlas wird 39 Tafeln umfassen, von denen 27 allein der Darstellung der Sophienkirche gewidmet sind und nicht nur verschiedentliche Grundrisse, Durchschnitte, Seitenansichten 2c., sondern auch das Detail sämmtlicher Bautheile, sowie getreue Abbildungen der berühmten, gleichwol noch immer nicht genügend bekannten und daher auch noch immer nicht vollständig gewürdigten Mosaikbilder der Kuppeln 2c. bringen: sodaß das Werk also auch zur Geschichte der byzantinischen Prachtmalerei einen höchst interessanten Beitrag liefern wird. Die übrigen Tafeln werden sich mit Darstellung einiger anderer christlicher Bauten zu Konstantinopel beschäftigen; auf der letzten werden vergleichungshalber die kleinasiatischen Kirchen aus Texier's „l'Asie Mineure" zusammengestellt werden. — Der Text wird zunächst eine Geschichte der Entwickelung der byzantinischen Baukunst im Orient und besonders in Konstantinopel, unter Berücksichtigung des christlichen Cultus, der antiken Vorbilder und der eigenthümlichen Gestaltung byzantinischen Hoflebens und Herrscherthums geben. Der zweite Theil ist einer detaillirten Beschreibung der noch vorhandenen Baudenkmäler sammt der Geschichte ihrer Entstehung gewidmet; als Anhang wird des Paulus Silentiarius (auch Paulus Syrus Florus genannt, lebte im 6. Jahrhundert, als Zeitgenosse Kaiser Justinian's, unter dessen Regierung die Sophienkirche im Jahre 562 eingeweiht ward) Beschreibung der Agia Sophia, metrisch übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. W. Kortüm, beigegeben werden. — Die Herausgabe des Ganzen wird von dem königlichen Mini-

sterium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten geleitet und soll noch vor Ende des Jahres vollendet sein. Der Preis ist auf 60 Thaler festgesetzt; doch wird auch eine kleine Anzahl erster Abdrücke auf stärkstem Papier in größerm Format abgezogen, die für 75 Thaler das Exemplar verkauft werden. Endlich wird zur Erleichterung der Anschaffung auch eine Ausgabe in acht Lieferungen veranstaltet, deren jede $7^1/_2$ Thaler kosten und in Zwischenräumen von sechs Wochen erscheinen wird. R. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

5. September 1853.

K. D. Lassen Sie es mich diesmal machen, wie der Maler es macht, der ein Bild beginnen will: er spannt zuerst die Leinewand auf und grundirt sie. Wien hat im Sommer eine ganz andere Physiognomie als im Winter, und zwar in viel höherm Grade wie jede andere große Stadt; denn die heißen Monate sind hier nicht blos viel unerträglicher als anderswo, sondern die Gelegenheiten, ihrem Drucke auszuweichen, liegen bei uns auch viel näher und sind lockender als in den meisten andern Orten. Schönbrunn, Hütteldorf, Mauer, Baden, Vöslau, die Brühl u. s. w., lauter reizende Villeggiaturen, die miteinander aufs anmuthigste um den Rang streiten, sind rasch zu erreichen und bilden daher im Sommer, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ebenso viele Vesicatorien, welche der Residenz ihr bestes Blut abzapfen. Wer wird auch bleiben und in engen Straßen zwischen hohen Mauern eine Luft einathmen, die von einer Schmiedeesse nicht glühender ausströmt, wenn er sich nur auf die Eisenbahn oder in einen Gesellschaftswagen zu setzen braucht, um in ein kleines Paradies voll Duft und Schatten entrückt zu werden? Gewiß Keiner und der nicht durchaus muß, also nur der angekettete Bureaukrat, der seine Familie fortschickt und ihr nur Sonntags folgen kann, der Offizier, der für Ruhe und Ordnung zu sorgen hat, und — der Proletarier, dem die Last des Lebens im modernen Staat bekanntlich niemals abgenommen wird, während er im antiken doch wenigstens seine Saturnalien oder sein Hall- und Jubeljahr hatte. Auch der Geistliche wäre allenfalls noch zu nennen; doch dieser trägt in Wien nur wenig zur Lebendigkeit der Straßen bei, indem man ihn fast nur sieht, wie er in der Stola mit dem Allerheiligsten zu Kranken und Sterbenden eilt, oder, wenn er noch jung ist, wie er ernsthaft und gravitätisch, ein Buch in der Hand, in den Alleen des Augartens auf- und abwandelt. Im Juni erlischt auch allgemach die Theaterlust, die bei uns Phäaken sonst lange vorhält. Die Burg schließt in dieser Zeit ihre Thore auf vier Wochen gänzlich und detachirt ihre Schauspieler in alle Welt, was denn für die Vorstadtbühnen natürlich ein Grund ist sich doppelt zu rühren. Und in der That bedarf es ganz besonderer Reize, um die Leute hineinzulocken. Allerdings wird das große Menschendeficit durch die von allen Seiten herbeiströmenden Fremden einigermaßen wieder gedeckt: doch diese bekümmern sich weniger um unsere Musentempel,

als um unsere andern Merkwürdigkeiten. Die Schatzkammer wird aufgesucht, das Arsenal durchwandert, das Belvedere, die großartige, wenn auch etwas zopfige Schöpfung des unsterblichen Eugen von Savoyen, wird angestaunt, der Stephansthurm erstiegen und selbst vor unsern Brunnen und unserer Dreifaltigkeitssäule trifft man zuweilen Gruppen, die sich von den gewöhnlichen der Wasser schöpfenden Mägde und der miteinander zankenden Fiacres merklich unterscheiden. Auch der Einheimische lernt vorzugsweise um diese Zeit seine Vaterstadt kennen: denn es wird doch wenigstens der Eine oder der Andere an ihn empfohlen und dann muß er aus Höflichkeit den Cicerone machen und entdeckt allerlei Neues, in der Schatzkammer z. B. die Krone Karl's des Großen.

Hier wäre also der Rahmen; nun zum Bilde, das freilich diesmal, da die Bewegung der Elemente fehlt, nur dürftig ausfallen kann. Daß der Belagerungszustand mit Ende des Augustmonats aufgehört hat, wissen Sie bereits; wir sind begierig, welche Veränderungen dieser Moment nach sich ziehen wird. Im Grunde hatten wir uns, nachdem der erste Schreck vorüber war, an den Belagerungszustand bald gewöhnt, die Kanonen auf der Bastei, die uns anfangs vorkamen, als ob sie sich aus dem Feldlager in einen Garten verirrt hätten, verwandelten sich in alte gute Bekannte, und um die ehrwürdigen Zwanzig- und Fünfzigpfünder, die in zierlichen Haufen neben ihnen aufgeschichtet lagen, ringelte sich in grüner Anmuth das zärtliche „Je länger je lieber" herum. Nun sollen wir denn wieder aus dem Harnisch zum Schlafrock zurückkehren; die Erfahrung wird uns lehren, ob wir darum besser schlafen. — Daß die Stadt Wien sich weiter ausdehnen will, weil sie absolut muß, wenn nicht der ärmere Theil ihrer Einwohner nächstens auf die Straße kommen soll, wissen Sie ebenfalls; neu ist Ihnen aber vielleicht, daß die ausgebotenen Bauplätze, die sicher gut rentiren würden, aus Mangel an Geld keine Käufer finden. — Die entsetzliche Nähmaschine gibt jetzt in unserer Mitte schlagende Proben ihrer Stich- und Nachhaltigkeit; wie sie den Schneidern Furcht einjagen kann, begreife ich, weniger aber, daß sie den Staatsmännern keine Besorgniß einflößt. Daß durch sie unendlich viele Menschen brotlos werden, damit andere doppelt und dreifach gewinnen, liegt doch auf der Hand, und so vermehrt sie, wenn auch nur zum kleinen Theil, das eigentliche Grundübel der Gesellschaft, die ungleichmäßige Vertheilung der Lebenssäfte und -Kräfte im Gesammtorganismus. Freilich hat ein sehr hübscher Artikel, den über diesen Gegenstand unsere „Ost-Deutsche Post" brachte, nicht Unrecht, wenn er meint, es sei besser, daß die Maschine ein Mensch werde, als der Mensch eine Maschine: doch gibt es auch hier eben einen doppelten Gesichtspunkt. — An Gastspielen, um vom Großen zum Kleinen überzugehen, hat es in Wien trotz der Hitze auch nicht gefehlt, aber nur eins hat Erfolg gehabt und zwar das der berühmten Pepita; diese kleine spanische Fliege, die der Director Carl uns mit gewohnter Pfiffigkeit setzte, hat wacker gezogen und Publicum und Kasse haben sich gleichmäßig wohl dabei gefühlt. Nicht Dasselbe kann man von dem Gastspiel des Hrn. Döring rühmen, der ebenfalls am Karltheater gastirte; dieses schöne daguerreotypirende Talent stellt sich seine Aufgaben in neuerer Zeit leider so niedrig und verwechselt die Kunst so sehr mit dem Kunststück, daß selbst das Publicum des Karltheaters sich davon ermüdet

und zurückgeschreckt fühlte. Auch die Burg ist bereits wieder eröffnet und hat uns in den HH. Franz und Gabillon ebenfalls Gäste vorgeführt; doch braucht man sich mit dem Urtheile über sie nicht zu übereilen, da sie dem Vernehmen nach engagirt worden sind. An neuen Stücken steht unter andern auch eins von Hebbel in Aussicht; allein Niemand weiß welches, selbst die persönlichen Freunde des Dichters nicht ausgenommen. Das gibt, soviel weiß man voraus, den heißesten Abend des ganzen Theaterjahrs: denn, wie in ganz Deutschland, so ist Hebbel auch in Wien Gegenstand fanatischen Hasses und enthusiastischer Verehrung. Raupach's „Royalisten" gehen nächstens in Scene; doch ist eine Aufführung um diese Zeit eigentlich nur eine gelinde Hinrichtung und so hat Laube mit seinem gewöhnlichen Takt für das schwache Product allerdings den richtigen Moment gewählt.

Vom Zobten.

Ende August 1853.

ul. Feste, überall Feste, wohin man sieht und hört; wenn die Lebenden nicht mehr ausreichen, müssen abwechselungshalber auch die Todten heran. Das bekannte und oft gebrauchte Shakspeare'sche Dictum von dem „Leichenschmause, der kalte Hochzeitschüsseln liefert", ist bei uns soeben buchstäblich in Scene gesetzt worden: den alten „Marschall Vorwärts", der bekanntlich in unserer Nachbarschaft auf dem ihm vom König verliehenen Familiengute Krieblowitz schlummert, hat man aus bald viertelhundertjähriger Grabesruhe emporgerissen, um dabei eines jener Feste zu veranstalten, welche heutzutage patriotisch heißen, nämlich weil sie der Reaction Gelegenheit bieten, sich vor dem Publicum in festlichem Pomp als Stütze des Throns zu zeigen und sich zu sonnen in dem Ruhme einer Zeit, an deren großen Erfolgen sie selbst doch, um wenig zu sagen, höchst unschuldig ist. Ich weiß nicht, ob diesem ganz besondern Eifer, mit welchem man gerade in diesem Jahre die großen Erinnerungen der Befreiungskriege festlich begeht, irgend eine tiefere Absicht zu Grunde liegt, und ob diese Großbeeren-, diese Katzbach-, diese Blücher-Feier ꝛc. vielleicht gar als politische Demonstrationen gelten sollen, für den Fall, daß der europäische Friede sich mit aller Anstrengung und selbst mit aller Demüthigung, welche die übrigen Großmächte der Allgewalt des Zaren erweisen, nun doch einmal nicht aufrecht erhalten ließe und unserer Armee noch einmal die Ehre bevorstände, mit dem „treuen Alliirten" von der Wolga und vom Don gegen Frankreich vorzurücken. Das aber weiß ich allerdings, daß, wenn die übrigen patriotischen Feste, welche man jetzt aller Orten bei uns feiert, nicht großartiger ausfallen und von der Begeisterung des Volks nicht kräftiger unterstützt werden als unsere neuliche Blücher-Feier — daß dann diese ganzen Festlichkeiten ziemlich unfruchtbar sind und möglicherweise sogar mehr Schaden bringen als Nutzen. Begeisterung ist, wie schon Altvater Goethe erinnert hat, keine Waare, die man einpökeln kann auf späte Jahre; am meisten aber sollte eine Zeit sich hüten mit dem Ruhm der Vergangenheit zu kokettiren, die selbst so wenig gethan hat diesen Ruhm aufrecht zu erhalten und für die daher diese Gedenktage und Festlichkeiten ebenso viel Anklagen und Vorwürfe sind, wenigstens in den Augen aller Derjenigen, die überhaupt noch sehen können und sehen wollen.

Schon die Geschichte des Denkmals, welches man soeben da drüben in Krieblowitz eingeweiht hat, ist höchst charakteristisch und verdient künftigen Geschichtschreibern als ein Beispiel, wie furchtbar nahe höchste Begeisterung und höchste Erschlaffung zuweilen aneinander grenzen, aufbewahrt zu werden. Es war kurz nach dem Tode des Fürsten (September 1819), also noch in der vollen Blütezeit des preußischen Enthusiasmus, als man den Plan faßte, auf dem Grabe des Verstorbenen einen ungeheuern Felsblock aufzustellen, den man eben damals auf unserm Berge aufgefunden hatte und der in seiner Einfachheit der gewaltigen, fast dämonischen Naturkraft, die sich in Blücher offenbart hatte, in der That am besten zu entsprechen schien. Der Plan fand damals großen Beifall; der König genehmigte, die Armee adoptirte ihn; öffentliche Sammlungen wurden zu seiner Ausführung veranstaltet und mehr als ein deutscher Dichter, darunter sehr namhafte und sehr berühmte, griff in die Saiten, das Schicksal des Steins zu preisen, der seine vieltausendjährige Waldesnacht verlassen sollte, um das Grab des Volkshelden zu verherrlichen.

Aber wenn unser Berg auch sonst in der Umgegend als Wettermacher berühmt ist, auf das politische Wetter ist er doch ohne Einfluß. Der Stein war von riesenhaftem, für die damalige Mechanik fast unbezwingbarem Gewicht; es mußte nothwendig eine geraume Zeit vergehen, bevor er seinen Weg von der Höhe des Berges zur Gruft im Thal vollenden konnte. Und mit der Zeit verging auch noch verschiedenes Andere; die Erinnerungen an das Jahr Dreizehn wurden unbequem, das Ruder des Staats fiel zurück in die Hände derselben Männer, die seinerzeit alles Mögliche gethan hatten, um zu verhindern, daß jemals ein Jahr Dreizehn käme; die Leiche des alten Helden stand in dem flachen, kellerartigen Gewölbe, in das man sie einstweilen beigesetzt hatte, sicher genug; es hatte keine Eile mehr mit dem Denkmal. Auch kamen allerhand äußere Widerwärtigkeiten dazwischen, welche die Aufstellung verzögerten und endlich ganz vereitelten. Zunächst flossen die Sammlungen, durch die man die Kosten des Denkmals decken wollte, nur höchst kärglich; dieselbe Armee und dieselben Patrioten, die in unsern Tagen den „Siegern über die Rebellen des März" binnen wenigen Jahren eine kolossale Säule als Nationaldank zu errichten vermochten, konnten damals trotz jahrelanger Sammlungen das Geld nicht auftreiben, dessen es bedurfte, damit Blücher's Grab, das Grab des Siegers von der Katzbach, von Möckern und (den Herren Engländern zum Trotz) von Waterloo, nicht ohne Denkmal blieb. Endlich, als wäre er dieses kläglichen Hin- und Herziehens überdrüssig, zerbrach auch noch der Stein selbst durch die Ungeschicklichkeit oder Unvorsichtigkeit der mit dem Transport beschäftigten Arbeiter; die Trümmer blieben auf der Stelle liegen, wo der Unfall geschehen war; Disteln und Unkraut wucherten dazwischen empor, Marder und Füchse gruben sich ihr Nest darunter — Bild der Umwandlung, welche die Zeit selbst inzwischen erlitten hatte!

Es ist das Verdienst Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs, daß die Angelegenheit des Blücher-Denkmals der schmählichen Vergessenheit, in welche sie gerathen war, entrückt und das Denkmal selbst, wenn auch in beschränktem Maßstabe, doch noch vollendet worden ist. Der Befehl dazu soll, wenn ich recht unterrichtet bin, gleich nach der Thronbesteigung des Königs gegeben und auch der erfoderliche Geldzuschuß schon damals angewiesen sein. Doch verging noch eine geraume Zeit, bis endlich im Jahre Sechsundvierzig

das Werk wirklich in Angriff genommen ward. Volle sieben Jahre hat man gebraucht, um es zu vollenden, was sich zum Theil daraus erklärt, daß man wenigstens die Trümmer des ursprünglich zum Denkmal bestimmten Felsblocks noch nach Möglichkeit benutzen wollte und dieselben daher mit großer Mühe an Ort und Stelle transportirte. Wie das Denkmal jetzt ist, bleibt es zwar hinter dem ursprünglichen Plane weit zurück; ich zweifle, daß der Anblick dieses Steinhaufens noch irgend einem Dichter einige Verse ablocken wird, es müßte denn einer jener unverwüstlichen Reimschmiede sein, wie sie in unserer Provinz von Alters her zu Hause sind. Doch macht es immerhin noch einen recht stattlichen Eindruck, besonders durch seine Massenhaftigkeit und Einfachheit, zwei Eigenschaften, an denen es unsern modernen Bauwerken sonst am allermeisten zu mangeln pflegt und die doch in diesem Fall zur Charakteristik des zu Feiernden höchst wesentlich waren. Auf einem pyramidenartigen Fußgestell ruht ein abgestumpfter Hohlkegel, und dieser wiederum trägt als Decke eine mächtige Steinkuppel; Kuppel und Kegel sind mit einfachen Gesimssteinen eingefaßt und auch die Verzierungen des Fußgestells sind von edler Simplicität. Ebenso das Portal, durch dessen gußeiserne Thür man auf einer Freitreppe von fünf Stufen in das Innere des Mausoleums gelangt; dasselbe ist kreuzförmig und enthält denselben einfachen kupfernen Sarg, der die Gebeine des Helden schon so lange verbirgt. Das Ganze, bei einer Höhe von 40 Fuß oder darüber, ist innen wie außen von hellgrauen Granitstücken zusammengethürmt; nur das Brustbild Blücher's, das von der Höhe des Denkmals herableuchtet, ist nach einem Modell von Rauch aus weißem carrarischen Marmor gearbeitet.

Ueber die Festlichkeit selbst, mit welcher das Denkmal eingeweiht, das heißt also die Leiche des Fürsten aus ihrem bisherigen Aufenthalt in das Mausoleum hinübergeführt ward, habe ich Ihnen im Eingang meines Briefes schon einige Andeutungen gegeben. Se. Majestät der König mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm nebst dem Kriegsminister und einem glänzenden Gefolge war dazu eigens von Berlin herübergekommen. Auch sonst fehlte nichts, was zum äußern Ansehen eines derartigen Festes gehört; Generale und Präsidenten, Landstände und Bürgermeister, Geistliche und Professoren, Veteranenvereine und ländliche Deputationen — es hatte sich Alles richtig, wenn auch nicht in übermäßiger Anzahl, eingefunden und hatte seine Musik und seine Fahnen, seine Kränze und seine Vivats richtig mitgebracht. Ja es war sogar noch mehr da, als man füglich erwarten durfte: auch Bier- und Weinzelte, Wurst- und Würfelbuden, Panoramen und Drehorgeln hatten sich eingefunden; wer das Zeltlager hinter dem Festschauplatz betrat und hier den Lärm der Ausrufer, das Zanken der Käufer und Verkäufer, die Disharmonie der verschiedenen Musiken, das wüste Geschrei der Halb- und Ganzbetrunkenen, das Kreischen der Weiber und Kinder vernahm, der hätte sich wol auf einem Jahrmarkt glauben können oder einem etwas tumultuarischen Schießplatz, nimmermehr aber bei einer Feier, die doch im Grunde immer eine Todtenfeier war und für die daher unsers Bedünkens auch ein wenig mehr äußerer Anstand wünschenswerth gewesen wäre. Ich gehöre gewiß nicht zu Denen, die dem Volk seine laute Freude verargen oder es kopfhängerisch haben wollen, dressirt von Pfaffen und Gendarmen. Aber ein jedes Ding zu seiner Zeit; sollen diese patriotischen Feste, die man jetzt

wieder so eifrig in Gang zu bringen sucht, wirklich etwas bedeuten, so müssen wir denn doch sehr bitten, ihr Herren: etwas weniger Schnaps und etwas mehr Begeisterung. Dies Blücher-Fest war ein großes Spectakel, nicht mehr noch weniger; Feldpropst Boller aus Berlin, dem die Festrede übertragen war, hatte gut reden von dem tiefreligiösen Sinn, der den alten „Vater Blücher" belebt, sowie von der Begeisterung, die er um sich verbreitet — von den angeblich 10,000 Menschen, die sich zu der Festfeier versammelt hatten, war noch lange nicht der zehnte Theil im Stande oder geneigt, die Worte des Redners überhaupt nur zu vernehmen und noch viel weniger hatten Lust, sie in ihren Herzen wiederklingen zu lassen. Selbst die alten Krieger, die sich verhältnißmäßig noch am zahlreichsten versammelt hatten, besonders aus Breslau, schienen durch ihre Anwesenheit weniger den Todten ehren als den Lebenden schmeicheln zu wollen; wer ihre Gespräche hier und da belauschte, dem konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß sie weniger die Pietät gegen die Vergangenheit hergeführt hatte als der Wunsch, ihre Loyalität gegen die herrschenden Mächte der Gegenwart zu bezeugen. Ich bin stundenlang zwischen den dichtgedrängten Massen umhergewandelt und habe mit Soldat und Bürger, mit Edelmann und Bauer verkehrt: aber ich müßte mich einer groben Unwahrheit schuldig machen, wenn ich behaupten wollte, daß ich nur irgendwo, bei Groß oder Klein, bei Hoch oder Gering, eine ernstere, der Bedeutung des Festes angemessene Stimmung oder gar einen Patriotismus gefunden hätte, der weiter zurückdatirte als zum November 1848 und weiter in die Zukunft sah als auf das Banner der Preußenvereine; Blücher ist begraben — und das Jahr Dreizehn war es schon lange.

Der König mit seiner hohen Begleitung soll sehr wohlgelaunt gewesen sein; noch denselben Abend nach Breslau zurückgekehrt, besuchte er das dortige Theater, wo durch eine eigene ironische Schicksalsfügung gerade ein Bauernfeld'sches Lustspiel: „Das letzte Abenteuer", gegeben ward. Jawohl, alter tapferer Degen, dein „letztes Abenteuer"!

Aus Brüssel.

28. August 1853.

E. H. Sie erwarten wol heute den nachträglichen Bericht, den ich Ihnen in meinem letzten über die zweite Hälfte der hiesigen Vermählungsfestlichkeiten zugesagt. Allein meine Zusage war, wie Sie sich erinnern wollen, nur eine bedingte: wenn es der Mühe verlohnen würde. Mit Hülfe dieser Clausel könnte ich mich der Berichterstattung füglich ganz entheben; denn was seit dem 23. August, wo ich meinen letzten Bericht an Sie schickte, noch an Festlichkeiten folgte, war nicht sehr erheblich. Den Glanzpunkt der eigentlichen Volksbelustigungen und Schaustücke sollte zwar die historische Cavalcade, eine moderne Auflage des alten brüsseler Ommegangs, bilden, welche am 23. Nachmittags die bedeutendsten Stadttheile durchzog; die Ungunst des Wetters jedoch, das sich während der ganzen Festwoche sehr unliebenswürdig benahm, zerstörte den Glanz dieses Zugs zum größten Theil. Wenn Sie gleichwol in hiesigen und vielleicht auch in einigen deutschen Blättern glänzende Schilderungen desselben lesen, so sind diese aus dem Programm, aber nicht aus der Wirklichkeit copirt, und zeigen nur, was die Ca-

valcade werden sollte und unter günstigen Umständen wol auch geworden wäre, nicht aber was sie wirklich war. Uebrigens glaube ich kaum, daß sie selbst beim herrlichsten Wetter dem alten „Ommegang" gleichgekommen wäre. Früher nämlich betheiligten sich alle Gewerke und Volksclassen unmittelbar an solchen Zügen und ihre geachtetsten männlichen und weiblichen Mitglieder rechneten es sich zur Ehre in denselben zu figuriren; jetzt dagegen herrscht bei derartigen Festlichkeiten das Repräsentativsystem vor, und zwar das der gedungenen und bezahlten Vertreter. Diese aber boten großentheils einen sehr frostigen und traurigen Anblick dar; namentlich die auf allen Triumphwagen prangenden Schutzengel und Göttinnen. Denn während früher die vornehmsten, schönsten und liebenswürdigsten Damen um Uebernahme dieser Rollen wetteiferten, wurden sie jetzt gewissen Frauenspersonen anvertraut, die nichts weniger als Olympisches an sich haben, auch über das Engelthum, selbst das gefallene, längst hinaus sind und deren Aussehen eher Mitleid als Bewunderung erregte. Natürlich trug der Regen, der die leichtgekleideten Gestalten bis auf die Haut durchnäßte und ihren Putz zerstörte, nicht wenig dazu bei, das Bild noch minder schön zu machen. Vielleicht ist bei den nächsten Septemberfesten, wo die Cavalcade abermals auszieht, der Himmel ihr günstiger und bietet mir dann die Gelegenheit zur nähern Beschreibung eines interessanten Schauspiels.

Unwiederbringlich verloren waren aber durch die Ungunst des Wetters die musikalischen Genüsse, welche in dem kunstliebenden Brüssel bei jeder Feierlichkeit eine Hauptrolle spielen und auch auf dem Vermählungsfestprogramm eine bedeutende Stelle einnahmen. Auf dem Rathhausplatze sollte am Abend des 24. ein Monstreconcert von 200 Instrumentisten ausgeführt werden; die heftigen Regengüsse, welche den ganzen Tag hindurch auf uns herabströmten, haben aber den Kunstenthusiasmus der Brüsseler verlöscht und zur angesagten Stunde suchte man auf dem großen Platze vergeblich nach einem Publicum. Die „deux cent musiciens" erschienen nichtsdestoweniger und spielten unter Donnergetöse und Regenströmen die Brabançonne und die östreichische Nationalhymne ab. Sie opferten sich dem Buchstaben des Programms, das erfüllt werden mußte. Das Concert konnte nicht vertagt werden, weil dieselben „200" am nächsten Tag ein zweites Monstreconcert in dem Zoologischen Garten aufführen sollten. Die Armen wollten aber wahrscheinlich nicht zum zweiten mal ein Opfer ihres Berufs und des Programms werden und das Concert unterblieb.

Bei den großen Diners, welche im Lauf dieser Woche am Hofe stattfanden, wie bei den Beglückwünschungen, welche die königliche Familie am 25. von den Behörden und Körperschaften entgegennahm, wurde zum ersten mal eine strenge Hofetiquette eingeführt, die mit unsern sonstigen liberalen Institutionen und dem modernen Ursprung unserer Dynastie nicht sehr harmonirte und von der öffentlichen Meinung nicht sehr günstig beurtheilt wird. Es wurde Niemand anders als im Hofanzuge oder in Uniform — denn auch unsere höhern Civilbeamten haben eine solche für festliche Veranlassungen — vorgelassen. Nur die Mitglieder der beiden gesetzgebenden Kammern wollten sich trotz aller Bemühungen und allen Zuredens des Hofmarschalls Marnix in diese Vorschrift nicht fügen, und man mußte sich endlich dazu bequemen, sie im einfachen schwarzen Anzug zur Beglückwünschung zuzulassen. Aber

der Abscheu vor dem „Parlamentarismus" wird hierdurch bei jenen Mitgliedern unsers Hofes, die an demselben gern die spanische oder östreichische Etiquettenstrenge einführen möchten, einen gewaltigen Fortschritt gemacht haben.

Ich weiß nicht, ob auch finanzielle Gründe, die Scheu nämlich vor den Kosten eines eigenen Hofanzugs, zu dieser Weigerung unserer Gesetzgeber mitgewirkt haben, oder ob dieselbe blos ein Ausfluß ihrer liberalen Gesinnung war, welche sich mit diesen Abzeichen des Absolutismus nicht befreunden mag. Jedenfalls hat ihr Benehmen im Publicum, das diese Restauration mit ebenso ungünstigen Augen ansieht, einen sehr guten Eindruck gemacht. Nicht das Gleiche gilt von den Reden, welche der gesetzgebende Körper wie die andern Behörden und Körperschaften bei der Gratulation an den König und an das junge Ehepaar gerichtet. Beim Anhören oder Lesen dieser Reden, welche alle in den überschwänglichsten Ausdrücken das Glück feiern, das dem Lande durch diese Heirath und durch die Verschwägerung unserer Dynastie mit der östreichischen zutheil werde, sollte man glauben, daß die Existenz Belgiens bisher nur eine Chimäre gewesen, daß sie in Wahrheit nicht vom 24. August 1830, sondern vom 22. August 1853 datire, daß sie aber jetzt für alle Ewigkeit gegen alle Stürme gesichert sei. Nur vergessen die officiellen Redner in ihrem wirklichen oder erheuchelten Freudentaumel, daß sich die Diplomatie in stürmischen Momenten um die dynastischen Verwandtschaftsbande sehr wenig kümmert, blutwenig kümmern kann, daß Leopold II. nicht einmal den Tod Maria Antoinette's und noch weniger den Sturz der bourbonischen Dynastie verhindern konnte und daß Franz I. sich durch seine Schwiegervaterschaft nicht abhalten ließ, zu Napoleon's Sturz thätigst mitzuwirken. Das Schicksal der Völker wird gottlob heute durch ganz andere Verhältnisse als durch die dynastischen Schwägerschaften bestimmt, und wie sehr sich auch Belgien durch die Verbindung seiner jungen mit der alten habsburgischen Dynastie geschmeichelt fühlen mag, so ist es doch lächerlich, sie als „Bürgschaft" für die Dauer unserer Selbständigkeit und unserer Dynastie auszuposaunen. Belgien wird es übrigens sich selbst zuzuschreiben haben, wenn man in Oestreich diese Phrasen für baare Münze nimmt und zum Dank für das außerordentliche „Glück", das der wiener Hof uns allergnädigst gewährte, derselbe einigen Einfluß auf unsere innern und äußern Angelegenheiten üben will. Wir glauben aber kaum, daß das Land auch diese Beeinflussung ernstlich als „Glück" preisen wird.

Die Ueberschwänglichkeit, mit welcher ein großer Theil der Presse und die officiellen Redner diese Heirath als ein Nationalereigniß preisen und als Unterpfand einer innigen Verbindung nicht blos zwischen den zwei Dynastien, sondern zwischen den zwei Staaten hinstellten, hat schon jetzt die unangenehme Folge gehabt, daß sie den alten Groll der französischen Regierung gegen Belgien neuerdings aufstachelt und den persönlichen Aerger Napoleon's über diese Heirath noch mehr reizt. Dieser Aerger und Groll haben in der dieser Tage in Paris anonym erschienenen und vom „Constitutionnel" sehr warm empfohlenen feindseligen Broschüre: „La Belgique et le mariage autrichien" einen ziemlich scharfen Ausdruck gefunden. Dieses angeblich von einem Belgier herrührende, aber unleugbar in den pariser officiellen Regionen verfaßte Pamphlet ist jedenfalls ein nicht zu verachtendes „Avertissement",

das, vereint mit der Abwesenheit des französischen Gesandten bei den hiesigen Vermählungsfestlichkeiten, genügend zeigt, daß man in Paris wieder unfreundlichere Saiten gegen uns aufziehen will. Man versichert, daß diese neuerdings gereizte Stimmung der französischen Regierung schon nächstens bei der seit fast einem Jahre obschwebenden Frage des belgisch-französischen Handelsvertrags offener hervortreten werde.

Aus Leipzig.

10. September 1853.

O. B. Wer wird Director der Gewandhausconcerte? Welche Sängerin ist für das Gewandhaus engagirt? Werden die Preise der Gewandhausconcerte erhöht oder nicht? — Diese Fragen laufen in diesem Augenblick unter dem musikliebenden Publicum unserer Stadt von Mund zu Mund, und was das Uebelste dabei ist: wenigstens auf die beiden ersten Fragen vermag die Direction der Gewandhausconcerte selbst noch keine Antwort zu geben. Es hängt dies mit einem Punkt zusammen, der allerdings etwas delicater Natur ist, endlich aber, nachdem das Publicum in der Stille längst einig darüber ist, auch einmal öffentlich zur Sprache gebracht werden muß. Das ist der falsche Respect vor der Tradition, die Einseitigkeit in einer an sich ganz löblichen Richtung, mit einem Wort das Kanonische, das sich im Princip jener Concertleitung kundgibt, und zwar immer mislicher, je veralteter das Princip selbst wird und je mehr damit die Widersprüche gegen das lebendige Bedürfniß der Gegenwart sich häufen. Man kann, man will vom Mendelssohn'schen Standpunkt durchaus nicht abgehen, und so stand man denn auch schon im Begriff, die Direction dieser berühmten Concerte dem Engländer Sterndale Bennett anzuvertrauen, als dem einzigen noch übrigen Schüler Mendelssohn's, da Rietz sowol wie David anderweitig in Anspruch genommen sind und sich voraussichtlich nur für den höchsten Nothfall noch einmal dazu hergeben würden, den Dirigentenstab der Gewandhausconcerte zu führen. Allein wer weiß, ob dieser höchste Nothfall nicht doch noch eintritt; die seltsame Furcht, unter deren Leitung die Oberleitung der Gewandhausconcerte steht, beschränkt die Auswahl so sehr, daß man vielleicht unvermeidlich auf Persönlichkeiten zurückkommen muß, die man mit diesem Antrag sonst wol nicht wieder behelligen würde. Man fürchtet sich, einen Dirigenten zu berufen, der neben den alten bewährten Meistern auch der neuern Musik Zutritt ins Heiligthum verschaffen und mit energischem Griff den Zopf des exclusiven Geschmacks ein wenig lockern würde; man fürchtet z. B. einen Mann wie Liszt, und will es deshalb lieber mit einem namenlosen Engländer versuchen. — Derselbe wohlgemeinte, aber praktisch doch sehr schädliche Puritanismus, macht es für die Gewandhausdirection auch äußerst schwierig, eine geeignete Sängerin zu gewinnen, da Künstlerinnen von Ruf und wirklicher Bedeutung sich der einseitigen Richtung, die hier verfolgt wird, und den daraus hervorgehenden zum Theil höchst eigenthümlichen Foderungen wol schwerlich fügen werden. Die Herren in der Direction, wir wiederholen es, meinen es gewiß sehr gut mit der Kunst, es sind tüchtige Männer von Bildung, Geschmack und ernstem Eifer; aber sie sind denn doch eben zu verrannt in das Alte, um ganz ehrlich sein zu können gegen das Neue und der Kunst der Gegenwart diejenige entgegenkommende Pflege,

ja selbst nur die Duldung zu erweisen, deren sie doch nothwendig bedarf. — Die dritte, die Finanzfrage, wird sich leichter lösen lassen, obwol sie anfangs ein sehr finsteres Gesicht machte und sogar das Sein oder Nichtsein der Gewandhausconcerte, wenigstens was das Local derselben betraf, in Frage stellte. Durch den vorgenommenen Neubau der Treppen fühlte man sich nämlich veranlaßt, von der Direction 600 Thaler mehr an Pacht zu verlangen, was diese anfangs verweigerte. Jetzt, heißt es, hat sie nachgegeben; doch soll sie, um den Ausfall zu decken, die Abonnementspreise erhöhen wollen. Und wirklich hat dieses Experiment, das unter andern Umständen sehr gefährlich werden könnte, hier nicht die mindeste Gefahr; es gehört bei uns einmal zum guten Ton die Gewandhausconcerte zu besuchen, und um dagegen nicht anzustoßen, würde man selbst noch größere Opfer bringen.

Im Uebrigen steht dem Gewandhaus eine Art Nebenbuhler in Aussicht, nämlich die von dem städtischen Musikdirector Riede soeben angekündigten Winterconcerte in der Centralhalle. Dieselben sollen das Beste alter und neuer Meister vorführen, und auch dadurch den Charakter eigentlicher Concerte erhalten, daß darin allen leiblichen Genüssen, also natürlich auch dem Taback, entsagt werden muß, worin man bei uns sonst bekanntlich mehr als nachsichtig ist. Veranlassung zu dieser Reform mag wol eine Reihe von Artikeln gegeben haben, welche das hiesige „Tageblatt" vor kurzem brachte, und zwar, wie das Gerücht geht, aus der Feder eines bekannten und anerkannten Musikschriftstellers. Dieselben protestirten sehr lebhaft gegen den Misbrauch, der hier mit Aufführung classischer Tonwerke in Concerten der gewöhnlichsten Art, bei Bier und Taback, getrieben wird, und foderten zu einer genauern Sichtung dieser Concerte und ihrer Materialien auf. — Auch die „Euterpe" hat das Winterprogramm ihrer Concerte bereits angekündigt und zwar für den großen Saal der Buchhändlerbörse. — Ein ganz neues Element wird die Musikwelt Leipzigs für diesen Winter endlich auch durch die Zurückkunft Robert Schumann's aus Düsseldorf erhalten. Schumann fühlt sich dort nicht mehr heimisch; er wird Anfang November das ihm so werthe Leipzig für längere Zeit wieder aufsuchen. Ob er sich freilich auch jetzt noch ebenso behaglich hier fühlen wird wie vor Jahren, ist sehr zweifelhaft; der Boden ist auch hier anders geworden und andere Menschen mit andern Richtungen und Gesinnungen tummeln sich darauf umher.

Beim Theater ist das Wichtigste, um das es sich handelt, die Aufführung des „Lohengrin". Ausgetheilt ist die Oper bereits seit längerm, und doch fragt es sich noch sehr, ob sie auch wirklich wird gegeben werden. Es sind dabei mancherlei Gründe im Spiel. Erstlich verlangt der Kapellmeister eine Verdoppelung des Chors und will die Oper ohne dieselbe nicht einstudiren, während die Direction von dieser Vermehrung der Kosten nichts wissen will. Zweitens aber hat man auch den Kapellmeister selbst gegen das Werk einzunehmen gewußt, indem man das Gerücht verbreitet, Wagner habe als Bedingung der Aufführung das Verlangen gestellt, daß dieselbe durch Liszt dirigirt werde. Das Wahre an der Sache beschränkt sich lediglich darauf, daß Wagner den Wunsch geäußert hat, Liszt, der tiefe und genaue Kenner der Oper, möchte bei einigen Proben derselben mit zu Rathe gezogen werden, ein Wunsch, den ohne Zweifel Jedermann vollkommen billig und angemessen finden wird. Und endlich ist die reactionäre Partei, die in Wagner über

31*

haupt den Herostrat der Musik erblickt, auch bei uns noch immer ungemein thätig, laut wie leise, und gibt sich alle erdenkbare Mühe, durch allerhand heimliche Machinationen die Aufführung einer Oper zu hintertreiben, welche vom Publicum in der That mit der größten Spannung erwartet wird.

Auch sonst gibt es bei unserm Theater noch verschiedene unerledigte Fragen; die wichtigste darunter betrifft die neuen Engagements für die bevorstehende Saison. Allein so dringend diese Frage auch ist, so ist sie doch ebenfalls noch unerledigt und scheint beinahe auch gar nicht erledigt werden zu sollen. Es fehlt uns jetzt effectiv nicht weniger als ein erster Charakterspieler, ein erster jugendlicher Liebhaber und eine erste tragische Mutter; ermessen Sie danach, was wir haben. Vor einigen Tagen sahen wir (zum Besten des Pensionsfonds) seit Monaten zum ersten male ein neues Stück: „Der alte Fritz und die Jesuiten", Zeitgemälde von Ed. Boas. Man hat dem liebenswürdigen Dichter, dessen vorzeitigen Tod auch diese Blätter beklagten, keinen Gefallen gethan, dieses Stück aus dem Dunkel hervorzuzerren. Jeder Mensch hat bekanntlich seine schwachen Stunden; diejenigen aber, in denen Boas dies Stück niedergeschrieben, müssen außerordentlich schwach gewesen sein; es ist zusammengestoppelt aus alten Kalenderanekdoten vom Alten Fritz und aus Declamationen und Schimpfereien gegen die Jesuiten, die hier jedoch durch so vollständig einfältige Menschen vertreten werden, daß man gar nicht begreift, was diese armen unschuldigen Tröpfe verbrochen haben. Das Haupt dieser einfältigen Gesellschaft wurde durch Hrn. Laddey aus Magdeburg als „Gastrolle" dargestellt; sein Spiel stand ungefähr auf dem Niveau des Stücks.

Das Tivolitheater, das eigentlich zu Anfang dieses Monats geschlossen werden sollte, wird seine Vorstellungen wahrscheinlich noch einige Zeit fortsetzen; ein neuer Komiker, Hr. Nesmüller aus Wien, soll ihm neue Anziehungskraft verleihen. — Von dem „Constitutionsfest", das dem Tageblatt zufolge am 4. September gefeiert worden, weiß ich Ihnen nichts zu melden, und auch das „Missionsfest", das man kürzlich beging und wobei zwei Missionäre zur Bekehrung der Heiden installirt wurden, wird Ihre Leser schwerlich interessiren. Dasselbe gilt wol auch den Vorlesungen, die ein Professor aus Dresden über Geisterklopferei angekündigt hat; die Zeit dieser Schwindelei ist hoffentlich vorüber. — Im Schoos der Stadtverordnetenversammlung haben Verhandlungen wegen Um- respective Weiterbau der Zeitzer Straße und des Zeitzer- und Windmühlenthors stattgefunden, und zwar sind dieselben so lebhaft ausgefallen und mit solcher Leidenschaftlichkeit geführt worden, daß man für gut gefunden hat, sie vorläufig abzubrechen und die ganze Angelegenheit bis auf Weiteres zu vertagen. — Das Ergebniß der Stadverordnetenwahlen hat meine neuliche Voraussage bestätigt; in den Kreisen der conservativen Partei, die eine vollständige Niederlage erlitten, gibt man sich das Ansehen, als hätte man sich diesmal jeder Einwirkung enthalten und also auch gar keinen Anspruch auf den Sieg gehabt. Das Publicum aber weiß das besser und erinnert sich mit Lachen an die bekannte Geschichte von dem Fuchs und den Trauben. — Die ebenfalls schon neulich erwähnte Contirungsangelegenheit, mehre hiesige sehr bedeutende Handlungshäuser betreffend, hat nach Einigen ein höchst bedenkliches Ansehen gewonnen, während sie nach Andern sich weniger schlimm gestaltet. Das Ganze ist so delicater

Natur und dabei zur Zeit noch so unsicher, daß ich es lieber ganz unberührt lassen will. Dagegen hat eine andere vielbesprochene Tagesfrage hier eine höchst ergötzliche Wendung erhalten, nämlich die orientalische: der eine der großen Säle des Hotel de Pologne ist für die beginnende Meßsaison zu einem prachtvollen orientalischen Saal umgewandelt worden, mit türkischen Zelten, Palmen, Springbrunnen zc.; der Saal wird voraussichtlich eine der ersten Stellen unter unsern Meßwundern einnehmen und viel fröhliche und friedfertige Menschen zu heiterm Genuß in sich versammeln — eine Wendung, die vermuthlich Elihu Burrit selbst nicht besser verlangen kann und die wir daher der wirklichen orientalischen Frage ebenfalls wünschen.

Notizen.

Die Einweihung der Lessing-Statue in Braunschweig wird denn endlich nach vielen Hemmnissen und Zögerungen am 29. dieses Monats stattfinden; Alle, welche Gelegenheit hatten, das Kunstwerk, das bekanntlich aus Rietschel's Händen hervorgegangen ist, zu sehen, sind entzückt davon und räumen ihm eine der ersten Stellen unter den Werken der neuern Kunst ein. — Gleichzeitig verlautet auch von einem andern, einem literarischen Denkmal, das dem Verfasser des „Nathan" errichtet werden soll: nämlich ein neuer, durchgesehener und vervollständigter Abdruck des Lachmann'schen „Lessing", der schon seit einiger Zeit im Buchhandel gefehlt hat. Die Besorgung dieser neuen Ausgabe ist von der Cotta'schen Verlagshandlung einem jungen berliner Gelehrten anvertraut, Hrn. Wendelin von Maltzahn, der sich schon durch verschiedene kleinere literarhistorische Arbeiten (z. B. durch ein Gustav-Adolf's-Lied von 1633) bekannt gemacht, insbesondere aber den Lessing'schen Schriften langjährige, ebenso sorgfältige wie umfangreiche Studien gewidmet hat. — Dagegen geht es mit dem Kant-Denkmal, das man in Königsberg beabsichtigt, nur sehr langsam vorwärts. Trotz wiederholten Aufrufs und obwol an der Spitze des Comité ein so populärer und verehrter Name steht wie Karl Rosenkranz, haben die Sammlungen doch bisher nur ein höchst dürftiges Resultat geliefert, sodaß es bereits mehr als zweifelhaft ist, ob das Denkmal überhaupt zu Stande kommen wird; selbst die Stadt Königsberg, die doch sonst jeden patriotischen und edlen Zweck mit so lebhaftem Eifer zu unterstützen pflegt, hat zur Verherrlichung ihres berühmten Landsmanns nur eine sehr unerhebliche Summe beigesteuert. Liegt dies vielleicht daran, daß die Philosophie heutigen Tags überhaupt unpopulär geworden? Oder fürchtet man, sich höhern Orts unbeliebt zu machen, indem man dazu beiträgt, den Vater des Rationalismus, den eigentlichen Gründer der modernen Skepsis und „Glaubenslosigkeit" zu verherrlichen?

Nachrichten aus Wien zufolge ist Grillparzer mit einer Selbstbiographie beschäftigt, die er zugleich zu einem Gemälde der von ihm durchlebten Literaturepoche zu erweitern gedenkt. Dagegen will von den Dramen, die

er denselben Nachrichten zufolge schon vor längerm vollendet haben sollte, noch immer nichts Näheres verlauten und auch in Betreff der oben erwähnten Memoiren soll es noch ungewiß sein, ob dieselben überhaupt der Oeffentlichkeit übergeben werden. — Auch Wilhelm von Schadow, der berühmte Director der düsseldorfer Kunstakademie, soll sich während eines längern Augenleidens, von dem er erst kürzlich durch Jüngken's Meisterhand befreit worden, als Schriftsteller versucht haben, und zwar mit einem halb novellistischen, halb kunstgeschichtlichen Werke; dasselbe soll den Titel: „Der neue Vasari", führen und demnächst in Berlin bei Reimer erscheinen.

In Darmstadt erscheint seit Anfang des Jahres eine belletristische Zeitschrift: „Die Muse, Blätter für ernste und heitere Unterhaltung", herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Soweit wir Einsicht von dem Unternehmen gewonnen haben, scheint dasselbe hauptsächlich für Hessen und die Nachbarschaft berechnet; es ist ein Localblatt, das sich vorzugsweise mit hessischen Zuständen beschäftigt und auch meistentheils von hessischen Schriftstellern unterstützt wird. Doch fehlt es neben diesen localen Gesichtspunkten auch nicht an weitergreifenden und allgemeinern Interessen, besonders im deutsch-patriotischen Sinne. Es ist dies gewiß der richtigste Weg, den ein derartiges Blatt einschlagen kann, derselbe, den auch das vortreffliche „Bremer Sonntagsblatt" genommen: nämlich sich zuerst einen festen Leserkreis in der nächsten Umgebung zu verschaffen, um von da aus, wie von einem gesicherten Boden, allmälig in das größere deutsche Publicum hinüberzugreifen. Fährt „Die Muse" in der bisherigen Weise fort und sucht sie namentlich immer mehr jenen gutmüthigen, aber unfähigen Dilettantismus von sich abzuschütteln, der sich solchen Localblättern fast unwiderstehlich aufdrängt, so zweifeln wir nicht, daß sie das vorgesteckte Ziel glücklich erreichen und einen ehrenvollen Platz in der deutschen Journalistik behaupten wird.

Von der neuen Ausgabe der Gervinus'schen Literaturgeschichte ist bereits der dritte Band erschienen und auch die beiden Schlußbände, in denen die Veränderungen voraussichtlich am bedeutendsten sein werden, sollen rasch nachfolgen. Auch ein neues Werk steht von demselben berühmten Autor zu erwarten, nämlich eine Lebensgeschichte Joseph Haydn's, zu welcher er namentlich während seines Aufenthalts in England bedeutende Materialien gesammelt haben soll.

Die großherzogliche Kunstanstalt zu Weimar beabsichtigt zu nächstem 16. October, als dem 300jährigen Jahrestage vom Tode Lukas Cranach's, eine Ausstellung Cranach'scher Werke zu veranstalten, die sie auch von auswärts mit Zusendungen zu unterstützen bittet; von dem Ertrag soll das Grabdenkmal des Künstlers, das sich bekanntlich in der Jakobskirche zu Weimar befindet und einer Ausbesserung dringend bedarf, wiederhergestellt werden.

Die „Stadt der Intelligenz" thut fort und fort alles Mögliche, diesen ihren alten Ruf in Vergessenheit zu bringen; nachdem der Schwindel mit dem Wundermädchen, den tanzenden Tischen und den Klopfgeistern glücklich

vorüber, hat nun ein berliner Musikdirector Wagner ein Instrument erfunden, welches ohne Zuthun des damit Operirenden, aus freien Stücken denkt, schreibt, Gedichte verfertigt, die Handschrift entfernter Personen nachahmt ꝛc. Weit entfernt, die Wunderkraft dieses „Psychographen" (so nämlich hat der Erfinder sein Instrument getauft) in Zweifel zu ziehen, vermuthen wir im Gegentheil, daß dasselbe insgeheim schon längst existirt hat und ein altes Inventarienstück der berliner Literatur ist; wenigstens würde es sich auf diese Weise am leichtesten erklären, warum die berliner Dichter im Allgemeinen so hölzern und auch den wundersamen Hallucinationen des bekannten berliner K., grausamen Andenkens, dürfte man damit wol auf den Grund gekommen sein: es war Alles mit dem „Psychographen" gearbeitet und der menschliche Verstand hatte wenigstens an diesen Verirrungen keinen Theil. Wenn aber weiter behauptet wird, auch Hr. von Radowitz gehöre zu den Bewunderern der neuen Entdeckung und werde nächstens eine eigene Broschüre darüber erscheinen zu lassen, so wollen wir denn doch einstweilen hoffen, daß diese Nachricht auch nur eine „psychographische" ist.

Der poetischen Bilder- und Reisebücher sind nachgerade so viel geworden und die Herstellung derselben wird in den meisten Fällen so handwerksmäßig getrieben, daß es eine Pflicht der Kritik ist, die wenigen Bücher dieser Art, die eine Empfehlung wirklich verdienen, mit besonderm Nachdruck hervorzuheben. Mit Vergnügen erfüllen wir diese Pflicht gegen: „Die Schweiz. Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen von Heinrich Kurtz" (Bern, Daley). Der Herausgeber ist bekannt als einer unserer tüchtigsten literargeschichtlichen Sammler und diesem Ruf entspricht auch dies sein neuestes Unternehmen. Während die „Helvetia" von Schücking sich mehr mit den vielbesungenen Naturschönheiten des Landes beschäftigt, tritt in der Kurtz'schen Sammlung hauptsächlich die historische Seite hervor, sodaß die beiden Sammlungen also, statt einander im Wege zu sein, vielmehr eine der andern zur Ergänzung dienen. Auch in literargeschichtlicher Hinsicht enthält das Kurtz'sche Buch manches Interessante; so besonders eine Zusammenstellung der ältern historischen Lieder aus den Schweizerchroniken, die beinahe vollständig genannt werden darf und jedenfalls reichhaltiger und genauer ist, als was man sonst in derartigen Sammlungen findet.

Die auch von uns bereits erwähnte Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner, die in den letzten Tagen des Monats in Altenburg stattfinden sollte, hat, laut einer Bekanntmachung des Vorstands, wegen des unlängst erfolgten Todes des Herzogs von Altenburg aufgehoben werden müssen und soll nun erst im nächsten Jahre ebendaselbst statthaben — eine Unterbrechung, von der sehr zu befürchten steht, daß sie dem nach den Störungen der letzten Jahre kaum einigermaßen wieder erwachten Interesse an diesen Versammlungen aufs neue einen schwer zu verwindenden Stoß versetzen wird.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 39.** 22. September 1853.

Briefe aus Südrußland.

1. Drei Herbsttage in der Ukraine.

So habe ich denn nun auch die Ukraine mit eigenen Füßen betreten, dies Land, das ich bis jetzt nur aus Karl's XII. abenteuerlicher Geschichte und aus den lieblich frischen Lieder des ukrainischen Dichters Bogdan Salewski kannte. An einem der letzten sonnigen Octobertage begannen wir unsern Ausflug; eine Fahrt von wenigen Stunden brachte uns aus den podolischen Fluren in die neue Provinz, die sich jedoch im Landschaftlichen von der eben verlassenen nur wenig unterscheidet. Große Eichen- und Birkenwälder, die eben noch in voller Sommerherrlichkeit standen, ziehen sich da und dort über die einsame Fläche; kahle Hügel umgeben stille Seen, an denen zerstreute weiße Hütten liegen, deren Bewohner nur selten sichtbar werden. Die Straße, ja die ganze Gegend scheint menschenleer; hier und da steht ein einsames Wirthshaus mit dem üblichen Frontispice über hölzernen weißgekalkten Säulen, umgeben von einer schmuzigen, von Pferden und Ochsen aufgewühlten Erdmasse. Auch fahren wir durch einige jüdische Ortschaften mit armseligen, auf dem unebenen kahlen Anger unordentlich umhergestreuten Hütten, vor denen schmuzige Kinder, Ziegen und Ferkel in trauter Eintracht spielen. Nach und nach wird die Gegend malerischer; der Boden zeigt

einzelne wellenförmige Erhebungen; da und dort wird ein freundlicher Herrensitz sichtbar, dessen Mittelpunkt meist ein einfaches weißes, vom Grün der Parkanlagen fast verstecktes Landhaus bildet. Eins derselben prägte sich unserm Gedächtniß ganz besonders ein, theils durch seinen märchenhaften Namen: Susulinze, theils auch durch sein lieblich einsames Aussehen; es war ein alterthümliches graues Haus mit kleinen Thürmen, unter alten Ulmen und Linden auf einer Inselhöhe, in der Mitte eines hellen Sees gelegen und drüber hinaus von grünen Waldhöhen umschlossen. Andere wieder hatten ein mehr schloßähnliches Ansehen, mit einer stattlichen Umgebung von Wirthschaftsgebäuden, Orangerien und prächtigen Gärten. Aber auch sie verschwanden rasch wieder in der weiten Ebene, deren tiefe Oede danach nur um so fühlbarer wurde. Doch fehlte es nicht an einzelnen Heerden von Rindvieh und Pferden, welche letztern in ihrer wilden Freiheit doppelt schön erschienen, wie sie hier über die Hügel jagten oder dort einen freien Waldraum mit geflügeltem Huf durcheilten. Auch Schafe, gleich den Pferden ein Hauptproduct der Ukraine, weideten auf den Abhängen, während einsame Hirten, in dunkle Decken gehüllt, breitkrempige Filzhüte über dem langen schwarzen Haar, auf den knotigen Stock gelehnt, am Wege standen oder an kleinen Feuern am Waldrand lagerten. Auch manche Schönheit und manchen Mächtigen des Waldes hatten wir im Vorübereilen zu bewundern — ich meine manche hochgewachsene Birke mit weißem Stamme und gelblichem Laube, wie eine junge Fürstin in Gold und Silber gekleidet, auch manche gewaltige Eiche mit stolzem Wipfel, keck aufstrebend zu den flockigen Wolken, während die dunkeln Aeste wie zum Befehl oder zum Segen weit ausgestreckt lagen über die andern Bäume des Waldes.

Gegen Abend gewann die Gegend einen ganz eigenthümlichen Reiz. Der Weg wand sich zwischen dunkeln Waldbergen dahin, die sich geheimnißvoll rings um uns her wie zu einem Labyrinth durcheinanderschlangen; die Sonne, die sie soeben noch rosig färbte, war gesunken; Alles um uns lag in tiefer Stille, nirgend eine Spur von Menschenleben!

Es dämmerte schon, als wir unser Ziel, das kleine Gut und Dörfchen Smarcinze erreichten. Wir hielten vor einem niedrigen, grünen, mit Binsen gedeckten Häuschen, das, wie ein Vögelchen im Neste, unter alten Bäumen und dichten Hollunderbüschen lag; ringsum in dichtester Nähe erhoben sich waldige Hügel, während sich das Thal vor uns erweiterte, um in einiger Entfernung mit einer blauen Höhenlinie abzuschließen. In der Tiefe dieses Thals ruhen armselige Hütten zwischen Bäumen mit welkem Laub; eine kleine russische Kirche, grau von Alter, erhebt sich über sie; das arme Dörfchen hat ihr statt der sonst

üblichen drei Kuppeln nur eine geben können, und der verwitterte Glockenthurm neben ihr scheint sich vor Altersschwäche zur Seite zu neigen. Der gelbbraune Hauch des Herbstes auf Wald und Flur vermischt sich mit dem Grau der Dämmerung; die Luft ist feucht und still; kein Laut wird hörbar, kein fallendes Blatt, kein Menschentritt; Alles scheint wie in Traum und Schlaf begraben, voll eines Friedens, so süß und so tief, wie ihn die Welt nicht hat. Die Welt! ... wo ist das? Wir träumten wol einmal von ihr; laute Straßen und Plätze, Kriege und Feste, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Musik und Tanz — Paris — London — gibt es noch so etwas? existirt das Alles wirklich? oder waren es nur Gebilde der Phantasie? Und die Menschen draußen, und alle die wir unter ihnen lieben, sind sie Alle gestorben und wir allein zurückgeblieben in der tiefen Einsamkeit?!

Die Bewohner des stillen Hauses waren ausgegangen. Bald kamen sie, uns freudig begrüßend, herbei; sie schienen recht wie geschaffen für ihre Umgebung. Frau von P., eine Witwe, leidend, bleich, sanfte Resignation in allen Zügen; die ältere Tochter, ein heiteres, thätiges, stillzufriedenes Wesen; Felicia, die jüngere, mit einem jugendfrischen Antlitz, in welchem der Ausdruck ruhigen Denkens lag und dessen tiefe dunkelblaue Augen die Dichterseele verriethen. Dieses junge Mädchen, die sich in der ländlichen Einsamkeit durchaus allein erzogen hat, schreibt Briefe, sogar Gedichte, so voll eigener großer Gedanken, so voll Phantasie und wunderbarer Ahnung des Lebens der Menschheit, daß man von neuem mit Wonne fühlt, wie der Strahl der Poesie gleich dem der Sonne überall hindringen und in tiefster Einsamkeit Seelen finden und entzünden kann.

Von der ganzen Welt geschieden, allein mit einer Magd und einem alten Diener, leben diese Drei in ihrem Waldhäuschen und offenbaren doch in Gespräch und Wesen alle edlere Bildung der Welt, die ihnen so fern liegt. — Im Augenblick war der kleine Kreis durch einen Sohn vermehrt, einen jungen Offizier, der, eben aus dem ungarischen Krieg zurückgekehrt, ein Echo des fernen Weltgeräusches in diese Einsamkeit brachte, mit der die bunten Schilderungen seiner kriegerischen Erlebnisse seltsam contrastirten.

Wir verbrachten einen traulichen Abend in den kleinen Zimmern. Aber erst als die Lichter verlöscht und Alle zur Ruhe gegangen waren, erschien mir der Ort recht eigen fremdartig. Rings um das Schlafstübchen rauschten die schwarzen blätterlosen Bäume des Gartens; vom blassen Mond beleuchtet, sahen sie geisterhaft durch die vier kleinen unverhangenen Fenster herein. Zuweilen gingen Wolken über den Mond und er selbst schien dann mit ihnen zu fliehen; es ward auf Augen-

blicke ganz dunkel, dann wieder strömte das bleiche Licht herein; ferne Windesseufzer zogen durch die Wälder; Alles war so wundersam schauerlich; Tieck's Märchen vom blonden Eckbert wurde um mich lebendig. Jawol, das war die Waldhütte und die Stimme des Zaubervogels schien durch die Nacht zu rufen und zu locken, jenes Lied von der Waldeinsamkeit, das seitdem Niemand wieder vergißt, der es ein mal vernommen!

Am Morgen weckte uns heller Sonnenschein. Wir spazierten nach dem Frühstück im Garten, der sich mit alten Linden und wilden Rosensträuchen, Geisblattlauben und Moosbänken bis an die Waldhügel hinzog. Jetzt lagen die welken Blätter gleich gestorbenen Sommerfreuden am Boden und rauschten unter unsern Tritten; man konnte durch die gelichteten Zweige alle fernen Birken- und Eichenwälder sehen; die Ranken der Rosenbüsche und Lauben schwankten blüten- und blätterlos im Morgenhauch.

Später machten wir noch eine Spazierfahrt weiter ins Land hinein, über die nächsten Berge, an Wäldern mit alten dichtverwachsenen Bäumen vorüber, in ein neues einsames Thal mit einem andern stillen Dorfe. Von da ging es wieder zur Höhe; wir stiegen aus und lagerten uns auf einem der kahlen Berghänge und blickten weit hin über diese wasser-, wälder- und bergreiche Ukraine. Alles machte den Eindruck unendlicher Einsamkeit: die Berge lagen weit auseinandergestreckt, die Seen unbeweglich ruhig zu ihren Füßen; kahle Flächen und baumlose Höhen zogen sich dazwischen hin und nur wenige kleine schweigende Dörfer schimmerten hier und da zwischen den Stoppelfeldern, über die der Morgenthau glänzende Netze gesponnen hatte. Die seltenen Rauchwolken, die aus den weißen Hütten aufstiegen, verriethen allein das Dasein der Bewohner, die zur Zeit der Ernte und Feldarbeiten wol etwas mehr Leben in diese Gegenden bringen mögen. — Auch einige einsame Landsitze sahen wir auf der Höhe liegen; so in einem fernen Bergwinkel die Besitzung der Gräfin Wittgenstein, die jetzt in Weimar als Liszt's Gattin lebt und sich damit, wie es heißt, aus ihrem Vaterlande verbannt hat. Noch weiterhin zeigte man uns die Gegend, in welcher Balzac auf dem Gute der Frau von Theinska lebte, die ihm dann ebenfalls als Gattin nach Paris folgte, aber nur um kurze Zeit später an seiner Gruft zu trauern.

Nach Tische traten wir den Rückweg an, der bei dem sommerlichen Wetter sehr lieblich war. Die Felder schimmerten in neuem Grün am Rande der goldenen Wälder; Heerden weideten auf allen Abhängen; überall lächelten kleine stille Dörfer; Alles war so heimlich und lieblich, daß ich eher in einer bekannten lieben deutschen Gegend zu fahren meinte als in der fernen fabelhaften Ukraine. Nicht lange indeß, so

schimmerte die Abendröthe durch die durchsichtigen Birkenwälder, die silberweißen Stämme mit rosigem Duft umhauchend; jetzt legte der feuchte Abendnebel, jetzt der dunklere Schleier der Nacht sich über die Gegend, sodaß wir unvermerkt aus der Ukraine nach Podolien zurück- und an unser Ziel gelangten, das mir nach dem kurzen Aufenthalt und trotz der fremden Umgebungen doch schon fast wie eine neue Heimat erschien.

2. Sommerleben auf dem Lande.

Ueber Landeinsamkeit dürfen die podolischen Gutsbesitzer nicht eben klagen. Allerwärts schimmern aus dem Grün der Parks und Gärten freundliche weiße Landhäuser hervor; Wege führen nach allen Richtungen und alle sind belebt. Wagen kommen, mit starkduftenden Theertonnen oder schwärzlichen Salzstücken aus fernen Salzseen beladen; die bärtigen Fuhrleute, in dem kleinen Kaftan mit rother Schnure umgürtet, gehen daneben und haben tausend Liebes- und Scheltworte, um ihre Pferde anzutreiben. Judenkarren, theils offen, theils mit Leinwand überdeckt, rasseln vorüber, dicht gefüllt mit Frauen in grellbunten Tüchern und Kleidern, sowie mit Männern in dunkeln Röcken, mit schwarzem Bart und Haar und funkelnden Augen. Soldaten ziehen vorbei in langen grauen Röcken, runde Mützen auf dem kahlgeschorenen Haupt, die Flinten nachlässig auf der Achsel; in ihrer Mitte gehen Gefangene, mit Ketten belastet, darunter einige arme Juden, die den Kopf höchst kläglich hängen und dabei doch mit schlauen Blicken seitwärts lauschen, als wollten sie ein heimliches Einverständniß anknüpfen. Eine Britschka fährt vorüber, in der ein Pope mit langem Haar und Bart und ernstem Aussehen sitzt; neben ihm seine Frau und eine ganze Schar von Kindern. Die Bauern am Wege grüßen ihn ehrerbietig, ziehen aber zugleich etwas Heu oder Stroh aus ihren Karren und werfen es hinter sich. Denn es ist ein Aberglaube, daß die geistliche Begegnung sonst Unglück bringt. Von weitem hört man die Schellen von der Britschka des Handelsjuden, der sich in behaglicher Ruhe an die Kisten und Kasten lehnt, die er von einer der nahen Handelsstädte zur andern fährt. Bauern kommen in Scharen von der Arbeit zurück und grüßen ihre vorbeifahrende Herrschaft mit tiefem Verneigen und über die Brust gekreuzten Armen; ihre dunkeln Haare, ihre Bärte, ihre Kaftans, mit einem Wort ihre ganze Person sieht ziemlich schmuzig und verwildert aus. Hübschere und geistvollere Gesichter findet man unter den Mädchen und Frauen, welche, ganz ähnliche Kaftans über grobe grüne Hemden geworfen, neben den Männern gehen. Die Heerden, aus den gehörnten Thieren des ganzen Dorfes bestehend, kehren in unabsehbarem Zuge von der Weide zurück, begleitet von mäch-

tigen Staubwolken. Feldjäger, in graue Mäntel gehüllt, jagen in offenen einsitzigen Telegas vorüber. Schwerfällige Tornteſſe und elegantere Reisewagen ziehen des Weges. Unter einförmigen Gesängen schreiten Pilger vorbei, die von Kiew kommen oder dahin gehen; sie tragen kleine Bündel auf der Schulter und Wanderstäbe in der Hand und bitten die Vorüberfahrenden um ein Almosen.

Auf diesen Wegen und inmitten dieser Gesellschaft fahren wir denn bald nach Osten, bald nach Westen, die Nachbarn zu besuchen, und lernen dabei manches heimlich glückliche Asyl, manche schöngeschmückte Ansiedelung kennen. Zur Feier des Fronleichnamsfestes fuhren wir nach Jcenow, dem Gute der Gräfin Ch. Wir fuhren durch den herrlichen Morgen an einer Menge wechselnder und reizvoller Landschaftsbilder vorüber; es ist ein liebliches Stück Erde, in der That, dieses Podolien, mit seinen Eichenwäldern und blauen Seen, in denen sich die Dörfer und Waldhügel spiegeln, wenn man auch auswärts nichts von seiner Schönheit weiß.

Vor der Kapelle, die unter alten Linden am Eingang des Städtchens liegt, steigen wir aus. Die Procession hatte schon begonnen. Die Priester und Chorknaben, auch viele Damen und Herren, bekränzte Kinder, geschmückte Landleute ꝛc. zogen, Psalmen singend, um die Kirche. Der Duft des Weihrauchs und der Kerzen mischte sich mit dem der Linden; alte Kirchenfahnen wehten. Vor jedem der vier Altäre, die im Freien unter grünen Lauben errichtet waren, hielt der Zug an; das Meßglöckchen tönte und in lautloser Stille kniete Alles andächtig zur Erde.

Nach dem Gottesdienst fuhren wir ins nahe Schloß, eines der wenigen im Lande, das, einem deutschen Schloß des Mittelalters ähnlich, von stattlichen Thürmen und Zinnen überragt wird. Noch sieht man Reste der Wälle nebst Zugbrücke und Mauern mit Schießscharten; das Ganze unterscheidet sich äußerlich von den übrigen meist nur für heute und morgen erbauten Landhäusern ganz in demselben Maße, wie das feudalistische Heimwesen der Altgermanen sich von dem flüchtigen Wanderleben der alten Slawen unterscheidet.

Die Besitzer empfingen ihre Gäste mit liebenswürdiger Gastfreundschaft; ihre ganze Umgebung zeigte von ihrer freien, kosmopolitischen Bildung. Bücher und Journale in allen Sprachen, die neuesten Musikalien, zahlreiche Steindruck- und Kupferstichsammlungen bedeckten die Tische im Salon, dessen Glasthüren sich auf eine Terrasse öffneten, die Blumendüfte, Vogelgesang und Sonnenstrahlen in die Zimmer sandte. Das Diner wurde unter fröhlicher Tafelmusik in einem der obern Säle gehalten, von dessen Wänden die Ahnen des Hauses, stattliche Männer in polnischer Tracht, herniederschauten. Auch die vier

Priester waren mit bei Tisch; ihre langen schwarzen Röcke mitten unter der eleganten heitern Gesellschaft sahen recht ehrwürdig aus.

Die Nachmittags- und Abendstunden verleben wir auf der Schloßterrasse, die mit ihren alten Kastanien- und Lindenbäumen, unter denen Orangenblüten duften und seltene Blumen in reicher Fülle blühen, uns ein höchst beneidenswerthes Plätzchen dünkt. Von der einen Seite blickt man über die Mauerzinnen in den Schloßgarten, der mit seinen alten dunkeln Bäumen und dem dichtverwachsenem Gesträuch feucht und düster in der Tiefe liegt; an die andere Seite grenzt der weite Schloßhof, der, von hohen Gebäuden umgeben, mit Springbrunnen und Blumenanlagen geschmückt ist, während man von der dritten auf die kleine Judenstadt herniederschaut, die hier eben weit genug entfernt ist, um durch ihr buntes Handelsgewühl nur noch ein heiteres Bild zu geben.

Das hübscheste Bild aber ist die Terrasse selbst; man wandelt hier unter Blumen und Bäumen, sitzt in verschiedenen Gruppen im Schatten der Kastanien, plaudert, neckt, lacht oder blättert auch in den Albums und Kupferwerken, die auf den Tischen zerstreut liegen. Die Klänge des Orchesters, das sich ebenfalls ins Freie placirt hat, übertönen zuweilen die heitern Gespräche; dazwischen flüstert der Abendwind und löst die schönsten Düfte von den Blumen. Erdbeeren und Ananas, Feigen und Datteln werden mit dem Thee gereicht und vollenden die Täuschung, als ob man sich in einem südlichen Lande und nicht tief in Podolien befände.

Jeden Sonntag verleben wir bei den nächsten nur eine halbe Stunde entfernten Nachbarn; das Gut derselben, Czergpacinze, hat eine besonders reizende Lage. Auf einer grünen Anhöhe über dem See, an dessen jenseitigem Ufer das große Dorf unter Bäumen liegt, erhebt sich ein ansehnliches Schloß; Terrassen mit Blumen und Bäumen führen von oben hinab, während sich rechts vom Schloß weit über die Hügel der Garten voll alter hoher Bäume hinzieht, welche lange Alleen und dichtverwachsene Gruppen bilden. Hier, in einem Zelte unter dunkeln Linden, versammelt sich der fröhliche Kreis zur Theestunde, um sich in den spätern Abendstunden an einer andern schönen Stelle zum Souper wieder zu vereinigen, nämlich auf einem freien Platz in der Mitte des Gartens, dicht umschlossen von einheimischen und fremden blühenden Sträuchern und Blumen, hinter denen die dunkeln Bäume, voll süßen Schattens und noch süßerer Nachtigallenlieder, herüberragen.

Die innere Einrichtung des Hauses ist, wie überall in diesen Häusern, mögen es nun Paläste, Villen oder auch kleinere ländliche Gebäude sein, reich und elegant. Bilder und Sculpturen, von Reisen in das Ausland mitgebracht und von verschiedenen Besitzern hier vereint, schmücken Wände und Treppen und winken uns den Gruß der Kunst

entgegen. Musik und Tanz hat schon einige mal größere Gesellschaften hier vereinigt; abgerechnet eine lebhaftere Tanzlust und eine geringere Blasirtheit der Herren, gleichen diese kleinen Festlichkeiten ganz denen unserer deutschen Gesellschaft, sodaß es schwer hält, aus diesem Luxus und diesem vornehm geselligen Treiben, das ja überall dasselbe ist in ganz Europa, sich hinauszudenken in das nächtige Land mit den bärtigen Bauern und Juden, den armen Hütten und den vielen unerhörten, unverstandenen Seufzern ...

Das zweite Gut des Hrn. K. liegt nur zwei Stunden von demjenigen, das wir selbst bewohnen, in einer lieblichen Gegend von deutschem Charakter, mit grünen Wiesen, Waldhügeln und klaren Bächen Das Schloß, mit breiter Avenue und Vortreppe, liegt auf dem felsigen Ufer des Bog, der breit, dunkel, still, voller Schilfinseln und Wassergewächse, durch die Ebene zieht, da und dort von Eichenwäldern und Felsenblöcken umgrenzt. Weiße Wasservögel gleiten über die dunkele Fläche, die im Westen die untergehende Sonne rosig färbt. Alles vereint sich hier zum Ausdruck einer eigenthümlich stillen Wehmuth; hier oder nirgends sind Lenau's „Schilflieder" an ihrem Platz. Ein Park mit dunkeln Bäumen, düstern Alleen und dichtem Gesträuch zieht sich neben dem Hause am Flusse hin; auch über ihm liegt ein Hauch von Traurigkeit; in seiner Mitte aber quillt ein fröhliches Leben, eine Quelle voll Klarheit und Bergesfrische. Auch die unbewohnten öden Zimmer machen einen düstern Eindruck. Spuren des fröhlichen Treibens, das sie einst belebte, finden wir oben in dunkeln Vorrathskammern, wo allerlei Geräthe und Kleider aus frühern Zeiten aufgehäuft sind: alterthümliche Waffen und Trinkgefäße, altpolnische Kriegs- und Festanzüge, altmodische Hofkleider und Hofdegen, geschwärzte Familienporträts, dazwischen Priestergewänder, Altardecken und verschiedene Geräthe der ehemaligen Hauskapelle, Alles mit Staub und Moder bedeckt, sodaß man sich fühlt wie in einer Todtenkammer und sich hinaussehnt in die frische Welt, wo das Alte, Abgelebte mit dem letzten Herbstwind zerfällt und spurlos mit Luft und Erde sich mischt, um neues Leben zu ernähren. Auch der ehemalige Besitzer des Schlosses selbst, der noch einen Theil desselben bewohnt, paßte wundersam gut in diese düstere Umgebung: ein geisteskranker Alter, den wir in langem braunem Gewand, mit weißem Haar und Bart und ausdruckslosen versteinerten Gesichtszügen regungslos in der Vorhalle sitzen sahen. Er war wie der Geist dieser düstern einsamen Umgebung; von ihm schien dieser Hauch von Melancholie auszugehen, der über ihr ausgebreitet lag.

Eine schöne Besitzung ist Strzyzawka, im Süden Podoliens, dem Grafen G. gehörig. Auf einem Felsen, hoch über dem Bog, liegt das Schloß mit weißen Säulenhallen auf dunkelgrünem Hintergrunde; auf

beiden Seiten schimmern weiße Dorfhütten zwischen Obstwäldern hervor; eine katholische und zwei griechische Kirchen ragen hoch darüber hinweg. Am Fuße des bewaldeten Felsenufers führt eine Brücke über den Fluß, gleich den Wegen umher belebt von Bauern im Sonntagsputz. Die Glöckchen klingen von den Kirchen; ein Hochzeitzug mit Violinen und singenden Brautführerinnen kommt vorüber. Weiterhin, auf einem Felsenvorsprung zwischen Bäumen, liegt eine kleine Kapelle und spiegelt sich im Fluß, dessen Windungen wir folgen bis in das liebliche Thal, wo inmitten bewaldeter Hügel die Stadt Vinnica mit vielen weißen kleinen Häusern und heitern Gärten liegt. Jenseits der Stadt steht unter alten Bäumen ein Kapuzinerkloster, in dessen Kirche wir die Messe hören und eine Procession der Mönche sehen: energische Gestalten mit schwarzen Haaren und Bärten, in dunkeln Gewändern und Kapuzen. Der kleine Raum ist mit Menschen gefüllt; mit den ländlichen Kirchenbesuchern mischen sich viele elegante Erscheinungen; reiche Equipagen halten vor der Thür und im kleinen Städtchen selbst findet man Kaufläden mit verschiedenen Luxuswaaren, sogar Mode- und Pianofortemagazine, sowie Conditoren und Friseure. Denn bei der Nähe so reicher Landbewohner müssen diese kleinen Ortschaften schon etwas von Dem bieten, was Diese bedürfen und was sie in den allzu fernen großen Städten nicht suchen können.

Die Gegenden, durch welche uns diese Ausflüge führen, sind überall angenehm belebt; frischen Eichenwäldern folgen in rascher Abwechselung goldene Weizenfelder, die theils noch im Winde wogen wie ein glänzendes Meer, theils schon dahinsinken unter der Hand zahlloser Schnitter und Schnitterinnen. Auf den Straßen ziehen hochbeladene Erntewagen, mit weißgrauen Ochsen bespannt, zu den Scheunen, die bald nicht mehr ausreichen, sodaß man die Garben neben ihnen in allerhand phantastischen Formen aufschichtet, zwischen denen man wandelt wie in einer goldenen Märchenstadt. Dörfer, oft von erstaunlicher Ausdehnung und von mehr als 6000 Familien bewohnt, liegen da und dort zerstreut auf Hügeln und an Seen; wie weiße Blumen schimmern die immer frischgemalten Häuser zwischen den Bäumen. Seitwärts, meist auf einer Höhe, von Gebüsch und den buntbemalten Kreuzen des Kirchhofs umgeben, liegt die ebenfalls weiße Kirche mit ihren drei grünen Kuppeln und dem einzelnstehenden Glockenthurm. Die Dorfstraßen dagegen sind wenig belebt; jene spielenden Kinder, jene schwatzenden Alten, die bei uns die unvermeidliche Staffage jeder Bauernhütte bilden, sind hier eine Seltenheit; keine Linde, kein Brunnen dient als Vereinigungspunkt der fröhlich-gesprächigen Jugend. Wer hier nicht arbeitet, der schläft, es wäre denn etwa, daß er sich betränke, um demnächst desto süßer zu schlafen.

Das Innere der Hütten ist eng und dunkel; die kleinen Fensteröffnungen, mit trüben Glasscheiben zugesetzt, bleiben immer verschlossen; Luft dringt nur durch die niedrige Thür herein. Der große Ofen wird Sommer und Winter geheizt, was denn, in Verbindung mit dem Geruch der hier genossenen sauern und herben Speisen, dem Fremden den Aufenthalt in diesen Hütten bald unerträglich macht; hölzerne Bänke und Tische sind die einzigen Möbel des einzigen Hüttenraumes, dessen Fußboden ungedielt und höckerig ist und in dem ganze große Familien mit sammt ihrem Federvieh, ihren jungen Ferkeln und Kälbern wohnen und schlafen. Betten, ja selbst Strohlager sind unbekannt; ein Pelz oder Kaftan, auf den Boden gebreitet, ist hier der ganze Zaubermantel, der den Müden in das Land der Träume und der Selbstvergessenheit hinüberträgt. Meist langt er dort noch vor Anbruch der Nacht an; erwartet er dieselbe aber wachend und braucht er mithin Licht, dann erhellt er seine Hütte mit angezündeten Kienspänen und langsam brennenden Eichenästen. Keine Hütte ist mit Blumen und Reben geziert wie bei uns; dagegen sind sie sämmtlich von Gärten umgeben, in denen sich nicht selten buntschimmernde Mohnblumen und wie beschämt erglühende Rosen zwischen die breiten Kürbis- und Arbusenblätter, den hochstieligen Mais und die dunkeln Kohlköpfe verloren haben. Die fruchtbeladenen Obstbäume, welche die Hütten beschatten, und die goldenen Getreidethürme, die sich nach der Erntezeit neben jeder erheben, lassen hoffen, daß auch ihre Bewohner ihren Theil an den Gaben des Landes und der Jahreszeit haben.

Wie nun übrigens das Innere dieser Hütten auch sein mag und wie leer an Geräthen, so fehlt doch in keiner das Heiligenbild, vor dem Tag und Nacht eine Lampe brennt, vor dem man das Morgen- und Abendgebet hält und das jeder Eintretende mit tiefem Verneigen begrüßt.

Die dunkeln grünen oder weißen Kaftans aus grobem Wollenzeug, die im Winter mit Schafpelzen vertauscht werden, dienen den Männern und Frauen gleichmäßig zur Kleidung; auch tragen Beide im Winter hohe Stiefeln, im Sommer aber eine sehr primitive Fußbekleidung, nämlich Sandalen aus Holz oder aus Bastgeflecht, nicht unähnlich denjenigen, welche der göttliche Sauhirt Homer's trug. Die Frauen müssen ihr Haar unter Tüchern verbergen, die Mädchen dagegen tragen es als größte Zierde frei, in Flechten kranzartig um den Kopf gelegt, mit frischen Blumen geschmückt oder auch mit bunten Bändern, die breit über den Rücken herabfallen.

Zuweilen wird das Dorf belebt durch einen Trauerzug. Voraus der Priester mit dem Crucifix, dann die Kirchendiener mit Fahnen und Heiligenbildern, darauf der offene Sarg, in welchem die Leiche unbedeckt

liegt, zum Schluß die Angehörigen und Freunde, eintönige Klagelieder singend. Oder es zieht auch ein heiterer Hochzeitszug daher, an der Spitze das geschmückte Brautpaar, das vor und nach der Trauung seinen Rundgang durch das Dorf hält und bei den Bewohnern des Herrenhauses, sowie vor jeder bekannten Hütte in demüthigster Weise, kniend und die Gewänder küssend, um Erlaubniß und Segenswünsche zur Heirath bittet. Das halbe Dorf und einige Musikanten begleiten den Zug; vor jeder Thür ertönen die disharmonischen Klänge der Geige; Große und Kleine tanzen und springen in ordnungslosen Bewegungen wie ausgelassene Kinder. Die Mädchen oder Truschken dürfen nur am Hochzeitstage selbst tanzen, während die übrigen Tage der lang ausgedehnten Festzeit ausschließlich den verheiratheten Frauen gehören, denen sich jetzt auch die Braut, die am Hochzeittag ihr Haar aufgelöst mit Blumen und Bänderschmuck trug, nunmehr mit dem Abzeichen des Kopftuchs anschließt. Der unaufhörlich herumgehende Krug mit Branntwein oder Kwas ist die einzige Erquickung, und leider wird diese den Gästen nur allzu reichlich geboten.

Doch darf man darum nicht glauben, daß es dieser Bevölkerung an geistigen Gaben und Talenten fehlt; mancher mit Orden geschmückte General erblickte das Tageslicht in der Hütte des Leibeigenen, und die Wunderkraft der Poesie erhob schon mehr als Einen dieser Niedriggeborenen auf die Sonnenhöhen des Lebens; der Fischerknabe Lomonossow und der Hirtenbube Koslow bahnten sich den Weg bis in die Herzen ihres Volks und schmückten ihr Haupt mit dem Lorber der Dichter.

So haben wir denn unsern Sommer in Podolien verlebt; wir haben keine Blume ungepflückt, keinen heitern Tag unbenutzt gelassen; wir haben Namenstage gefeiert, zu denen von weit und breit die Nachbarn herbeikamen, haben Concerte veranstaltet, haben Theater gespielt und haben mit einem Worte nichts entbehrt von allen jenen Dingen, mit denen Bildung und Wohlstand das gesellige Leben verschönern. Namentlich die Proben zu unsern dramatischen Spielen, die wir nicht selten im Freien abhielten, unter Bäumen und Büschen, hatten ungemein viel Poetisches; diese wandelnden Gestalten, zum Theil in abenteuerlicher Kleidung, diese seltsamen Stellungen, diese abgebrochenen, geheimnißvollen Reden — wahrlich, es war wie eine Scene aus dem „Sommernachtstraum“: „this green plot shall be our stage, this hawthorn brake our tiring house“ ... und wol konnte man sich denken, daß Puck, der neckende Geist, es sei, der mit plötzlichem Windstoß hier eine Perrücke zerzauste, dort eine Schöne in ihren Schleier verwickelte oder die geschriebenen Verse entführte.

Oft vereinte man sich auch mit den nächsten Nachbarn und zog in fröhlicher Karavane zu Pferd und zu Wagen weit in das Land hinaus,

schwelgend in seiner Sommerherrlichkeit, und improvisirte da und dort heitere Festlichkeiten auf einsamen Landsitzen. Jeder zeichnete ein verschiedenes Bild in die Erinnerung: hier ein idyllischer Wohnsitz im stillen Thal, von eichenbewachsenen Hügeln umschlossen, auf deren freien Abhängen Heerden weiden und zu deren Füßen ein Bach über Felsenstücke gleitet; — dort eine Steppeneinsamkeit, einzelne kleine Wohnhäuser zerstreut auf sandiger Fläche, an einem traurigen See, von kahlen Hügeln vor der ganzen Welt verschlossen; — da wieder ein Eindruck voll Leben und Heiterkeit; eine freundliche Villa auf baum- und blumenreicher Höhe, mit einem Blick ins weite offene Land, das sich mit Wäldern und Dörfern jenseit des blauen Sees breitet. Ueberall herrscht die liebenswürdigste Gastfreundschaft, überall wird man von freundlichen Gesichtern, in gemüthlichen Räumen, beim brausenden Samovar empfangen und mit dem Besten bewirthet, was Keller, Küche und Garten vermögen. — Durch mondhelle Nacht fahren wir dann zurück wie durch eine Zauberwelt. Hinter uns liegt die Silberfläche des Sees im Glanz des schönen Gestirns; dann umgibt uns ein Wald, feenhaft erhellt von den milden Strahlen, die das durchsichtige Laub durchdringen und mit seinem Schatten auf dem Boden spielen; das Halbdunkel öffnet sich und ein neuer See liegt vor uns in träumerischer Ruhe, von einer langen, schwankenden, oft in tausend Perlen sich auflösenden Lichtsäule durchzogen. Und weiter fahren wir hinaus in die Ebene, die uns wie ein weites Meer in geisterhafter Helle umgibt; es ist, als träume man von der Ewigkeit, als blicke man in die unendlichen Fernen eines neuen Lebens; Phantasie, Erinnerung, Sehnsucht werden mächtig und bevölkern den endlosen Raum mit Geistergestalten; man kommt nach Hause wie berauscht, wie eingesponnen in ein Netz wunderbarer Eindrücke und nur mühsam erkennt man die alten Umgebungen, ja sich selber, wieder.

Talvj.

Von

Franz Löher.

Im vorigen Jahre machte in ihrer deutschen Heimat eine Amerikanerin einen Besuch, welche von Allen, die in unserer classischen Literatur mitgewirkt hatten, herzlich bewillkommt wurde. Auch von den Serben wurde ihr in Berlin und in Wien die freudigste Anerkennung gebracht. Es war Talvj, welche einst in Halle in jugendlicher Begeisterung als Frl. T. A. L. von Jakob die Heldengesänge der Serben in die deutsche

Literatur eingeführt hatte, in einer Uebersetzung, welche ihr schon damals so meisterhaft gelang, daß jetzt nach weitausgedehnten Studien von der neuen Auflage (die, wie wir hören, in wenigen Wochen unter dem Titel: „Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage" in zwei Bänden bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen wird) sich das Ausgezeichnetste erwarten läßt. Die junge Mitarbeiterin im Felde der Weltliteratur wurde von Goethe als ein Frauencharakter begrüßt, von dem er die tüchtigsten Leistungen verhieß. Diese sind in der That nicht unter Goethe's Erwartung geblieben. Mit dichterischem Gefühl für das Wahre und Schöne eint sich in Talvj eine, man kann wol sagen männliche Kraft und Ausdauer für gründliche Studien. So erreichte sie, was bei Frauen gewiß selten, daß sie nicht nur die schöne Literatur, sondern auch die Wissenschaft bereicherte, und sich, was die slawischen Sprachen und Literaturen, die Volkslieder der verschiedenen Länder und die amerikanische Geschichte betrifft, zu einer auch außerhalb Deutschlands und Amerikas wohlbekannten Autorität erhob.

Ihr letztes Werk über die slawischen Literaturen, welches zuerst in London in englischer Sprache erschien, das „Handbuch der Geschichte der slawischen Sprachen und Literaturen", hat in Deutschland fleißige Uebersetzer gefunden, denen nur zu wünschen, daß sie der slawischen Dialekte selbst mehr mächtig gewesen wären. Das feine Gefühl für das Nationelle der Völker, wie es sich in seiner eigensten und zartesten Blüte, in dem Volksliede, ausspricht, hat Talvj auch in dem größern Werke bewährt: „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften". Hiermit verwandt ist die fernere Schrift: „Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere".

Um die Aufhellung der dunkeln und vielentstellten frühern Geschichte Nordamerikas erwarb sich Talvj ein wesentliches Verdienst durch ihre Geschichte der „Colonisation von Neuengland". Die Geschichte der ersten Niederlassungen der verschiedenen religiösen und andern Gesellschaften und ihre eigenthümliche Fortentwickelung in politischer, religiöser und socialer Beziehung ist darin unmittelbar aus den Quellen, welche in dieser Art noch wenig treu benutzt waren, dargestellt „bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692": das ist bis zu dem Zeitpunkte, wo der Fortschritt zur Unabhängigkeit von England nothwendig gegeben war. Die Verfasserin fühlte sich zu diesem Werke um so mehr angeregt und befähigt, als ihr Gatte, Professor Edward Robinson in Neuyork, berühmt durch seine mathematisch genauen Untersuchungen im Orient, von einem der Führer der „Pil-

grimme" abstammt. Den merkwürdigen Bildungsgang, den die bedeutendsten nordamerikanischen Ansiedelungen nahmen, im Kampfe mit der wilden Natur und den Indianern, unter dem Drucke der englischen Regierung und der eigenen verzerrten Ideen vom neuen Volke Gottes, hat die Verfasserin in diesem Werke uns von Stufe zu Stufe deutlich vorgeführt.

In der letzten Zeit hat Talvj sich auch wieder der dichterischen Erzählung zugewendet. Sie begann mit der englischen Bearbeitung einer von ihr ursprünglich deutsch geschriebenen Erzählung „Heloise"; das Buch erlebte in Neuyork in einem Jahr drei Auflagen. Auch in Deutschland, wo es im vorigen Jahr erschien, konnte ihm die Anerkennung nicht ausbleiben. Viel mehr aber traten Talvj's eigenthümliche Vorzüge in ihrer neuesten Erzählung: „Die Auswanderer", hervor. Sie läßt darin einen jungen Deutschen, der nach Kerkerleiden Freiheit und Heimat in Amerika suchen muß, mit einem edlen Mädchen über den Ocean ziehen und Beide nach vielfachen, theils gewöhnlichen, theils wunderbaren Schicksalen zuletzt zwar den Anfang zu ruhigem Glück, aber auch frühen Tod finden. Was uns an der Erzählung nicht gefällt, ist, daß des Hochromantischen darin viel zu viel zusammengehäuft ist; Reizmittel dieser Art sind bei uns verbraucht. Um so mehr zieht uns aber die Darstellung der Charaktere und der verschiedenen Lagen an, in welche die Auswanderer gerathen. Es ist ein echtes deutsches Frauengemüth, welches mit Innigkeit und Zartheit und in einfacher volltönender Sprache uns in den beiden Auswanderern zwei edle Blüten des deutschen Landes zeichnet, für dessen Schönheiten und Leiden Talvj sich das wärmste Gefühl bewahrt hat. Vor anderm werthvoll aber wird das Buch durch die naturgetreue Schilderung von Land, Menschen und Sitten und von einer Menge häuslicher und öffentlicher Scenen aus dem Süden und Norden Amerikas. Der Kampf gegen die Sklaverei bildet den Mittelpunkt der Erzählung; doch hat die Verfasserin sich frei gehalten von den Fehlern, in welche die bekannten neuesten Schilderungen dieses furchtbaren Unglücks Amerikas verfallen sind. Wer amerikanische Zustände aus eigener Anschauung kennt, findet sich bei dem Lesen des Buches häufig überrascht durch die Naturtreue der Schilderung und durch die feinen treffenden Bemerkungen über amerikanische Denkungsart, welche oft allerliebst angebracht sind. Die Verfasserin läßt dem Männlichen und praktisch Tüchtigen im amerikanischen Charakter von Herzen Gerechtigkeit widerfahren: aber die Amerikaner müßten Fortschritte gemacht haben und in ihrer nationalen Eitelkeit nicht mehr so äußerst empfindlich sein, wenn sie dieses Buch, nachdem es unverändert in Neuyork in englischer Sprache erschienen sein wird, der Verfasserin verzeihen könnten. Ihren berühmten

Landsmann Cooper ließen die Amerikaner bekanntlich in seiner Vereinsamung sterben und sind auch jetzt noch nicht gut auf ihn zu sprechen, weil sie die scharfe Geißel nicht vertragen konnten, welche Cooper in seinen Schriften, namentlich in „Evchen Effingham", über ihre nationalen Lächerlichkeiten geschwungen hatte.

Schreiben aber konnte ein Buch wie „Die Auswanderer" nur eine Frau, welche, mitten im Reichthum deutscher Bildung fußend, in Amerika eine lange Reihe von Jahren, und zwar in den bedeutendern Kreisen der dortigen Gesellschaft, gelebt hat. Es gibt uns nicht die pikanten Bemerkungen einer Durchreisenden, sondern die Erfahrungen einer geistvollen deutschen Frau, welche über ihre zweite Heimat schreibt, deren Vorzüge und Schattenseiten sie lange genug geprüft und beobachtet hat. Wir dürfen hoffen, daß Talvj noch mehr des wirklich Erlebten aus der neuen Heimat in der Sprache der alten mittheilt, wenn auch nicht im romantischen Geschmack, doch in der einfachen und edlen Darstellung, deren diese Schriftstellerin in ausgezeichnetem Grade mächtig ist. Solche Schilderungen des amerikanischen Lebens, ohne Haß und ohne zu starke Vorliebe für die Alte oder Neue Welt und von Befähigten gegeben, welche über mehr als flüchtige Eindrücke berichten können, sind in Deutschland gerade jetzt an der Zeit, wo es bei Vielen Mode geworden scheint, ebenso entschieden auf Amerika zu schmähen, als man früher bei Andern misliebig wurde durch ein offenes Wort des Tadels über gewisse dortige Zustände. Im Besitze aber der vorzüglichen Mittel, wie sie Talvj ihr Bildungsgang und ihre Stellung geben, möchte gerade sie auch zu bedeutendern Arbeiten berufen sein. Zu der Fülle und Tiefe der deutschen Literatur ist der jüngern amerikanischen Schwester der Weg, den sie jetzt schon sucht, zu erleichtern und zu verschönen. Wer aber könnte mit mehr Erfolg eine englisch-amerikanische Vorschule zur deutschen Literatur schreiben als gerade Talvj, die in der einen mit ihrer ganzen Bildung wurzelt und mit der andern wohlvertraut und von ihr hochgeschätzt ist? Wir haben einen Seatsfield gehabt, der die frische Kraft und den männlichen Geist vom amerikanischen Volke zum deutschen hinüberleiten wollte; — Talvj, deren Haus in Neuyork ein Vereinigungspunkt von höher Gebildeten aus beiden Völkern ist, könnte umgekehrt viel dazu beitragen, daß die geistige Dürre und Armuth des amerikanischen Lebens befruchtet werde durch den Reichthum und die Humanität deutscher Bildung.

Leuchtende Sonne.

Von

Julius Grosse.

Ziehen die Wolken schwer zu Thal,
Schenkt mir ein zum letzten mal;
Peitscht der Regen in die Zweige,
Ist das Glas noch nicht zur Neige.
Laßt sie denn rinnen, die Zeit, geschwind,
Rinnen die Thräne, sie ist noch jung!
Flammt doch noch heut zu Liebesschwung
Im Wein empor Erinnerung,
  Leuchtende Sonne durch Regen und Wind!

Vor lustigem Wagen zwei Schimmel stolz
Traben vorüber im grünen Holz;
Draußen Staubwolken dicht und dichter,
Drinnen vergilbte Reisegesichter,
Mitten dazwischen ein blühend Kind —
Kaum daß den flüchtigen Gruß ich gewahr,
Augen wie Blumen so glänzend und klar,
Flattert schon ferne ihr Lockenhaar,
  Leuchtende Sonne durch Regen und Wind!

Horch, und schon ruft der Fährmann im Kahn,
Rasch übers Wasser, die Berge hinan!
Unter dem Fuß jäh schwindelnde Pfade,
Fern und ferner die hellen Gestade,
Sonnige Ufer und Fluren lind!
Drüben ein freundlicher Augenblick,
Droben ein nächtig mahnend Geschick —
Blick' denn noch einmal, o blicke zurück,
  Leuchtende Sonne durch Regen und Wind!

Alternde, einsame Jugendzeit,
Goldene Jahre, so schön, so weit,
Gestern auf Straßen und Felsengipfeln,
Heut unter dämmernden Waldeswipfeln —
Wer doch weiß, wo wir morgen sind?!
Auf denn das Haupt, ob grambeschwert!
Auch die Thräne noch sei verklärt,
Bleibt dir in eigener Brust nur bewährt,
  Leuchtende Sonne durch Regen und Wind!

Literatur und Kunst.

In Göttingen, das ehemals, zur Zeit der Haller und Kästner, der Lichtenberg und Forster, der Schlözer und Beckmann auch im Gebiet der Journalistik einen so höchst ansehnlichen Platz einnahm, sind im Laufe dieses Jahres zwei Unternehmungen begründet worden, die nicht übel geeignet scheinen, den alten journalistischen Ruf des berühmten Musensitzes wiederherzustellen. Freilich erscheint die eine davon, und gerade die älteste und umfangreichste, nur sehr zufällig in Göttingen; sie wird weder an der Leine noch überhaupt in Deutschland, sondern jenseit des Oceans geschrieben, größtentheils von Verfassern, die das Vaterland nicht freiwillig verlassen haben und die beim erzwungenen Abschied wol selbst nichts weniger dachten, als daß ihre Geistesproducte dereinst noch in dem vornehm-kühlen, aristokratischen Göttingen ans Licht treten sollten: „Atlantische Studien. Von Deutschen in Amerika" (Göttingen, G. H. Wigand). Das erste Heft erschien schon zu Anfang des Jahres und ist, wenn unser Gedächtniß uns nicht täuscht, gleich damals in den Notizen dieser Blätter lobend erwähnt worden. Seitdem sind die Herausgeber auf dem eingeschlagenen Pfade so rüstig fortgeschritten und haben ihre interessante und schwierige Aufgabe nach allen Seiten hin mit so viel Geschicklichkeit und Ausdauer verfolgt, daß es gewiß gerechtfertigt ist, wenn wir hier noch einmal und ausführlicher auf ihr Unternehmen zurückkommen. Ist uns Amerika doch seit Jahren durch Eisenbahnen und Dampfschiffe in eine Nähe gerückt worden, die früher geradezu märchenhaft erschienen wäre; was sonst eine Expedition auf Tod und Leben, wird jetzt von Vielen nur noch als eine Spazierfahrt betrachtet, die man mit Bequemlichkeit in sechs Wochen hin und zurück macht. Die Auswanderung nach Amerika ist nichts Vereinzeltes, nichts Zufälliges mehr, sondern ein nothwendiges Bedürfniß, eine regelmäßige und unerläßliche Function des europäischen Lebens, das ohne sie schon nicht mehr bestehen könnte; während wir sonst an Amerika nur unsere Bettler, unsere Bankrotteurs und allenfalls noch unsere Blasirten abgaben, strömt jetzt Monat für Monat und Woche für Woche ein breiter Zug gesunder, wohlhabender und lebensmuthiger Auswanderer über das Meer, mit derselben Leichtigkeit des Entschlusses und sogar mit noch weniger äußerer Anstrengung, als ehedem dazu gehörte, aus einer Provinz, einer Stadt in die andere zu ziehen. Dadurch ist uns Amerika auch gemüthlich ungleich näher gerückt als sonst. Wer sonst nach Amerika ging, der war für die Seinen so gut wie verschollen und oft war es sogar gerade diese Verschollenheit, was der Flüchtling „am andern Ufer" suchte. Jetzt trifft die Post aus Amerika mit derselben Regelmäßigkeit ein und wird von unzähligen Familien, die ihre Väter, ihre Söhne, ihre Brüder hinübergeschickt haben, oft nur als Vorläufer, denen die Zurückgebliebenen in kurzer Zeit ebenfalls folgen werden, mit derselben Sicherheit erwartet, wie in unserer Kindheit der Eilwagen aus der nächsten Stadt. Auch die Literatur ist unter diesen Umständen nicht zurückgeblieben; in allen Zeitungen, an allen Straßenecken werden uns Bücher über Amerika angekündigt; die Wegweiser und Rathgeber, wohin wir unsere Auswanderung lenken sollen und wie wir unser Leben in der Neuen Welt am vortheilhaftesten einzurichten haben,

verfolgen uns bis in das Innerste unserer Häuser und bringen nicht selten auch solche Leute auf den Gedanken der Auswanderung, die ohnedies vielleicht niemals darauf gekommen wären. Ja ohne Uebertreibung läßt sich behaupten, daß die deutsche Literatur — oder wenn dies zu viel gesagt wäre, doch wenigstens der deutsche Buchhandel mehr Eifer darauf verwendet und mehr Thätigkeit entwickelt, uns mit Amerika bekannt zu machen, als er darauf verwendet, uns über Beschaffenheit und Zustände des eigenen deutschen Vaterlandes aufzuklären.

Natürlich hat diese außerordentliche Betriebsamkeit denn auch ihre sehr wesentlichen Schattenseiten im Gefolge; indem man uns Amerika näher und näher gerückt hat, ist uns in vielen Fällen die richtige Sehweite überhaupt verloren gegangen, sodaß Vieles von den amerikanischen Zuständen uns in einem ganz andern Lichte erscheint, als es in der That beschaffen ist. Und das sind noch die bessern Fälle; es gibt noch andere, sehr zahlreiche, wo die Täuschung geradezu beabsichtigt, der Irrthum geflissentlich hervorgerufen ist. Wir wollen Niemand beschuldigen: aber seit die Beförderung der Auswanderer ein Geschäft geworden und zwar ein höchst einträgliches Geschäft, das besser rentirt als die meisten andern Unternehmungen unserer Rheder, seitdem darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch alle jene kleinen Praktiken, jene Kniffe und Pfiffe, jene Entstellungen und Uebertreibungen, die das „Geschäft" nach der Meinung der Meisten nun einmal mit sich bringt, sich auch in die Literatur der Amerikaner eingeschlichen haben und Dinge und Personen, je nach dem augenblicklichen Stand des Marktes, bald so bald anders färben.

Dieser Verfälschung der öffentlichen Meinung und diesen bald unwissentlichen bald wissentlichen Illusionen, welche bei uns über Amerika verbreitet werden, wollen die „Atlantischen Studien" nun entgegenarbeiten; sie wollen uns Amerika ebenfalls näher rücken, aber nicht durch eine künstliche Beleuchtung, sondern dadurch, daß sie unsere Kenntniß der dortigen Zustände vermehren und das nüchterne, aber unparteiische Licht der Erfahrung darüber ausbreiten. Die „Atlantischen Studien" werden, wie schon erwähnt, lediglich von Solchen geschrieben, die Amerika aus eigener Anschauung kennen und die also bereits die Probe gemacht haben, wie rasch auch hier, ja gerade hier die bunte Blase der Hoffnung vor dem rauhen Luftzug der Wirklichkeit verflattert. Allerdings kann es auf diese Art kommen, daß Amerika durch die „Atlantischen Studien" statt näher, vielmehr ferner gerückt wird; es kann kommen, daß Mancher, der schon den Wanderstab in der Hand hatte, vor dem ernsten und gewissenhaften Spiegel, welchen diese Blätter ihm entgegenhalten, andern Sinnes wird und die unleugbaren, aber bekannten Uebel der Heimat den sehr zweifelhaften Hoffnungen jenseits des Meeres vorzieht. Aber wenn die „Atlantischen Studien" diese praktische Folge wirklich hätten, so würden wir darin nur ein sehr wesentliches Verdienst des Unternehmens erkennen; so naturgemäß wir die immer wachsende Auswanderung auch finden und so wenig wir daher auch den Klagliedern Derjenigen beistimmen können, welche dieselbe als ein europäisches Unglück betrachten, so wenig können und wollen wir andererseits doch leugnen, daß auch außerordentlich viel Unbedacht und Leichtsinn dabei im Spiele, und daß eine vernünftige Reaction, welche den Strom der Auswanderung in seine richtigen Grenzen zurückführt, sogar höchst wünschenswerth ist.

Diese richtigen Grenzen werden aber sofort von selbst eintreten, sobald nur noch solche Auswanderer nach Amerika gehen, die das Land ihrer Zukunft auch wirklich kennen, und zwar kennen, wie es ist, nicht wie die entzündete Phantasie der Reiselust es ihnen darstellt oder gar wie die Agenten der Auswanderungsbureaux es ihnen geschildert haben. Diese nackte, nüchterne Wahrheit hat allemal etwas Unbequemes und wird Denen, die sie aufrichtig suchen, niemals so leicht vergeben. So haben auch die „Atlantischen Studien" es sich müssen gefallen lassen, daß man ihnen eine feindselige Tendenz gegen Amerika untergeschoben und das ganze Unternehmen als ein Product persönlicher Verstimmung und Enttäuschung verdächtigt hat. Wer sich mit dem reichen und mannichfachen Inhalt der Zeitschrift, wie dieselbe in den bisher erschienenen Heften vorliegt, selbst nur oberflächlich bekannt gemacht hat, für den wird es keines besondern Beweises mehr bedürfen, wie unbegründet dieser Vorwurf ist, und hätten die Herausgeber sich in dieser Hinsicht also die Rechtfertigung, die wir im Maiheft (Bd. II, S. 81) unter dem Titel „Erläuterung" abgedruckt finden, füglich ersparen können. Doch verbreitet der Aufsatz sich übrigens mit so viel Freimuth über die doppelte Stellung des Blattes einerseits zum deutschen Publicum sowie andererseits zu Amerika selbst und zeigt überhaupt den gesunden und tüchtigen Sinn der Herausgeber in so hellem Lichte, daß Niemand ihn ohne lebhafte Befriedigung lesen wird. Dasselbe gilt auch von der Zeitschrift im Ganzen; sie ist mannichfach ohne Oberflächlichkeit, oft unterhaltend, stets lehrreich, ohne Aufdringlichkeit und ohne Rechthaberei, scharf ohne Bitterkeit, ehrlich ohne Plumpheit; die verschiedensten Seiten des nordamerikanischen Lebens in Politik, Gesellschaft, Religion, Industrie ꝛc. werden uns in raschen und gutgeschriebenen Skizzen vorgeführt, während eine umfangreiche Abtheilung des Blattes bestimmt ist, uns durch ausführliche Originalauszüge mit der amerikanischen Presse, und dadurch mit dem eigentlich innern Getriebe der amerikanischen Zustände bekannt zu machen. Wir behaupteten vorhin, daß in Deutschland jährlich mehr über Amerika gedruckt wird als über Deutschland selbst; in Hinblick auf die „Atlantischen Studien" müssen wir hinzusetzen, daß wir es für einen großen Gewinn halten würden, wenn eine deutsche Zeitschrift deutsches Leben und deutsche Zustände so unparteiisch schilderte und — schildern dürfte, wie es hier mit dem amerikanischen Leben und Treiben geschieht. Doch mag uns dabei dies zum Troste gereichen, daß auch die „Atlantischen Studien", um ihre Aufgabe mit voller Wahrheit und Unbefangenheit zu erfüllen, sich nach Deutschland haben zurückflüchten müssen; in Amerika selbst würde die Eitelkeit der Bevölkerung, die bekanntlich so kolossal ist wie irgend etwas in Amerika und eine so unduldsame Censur übt, wie sie in Europa nur immer gedacht werden kann, sie entweder gar nicht aufkommen lassen oder doch wenigstens nicht lange geduldet haben. Vom deutschen Publicum dagegen hoffen wir, daß es einer Zeitschrift, welche die edelsten Eigenschaften des deutschen Geistes, nämlich unermüdlichen Forschertrieb, ernste Wahrheitsliebe und nüchternste Unparteilichkeit in so vortrefflicher Weise repräsentirt, auch seine lebhafteste Unterstützung nicht versagen und unserer Literatur dadurch ein Organ erhalten wird, das auch in praktischer Hinsicht höchst einflußreich und nützlich zu werden verspricht.

Führen nun die „Atlantischen Studien" uns weit weg in einen fremden

Welttheil und sind es Flüchtlinge der deutschen Erde, von denen sie geschrieben werden, so geht dagegen die zweite der oben bezeichneten Zeitschriften nicht nur aus der Mitte deutschen Lebens und deutscher Wissenschaft hervor, sondern sie sucht ihre Leser auch in die innersten Schichten derselben einzuführen: „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von J. J. Wolff" (Göttingen, Dietrich). Die Mythologie ist bekanntlich der jüngste Zweig der deutschen Alterthumswissenschaft; bei der außerordentlichen Pflege jedoch, deren gerade er sich erfreut, so wie bei den besonders innigen und lebendigen Beziehungen, in denen er zu der Gesammtheit unsers nationalen Lebens, in unzähligen noch heute üblichen Gebräuchen, Sitten, Redensarten steht, hat er in diesen wenigen Jahren bereits die schätzenswerthesten Früchte getrieben und darf mit Recht schon als eine Zierde der deutschen Wissenschaft bezeichnet werden. Hr. Wolff, persönlich bereits aufs vortheilhafteste bekannt als einer unserer fleißigsten und glücklichsten Sagenforscher, hat daher sehr wohl gethan, die Gründung einer eigenen Zeitschrift für diese so interessante wie fruchtbare Disciplin zu versuchen; gelingt es ihm, seinem Unternehmen auf die Dauer diejenige Gediegenheit und Mannichfaltigkeit zu erhalten, welche die vorliegende erste Lieferung zeigt, so wird es demselben ohne Zweifel auch nicht an der nöthigen Unterstützung, weder bei den Fachmännern noch beim Publicum im Allgemeinen fehlen. Die verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes, Hessen (wo der Herausgeber recht eigentlich zu Hause ist), der Harz, Friesland, Franken, die Mosel, der Odenwald, Tirol und selbst die Bukowina, dieser äußerste Vorposten deutschen Lebens nach Südosten hin, finden sich darin mit längern oder kürzern Beiträgen vertreten. Auch unter den Mitarbeitern treffen wir auf sehr berühmte und verdiente Namen, die für die Zukunft der Zeitschrift die besten Erwartungen erwecken; Wilhelm Grimm hat zwei Thiermärchen, Heinrich Leo eine Abhandlung über den Zusammenhang des germanischen Heidenthums mit der Mythologie der indischen Arier, Heinrich Pröhle Sagen und Märchen aus dem Harz geliefert, und auch unter den Beiträgen von Rodnagel, Ploennies und Zingerle, dem wackern Herausgeber der „Tiroler Sagen und Märchen", findet sich manches recht Tüchtige. Wir behalten uns vor, über den Fortgang der Zeitschrift von Zeit zu Zeit zu berichten, und empfehlen sie einstweilen der Aufmerksamkeit und Theilnahme des deutschen Publicums, dem hier eine vortreffliche Gelegenheit geboten ist, sich nicht nur über eine der wichtigsten Partien seiner Vergangenheit, sondern auch über den innersten Kern seines eigenen täglichen Denkens und Treibens aufzuklären. Lr.

Wer kennt die „Reisebilder aus Ost und West?" Wer kennt den „Modernen Jesuitismus?" Außer den Recensenten, fürchten wir, die sie haben von Amtswegen durchlesen müssen, nur sehr Wenige. Wenn also nichtsdestoweniger Hr. Th. König für gut befunden hat, sich auf dem Titelblatt seines neuesten Opus: „Anton Gregor. Eine Erzählung" (2 Bände, Leipzig, H. Schultze) als Verfasser dieser ohne Frage sehr vortrefflichen, aber zur Zeit noch sehr unbekannten Werke zu erkennen zu geben, so ist das nur ein Zug von Eitelkeit und Breitspurigkeit, dergleichen sich in dem Buche leider noch mehre finden. Der Verfasser ist weder ohne Talent

noch ohne Bildung; auch die Aufgabe, die er sich gestellt hat, nämlich ein freies, gebildetes, durch Freiheit und Bildung in sich selbst gekräftigtes Bauernthum darzustellen, kann nur als eine recht glückliche bezeichnet werden. Allein gleich der Mehrzahl unserer heutigen jungen Schriftsteller, macht auch er seine Arbeit sich viel zu leicht; sein Talent ist ungeschult, seine Bildung ungleichmäßig, mehr auf den Schein als auf das Wesen der Dinge gerichtet; die Hast, mit der er producirt, und vielleicht auch die Selbstgefälligkeit, die sich ganz besonders auch in dem eigenthümlich gezierten, halb schwülstigen, halb platten, stellenweise fast läppischen Stil ausspricht (wie z. B., wenn er standhaft von „zurückfliehenden Stirnen" spricht: I, 5, 82 ꝛc. — oder wenn er ebendaselbst S. 55 das Gesicht seines Helden schildert, das „regelmäßig nach vorn drang und dessen männlich gebräunte Haut durch den schwarzen Bart einen dunkeln Nachdruck erhielt" — oder wenn er es als eine besondere Schönheit seiner jungen, 16- oder 17jährigen Heldin rühmt, daß ihre Stirn „faltenlos gespannt" ist, S. 5 — als ob die jungen Mädchen von 16 Jahren sonst Runzeln zu haben pflegen!) — verhindern ihn, die Zustände, die er schildern und wol gar auch reformiren will, erst vorher gründlich zu studiren und kennen zu lernen. Wir wollen nicht behaupten, daß der Verfasser mit dem Leben der vornehmen Gesellschaft, das ihm als Gegensatz zu dem Thun und Treiben der Bauern dienen muß, und das denn natürlich so schwarz wie möglich abgemalt wird, wirklich bekannt wäre. Aber etwas besser kennt er den Salon doch immer noch als das Dorf; seine Salonmenschen sind doch bloße Caricaturen, seine Bauern dagegen sind abstracte blasse Schemen, ohne Illusion der Wirklichkeit, und darum auch außer Stande, unsere Theilnahme dauernd zu fesseln. — Wir kennen die frühere literarische Laufbahn des Hrn. Verfassers nicht; nach gewissen innern Merkmalen jedoch, die uns in seinem Buch entgegentreten, sind wir geneigt, einen ehemaligen Journalisten in ihm zu wittern, namentlich einen, der bisher das Feuilleton mit kleinen pikanten Notizen versah und Correspondenzen und Berichte schrieb über Alles und noch Etwas. Das ist eine möglicherweise sehr bildende, aber auch sehr gefährliche Schule, durch die nur besonders kräftige und wohlorganisirte Geister sich ohne bleibenden Verlust hindurcharbeiten. Jedenfalls, mag unsere Vermuthung nun begründet sein oder nicht, so wird Hr. König doch immerhin gut thun, etwas von seiner Selbstgefälligkeit und Flüchtigkeit abzulegen und sich dafür mehr künstlerischen Fleiß und Gewissenhaftigkeit anzunehmen; ein Autor, der es mit seinen eigenen Productionen nicht ernst nimmt, kann unmöglich verlangen, auch vom Publicum mit Ernst und Aufmerksamkeit gelesen zu werden. SS.

Hr. C. L. Klose in Breslau, der vor etwa zwei Jahren mit einer Biographie Hardenberg's debutirte, die zwar von den Foderungen, welche man an ein Werk dieser Art zu richten hat, noch sehr weit entfernt war, aber doch im Ganzen ein fleißiges und aufmerksames Studium sowie ein gesundes und nüchternes Urtheil bekundete, ist soeben mit einem neuen Geschichtswerk aufgetreten: „Leben Paskal Paoli's, Oberhaupts der Korsen. Mit dem Bildniß Paskal Paoli's" (Braunschweig, Bruhn). Hr. Klose gehört, nach diesen beiden Werken zu urtheilen, einer Schule von Geschichtschreibern an,

die ihrerzeit gewiß nicht ohne Verdienst gewesen ist und wirklich einmal in großem Ansehen beim Publicum gestanden hat, in neuerer Zeit jedoch mehr und mehr in Miscredit gerathen ist, und in deren Erneuerung wir in der That auch keinen rechten Gewinn weder für das Publicum noch für die Wissenschaft zu erblicken vermögen. Dieser Schule von Historikern ist es weniger um scharfe Charakteristik und deutliche, rasch in die Augen springende Gruppirung der Thatsachen, als vielmehr darum zu thun, ein möglichst sauber ausgeführtes und gleichmäßiges Gemälde zu liefern, ein Gemälde, in welchem Licht und Schatten mehr nach dem künstlerischen Effect als nach der Natur des Gegenstandes vertheilt sind und das daher auch besser geeignet ist, die Kunst des Malers daran zu bewundern, als den Gegenstand, mit dessen Darstellung es sich beschäftigt, daraus kennen zu lernen. Der alte, an sich schon einigermaßen zweideutige Satz von dem Darüberstehen des Historikers über seinem Stoff wurde von diesen Historikern dahin ausgelegt, daß sie ihren Helden als einen bloßen Gegenstand stilistischer Kunstfertigkeit, eine bloße Veranlassung zu glänzenden Schilderungen, interessanten Antithesen, wohlgerundeten Sätzen rc. behandelten, unbekümmert darum, ob eine solche anspruchsvolle und absichtliche Behandlung dem Gegenstande angemessen und dem Interesse des Publicums förderlich oder nicht. Wir wollen die crasse Tendenzmacherei, welche einige Zeit darauf in der Geschichtschreibung eingerissen, wahrhaftig nicht vertheidigen und ebenso wenig die Nachlässigkeit des Stils und den Mangel kunstgemäßer Anordnung, der damit in vielen Fällen Hand in Hand geht. Aber daß wenigstens die Herrschaft des bloßen schönen Stils gebrochen ist und daß wir heutzutage von einem historischen Werk noch etwas mehr als bloße Eleganz der Darstellung verlangen, nämlich auch Wärme des Herzens, Gewandtheit und Offenheit des Urtheils und eine individuelle, dem Gegenstand angemessene Färbung, das allerdings scheint uns ein Fortschritt, zu dem man unserer Geschichtschreibung nur Glück wünschen kann, selbst auch wenn die ersten Versuche auf der neuen Bahn etwas ungeschickt ausfallen sollten.

Hr. Klose, wie gesagt, gehört zu den Nachzüglern dieser Schule. Bei seinem „Leben Hardenberg's", das überhaupt mehr eine Skizze war als ein wirkliches ausgeführtes Buch, konnte man sich das allenfalls gefallen lassen, insofern nämlich das Leben eines Diplomaten sich schon eher mit jener Kälte verträgt, die von der geschilderten Darstellungsweise unzertrennlich ist. Allein für einen Volkshelden, wie Pascal Paoli, reicht diese Kunst der Stilistik nicht aus; dieser leidenschaftliche und dabei doch so zähe Charakter, mit dieser Energie seines Wollens, dieser Unerschöpflichkeit seiner Pläne, diesem tiefen, ingrimmigen Haß gegen seine Feinde und Verfolger muß mit lebhaftern, brennendern Farben geschildert werden, als der Palette des Hrn. Klose zu Gebote stehen. Das Buch ist fleißig und gewissenhaft gearbeitet; der Verfasser hat alle ihm zugänglichen Hülfsquellen mit Aufmerksamkeit benutzt, selbst auch der erst kürzlich erschienene zweite Band der Reumont'schen „Beiträge zur italienischen Geschichte" ist ihm nicht entgangen, sodaß sein Werk wol das gründlichste und umfassendste genannt werden darf, das bisher über Paoli erschienen ist. Aber bei alledem macht es doch nur einen sehr nüchternen und unbefriedigenden Eindruck; weder die Gestalt des Helden noch das so höchst dankbare Local, auf welchem derselbe sich bewegt, gewinnt die-

jenige Lebendigkeit und Anschaulichkeit, deren es bedarf, um den Leser für den Gegenstand zu interessiren und die auch dem Historiker, der mehr sein will als ein bloßer Actenjäger, in der That ebenso unentbehrlich ist als dem Poeten. Auch die Darstellung könnte, unbeschadet ihrer Eleganz, wol etwas knapper, gedrängter, markiger sein; wer einen so nervigen, so lebensvollen Helden schildern will, wie Pascal Paoli, muß auch schon in der Sprache etwas mehr Nerv und Lebendigkeit zeigen. Ueberhaupt, glauben wir, würde diese ganze Art der Geschichtschreibung, wenn sie denn doch einmal noch fortbestehen soll, gut thun, sich auf kleinere Aufgaben zu beschränken; sie ist höchstens die Pastellmalerei in der Geschichte — und historische Porträts und Schlacht- und Heldengemälde wollen wir doch bekanntlich nicht gern in Pastell gemalt sehen. H. Fk.

Correspondenz.

Aus Pommern.

Ende August 1853.

Est. So wären die schönen Tage von Aranjuez denn also wieder einmal vorüber; der König hat Putbus verlassen und unsere Provinz ist zurückgekehrt in jene idyllische Verborgenheit, deren sie sich sonst in der deutschen Zeitungspresse erfreut. Auch der Aufenthalt unsers erlauchten Gastes war eine Idylle. Ihre Leser werden in den Zeitungen gelesen haben von den verschiedenen Ausfahrten zu Wasser und zu Lande, sowie von den Besuchen in der Umgegend, welche der König während seines putbuser Aufenthalts veranstaltet.

Schon in dem Bericht der Zeitungen nahmen diese Dinge sich ziemlich einfach aus und doch darf ich Sie versichern, daß dieselben in Wirklichkeit noch viel einfacher waren. Den Bewohnern von Putbus soll die Einfachheit sogar, wie man hier und da munkeln hört, zum Theil zu groß gewesen sein; der königliche Besuch, hatten sie gehofft, werde ihr einigermaßen zurückgekommenes Bad in neuen Flor bringen und neue und außergewöhnliche Geldmittel in Umlauf setzen. Das ist nun, wie ich höre, unbeschadet der königlichen Freigebigkeit, nur in ziemlich beschränktem Maße der Fall gewesen; statt der prunkvollen und kostspieligen Feste, auf welche man sich Rechnung gemacht, hat der Hof in wahrhaft ländlicher Zurückgezogenheit gelebt und selbst der Zudrang der Fremden hat sich keineswegs so bedeutend gezeigt, wie man erwartet hatte und wie es zum Theil im vorigen Jahre der Fall gewesen sein soll.

Doch soll damit noch lange nicht gesagt sein, daß Alles in der That so idyllisch gewesen ist, wie es ausgesehen; die schwarze Sorge sitzt bekanntlich Jedem im Nacken, selbst auch den Höchstgestellten, und auch das Brausen unserer Eichenwälder, verbunden mit dem Donner des Meers, ist nicht stark genug, die leise Stimme der Intrigue zu übertönen, die sich überall an die Schwelle der Fürsten drängt, gleichviel ob sie ihre Hofhaltung im goldprangenden Schlosse oder unter einem Strohdach aufschlagen. Es gibt sogar wohlunterrichtete Leute, welche behaupten, daß ohne eine gewisse Mitwirkung höfischer

Intrigue unserer Provinz überhaupt niemals die Ehre zu Theil geworden wäre, als Sommeraufenthalt Sr. Majestät zu dienen. Der pommersche Adel, seit bald hundert Jahren nur noch berühmt durch die Fruchtbarkeit, mit der er die Cadettenhäuser der preußischen Armee bevölkert, hat neuerdings, wie man weiß, auch auf dem Gebiet der höhern Politik höchst anerkennungswerthe Talente offenbart. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie oder woher es so gekommen und ob auch hier Alles wirklich die massive Waare ist, für die es genommen wird. Genug, nachdem man bisher nur zumeist von pommerschen Spickaalen, pommerschen Gänsebrüsten und allenfalls von pommerscher Landwehr wußte, so ist es eine Thatsache, daß sich in den letzten Jahren auch eine eigene pommersche Diplomatenschule mit einer eigenen pommerschen Politik herangebildet hat. Welche Eroberungen dieselbe bereits gemacht hat und welche noch größern sie im Schilde führt, ist allbekannt; selbst der märkische Bureaukratismus, mit all seiner Straffheit und seinem militärischen Anstand, hat sich nur im Sattel behaupten können, indem er dieser pommerschen Politik verstattete, sich wenigstens hinter ihn auf die Kruppe des Pferdes zu schwingen. Ebenso bekannt ist auch die Vorliebe, welche der König selbst für unsere Provinz hegt; man hat noch nicht vergessen, daß er sie einst in gefahrdrohender Stunde die preußische Vendée genannt hat, und wenn auch nicht Alle, die diesen Ausdruck bei uns wiederholen, verstehen, was eigentlich damit gemeint ist, so fühlen sie sich deshalb nicht weniger davon geschmeichelt.

Nun könnte man freilich meinen, daß die Zeiten, deren das Vaterland dermalen genießt, so ruhig sind und so ganz unumwölkt, daß eine preußische Vendée wahrhaftig das allerletzte Ding ist, wonach man sich umzusehen braucht. Allein ein kluger Staatsmann weiß nicht nur die gegenwärtige Gefahr zu besiegen, sondern auch der künftigen, wenn noch so entfernten, sucht er vorzukommen. Auch unsere Provinz, trotz ihrer vielbelobten Loyalität, und obwol sie, was Ergebenheit und Treue betrifft, für den wahren Edelstein der Krone gilt, hat doch, die Wahrheit zu sagen, ebenfalls ihre sehr misvergnügten, sehr grolligen Stunden gehabt und hat sie zum Theil noch. Es thut dabei wenig oder nichts zur Sache, daß die pommerschen Malcontenten ihre Misstimmung gerade aus den entgegengesetzten Gründen ableiten, wie es etwa hier und da in andern Provinzen unsers Staats geschieht, nämlich weil das gegenwärtige Regiment ihnen noch immer viel zu liberal ist, weil sie die Hyder der Revolution, trotz der unzähligen Fußtritte, welche dieselbe bereits empfangen hat, doch noch immer nicht für ganz zerschmettert halten — oder mit einem Worte: weil sie noch immer die Galgen vermissen, die ihr prophetischer, aber eben deshalb, wie es Propheten allemal geht, verkannter und verketzerter Landsmann, der Edle von Thadden-Trieglaff, schon vor sechs Jahren verkündigte und wie Ihr College, Hr. Leo, sie jetzt wieder herbeisehnt. Die Revolution blos im Volk bekämpfen, das ist, nach der Meinung dieser pommerschen Staatsweisen, bei weitem die kleinste und leichteste Arbeit; dafür hat man seine Soldaten und seine Shrapnells. Die ungleich schwierigere und wichtigere Aufgabe dagegen besteht darin, die Revolution auch da zu bekämpfen, wo sie außer ihnen Niemand gewahr wird, in den höchsten Schichten der Gesellschaft, bei den Rathgebern der Krone selbst, ja vielleicht noch höher hinauf, in Regionen, wo zwar nicht die Beob-

achtung, aber doch das Urtheil aufhört, und wo man seine Bohrwerkzeuge daher nur ganz leise, ganz vorsichtig, mit der allerunverfänglichsten, allerkindlichsten Miene ansetzen darf. — Natürlich brauche ich nicht erst zu bemerken, daß dies Alles sich nicht auf die Masse unserer Bevölkerung, sondern lediglich auf die Spitzen derselben, auf unsere Junkerwelt und jene Reihe hoher und höchster Beamten bezieht, die theils unmittelbar aus jener hervorgegangen, theils durch sie gehoben und befördert sind. Bei diesen steht es felsenfest, daß Preußen sich mitten in diesem gesegneten Jahre Dreiundfünfzig noch immer im wildesten Strudel der Revolution befindet; wie unschuldig unsere Kammern auch sind, in ihren Augen sind sie noch immer nichts Besseres als eine Cohorte von Rebellen und Attentätern, wobei natürlich nur Diejenigen ausgenommen werden, die sich in die Kammern wählen lassen, blos um die Aufhebung derselben zu beantragen. Ja die ganze neuere Geschichte Preußens, vom Jahre Acht ab, ist in den Augen unserer ritterlichen Landsleute nur Eine fortwährende Revolution; sie werden das Vaterland nicht eher für gerettet halten, als bis die Stein-Hardenberg'schen Reformen bis auf die letzte Spur vernichtet sind (wozu bekanntlich in der Städteordnung und anderwärts schon ein höchst erfreulicher Anfang gemacht ist), bis die Landwehr abgeschafft und weder in der Armee noch in den Collegien ein Bürgerlicher mehr zu finden ist, ja bis endlich die Peitsche des Frohnvogts den Leibeigenen wieder um die Ohren knallt! — Man glaubt in der Regel, die Kreuzzeitung leiste das Aeußerste von politischem Obscurantismus, und weiter, als in ihren Spalten geschieht, könne der Blödsinn der Reaction sich nicht versteigen. Aber zwei Tage in Pommern, im Kreise unserer Junker verlebt, und man wird sich überzeugen, daß die Kreuzzeitung trotz der ehernen Stirn, deren sie sich allerdings erfreut, doch noch lange nicht Courage genug hat, nur den vierten Theil von Dem herauszulassen, womit ihre Gönner und Freunde in Pommern sich tragen und was sie ganz gewiß noch einmal zu erreichen hoffen.

Ob und welche Fortschritte diese Partei durch die Anwesenheit Sr. Majestät in unserer Provinz gemacht hat, wage ich nicht zu entscheiden; daß es ihr jedoch von Wichtigkeit sein mußte, den Monarchen überhaupt in diese Atmosphäre zu versetzen, das liegt auf der Hand, und wird sie die Gelegenheit daher auch ganz gewiß nicht unbenutzt gelassen haben. Einige berliner Correspondenten (und darunter auch derjenige Ihres Blatts, wenn ich nicht irre) haben es zwar in Abrede gestellt, daß der pommerschen Politik in Putbus irgend welcher bedeutende Sieg gelungen; im Gegentheil wollen sie von einer Aussöhnung wissen, oder doch wenigstens von einem Vergleich, der zwischen den streitenden Parteien zu Stande gekommen und durch den denn auch der Bestand des Ministeriums in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung auf längere Zeit gesichert sein soll. Aber mit so viel Gewißheit diese Nachrichten auch auftreten, so glaube ich doch, daß dieselben nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Wer irgend die Verhältnisse kennt und wer namentlich das Treiben in Putbus, wenn auch nur aus der Entfernung, mit angesehen hat, der mußte auch zum voraus im Klaren darüber sein, daß es hier zu einer Entscheidung nicht kommen würde, nicht kommen sollte, schon um deshalb nicht, weil Se. Majestät hier in der That das Hofleben und die Politik möglichst zu vergessen suchte. Nicht einmal zu einem Kampf,

behaupte ich, ist es gekommen, noch hat derselbe in der Absicht der Parteien gelegen. Vielleicht ein Einziger hätte ihn gewünscht; aber gerade der war fern, sein Stellvertreter eine nach obenhin zu schmiegsame, zu conciliante Natur, und als er endlich selbst kam, hatte man sich in die Idylle, wenigstens in die äußerliche, bereits so fest eingelebt, daß Derjenige, der dieselbe zu stören gewagt hätte, auch gewiß war, den Kampf zu verlieren, schon darum, weil er ihn überhaupt angefangen. Aber Samen ausgestreut und Keime gepflanzt hat man bei alledem sehr fleißig; ich wage die Zeit nicht zu bestimmen, wann dieselben aufgehen werden — aber daß sie aufgehen werden, das ist nur allzu gewiß.

Auch noch in anderer Hinsicht hat die putbuser Idylle beim Publicum nicht ganz das Glück gemacht, das man voraussetzen durfte; die zahlreichen Besuche, welche Se. Majestät bei verschiedenen Adelsfamilien des Landes gemacht, haben einen sehr gemischten, den großherzigen königlichen Absichten nur sehr wenig entsprechenden Eindruck im Lande hervorgebracht. Es ist wahr, auch die Königin von England besucht die Landsitze ihrer Großen, ohne daß irgend Jemand Anstoß daran nimmt und ohne daß der Würde ihrer Krone der geringste Eintrag dadurch geschieht. Aber sei es die Neuheit der Sache, die wenigstens in diesem Umfang bei uns bisher unerhört war, oder sei es vielleicht auch, weil unsere pommerschen Junker keine englischen Großen sind, genug, die Herablassung des Königs, so wohlgemeint dieselbe ohne Zweifel gewesen, hat im Ganzen mehr Kopfschütteln und Hader als Zufriedenheit erregt. Selbst die wahrhaft königliche Unparteilichkeit, mit der Se. Majestät die Ehre ihres Besuchs nicht blos den Schlössern und Edelsitzen, sondern auch den kleinen Städten und Dörfern, ja selbst auch den Fischerhütten der Umgegend zugewandt, hat diese Misstimmung nicht zu beseitigen vermocht. Unsere Städte sind, mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahin gestellt, so sehr gewöhnt, sich als das wahre Salz des Staats zu betrachten, und zugleich ist auch ihre Loyalität so ungestümer, so vierschrötiger Natur, daß sie jede Auszeichnung, die noch Jemand außer ihnen widerfährt, als eine Verkürzung ihrer Rechte betrachten; es ist ihnen nicht genug, den König ebenfalls empfangen und ihm ebenfalls ihre Huldigungen dargebracht zu haben, nein, er hätte sich, meinen sie, auch von Niemand anders sollen empfangen lassen. Noch viel mislicher sieht es unter dem Adel selbst aus; die Glücklichen, die den König bei sich beherbergen durften und die doch natürlich nur eine sehr kleine Minderzahl bilden konnten, sind der Gegenstand eines Neides, der in seinen Motiven vielleicht sehr achtbar, aber darum nicht weniger gehässig ist, und der von den Glücklichen selbst, wie es scheint, einigermaßen geschürt wird. Mehr als einen Edelmann unserer Provinz habe ich in dieser Zeit gehört, wie er die gewichtige Faust auf den Tisch schmetterte und mit Ausdrücken, die vielleicht sehr germanisch waren, aber nicht ganz so christlich, sich verschwor, sein Geschlecht sei ebenso alt, seine Vorfahren ebenso berühmt, sein Gut ebenso wohl im Stand, sein Keller ebenso gut gefüllt wie seines Nachbarn; es könne nur eine „höllische Kabale" sein, daß Se. Majestät den Nachbar besucht und an seinem Gut vorübergefahren! — Lachen Sie nicht über diese Blasen, welche die pommersche Loyalität treibt; wem es um ein unparteiisches Verständniß der Zeit und unserer wahrscheinlichen

nächsten Zukunft zu thun ist, der darf auch solche Züge nicht außer Acht lassen, so läppisch sie in der That auch scheinen.

Uebrigens ist dem königlichen Gast hart auf dem Fuß ein anderer minder erfreulicher gefolgt: die Cholera, die, lange Zeit nach Kräften verleugnet, jetzt aller Orten und Enden hervorbricht; tritt sie auch im Ganzen noch nicht mit der Heftigkeit auf wie in frühern Jahren, so ist doch schon ihre bloße Erscheinung, ja ihr bloßer Name genügend, Angst und Schrecken zu verbreiten. Auch die Ernte ist bei weitem nicht so gut ausgefallen, als man zu Anfang derselben hoffte; besonders die Kartoffelfäule soll in einzelnen Gegenden großen Schaden angerichtet haben. Dafür steht der Getreideschwindel bei uns in schönster Blüte, namentlich an der stettiner Börse; wenn nur die Hälfte von den Geschichten wahr ist, die man sich in dieser Hinsicht erzählt, so muß es mit der pommerschen Ehrlichkeit und Treue neuerdings auch gewaltig bergab gehen.

Aus der Schweiz.

Ende August 1853.

C—k. Unsere höchste legislative Behörde, die Bundesversammlung — Nationalrath und Ständerath — welche den Monat Juli über ihre ordentliche Sitzung gehalten, hat sich auf den 9. Januar kommenden Jahres vertagt, um in außerordentlicher Sitzung theils gänzlich verschobene, theils offen gelassene Tractanden nachträglich zu discutiren und zum Beschluß zu bringen. — Benutzen wir diesen Zeitpunkt, Dasjenige, was in dieser letzten Session geleistet worden, ein wenig näher anzusehen. Die gewöhnlichen Geschäfte übergehen wir dabei; sie gingen wie immer gut und schnell von statten, bieten jedoch für das Ausland im Ganzen zu wenig Interesse, weshalb wir uns sofort zu denjenigen Verhandlungen wenden, die theils unser inneres Staatsrecht, theils auch unsere äußere Politik betreffen und für beide von größter Wichtigkeit sind.

Unter den erstern nahmen den ersten Rang die Petitionen ein, welche die Revision, respective Aufhebung der freiburger Cantonsverfassung nachsuchten. Doch ging die Bundesversammlung, wie vorauszusehen war, gestützt auf ihre Beschlüsse von 1850 und 1852, von dieser Nacht jesuitischer Reminiscenzen zur Tagesordnung über. Die Beschwerden wegen des von der berner Cantonsregierung nach preußischem Musterbilde gemachten Preßgesetzes und über die Aufhebung des „Grütlivereins", wie über die Ausweisung der Nichtberner wegen Theilnahme an dem Vereine durch die berner Regierung sind zwar nicht zur völligen Erledigung gediehen: doch haben sie wenigstens dahin geführt, die Principienfrage im Staatsrecht des neuen Bundes, wo dieser mit der Canton-Souveränetät in Zusammenstoß geräth, als eine solche zu würdigen und zu Gunsten des Bundes zu entscheiden.

Da das Preßgesetz bereits vom Bundesrath die Sanction erhalten hatte, so richtete sich die betreffende Beschwerde zugleich gegen diesen. Der Bundesrath behauptete, das Preßgesetz nicht materiell, sondern nur formell anerkannt zu haben und zwar habe er geglaubt, dies in Gemäßheit der Bundesverfassung thun zu müssen, indem den Cantonen freigestellt sei, gegen den Misbrauch der Presse, nur nicht ein Präventiv-, wol aber ein Repressivgesetz zu

machen. Nun, man weiß aus Erfahrung, wohin solche Schleichgänge gegen die freie Presse führen können. Dennoch hat der Ständerath, wie es scheint, nicht den Muth gehabt, das Gesetz völlig zu cassiren; nur die Streichung einiger besonders harter Paragraphen hat er beschlossen, womit die Sache indeß noch keineswegs erledigt ist, da der Nationalrath noch nicht mitgesprochen hat und der Gegenstand überhaupt vertagt wurde. — Wider die Aufhebung des Grütlivereins hatte der Bundesrath sich bekanntlich bewogen gefühlt zu interveniren, die berner Cantonsregierung jedoch hatte ihm die Competenz dazu streitig gemacht. Diese Competenzfrage brachte der Bundesrath nun vor die Bundesversammlung, indem er mit Nachdruck darauf hinwies, wie die Bundesgarantie für die in der gesammten Eidgenossenschaft gemeingültigen Freiheiten und Rechte zur Illusion werde, falls der Bund in der That auch da nicht eingreifen dürfe, wo dieselben, wie im gegebenen Falle das Vereinsrecht, mit Verletzung, ja selbst mit Vernichtung bedroht wären. Das ist nun freilich ganz richtig, nur begreift es sich danach noch schwerer, warum der Bundesrath denn in Betreff des Preßgesetzes sich selbst die Competenz abgesprochen. Hat eine Cantonsregierung das Recht, die Freiheit der Presse wegen angeblichen Misbrauchs zu beschränken, ohne daß der Bund competent ist dagegen einzuschreiten, so ist nicht abzusehen, woher seine Competenz in Betreff der Vereinsfreiheit kommen sollte; das Vereinsrecht hat sich noch in keinem Lande eines größern Respects, wol aber recht oft eines geringern von Seiten der Gesetzgebung erfreut, als die Freiheit der Presse. — Interessant ist auch, daß bei der Frage, wie weit diese Competenz sich erstrecken solle und ob sie namentlich auch bis zur Ausweisung der Nichtberner wegen Betheiligung beim Vereine gehen dürfe, die Stimmen für und wider gleichgetheilt waren und erst der Stichentscheid des Präsidenten sich zu Gunsten des Bundes schlichtete. So eifersüchtig ist man noch immer auf die cantonale Souveränetät, daß eine gewisse Aengstlichkeit eintritt, wo die Scheidelinie feiner wird zwischen Dem, was den Cantonen an particularem Rechte noch geblieben und was durch das unitarische Bundessystem genommen wurde.

Wir wenden uns nun zur äußern Politik. Wie schon der abtretende Präsident des Nationalraths, Hungerbühler, in seiner Eröffnungsrede der Bundesversammlung vorausgesagt, bildete das noch immer nicht zu Ende gebrachte tessinisch-östreichische Anliegen den Hauptgegenstand der diesmaligen Tagesordnung. Da die Verhandlung jedoch nicht öffentlich war (erst später wurde beschlossen, sie wenigstens gedruckt der Oeffentlichkeit zu übergeben), so ist nur Unsicheres über den Gang der Discussion in das Publicum gelangt. Freilich kann man dies verschmerzen, wenn nur das Resultat der Discussion, die endliche Beschlußnahme selbst etwas positiver und sicherer wäre. In Wahrheit aber ist dieselbe nicht weiß nicht schwarz, nicht warm nicht kalt, sie ist weder ein Veto gegen die bishin gehandhabte Politik des Bundesraths, noch enthält sie einen Auftrag oder Rath, wie von der Executivgewalt zukünftig zu verfahren sei, sondern nur eine Zufriedenheitserklärung mit der bundesräthlichen Politik, so weit dieselbe hinter uns liegt, nebst der barocken Phrase, es werde der Bundesrath die Unabhängigkeit und die Ehre der Eidgenossenschaft auch ferner wahren. Die Bewilligung eines unbedingten Credits für etwaige kriegerische Vorbereitungen und das Anheimgeben, die finanziell gedrückte Lage des tessiner Cantons zu mildern, erschöpfen

die Unterstützung, welche die Bundesversammlung dem Bundesrath hat angedeihen lassen. Dieser trägt die Gefahr, in der die Schweiz sich unzweifelhaft befindet, weiterhin allein auf seinen Schultern und ist für den Ausgang allein verantwortlich.

So weit die officiellen Mittheilungen. Was man aus andern Quellen über die Umstände erfährt, unter welchen das Vertrauensvotum abgegeben, lautet sehr verschieden und so, daß man fast Anstand nehmen muß, es überhaupt noch ein Vertrauensvotum zu nennen; nicht dem Vertrauen, sondern der Rathlosigkeit verdankt es seinen Ursprung. Man ergab sich darein, als in eine Politik, die man nicht zu ändern wußte. Die nennenswerthen Rathschläge, die gefallen sind — das weiß man nun — gingen dahin, erstens, es solle vom Bundesrath bei allen Mächten Europas Protest eingelegt werden wider das Verfahren des östreichischen Cabinets; zweitens solle der Bundesrath an Oestreich das peremptorische Verlangen richten, binnen Monatsfrist die feindseligen Maßregel aufzuheben, nach erfolglosem Verlauf der Frist aber die Bundesversammlung wieder einberufen. Was Ersteres gefruchtet haben würde, kann Jeder, der überhaupt zählen kann, sich ohne Mühe an den Fingern abzählen; das Beispiel der Türkei, die doch noch weit günstiger zu den Cabinetten gestellt ist als die Eidgenossenschaft, wird in dieser Hinsicht auch dem Blindesten die Augen geöffnet haben. Eine kategorische Foderung an Oestreich aber hätte nur dann einen Sinn, wenn für den Fall, daß sie nicht beachtet würde, die Bundesversammlung schon jetzt den Rath fertig hätte. Auch ist es ein allgemeiner und richtiger Brauch, ein Ultimatum nur dann zu stellen, wenn der Schwerpunkt, auf dem dasselbe beruht, schon thatsächlich da ist.

In dem bereits veröffentlichten Bericht der diesfallsigen Commission, auf deren Antrag der Beschluß der Bundesversammlung gefaßt wurde, ist unter den Gründen (die sehr grundlos sagen, daß, weil der Bundesrath einmal die Sache angefangen, sie seinem Ermessen auch fernerhin zu belassen sei) ein Accent darauf gelegt, daß der Schweiz befreundete Mächte officiös eine Vermittelung versprochen hätten, deren Basis der Bundesrath aus gebotener Discretion nur der Commission habe mittheilen können, der Bundesversammlung im Ganzen aber vor der Hand ein Geheimniß bleiben müsse. Der Respect vor unserer höchsten Behörde verbietet es mir somit, aus diesem diplomatischen Geheimniß einen Schluß auf deren Unentschiedenheit herzuleiten. Im Uebrigen wollten unsere Zeitungen erfahren haben, daß während der nationalräthlichen Discussion der Bundesrath doch sei bewogen worden, die Discretion zu brechen, und daß das Geheimniß nun nicht mehr noch weniger auf sich habe, als das längst in der Eigenschaft eines Gerüchts in Curs gesetzte Anerbieten Frankreichs und Englands, Vermittelungsversuche einzuleiten, unter der Bedingung, daß von der Eidgenossenschaft übernommen würde, die aus Tessin wegen geschlechtlicher Anstößigkeiten ausgewiesenen lombardischen „Religiosen" lebenslänglich zu pensioniren.

Kann ich freilich nicht verbürgen, ob der Bundesrath diesen Vorschlag wirklich vor die „Legislative" gebracht, so weiß ich noch weniger, ob das Verdienst, ihn, insofern derselbe von bundeswegen realisirt werden sollte, verworfen zu haben, dem Bundesrath oder der Bundesversammlung gehört. Wenn auch ohne Empfehlung wurde das Project doch der tessiner Cantons-

regierung vorgestellt, die indeß alle weitern Concessionen an Oestreich ihrerseits definitiv von sich wies. Die Schweiz hat tiefe Demüthigungen von Oestreich erlitten; es hieße, dieselben noch obenein mit der Selbstschmähung bezahlen, verstände sie sich dazu, einen fortdauernden Tribut an Oestreich für die Bettelmönche auf sich zu nehmen.

Im Uebrigen will ich die Rathlosigkeit, welche die Bundesversammlung bewiesen, derselben nicht weiter zum Vorwurf machen; nicht die Bundesversammlung allein war rathlos, das ganze Land war es ebenfalls und ist es noch. Das kann man am sichersten unserer Presse anmerken. Alles aufs Spiel zu setzen für seine Ehre, ist nicht Jedermanns Sache. Die Schweiz aber müßte es in diesem Falle thun, da sie von keinem ihrer Nachbarstaaten auf Beistand, wol aber mit ziemlicher Gewißheit auf das Gegentheil rechnen darf. Dennoch muß ich bei meiner schon früher geäußerten Ueberzeugung bleiben, daß die Schweiz das gewagte Spiel nicht würde verloren haben. Der Vergleich mag seltsam erscheinen, nichtsdestoweniger ist er richtig: es stand bei der Schweiz, diejenige Situation Europas zu benutzen, die sich nunmehr Rußland zu Nutzen gemacht hat. Im Bewußtsein, daß die Mächte Europas außer Stande sind, Krieg zu führen, setzte sich der Zar in kriegerische Position, um friedlich zu erobern. Die Schweiz hätte sich ebenfalls in kriegerische Position setzen müssen, um ihr Völkerrecht zu wahren; ein Krieg wider die Schweiz hätte den Cabinetten gefährlicher erscheinen müssen als ein Krieg gegen Rußland.

Genug, in die tessinisch-östreichische Conflictsfrage ist durch die Bundesversammlung kein Ruck gekommen, und auch, was Oestreich betrifft, ist der Thatbestand unverändert geblieben. Eine Umstimmung zu Gunsten der Eidgenossenschaft hat das östreichische Cabinet bis auf diesen Tag so wenig wahrnehmen lassen, daß vielmehr noch nachträglich Austreibungen von Tessinern aus der Lombardei vorkommen. Auch ist den östreichischen Handwerkern erst neulich das Wandern in der Schweiz verboten worden, weil sie daselbst nicht allein politisch, sondern auch sittlich und religiös der Verwahrlosung verfallen würden; nur die tiroler und vorarlberger Steinarbeiter sollen die Ehre (oder vielmehr die Schande) haben, von diesem Verbot ausgenommen zu sein — eine Ausnahme, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß gerade von diesen Maurern, Stein- und Gypsarbeitern jährlich Tausende nach der Schweiz kommen, um hier ihren Unterhalt zu finden. Auch bei dem jüngst erlassenen Verbot der Getreideausfuhr aus der Lombardei spielt jedenfalls, neben dem ökonomischen, ein politisches Manöver mit; ja es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch diejenige Zufuhr, welche Tessin und Graubünden verbrieft ist, über kurz oder lang wird vorenthalten werden.

Ich halte dafür, daß die plötzliche Wandelung, die bei alledem in der Politik Oestreichs gegen die Schweiz eingetreten ist, nämlich vom Angriff zum Zuwarten, wie sich dies deutlich darlegt in der Abberufung des östreichischen Gesandten und der nachherigen mildernden Auslegung dieser in aller Form geschehenen Action durch Buol keinen andern Ursprung hat und keine andere Veranlassung als den plötzlichen Ausbruch der noch jetzt schwebenden orientalischen Händel. Je nachdem diese sich abwickeln, wird auch die Situation für die Schweiz sich ändern und entscheiden; der Schlüssel zur Kirche von Bethlehem wird auch der Schlüssel sein für das Schicksal des Schweizerlandes.

Notizen.

Zwei Veteranen der deutschen Bühnenleitung, Hr. von Küstner und Franz von Holbein, stehen den Zeitungen zufolge im Begriff, die Erfahrungen ihrer langjährigen Praxis in ausführlichen, für die Theatergeschichte ohne Zweifel höchst interessanten Werken niederzulegen. Die Schrift des Hrn. von Küstner wird den Titel führen: „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin. Zur Geschichte und Statistik des Theaters" und schon im Laufe der nächsten Wochen bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen.

Zu den schönstgelegenen und meistbesuchten Punkten des Saalthals gehört bekanntlich die Rudelsburg bei Kösen; namentlich die deutschen Studenten haben hier seit bald dreißig Jahren einen ihrer liebsten Sammelplätze, wie denn auch eins der beliebtesten und trefflichsten Studentenlieder (das berühmte: „An der Saale hellem Strande", von Franz Kugler, das lange Zeit fälschlich Uhland zugeschrieben ward) der Rudelsburg seine Entstehung verdankt. Unter diesen Umständen darf das soeben erschienene: „Gedenkbuch der Rudelsburg. Topographisch-historische Monographie mit einem Auszuge aus dem Fremdenbuche der Rudelsburg bearbeitet und herausgegeben von Johannes Stangenberger" (Hildburghausen, Kesselring) ohne Zweifel auf eine ebenso freundliche wie weitverbreitete Aufnahme rechnen. Einer kurzen, doch gründlichen Beschreibung und Geschichte der Burg folgen Auszüge aus den Fremdenbüchern, die recht verständig ausgewählt sind und manches Ergötzliche enthalten. Auch die Ausstattung ist geschmackvoll und sauber; zwei Ansichten der Burg zeigen dieselbe von verschiedenen Seiten, und auch das sprechend ähnliche Porträt des alten vielbekannten Burg- und Bierwart Samiel, dessen sich gewiß Jeder mit Vergnügen erinnert, der die Burg jemals betreten, ist nicht vergessen.

Bauernfeld hat ein neues Lustspiel: „Die Löwen", vollendet; dasselbe wird zunächst am wiener Burgtheater zur Aufführung kommen. — Auf der königlichen Bühne zu Berlin ist Auber's „Stumme von Portici" nach jahrelanger Pause mit großer Pracht neu in Scene gesetzt worden. Man entsinnt sich wol noch, daß, als dieselbe Oper kürzlich in Elbing gegeben werden sollte, der dortige Polizeidirector die Aufführung, als bei der politischen Stimmung der dortigen Einwohnerschaft ungeeignet, untersagte. Bei den Berlinern scheint es weniger Gefahr damit zu haben — oder vielleicht befolgt Hr. von Hinckeldey in dieser Hinsicht andere Grundsätze als sein elbinger College.

Am 13. September ist die dritte Versammlung der deutschen Geschichtsschreiber und Alterthumsforscher in Nürnberg unter dem Vorsitz des Prinzen Johann von Sachsen zusammengetreten. Auch über die nächste Zukunft und namentlich über den Aufstellungsort des „Germanischen Museum" finden daselbst gleichzeitig Berathungen von Sachverständigen statt, die jedoch bis jetzt noch zu keinem Resultat geführt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 40.** 1. October 1853.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an. Inserate werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Schalk, der Benedictiner.

Eine biographische Skizze.

Von

Heinrich Koenig.

Ein begabter Mann, der im tiefsten Widerspruche mit seiner Lebensstellung die Welt nicht verkennt und sich selbst nicht verliert, sondern sich zu den Ideen erhebt, in denen jener Zwiespalt seine Lösung findet, — ein solcher Held bietet ein anziehendes Schauspiel dar, mehr oder weniger interessant durch die Farbe der Zeit, in der es spielt, und durch die Gesinnung der mitwirkenden Menschen, die es spannen. Die Ueberschrift bezeichnet einen Mann solcher Art, als Mensch und Schriftsteller nicht ohne Einfluß, den ich aber gleich, um meine Vorliebe für ihn zu bekennen, als meinen Landsmann und vorausschreitenden Zeitgenossen

bezeichnen muß. Er stahl sich aus Fulda in demselben Halbjahre, in welchem ich geboren war, und mehre der Männer, die Einfluß auf sein kämpfendes Leben hatten, gehören noch zu meinen frühesten Erinnerungen. Diejenigen Leser, die zufällig mein Büchlein „Auch eine Jugend" (Leipzig, Brockhaus, 1852) kennen, finden in diesen Umrissen noch ungemischt jene dicke Atmosphäre, die sich nach meinen ersten zehn Jahren durch protestantische Zuflüsse zu lichten anfing.

Indeß war Karl Sigmund Ludwig Schalk doch nicht von altfuldischer Abkunft; seine Vorfahren waren nicht wie die Wachholderwurzeln jenes basaltischen Bodens erwachsen. Religiöse Verfolgungen und Religionswechsel gehörten zu den Familienüberlieferungen, die vielleicht im Bildungsleben einer Seele auf ähnliche Weise fortwirken wie die Kreuzung verschiedenartigen Blutes in körperlicher Gestaltung. Als nämlich die Hugenotten aus Frankreich vertrieben wurden, kamen erwidernde Gewaltthätigkeiten — Repressalien — in den Niederlanden gegen die Katholiken vor, und die katholische Linie der in Herzogenbusch begüterten altadeligen Familie der Schalke von Blumenthal sah sich zur Auswanderung genöthigt. Ihre Nachkommen sanken allmälig in Vermögensverhältnissen und bürgerlicher Stellung zurück, sodaß sie etwa um dieselbe Zeit, in welcher die reformirte Linie ausstarb, theilweise ihren Adel aufgaben. Der Vater unsers Schalk, Arzt in östreichischen Kriegsdiensten, kam im Jahre 1757, gelegentlich der damaligen Kriegsläufte, mit dem zum Fürst-Bischof erwählten Adalbert von Walderdorf, als dessen Leibwundarzt, nach Fulda, und verheirathete sich mit einer Enkelin des Superintendenten Grünebaum in Rudolstadt, dessen Sohn zum katholischen Bekenntniß übergetreten war. Den 19. Juni 1758 ward Karl Sigmund geboren; zwei Brüder und eine Schwester folgten ihm nach. Die Mutter, die Herz und Bildung verband, leitete den Unterricht ihrer Kinder unter guten Hauslehrern und betrieb die Vorbereitung ihres begabten Aeltesten für das Gymnasium. Dieses war damals noch in den Händen der Jesuiten. Karl that sich unter den besten Schülern hervor und ging nach Aufhebung des Ordens zum philosophischen Unterricht der Benedictiner über. Die Enkelin eines Superintendenten setzte das volle Mutterherz darauf, an ihrem Karl einen Priester zu erleben, und brachte es dahin, daß er beim Fürsten, der zugleich Abt des adeligen Convents der Benedictiner war, um Aufnahme in diesen angesehenen Orden, aus dem die adeligen Capitelsherren und die bürgerlichen Professoren hervorgingen, mit einem Gesuch einkam. Nach Jahresfrist ward die Aufnahme zugestanden. Inzwischen aber hatte sich der Sinn des gehorsamen Sohns geändert und eine entschiedene Abneigung gegen den geistlichen Stand hatte sich seiner bemächtigt. Unglücklicherweise war aber auch der Vater sehr entschieden

für den Eintritt seines Sohns in den Orden; vielleicht weil er sich auf diesem Wege gute Verbindungen für sich selbst und eine ehrenvolle Lebensstellung für seinen Karl versprach. Auch sah man es damals in Fulda sehr ungern, wenn ein guter Kopf aus dem Bürgerstand etwas Anderes als Geistlicher werden wollte. So fand sich der junge Schalk mit einer schwärmerischen Mutter und einem leidenschaftlichen Vater in heftigstem Widerspruche, der sich endlich an der ihm von dem Vater mit Entschiedenheit vorgelegten Wahl brach, entweder den Cucullus des heiligen Benedict oder die Montur des östreichischen Kaisers zu nehmen. Karl unterwarf sich und legte, achtzehn Jahre alt, das Ordenskleid an.

Doch die äußerliche Umwandlung änderte nichts an dem innern Unmuthe des Novizen; das Gewand brachte ihn vielmehr zu einer stillen Verzweiflung, in der er mehre male zu entfliehen versuchte, was aber der mistrauisch wachsame Vater stets zu verhindern wußte. So kam der 5. Juni des folgenden Jahrs heran, das einheimische Fest des heiligen Bonifacius, an welchem der junge Schalk das Gelübde ablegen sollte. Bei dieser feierlichen Handlung ward ihm mit dem Klosternamen Bonifaz das weite, schwarze Kuttengewand, die gewöhnlich sogenannte Flocke, angelegt und die über den Kopf gezogene Kapuze unterm Kinn zugenäht. In dieser Verhüllung hatte der junge Conventuale drei Tage und Nächte fromme Regel zu halten, worauf ihm die Kappe unter herkömmlichen Ceremonien wieder aufgeschnitten wurde. Diesmal aber ereignete es sich, daß Schalk's Kapuze schon in der ersten Stunde von selbst aufging. Wahrscheinlich, daß das Fadenende nicht gut verwahrt und der unwillige Kopf auch unruhig unter dem Zunähen gewesen war. Der Superior forschte aber nach keiner natürlichen Erklärung, sondern nahm es für eine Vorbedeutung. „Sie werden gewiß Ihren Profeß widerrufen", sagte er lächelnd, „ich nehme die aufgegangene Kapuze in diesem vorbedeutsamen Sinne."

Jedenfalls war es von einem geistlichen Vorgesetzten ein humanes Wort. Und mit so heiterm Blick und Aussehen steht mir jener Prälat in der Erinnerung vor. Bis zu meiner Zeit war er Propst auf dem Michelsberg, neben dem uralten Kirchlein der Stadt, geworden. In diesem stillen Gartenbau, dem jetzigen Sitze des Bischofs, lebte Baron von Warnsdorf sehr gesellig mit zwei alten Schwestern, in deren Mitte man ihn täglich die Lindenallee entlang in die Stadt gehen sah — weltlich gekleidet, in vornehmer Nachlässigkeit etwas vorgebeugt, die Lorgnette auf jeden Gegenstand richtend, der sich näherte, und jeden Gruß mit heiterer Miene und aristokratischem Wohlwollen erwidernd. Der Propst Warnsdorf war der fröhlichste Theilnehmer an den sommerlichen Scheibenschießen, der fleißigste Besucher des Theaters, das unter

dem Prinzen von Oranien sich in dem schönen Orangeriegebäude des Hofgartens aufthat, wohin aus dem Propsteihofe nur über die Straße zu gehen war. Diese Neigung wendete der alte Herr später unserm Liebhabertheater zu, das in demselben Bau spielte, und ich erinnere mich, daß er uns für die Garderobe einen guten Sammetrock mit dem Wunsche anbot, ihm zu Liebe das kleine Stück „Der Sammetrock“ zu geben.

Von einem solchen Weltmanne darf man wol eher annehmen, daß er mit seiner milden Bemerkung die Abneigung des jungen Schalk gegen das Gewand, die ihm nicht unbekannt sein konnte, habe andeuten oder ihm einen Wink geben wollen, als daß er an ein wirkliches Vorzeichen geglaubt hätte. Der bedrängte Novize war aber ganz in der Stimmung, eine solche Vorbedeutung mit Ahnung oder Aberglauben zu ergreifen. Das hoffnungsvolle Wort seines Superiors fiel wie eine Losung für sein Leben in die Brust des eingekleideten Jünglings, — dunkel mahnend, leise drängend — wir werden sehen zu welchem Ausgang!

Schalk warf sich nun mit dem neuen Muthe der Ergebung auf seine philosophischen Studien, schrieb eine Abhandlung „Von den Farben“, und hielt im Herbst eine öffentliche Disputation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde. Kaum aber zu dieser innern Befriedigung gelangt, wurde er von seinen Vorgesetzten zu gemessenem Studium der Theologie angehalten und fand sich wieder auf dem alten Boden des Widerwillens gegen seinen Beruf.

Diese Bewegung werden wir immer wiederkehren und sich zu höhern Zielen erweitern sehen. Schalk erhebt sich aus seinem Zwiespalt zu einer ideellen Sphäre, sucht hier den innern Widerstreit durch einen geistigen Kampf zu lösen und wird, infolge dessen oder wol auch durch ein äußeres Ereigniß, wie von einem unsichtbaren Verhängniß immer wieder auf den alten Boden seiner Entzweiung zurückgedrückt, um sich aufs neue zu erheben.

Die Theologie, zumal in der scholastischen Behandlung der damaligen Professoren, erregte seinen Widerwillen. Er suchte Trost und Erhebung bei den deutschen, englischen und italienischen Dichtern und Schriftstellern, die er sich heimlich anschaffte und unvorsichtigerweise sogar mit in die theologischen Stunden brachte, bis man den sehr vertieften Zuhörer über Pope's „Lockenraub“ und bei eigenen Versen ertappte. Die Folge war, daß er eines Tages, auf sein Zimmer zurückkehrend, es von allen Büchern geräumt fand, die sich nicht auf Theologie bezogen.

In diesem neuen Mismuthe wendete er sich an einen Freund seiner Familie, den Domcapitular von Hanrleden in Passau, um Vermitte-

lung einer andern ihm angemessenern Unterkunft. Eine solche anzutreten war das herkömmliche Quinquennium, der Zeitraum von fünf Jahren, während dessen man seinen Profeß zurücknehmen konnte, noch nicht abgelaufen; auch hätten die vier kleinern Weihen, die Schalk inmittelst empfangen hatte, seinen Austritt nicht gehindert. Leider aber ging jener Gönner auf ein solches Vorhaben nicht ein, und der aufgefangene Brief desselben regte Schalk's Vorgesetzte und seinen leidenschaftlichen Vater aufs neue gegen ihn auf. So wurde er denn festgehalten und konnte der Priesterweihe nun nicht mehr entgehen.

Jetzt auch innerlich durch ein geweihtes Band gefesselt, fand er vollends nur Zuflucht bei seinen Studien. Aus den Fächern der Theologie nahm er sich nur das Kirchenrecht und die Kirchengeschichte heraus, womit er Philosophie und orientalische Sprachen verband. Außerdem bildete er sich einen auswärtigen Kreis, wenigstens für seinen Geist, durch Verbindung mit namhaften Gelehrten und wissenschaftlichen Journalen. Die Literatur des katholischen Deutschland gewann einen thätigen Arbeiter.

Hier betrat aber der junge Schriftsteller ein Feld nicht blos der Arbeit, sondern zugleich auch des Kampfes. Um jene Zeit wurde, besonders auch von katholischer Seite, was man Religionsvereinigung nannte, eine Art von Fusion des Katholicismus und des Protestantismus, der ältern und der jüngern Linie des Christenthums, wieder lebhafter betrieben. Es waren die alten Unionsbestrebungen aufgeklärter Theologen — schon durch des Erasmus Schrift von der Eintracht der Kirche im Jahre 1553 angeregt, von den Vorschlägen des mainzer Kurfürsten Johann Philipp Schönborn im Jahre 1660 unterstützt, durch die vermittelnden Reisen des kaiserlichen Beichtvaters Spinola nicht erreicht, durch die warme Theilnahme unsers philosophischen Leibniz nicht gefördert und in den Annäherungen des pseudonymen Febronius verworfen. Schalk theilte diese Ansichten und Bestrebungen einer vielleicht wohlgemeinten aber unbedachten Aufklärung nicht. Seine Ueberzeugung von der Freiheit christlicher Entwickelung hatte höhere Standpunkte, zumal Rom gegenüber, wo man unter Vereinigung stets nur unbedingte Unterwerfung verstand. Er gab zu den im Jahre 1782 zu Frankfurt erschienenen Religionsvereinigungsschriften einen geistreichen Beitrag, worin er das Unthunliche und Lächerliche jener katholischen Bemühungen nachzuweisen suchte. Vielleicht hatte er dabei besonders den Professor Böhm im fuldaer Convent im Auge, der sich an diesem Religionsverschmelzungswerke mit besonderm Eifer betheiligte. Und freilich war dieser Böhm der Mann nicht, der es einem Schalk allzu schwer gemacht hätte, ihn abzufertigen. Ich habe ihn noch als Bibliothekar gekannt und erinnere mich, daß sogar wir Gymnasiasten

uns an ihm zu reiben versucht waren, so oft er besonders unsern Haarschnitt kritisirte.

Wenn nun diese Angriffe auch nicht ohne Verdrießlichkeiten für Schalk abliefen, so hatten sie doch keine ernstere Folge und hinderten nicht, daß er im October 1783 zum ordentlichen Professor der praktischen Philosophie an der fuldaer Universität bestellt wurde. Dieser Beruf, der ihn in geistigem Verkehr mit Rousseau, Helvétius, Montesquieu, Hobbes, Shaftesbury, Hume, Smith, Hartley, Hutcheson und Andern erhielt, hatte etwas Beruhigendes, Erhebendes für ihn. Grotius und Pufendorf waren ihm, wie Andern die Kirchenväter, zur Hand. Eine Neuerung, indem er nach Feder's „Untersuchungen über den menschlichen Willen" deutsche Vorträge hielt, zog ihm so viel Neckereien zu, daß er schon im Begriff war, das Buch mit Hofrath Feder's lächelnd ertheilter Zustimmung ins Lateinische zu übersetzen, als er sich noch entschloß, seinen Weg unbekümmert fortzugehen.

Um diese Zeit drang von Königsberg aus Kant's Name und Ruf in Deutschland vor und setzte unsern 26jährigen Pater-Professor in neuen Aufschwung der Seele. Er ergriff mit Lebhaftigkeit die Kant'schen Ideen; er, der Erste in Fulda, der die neue Philosophie nicht nur erfaßte, sondern auch einbürgerte. Denn dadurch, daß er in auswärtigen Journalen die öffentlichen Thesen und Lectionen seiner Collegen auf ihrem vorkantischen Standpunkte angriff und nach Kant'schen Sätzen beurtheilte, nöthigte er die fuldaer Professoren zum Studium der neuen Schule. Diesen gewaltigen, aus Königsberg vorrückenden Gedanken, die sich schnell alle muntern Geister und die nächste deutsche Zukunft eroberten, war es wol auch beizumessen, daß Schalk statt verdrossener Gegner einen Anhang gleichbegeisterter Genossen gewann. Dies zeigte sich, als er von seinem damaligen Superior, dem Domcapitular Baron von Guttenberg, eine ungebührliche Begegnung erfuhr. Dieser enge, bigote Mann nahm den von Schalk behaupteten Satz: daß die Verknüpfung der Beweggründe mit einer Handlung unsere Verbindlichkeit zu derselben begründe, zum Anlaß, mit Mund und Miene eines Großinquisitors den Professor öffentlich der Ketzerei zu beschuldigen. Indem sich aber so das alte Misgeschick wiederholen und Schalk von seiner geistigen Erhebung zur geistlichen Unterwürfigkeit hinabdrücken wollte, traten ihm seine Collegen zur Seite. Sie machten die ihm widerfahrene Unbilde zu ihrer allgemeinen Angelegenheit und brachten die Sache an den damaligen Rector Magnificus der Schule, Propsten von Bibra. Dieser hochgebildete Prälat, literarisch durch das eben entstandene „Journal von und für Deutschland" mit Göckingk verbunden, brachte die Beschwerde an den Fürsten Heinrich und setzte es durch, daß der despotische Superior abtreten mußte.

Ich habe auch diesen Ketzerrichter als nachmaligen Propst gekannt — ein rechtes Gegenbild des michelsberger Propstes von Warnsdorf. Wenn dieser das anmuthige Gepräge des 18. Jahrhunderts trug, so war Guttenberg eine Bracteate des Mittelalters. Mit der Miene der Gottseligkeit, in der Haltung frommer Einfalt, die weltverschmähenden Blicke zu Boden gesenkt, wandelte er, so oft man ihn sah, auf dem Kirchenwege, hinter ihm der Famulus, der ihm das Meßbuch nachtrug; ein junger Mensch mit langen Plattfüßen, das gutgebildete Gesicht in die nachgeahmten Mienen der Frömmigkeit gelegt, durch welche die Folie der Schelmerei hindurchschimmerte. So hatte der Famulus einst seine studentischen Freunde zu Abend bei sich eingeladen und bewirthete sie reichlich mit dem guten Weine seines in entferntem Zimmer studirenden und betenden Propstes. Zu seiner wachsenden Besorgniß wurden die Zechgenossen immer lauter und lärmender. Vergebens winkt er und wehrt er, bis er endlich bedenkliche Bewegungen im Zimmer seines Herrn erlauscht. Und kaum auch sind die jungen Zechbrüder mit den Flaschen und Lichtern hinaus in einen Hintergang und ist der Wirth in sein Bett geschlüpft, als Guttenberg mit Licht herantritt. Hier hört er nun den schlummernden Heuchler lateinische Gebetsworte und Ausrufungen eines Traums von lieben Engelein lallen. Gerührt lächelt ihm der fromme Mann zu. „Deo gratias", sagt er endlich. „So habe ich mich doch in dem satanischen Spuk geirrt und habe dir in Gedanken Unrecht gethan, mein unschuldiger Jakob. Schlummere nur fort in deinen verklärten Anschauungen und die Engel, die dein nächtlich Lager besuchen, mögen dein tägliches Leben behüten!"

Dieser Guttenberg war es, der für einen sehr gelehrten und tiefforschenden Theologen galt.

Inzwischen scheint in der Brust unsers Benedictiners die früheste Losung seiner aufgegangenen Cuculle nachgeklungen zu haben. Sein Profeß war freilich nicht mehr zu widerrufen, doch aus dem Kloster in die Welt zu treten blieb eine lockende Verwandlung. Schalk besuchte jetzt die juristischen Collegien der Universität und studirte selbst die Amtspraxis. Bald sollte ihm die unerwartetste Muße zu solchen Studien zu Theil und die Sehnsucht nach einer andern Lebensstellung erneuert werden. Diesmal traf ihn nicht durch anfechtende oder misliebige Doctrin, sondern durch die Unbefangenheit eines mit der Welt wenig vertrauten Gemüths der schwerste Verdruß.

Zwischen dem Fürsten und dem Domdechanten war ein, damals selbst zur Publicität gelangter Rechtsstreit ausgebrochen, der auch die parteinehmenden Mitglieder des Capitels und den Anhang beider Theile in zwei feindselige Lager schied. Unser Schalk war auf seinem Platze klug genug, sich zwischen der leidenschaftlichen Erbitterung zweier Pfaf-

fenparteien neutral zu halten; aber er war nicht vorsichtig genug, um gerade jetzt einen Besuch zu unterlassen, zu dem ihn bei seinem alten Gönner, dem Propsten von Piesport in Sannerz, eine herzliche Anhänglichkeit trieb. Piesport hatte Partei für den Domdechanten genommen, und Schalk erschien nun in den Augen seiner lauernden Neider auf derselben Seite. Oder hätte er etwa keine Neider, keine miswollenden Nager haben sollen? Seiner glänzenden Begabung, seinem zunehmenden Rufe gereichte es wenig zum Schutze, daß er weichen Gemüths auch noch Wohlthaten erwiesen, aus unbefangenem Herzen Bekenntnisse entlassen hatte, die man unter Pfaffenregiment nicht tief genug verschließen kann. Ja er hatte manchen Fuldensern durch literarische Arbeiten, die er ihnen leistete, allzu schwere Dankbarkeit auferlegt, als daß sie die gute Gelegenheit, solche abzuschütteln, nicht hätten ergreifen sollen. Und so wurde ihm, unter tückischer Hinweisung auf jenen Besuch in Sannerz, die Gunst des Fürsten entzogen, dessen sonst so humanes Wohlwollen doch auch vor jener brennenden Parteistimmung erblich. Schalk wurde auf verletzende Weise zurückgesetzt und seinem Lehramte entzogen.

Eine fuldaische Intrigue hatte ihn gebeugt, eine große deutsche Frage kam den von ihm ergriffenen Studien des kanonischen Rechts und seinen Arbeiten für die deutsche Encyklopädie zu Hülfe, um ihn lebhaft zu ergreifen und wieder aufzurichten. Der Sommer 1786 hatte nämlich im Bade Ems die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe zu einem Congreß gebracht, auf dem man die Freiheit der deutschen Kirche gegen die Uebergriffe Roms feststellen wollte. Diese Absicht entsprach ganz den Ueberzeugungen Schalk's und veranlaßte ihn, einen Commentar zu den Emser Punctationen zu schreiben. Fürst Heinrich, mit seiner Gesinnung ganz auf dem emser Standpunkte, gab seinem Benedictiner, als Zeichen seiner zurückgekehrten Gunst, die Erlaubniß, dieses Werk, jedoch ohne Namen des Verfassers, drucken zu lassen. So entstand das „Neue Magazin des neuesten Kirchenrechts und der Kirchengeschichte katholischer Staaten" (Weißenburg 1789).

Wie schon angedeutet, läßt sich nicht leicht in einem einfachen Privatleben die Spirallinie seiner Entwickelung und Erweiterung so rein verlaufend nachweisen, als in Schalk's Bestrebungen und Begegnissen. Sehen wir einen Augenblick zurück! — Sein erster geistiger Kampf war blos eine gelehrte Disputation, der erste Bogen der Erhebung aus seiner Lebensstellung reichte nur bis zur philosophischen Doctorwürde. Wie erweiterten sich seitdem nicht durch dazwischenfallende Zurücksetzungen die Kreise seines Bestrebens zum Lehramt an der kleinen Universität, zur Verbreitung der Kant'schen Philosophie, zu gelehrten Bezügen hinaus in die Welt, zur Schriftstellerei für die katholische

Theologie und jetzt schwebt er auf der hohen Frage zwischen Deutschland und Rom! — Erscheint es aber nicht auch als ein umfassenderes Misgeschick, daß gerade jetzt, im September 1788, Schalk's Gönner mit Tode abgehen mußte, der treffliche Fürst Heinrich „Buf", wie ihn das Volk nannte, von seiner gewöhnlichen Unterschrift B. u. F. — Bischof und Fürst? Die neue Wahl brachte den Fürstenhut auf den beschränktesten und eigensinnigsten Kopf, der sich im Capitel fand, auf Adalbert von Harstall. Aus dem neuen Cabinet erging nur allzu bald eine Misbilligung des „dem heiligen Stuhle" feindseligen „Magazin", mit dem Verbot an Schalk, dasselbe fortzusetzen, ja sogar irgend eine andere Schrift kanonischen Inhalts herauszugeben.

So stand er denn wieder — man möchte sagen aller Schwungfedern beraubt — auf dem alten zwiespältigen Boden seines Klosterlebens. Denn kaum sogar war er in dem Stiftsarchiv, wohin man ihn mit der Miene besonderer Gunst unter die alten Pergamente zu „reponiren" dachte, an eine Umgestaltung dieses interessanten Urkundenlagers gegangen, als er auch schnell wieder daraus entfernt wurde. Es blieb ihm kein Zweifel, daß ihn der alte fuldaer Sinn nach keiner Seite wollte aufkommen lassen.

Da mahnte denn lauter als lange nicht die alte Lebenslosung in seiner Brust. Alle idealen Kreise, die aus dem Kloster emporgingen, schienen sich verzogen zu haben und nichts ihm übrig zu bleiben als die weite wirkliche Welt. Und wie eine edle Frucht um ihren innern Kern nicht zeitigt, ohne daß auch die äußere Schale sich mit den duftigen Farben der Reife überhauche: so pflegen auch, wenn die Vorbestimmung eines Menschen sich erfüllen will, jene äußern Verhältnisse günstiger zu fallen, die sich erst hart und herb gezeigt haben. Dies war der Fall mit Schalk's Aeltern. Das träumerische Herz der Mutter ruhte bereits im Grabe und der leidenschaftliche Sinn des Vaters war endlich zur Einsicht gekommen, daß er den begabten Sohn in eine falsche, unglückselige Lebensstellung gedrängt hatte. Er rieth ihm nun ebenfalls zu seiner Befreiung. Die Welt selbst unterließ nicht, ihrem Candidaten zu winken. Die gelehrte Gesellschaft zu Mainz ernannte Schalk zum ordentlichen Mitglied; sie krönte seine Abhandlung „Ueber den Einfluß der Philosophie in das Kirchenrecht". Dort am kurfürstlich-erzbischöflichen Hofe ging es ja so freidenkerisch, so lebenslustig zu, daß ein geistreicher Mönch sich da alle Förderung ins weltliche Leben versprechen durfte.

So reichte denn Schalk der Welt eine Hand, indem er sich zum Doctor beider Rechte promoviren ließ, um gewissermaßen einen Reisepaß, einen Titel der Bewerbung um eine Unterkunft zu haben. Dann erbat er sich im Juni 1790 einen Urlaub zu einem Besuche seines

Vetters, des Geheimrathes und Vicariatsofficials Schalk von Blumenthal in Worms. Statt aber dorthin, begab er sich mit dem erhaltenen Urlaub nach Mainz, um beim erzbischöflichen Stuhle sein Säcularisationsgesuch anzubringen. Auf diesen Schritt, den man in Fulda sogleich erfuhr, ward er zurückberufen, erklärte aber, daß er erst seine Versetzung in die Welt und irgend eine Versorgung erlangen wolle, ehe er Fulda wiedersehe. Von Worms aus ließ er während des Wahlconvents für Kaiser Leopold eine Abhandlung: „Ueber die Fundamentalgesetze der deutschen katholischen Kirche im Verhältniß zum römischen Stuhl, als Nachtrag zur Spittler'schen Geschichte", erscheinen, und brachte die ältere Schrift: „Grundsätze über die Regierungsform der katholischen Kirche", in zweiter Auflage.

Wie er nun doch nach Fulda zurückkehrte, weil er zur Betreibung seiner Angelegenheit in Rom eines Zeugnisses von seinem Fürst-Bischof bedurfte, empfing er die freundlichsten Zusagen zur Beförderung seines Säcularisationsgesuchs, konnte aber doch bemerken, daß man ihm hinterrücks alle denkbaren Hindernisse in den Weg legte. Man hoffte, daß es ihm draußen an Versorgung und an dem sogenannten Tischtitel fehlen werde. Unter letzterm versteht man die berechtigte Stelle, gleichsam das Heimatrecht eines Geistlichen in irgend einem bestimmten Kirchensprengel. Beides aber fand sich wider fuldaisches Erwarten. Im April 1791 erhielt Schalk vom Landgrafen zu Hessen-Darmstadt den Ruf als Professor und Pfarrer in Gießen und vom Kurfürsten in Mainz den Tischtitel auf die Diöcese Worms. Und nun konnte ihm das Zeugniß nicht mehr versagt werden, mittels dessen, gegen alle Einwendungen des kölner Nuntius, das Breve des Papstes zu seiner Säcularisation im August erwirkt wurde. Die frohe Verwandlung war bald geschehen, indem Schalk die Cuculle des heiligen Benedict von Nursia, die schwarze faltige Flocke, für immer abstreifte. Unter lächelnden Artigkeiten aller Derer, die ihm Ränke gespielt hatten und nun seine Feder fürchteten, verließ er Fulda. Er war 33 Jahre alt.

Wir haben gleich anfangs Schalk's Leben ein Schauspiel genannt und schließen hier unsere Betrachtung, wie man eben ein Drama nicht mit dem Tode, sondern mit dem Siege des Helden beschließt. Nur seine Stellung in dem endlich erreichten Lebenskreise und seine Stimmung nach so viel Kampf zum Frieden deuten wir noch an, indem wir bemerken, daß er in Gießen hauptsächlich über katholisches und protestantisches Kirchenrecht las und die Wahlfeierlichkeiten für Kaiser Franz mit der Flugschrift begrüßte: „Ueber die Vortheile, welche die Aufhebung des Jesuitenordens der Kirche und den Staaten gewährt hat."

Die Gedanken dieser Schrift und die große Anschauung Schalk's von einem friedlichen Nebeneinanderbestehen des Katholicismus und

Protestantismus als zweier verschiedenen Seiten des Christenthums, diese Friedenspräliminarien des „berühmten Papisten", wie ihn die „Jenaische Literaturzeitung" zu nennen pflegte, sind heute wieder in Kampf gezogen; weder in Mainz noch sonst werden die jungen Pfäfflein seine Schriften lesen wollen. Der verstorbene Verfasser gehört noch einmal nach seinem Tode zur katholischen Gegenwart, aber als Antipode derselben. Vergebens rufen wir wenigstens heute noch:

Ist kein Schalk da wider die tausend Schälke, die noch einmal erstanden sind und das Kreuz einer fanatischen Mission als trotzhaftes Schwert gegen den Frieden der Staaten und die Freiheit des Christenthums erheben?!

Die Schutzzölle unter dem culturgeschichtlichen Gesichtspunkt.

Von

August Lammers.

Die Schutzzölle sind nach ihrer ganzen Erscheinung in der Geschichte offenbar mehr eine praktische als eine theoretische Thatsache, das heißt, sie haben sich häufig genug in der staatswirthschaftlichen Praxis breitgemacht, ohne die entsprechende Vertretung in der Wissenschaft zu finden. Zwar nicht zu allen Zeiten, aber doch von einem gewissen nicht allzu entlegenen Zeitpunkt der europäischen Vergangenheit an beinahe ununterbrochen und überall, haben regierende Staatsmänner sich ihrer bedient, um den vorhandenen Wohlstand einer gegebenen Nation mit ihrer Hülfe künstlich und kunstgerecht zu steigern. Was dagegen die Wissenschaft betrifft, so hat sie solchen Bemühungen nur sehr selten und vereinzelt den Beistand ihrer geistigen Hülfskräfte angedeihen lassen, vielmehr weitaus in der Masse ihrer Vertreter und ihrer Zeugnisse sich allemal begnügt, den Schutzzoll als eine vollendete Thatsache allerdings zu registriren, um dann sofort auch die Waffen gegen ihn zu kehren. Man darf ohne Gewaltsamkeit behaupten, daß in der ganzen Periode zwischen Colbert und List, zwischen dem Vater des sogenannten Mercantilsystems und dem sogenannten Theoretiker des Deutschen Zollvereins, die Schutzzölle keinen wissenschaftlichen Vertheidiger besessen haben. Sie vegetirten in den Tarifen einiger Staaten kümmerlich und ziemlich unbeachtet fort; im Reich der Geister, dieser ersten Großmacht unserer Tage, wurde ihrer nur noch als eines überwundenen Standpunkts gedacht. Daß ihnen dann dennoch in Friedrich List ein Theoretiker wie-

der erstanden ist, der es in Deutschland sogar zu einer Schule gebracht hat, von diesem Ereigniß will ich weiter unten eine möglichst historische Erklärung zu geben versuchen.

Halten wir einstweilen fest, daß der Schutzzoll von jeher nicht sowol eine wissenschaftliche als eine staatswirthschaftlich-politische Thatsache gewesen ist. Seine Anhänger selbst sind weit entfernt, dieses Sachverhältniß zu leugnen. Im Gegentheil, sie thun damit groß und betrachten es als einen wirklichen Vorzug ihrer Panacee, daß so viele berühmte Minister und Fürsten in vergangenen Zeiten an ihre Wunderkraft geglaubt haben. Gestehen sie vielleicht im Ganzen auch zu, daß die Schutzzölle in der Theorie schwer oder gar nicht zu rechtfertigen seien, so wollen sie doch vermittels jenes Beweises sie in der Staatspraxis desto gewisser festhalten. Ein einsichtsvoller Kenner menschlicher Entwickelung sieht nun freilich wol, daß ein derartiges ewiges Misverständniß zwischen Idee und Wirklichkeit nur einer mangelhaften Beobachtung entspringen kann. Entweder hat der Theoretiker seine Aufgabe schlecht verstanden und erfüllt, oder der Praktiker; entweder befindet sich die wissenschaftliche Volkswirthschaft seit Adam Smith in einem einzigen zusammenhängenden und fundamentalen Irrthum, oder die Regenten, welche sich unter dem späten Beifall List's und seiner Anhänger der Schutzzölle als eines politischen Mittels bemächtigten, haben Alle miteinander fehlgegriffen. Ein Drittes ist nicht möglich, wenn in dem Fortgang der irdischen Dinge irgend ein vernünftiges Gesetz, eine Wahrheit lebt, und nicht etwa die große Erfindung Proudhon's von den gesellschaftlichen Widersprüchen, das heißt von der unsterblichen Antinomie zwischen Wahrheit und Lüge in der ganzen Welt, in der Geschichte der Menschheit und in jeder einzelnen Erscheinung. Heute wenigstens muß es zu sagen verstattet sein, daß entweder die Handelsfreiheit oder der Schutzzoll eine Wahrheit ist, und daß nicht, wie halbe Einsicht zu behaupten liebt, die Wahrheit selbst in der Mitte beider Principien sich finde. Ich gehe über dieses Zugeständniß, wenn es mir für jetzt gemacht wird, nach dieser Seite einstweilen nicht hinaus. Da ich den Schutzzoll an dieser Stelle nicht einer abstracten Widerlegung unterwerfen, sondern unter den culturgeschichtlichen Gesichtspunkt rücken möchte, so begnüge ich mich gern mit der bloßen Behauptung, daß er wissenschaftlich betrachtet lediglich einen Irrthum in sich schließe. Zu beweisen ist das bekanntermaßen zwar auch nicht allzu schwer, aber doch nicht auf einer einleitenden Seite; als Basis für die nachfolgende Darstellung muß ich die Alleingültigkeit des freihändlerischen Princips daher einmal ausnahmsweise voraussetzen. Vielleicht kommt mir bei der Mehrzahl unserer Leser dabei die ungemeine Verbreitung mehrer populärer Schriften, namentlich derer des Hrn.

O. Hübner in Berlin und derer des hamburger Vereins für Handelsfreiheit, ein wenig zu Hülfe.

Spreche ich dem schutzzöllnerischen Princip mit einiger Härte die wissenschaftliche Bedeutung ab, so gestehe ich ihm dagegen die culturgeschichtliche unter den gleich anzugebenden Einschränkungen zu. Die äußere Form, in der es aufzutreten pflegt, ist ja bescheiden und versteckt genug. Ein kleiner Beitrag zur Gesetzsammlung, einige Tausend bewaffneter und disciplinirter Grenzwächter längs der nationalen Scheidelinie reichen hin, den stärksten und einflußreichsten Schutzzoll von der Welt in Wirksamkeit und Action zu setzen. An diesem äußerlichen Aufzug sollte man also nicht erkennen, daß er wahrhaft eine weltgeschichtliche Rolle voller Handlung und Macht zu bedecken geschaffen sei. Aber gerade weil sie nur zu negativen Wirkungen berufen sind, weil sie verhindern und ersticken, anstatt zu beleben und zu bilden, vermögen die Schutzzölle in unscheinbarster Gestalt die mächtigsten Einflüsse auf alles materielle Leben rings umher zu erstrecken. Gäbe es keine andern Zeugnisse, so würden die endlosen, leidenschaftlichen, vielseitigen Debatten davon predigen, zu denen sie in unserer vaterländischen Presse schon Anlaß gegeben haben und noch ferner geben werden. Sind sie auch leider leichter eingeführt als abgeschafft, und häufig — um noch nicht zu sagen: immer — so wenig unter Zustimmung der Betheiligten wie mit Kenntniß und Voraussicht ihrer Folgen auferlegt worden, so beweist doch schon das bloße nackte Factum ihres Daseins, breit und dicht, wie es in der Geschichte dasteht, für einen tiefgelegenen und fruchtbaren Lebensgrund. Wenn nicht daß sie auftauchten, so doch sicherlich daß sie sich behaupteten und zu grauen Jahren kamen, zeugt für ihren mehr als zufälligen und abnormen Sinn in der Culturgeschichte. Sie dürfen nicht als reine Auswüchse einer falschen Ansicht, einer wohlgemeinten und kurzsichtigen Absicht bei diesem Gesetzgeber oder jenem Regenten betrachtet werden. Waren diese auch Einzelne, individuellen Irrthümern zugänglich, und sind sie keinem allgemeinen historischen Maßstab zu unterwerfen, so mußten doch die mancherlei Völker und Gesellschaften, welche Schutzzölle schweigend duldeten, dazu auf eine eigene und beachtenswerthe Weise disponirt gewesen sein. Denn die Frage griff ihnen tief genug in die Tasche, um auch eine trägere Natur und eine phlegmatischere Anlage unter ihnen zu lebhaftem Antheil, zu activer Abwehr oder passiver Toleranz gegen die „schützenden" Maßregeln des Tarifs eigens zu stimmen. Entschieden sie sich eine geraume Weile in Masse für die Toleranz, so wird es sich ohne Zweifel verlohnen, ein wenig näher auf ihre Motive zu sehen.

Die volkswirthschaftliche Bildung ist bekanntlich eines der jüngsten Kinder der alten europäischen Civilisation. Selbst die Wissenschaft,

von welcher sie ausgeht und Zeugniß ablegt, ist eine der jüngsten unter allen ihren ehrwürdigen Schwestern. Der große Name von Adam Smith klingt noch nahe genug, obwol er fast den ersten wirklichen Aufschwung der politischen Oekonomie bezeichnet, aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu uns herüber; und selbst nachdem sein würdigster Nachfolger, Friedrich Bastiat, sein unsterbliches Werk von der Harmonie der Interessen vor wenig Jahren hat erscheinen lassen, bleibt es noch immer erlaubt zu sagen, die Wissenschaft dieser beiden unsterblichen Meister stehe erst in ihren Anfängen. Oekonomische Gegenstände behandelt und ökonomische Gesichtspunkte aufgestellt haben freilich schon manche Schriftsteller der frühern Jahrhunderte, von denen ich hier nur als eines hervorragenden Beispiels des alten Jean Bodin (1530—96) gedenken will, weil er erst in diesem Jahr durch Hrn. Boudrillart in Paris Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung geworden ist. Aber das System der öffentlichen Wirthschaft zu begreifen, die Wirkungen ewiger und gleichsam physiologischer Gesetze der Menschheit in ihr zu entdecken, um die Festigkeit dieser Gesetze dann die tausend Zahlen und Thatsachen der Statistik ordnend zu versammeln, das war erst den Denkern des 18. Jahrhunderts, dieser hohen Zeit der Aufklärung, das war den französischen Physiokraten — Quesnay, Turgot, Gournoy — und vor allen dem großen Schotten Adam Smith vorbehalten. Bei so später Entstehung, bei so langsamen Fortschritten der Wissenschaft nimmt es nicht Wunder, daß wirthschaftliche Bildung selbst in den culturgesegneten Ländern Europas und Amerikas noch überall eine so dünne, seltene und kostbare Saat ist. Vielmehr wäre zu verwundern, daß sie doch im Verhältniß zu ihrem historischen Alter schon eine so beträchtliche Verbreitung gefunden hat, wenn man nicht leicht sähe, was ihr vorwärts geholfen. Es ist der den sogenannten materiellen Interessen zugekehrte Grundtrieb unserer Zeit, dieser Grundtrieb, den die Einen als die mächtigste Beförderung aller Gewerbsthätigkeit und alles Handels preisen, während die Andern ihn als öden Materialismus verdammen, was die Keime ökonomischer Erkenntniß unter uns bereits zu einiger, sei es auch noch schwacher Reife und Fruchtbarkeit gebracht hat. Und da jene Richtung auf Vermehrung der öffentlichen Reichthümer, von denen unter andern die Schutzzölle ein so seltsames Anzeichen sind, eigentlich schon mit dem Anbruch der neuern Geschichte, das heißt seit der Entdeckung Amerikas, zu den leitenden Mächten der Zeit gehört, — so wird auch die volkswirthschaftliche Erziehung der Völker, historisch angesehen, etwa von da an ihren Anfang genommen haben. Anfangs in kaum erkennbarer Vereinzelung und nur bei den umfassendsten Köpfen und den wahrhaft tiefblickenden Politikern vorhanden, ist sie im Lauf der Zeiten immer breiter angeschwollen und

immer tiefer gedrungen, um nun in unsern Tagen endlich die begründetsten Aussichten auf eine vollkommene Beherrschung der nationalen Angelegenheiten, ja der ganzen Menschheit zu erhalten. Es wäre gewiß interessant, diesen so jungen und so überaus inhaltsreichen Zweig der allgemeinen Culturgeschichte einmal im Licht der heutigen Einsicht und nach seiner weitesten Umgrenzung zu betrachten. Dem hier verfolgten engern Zweck aber wird es genügen, einige besonders heraustretende Momente dieser wunderbaren und von der deutschen Wissenschaft fast noch unberührten Entwickelung anschaulich zu machen.

Wie pflegt sich irgend ein zusammenhängendes Ganzes menschlicher Erkenntniß unter der Masse eines gegebenen Volks, einer geschichtlich erwachsenen Gesellschaft auszubreiten? Gewiß nicht mit jener Schnelligkeit, nicht mit jener fast im Handumdrehen gewonnenen Uebersicht des Systems, mit jenem entgegenkommenden divinatorischen Geist, die dem gebildeten Individuum unserer Tage das Ergreifen dieser oder jener Wissenschaft verhältnißmäßig so gewiß und sicher, um nicht zu sagen so leicht, machen. Nationen eignen sich eine bestimmte Disciplin etwa gerade so schnell und so langsam, so bequem und schwer an, wie der Einzelne, dessen individuelle Disposition mit ihrer Gesammtfähigkeit auf derselben Linie steht. Leben sie noch in der Dämmerung der ersten Jugend, so lernen sie schwerfällig, stotternd, unruhig und zerstreut wie Kinder; mehr herangereift, erfassen sie rascher und senken sie die eroberten Schätze bleibender in ihr Gedächtniß. Diese Analogie würde erst zu hinken anfangen, wie das ganze bunte Geschlecht ihrer Schwestern, wollte man sie über die Höhe des männlichen Alters hinaus in den traurigen Verfall der Greisenjahre verfolgen — da wenigstens nach meiner Ansicht die Geschichte noch nicht so unbedingt gelehrt hat, wie die gegenwärtige Philosophie es uns glauben lassen möchte, daß Völker sterben wie Individuen und wie diese zu grauen Haaren, schlaffen Muskeln und zitternden Organen kommen. Wenden wir den Vergleich daher ein wenig auf die wirthschaftliche Bildung der westeuropäischen Nationen an, die jedenfalls in dieser Sphäre über des Jünglings schwankende Einsicht und tastendes Bestreben noch lange nicht hinaus sind. Sehen wir zu, wie ökonomische Erkenntniß den Einzelnen ergreift, um daraus zu schließen, wie derselbe Proceß in der Summe vieler Einzelner, das heißt in historischen und staatenweise gegliederten Völkern, vor sich geht.

Daß die unendliche Mehrzahl jeder vollständigen Gesellschaft auf die Arbeit angewiesen ist, als das einzig stichhaltige Mittel, ihr Leben zu fristen, gehört zu den paar statistischen Thatsachen, welche selbst heute schon Jedermann bekannt sind. Ich brauche den Lesern nicht erst durch Ziffern darzuthun, daß Diejenigen unter uns sich in einer ver-

schwindend kleinen Minderheit befinden, denen eine anständige Erbschaft die gemeinsten Sorgen der Existenz von vornherein erspart hat. Das Dasein aller übrigen Mitglieder der Gesellschaft scheidet sich unter dem ökonomischen Gesichtspunkt in zwei große Hälften: die eine gehört mehr oder weniger ausschließlich dem Manne an, wir fassen sie unter dem Begriff des Berufs zusammen; die zweite betrifft zunächst und hauptsächlich das Weib, ohne darum weniger im concreten Fall der einzelnen Familie auf dem Beruf des Manns wie auf einer unersetzlichen Basis zu ruhen — es ist der Haushalt. Beruf und Haushalt, das sind die beiden Seiten der individuellen Existenz, wirthschaftlich zu sprechen. Warum gerade jener unter gesunden und normalen Verhältnissen auf des Mannes, dieser aber vorwiegend auf des Weibes Schultern fällt, ist hier nicht zu untersuchen, so interessant das an sich auch sein möge. Aber wichtig ist es für unsern Zweck, darauf zu achten, wie sie sowol selbst als namentlich auch die Entwickelung der ihnen entsprechenden Fähigkeiten und Anlagen chronologisch aufeinander folgen. Es kommt nämlich wol nicht leicht einem verständigen Menschen in den Sinn, eher an die Gründung eines eigenen Hausstands als an die Wahl eines Berufs zu denken, immer vorausgesetzt, daß er nicht von seiner Aeltern oder anderer Leute aufgespeichertem und in Geld verwandeltem Schweiße lebt: sondern das Erste, worauf sich seine Hoffnungen, Bestrebungen und Arbeiten richten, ist seine künftige Production, das heißt die Art von geistiger oder körperlicher Arbeit, welche er zum Besten der Gesellschaft demnächst zu übernehmen gedenkt. Erst wenn diese Wahl getroffen ist, die einleitenden Schritte dazu gethan und die nöthigsten Fertigkeiten des Fachs erworben sind, beginnt er an seinen eigenen Haushalt zu denken. Ueberzeugt, daß Berufsgeschäfte der mannichfachsten Art ihm kaum erlauben werden, für Nahrung und Kleidung, für die „Feuerseite" und den Comfort seines Hauses, kurz für seine regelmäßige Consumtion zu sorgen, entschließt er sich zu heirathen — ich berücksichtige fortwährend nur die ökonomische Seite seiner Erlebnisse — und stellt in der entstehenden Familie die eigentliche Erfüllung und Vollendung eines bürgerlich und menschlich vollgültigen Daseins her. Mit einem Wort, er sucht die Verbesserung seiner persönlichen Lage zunächst durch die Ausbildung seiner Production, und dann erst zweitens auch durch die Regelung seiner Consumtion zu erreichen. Er trachtet vor allem danach, seine eigene Erwerbsfähigkeit unaufhörlich zu steigern, da mehr einnehmen für ihn bereits die Bedeutung von mehr genießen, mehr für seine Bedürfnisse thun können, erlangt hat. Schreitet er aber in wirthschaftlicher Erkenntniß stetig fort, so kommt er früher oder später dahin, einzusehen, daß auch weniger ausgeben seine Lage verbessern heißt, weniger ausgeben

für die gleiche Summe von realer Befriedigung; mit andern Worten, daß auch in der Sparsamkeit ein Moment unfehlbaren Gedeihens liegt, wie es ihm vorher nur aus einer Steigerung des Erwerbs hervorleuchten wollte. Es ist ja bekannt, daß der Jugend keine Tugend so wenig einzuflößen ist wie Sparsamkeit, die der Kenner der socialen Weltordnung doch ohne Bedenken für die vornehmste aller wirthschaftlichen Tugenden erklären wird.

Man wird sich also, das ist ersichtlich genug, sobald man einmal auf der Bahn ökonomischer Einsicht einhergeht, seiner Eigenschaft als Producent viel eher und gewisser bewußt als seiner zweiten Eigenschaft des Consumenten. Gilt dies von jedem Individuum, so gilt es noch weit entschiedener von den Völkern. Da wir innerhalb der bestehenden Gesellschaft von den Früchten unserer Berufsarbeit leben oder aber verhungern müssen, so kehren wir im Contact mit ihr und ihren allgemeinen Institutionen, im Contact mit Staat und öffentlicher Meinung, noch viel ausschließlicher als gegen unsere eigene Vernunft die rauhe Seite des Producenten heraus — wir betrachten uns dem Ganzen gegenüber immer nur als Theilnehmer an der nationalen Arbeit, nie oder nur nach der reifsten Ueberlegung auch einmal als Theilnehmer an den allgemeinen Genüssen. Nicht darauf kann es uns ankommen, so bilden wir uns ein, ob der Markt des Landes mit aller Nothdurft und allem Guten des Lebens stets reichlich angefüllt sei, sondern vielmehr darauf, daß auf ihm von unsern eigenen Producten so wenig als möglich Vorrath sei, daß eine starke Nachfrage bei schmalem Angebot uns die erwünschtesten Preise sichere. Wer kann leugnen, daß dies noch heutigen Tags die Stimmung unserer sämmtlichen Berufsclassen ist? Kaum daß die laute Predigt der Wissenschaft ihr in den höchsten, der Bildung offensten Schichten einiges geringes Gegengewicht zu halten anfängt. Da ist kein Arzt auf der Erde, sagt der alte Montaigne schon, der nicht seinem besten Freunde einen Anfall von Krankheit auf den Hals wünschte, sobald es ihm an Kundschaft zu fehlen scheint. Und dieses Beispiel ist typisch für alle Producenten aller Zeiten und aller Gegenden. Im einseitigen Interesse ihres persönlichen Erwerbs befangen, wünschen sie ihren Nachbarn und Mitbürgern die auf ihn bezüglichen Bedürfnisse, Hindernisse und Leiden stets wenigstens in solcher Fülle, daß ihre eigene Hülfe niemals zu entbehren sei. Ja noch mehr: sie wenden sich auch an die öffentlichen Organe, an den Staat, an den Magistrat ihrer Stadt, um in demselben einseitigen Interesse die Production auf ein Maximum gewaltsam, wenn freilich auch gesetzlich, beschränken zu lassen. Sie fodern Schutz, wie sie sich auszudrücken lieben, gegen eine erdrückende Concurrenz; in unhöflicher Gewissenhaftigkeit haben die wissenschaftlichen Gegner ihrer Bemühungen

dieselben zu „legalisirtem Raub" getauft. Sind sie nur einfache Handwerker, so machen sie Attentate auf die Gewerbefreiheit und wollen Zünfte, Innungen, Concessionsverfassung; treiben sie ihre Production in großem Stil, als Fabrikanten oder Besitzer von Latifundien, so sehen sie ihren Ruin in der Freiheit des Handels, die durch ein tüchtiges Schutzsystem ersetzt werden müsse. Der ganze Unterschied ist der, daß Jene die chinesische Mauer der Beschränkung um eine Stadt, Diese aber um ein Land ziehen möchten.

Schon aus dieser kurzen Berührung des Gegenstands kann es nicht zweifelhaft bleiben, daß das einseitige Interesse des Producenten seinem Wesen und Kern nach antisocial und gemeinschädlich ist, eine vorzügliche Rücksicht von Seiten der Staatsgewalt daher am allerwenigsten verdient. Der Staat ist die öffentliche Gewalt und wird ohne die brutalen Mittel der Gewalt seine Functionen leider nicht zu Ende führen können, solange der freie Wille des Menschen auf Erden das Böse wie das Gute nebeneinander gebiert. Aber gerade weil es so ist, sollte der Staat sich überall unter der Sonne darauf beschränken, einem unterdrückten Recht und einer gekränkten Freiheit mit seiner Stärke zu Hülfe zu eilen. Er sollte nicht die productive Kraft in diesem oder jenem seiner Berufsstände zu steigern sich bemühen, soweit seine eigentlichen Aufgaben nicht unwillkürlich dahin tendiren. Denn obwol List eine ganze Theorie der productiven Kräfte geschrieben hat, so liegt doch nicht in ihr das materielle Ziel irgend einer Nation begraben und beschrieben, sondern im Gegentheil allein in der höchstmöglichen Vermehrung der allgemeinen Befriedigungsmittel, deren Summe man mit einem bezeichnenden Wort den öffentlichen Wohlstand nennt. Nun ist es freilich wahr, die thatsächlichen Schutzzölle der Geschichte beruhen nicht auf jener 1841 erfundenen Theorie. Da man annehmen darf, daß sie im Großen und Ganzen aus der Reflexion einzelner relativ bedeutender Staatsmänner hervorgegangen und von den ihnen unterworfenen Massen nur duldungsweise und stillschweigend übernommen sind, so verdanken sie ihre Entstehung vor allem wahrscheinlich zweierlei Strömungen der Geister. Einmal nämlich derjenigen, welche naturgemäß entstand, als mitten aus den Ruinen der mittelalterlichen Stände heraus und der Centralisation des modernen Staats immer drohender gegenüber in den drei letztvergangenen Jahrhunderten die neuen Mächte der alten europäischen Gesellschaft sich emporrangen, Handel und Industrie in schwesterlichem Bündniß nebeneinander: dieses wunderbare Phänomen, das bei seinem ersten Auftreten nur die schärfsten Augen erst als weltgeschichtlich begriffen und dessen ganze Gewalt die besten Köpfe damals noch nicht berechneten. Natürlich, daß vorsichtige Leute Das in ihre Erziehung und Obhut zu nehmen beflissen waren, was

sonst ins Ungeheure anschwellend, und freilich auch trotz aller pädagogischen Pfiffe endlich die straffen Bande der Gesellschaft nach und nach zu sprengen berufen war. Es versteht sich von selbst, daß ich die Rolle jener jungen Lebensmächte dem monarchisch absoluten Staat gegenüber hier nur andeutungsweise als herrschendes Motiv der Gegenwart heranziehen kann. Genug, daß Männer wie Colbert zu dem immerhin großartigen, und nur aus höherer Nothwendigkeit vergeblichen Versuch kommen mußten, Handel und Gewerbe durch allerlei Künste der Regierung, dem einheitlichen Willen der Staatsgewalt zu unterwerfen und je für deren Zwecke weise auszubeuten. Denn daß selbst Colbert von der unbesieglichen Natur des Handels irgend einen annähernd richtigen Begriff gehabt habe, findet unter den Urtheilsfähigen heute keine Anhänger mehr. Zu diesem unklaren Drang kam bei den leitenden Politikern der Periode dann die handelspolitische Sophistik, mit welcher sie von den Inhabern gewisser Productionszweige bedient wurden, und die ihren Mittelpunkt in der einseitigen, ausschließlichen Hervorhebung des productiven Interesses hatte. Die Fabrikanten waren es, welche als die reichsten und einflußreichsten Bürger der damaligen Gesellschaft für einige Zeit das große Wort in Angelegenheiten des Tarifs erhielten. Denn da noch keine allgemeiner verbreitete Einsicht in die gesellschaftlichen Gesetze ihnen entgegenwirkte, so überredeten sie den Regenten leicht, daß sie aus tausend Gründen die nützlichsten Bürger seien und ganz besondere Gunst des Staats verdienten. Sie sprengten aus, ohne ihre Industrie könne die Nation nicht dauernd prosperiren; koste es daher auch vor der Hand der Gesammtheit einige Opfer, so werde doch ein reicher Segen von ihnen später auf das ganze Volk zurückfließen. Ließe man sie ohne Schutz, der mörderischen Concurrenz des Auslands preisgegeben, stehen, so würden sie aufhören müssen zu fabriciren und viele Tausende von Arbeitern auf das Pflaster setzen. Ja sie verstiegen sich in ihrem jüngsten Vorkämpfer bis zu der Versicherung, ein ordentlicher Staat müsse sich schämen, etwas Geringeres zu sein als ein vollständiger „Agriculturmanufacturhandelsstaat" — wie er sein Ideal, ohne abzusetzen, geschmackvoll und ungemein deutlich nennt. Daß alle diese und die ähnlichen andern Aufstellungen bei den Gesetzgebern des vorigen Jahrhunderts mit der Kraft von wissenschaftlichen Ergebnissen wirkten, ist nicht zu verwundern. Sie sahen noch nicht weit genug, um in ihren Unterthanen mehr als vilis materia für ihre politische und handelspolitische Weisheit zu erblicken, mehr als bildsamen Thon für ihren Herrn, den Töpfer. Indem sie auf das volkswirthschaftliche Leben ihres Volks aus der Wolkenhöhe herabsahen, wo die grünen Tische aufgepflanzt stehen, faßten sie, durch die entgegenkommende Neigung der Massen verleitet und durch die Beredtsamkeit der Fabrikanten sophistisch

bestärkt, die Menschen einstweilen nur von der einen Seite ins Auge. Dann fragten sie, an welchen Erwerbszweigen muß uns am meisten gelegen sein? und statt die einfache Antwort zu finden: an denen, welche die Macht der Dinge selber in die Höhe treibt — verfielen sie auf die unglückliche Sucht, Industrien pflanzen zu wollen wie tropische Gewächse, und die zarten jungen Pflänzchen bis zu weiterm Erstarken mit den Treibhauswänden des „Schutzes" zu umgeben. Die Masse der Consumenten aber, an denen es gewesen wäre, sich zu wehren, lag noch im süßen Schlummer der Unwissenheit und hatte keine Ahnung von den still arbeitenden Kräften der Grenzmauth, welche ebenso wohlmeinende als verblendete Regenten auf den Rath schlauer Egoisten gegen sie ins Werk setzten. Es ist sehr beachtenswerth, daß selbst bis zu der ersten wissenschaftlichen Aufdeckung dieser Schalksstreiche — durch Adam Smith — so lange Jahre ohne gründlichen Widerspruch an den Schutzzöllen vorübergegangen sind. Wie viel länger mußte es also dauern, bis auch nur in dem fortgeschrittensten Volk der Erde die ökonomische Opposition sich geltend machen und bis zum Triumph der Wahrheit steigern konnte! So angesehen, gewinnt der vor kurzem erfochtene, unzweifelhaft endgültige Sieg des Freihandels in England erst seine wahrhafte historische Bedeutung. Betrachten wir ihn im Licht der ganzen Entwickelung, so erkennen wir erst, daß er unendlich viel rascher eingetreten ist, als menschliche Bescheidenheit voraussagen konnte.

Die Handelsfreiheit liegt so sehr in der Natur der menschlichen Dinge begründet, daß jedes Volk ihr huldigt, solange es instinctmäßig vorschreitet, und daß es ihr unfehlbar wieder anheimfällt, sobald eine wahrhaft aufgeklärte öffentliche Meinung den Thron bestiegen hat. Das bekennen alle Historiker der Reihe nach, und so viel irgend bekannt geworden, hat noch kein Schutzzöllner es zu leugnen den Muth gehabt. Nur in einer kurzen Zwischenzeit zwischen dem ursprünglichen naiven und zwischen dem wieder siegreichen, für immer herrschenden Freihandel blüht der künstliche Weizen der Schutzzölle. Wer den ganzen Umlauf in einem bereits historischen Beispiel vollzogen sehen will, der wende sich nach England, wo die dritte Station der endlichen Ruhe und Rast soeben unter dem unwiderstehlichen Druck populärer Agitationen, unter dem Vortritt Robert Peel's und unter dem thätigen Beifall der Manchesterschule erreicht worden ist. Daß die Schutzzölle aber überhaupt doch erfunden und hier und da zu praktischer Probe zugelassen wurden, liegt nach unserer Auseinandersetzung darin begründet, daß die wirthschaftliche Bildung eine gegebene Staatsgemeinde nicht mit einem Schlage von oben bis unten durchdringen kann: sondern indem sie ihre ersten Keime treibt, wendet sie sich zunächst an gewisse Spitzen der Gesellschaft, die ihr durch größere materielle Mittel und durch ge-

sammelte Arbeitskraft besonders zugänglich werden. Sie ergreift gewissermaßen auch jeden Einzelnen in der Masse vorerst nur an der Seite seiner Production, beschränkt den Blick der executiven Gewalten auf diese Hälfte des nationalen Gedeihens und fodert sie anscheinend zu nachhelfenden Maßregeln des „Schutzes“ für diesen oder jenen einmal bewährten Erwerbszweig heraus. Weil die Aufklärung aber doch keinem andern Meister als dem Fortschritt der menschlichen Dinge in allen Sphären und zu allen Zeiten dient, so schlägt sie bald aus ihrer eigenen Kraft die trügerischen Vorspiegelungen wieder nieder, zu denen sie erst dem Anschein nach das Zeug und das Gewebe geliefert hatte. Die Menschen beginnen sich ihrer zweiten Eigenschaft als Consumenten bewußt zu werden; der Gesetzgeber erinnert sich, daß nicht die „nationale Arbeit“, sondern daß der öffentliche Wohlstand das leitende Gestirn seiner souveränen Thätigkeit sein müsse; und vermittels ihrer verschiedenen Organe tritt die Wissenschaft hervor, um zu beweisen, daß Schutzzölle keines Menschen Freund sind, vielmehr hinter der offenbaren Ungerechtigkeit gegen die Beeinträchtigten zugleich die unbewußte, selbstmörderische Thorheit der Beeinträchtiger verbergen. Ist dieser zweite Schritt in der wirthschaftlichen Bildung einer Nation einmal gethan, so können alle Schutzzöllner der Welt, seien sie nun Theoretiker wie unser deutscher List, oder Staatsmänner gleich den englischen Protectionisten, ihre theuern Zölle nicht mehr retten. Der „Schutz“ zieht sich überwunden und beschämt zurück, sobald das steigende Licht der allgemeinen Erkenntniß ihn in seiner wahren Gestalt enthüllt hat, und die Fragen des Tarifs beginnen sich, wie bisher um Freihandel oder Beschränkung, so von nun an ausschließlich um directe oder indirecte Besteuerung zu drehen.

Ein letzter Blick auf unsere deutsche Entwickelung wird das universelle Gesetz bestehen lassen, obwol der ganze Kreislauf hier einstweilen noch keineswegs durchschritten ist. Von Oestreich abzusehen, haben die deutschen Schutzzölle ihre rechte Blüte bekanntlich innerhalb des preußisch-deutschen Zollvereins erlebt. Wenn trotz dieser Thatsache gegenwärtig die Meinung ziemlich im Schwange ist, daß der Zollverein als solcher das Vaterland mit materiellen Segnungen überschüttet habe, so weiß der Eingeweihte, gleichviel welche Sympathien er übrigens hege, daß die bezeichneten „Segnungen“ ein sehr zweideutiges doppeltes Gesicht zeigen. Die Gründung jenes Vereins hat offenbar zwei Seiten: einmal entfernte sie die Binnenzölle, diese überaus lästigen Schranken unsers innern Verkehrs, und erwies damit unserm nationalen Handel eine Wohlthat von der größten und umfassendsten Bedeutung; zum zweiten verstärkte sie die Absperrung des deutschen Markts gegen vielerlei ausländische Manufacturen und Rohstoffe, d. h. sie brachte wenigen Fa-

brikanten einen Gewinn ohne Segen und Dauer, um die ganze Masse des consumirenden Volks künstlich und unbillig zurückzuhalten. Das ist die schädliche Wirkung des Zollvereins gewesen, die allerdings durch jene wohlthätige Wirkung überwogen wurde, die aber doch zu der Frage berechtigt, ob die Länder des Zollvereins seit drittehalb Jahrzehnden nicht vielmehr trotz und ungeachtet ihres Tarifs zu steigendem Aufschwung gekommen sind.

Sucht man nach der culturgeschichtlichen Wurzel des Deutschen Zollvereins, diesen einmal blos in seiner handelspolitischen Haltung gegen das Ausland zu betrachten, so findet sie sich ohne Zweifel in der nationalen Erhebung der Befreiungskriege gegen die Fremden. Der kriegerischen und volksthümlichen Empörung gegen das französische Joch folgte in ziemlich naturgemäßer Ableitung die Bekämpfung einer andern Uebermacht des Auslands, nämlich der industriellen und commerciellen Suprematie der westlichen Staaten Europas, namentlich Englands. Die politische Unabhängigkeit war kaum erobert, als man auch die ökonomische Independenz zu erringen trachtete, in einer Verwechselung der Begriffe, welche der damaligen volkswirthschaftlichen Unschuld durchaus entsprach. Uns aber gegen England so aufzubringen, wie vorher gegen Frankreich, darauf hat Friedrich List ein ganzes reiches Leben voll Mühen und Arbeiten verwendet. Darum ist er nach Paris, nach den Vereinigten Staaten, ja in das Lager des Feindes selbst gegangen, hat er in allen drei Sprachen geschrieben und gesprochen, hat er eine ganze Brut von „Britenfressern" in Süddeutschland großgezogen. Da unsere politischen Verhältnisse seinem vorwiegend praktischen, thatendurstigen Genie keine bessere Action möglich machten, so mußte er sich wol auf diese, in ihren Absichten reine, in ihren Ansichten gründlich verkehrte Agitation gegen England werfen, die einzige, für die damals, wenigstens in schlechtverstandenen Sonderinteressen und vagen Antipathien, ein populärer Boden zu finden war. Wie sehr er unter dem Einfluß der militärischen Vergangenheit stand, beweist seine fast schwärmerische Verehrung für Napoleon, dessen Continentalsperre gegen das weltbeherrschende Inselreich zum Ideal seiner deutschen Bestrebungen wurde. Sein Haß gegen englische Twiste und Stahlwaaren war weit früher da als seine Ueberzeugung von der alleinseligmachenden Anwendbarkeit der Schutzzölle auf Deutschland. Sein „Nationales System der politischen Oekonomie", in dem er die neue Theorie der productiven Kräfte entwickelte, ist erst 1841 geschrieben, fünf Jahre vor seinem Ende; an der Spitze einer Gesellschaft Fabrikanten aber, die den deutschen Bundestag um „Schutz" gegen die englische Concurrenz angingen, stand er schon als tübinger Professor im Jahre 1819. Es wird also erlaubt sein, zu denken, daß seinen Ansichten seine Antipathien, seinen

theoretischen Ueberzeugungen seine praktischen Bemühungen ebenso bestimmend wie verwirrend und verfälschend voraufgegangen sind. Indem er aber, nach einer schmeichelhaften Bezeichnung seiner Freunde, zum „Theoretiker des Deutschen Zollvereins“ wurde, übertrug er für eine geraume Weile den ganzen Zusammenhang seiner leitenden Gedanken auf die Organe der öffentlichen Meinung in Deutschland. Noch jetzt ist die süddeutsche Presse unter dem Bann seines kräftigen Geistes, der über das Grab hinaus in leeren Köpfen Wunder wirkt. Erst seit die materiellen Fragen während der letzten Jahre so gewaltig wieder Raum gewonnen haben, seit der Bestand des Zollvereins selbst in Gefahr gerieth, und dann dennoch durch die innere Macht der Dinge im Süden der große Kaiserstaat, im Nordwesten der Steuerverein zu engerer Näherung an Preußens Deutschen Zollverein getrieben wurden — erst seit dieser Zeit hat, besonders von den Hansestädten und von Berlin aus, die Sache des freien Handels ihren siegreichen Zug durch unser Land wiederum angetreten. Es ist ein Zeichen von der Schnelligkeit, mit der sie vorzuschreiten pflegt, daß schon heute die ganze norddeutsche Presse ohne eine nennenswerthe Ausnahme ihrer Fahne geschworen hat. Dazu die immer tiefer wirkende, immer vielseitiger sich ausbreitende Thätigkeit des hamburger Vereins für Handelsfreiheit gehalten, läßt sich wol behaupten, daß die Schutzzölle in der öffentlichen Meinung des Vaterlands für immer verloren sind.

Freilich geht ein solcher Umschwung in den Millionen eines großen Volks im Ganzen immer nur langsam vor sich, und was das Schlimmste ist, er wird viel Zeit gebrauchen, die Tarife ebenso zu säubern, wie er es gegenwärtig mit den Köpfen zu thun im Begriff ist. Denn wir haben dreißig und einige Regierungen, und also auf den berliner Zollvereinsconferenzen dreißig und einige Stimmen, deren eine einzige jedesmal genügt, die wohlthätigsten und unerläßlichsten Reformen der Zollvereinsgesetze zu verbieten. Es könnte scheinen, daß dadurch dem Freihandel die schönsten Aussichten getrübt seien. Indessen, ich verzweifle nicht an seiner Sache, eben weil sie die gemeine Sache Aller ist. Müssen wir uns weitere zwölf Jahre in den engen Käfig des herrschenden Tarifs sperren lassen, so halten wir uns desto versicherter, daß wir über ein Dutzend Jahre Alle miteinander das Freie gewinnen werden. Worauf diese feste Hoffnung sich aber gründet, muß aus den vorhergegangenen Betrachtungen über eine wichtige culturgeschichtliche Entwickelung deutlich genug geworden sein. Die Freunde des freien Handels sind nicht so zaghaft oder so bösen Gewissens, um den Triumph ihrer Fahne von diesem oder jenem Gesetzgeber, der ihnen die Staatsgewalt zur Verfügung stellte, zu erwarten. Sie verlassen sich auf die allein und immer siegreiche Kraft der öffentlichen Meinung, der sie voll Ver-

trauen das Urtheil über ihr Princip anheimstellen, eingedenk, daß der Wahrheit in allen Sphären des Lebens auf die Dauer Nichts und Niemand widersteht. Die Zukunft unserer handelspolitischen Lage, d. h. unsers Handels und unserer Industrie so gut wie unsers öffentlichen Wohlstands, wird also nur noch davon abhängen, daß die wirthschaftliche Bildung der Epoche sich tief und nachhaltig unter den eigentlichen Massen der Bevölkerung verbreite. Thut diese Bildung bei uns erst ihren zweiten großen Schritt, so wird es mit der abfälligen Frucht des ersten Schritts, mit den Schutzzöllen, jedenfalls auf immer vorbei sein. Die Aera des gegenwärtigen England bricht dann auch für uns Deutsche endlich an.

Die Schlacht von Chiozza.

Aus „Carlo Zeno“.

Von

Rudolf Gottschall.

Der Tag stieg höher — dunkle Wolken lagen
Am Horizont, gefärbt vom Morgenstrahl.
Ein Flammendrachen zog den Sonnenwagen
Durchs hochgethürmte, glühende Portal.
Wie Schlachtengrauen lag's im Osten schwer,
So ahnungsvoll der Himmel und das Meer.
Die Wipfel, halbbereift mit Winterflocken,
Sie läuteten im Sturm, wie Sterbeglocken.
Unheimlich Frösteln hauchte durch die Flur,
Des nah'nden Schlachtenmorgens Grabesschauer;
Zum Fest des Todes hüllte die Natur
Vorahnend sich in düst're Witwentrauer.
In Zeno's Seele reift der Plan der Schlacht
Und springt geharnischt in den bangen Morgen.
Die Reiter stehen, im Gebüsch verborgen,
Das Schwert zur Hand, auf kampfbereiter Wacht.
Die Rosse scharren, schnaubend mit den Nüstern,
Die Reiter schweigen und die Zweige flüstern.
Die Hand spielt ungeduldig mit dem Zügel,
Und Mancher hebt sich forschend hoch im Bügel.
Dort weiter nach Chiozza zu, gedeckt
Von einem Hügel, stehn des Fußvolks Massen,
Wie eine Meute, die am Maulkorb leckt,
Bis auf das wunde Wild sie losgelassen,
Und hinter ihm gereihte Feuerschlünde,
Beherrschend bis zum Meer die offnen Gründe.

Der Feldherr reitet heut sein weißes Roß;
Dann ist der rothe Schlachtentag erschienen.
Des Morgens Purpur, den der Ost ergoß,
Verklärt mit glüh'ndem Schimmer seine Mienen.
In finstern Brauen steht der schlaue Plan,
Die feinerdachte Kriegeslist geschrieben.
Jetzt spornt er mächtig seinen Zelter an,
Und fliegt die Reih'n hindurch — die Funken stieben.
Er zieht das Schwert! Das Zeichen ist gegeben;
Der Todesengel schauert durch die Welt.
Die Würfel fallen — bange Pulse beben,
Und wägt ein Gott, wer heute steht und fällt?
Dort nach dem Kloster an Chiozza's Schwelle,
Zum Sturm auf seine gutbemannten Wälle,
Rückt eine kleine todgeweihte Schar
Tollkühn heran, hohnsprechend der Gefahr.
Man kann in ihren bleichen Zügen lesen,
Daß ihr kein Sieg, kein Lorber blühen darf;
Daß sie zum Opferfest den Genuesen
Der Feldherr gnadenlos entgegenwarf.
Ein kurzer Kampf — sie flieh'n, doch nicht wie Feige,
Ob auch der Rücken nur die Wunden zeige.
Der todesmuth'ge Trotz in ihren Zügen
Straft diese Flucht und ihre Eile Lügen.
Das sind nicht Tauben, die der Geier schreckt —
Das ist ein Wild, das seinen Jäger neckt.
Die Genuesen, längst entwöhnt zu siegen,
Sie stürzen nach in übermüth'ger Hast.
Die Speere sausen und die Pfeile fliegen,
Gezückte Schwerter metzeln ohne Rast.
Da plötzlich — horch, der Boden bebt! Es zucken
Am Waldesrand geschwung'ne Schwerterklingen!
Wie ängstlich kauernde Gebüsche ducken,
Wenn über sie die wilden Rosse springen,
Die weit und schlank die edeln Glieder strecken
Im Fluge über Gräben, über Hecken!
Ha, welche Eisensaat ist aufgegangen!
Die Schwerter blitzen, dicht gereiht wie Aehren.
Von bangen Schrecken ist die Flur umfangen;
Sie muß den Tod wie eine Amme nähren.
Schon kommt er hergeschnaubt — das ist ein Dröhnen,
Als wär' die Erde hohl, an Grüften reich.
Weh' Genua! Ein Stampfen, Morden, Stöhnen —
Um der Verfolger Haupt zischt Streich auf Streich.
So heiß entladet sich die Schwerterwolke,
So unverhofft, so wuchtig, so zerschmetternd,
Zu Boden jede Frucht des Sieges wetternd,

Den jungen Baum der Hoffnung rasch entblätternd,
Die Augen blendend todgeweihtem Volke!
Ob sie den Rossen in die Zügel greifen,
Sie bäumen hoch — und höher fällt der Streich!
Dort jagen and're zügellos und schleifen
Im Bügel nach den Reiter todtenbleich.
Auf Leichen thürmen Leichen sich im Flug,
Es wadet fast im Blut der Rosse Bug.
Der schwerverwundet dort am Boden jammert,
Hat noch sein Schwert mit letzter Kraft umklammert,
Und bohrt es mächtig in des Rosses Weichen;
Es bäumt — und wirft den Reiter zu den Leichen.
Da regt sich's in den Todten geisterhaft,
Als setzten sie noch einmal sich zur Wehr.
Der wacht dort auf; es zuckt des Armes Kraft,
Und den Betäubten trifft sein matter Speer.
Und Jener, der vom Pferd getroffen fällt,
Sinkt in des todgeweihten Hasses Arm,
Der krampfhaft ringend ihn umschlungen hält —
Und über Beide braust der Rosse Schwarm,
Mit hochgesträubter Mähne, sprühend, dampfend,
Das Zucken dieses letzten Kampfs zerstampfend.
Die müden Arme starren fest sich krampfend;
Die Waffen klirren und es dröhnt der Huf,
Und im Getös' erstirbt der Todesruf.
Die heben gnadeflehend auf die Arme,
Die werfen fliehend Lanze fort und Schwert.
Nachjagt der Reitertroß dem flücht'gen Schwarme,
Wie Herbstessturm durch Stoppelfelder fährt.
Da sieh! Dort von Chiozza naht die Hülfe;
Hoch St.-Georg! Die Brücke starrt von Speeren,
Und draus, wie Ruf der Dommel aus dem Schilfe,
Tönt ein Trompetengruß zu beiden Heeren,
Hier Rache fodernd und dort Hülfe kündend,
Zu neuer Glut den glimmen Kampf entzündend.
Kaum überschritt der schwere Heereszug
Die lange Brücke, die ihn ächzend trug,
Als schlangengleich er seine Schuppen ringelt,
Und wie mit durst'ger Zunge seitwärts züngelt.
Doch von Chiozza füllen neue Massen
Die Brücke, die der erste Zug verlassen.
Fortrückt der Wall von Büschen und von Lanzen,
Hoch drüber die Georgenbanner tanzen!
Doch Zeno sieht vom Hügel froherschrocken,
Daß ihm gelang, den Feind hervorzulocken.
Kaum formt sich vor der Brücke die Colonne,
Geblendet von dem Schein der Mittagssonne,

Zu breiten Massen vorne aufgebauscht,
Indeß die Schleppe auf der Brücke rauscht,
Als Zeno winkt — und plötzlich, sturmbeschwingt
Sein Fußvolk auf des Feindes Spitze dringt,
Er selbst voran auf weißem Sonnenrosse,
Ein winkend Ziel dem feindlichen Geschosse!
Und mitten in die halbverworr'nen Massen,
Die, kaum gegliedert, suchen Fuß zu fassen;
In diesen Knäuel, der sich fester schlingt,
Je mehr der jähe Schreck die Reihen faßt,
Und der sich ballt und wälzt in banger Hast —
Gleich einem Keil das Fußvolk Zeno's dringt,
Bahn brechend, seitwärts drängend, Reihen spaltend,
Von Glied zu Glied sich massiger entfaltend.
Des Feindes Ordnung bricht, gleich schwacher Planke,
Und ohne Mitte steht verwaist die Flanke;
Beiseit geschoben, aufgelöst, zersplittert,
Dem Stamme gleich, in den der Blitz gewittert.
Nur Wen'ge kämpfen, heldenhaft sich wehrend;
Der Flücht'gen Schar, lavinengleich sich mehrend,
Wälzt sich zurück zur Brücke athemlos.
Die aber starrt gedrängt von Eisenschuppen;
Denn von Chiozza kommen neue Truppen.
Da welch Getümmel! Stoß und Gegenstoß!
Die drängen vorwärts, Andere zurück;
Anprallt die Masse wuchtig an die Masse.
Bald bahnen Die, bald Jene sich die Gasse,
Verschüttet schon vom nächsten Augenblick.
So suchen sich zwei Ströme uferlos
Umsonst ein neues Bett mit irrer Flut.
Schon knirscht die Brücke, bebt vom harten Stoß;
Der Pfeiler wankt, auf dem der Balken ruht.
Die Planke ächzt — sie bricht — ein lautes Jammern,
Die Masse stürzt verworren in die Wogen.
Ein Todesschrei — ein zitterndes Umklammern,
Und in ihr Grab hat sie die Flut gezogen!
Dort hält die Hand am Speer sich krampfhaft fest,
Und zieht zur Tiefe selbst den Rettungsanker;
Der hängt sich an die Planke angepreßt,
Vom Frost geschüttelt, wie ein Fieberkranker;
Der faßt mit voller Faust des Rosses Mähnen,
Das schwimmend ihn von Wog' zu Woge schleift,
Indessen nach den nahen Segelkähnen
In Hast die Hand der guten Schwimmer greift.
Die Flücht'gen aber häufen angstverwirrt,
Rings vom Geschoß des nahen Feinds umschwirrt,
Am Abgrund sich, der gähnend aufgethan,
Der Flucht versperrt die überfüllte Bahn.

So müssen sie, betäubt von allen Schrecken,
Unwillig knirschend ihre Waffen strecken.
Schon weht vom Kloster des Dominicus
Das Marcusbanner seinen Siegesgruß.
Sieh dort — welch Dampfgewölk, von Glut durchzüngelt,
An Brandolos Gestad empor sich ringelt,
In immer weitern Kreisen, immer dichter,
Bis hoch empor die mächt'ge Flamme schlägt,
Und rings die Flut den Widerschein der Lichter.
Gleich einem Stirnband von Demanten trägt!
Das prasselt auf, das bricht und knickt zusammen:
Ein Wald von Masten knattert in den Flammen.
Die lust'gen Wimpel, die der Wind geschwenkt,
Die Banner, die so oft die Flut getränkt,
Bei Antium, bei Pola sturmzerrissen —
Sie sterben jetzt in heißen Flammenküssen.
Die Genuesen schleuderten den Brand
In die Galeeren selbst mit eig'ner Hand,
Die, schutzlos durch der Ufertruppen Flucht,
Sich bang zusammendrängen in der Bucht.
Und hoch sich hebend mit dem rothen Kamme
Schaut auf das Feld der Schlacht die lust'ge Flamme,
Sieht Brandolos Gestad besät mit Todten,
Den Meeresarm bedeckt mit flücht'gen Booten,
Auf der zerstörten Brücke strömend Blut,
Und Balken, Waffen, Schwimmer auf der Flut —
Und freudig wirft sie ihren glühen Schein
Auf Land und Meer bis in die Stadt hinein,
Als wollte sie mit schauerndem Entzücken
Auf der Zerstörung Werk ihr Siegel drücken!

Literatur und Kunst.

Bei Avenarius und Mendelssohn in Leipzig erschien soeben: „Schweizerland. Natur- und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. Erster Theil: Die ebene Schweiz." Ein neues Buch über die Schweiz schreiben ist fast noch gefährlicher und erfodert noch mehr Muth als ein neuer Wegweiser durch Italien; das ästhetische Interesse stirbt niemals gänzlich aus, die Tradition der alten Kunstwerke ist noch immer mächtig genug, stets neue Scharen über die Alpen zu ziehen — aber wohin ist jene Naturschwärmerei, die uns sonst in die schweizer Berge wie in einen Tempel, ein Heiligthum führte? wohin die Sentimentalität, die für die Seligkeit unter einem Schweizerstrohdach an der Seite einer Mimili schwärmte? wohin sogar jene Freiheitsbegeisterung, für die Tell's Apfelschuß die größte That der Weltgeschichte war und die in jedem schweizer Musterreiter einen directen Abkömmling von

Werner Stauffacher und Aloys Reding, einen unmittelbaren Repräsentanten der Freiheit, sogar der einzigen Freiheit in Europa bewunderte?! Die Schweiz wird noch immer sehr viel bereist, ja mehr als ehedem, aber der Cultus, der sonst damit getrieben wurde, hat aufgehört; das Publicum ist zu nüchtern, zu kritisch geworden, es glaubt nicht mehr an die Seligkeit unter dem Strohdach, die Berge sehen zwar von weitem ganz gut aus, sind aber in der Nähe doch verteufelt unbequem, und auch mit der Schweizerfreiheit ist es Manchem etwas problematisch geworden.

Aber dem Buche des Hrn. Buddeus versprechen wir dennoch sein Publicum, und zwar ein recht zahlreiches und dankbares Publicum. Schon der Name des Verfassers ist geeignet, das günstigste Vorurtheil zu erwecken; wir besitzen von ihm insbesondere einige Schriften über Rußland, die zu dem Besten gehören, was über diesen viel besprochenen und doch noch lange nicht erschöpften Gegenstand geschrieben ist und sowol der scharfen Beobachtungsgabe und der gediegenen Bildung des Verfassers als auch seinem ausgezeichneten Darstellungstalent zur lebhaftesten Empfehlung gereichen. Und es wird Niemand gereuen, der sich durch diese Empfehlung bestimmen läßt, seinen Ueberdruß an schweizer Reisebriefen zu überwinden und das oben genannte neueste Werk des talentvollen Verfassers in die Hand zu nehmen. Für die gewöhnlichen Touristen, jene Touristen, die er selbst im Laufe seines Buches so vortrefflich schildert (S. 208 fg.), indem er sie den leichtfertigen Lesern eines illustrirten Modewerks vergleicht, mag die Schweiz freilich eine ausgepreßte Citrone sein, der kaum mehr ein pikanter Zeitungsartikel abzugewinnen ist, geschweige denn ein Buch in so und so viel Bänden. Allein Hr. Buddeus reist auch nicht als gewöhnlicher Tourist; „mit flüchtigem Wandern", sagt er selbst, „ist nur Flüchtiges zu erspähen, einzig und allein dem Mitlebenden erschließt sich das Leben". So ist denn auch das Werk, dessen Anfang wir hier begrüßen, die Frucht eines längern, gemächlichen Aufenthalts in der Schweiz; der Verfasser hat nicht blos Wirthshäuser und Heerstraßen gesehen, sondern in Städten und Dörfern, mit Vornehmen und Geringen hat er zusammen gelebt, er hat Land und Volk so gut im Feierkleid wie im Alltagsrock gesehen, ist Zeuge seiner Arbeiten und Mühen, seiner Erholungen und Spiele, seiner Hoffnungen und Bedürfnisse gewesen, und dann erst, nachdem er das Schweizerleben nach allen Richtungen hin durchforscht und kennen gelernt, hat er sich hingesetzt und hat dies Buch geschrieben, dessen behaglich ruhigem Gange und durchgebildeter künstlerischer Darstellung wir es wiederum anmerken, daß es ebenfalls ein Werk schöner, glücklicher Muße ist. Der Verfasser besitzt nicht nur einen geübten Blick für die eigenthümlichen Schönheiten einer Landschaft und weiß dieselben in charakteristischen Zügen anmuthig und lebhaft darzustellen, sondern auch die praktischen Grundlagen nationaler und persönlicher Wohlfahrt, Gesetzgebung, Landbau, Handel und Industrie rc., sind ihm wohlbekannt und werden von ihm mit Aufmerksamkeit und Sachkenntniß verfolgt. Sein Buch liefert daher auch keineswegs bloße Naturgemälde, wennschon die blühende Darstellung des Verfassers und ein gewisser poetischer Sinn, der ihm eigenthümlich ist, auch in dieser Hinsicht einzelnes Vortreffliches leistet — und ebenso wenig auch ein trockenes statistisches Handbuch, das etwa nur den Geschäftsmann oder den Nationalökonomen von Fach interessiren könnte: sondern sämmtliche

Seiten des Schweizerlebens, Natur- und Menschenwelt, Gegenden und Sitten, Romantik und Politik — er hat es Alles mit kunstmäßiger Hand zu einem großen, abwechselungsreichen und doch in sich harmonischen Gemälde vereinigt. Ein scharfer Beobachter, dessen poetischer Sinn eine gewisse bürgerliche Nüchternheit in Beurtheilung praktischer Dinge keineswegs ausschließt, hat er doch andererseits der Menschen und Städte bereits zu viel gesehen, um in seinem Urtheil nicht nachsichtig und billig, ohne Einseitigkeit und Rigorismus zu sein; wir finden keine Phrasen und Declamationen, keine Polemik und keine faustdicken Tendenzen, aber dafür auch nichts von jenen Uebertreibungen und Entstellungen, nichts von jenen Klatschereien und Indiscretionen, an denen die deutsche Reiseliteratur sonst so reich ist und durch welche dieselbe mit Recht in so mislichen Ruf gekommen. Wir fühlen uns an der Hand eines Führers, dem seine Welt- und Menschenkenntniß doch nicht das Herz erkältet hat und der aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse mit jener Grazie mittheilt und jener gefälligen, unbefangenen Manier, die eben den vollkommen gebildeten Mann charakterisirt. — Ob freilich Allen, die heutzutage die Schweiz bereisen, mit einem solchen Führer gedient sein wird? Ein Buch für gewöhnliche Reisende ist es nicht; wer blos nach der Schweiz reist, um sagen zu können, daß er auch im Hotel Baur dinirt oder die Sonne vom Rigikulm aufgehen gesehen hat, wird allerdings gut thun, sich nach einem andern Wegweiser umzuthun. Wer dagegen die Schweiz mit Nutzen zu bereisen gedenkt und sich zu diesem Ende über Land und Leute gründlich und doch zugleich angenehm unterrichten will oder wer die Erinnerungen seiner Reise noch einmal zu einer ebenso belehrenden wie unterhaltenden Uebersicht zu sammeln wünscht, der findet in diesem Buddeus'schen Buch die vortrefflichste und liebenswürdigste Anleitung dazu. Der vorliegende Band schildert zuerst den Eintritt in die Schweiz von der Seite des Bodensees her; sodann werfen wir einen Blick ins Thurgau, um demnächst einen längern Aufenthalt in St.-Gallen, der „frohmüthigen und sommerhaften" Stadt, zu nehmen, die uns mit großer Ausführlichkeit sowol in localer als socialer und industrieller Hinsicht geschildert wird. Wir wohnen ferner einer appenzeller Landsgemeinde bei, welche dem Verfasser Gelegenheit zu einem höchst unterhaltenden Genrebilde gibt, und wandern dann am Sentis vorüber durch Toggenburg und Einsiedeln, dessen berühmter Wallfahrtsort ebenfalls Veranlassung zu einem lebendigen und farbenreichen Gemälde liefert, nach Zürich, dessen ausführliche Besprechung den Schluß des Bandes bildet. — Wir zweifeln, wie gesagt, nicht, daß das Publicum das Buch mit lebhafter Genugthuung empfangen wird, und sehen auch der baldigen Fortsetzung desselben mit Theilnahme entgegen. Fkg.

An den Schwalben, wie sie mit schwarzem Fittich daher gestrichen kommen über die keimende Saat, merkt man, daß der Frühling sich nähert; an den Romanen und Erzählungen, die, wie die Tage sich neigen, in buntfarbigem Gewand auf unsern Büchertisch geflattert kommen, merken wir, daß der Winter mit seinen langen Abenden und seiner häuslichen Einsamkeit im Anzuge ist. Auch diesmal versprechen diese Wintervögel sich sehr reichlich einzustellen; den Vortritt dabei haben, wie billig, die Damen be-

hauptet und so ist es denn ebenfalls nur billig, daß auch die Kritik mit ihnen den Anfang macht und zwar mit aller jener Courtoisie, die man dem schönen Geschlecht so gern erweist. Mitunter freilich wird Einem dieselbe etwas schwer gemacht: „Eine Schriftstellerin. Roman von Wilhelmine von Gehren“ (Stuttgart, Mäcken) ist ein Buch, das, wenn es nicht den Namen einer Frau gleichsam als Schild vor sich hertrüge, selbst von der nachsichtigsten und wohlwollendsten Kritik nicht ohne harten Tadel entlassen werden könnte. Und zwar nicht blos ästhetischen Tadel: das Buch gehört jener tendenziösen, excentrischen Gattung an, für welche die Schranken der Sitte ebenso Rococo sind als diejenigen der Kunst, und von der uns dies jederzeit als das Wundersamste erschienen ist, daß gerade Frauen, deutsche Frauen, sonst so berühmt durch ihre Bescheidenheit, ihre Züchtigkeit und Anmuth, dieselbe mit so ganz besonderm Eifer cultiviren. Wären es nur vereinzelte Fälle, so könnte man es als eine persönliche Geschmacksverirrung gewisser Schriftstellerinnen betrachten; bei der Massenhaftigkeit jedoch, mit welcher die Erscheinung bei uns auftritt, müssen wir uns schon entschließen, sie als das sehr beklagenswerthe, sehr unerfreuliche, aber doch immerhin nothwendige Product gewisser socialer und sittlicher Verhältnisse anzusehen — Verhältnisse, die der Einzelne überkommen hat, ohne seine Schuld und sein Zuthun, als Mitgift seiner Zeit und seines Volks, und für deren schriftstellerische Darlegung wir daher auch die einzelne Dichterin nicht verantwortlich machen dürfen, oder doch wenigstens nicht allein und nicht in erster Linie. Wie in einem kranken Körper sich auch der Geist nicht dauernd gesund zu erhalten vermag, so entzündet eine in sich selbst kranke und verschrobene Gesellschaft auch die Phantasie der Dichter nothwendig mit verschrobenen Bildern und krankhaften Gelüsten; am meisten wird dies stets bei dichtenden Frauen der Fall sein, in denen die Phantasie naturgemäß am lebhaftesten hervortritt und die sogar ihre Erfahrungen und Beobachtungen mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande zu machen pflegen. — Wir glauben der Verfasserin des obengenannten Romans nicht nur einen Beweis unserer Milde, sondern auch unserer Achtung zu geben, indem wir uns bei Erwähnung ihres Buchs auf diese allgemeinen Sätze beschränken; auch liegt die Anwendung derselben ja nahe genug und wollen wir nur noch hinzufügen, daß die sprachliche Darstellung stellenweise recht gewandt und lebhaft ist und ein recht hübsches Erzählertalent zeigt, dem es aber freilich für jetzt noch an Klarheit des Inhalts und höherm künstlerischem Bewußtsein mangelt.

Auch Julie Burow (Frau Pfannenschmidt) hatte, als sie vor einigen Jahren mit ihrem ersten Roman „Frauenloos“ auftrat, noch in bedenklichem Maße mit diesem Mangel zu kämpfen; die zahlreichen Schriften, die sie seitdem veröffentlicht hat, darunter namentlich die soeben erschienenen „Novellen“ (Leipzig, Costenoble) zeigen in höchst erfreulicher Weise, wie die talentvolle Dichterin derselben mehr und mehr Herr geworden ist und zu immer größerer Klarheit der Ansichten, mit der denn natürlich auch die wachsende Sicherheit der poetischen Gestaltung Hand in Hand geht, sich herangearbeitet hat. Die vorliegende Sammlung enthält fünf Erzählungen, die sämmtlich gut angelegt und wohl geschrieben sind; in den Interessen der Gegenwart wurzelnd, offenbaren sie ein warmes, edles Herz, verbunden mit einer Energie des Wollens und Strebens, wie wir sie bei unsern Frauen

nicht allzu häufig finden. Vor einzelnen Uebertreibungen in der Charakteristik sowie besonders vor einzelnen Geschmacklosigkeiten oder Schiefheiten in der Darstellung wird die Verfasserin freilich noch immer auf der Hut sein müssen; wenn sie z. B. gleich die erste ihrer Erzählungen „Der Staatsgefangene" mit der Reflexion anfängt, daß „die Welt doch groß, sehr groß. Die Zahlenverhältnisse, die gewisse Raumgrößen bezeichnen, erregen Schwindel. Wie groß ist die Entfernung von der Sonne bis zu dem äußersten neuentdeckten Planeten, wenn man sie in deutschen Meilen ausdrücken wollte, wie viel Quadratzoll Land enthält der preußische Staat! Wie viel Kubikfuß Wasser das Becken der Ostsee!" — um daran den Schluß zu knüpfen, daß „ein einziges Menschenherz mit seinem Jammer, Haß und Zorn doch noch weit größer": so ist das, mit Erlaubniß gesagt, nicht blos schwülstig, sondern auch trivial und gehört zu den Auswüchsen, auf deren Entfernung die Verfasserin Bedacht nehmen muß, so lieb ihr selbst dieselben möglicherweise auch sind. Auch die Vorrede hätten wir ihr und uns gern erspart gesehen; wir setzen in die edlen und großherzigen Ansichten, welche die Verfasserin bei ihrer Schriftstellerei verfolgt, nicht den mindesten Zweifel, wollen dieselben aber doch lieber aus ihren Schriften erkennen, als sie uns in Vor- und Schlußreden emphatisch versichern lassen. Polemiken der Dichter gegen die Kritiker scheinen uns überhaupt nicht mehr an der Zeit zu sein, am wenigsten aber gefallen sie uns aus Frauenmund. — Von den Erzählungen selbst hat uns die zweite des ersten Bandes „Die Hexe von Hela" am meisten angesprochen; sie trägt eine recht glückliche Localfarbe und ist einfach und wirksam geschrieben.

Einfachheit, die darum die Wirksamkeit doch nicht aufhebt, charakterisirt auch die „Erzählungen von Emma Niendorf", die vor kurzem in demselben Verlage erschienen sind. Die Verfasserin, deren Name in diesen Blättern schon mehrfach mit Anerkennung genannt ward, gehört noch einer gewissen ältern Schule schriftstellernder Damen an, bei der das Anmuthige und Schöne noch den Vorzug hatte vor dem Pikanten und Brillanten und die es noch nicht als die erste Pflicht einer weiblichen Feder betrachtete, den weiblichen Charakter selbst zu verleugnen. Es sind kleine anspruchlose Gemälde aus dem geselligen Leben, zum Theil auch historische Anekdoten oder landschaftliche Schilderungen, in denen die Erzählung selbst nur als Staffage dient. Doch müssen wir gerade gegen diese beiden letztern Gattungen mit unserm Lobe am zurückhaltendsten sein; die Verfasserin verliert sich hier leicht in eine Art von Theatersprache, deren hohler Pomp um so unangenehmer auffällt, je einfacher und maßvoller ihr übriges Auftreten ist. Auch vor einer etwas zu weitgehenden Sentimentalität, wie in den „Zwei Nonnen von Lichtenthal" wird sie sich in Acht nehmen müssen. Am reinsten und angenehmsten zeigt sie ihren Charakter in den beiden kleinen Skizzen „Die erste Nacht auf der Universität" und „Vierzigjährig"; besonders die letztere ist ein interessantes Seelengemälde voll psychologischer Feinheit und Wahrheit, und hätten wir nur den Schluß etwas minder gewaltsam und darum befriedigender gewünscht.

Um endlich diese Damengesellschaft doch nicht ganz ohne Cavalier zu lassen, wollen wir hier noch zwei Worte anschließen über die „Geschichten aus und nach dem Leben. Von C. Dräxler-Manfred" (ebenfalls

bei Mäcken in Stuttgart). Denn auch sie tragen ein gewisses weibliches Gepräge an sich, in ihren Vorzügen sowol wie in ihren Mängeln. Zu den ersten rechnen wir die milde, naive Haltung sowie die Sauberkeit und Sorgfalt der Ausführung; zu den letztern den Mangel einer eigentlichen durchgreifenden Plastik, verbunden mit jener Hinneigung für das Triviale und Kleinliche, die wir freilich bei den östreichischen Schriftstellern in der Regel und mindestens ebenso oft finden als bei unsern dichtenden Frauenzimmern. Die erste und die letzte Erzählung des Bandes: „Die Erbschaft" und „Ein Fehltritt", sind die schwächsten; die letztere namentlich beruht auf einer so unnatürlichen und unglaublichen Voraussetzung, daß wir nur schwer begreifen, wie ein übrigens so verständiger und gebildeter Schriftsteller hat darauf verfallen können. Die beiden andern Erzählungen führen uns in die große Welt der französischen Gesellschaft ein; sie erinnern ein wenig stark an französische Muster, sind jedoch unterhaltend und gut geschrieben und werden mit Befriedigung gelesen werden. mmr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Mitte September 1853.

NO. Die höchste Macht unsers Landes war bis jetzt auf Reisen; so sind denn auch die bedeutendern Neuigkeiten noch immer aus den Provinzen zu sammeln, während für Berlin selbst nur die kleinern Abfälle übrigbleiben. Die weitere Entwickelung der elbinger Angelegenheit ist bekannt; die angedrohten Schläge folgen mit bemerkenswerther Schnelligkeit. Am 8. September ist die Stadtverordnetenversammlung laut königlicher Verordnung auf Antrag des Staatsministeriums aufgelöst worden. Bis zur Wahl einer neuen ist die conservative Minorität der bisherigen Versammlung, mit Ausschluß natürlich eines Mennoniten und eines Juden — mit der Führung der Geschäfte beauftragt. Auch die durch Phillips' Abgang vacante Stelle des Oberbürgermeisters hat die Regierung commissarisch besetzt. Freilich ist nach §. 33 der Städteordnung eine commissarische Verwaltung des Bürgermeisteramts nur dann zulässig, wenn der erwählte Bürgermeister nicht bestätigt und dennoch wiedergewählt wird, oder wenn eine zweimalige, auf zwei verschiedene Personen gefallene Wahl nicht bestätigt wird, oder endlich wenn die Stadtverordneten die Wahl verweigern, was Alles bekanntlich in Elbing nicht zutrifft. Indeß fragt bei Conflicten zwischen der Regierung und den Resten der liberalen Gesetzgebung wol Niemand mehr nach der Gesetzlichkeit des endlichen Abschlusses, so nahe es auch liegt, gerade in diesem Falle die Frage nicht zu unterdrücken, da die jetzige Städteordnung ja bekanntlich eine mühsame Errungenschaft gouvernementaler Anstrengungen, Sistirungen, Suspensionen und Interpretationen ist.

Auch die letzte Reise des Königs nach Schlesien hat uns eine Rede desselben an eine bisher demokratische Stadt (Hirschberg) gebracht, die ebenfalls viel Stoff zum Nachdenken gibt und auch im Publicum längere Zeit

vielfach besprochen ward; Ihre Leser kennen sie ohne Zweifel und will ich dieses stachlige Thema deshalb nicht weiter berühren. Auch bei dem roßbacher Manöver mit seiner spielenden Nachahmung des glänzenden Sieges, den Friedrich der Große hier einst errang, will ich so wenig verweilen wie bei dem höchst bezeichnenden Toast, der bei einem der vielen Feste in dortiger Gegend von dem König auf die „Ritter, Bürger und Bauern" ausgebracht worden ist. Ebenso wenig ist von den Manövern, die gegenwärtig hier in der Umgegend beginnen, schon etwas zu melden, es wäre denn etwa die Thatsache, daß sich im Gefolge des Königs eine Reihe der verschiedensten Uniformen befindet, so bunt und so glänzend, wie man sie selbst hier lange Zeit nicht gesehen hat; Offiziere aller Länder, aus dem deutschen und außerdeutschen Auslande, wohnen als Gäste des Königs und der Prinzen den militärischen Schauspielen bei, die aufs neue die Paradetüchtigkeit unserer Garden bekunden werden.

Die hiesigen politischen Neuigkeiten können bei der häufigen und längern Abwesenheit des Königs nicht gut große Dinge betreffen. So ist die Pairiefrage noch unerledigt; ebenso die Frage über Besetzung mehrer bedeutender Stellen im Ministerium des Auswärtigen und in der Verwaltung; kurz Alles, was zwischen Hrn. von Manteuffel und der Kreuzzeitungspartei streitig sein soll, ist unerledigt, die Kleinigkeit ausgenommen, daß der bekannte Quehl aus Manteuffel's Nähe entfernt worden und statt der sorgenfreien Centralstelle für Preßangelegenheiten das ebenfalls ziemlich sorgenfreie Consulat in Kopenhagen verwalten wird. Ein Nachfolger hat sich leichter gefunden, als man erwarten durfte, noch dazu ein Nachfolger von sehr berühmtem — Namen: der Geh. Rath Hegel, Sohn des Philosophen.

Was ohne den König Minister und sonstige Behörden thun, ist wesentlich polizeilich. Der Minister des Innern hat zwei Verordnungen erlassen, welche die staatsbürgerlichen Rechte der Juden beschränken; nach der einen sind sie zu Schulzenämtern, nach der andern zur ständischen Vertretung von Rittergütern unzulässig. Für beide Verordnungen beruft sich der Minister gegen den Art. 12 der Verfassung, welcher den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntniß unabhängig macht, auf ein Rescript von 1833; der allgemeine Grundsatz des genannten Artikels habe nicht die Kraft, ein bestimmtes particulares Recht ohne weiteres aufzuheben, sondern dazu bedürfe es stets erst eines besondern Gesetzes. Was bei solcher Interpretation von den verfassungsmäßigen Rechten der Staatsbürger endlich übrig bleiben wird, erscheint fraglich; aber nachdem die Verfassung einmal nicht als Norm für die Verwaltung gelten soll, hat diese Interpretation wenigstens den Vorzug der Consequenz. Nur das Eine stimmt nicht ganz dazu, daß bei der conservativen Revision der Verfassung die Anwendungen auf das Einzelne, welche den allgemeinen grundrechtlichen Principien in der Verfassungsurkunde ursprünglich angehängt waren, als „überflüssig", als „selbstverständlich" — und nicht aus andern Gründen — wegrevidirt wurden. Die Staatsmänner des revisionären Vertrauens werden nun Zeter schreien: aber sie bekommen jetzt nur, was sie verdienen, ein gerüttelt und geschüttelt Maß.

Die hiesige Polizei hat in den letzten Tagen wieder einen großen Coup ausgeführt. Die steigenden Preise an der Kornbörse haben scharfe Nasen auf die Vermuthung geführt, daß die nicht vereideten, die sogenannten Pfusch-

makler die Schuld daran trügen. Große Razzia in Folge dessen gegen diese Personen; Haussuchungen, Verhaftungen, Ausweisungen. Leider antwortete die Kornbörse an demselben oder am folgenden Tage mit einer abermaligen Hausse, zum sichern Beweise, daß auch der privilegirteste Scharfsinn zuweilen irren kann. Den Eindruck dieser Maßregel hat man vielfach zu verstärken gesucht, theils durch einen officiösen Artikel in den guten Blättern, der indeß seinen Ursprung zu deutlich an der Stirn trug, theils durch eine Ansprache des Hrn. von Hinckeldey an die Aeltesten der Kaufmannschaft, in der er ihnen, gemüthvoll eindringlich, ans Herz legte, sie möchten doch ihre Geschäfte so einrichten, daß sie auch zum Besten ihrer Mitmenschen gereichten. Es ist nun abzuwarten, welche Frucht das bringen wird und in wie weit die Herzen der Kornhändler noch menschlich zugänglich sind. — Die polizeilichen Ausweisungen sind diesmal wesentlich christlich-germanisch. Nachdem die beiden Prediger der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde, Hrabowsky und Bitterling, welche nach dem Tode des Predigers Erdmann von der Gemeinde berufen waren, von der Polizei ausgewiesen worden, meldete sich ein dritter Theolog, Dr. Nagel, und kam vor einigen Tagen hier an, um seine Probepredigt zu halten. Doch ehe er dazu noch gelangen konnte, wurde auch er ausgewiesen und petitionirt nun von Potsdam aus an den Minister um die Erlaubniß, sich in Berlin aufhalten zu dürfen.

Das königliche Theater hat seine Wintersaison traurig begonnen. Am 10. September wurde ein neues Lustspiel von Prechtler „Er muß beweisen" gründlichst ausgepfiffen; trotz der Anwesenheit vieler hohen und höchsten Personen ließ das Publicum sich nicht abhalten, die eine Hälfte das Theater geräuschvoll zu verlassen, die andere noch entschiedenere Zeichen der Misstimmung zu geben. Das Stück konnte (was in den Annalen der königlichen Bühne ziemlich unerhört ist) nicht zu Ende gespielt werden, und noch ärgerer Skandal wurde nur verhindert durch die Geistesgegenwart des bekannten Gern, der, auf eine Seitencoulisse weisend, zu seinen Mitspielenden sagte: „Kommen Sie, ich muß Ihnen da was beweisen", womit sie denn sämmtlich lachend und unter Gelächter abzogen. — Dem zweiten Theile der Vorstellung erging es kaum besser. Um der Pepita ein Paroli zu biegen, hat Hr. von Hülsen eine spanische Tänzerin, Camara, mit ihrer Truppe aus Paris kommen lassen. Die Pepita, das Naturkind, tanzte für die Hofbühne nicht decent genug; eine routinirte Tänzerin von Madrid und Paris sollte nun decenter tanzen — dachte Hr. von Hülsen. Der Erfolg war, wie ihn Jeder vorausgesehen, ausgenommen Hr. von Hülsen: ein Erfolg für Pepita; ihre Rivalin erwies sich ihr, nach dem Worte eines Spötters, nur in dem frühern Datum ihres Taufscheins überlegen, in allem Andern stand sie hinter der Zauberin von Oliva weit zurück. Es ist sehr dankenswerth, daß Hr. von Hülsen dem umsichtig unternehmenden Inhaber des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, der für die Wintermonate einen neuen Contract mit Pepita geschlossen hat, so neidlos und freundlich zu Hülfe kommt. Wenn er die Interessen seines eigenen Theaters dabei zu gleicher Zeit berücksichtigen könnte, so wäre das freilich auch dankenswerth; aber jedes Wort, das darüber gesagt und geklagt wird, ist ja doch verloren. Darum also genug von Hrn. von Hülsen und damit für heute überhaupt genug!

Aus Altpreußen.

September 1853.

Au. Gestatten Sie, daß ich eine Versäumniß nachhole; so oft ich Ihnen bisher aus unserer Provinz geschrieben, habe ich meistens nur Land und Leute in den beiden östlichen Regierungsbezirken, Königsberg und Gumbinnen im Auge gehabt, weniger das ehemalige Westpreußen, die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder. Nur einmal versuchte ich in einer kurzen Skizze jenes gesegneten Landes, das durch Weichsel und Nogat umgürtet wird und unter dem Namen der Werderniederung bekannt ist, ein Bild von den in mancher Hinsicht eigenthümlichen Zuständen zu entwerfen, die hier in diesem Districte auf dem platten Lande bestehen. Ich möchte die Schilderung heute vervollständigen, indem ich die Leser des „Deutschen Museum" durch ein paar Städte Westpreußens führe und an diese Wanderung schließlich einige allgemeine Bemerkungen anknüpfe.

Wir beginnen mit dem alten Hochmeisterschloß Marienburg. Dasselbe zerfällt in zwei Theile, das alte und das neue. Hart an dem hier wellenförmig aufsteigenden, sonst flachen Ufer der Weichsel ist die Burg gelegen. Eine dunkle Steinmasse, erhebt sich das Gebäude einem gewaltigen Felsen gleich. Hoch empor ragen die Thürme und Zinnen, tief unten gähnen Verließe und Gräben; Moder umgibt das Ganze und langsam wälzt die Weichsel, trägen Laufes, ihre gelben Wasser daran vorüber. Die andere Seite, das neue Schloß, ist man bemüht gewesen, nach Möglichkeit auszubessern und ungefähr in der Weise wiederherzustellen, wie es unter Winrich von Kniprode gewesen. Da sieht man noch jetzt das trauliche Arbeitszimmer der Meister, den Stuhl und den Tisch, auf den sie so oft bei erlöschenden Kaminfeuer das müde Haupt sorgenvoll gestützt, da sieht man die kleine Kapelle und den Hausaltar, vor dem sie gebetet; da ist auch der dunkle, schmale Gang, verhängnißvoll durch den Mord des Greises, der von der Abendandacht kehrte; da ist aber auch der Saal des Convents, eine weite, unabsehbare Halle, Bogen an Bogen, von einem einzigen Pfeiler getragen; steinern ist der Boden des Gemachs, steinern die Decke. Nebenan stößt die Rüstkammer, reich an Stücken seltener Art, an schimmernden Siegestrophäen und glänzenden Waffenzeichen. Breite Wendeltreppen, aus Granit gehauen, führen zu den Brustwehren und der großen Terrasse, von welcher man eine überraschende Fernsicht genießt auf die ganze reiche Niederung. Goldene Saaten decken die Felder, Gehöft stößt an Gehöft, alle von Gärten umgeben; Heerde weidet an Heerde. Wahrlich, es war ein gerechter Stolz, der die Brust des Meisters erfüllte, wenn er nach Tagen der Gefahr und Arbeit von dieser Stelle herabschaute auf das Land, das zu seinen Füßen lag und seinem Wink gehorchte!

Von dem stummen, verschwiegenen Sitz der Romantik begeben wir uns in das laute Gewühl des mercantilen und industriellen Treibens. Danzig ist, wenn man die sechs oder sieben in langen Zwischenräumen auseinanderliegenden Vorstädte mitzählt, eine weitausgedehnte Stadt. Man erkennt in ihr sofort den Handelsplatz; überall Speicher, Contore und Läden, Gewölbe und Waarenlager, Schiffe, Werfte und Rheden. Auf den Straßen drängen sich Kaufleute und Gewerbtreibende aller Art, Mäkler, Abrechner und Verkäufer, Matrosen und Supercargos, Markthelfer und Speicherarbeiter. Dadurch

kommt zwar einerseits eine gewisse Vielseitigkeit und Abwechselung in das Treiben der Stadt hinein, andererseits aber schreibt sich auch eben daher eine nicht minder bestimmte Einförmigkeit und Einseitigkeit. Man hat in Danzig wenig oder gar kein Interesse für Kunst und Wissenschaft; es fehlen hier jene Cirkel und Kreise, welche die Sammelpunkte der Künstler, der Dichter, der Männer von Geist und Ruf bilden; es gibt viele Zusammenkünfte von Beamten oder Handelsherren, aber es gibt keine Gesellschaft.

Auch die Tagespresse ist ohne alle Bedeutung; das einzige etwas verbreitete Blatt, das „Danziger Dampfboot", wird in Sinn und Richtung der berliner „Zeit" redigirt; damit ist seine Kritik gegeben. Früher wurde es von Dr. Quehl geleitet und zwar im Interesse der altliberalen Partei; doch mochte der Herausgeber sich, noch bevor er nach Berlin kam, überzeugt haben, daß seine Speculation auf eine freiere Politik in Danzig ihre Rechnung nicht fand. Der Stadt gebührt der Ruhm der lautersten und unerschütterlichsten Loyalität; die Bureaukratie und die Offiziere der Garnison, hier die Spitzen der Gesellschaft, huldigen dem strengsten Conservatismus; der Kaufmannsstand lebt in der überwiegenden Mehrzahl nur für zwei Ideale, nämlich für Geld und für den Titel eines Commerzienraths; die städtische Magistratur besteht, was bemerkenswerth, fast ausschließlich aus altpatricischen Geschlechtern, welche die edle Selbständigkeit und die Freiheitsliebe ihrer mittelalterlichen Vorfahren aufgegeben, dagegen aber den bureaukratischen Stolz und die Geringschätzung der untern Classen im vollsten Maße geerbt haben.

Die Börse, der Artushof genannt, mitten im Centrum der Altstadt gelegen, bildet den Herd, von dem aus die Brenn- und Lichtstrahlen des danziger Lebens ausgehen und in dem sie sich vereinigen. Wir fühlen, es ist ein historischer Boden, den wir hier betreten. Schimmernd, fast blendend erhebt sich das prachtvolle Gebäude, ehrwürdig durch sein Alter, auffallend durch seine Architektur und die bei seinem Bau angewandte Kunst. Gegründet zur Zeit der Größe und Blüte Danzigs, als die Stadt an der Spitze der Hansa stand, als seine Handelsflotten alle Meere befuhren und durch eigene Kriegsschiffe beschützt waren, als die Schätze der Erde hier zusammenströmten, als die polnische Aristokratie, die sarmatischen Woiwoden und Starosten mit ihrem Troß von Dienern und einem fürstlichen Hofstaat hier den Ertrag ihrer Herrschaften mit dem unglaublichsten Aufwand und Luxus verthaten: damals mochte der weite Raum des Artussaales zu klein sein für die Bürgerschaft und die übrigen Gäste, wenn der erste Magistrat hier seine Feste gab, und wir begreifen es wol, daß jener stolze Bürgermeister unter sein Bild schreiben ließ: quo quis beatior? — Heute hat die Stadt ihre politische Bedeutung und mit derselben zum großen Theil auch ihren Reichthum und ihr commerzielles Uebergewicht verloren, wenngleich sie noch immer eine der wohlhabendsten Städte des Landes ist. Auch als Festung gilt sie für ein unschätzbares Juwel, namentlich durch die starken Fortificationen, die Napoleon auf dem Johannisberge mit enormem Kostenaufwande hat anlegen lassen.

Außer der Börse versäume der Fremde nicht, die Marienkirche zu besuchen; sie ist in einem reinen und edeln Stile erbaut und umschließt in dem berühmten „Jüngsten Gericht" eines der herrlichsten Stücke altdeutscher Malerkunst. Auch die Umgegend von Danzig hat sehr schöne und inter-

essante Partien; ich nenne nur das Schloß des Fürst-Bischofs von Ermland, Oliva, den Paß daselbst und den Karlsberg, ferner das stark besuchte Seebad Zoppot, lauter Gegenden, auf denen auch das verwöhnte Auge des Landschaftsmalers nicht ohne Genuß verweilen wird, besonders unter diesem Himmelsstrich, wo man dergleichen kaum mehr erwartet. — Ueber Elbing ist neuerdings so viel geschrieben worden, auch in diesen Blättern, daß ich es für heute nicht weiter berühren will; auch ist das Thema ja, von welcher Seite man es auch betrachten mag, immer nur ein höchst peinliches und unerfreuliches.

Aus Dresden.

Mitte September 1853.

O. L. Die uns Protestanten gründlich unbekannte Kalenderheilige Thekla führt uns schon in wenigen Tagen wiederum den alten Bekannten Herbst zu und die verbleichende Sommersonne, die selbst am reinen Himmel nicht mehr den rechten Wärmestrahl zu finden weiß, bereitet uns täglich auf dieses Ereigniß vor. Aus den Bergen zurückgekehrt, lasse ich die Mahnung, die der Wechsel der Zeit gibt, nicht ungenützt, um auf die bemerkenswerthen Erlebnisse der letzten Monate einen kurzen Rückblick zu werfen. So fest- und belustigungsreiche Sommer hat Dresden selten gesehen! Die sonst in Wahrheit oft ereignißarme Stadt, deren Neuigkeitsregister manchmal Monate lang nicht über einige Selbstmorde, Diebstähle und kleine Skandalhistörchen „für die gebildete Welt" hinauskommt, kann diesmal in ihre Jahreschronik Erlebnisse von vaterländischer Bedeutung aufzeichnen. Vor dem Gartenpalais des verstorbenen Königs Anton sah ich heute ein einfaches Zwiegespann halten, aus dem eine junge, schwarzgekleidete Dame trat; die ernste, traurige Kleidung zeigte die liebliche Anmuth ihrer Erscheinung dem Auge um so eindringlicher. Es war der Sprößling des Wasageschlechts, die Prinzessin Albert, die den Tod einer jüngst verstorbenen Tante betrauert. Die Residenz hat ihre Anherkunft durch glänzende und kostspielige Feierlichkeiten geehrt und das Familienfest am königlichen Hofe zu einem großartigen Volksfeste erweitert. Mit der Neigung der Menge ist es nicht anders, wie mit der Jugomar-Liebe im Volksliede: „sie kommt — und sie ist da." Der erste, unter Blumenregen und dem Schimmer der nächtlich erleuchteten Straßen gewonnene Eindruck hat sich bisher unverwischt erhalten: Prinzessin Carola gilt als ein Ebenbild der Königin Maria an Leutseligkeit und Tugend. Hinter dem Hof- und Volksfest im höhern Stile mußte das — (der Dresdner läßt sich die Bezeichnung nicht gern nehmen) „berühmte Vogelschießen" mit seinem großen Lärm und seiner kleinen Volksthümlichkeit für dies Jahr sehr in den Schatten treten. Indeß bezwang Gambrinus im Laufe der Schießwoche mehr und mehr die durch die Erinnerung an das Junifest noch aufrechterhaltene Macht der Grazien und zu den kleinen Nachspiel-Vogelschießen, die darauf in der Umgebung von Dresden gehalten wurden, drängten sich die Massen, als hätten sie der Freude Jahre lang entbehrt.

Moralische Betrachtungen über diese Lebenslust, die uns nicht einmal eigenthümlich, sondern ein Zeichen der Zeit ist, würden hier unfruchtbar sein. Ich gehe daher sofort auf ein, schon in meinem letzten Briefe berührtes Thema über,

das nicht ein bloßer Vorwurf für die Reflexion, sondern Gegenstand allseitiger Erwartung, erbitterten Parteikampfes, ja mehr noch — eine nationale Ehrensache ist. Die Justizorganisationsfrage ist für eine immer wache Theilnahme dem großen Publicum äußerlich noch nicht nahe genug gerückt, solange nur dürftige Notizen über das Fortschreiten der Berathungen in den Zwischendeputationen an sie erinnern. In der That aber absorbirt dieselbe für Diejenigen, die ihre Bedeutung verstehen, schon jetzt alles Interesse. Nachdem die Regierung den Entwurf der auf Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Staatsanwaltschaft gegründeten Strafproceßordnung veröffentlicht hat, ist der bisher mehr zuwartenden Reactionspartei der rechte Stachel gegeben worden; sie stößt seitdem in die Kriegstuba, als gelte es die Mauern von Jericho einzublasen. In ihrem Organ, der „Freimüthigen Sachsen-Zeitung", hat sie mit der Feinheit und der Zähigkeit des Minirers eine Zeit lang dahin gearbeitet, ihren Gelüsten unmittelbar bei der Regierung Gehör zu schaffen. Nach langen, mühevollen Vorbereitungen hat sie sich sogar zu dem Pathos eines solennen Antrags emporgeschwungen, es möge mit allem weitern Vorschreiten in der Organisationsangelegenheit innegehalten werden. Allein der Effect verpuffte völlig wirkungslos: Niemand, nicht einmal die Presse, nahm Notiz davon und die Regierung antwortete mit der Strafproceßordnung.

Gewöhnt, sich, wenn auch nicht Geltung, doch mindestens Beachtung zu verschaffen, sah die „Sachsen-Zeitung" erstaunt, daß man sie ignorire; dadurch ward sie von selbst auf ein ihr ergiebigeres Terrain geführt. Unter den Landständen nämlich hat sie vor allem ihr Publicum zu suchen, auf diese kann sie wirken, nicht aber, wenigstens dies eine mal nicht, auf die Regierung. In den Kammern hat es schon früher an Zweifelnden nicht gefehlt; wenn sich dieselben nicht schon offen erklärten, so geschah dies nur, weil es noch an der rechten Veranlassung, welche die Zunge löst, und an einem energischen Vorantritt, dem man sich dann leicht anschließen kann, bisher gefehlt hat. Die Regierung aber ist eines Sinnes. Die bereits veröffentlichten Gesetzbücher, die Strafproceßordnung mit eingeschlossen, haben ebenso die Genehmigung sämmtlicher Minister erhalten, wie mehre andere Entwürfe, die demnächst durch den Druck in die Hände des Publicums gelangen werden. Das überaus wichtige Gesetz über die Gerichtsorganisation ist nunmehr gleichfalls fertig und zwar bisher nur vom Justizminister gebilligt, allein auch die Zustimmung der übrigen Regierungsmitglieder wird nicht ausbleiben. Denn dem Ministerium ist es mit der Durchführung wirklich Ernst, noch mehr Ernst, als man im Publicum oft zu glauben geneigt ist. Es handelt sich nämlich für dasselbe nicht blos um eine simple Pflicht, die durch feststehende gesetzliche Bestimmungen vorgezeichnet wird, sondern um Lösung einer Aufgabe, die älter ist als unsere Verfassung und die nur Unkenntniß als Erbschaft der Revolution bezeichnet. Der Justizminister wird die Entwürfe als in Uebereinstimmung mit seiner persönlichen Ueberzeugung verfechten. Die Zwischendeputationen haben sich denselben auch bisher nur günstig gezeigt und das sehen die Organisationsfeinde natürlich mit großem Verdruß. Sie haben deshalb die Frage angeregt, ob nicht die neuen Gesetze statt einem außerordentlichen, dem nächsten ordentlichen Landtage vorzulegen seien. Letzternfalls würde nicht blos eine theilweise neue Zusammensetzung der Kammern

erzielt werden, sondern es würde vor allem dadurch der formelle Werth der Deputationsgutachten in Zweifel gestellt. Die Regierung verhehlt sich nicht, daß ein solcher Misstand jedenfalls zu vermeiden sei; sie wird deshalb dem ursprünglichen Plane treu bleiben und einen außerordentlichen Landtag berufen. Vor diesem würde sie sich selbst den schwersten Stand dann bereiten, wenn sie das neuzeitliche, in den Kammern allerorts so beliebt gewordene Princip des Handelns und Mäkelns, der gegenseitigen Concessionen nicht mit unerschütterlicher Consequenz von der Berathung fern hielte. Es kann etwas Unersprießlicheres nicht geben als die moderne Manier, bei Gesetzesberathungen über principiell entgegenstehende Ansichten dadurch Frieden zu schließen, daß jeder Theil ein Stück seiner Ueberzeugung in den Handel drein gibt. Zum Glück liegt solcher Parlamentarismus dem resoluten Wesen unsers Justizministers fern. Für ihn lautet daher die Frage einfach auf Annehmen oder Ablehnen. Und sollte der letztere ungewünschte und unerwartete Fall trotzdem eintreten, so wird es sich dann nur um ein einfaches Zurückziehen der Vorlagen, um eine nothgedrungene Vertagung der Organisationen, nicht aber um Beschaffung neuer Vorlagen auf andern, kammermajoritätmäßigen Grundsätzen handeln. Wir bleiben also bis auf bessere Zeiten dann beim Alten und Reaction und Demagogie würden wieder einmal im holden Verein triumphiren. Allein auch über diesen Triumph, den wir hoffentlich nicht erleben werden, gingen die mühsamen und werthvollen Vorarbeiten nicht verloren, deren große Vorzüge — so scheint es — in andern Ländern noch mehr erkannt werden als bei uns daheim. Von verschiedenen Seiten gehen der Regierung unausgesetzt beifällige Urtheile über ihre Vorlagen zu. So höre ich insbesondere bezüglich der Strafproceßordnung, daß Heffter in Berlin, Molitor in München, Wächter in Leipzig und andere Autoritäten ihres Faches in hohem Grade anerkennend über die in der Ausführung so schwierige Arbeit sich ausgesprochen. Vom Inhalt abgesehen ist schon in der Form ein Jedem in die Augen springender Vorzug derselben die ungemeine Deutlichkeit und Faßlichkeit, die auch der ungeübtern Verständnißfähigkeit das Begreifen der gesetzlichen Bestimmungen möglich macht. In dieser Hinsicht darf sie als mustergültig bezeichnet werden und ihr Verfasser, der beim Oberappellationsgericht und Justizministerium beschäftigte Dr. F. Schwarze, kann auf das erzielte Resultat mit gerechtem Stolze blicken.

In Kunstsachen hegt man viel gute Erwartung vom kommenden Halbjahr. Der Sommer brachte uns, wie ich Ihnen zum Theil schon berichtet habe, eine lange Reihe meistentheils dankenswerther Gastspiele im Theater und überdies in herkömmlicher Weise die Gemäldeausstellung. In letzterer war das rein historische Fach diesmal ganz unvertreten geblieben. Denn weder Th. von Oer's sauberes Bild „Albrecht Dürer in Venedig", noch Vogel von Vogelstein's bekannte „Dresdner Conferenzen" tragen das rechte historische Gepräge; bei letzterm Bilde sind sogar die Porträts nicht einmal durchweg geglückt. Besonders übel sind auch die Versuche im Madonnenfach ausgefallen. Dagegen ist die Landschaftmalerei mit zum Theil vorzüglichen Gemälden von Dahl, Oehme, Kummer, Gliemann, Gonne und Andern vertreten, während sich im Genrebild eine „Lehrlingsaufnahme" von Waldmüller Aufmerksamkeit und Beifall erzwingt. Unter den Porträts gehört

neben einigen andern bemerkenswerthen Arbeiten ein „männliches Porträt", Kniestück von Vogel von Vogelstein, zu dem Trefflichern, während desselben Meisters „Ludwig Tieck" die zutreffende Charakteristik fühlbar vermissen läßt. — Den letztern Mangel hatte man bei einem berühmten Gastdarsteller im Schauspielhaus nicht zu beklagen. Karl Grunert, den ich als Cromwell, Franz Moor und Wallenstein sah, zeichnet die Charaktere mit prägnanter Schärfe; er schafft immer ein ganzes, fertiges Bild, wenn auch dies Bild nicht dem unserer Phantasie entspricht. Jede Darstellung von ihm ist sicher, ohne Schwankung, abgeschlossen; was ihm dagegen fehlt, ist die Rundung, das Ebenmaß. Der Geist prädominirt bei ihm so sehr, daß die Spitzen des verstandesmäßigen Calculs dem Zuschauer nicht selten sichtbar werden ohne die Gewandung der schönen Form, welche die Illusion auch noch bei Darstellung des Abschreckenden nicht entbehren kann. In diesem Sinne förderte er die Bösewichtsnatur des Franz Moor in unverkürzter Ganzheit zu Tage und ergänzte sogar in kleinen, oft geistvollen Zügen die von der Theatercensur verursachten Lücken des Rollenwortlauts. Diese Richtung kann sich mit Fug auf die schauspielerische Tradition und große Vorbilder beziehen; allein unser Geschmack behauptet ihr gegenüber auch sein Recht und verlangt eine Verjüngung derselben, nicht im Sinne der Verzärtlung und der einseitig gepflegten Formenschönheit, wol aber im Sinne derjenigen Verklärung der Wirklichkeit, welche selbst der Uebertreibung des Dichters noch das Aussehen der Existenzmöglichkeit und Lebensfähigkeit zu retten weiß und welche die Kunst allerwegen nicht entbehren kann.

Aus Brüssel.

Mitte September 1853.

E. H. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen abermals über die belgischen Vermählungsfeierlichkeiten schreibe, die seit vierzehn Tagen mit der königlichen Familie in den Provinzen rundreisen und in unsern großen Blättern täglich noch zahl- und endlose Spalten füllen. Selbst das brüsseler Publicum liest diese langathmigen, durchgehends im Hymnenton gehaltenen Berichte kaum mehr, da die Provinzialfestlichkeiten doch nur eine mehr oder minder treue, bald glänzendere bald einfachere Wiederholung der brüsseler Vorgänge sind. Noch weniger dürften sie aber den Ausländer interessiren, der weniger die Einzelheiten als den Gesammtgehalt und allgemeinen Charakter derartiger Demonstrationen kennen will. Letzterer aber blieb auch in der Provinz derselbe, wie er sich hier in Brüssel herausgestellt hatte; überall zeigten nämlich die Volkskundgebungen einerseits von einer wahren Anhänglichkeit für die Staatsverfassung und die mit ihr verknüpfte gleichalterige Dynastie; andererseits von einer allgemeinen Freude über ein Ereigniß, das zwar unmittelbar nur die königliche Familie berührt, doch für den Fall einer seit dem 2. December 1851 uns unabläßig drohenden Eventualität auch dem Lande von Nutzen werden kann. Wenn die „Nation", die als radicales Blatt vom Anfang an gegen die belgisch-östreichische Verbindung eiferte, doch, im Hinblick auf gewisse bedrohliche Anzeichen, dieser Tage rief: „Vive l'aigle Autrichien, — soit, mais mort à l'aigle du 2 Décembre"; so hat sie in diesen wenigen Worten die Stimmung des Volks richtiger

begriffen und ausgedrückt als jene liberalen und klerikalen Blätter, welche unablässig von der „allverehrten Enkelin Maria Theresia's" und von einem angeblich historischen „Enthusiasmus" des Belgiers für das Haus Habsburg faseln.

Ich bezeichnete Ihnen schon in meinem Letzten die Nichtanwesenheit des französischen Gesandten bei der königlichen Vermählung und das pariser Pamphlet gegen diese Vermählung als gallichte Ausflüsse des bösen Blutes welches jenes Ereigniß am pariser Hofe erzeugte. Der alte und durch die jüngsten Vorgänge nur heftiger angestachelte Groll des gegenwärtigen Frankreich gegen Belgien hat sich seitdem in noch auffallenderer Weise Luft gemacht. Die bisherigen Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung lassen nämlich keinen Zweifel darüber, daß der am 28. vorigen Monats in Lüttich vorgefallene Theurungskrawall von französischen Agenten „arrangirt" war. Ob das Mislingen desselben von weitern Versuchen abhalten wird, weiß ich nicht; hingegen kann ich Sie aus zuverlässiger Quelle versichern, daß man in Paris bereits nach andern Mitteln sucht, um unserer Regierung soviel Unannehmlichkeiten und Beschwerden als möglich im Innern zu bereiten. Die bei der nahe bevorstehenden Kammereröffnung sofort zu verhandelnde belgisch-französische Handelsfrage, in welcher Frankreich die härtesten Bedingungen stellt, wird einen willkommenen Anlaß hierzu bieten. Kaum einen andern Zweck hat auch wol die eben an unsere Regierung gelangte französische Note, in welcher über eine zu freie Sprache unserer Tagespresse Klage geführt und die Beschränkung der Preßfreiheit verlangt wird. Napoleon hat uns zwar bereits das Faider'sche Preßgesetz vom 9. November vorigen Jahres abgepreßt, das in Besprechung auswärtiger Angelegenheiten die Presse bedeutend beschränkt. Dasselbe habe sich aber — meint die Note — bisher als unzureichend erwiesen, und neue Maßregeln, respective ein directes Eingreifen der Regierung durch unmittelbare Censur, sei unerläßlich, wenn die „freundnachbarlichen" Verhältnisse fernerhin aufrechterhalten werden sollen. Bis jetzt ist das Cabinet fest entschlossen, lieber zurückzutreten als dieser insolenten Foderung nachzugeben und mit einem derartigen Vorschlag vor die Kammern zu treten. Uebrigens würde kein wie immer beschaffenes belgisches Cabinet die Unterbreitung eines solchen Gesetzvorschlags auch nur einen Tag überleben. Das weiß Napoleon ebenso gut als König Leopold. Jener will aber auch nicht den Erfolg, sondern den — Zankapfel, den Anlaß zu Verdrießlichkeiten mit Belgien und zu einer belgischen Ministerkrisis.

Wenn nach dieser Seite hin die Besorgnisse sich ein wenig mehren, so verringern sich dagegen jene, welche die Lebensmittelfrage vor vierzehn Tagen allgemein erzeugt hatte. Ich sage „verringern": denn sie schwinden durchaus nicht ganz, wiewol die Preise seitdem auf allen unsern Getreidemärkten stetig fallen. Belgien kann bei seiner überaus starken Bevölkerungsdichtigkeit und seiner bedeutenden Menge unbebauter Ländereien (die antwerpener Campine, die flandrischen Polders, die luxemburger und namurer Waldstrecken) auch in gewöhnlichen Jahren nicht genug Lebensmittel für seinen eigenen Bedarf produciren und muß wenigstens ein Viertel desselben durch die Einfuhr decken. Heuer berechnet man bei dem schlechten Ernteergebniß das Deficit auf die Hälfte des heimischen Bedarfs. Die Deckung desselben ist aber um so schwieriger, als diesmal auch die Nachbarländer Mangel haben und daher

eher ein- als ausführen möchten. Aus diesem Grunde hat auch die am 28. vorigen Monats erfolgte Aufhebung des belgischen Getreideeinfuhrzolls bisher noch keine bedeutende Folgen gehabt. Die Regierung sucht jetzt mit Hülfe ihrer Consuln ein ausgedehntes Netz von Benachrichtigungen über den Stand des Kornmarkts in fernen Ländern und Häfen zu organisiren, um so unsere in diesem Punkte bisher nicht sehr unternehmenden Kaufleute in den Stand zu setzen, je auf Grund sicherer Angaben einen ausgedehntern Kornhandel einrichten und Belgien direct von den amerikanischen und russischen Märkten mit Korn versehen zu können.

Unser von Grund auf restaurirtes großes königliches Theater wurde am 6. September mit „Lucia di Lammermoor" bei ziemlich stark besetztem Hause eröffnet. An den nachfolgenden Abenden herrschte wieder die alte Leere, deren dieses Institut sich vor seiner Restauration stets erfreute. Und doch war letztere eben zu dem Zwecke vorgenommen worden, weil man sich beredet hatte, die schlechte Anordnung der Logen, der Mangel an frischer Luft und genügender Helle haben jene Leere verschuldet. Aus gleichem Grunde ist das Theater seit seinem nur vierunddreißigjährigen Bestehen (es wurde 1819 gegründet) bereits zum vierten male restaurirt worden, weil man die geringe Anziehungskraft, die es stets übte, jedesmal irgendwelchen Aeußerlichkeiten zuschrieb, denen Baumeister, Maler rc. abhelfen können. Und doch ist der Grund des Uebels ein tiefer und innerer. Er liegt ganz einfach darin, daß der Theatergenuß in Brüssel weder von den untern noch von den höhern Classen stark gesucht wird, da jene das Cabaret, diese ihre Abendcirkel weit vorziehen. Auch die mittlere Classe liebt das Estaminet und das café-chantant, wo der Bürger quasi theatralische Schauspiele hat, dabei aber zugleich seine Pfeife rauchen und sein Faro trinken kann. Und wenn er hier und da seiner Familie eine Freude machen und sie ins Theater führen will, so geht er lieber in die Passage, wo er ein lustiges oder thränenreiches Drama, oder ins Vaudeville, wo er neckische Possen sieht, als in das große Theater, wo die Preise höher, die Bequemlichkeit und der Genuß für ihn geringer sind. Die Fremden aber, die an gewöhnlichen Abenden allein unser Theaterpublicum bilden, sind doch nicht zahlreich genug, um die Theater allein erhalten zu können. Daher rührt es, daß namentlich das kostspielige Grand-théâtre trotz des bedeutenden städtischen Zuschusses und wiewol es im Sommer nie spielt, doch jedes Jahr mit einem Deficit schließt, daß das Parktheater, die Nouveautés und der Cirque im Laufe der letzten zwei Jahre selig in Melpomene entschlafen sind und auch das Vaudeville mehr vegetirt als lebt.

Notizen.

Ueber das neulich erwähnte humoristische Gedicht, das Alexander Kaufmann, der liebenswürdige Sänger des Mainthals, unter der Feder hat, bringen wir nachträglich noch Folgendes. Schon der Titel läßt den Charakter seines Helden durchschimmern: „Pumpvogel und die Seinen." Pumpvogel ist eines von jenen gelungenen Subjecten unserer Universitäten, die, ohne einen Kreuzer Geld zu besitzen, doch an allen Lustbarkeiten des akademischen Lebens theilnehmen und sogar die Hauptrolle dabei spielen. Um ihn gruppirt sich eine ganze Gesellschaft ähnlicher Individuen, welche, in die mannichfachsten Abenteuer verwickelt, die hauptsächlichsten Richtungen unsers jetzigen socialen und wissenschaftlichen Lebens repräsentiren. Unter Anderm wirft Pumpvogel sich auch auf Politik; in einem fingirten Jahre Achtundvierzig macht er den Vorschlag, alle Kellner im Reiche abzuschaffen und dafür überall Kellnerinnen einzusetzen, was dann eine Art von Froschmäusekrieg zwischen den Kellnern und ihren weiblichen Concurrenten zur Folge hat. Bei dieser Gelegenheit tritt auch eine „vielbewunderte und vielgescholtene" Persönlichkeit unserer neuesten poetischen Literatur auf, eine bekannte „christliche" Jungfrau, die ehedem nur für Gott, die Heiligen und ihren Ritter schwärmte, seitdem aber nach vielfachem Schicksalswechsel Inhaberin einer Waffelbude geworden ist; mit ihrer Tochter knüpft Pumpvogel eine zarte Liebschaft an. Die Geschichte beginnt auf dem heidelberger Schloß, im Angesicht jenes weltberühmten großen Fasses, und endet auch ebendaselbst, indem das Faß als Symbol einer glücklichern Epoche für Pumpvogel und seine Genossenschaft feierlichst aufs neue gefüllt wird. — Schon dieser flüchtige und fragmentarische Entwurf läßt viele pikante, echt komische Scenen erwarten; möge es dem werthen Dichter denn nicht an Muße und Stimmung fehlen zur baldigen Vollendung eines Werks, dessen gesunder Humor in der jetzigen schwülen Zeit nicht nur doppelt willkommen, sondern auch von doppelter Wirkung sein wird.

G. von Hauenschild (Max Waldau), über dessen schwere Erkrankung wir vor einigen Wochen zu berichten hatten, ist durch eine Operation rasch und glücklich wiederhergestellt worden; im Augenblick befindet er sich zum Besuch bei Rudolf Gottschall in Breslau, dessen „Zeno" vollendet ist und schon in den nächsten Wochen die Presse verlassen wird.

Von Thomas Carlyle sind sechs Vorlesungen „über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte", die er bereits im Jahre 1840 in London gehalten, in deutscher Uebersetzung von J. Neuberg (Berlin, Decker) erschienen; die erste Vorlesung betrachtet den Helden als Gottheit (Odin und das Heidenthum), die zweite den Helden als Propheten (Mohammed, Islam), die dritte den Helden als Dichter (Dante, Shakspeare), die vierte den Helden als Priester (Luther und Knox), die fünfte den Helden als Schriftsteller (Johnson, Rousseau, Burns), die sechste endlich den Helden als König (Cromwell und Napoleon). — Auch Victor Cousin hat eine Sammlung kleiner philosophischer Arbeiten unter dem platonisirenden Titel: „Du vrai, du bien et du beau" erscheinen lassen. — Von Georges Sand

wird ein neues Lustspiel „Le Pryrois" erwartet; ebenso von dem bekannten „dicken" Veron Memoiren, die wenigstens die Literatur des Skandals zu bereichern versprechen.

Durch den kürzlich erfolgten Tod Georg Bernhard Depping's in Paris hat die deutsche Literatur einen ihrer fleißigsten, angesehensten und einflußreichsten Vertreter im Auslande verloren. Im Jahre 1784 zu Münster in Westfalen geboren, hatte der Verstorbene sich bereits im Jahre 1803 nach Paris übergesiedelt, wo er nun unausgesetzt für die gegenseitige Kenntniß beider Nationen, besonders in literarischer Hinsicht, thätig war. Außer verschiedenen größern historischen und literarhistorischen Arbeiten, unter denen namentlich die „Sammlung der besten alten spanischen historischen Ritter- und maurischen Romanzen" (Leipzig, 1817) zu ihrer Zeit viel Nutzen gestiftet, hat er sich dem Publicum hauptsächlich als langjähriger und fruchtbarer Mitarbeiter des Cotta'schen „Morgenblatt" bekannt gemacht; die Correspondenzen aus Paris, die er, wenn wir nicht irren, seit Entstehung des Blattes, also seit mehr denn vierzig Jahren für dasselbe schrieb, zeichneten sich ebenso sehr durch Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts, wie durch Lebendigkeit und Feinheit der Darstellung aus und erwarben dem Blatte zahlreiche Freunde. Die Quintessenz davon erschien überarbeitet und erweitert im Jahre 1832 unter dem Titel: „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris" (Leipzig, Brockhaus). — Andere bemerkenswerthe Todesfälle der letzten Woche sind: Karl Barth, ein bekannter und verdienter Kupferstecher, der sich daneben auch als Dichter und Kunstschriftsteller und sogar auch als Historiker versucht; G. A. Gabler, der Nachfolger Hegel's auf dessen berliner Lehrstuhl — aber auch nur auf dem Lehrstuhl; Wilhelm Perthes, Chef der berühmten Buch- und Kartenhandlung von Justus Perthes in Gotha rc. — Auch Maler Niederer in Berlin ist gestorben. Es ist dies derselbe junge, zu dreijährigem Militärdienst bestimmte Rekrut, dessen ungewöhnliches Zeichnentalent vor einigen Monaten die Aufmerksamkeit, um nicht zu sagen die Bewunderung einflußreicher und gründlicher Kenner erregte und von dem damals auch in den Zeitungen mehrfach gesprochen ward. Durch Cornelius dem Könige von Preußen empfohlen, hatte er nicht nur im Dienst wesentliche Erleichterungen erfahren, sondern auch zahlreiche Aufträge waren ihm von hoher Hand zutheil geworden, durch deren Ausführung er sein Talent aufs glänzendste bestätigte. Ein unglücklicher Schuß jedoch, den er bei einer militärischen Uebung in den Arm erhielt, führte nach längerm schmerzhaften Krankenlager seinen Tod herbei und machte damit allen Hoffnungen, zu denen er in so seltenem Grade berechtigte, ein vorzeitiges Ende.

Karl Simrock, der unermüdliche Forscher und Dichter, hat unserer Literatur ein neues höchst werthvolles Geschenk gemacht, nämlich ein „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen", dessen erster Band, „die Geschichte der Welt und der Götter" enthaltend, soeben in Bonn bei Marcus erschienen ist. — Von dem Maler Friedrich Pecht in Leipzig, der sich besonders durch sein vor einigen Jahren ausgestelltes Bild, „Goethe und der weimarische Hof nach der ersten Aufführung der «Iphigenia» im Park zu

Tiefurt, 1780", bekannt gemacht hat, stehen zwei Bände italienischer Reiseerinnerungen, „Südfrüchte" betitelt, in Aussicht; ebenso von Ferdinand Gregorovius ein „Tagebuch aus Corsica und Elba", das nach den Proben zu urtheilen, welche die augsburger „Allgemeine Zeitung" seit einigen Monaten daraus mitgetheilt hat, höchst interessant werden wird.

In München ist am 15. September die neugebaute Getreidehalle (oder wie sie nach dem regierenden Könige heißt, Maximilianshalle) feierlich eröffnet worden. Bei einer Länge von fast 1500 Fuß und verhältnißmäßiger Tiefe ist sie nicht nur das kolossalste Gebäude der Art, das in Deutschland existirt, sondern auch die Zweckmäßigkeit und Schönheit des Baues, der nach den Entwürfen des Franzosen Wolffsberger und des Bauraths Muffart aufgeführt ward, werden lebhaft gerühmt.

Für die Wiederherstellung und Vollendung des ulmer Doms, der bekanntlich unter den mittelalterlichen Bauwerken Deutschlands eine der ersten Stellen einnimmt, hat sich auf Anregung des Professors Haßler aus Ulm bei Gelegenheit der jüngsten Versammlung deutscher Geschicht- und Alterthumsforscher in Nürnberg ein Verein gebildet, der sich nach Art des kölner Dombauvereins über ganz Deutschland auszubreiten beabsichtigt. Auch für den Dom in Naumburg soll der König von Preußen bei seiner neulichen Anwesenheit daselbst ein lebhaftes Interesse geäußert haben, sodaß man sich mit der Hoffnung trägt, den Dom ebenfalls im Geist des ursprünglichen Planes hergestellt und verschönert zu sehen.

Unter den zahlreichen Versammlungen, die jetzt an allen Ecken und Enden Deutschlands zusammentreten, machen wir, als auf ein interessantes Zeichen der Zeit, besonders auf die Versammlung unionsfreundlicher und freisinniger Theologen aufmerksam, die vor einigen Wochen zu Eisenach stattgefunden und von einer Menge namhafter Männer, wie Credner aus Gießen, Dittenberger aus Weimar, Karl Hase und Hilgenfeld aus Jena, Karl Schwarz aus Halle, Sydow und Jonas aus Berlin &c. besucht gewesen ist. Der wichtigste Beschluß, den sie dem Vernehmen nach gefaßt, betrifft die Gründung einer neuen „Kirchenzeitung", die von Neujahr ab bei Reimer in Berlin erscheinen und den immer mehr umsichgreifenden Separations- und Reactionsgelüsten der Dunkelmänner mit Umsicht und Kraft entgegentreten soll.

Durch verschiedene Zeitungen geht jetzt eine statistische Notiz, die Vermehrung betreffend, welche die Bevölkerung der größern europäischen Hauptstädte seit Anfang dieses Jahrhunderts erfahren hat; da dieselbe zu manchen interessanten Folgerungen Gelegenheit bietet, wollen wir dieselbe auch unsern Lesern nicht vorenthalten. Die stärkste Zunahme der Bevölkerung von allen europäischen Hauptstädten zeigt danach Berlin; im Jahre 1803 zählte es 153,070, im Jahre 1852 aber 438,958 Einwohner, hat sich also binnen 49 Jahren um fast volle 187 Procent vermehrt. Die zweite Stelle nimmt London ein; von 958,863 Einwohnern im Jahr 1801 ist dasselbe bis zum Jahr 1851 auf 2,261,640 gestiegen, hat sich also um 146 Procent vermehrt.

Nach London kommt Brüssel; es ist in 45 Jahren um 87 Procent gestiegen, nämlich von 66,000 Einwohnern im Jahre 1801 auf 123,874 im Jahr 1846 gestiegen. Wien nimmt erst die vierte Stelle ein; im Jahr 1800 zählte es 232,638, 1846 aber 407,980 Einwohner, zeigt also eine Zunahme von 77 Procent. Endlich Paris, wo die Einwohnerzahl in dem Zeitraume von 1800 — 1846 von 546,856 auf 945,721 gestiegen ist, sich also um 72 Procent vermehrt hat. — Wünschenswerth freilich wäre es, daß diesen Angaben auch noch erstlich der Procentsatz der Sterblichkeit in den verschiedenen Städten, zweitens aber eine Uebersicht über die Bevölkerungszunahme der betreffenden Länder hinzugefügt würde, indem sich erst auf diese Weise unterscheiden lassen wird, was Zuwachs durch Einwanderung von außen und was wirkliche Vermehrung der Bevölkerung ist und in welchem Verhältniß letztere zur Vermehrung der Gesammtbevölkerung steht.

Das Germanische Museum, dessen wir schon öfter in diesen Blättern erwähnt, hat Aussicht, für Nürnberg erhalten zu bleiben; der Verein der Geschicht- und Alterthumsforscher, der kürzlich in Nürnberg tagte, hat an die bairische Regierung das Gesuch gerichtet, die Karthaus in Nürnberg, ein historisch wie architektonisch höchst interessantes Gebäude, das überdies für den angegebenen Zweck sehr passend sein würde, zur Aufstellung des Germanischen Museum zu überlassen. Sollte das Gesuch freilich nicht zum Ziele führen oder sollte es auch nur in einer bestimmten Frist unbeantwortet bleiben, so würde man sich genöthigt sehen den großmüthigen Antrag des Herzogs von Koburg-Gotha anzunehmen und die Verlegung des Museums auf die koburger Feste einzuleiten.

Von Jakob Moleschott's vortrefflicher „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" ist soeben die zweite Auflage (Erlangen, Enke) erschienen: ein ebenso erfreulicher wie sprechender Beweis für die ausgezeichnete Brauchbarkeit des Buches, das man wol nicht überschätzt, wenn man ihm die erste Stelle zuspricht unter Allem, was die so ungemein fruchtbare populär-medicinische Literatur in den letzten Jahren bei uns hervorgebracht hat. Auch hat der Verfasser keine Mühe gescheut, diese Brauchbarkeit noch immer zu erhöhen; die neuesten Forschungen der Wissenschaft sind in der neuen Auflage mit Gewissenhaftigkeit benutzt und der Inhalt des Buches dadurch in verschiedenen Punkten berichtigt und bereichert, die Form dagegen meist vereinfacht und das Ganze somit dem Ideal einer volksfaßlichen Schrift immer mehr genähert worden. — Gleichzeitig wollen wir unsere Leser auch auf den „Illustrirten Kalender" aufmerksam machen, den die Herausgeber der vielgelesenen „Natur", Otto Ule und Karl Müller in Halle, in Zusammenhang mit dieser Zeitschrift erscheinen lassen und der die Presse, wie wir hören, schon in den nächsten Tagen verlassen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 41.** 6. October 1853.

Die Jesuitenmission in Baiern.

Von

Ernst Werner.

Die katholische Kirche ist, wenn man auf die Kritik der Begründung verzichtet, das vollendetste Gebäude, welches existirt, höchstens das Weltgebäude ausgenommen. Ein Hirt und Eine Heerde! Der Statthalter Gottes auf Erden ordnet den geistigen Staat; die Glaubenssätze stehen unerschütterlich fest; der Gehorsam der Priester ist unbedingt und die Gewalt über die Gewissen gilt traditionell wenigstens für mächtiger als jede auf Waffen gestützte Autorität. Sobald man innerhalb der katholischen Kirche steht, ist Alles harmonisch und schön. Nur von außen gesehen erscheinen die Kirchenfenster blind und trübe; drinnen versetzt ihre Farbenglut in erhöhte Stimmung, drinnen ist Alles von dem Kreuz des Hochaltars bis zum Weihkessel an der Thür, von der edelsteinverzierten Monstranz bis zum Sudarium am Arme des Priesters bedeutungsvolles Symbol und die Zauber der Kirchenmusik tauchen die Seele in Andacht vor den Wundern des Höchsten. Dort ist Zuflucht von der Wiege bis zur Bahre und drüber hinaus, in Freude und Leid: denn die Kirche ist eine gar gütige Mutter gegen ihre Kinder, fast so gütig wie Gott Vater selbst.

Allein wo wird die katholische Kirche so unbedingt anerkannt, daß sie ihre Segnungen ganz entfalten könnte? daß ihre Ideale nicht durch den Stumpfsinn des ihr anhängenden Volks verdunkelt würden und

daß Niemand zweifelvoll draußen stände? Wo verschlössen sich wenigstens in Deutschland die Katholiken gegen die Wahrnehmung, daß es auch außerhalb ihrer Kirche noch Gewissenszuflucht gibt? daß es Wissenschaften gibt, welche die Kirchenlehre bestreiten, und daß die Geschichte nachweist, wie jener Organismus, welcher in Rom seinen Mittelpunkt fand, wie viele andere Formen religiöser und politischer Societätsbildung, seinen Höhepunkt erreichte und jetzt seine Abnahme erleidet?

Baiern gilt im nördlichen Deutschland als einer derjenigen Staaten, wo der römisch-katholische Klerus sich am besten befindet. Allein man betrachte den Thatbestand etwas genauer. Wir abstrahiren dabei von jenen Epochen, in welchen die bairischen Fürsten mit Folter und Schwert dreinfuhren, um den auch hier erstarkenden Protestantismus auszurotten. Wir sehen ebenso von der Zeit ab, wo eine katholische Regierung mit Säcularisation der Prälaten, mit Einziehung des Kirchenvermögens, mit Verwandlung der Klöster in Schulen, Kasernen, Invalidenhäuser und Fohlenhöfe (wie z. B. Kloster Fürstenfeldbruck) sehr unkirchlich verfuhr. Bleiben wir vielmehr bei der Thatsache stehen, daß die protestantische Kirche in Baiern gegenwärtig nicht blos eine geduldete, sondern eine vielfach berechtigte ist, ja daß jedem Einwohner des Reichs durch die Verfassung „vollkommene Gewissensfreiheit" gesichert wurde. Daß höchster Stelle protestantische Neigungen zugeschrieben werden, wie in Preußen unter umgekehrten Verhältnissen katholische Sympathien, scheint im Auslande weniger bekannt zu sein. Man will zwar einen Widerspruch darin entdecken, daß Professor Lindemann in München seiner sehr gemäßigten philosophischen Richtung halber das Katheder räumen mußte, während Moritz Carriere bald nachher einen Lehrstuhl erhielt, und daß der Geschichtschreiber der Reformation in Deutschland, Leopold Ranke, wie es heißt, nach München berufen wird, trotz des bekannten, die Geschichtschreibung regulirenden Ministerialrescripts, um in Baiern eine historische Schule zu gründen. Es soll deshalb keineswegs behauptet werden, daß sich der Protestantismus mit seinen politischen Consequenzen und eine nichts als die Wahrheit berücksichtigende Philosophie an der Isar begünstigt nennen dürften. Wol aber ist es wiederum Thatsache, daß die nach langem Zaudern plötzlich erfolgte Zulassung der Jesuiten dem Cultusminister die Entlassung zuzog. Sein Zugeständniß wurde zwar nicht rückgängig gemacht, allein — der Leser muß sich zunächst mit der Andeutung begnügen, daß die hierarchischen Bestrebungen nicht blos deshalb von oben her Hindernisse finden, weil auch sie Huldigungen und Gehorsam und Verfügung über ein gewisses Ding in Anspruch nehmen, welches Montecuculi für den Krieg nur drei mal verlangte, das aber für jede friedliche Gestaltung wenigstens vier mal erfoderlich ist.

In der Nation selbst wird die Stellung der Kirche einerseits durch große Uncultur, andererseits durch die lange Gradation von vermeintlicher bis zu wirklicher Bildung erschwert. Gerade dort, wo die Geistlichkeit am unbedingtesten herrscht, wo keine andere geistige Anregung zu den Menschen dringt als die aus geweihtem Munde, geschehen den Polizeiberichten zufolge die meisten Verbrechen. Auch sage man nicht, das die Raufereien, Diebstähle und Morde der naturkräftigen Bewohner an der Donau, dem Inn, der Isar und dem Lech durch die raffinirtern Laster und Ausschweifungen anderer für civilisirter geltenden Stämme aufgewogen würden. Denn auch an diesen fehlt es den Enkeln der Bojoarier nicht. In Altbaiern, wo auf jeder Anhöhe, in allen Wirthsstuben, in jedem Wohnzimmer ein Crucifix anzutreffen ist, wo Wallfahrten und Processionen reichlich veranstaltet, Fasttage gehalten, Gebete hergesprochen werden ohne Ende, kamen kürzlich rasch hintereinander ein Meuchelmord auf dem Kirchwege und zwei blutige Schlägereien in der Kirche selbst vor, sodaß die Geistlichen nichts für dringend nothwendiger hielten, als die entweihten Heiligthümer aufs neue einzusegnen. Unstreitig werden auch Strafpredigten gehalten worden sein: allein daß man nicht von ihnen, sondern nur von jenen Ceremonien hört, ist eben auch wieder charakteristisch. Es ist gern einzuräumen, daß das lebendige Christenthum die Bestie im Menschen, wie sich Victor von Strauß einmal so schön ausdrückt, bändigen und unterwerfen könne: allein die Altargebräuche thun es nicht, wenn nicht der Unterricht der Schule und der Kanzel und ein verständiges Wort der Seelsorge hinzukommt. Nun aber stehen selbst die Landgeistlichen in Baiern im großen Ganzen auf einer der niedrigsten Bildungsstufen. Es fehlt ihnen besonders an Scharfblick und Urtheil, selbst wenn das Herz gut ist. Aber auch gegen dieses gute Herz muß von den Kirchenbehörden vielfach eingeschritten werden. Das „Haberfeldtreiben", eine bekannte Art Volksgericht, von dem die Zeitungen erst kürzlich viel berichteten, wurde vor einiger Zeit und, wie sich herausstellte, mit vollem Recht gegen mehre Pfarrer ausgeübt. Und während ich dies schreibe, sehe ich aus dem vom münchener Stadtpfarrer und Landtagsabgeordneten Westermayr redigirten „Katholischen Volksfreund", daß sogar ein Fall für das Schwurgericht von Niederbaiern vorbereitet wird, wo ein katholischer Geistlicher, der im Geruch der Heiligkeit stand, wegen Verbrechen, die er bereits eingestanden, ohne Zweifel schuldig befunden und zum Tode verurtheilt werden wird.

Allein auch von solchen Excessen abgesehen und abgesehen von der Persönlichkeit der in der Mehrheit tadellos dastehenden geistlichen Herren, so bleibt doch immer der Uebelstand, daß die Predigt in der

katholischen Kirche eine zu untergeordnete Rolle spielt. Bequemt der Pfarrer sich überhaupt dazu, so schildert er meist Bibelscenen; das mag an sich recht löblich sein, aber diese Scenen greifen nicht unmittelbar genug in die Vorfälle, Stimmungen und Bedürfnisse der Gemeinde ein. Die Taufe ist recht sinnig, indem der Priester dem Täufling das weiße Gewand der Unschuld anlegt, welches dieser fleckenlos durchs Leben tragen soll, indem er ihn anhaucht im Namen des Heiligen Geistes, indem er ihm das Ohr für die Lehre salbt. Aber was hilft das, da die Kinder bereits mit dem zwölften Jahre aus der Schule entlassen werden! Die Ohrenbeichte mag sehr ernst genommen werden: der Pfarrer dringt mit ihr nicht in die Individualitäten ein und die protestantischen Bauern halten auch ohne sie größere Zucht. Keineswegs soll verschwiegen werden, daß die reichen katholischen Bauern in der Gegend von Landshut und Dachau während der Hungersnoth in der Rhön und im Spessart auf Betrieb ihrer Pfarrer bedeutende Summen zur Unterstützung der Nothleidenden aufbrachten. Wir wollen ihnen nicht den protestantischen Landmann aus der Gegend von München gegenüberstellen, welcher Haus und Hof zu einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder schenkte; allein man fragt beim Vergleich von Culturzuständen, worin seid ihr vor den Andern voraus, worin steht ihr ihnen nach, und da hört man von unbefangenen Katholiken selbst zugeben, daß der protestantische Bauer Baierns, namentlich in der Pfalz und in Franken, den katholischen der Hochebene an Fleiß und Rechtschaffenheit bei weitem übertrifft.

Handelt es sich ferner um die zu einiger Selbständigkeit im Denken durchgedrungenen Schichten der Gesellschaft, so zeugt es von wenig Beobachtung, wenn beständig von einem völligen Umschwung der öffentlichen Meinung, von einer gänzlichen Rückkehr zum kirchlichen Leben gesprochen würde. Als wenn sich dieselbe dadurch, daß sie behauptet wird, auch herbeiführen ließe! als wenn ein größtentheils durch Polizeimaßregeln herbeigeführter Mangel an öffentlichen Kundgebungen bewiese, daß auch nichts gelesen, gedacht und vertraulich gesprochen wird! Man vergißt, daß Vernunft oft stumm und vermummt einhergeht, wie die Khalifen in „Tausendundeine Nacht". Allerdings hat Ludwig Feuerbach's schwefelsaure Philosophie in seinem speciellen Vaterlande wol die wenigsten Schüler gefunden. Und selbst der Deutschkatholicismus hat leicht wieder unterdrückt werden können, weil er seine richtige Stellung zum Protestantismus nicht fand; er war von einigen Theoretikern in aller Eile importirt worden, die ihrer Sache durch ein vorlautes politisches Gebahren schadeten.

Aber mag den Beamten aufgegeben worden sein, die Kirchen fleißig zu besuchen: ein kluger Herr, dessen ganze, durch das Deckelglas

vermittelte Weltanschauung indeß nicht gebilligt werden soll, meinte, damit stehe noch nicht im Anstellungspatent, daß er auch eine Religion haben müsse! Alle, die sich zu den Gebildeten rechnen, weichen in Baiern wie anderwärts dem „Gottesdienst" aus. Die Kirchen werden vom Volk und von den Frauen gefüllt. Wol sieht man dazwischen hier und da eine treugehorsamste hellblaue Uniform, wie eine Kornblume im Wickenfelde, ein Actengesicht oder etwas Emeritirtes: aber die stattlichen Schnurrbärte wohlbestallter Beamten und Offiziere erscheinen nur bei den officiell mitgemachten Processionen, es sei denn, daß eine andere als die „schwarze Madonna von Altötting" einen jungen Herrn zum Rendezvous auf heiligem Boden einlud. — Rechnen sich zu den Gebildeten auch Leute, die sich am Charfreitage ernstlich weigern, Fleisch zu essen, statt dessen aber bei Rothfisch und Forellen, Froschkeulen, bairischen Austern (Schnecken) und Eierpudding „des hohen Festes wegen" der Flasche desto fleißiger zusprechen; gibt es sogar ernstere Naturen, welche calvinistisch über das Abendmahl denken und dennoch der Kirche ihrer Kindheit ergeben bleiben, ja, wie ein in mancherlei Wissen bewanderter Mann gestand, von den Priestern jener akatholischen Ueberzeugung wegen zur Rede gestellt, diese aus orthodoxem Gefühl unbedingt preisgeben würden: so gibt es doch umgekehrt bei weitem mehr Personen, welche sich gefühlsweise von der katholischen Kirche losgesagt haben, ohne deshalb die Kraft zu besitzen, ihrer Ahnung den Nachdruck des Gedankens zu geben, wissenschaftliche Forschungen anzustellen, und so die Menschheitsreligion aus der Orthodoxie zu lösen, die Offenbarung Christi in der Geschichte seiner Religion zu suchen, seine Wunder in seinen Wirkungen zu finden und das Wesen der Religion in christlicher Gesinnung und christlichen Werken festzuhalten.

Von jener flüchtigen, aber trotz der Polizeiverfolgung vielfach nach Baiern gelangenden Literatur: „Gibt es Wunder?" oder „Die trüben Quellen des Aberglaubens" oder „Heimkehr vom Himmel zur Erde" ꝛc. ist für die Weiterbildung der Menschen bezeichneter Art nichts zu erwarten. Neben den unklugen Angriffen und dem unnöthigen Eifer findet sich dort gar zu wenig gesunder Menschenverstand. Desto mehr rechnen wir auf die stille Wirkung unserer anerkannten Nationalliteratur, des „Nathan", des „Faust" und ähnlicher tiefsinniger Schöpfungen. Der bedeutende Absatz, welchen die neue Ausgabe der deutschen Classiker in Baiern findet, ist wahrhaft überraschend und bei dem großen Interesse, welches für Naturwissenschaften herrscht, beginnt auch der „Kosmos" A. von Humboldt's mehr oder weniger direct und indirect zu wirken. Auch die in München blühenden Künste thun das Ihrige. Mögen sie auch vielfach specifisch kirchlich sein, so unterscheidet sich die Hul-

digung der Maler und Bildhauer gegen den Katholicismus, welcher ihnen künstlerisches Object bietet, doch himmelweit von der Orthodoxie, welche der Klerus verlangt. Von dieser kann dort kaum die Rede sein, wo sich die classischen Ideale so unmittelbar neben die romantischen stellen, wo der Witz und Humor von Reineke-Kaulbach überall dreinschaut und selbst Cornelius es wohl aufnahm, von Ernst Förster als Beispiel angeführt zu werden, daß auch der Protestantismus in der Kunst etwas zu leisten vermöge.

Alle die genannten Standpunkte, für die es leider noch keinen andern Gesammtausdruck gibt als den des Indifferentismus, werden sich allmälig dem religiösen Bewußtsein zuwenden, dessen Morgenroth in Bunsen's „Hippolytus" leuchtet. Vorläufig helfen sie dem Klerus gewiß nicht, die Allegorien, Symbole und Ornamente der Kirche zu restauriren. Erfolgen Uebertritte vom Protestantismus zum Katholicismus, oder lassen indifferente protestantische Väter ihre Kinder katholisch erziehen, so geschieht es meist aus Rücksichten, welche erfahrungsmäßig wenigstens mehr und mehr überflüssig werden. Treten Personen aus wahrem innern Drange zur Alleinseligmachenden über, so ließ sich öfter beobachten, daß es nicht die Lehre war, welche hinüberzog, sondern die überwältigende Macht der Kirchenmusik, der wunderbare Gesang des Domchors.

Wenn die Schüler Loyola's deshalb die kirchliche Stimmung in Augsburg, wo sie das Terrain wegen der reformatorischen Erinnerungen und der gemischten Bevölkerung für unsicher gehalten haben mochten, lediglich nach dem starken Zustrom beurtheilten, der ihnen allerdings nie fehlte, und ihre Erwartungen für übertroffen erklärten, so hatten sie die wahrhaft Gläubigen nicht von den Neugierigen und skeptisch Beobachtenden zu unterscheiden vermocht. Zum Beichtstuhl kam, wenigstens aus der Stadt selbst, nicht der zwanzigste Theil der Zuhörer. Daß in der Zeit der Mission gestohlenes und veruntreutes Gut im Betrag von mehren tausend Gulden an die Geistlichkeit ausgeliefert worden sei, war eine überschwängliche Annahme der „Katholischen Blätter". Einige Laien machten zwar in den Tagen der Begeisterung den Versuch, einen katholischen Gesellenbund zu gründen, allein der Plan schlief wieder ein. Ueber die Schließung der Kaufläden an den Sonntagen wurde einige Wochen hin- und hergeredet, allein es wurde nichts daraus. Ein hochgestellter Herr schickte seine Freundin fort, wie die Einen sagten, weil die Jesuiten ihn überzeugten, daß er sie nicht lieben dürfe; Andere behaupteten aber, sie sei ihm allmälig zu alt geworden. Nachhaltig wird die Predigt der Missionäre im Volke trotz der zahlreich ausgestreuten Portraits der Patres nicht wirken. „Wie ein Platzregen kommt die Gnade Gottes in der heiligen Mission über euch!" hatten die Herren sich zu-

versichtlich ausgedrückt; allein wir müssen den Ausdruck im nachtheiligen Sinne acceptiren, weil es im Platzregen zwar gießt und strömt, das Wasser jedoch ebenso schnell wieder abläuft, ohne den Boden zu durchweichen.

Wir bedauern aber, das sagen zu müssen: denn wir verschmähen das relativ Gute keineswegs, wo wir das absolute oder auch nur das relativ Bessere nicht haben können. Wir bedauern, daß nicht das ganze Jahr hindurch Männer wie diese Jesuiten unter dem katholischen Volke wirken, indem wir keineswegs gesonnen sind, das gewöhnliche Vorurtheil gegen die Väter von der Gesellschaft Jesu zu unterstützen; trotz des durchaus skeptischen Standpunkts gegen ihr Dogma, können wir doch ihrem guten Willen unsere Achtung nicht versagen.

Hinsichtlich des Ordens der Jesuiten stimmen wir vollständig überein mit Laurenz Hannibal Fischer's Aburtheilung in der Jesuitensache, aus dem Gesichtspunkte der historischen Kritik, des positiven Rechts und des gesunden Menschenverstands, in welcher die herkömmlichen phrasenhaften Beschuldigungen in ihrer Nichtigkeit aufgedeckt werden. Die Anklage, „die Jesuiten strebten auf den Trümmern der Civilisation das Reich der Finsterniß und des Aberglaubens zu begründen und so die Zeit der Barbarei, der Inquisition und der Autos-da-fé wieder herbeizuführen (siehe Sylvester Jordan über den Jesuitenorden im „Staats-Lexikon"), sollte längst als eine Uebertreibung erkannt sein, mit welcher der Civilisation nichts genützt wird. Die Jesuiten sind die Nobelgarde der katholischen Kirche, mit dem Glauben als Standarte und mit Geist, Kenntnissen und Beredtsamkeit als blitzender Waffe. Der Orden wurde in einer Zeit gestiftet, wo die Kirche wieder vorzugsweise als die streitende auftreten zu müssen glaubte, und seine Organisation hat deshalb etwas Exactes und Militärisches. Dem „General" wurde eine gewisse Unabhängigkeit und Machtvollkommenheit verliehen, wie jedem Oberfeldherrn; enthält das Mönchsgelübde der Mitglieder den unbedingten Gehorsam gegen den Obern, so ist das wieder ein Gesetz, das sich in jedem Kriegsreglement findet. Der Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" und der des Gehorsams, selbst wenn es sich um ein zu begehendes Verbrechen handeln sollte, ist dem Orden als solchem von einer gewissenhaften Kritik nicht nachzuweisen. Daß sich die Gesellschaft Jesu die Aufgabe gesteckt, die katholische Kirche zu vertheidigen, zu erhalten, zu stärken, zu befestigen, ist zwar gegen das Interesse und die Ueberzeugung jedes Akatholiken, aber deshalb an sich noch keine Schlechtigkeit. Daß die Jesuiten sich der Erziehung zu bemächtigen suchen, ist vom Standpunkt der katholischen Kirche aus ganz in der Ordnung; daß sie ihr Augenmerk auf die Höfe richteten, war klug in Rücksicht auf den

zu erringenden Einfluß und vor der christlichen Moral gerechtfertigt, wenn man zugibt, daß das Hofleben der verflossenen Jahrhunderte sehr wohl der Besserung bedurfte. In geistlichen Uebungen, in der Treue gegen die Kirche und in der Rückkehr zu ihr im Fall der Abtrünnigkeit ein Hauptmittel des Heils zu sehen, ist wieder nur ein allgemeiner katholischer Grundsatz; und daß sich die Patres bei herrschenden Seuchen durch aufopfernde Krankenpflege auszeichneten, werden wir ihnen doch nicht zum Vorwurf machen sollen! Sugenheim erwähnt einen solchen Fall in seinem bekannten Werke („Geschichte der Jesuiten in Deutschland", I, 80—82) und zieht Folgerungen daraus, die jedoch reine Vermuthungen eines principiellen Gegners bleiben, und Vermuthungen gelten weder vor dem Juristen noch vor dem unparteiischen Geschichtsforscher. Unter seinen zahlreichen Mitgliedern manche unwürdige und einzelne verworfene gehabt zu haben, leugnet der Orden keineswegs; allein welche Gesellschaft bliebe davon verschont? Für jenes Ordensmitglied, welches in Spanien auf eine niederträchtige Weise Mädchen verführte, für jenen Verfasser einer Schrift über den Königsmord, für den Vertheidiger des Grundsatzes „der Zweck heiligt die Mittel" den Orden verantwortlich zu machen, heißt Dasselbe, als wenn man die Demokratie für die Extravaganzen und wahnsinnigen Attentate Einzelner, die sich Demokraten nennen, haftbar erklärt.

Solange der katholischen Kirche selbst von gegnerischer Seite eine völkerrechtliche Position auf dem Kampfplatz der Geister eingeräumt wird, darf sie consequenterweise auch den Jesuiten nicht verweigert werden. Es ist gegen das Kriegs- und Völkerrecht, die Soldaten einer anerkannten Macht Räuber zu nennen. Irrthümer, Schwächen und Inconsequenzen hoffen wir den ehrwürdigen Vätern von der Gesellschaft Jesu in dem Folgenden mehrfach nachzuweisen: allein wir mögen die Ungerechtigkeit nicht fortsetzen, sie als unredliche Kämpfer für das Christenthum zu behandeln. Wir können kein Verbrechen darin finden, daß sie die besten Soldaten des Papstes sind. Wie stark auch das Vorurtheil gegen den Orden sei, um uns als Damm oder als Schanzkorb gegen die Patres oder den Katholicismus — den man wieder nur, um nicht geradeheraus zu sprechen, Ultramontanismus nennt — zu dienen: wir verzichten auf dieses Hülfsmittel und denken, den Missionären ohne gefärbte Brille ins Auge geschaut, führt besser zum Ziele.

Daß das Vorurtheil gegen die Jesuiten aber stark sei, kann man daraus sehen, wie sehr es selbst in Baiern eingedrungen ist. Die Männer, welche die Mutter Gottes von Rimini die Augen hatten bewegen sehen, erwarteten freilich Flammenworte, Wundereindrücke von ihnen. Alle Andern und namentlich die katholischen Männer der laxen

Observanz waren dagegen auf Fanatiker gefaßt, welche die Welt als einen Sündenpfuhl verurtheilen, Geißelung verlangen, jeden Andersgläubigen bitterer Verfolgung empfehlen würden. Spindeldürre, abgezehrte Gestalten sollten erscheinen, mit hellen, aber hohlen Augen, scharf und unheimlich in ihrem ganzen Wesen. Statt dessen kamen Männer, welche ungefähr wie die übrigen Geistlichen auch aussahen. Pater Roh, unstreitig der Bedeutendste von allen nach Baiern entsandten Jüngern Loyola's, ist eine kurze, breitschulterige, wohlgenährte Gestalt, mit mächtigem Gesicht, schönen Augen und Händen, die er prächtig zu gebrauchen wußte. Die Männer waren ernst, ohne finster zu sein. Die Meisten, welche wir hörten, waren ausgezeichnete Kanzelredner, mit beneidenswerther Stimme, angemessener Gesticulation, fast dialektloser Sprache. Keiner war unbedeutend. Wir haben in den stets frei gehaltenen Reden kein einziges Stocken oder nur Anstoßen vernommen. Die Männer sprachen einfach und klar, stets im lebendigen Fluß, schwungvoll wo es hingehörte, rührend wo es angemessen, mit glücklicher Steigerung, wohl angebrachten Pausen, schlagenden Schlußeffecten. Nur populäre und wissenschaftlichere Auffassung geriethen nicht selten in Collision. Alle Patres hatten die Eitelkeit, mit Belesenheit in den alten Classikern und den Kirchenvätern, ja selbst in der neuern Literatur glänzen zu wollen. Mit den Citaten aus der Bibel wurde es dagegen auffallenderweise nicht genau genommen. Vergleiche und Bilder wurden mit Vorliebe von der ecclesia militans entlehnt; sie hatten etwas Keckes und streiften hier und da sogar an das Humoristische. Folgende Stellen mögen als Beispiel dienen: „Mit unserer Predigt sind wir Soldaten, die das Bayonnet fällen; soll das nicht eitel Spiel sein, so müßt ihr auch wirklich gegen den Feind (die Sünde) anrennen. — Die Inder verehren nur die Kleinigkeit von zweiunddreißig Millionen Göttern. — Die Religion ist kein Gemüse oder Knollengewächs, welches einem bestimmten Lande angehört. — Meint ihr, die Jugend möge sündigen und für Gott seien die alten Knochen noch gut genug?" — In dem Satze: „Der Unzüchtige verläßt die Sünde nicht eher, als bis sie ihn verläßt", steckte offenbar das bekannte französische Bonmot.

Bei dem Vortrage der christlichen Sittenlehre haben wir nur anzuerkennen. Wenigstens mögen wir es nicht urgiren, daß der Eifer der Missionäre gegen die Paläste und den Reichthum mit dem Glanz und der Pracht des Klerus im Widerspruch steht. Wir wissen, daß der Einzelne diesen Widerspruch nicht beseitigen kann, und können nur rühmen, mit welchem Ernst und welcher Energie die Patres auf jede Sittenverbesserung drangen. Erscheint auch die Einkleidung sonderbar: „Mensch, du gehörst Gott und wenn du deine Bestimmung nicht erfüllst,

gar nicht erfüllen willst, so stiehlst du dich dir selbst, und du stiehlst dich Gott, deinem Herrn und Eigenthümer, und begehst ein schwereres Verbrechen als der Dieb, der nur irdisches Gut raubt", so war doch die Beweiskraft, welche für populäre Kreise darin liegt, nicht zu verkennen. Die Schilderung der umfassenden christlichen Liebe war so zart und innig, daß man Jesus selbst unter den Kindern, den barmherzigen Samariter vor dem Kranken knieend und Johannes an der Brust des Herrn sah. Sobald die Prediger das praktische Leben berührten, fühlte man freilich den heimatlos wandernden Mönch; man vermißte auch wol den Leid und Freude mit seiner Gemeinde theilenden, das Kind und den Greis, die Witwe und die Jungfrau persönlich kennenden Seelsorger. Stark waren die Missionäre in der Ausmalung der Unsitte und des Lasters, das sie wol ein Ungeheuer, etwas Ungeheuerliches nannten, wo mindestens neben dem Abschreckenden das Anziehende edler Sitte, schöner Häuslichkeit und wahrer Freudigkeit im rechtschaffenen Leben hervorzuheben gewesen wäre. Sie trafen ohne Zweifel vielfach den Sitz der Unsitte, der Faulheit und Feigheit; sie straften mit Recht das Laster mit allen moralischen Mitteln und gewiß fühlte sich Mancher in seinem verrotteten Leben tief beschämt. Allein den harmlosen Zuhörer verletzten die derben Ausdrücke über die Unzüchtigen, ohne daß er durch ein ebenfalls aus dem Leben gegriffenes Bild von Herzensreinheit entschädigt worden wäre. Denn die Hinweisung auf die Ideale der christlichen Urgeschichte erhebt und belebt ohne Frage den mit Phantasie Folgenden; allein dem bescheidenen Nachahmer sind die aus seiner nächsten Umgebung genommenen Muster verständlicher und erreichbarer. Anstatt im Verhältniß der Kinder zu den Aeltern die Liebe zu oberst zu stellen und aus ihr immer aufs neue zu schöpfen, wenn Ehrfurcht und Gehorsam, wie es im gemeinen Leben oft genug vorkommt, gegen thörichte oder böswillige Aeltern nicht möglich bleibt, glaubten die Herren etwas recht Einleuchtendes und Durchgreifendes gesagt zu haben, wenn sie die Aeltern für die „ältesten Majestäten von Gottes Gnaden" erklärten, „älter als die Majestäten auf den Thronen". Dergleichen Ausstellungen würden indeß auch bei andern Kanzelrednern zu machen sein, die keine Jesuiten sind, während bei diesen der Schluß ihrer Ansprache an die Kinder wieder meisterhaft war: „Wenn ihr die Aeltern je gekränkt und beleidigt habt, o, so eilt und thut ihnen Abbitte, thut es auf der Stelle: und sind sie todt, die Guten, so kniet an ihrem Grabe und betet dort innig und betet dort lange und weint den Entschlafenen eure Thränen hinab." Sehr anzuerkennen, weil unbefangen und ganz am Ort, war die Rüge, wenn Aeltern ihre Kinder wider Beruf und Neigung in den geistlichen Stand zu schieben trachten. „Denn die Kirche wird von

diesen thörichten Aeltern einst Rechenschaft fodern wegen der ihr aufgedrungenen Priester." Ueber die Ehe ließen sich die Célibataires zum Theil sehr naiv vernehmen. Es sei Gottes Ordnung, daß nicht Jedermann heirathe; der Priester dürfe gar nicht, der Soldat nur unter Bedingungen heirathen. Der Mensch habe sich wohl zu prüfen, ob er von Gott bestimmt sei, eine Ehe einzugehen und welche Wahl er treffen solle, da auch die Infanterie nicht neben die Kanonen gehöre! Man prüfe seine Wahl wohl, denn die Ehe habe kein Noviciat! Gespannt konnte man sein, was über die Mischehe gesagt werden würde; allein es kam zu keiner Ereiferung. Die Patres begnügten sich, für die Verlobung die Beichte als vorbereitenden Schritt dringend zu empfehlen. Will man also annehmen, daß der zu einer Mischehe schreitende Katholik in der Stille des Beichtstuhls viel sicherer zu bearbeiten ist, als es durch eine öffentliche Predigt geschähe, so hat das seine Richtigkeit. Nur sitzen dann in den meisten Fällen nicht die Jesuiten, sondern die Ortspfarrer hinter dem Gitter. Und daß auch diese so lange die strengsten Bedingungen stellen werden, als vom Papst keine mildern vorgeschrieben worden sind, versteht sich ganz von selbst.

Wo das bürgerliche und das politische Gebiet berührt werden mußte, waren die Jesuiten vorsichtig genug, die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" der Unmittelbarkeit zu entheben und für „segenbringend im Munde des Engels und verderblich im Munde des Teufels" zu erklären. Indem sie begreiflich zu machen suchten, daß Autorität und Obrigkeit in jedem Staat erfoderlich sei, welche Form er auch habe, wiesen sie den Streit um diese Form selbst von sich ab. Sie wollten weder Monarchisten noch Republikaner sein; daß die Schweizer unter ihnen der letztern jedoch nicht feindselig seien, fühlte man durch. Den Soldaten wurde eingeschärft, daß sie, indem sie dem Befehl ihres obersten Kriegsherrn gehorchten, als Beschützer der gesammten Rechtsordnung daständen. Die Handwerker wurden ermahnt, ein christliches Familienleben wiederherzustellen, die Gesellen, brüderliche Verträglichkeit, Genügsamkeit, Nüchternheit zu üben. Waren diese Sätze etwa verwerflich?

Betreten wir das Gebiet der Glaubenssätze, so steigen der Bedenken freilich mehr auf. Allein Pater Roh versuchte einen Vernunftbeweis zu liefern. Der Missionär nahm keinen Anstand, Glauben und Wissen einander gegenüberzustellen. „Ohne Glauben kein Wissen! Wir wissen nur, was wir glauben: denn gar wenig ist es, was wir uns aus selbsteigener Erkenntniß aneignen. Selbst das A-B-C und das Einmaleins lernten wir nur dadurch, daß wir dem Lehrer glaubten, wenn er uns sagte: A ist A und ein mal Eins ist Eins. So geht

es fort, die Schulbildung hindurch und in das Leben hinein und wenn wir uns nur ein wenig umsehen, so finden wir, daß im Verkehr des gewöhnlichen Lebens ein Mensch auf den andern angewiesen und genöthigt ist, zu glauben: der Arzt muß dem Rechtsgelehrten glauben, der Rechtsgelehrte dem Arzt und der Bürger Beiden. Es gäbe deshalb keine größere Thorheit und keinen schreiendern Unsinn, als zu sagen: ich glaube nur, was ich weiß und sehe. Dies durchzuführen, ist für die Menschen eine reine Unmöglichkeit. Nur bei den vierfüßigen Philosophen des Feldes ist es anders: diese glauben sauber auch gar nichts, als was sie sehen, und nur sie befinden sich wohl dabei. Vernünftig glauben ist das Vernünftigste und des Menschen Würdigste; nicht glauben das Verkehrteste und Gefährlichste. Dem Unglauben gesellt sich leicht der Aberglaube bei. Aufgeklärte, welche sich gegen die Wunder Gottes sträuben, schwören auf Sympathie; Andere, welche sich schämen, den Propheten des Herrn zu glauben, strecken ihre Hand alten Zigeunerinnen hin und lassen sich aus den Karten die Zukunft enthüllen. Wieder Andere dieser Sorte erschrecken, wenn dreizehn Personen an einen Tisch zu sitzen kommen. Welche Thorheit aber, das Zeugniß von Menschen gläubig hinzunehmen und das Zeugniß des Ewigen, Allmächtigen, Allgütigen, Allweisen zu verwerfen! Woher, ihr Unglücklichen, habt ihr euern Unglauben? Von einem Zeitungsschreiber, von einem Romanschreiber! Ihr glaubt der Kirche nicht, ihr glaubt dem Zeugniß aller Völker der Welt nicht, welche, selbst im Heidenthum, den Ausgang ihrer Lehren von der Uroffenbarung erkennen lassen, ihr glaubt dem Zeugnisse Christi nicht, der für seine Lehren am Kreuze gestorben ist, ihr glaubt dem Zeugnisse von Millionen Blutzeugen des Christenthums nicht — aber ihr glaubt Voltaire, welcher am 22. Juni 1773 seinen Freunden schrieb: «Die Lüge ist eine gute Sache, wenn sie dazu dient, die Infame zu vernichten, daher lügt immer, lügt keck.» Ihr glaubt an Ronge, ihr glaubt an jene hohlen Träumer, die, fett bezahlt mit christlichem Gelde, ihre antichristlichen Tendenzen mit dem Namen Philosophie umkleiden." — Die letztern Worte gehen nahe an Moritz Carriere her, den die katholischen Blätter beständig mit ähnlichen Sticheleien verfolgen, weshalb sie dann in München confiscirt werden.

Man sieht hier das Verwirren der verschiedenen Standpunkte mit dem Ringen nach kenntnißreicher Begründung in merkwürdigster Verbindung. „Der Missionär hat sich die Sache leicht gemacht", ist der erste Gedanke, welcher sich aufdrängt, und doch ist das umfassende Nachdenken, worauf die Sätze beruhen, nicht zu verkennen. In der Anordnung der Contraste liegt so viel Klugheit, um die gewöhnliche Fassungskraft zu unterwerfen, daß man in Versuchung kommt, von

List zu sprechen. Es bietet sich aber kein Beweis dafür, daß der Jesuit nicht aus Ueberzeugung gesprochen hätte, und es bleibt nichts übrig, als den Glauben so gut für ein Talent zu halten wie die Skepsis. Merkwürdig ist, wie der Jesuit gegen den Weisen von Fernay polemisirt, der in den Jesuitencollegien wahrscheinlich in Betracht gezogen wird, während wir uns in Deutschland weder in populären noch wissenschaftlichen Kreisen auf ihn berufen. Wie aber ein so besonnener Mann wie Pater Roh nicht wissen sollte, daß die gewählte Zusammenstellung von Unglauben und Aberglauben sich höchstens bei so rohen Naturen findet, daß sie bei wissenschaftlichen Beweisen nicht in Betracht kommen, bleibt unerklärlich und ebenso, wie der Jesuit nicht bedenkt, ob denn wirklich der Erwachsene bei dem Einmaleinsglauben seiner Kindheit stehen bleibt, wie er nicht weiß, daß, wenn der Bürger dem Arzt und dem Juristen unbedingt vertrauen sollte, jedenfalls der Arzt desto seltener dem Arzte und der Jurist dem Juristen aufs Wort glaubt und daß bei Dingen, um die es sich hier namhaft handelt, Theologen gegen Theologen streiten, sodaß ein großer Theil derselben, welche die Glaubensstärke mancher Blutzeugen gern anerkennen, ihrem Zeugniß dennoch nicht die geringste Beweiseskraft beizulegen vermögen.

Doch gehen wir einen Schritt weiter. Wir berichten gern, daß der Beweis vom Dasein Gottes auf die Natur und auf den menschlichen Geist, auf die Vervollkommnungsfähigkeit und auf die Sehnsucht der Völker nach dem absolut Vollkommenen gestützt, zwar auch populär und höchst einfach, aber in diesem Fall mit der Philosophie übereinstimmend geliefert wurde. Blieben die ehrwürdigen Psalmen des Alten Testaments auffallenderweise unbenutzt, so wurden doch einige Sätze von Platon herangezogen, z. B. der, daß der Staat der Religion als Grundlage ebenso wenig entbehren könne, wie eine Stadt in der Luft zu erbauen sei. Das Dogma von der Sünde bleibt auf katholischem wie protestantischem Standpunkt gleich schwierig. Es gibt keine bessere Lösung als die, welche die Genesis bietet, und ansprechend blieb deshalb ohne Frage die Ausmalung des neutestamentlichen Bildes von der Verwilderung der Mutterrebe und ihrer Verbesserung. Auch die Ausführung über die Unsterblichkeit der Seele enthielt mindestens viel Sinnreiches, obgleich die Auferstehung des Leibes dabei in Gefahr kam. „Nichts ist todt", hieß es, „sondern jedes Ding in der Schöpfung geht aus einem Lebenskreise in den andern über: das Mineral in das vegetabilische, das vegetabilische in das animalische Leben, aus welchem wiederum der Mensch Nahrung empfängt." Das Weitere, wie der Menschenleib den Kreislauf durch Zersetzung in Wasser, Kalk, Eisentheile u. s. w. wieder beginnt, wieder in Pflanzen übergeht, wieder Theil eines lebendigen Leibes werden kann, fehlte freilich. Es wurde

nur gefragt, aus welchem vernünftigen Grunde die Kette dort abreißen sollte. Gut war die Darstellung, daß nicht blos die Erde, sondern auch die Sterne mit dem menschlichen Geist in Beziehung stehen, daß die Gedankenwelt der Seele und die Seele der Gedankenwelt angehört, daß in der Brust viele Geheimnisse als Keime liegen, die der Entwickelung harren. Auf die Subtilitäten von der persönlichen Fortdauer der Seele u. s. w. ließ sich der Redner natürlich nicht ein. Lieber wurden die fernern Beweise von den Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten hergenommen. Schließlich wurde die Forteristenz der Seele aber auch noch durch die Ewigkeit der Höllenstrafen bewiesen, „die nur von Denen geleugnet werden, welche dieselben zu fürchten haben“. Es ist wahr: gibt es keine Sträflinge mehr, so bedarf es auch keiner Zuchthäuser weiter; beweist aber das Vorhandensein der Zuchthäuser auch die Nothwendigkeit der Sträflinge?

Unter den specifisch christlichen und römisch-katholischen Dogmen wurde das Terrain schwieriger; aber die Dialektik der Missionäre war unternehmend genug, auch für die Gottheit Jesu den „Vernunftbeweis“ anzutreten. „Christus“, so war ungefähr der Gedankengang, „bekannte sich allezeit und vor allen Menschen als Gott (?) und Gottes Sohn. Das war er entweder wirklich oder er war ein Betrüger oder Wahnsinniger. Indem wir uns Christen nennen, sind wir und die Gläubigen aller Zeiten entweder die Gläubigen Gottes oder blinde, bemitleidenswerthe Anhänger eines Betrügers oder Wahnsinnigen. Aus dieser furchtbaren Alternative ergibt sich aber mit Nothwendigkeit das Urtheil über Diejenigen, welche einerseits die von Christus gelehrte Moral als die schönste und höchste, Christum als den größten Menschenfreund, als den edelsten Menschen ansehen, andererseits aber behaupten, daß er blos um seiner Lehre leichter Eingang zu verschaffen, sich Sohn Gottes genannt, also zu einem edlen Zwecke das Mittel der Lüge angewendet habe. Nun weiß ich doch“, fügte der Jesuit hinzu, „woher die Theorie kommt: der Zweck heiligt die Mittel.“ Daß sich die Menge über diesen Widerspruch hinwegsetze, sei noch aus ihrer Gedankenlosigkeit zu erklären; aber daß Gebildete sich herausnehmen, das reine Evangelium dem Menschen Jesus zuzuschreiben, sei — hassenswerth. — Hier jedoch kein Wort über das gänzliche Ignoriren der Quellen, in denen sich die Aussprüche Jesu, die Auffassung der Jünger und der ersten Jahrhunderte wesentlich unterscheiden; kein Wort über die extreme Schroffheit, die sämmtlichen Gegnern der einzig orthodoxen Auffassung zugeschrieben wird, und über das schließliche unlogische Abspringen! Es wurde rathsam, zu den biblischen Beweisen, der Vorherverkündigung und den Wundern zurückzukehren, wo der katholische Religionslehrer den protestantischen zur Seite hat.

Es kommen aber Punkte, wo dies nicht mehr der Fall ist. Selbst da werde zugegeben, daß der religiös ergriffene Mensch, wenn erst die Fülle des Glaubens bei ihm vorhanden ist, für das subjective Fürwahrhalten keiner objectiven Beweise mehr bedarf. Aber wie kann der katholische Theolog, namentlich der gescheite Jesuit, während er sich das Christenthum wissenschaftlich aneignet, während er das Alte und Neue Testament philologisch und historisch durchforscht — wie kann er sich gegen die Einwendungen verschließen, welche die protestantische Theologie gegen den Mariencultus, gegen die Ohrenbeichte, gegen das Meßopfer macht? Daß die Missionäre die erhobenen Bedenken kannten, zeigten sie, indem sie z. B. den Einwand, daß von der Beichte oder vom Fegfeuer nichts in der Heiligen Schrift stehe, wiederholt mit der Frage abzuwehren suchten: „Wer sagt dir denn, daß Christus weiter nichts sprach und lehrte, als was dort geschrieben steht?" Mit dieser Frage ist nicht blos die Tradition zugelassen, sondern ein ungeheures Thor geöffnet, jeden noch so unevangelischen Lehrsatz in das Christenthum hereinzubringen. Gesetzt nun auch, ein kurzsichtiger Gegner der katholischen Doctrin würde sich auf die Weise einschüchtern lassen: wie ist es möglich, daß sich ein umsichtiger Forscher bei der angedeuteten bloßen Möglichkeit beruhigt, oder, wenn er das Unsichere derselben einsieht, die Zuversicht behält, die darauf basirten Sätze als unumstößlich vorzutragen?

Interessant blieben aber die Ausführungen im Einzelnen, weil die Phantasie des Redners desto freiern Spielraum gewann, je weniger er sich auf urkundliche Beweise und Normen einzulassen hatte. Waren erst die Brüder Jesu für entfernte Verwandte erklärt, damit Maria „Mutter werde und Jungfrau bleibe", so wurde Alles lieblichstes Ideal, zarteste Verehrung und mönchischer Minnegesang. Existenz und Würde der Heiligen waren auf die leichteste Weise erwiesen. Die Kirche ernennt den Hofstaat Gottes. „Wenn man bei Hofe einen Freund hat, so zieht man es in den meisten Fällen vor, seine Vermittelung bei dem Fürsten nachzusuchen, statt sich direct an diesen zu wenden, und ebenso wendet sich der Gläubige an die Heiligen, um ihre Fürbitte bei Gott zu erflehen."

Wahrhaft glänzend wurden die Ceremonien und das Aufgebot aller Künste beim Gottesdienst gerechtfertigt, wenn es hieß: Gott der Herr habe es nicht unter seiner Würde gehalten, durch die Naturkräfte, durch den Donner, den Regenbogen, den feurigen Busch zu den Menschen zu reden, warum sollte der Mensch nicht alles Großartige, Schöne und Liebliche aufbieten zur Ehre und Verherrlichung Gottes? Würden die Sinne dabei beschäftigt, so habe auch das seinen großen Werth. Wie der Feldherr die unzuverlässigen Soldaten unter die bewährten

Regimenter stecke, so berufe der Mensch seine Sinne, um unter der Obhut der andachtsvollen Seele Gott dem Allmächtigen zu dienen, und statt der weltlichen Lust zu fröhnen, würden sie veredelt und erhoben.

Hatten sich die Missionäre aber schon auf dem Gebiet der Moral mit Vorliebe in die Nachtseiten des Lebens vertieft, so verweilten sie auf dem Felde des Glaubens bei der Leidensgeschichte des Erlösers, bei dem Fegefeuer und besonders bei der Hölle selbst mit größter Genugthuung. Pater Roh lieferte hier ein Meisterwerk der Beredtsamkeit, indem er, so gut wie Cornelius oder Spohr seine Mittel berechnend, durch Finsterniß, Leere und Stille zu wirken verstand. Wol nicht ohne Absicht wurde die Predigt im bereits abendlich dämmernden Dome gehalten. Schon der bedächtige Anfang, daß der Redner keine Erschütterung beabsichtige, sondern die Zuhörer lediglich über den Aufenthalt der Sünder nach dem Tode ins Klare zu setzen wünsche, wirkte sichtbar auf die lauschenden Tausende. Dann kam mit effectvoller Steigerung und wohlgemessenen Pausen die ewige Trennung vom Licht, die ewige Trennung von den Seligen, die ewige Trennung von Gott, die unendliche Sehnsucht nach Rettung, der unstillbare Durst nach Gnade, die furchtbare Reue hinzu, um die Mahnung ergehen zu lassen: rette deine Seele, o Mensch, bevor es zu spät wird! Der Erfolg war gewaltig, der Zudrang zum Beichtstuhl am folgenden Morgen stärker als je und ich gestehe, daß mich der Anblick der durch den Redner förmlich zu Boden geworfenen, schluchzenden Menge tiefer erschütterte als die Hölle selbst.

Als das Wichtigste erscheint jedoch, daß die Jesuiten trotz Zuversicht und Abgeschlossenheit der katholischen Kirche der draußen stehenden Bildung absichtliche oder unwillkürliche Zugeständnisse machten, zum Beweis, daß die unausgesetzte Culturentwickelung auch von ihnen den Tribut erhebt. Oder war es kein Zugeständniß, wenn die Missionäre unter die Lieder, welche vor und nach der Predigt gesungen wurden, das bekannte „Jesus lebt" von dem ganz protestantischen Christian Fürchtegott Gellert aufnahmen? Wir haben es schon hervorgehoben, daß die Patres im Gegensatz zu jenem protestantischen Lehrer, welcher sich rühmte, niemals „Moral" auf die Kanzel gebracht zu haben, sowie zu dem sonstigen katholischen Herkommen, in der Messe alle Erbauung und alles Heil zu finden, viel Moral predigten, täglich sogenannte Standespredigten (für Aeltern, Kinder, Dienstboten, Militär u. s. w.) hielten und stets auf Besserung und immer wieder auf Besserung drangen. Auch die Schonung der Mischehe wurde bereits erwähnt. Ebenso wesentlich war es, daß die Jesuiten auf alle Polemik, wenigstens gegen die vom Staate anerkannten akatholischen Confessionen verzichteten. Sie drohten nicht, sie bemitleideten nicht, sie stachelten nicht zur Ver-

folgung der Verlorenen auf und mahnten sie nicht zur Rückkehr in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche. Letztern Ausdruck haben wir nicht einmal gehört. Die Warnung vor der „wässerigen, faden, seichten Süßelei der «Stunden der Andacht»" will wenig bedeuten. Daß die Philosophie schlecht wegkam, fanden wir bei den Strenggläubigen ganz in der Ordnung. Aristoteles und Platon wurden von ihnen erwähnt, Hermes ist ihnen aber verboten und eine Kenntniß Kant's, Herbart's, Hegel's oder Krause's kann vollends von ihnen nicht verlangt werden. Traf neben Voltaire Eugen Sue das Anathem, so war nur zu bedauern, daß dies nicht einem vaterländischen Schriftsteller, Freund Gutzkow oder Berthold Auerbach, begegnete!

Anstatt die Unfehlbarkeit und die Inspiration des Papstthums in den Vordergrund zu stellen, vertheidigten die Jünger von der Gesellschaft Jesu dasselbe und nahmen für die Päpste dieselbe Nachsicht in Anspruch wie für alle übrigen Menschen. Pius VII. und VIII., Gregor XVI. und besonders Pius IX. wurden sehr hoch gestellt, besonders der Letzte, jedoch ohne Schmeichelei. Die von Gibbon als schlecht bezeichneten achtundzwanzig Päpste wurden zwar mit nicht zu großer kritischer Genauigkeit auf zwei reducirt; von Julius II. und Alexander VI. wurde aber zugegeben, daß sie der Kirche nicht zur Ehre gereichten. Auch wurden einige Päpste als der Kirche aufgedrängt bezeichnet, sodaß letztere für sie nicht verantwortlich gemacht werden könne. Aber war Paul IV. Caraffa nicht regelmäßig gewählt worden? Dann erst hieß es: wenn aber auch sämmtliche Päpste „unter aller Kritik" gewesen wären, was sie nicht waren, so solle doch der Glaube an den idealen Statthalter Christi nicht wanken. — Bei der Vertheidigung des eigenen Ordens liefen den ehrwürdigen Vätern einige Spitzfindigkeiten unter, die aber nichts Bedenkliches hatten und ihrer Liebhaberei an Antithesen wol zu gönnen waren, wenn es z. B. hieß: Unsere Mission ist gefährlich genannt worden und sie ist es, wie jede gute Polizei den Verbrechern und Frevlern gefährlich ist; wir sollen den Frieden stören — ja wir wollen es, aber nur den faulen Frieden der Sünde. Mehr konnte von den Missionären nicht verlangt werden, als wenn sie erklärten: wir haben keine andere Waffe als die Waffe des Geistes, wir haben keine andere Lehre als die Lehre der Kirche; kommet und prüfet, ob die Geister von Gott sind. Ja, waren auch der „gottlose" Voltaire und der „heillose" Ronge die Sündenböcke, da die Opfer nicht entbehrt werden konnten, so wurde bei anderer Gelegenheit doch auch wieder Toleranz gegen Andersgläubige eingeschärft. Der Katholik, hieß es, soll sich seines Glaubens nicht schämen, er soll ihn nicht verleugnen: denn das thut selbst der Jude nicht, der deshalb meine (des Redners) Achtung besitzt. „Ich würde Den verachten, welcher ihn

seines Glaubens wegen verspottete. Es ist besser, du trittst aus der Kirchengemeinschaft, welcher du nicht aus Ueberzeugung angehörst, aus, als daß du dich verstellst und daß du heuchelst." Der Rath, auszuscheiden: wurde zwar (vermöge des Tons) mitleidig und verächtlich gegeben, aber er wurde doch gegeben, während die alte Kirche, namentlich noch das Tridentiner Concil, jedem Häretiker den dreifachen Bannfluch nachsendet.

Am kühnsten war es unstreitig von den ehrwürdigen Vätern, sich mit den Naturwissenschaften einzulassen. Sie sagten zwar, wenn Rationalismus bedeute, nichts Unvernünftiges und Unnatürliches zu glauben, so seien auch sie Rationalisten: allein es wurde oben schon angedeutet, wie nahe es an einem Conflict mit der Chemie herging. Dieselbe aber gar für dogmatische Sätze zu Hülfe zu nehmen, wo die „Katholischen Blätter" noch kürzlich vor den Physikern gewarnt hatten, weil sie die Skepsis zu einem Grundsatze machten und die Wunder zerstörten, brachte diesmal in der That Gefahr. Als nämlich der Missionär die Finsterniß der Hölle geschildert hatte, ging er unter Bezugnahme der einschlagenden Citate der Heiligen Schrift zu dem ewigen Feuer über, welches dort der Unseligen harrt, und beabsichtigte, um die Schrecken recht anschaulich zu machen, das Feuer in seinen verschiedenen Eigenschaften zu schildern. Wir bemerken, daß Dante die höllischen Feuer, welche er in das Innere der Erde verlegt, so weit leuchten läßt, daß man sehen kann, wie dunkel es in der Hölle ist. Unser Freund dagegen zerlegte mit Namhaftmachung Liebig's das Feuer in seine Glut und in seine verzehrende Kraft, er verschwieg aber die Leuchtkraft desselben, welche, falls nicht ganz besondere Vorrichtungen angebracht sein sollten, die ewige Finsterniß gewiß sehr gestört und die Hölle plötzlich, wenn nicht elektrisch erleuchtet, doch gewiß tageshell gemacht haben würde.

Ein spanisches Blutgericht in den Niederlanden.

Von

Karl Grün.

Une succursale du Tribunal de sang, par J. J. Altmeyer. Brüssel 1853.

Eine der unschätzbarsten Thaten Schiller's, vielleicht sein größtes Verdienst um die Nationalerziehung der Deutschen ist seine „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande". Der idealisirende Verfasser des „Don Carlos" hat in seinem Geschichtswerk die Quellen muster-

haft benutzt, und sie mit jener ästhetischen Kunst zu einem Ganzen aufgebaut, die in Bezug auf Geschichte der historische Takt genannt wird. Nachdem Schiller der Historiker lange gefeiert worden war, mußte es Mode werden, auf ihn zu schelten und ihn diplomatisch zu bemitleiden; daran hat es denn auch die münchen-brüsseler Schule nicht fehlen lassen. Hr. Gerlache z. B., der Verfasser der „Geschichte Belgiens", speist ihn mit dem Titel historien-poëte ab. Aber seltsam, je vollständiger in neuester Zeit die Kenntniß der Quellen wird, je tiefer die Historiker in den Archiven wühlen, je plastischer die Einzelheiten im Ranke'schen Kunststile hervortreten, desto glänzender finden sich die Schiller'schen Divinationen, die Allgemeinheiten, welche er aus seinem Stoffe zog, bestätigt. So schreibt noch kürzlich der gelehrte Sammler der Documente der Familie Oranien, der Abgeordnete zu den holländischen Generalstaaten, Groen van Prinsterer, an seinen Landsmann van Hall: „Die Verdienste Schiller's werden vielleicht zu sehr von Ihnen verkleinert. Wo er Bor und van Meteeren mit den spanisch und königlich Gesinnten hat vergleichen können, da ist es ihm immer möglich geworden, mancherlei Sophisterien, in die unsere letzten Schriftsteller gefallen sind, zu entgehen; und ich werde ihm dabei den historischen Takt, eine unschätzbare Gabe, obgleich sie bisweilen gefährlich werden kann, nicht absprechen." Professor Altmeyer, ebenfalls ein Quellenmann und großer Detaillist, kommt zu demselben Resultate: „Ich citire diesen großen Schriftsteller gern. Er hat zuerst mit seinem prächtigen Talente unser 16. Jahrhundert populär gemacht, ein Talent, das besonders in seinen Gemälden und Porträts zu Tage kommt."

Professor Altmeyer, eine echt germanische luxemburger Natur, Lehrer der Geschichte an der Freien Universität Brüssel, die nach des Curators Verhaegen officieller Aeußerung keine andere Regel anerkennt als „Gott und das Gewissen" — Professor Altmeyer ist gerade einer der competentesten und vollgültigsten Zeugen für Schiller's historische Verdienste. Seit Jahren arbeitet er an einer Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den Quellen; der Unabhängigkeitskampf der Niederlande gegen den methodischen Geist der Finsterniß, Philipp II., ist vielleicht nie gründlicher und umfassender aufgefaßt worden, als es ein Mann zu thun im Stande ist, der, selbst Katholik, aber im Besitz des vollständigen Materials, offen und laut ausspricht: „Luther hat die Welt gerettet!"

Am 22. August 1567 langte der Herzog von Alba in Brüssel an, um nach dem Ausspruche des Spaniers Del Rio „Philipp II. zum absoluten Könige zu machen, und mit der Zeit die Ordnung der Verwaltung und Regierung auf spanische und italienische Façon einzurichten, und Alles unter den spanischen Rath zu bringen." Denn,

wie der Historiker Cornejo („Sumario de las guerras civiles de Flandes") sagt: „Der oberste und natürliche Herr dieser Staaten ist der Herzog von Brabant, den sie nie haben König nennen wollen, so sehr haben sie den Namen König immer verabscheut, nicht mehr und nicht weniger als die Römer, nachdem sie ihren letzten König, Tarquin den Stolzen, vertrieben hatten." Am 9. September wurden die Schwächlinge — nach allen Quellen gehörten die beiden Grafen zu der Sorte von Leuten, die man kürzlich in Paris „Revolutionäre in Glanzstiefeln" genannt hat — Egmont und Hoorn enthauptet. Die Inquisition ward in vollem Umfange wiederhergestellt, die ganze Nation ohne Ausnahme des Majestätsverbrechens angeklagt; wer nicht hingerichtet wurde, mochte sich als begnadigt ansehen. „Die Ordnung herrschte in Belgien, der Herzog von Alba war gekommen, die Guten gegen die Bösen zu vertheidigen" (Gachard, „Correspondenz Philipp's II."). Der Blutrath von 12 Personen, der die Belgier ihren verfassungsmäßigen natürlichen Richtern entzog, verurtheilte nach bloßem Gutdünken Alba's zu Tod und Confiscation: „Am 4. Januar 1568 Tod und Confiscation gegen 84 Einwohner von Valenciennes; am 20. Februar gegen 95 aus verschiedenen Gegenden Flanderns: 37 wurden dem Profoß zur Hinrichtung übergeben, die Andern frei gelassen, aber kurz darauf wieder eingezogen; am 21. Februar ewige Verbannung und Confiscation gegen 25 Einwohner von Thielt, 46 von Mecheln; am 20. März Verurtheilung zum Tode gegen 35 Personen an verschiedenen Orten; den 22. und 26. März neue Verbannung und Confiscation gegen 14 Einwohner von Ypern, 22 von Warneton, 32 von Messians, 20 von Estaires, 16 von Steenvoorde, 23 von der Gorgue" (Gachard, „Bulletins der brüsseler Akademie"). Hängen, Enthaupten, Viertheilen, Verbrennen, Confisciren war an der Tagesordnung; der jährliche Betrag dieser neuen Steuererhebung belief sich auf 500,000 Dukaten. Als Schlußstein dieser spanischen Regierungstheorie ersann der Herzog von Alba drei neue Auflagen: 1 Procent für alle beweglichen und unbeweglichen Güter, einmal gegeben, 10 Procent von jedem Mobilienverkauf, 5 Procent von jedem Immobilienverkauf. Die beiden letztern hießen der Zehnte und der Zwanzigste Pfennig. Dies brach das Eis und der spanischen Herrschaft in den nördlichen Provinzen den Hals. Materialistisch, aber wahr; Grotius sagt es, Bor sagt es; Altmeyer meint, es wäre traurig zu sagen, sagt es aber ebenfalls. Votirten die Generalstaaten diese neuen Auflagen, so hatten sie sich selbst wegvotirt, man brauchte sie dann nicht mehr; dies brachte die Revolution zum Ausbruch.

Das Regiment des Landes wurde nun aber folgendes. Ein Vater ward hingerichtet, weil er einen geächteten Sohn beherbergt hatte —

der Herzog von Alba „rettete" auch die Familie —; ein Freund, weil er einem flüchtigen Freunde Geld nach England geschickt; Spione schlichen geschwaderweise im Dunkeln, zu sechs Patards täglich, um selbst die Blicke zu erkundschaften. Die Protestanten pflegten singend zum Scheiterhaufen zu gehen. Der Herzog decretirte: „Wollen und befehlen, daß man solchen Personen den Mund stopfe, damit sie nicht mehr reden können. — Damit die Ketzer auf ihrem Wege zum Richtplatz nicht ihr Gift säen, laßt ihnen die Spitze der Zunge mit glühendem Eisen brennen, sodaß ihnen das articulirte Wort fehlt" („Correspondenz Philipp's II."). Das Volk antwortete mit dem bekannten Gentischen Vaterunser:

O himmlischer Vater, der du im Himmel bist,
Mach uns von dem höllischen Teufel quitt!

Hier nun beginnt die Episode, welche Professor Altmeyer nach bisher fast ganz unbenutzten Actenstücken im Archiv zu Mons bearbeitet hat: „Die Einnahme der Stadt Mons im Jahre 1572 durch den Grafen Ludwig von Nassau", Bruder des großen Schweigsamen, der die erste große Incarnation des Reformationsprincips war, wie Gustav Adolf von Schweden die zweite, und der Statthalter der Niederlande Wilhelm III. von England die dritte.

Man war zur ultima ratio gekommen: der Schweigsame rüstete in Deutschland, die Geusen verließen England, segelten auf den Sund los, um die Getreideschiffe der Spanier zu kapern und dann im Texel die Flotte des Herzogs anzugreifen. Die Königin Elisabeth, die „nicht liebte, Rebellen gegen ein gekröntes Haupt zu unterstützen", und die den Einfluß Alba's auf die Partei der Maria Stuart fürchtete, vertrieb sie aus England. Es waren Outlaws, Uscoques, Forbans, Seeräuber, im Bann von ganz Europa, aus allen Nationen zusammengeschneit, 250 Mann, Holländer, Flamänder, Engländer, Schotten, Dänen, Franzosen, Wallonen; die Lütticher waren die Wildesten. Der Wind trieb sie an die Mündung der Maas, vor Briel; sie stürmten die Stadt mit brennenden Mastbäumen, und am 1. April, zwischen 8 und 9 Uhr Abends, war Briel genommen:

Den ersten Tag vom April
Verlor Duc d'Alve seinen Brill.

Die Revolution hatte eine bewaffnete todesmuthige Armee, und die spanische Blutherrschaft war gebrochen. Hoch von den Dünen und Dächern Hollands flatterten die Fahnen der Geusen, und der Donner ihrer Kanonen verkündigte den unterdrückten Landsleuten, daß die Stunde der Befreiung gekommen. Diese Piraten, roh und wild, Bundesgenossen der Türken, zuchtloser als Sarazenen, gründeten eine glor-

reiche Republik. Sie begannen die Politik nach der Heiligen Schrift, die später Cromwell's Rundköpfe wieder aufnahmen: „Der Tag des Herrn ist nahe; Christi Prophezeiung wird sich erfüllen, das Schwert wird das Blut der Hunde Babels in Strömen trinken." In Brüssel jauchzte das Volk; die Einnahme von Briel war die Antwort auf den classischen Widerstand gegen den Zehnten und Zwanzigsten Pfennig.

Der Graf Ludwig von Nassau, im engsten Verkehr mit dem Admiral Coligny stehend, von Karl IX. ins intimste Vertrauen gezogen, Freund des ausgezeichneten englischen Staatsmannes, des Gesandten zu Paris, Walsingham, erfuhr mittlerweile von flüchtigen Calvinisten, daß die Stadt Mons leicht zu nehmen sei, und rückte mit 80 Pferden und 68 Büchsenschützen am 24. Mai 1572 vor die Stadt. Der Maler Anton Olivier, der mit der Gemahlin und Tochter des enthaupteten Egmont im Briefwechsel stand, öffnete ihm das Thor. „Ach, die Geusen haben Alles gewonnen!" hieß es. Der größte Widerstand kam von den Communalbehörden; aber die bewaffneten Zünfte folgten dem Appell nicht: „Sollen wir uns für Die tödten lassen, die den Zehnten Pfennig unterzeichnet haben?" — Es ging ein Gerücht, sagt ein altfranzösisches Document aus dem Archiv zu Mons, der Tag sei gekommen, wo Die, welche nichts hätten, bis zum Abend etwas haben würden. — Als Graf Ludwig die Stadt bereits wieder verlassen hatte, traf er draußen französischen Zuzug unter Genlis und dem braven La Noue mit 500 Reitern, jeder einen Mann hinter sich. Später kamen noch 400 französische Hugenotten zu Hülfe. Die Franzosen in Mons leugneten jede Eroberungsabsicht vor versammeltem Volke; Karl IX. aber foderte gerade damals von Coligny eine Denkschrift über die Ansprüche Frankreichs auf die Niederlande, und Coligny, der den König sicher zu haben glaubte, und sich schon an der Spitze der französischen Armee erblickte, drang aus protestantischem Glaubenseifer auf den Krieg. England aber erklärte zu Paris, daß es in keinem Falle die Herrschaft Frankreichs über die Niederlande dulden würde (Ellis, „Original lettres").

Der Herzog von Alba verlor schier den Kopf. Er, der noch kurz vorher geprahlt hatte: Todo es mio, Alles ist mein! sah sich von drei Seiten angegriffen. Denn der Schweigsame musterte in Holland 13,500 Mann Infanterie und mehr als 3000 Reiter, ohne die Freiwilligen, um der Stadt Mons zu Hülfe zu kommen. Er nahm und revolutionirte Tirlemont, Diest, Mecheln, Oudenarde, Löwen, Termonde. Leider wartete Genlis, der frische Hugenotten herbeiführte, nicht bis zur Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien, und ließ sich am 13. Juli bei St.-Ghislain von den Spaniern einschließen und schlagen; der Magistrat von Mons, den Graf Ludwig übrigens mit unbegreif-

licher Milde behandelte, lehnte sich abermals auf. Am 27. August traf der Herzog von Alba bei dem spanischen Heere vor Mons ein, welches sein Sohn Friedrich von Toledo befehligt hatte; der Prinz von Oranien rückte zwar an demselben Tage ins Hennegau, aber zugleich mit ihm kam die Nachricht von — der Pariser Bluthochzeit, die man dem schwachen Karl IX. aufgezwungen hatte, „ein Verbrechen, zugleich vorbereitet und unvorhergesehen, königlich und populär, Schandthat der Bourgeoisie und des Hofes, Emeute und Complot". Im spanischen Lager ward das Ereigniß kirchlich und festlich begangen, man schoß Freudensalven ab, Trompeten und Pauken lärmten, Freudenfeuer brannten. Die französische Hülfe nicht nur war verloren, sondern auch die muthige Stimmung, und 900 glühende Kugeln, bis zum 7. September nach Mons hineingeworfen, vollendeten die Niederlage der Revolution im Süden. Mons capitulirte. Die Grundsätze des Siegers, die spanisch-katholische Weltansicht erhellt aus den Worten Languet's: „Wenn ich bisweilen Männer von Autorität frug, ob sie es nicht für ein Verbrechen hielten, Leute der calvinistischen Religion zu tödten, da sie doch so zahlreich und der unschuldigste Theil des Volks seien, so antworteten sie mir sofort: man müsse Niemanden schonen, wenn es sich um die öffentliche Ruhe handle; und wenn 2—300,000 Menschen getödtet würden, so würden innerhalb 30 Jahren noch mehr wieder geboren."

Die von Mons erfuhren, was solche Grundsätze auf sich haben. In der Capitulation hieß es: „Alle gemeinen Eingeborenen, welche unter Ludwig von Nassau die Waffen getragen haben, können ohne Waffen mit ihrem beweglichen Gut die Stadt verlassen, wie die Soldaten. Alle andern Bewohner, sowie das gemeine Volk können in der Stadt bleiben, ohne daß man sie in ihren Personen belästigen oder ihre Güter nehmen wird, außer den Beamten Sr. Majestät und Allen, die irgendwie um die Einnahme der Stadt gewußt oder dabei geholfen oder dem Feinde freiwillig gedient haben. Alle die von anderm Glauben als die katholische Religion sind, verlassen die Stadt unter denselben Bedingungen wie oben. Alle Diejenigen, welche die Stadt verlassen, können für jetzt wegen keiner andern Sache zurückgehalten werden, die sie seit der Einnahme der Stadt gethan, und sollen diese Friedensbedingungen im weitesten Umfange genießen."

Die Mehrzahl der Freiwilligen zog sich zurück; die Uebrigen, auf das Wort des Hrn. de Malain, eines spanischen Hauptmanns, bauend, nahmen längern Abschied von ihrer Familie. Alba ließ sie ins Gefängniß werfen. Er ernannte den Maximilian von Longueval, Hrn. von Vaulx, zum Gouverneur der Stadt, mit vier Compagnien Wallonen. Noircarmes, der Freund und Verräther Egmont's, der Apostat

und Brandstifter von Valenciennes, der wüthigste Reactionär, wie vorher der exaltirteste Revolutionär, ließ auf ein mal 90 Personen einkerkern; Noircarmes ernannte die Mitglieder des Raths der Unruhen, des Bluraths von Mons. Diesen Blutrath von Mons nennt Altmeyer die Succursale, und diesem Philipp, Hrn. von Sanct-Aldegonde de Noircarmes, der für das Hennegau wurde, was Vargas für Brabant und Flandern war, hat der belgische Historiker ein blutrothes Denkmal errichtet.

Die Archive von Mons enthalten ein „Register der criminellen Entscheidungen und Urtheile gegen die Hingerichteten und Verbannten, wegen der Ueberrumpelung der Stadt Mons vom 24. Mai 1572, und Anhänglichkeit an die Feinde", aus dem urkundlich hervorgeht, wie treu frühere Historiker, namentlich Delewarde in der „Allgemeinen Geschichte des Hennegau" die Begebenheiten des Jahres 1572 darstellen. „Der Herzog von Alba", sagt der Genannte, „erlaubte den verdächtigen Bürgern ruhig in der Stadt zu bleiben, oder sie los und ledig zu verlassen. Er mishandelte die Bürger nicht ..... Wenn wir unsern Voraltern glauben dürfen, so kamen sie mit dem Schrecken davon." Dagegen meldet das Register allein von 72 Verurtheilungen (15. December 1572 — 27. August 1573), 69 zum Tode durch das Schwert, das Feuer oder den Strick, gegen 29 der ersten Tuch- und Sergefabrikanten; die 40 übrigen Hingerichteten waren Adelige, Goldschmiede, notable Handwerker und gute Arbeiter. Ihre Güter wurden confiscirt und verkauft, ihre Witwen und Kinder aus den Niederlanden verbannt. Don Luis de Requesens, der Nachfolger Alba's, fand noch 75 zum Schaffot bestimmte Unglückliche in den Kerkern; Alle wurden in Freiheit gesetzt. Ein weit größerer Theil der Einwohner floh nach Frankreich, Holland und England; diesem letztern Lande brachten sie ihre Industrie, wie schon 1568 die Vlaemen gethan hatten.

Aber Allgemeinheiten bedeuten hier wenig, man muß im Einzelnen wenigstens an ein paar ausgewählten Exempeln hören, in welcher Sprache der Blutrath gegen die Capitulation, gegen jedes Recht außer dem der stupiden Gewalt, die bravsten Bürger zum Tode brachte. Das Hotel Naast zu Mons, worin Ludwig von Nassau zur Zeit seiner Herrschaft protestantischen Gottesdienst halten ließ, ist gerade in unsern Tagen wie à propos eingestürzt. In den Ruinen fanden sich die Documente in denen sich die Henker in aller Naivetät selbst verdammen. Da liest man z. B.: „Pierre de Leste, seines Zeichens Sayettekämmer, Chef der monser Freiwilligen, zum Tode verurtheilt, und zwar durchs Schwert, weil er ein Edelmann ist und keiner von den Bösesten. Samstag, am 24. Januar 1573 ward das Urtheil dem Remonstranten bekannt gemacht, und nachdem er gebeichtet und die heilige Messe gehört, an ihm voll-

zogen; doch hat ihm, in Betracht seines schönen, sanften und katholischen Endes mit großer Reue und Buße, Hr. von Vaulx die heilige Erde gestattet, sein Leib ist zu den Franciscanern getragen." Alle, die sich auf das Wort des Hrn. de Malain verlassen hatten, theilten das Loos des tapfern de Leste; mit ihnen ein Greis von 62 Jahren, schuldig, gelitten zu haben, daß sein Sohn die Waffen trug! Wer an den Festungswerken gearbeitet hatte, gleiches Urtheil; wer nicht beichten wollte, verbrannt! Zehn, vierzehn, neunzehn Personen wurden oft an einem Tage gehängt, verbrannt, enthauptet, Galgen mit verstümmelten Leichnamen bedeckten die Landstraßen. Noircarmes saß wie ein Geier auf diesen Unglücklichen: wenn er die Urtheile unterzeichnete, so schrieb er sofort die Ordre aus, ihm vor allen andern Ausgaben bedeutende Summen von den Gütern der Verurtheilten zukommen zu lassen. „Beschleunigt die Rebellenprocesse", schreibt er dem Blutrath, „Ihr könnt mir kein größeres Vergnügen machen; zieht ihre beweglichen und unbeweglichen Güter ein, ermangelt nicht, so oft Ihr es passend findet, die Tortur bei Denen anzuwenden, von denen Ihr etwas zu ziehen hofft." Auch die Blutrichter fodern Salair; ihr Brief hat sich ebenfalls in den „Archiven des Verbrechens" gefunden. „Man möge (schreiben sie) doch in Erwägung ziehen die Zahl der Hinrichtungen, die wir im Dienst Gottes und des Königs vollzogen haben, sowie das Gehässige unsers Amtes." Noircarmes antwortet: er werde an sie denken!

Ich lasse noch einige Beispiele folgen, wähle jedoch, um das Gefühl der Leser zu schonen, die mindest schrecklichen, nämlich wenn es in dieser Geschichte deren überhaupt gibt.

„Blasius Bouzet, Seifensieder, überführt, der Predigt der Sektirer beigewohnt zu haben. Obgleich er vorbringt, aus Armuth dazu gekommen zu sein, um an dem Almosen der Ketzer theilzunehmen, das in der Predigt gegeben wurde. Außerdem bewiesen, daß er am Freitag fette Suppe gegessen, ohne Gewissensbisse. Sogar aus der Zerstörung von St.-Ladre ein hölzernes Crucifix mitgebracht zu haben. Verurtheilt zum Strick."

„Simon Dumonceau, Sayettier, aus Mons, verheirathet, zwei Kinder, durchs Schwert hingerichtet, weil er die Waffen unter den Hauptleuten Bastien und de Noyelles getragen, verdächtige Leute besucht, sogar übelriechende Reden geführt, verdächtige Lieder gesungen, den Steuerpächtern den H..... gewiesen."

Ebenso Peter Dewarboix, Vater von vier oder fünf Kindern, „weil er die Waffen getragen, und sich nicht wollte todtschlagen lassen für die Dickwänste (machefin, unübersetzbar, es sind die «Höhen, die am Rinnsal stehen der Verdauung»), welche den Zehnten Pfennig bewilligt."

Josse Bouillet, Vater von vier oder fünf Kindern, „weil er in der Compagnie des Capitän Michiel gedient, und wegen seltsamen und gefährlichen Redens, nachdem er getrunken."

Vorstehendes mag genügen, um auf diese furchtbare Episode des niederländischen Unabhängigkeitskampfes aufmerksam zu machen, und für Professor Altmeyer einen Uebersetzer seiner Geschichte des 16. Jahrhunderts im voraus zu erwecken. Uns aber sei es vergönnt, zum Schluß die Worte des großen Schweigsamen zu citiren, mit denen er die gerechtfertigtste aller Revolutionen erklärte: „Man wird antworten, daß er (Philipp) ein König ist, und ich sage, daß dieser König mir unbekannt ist. In Castilien mag er es sein, in Aragonien, in Neapel, in Indien, überall, wo er nach Laune befiehlt. Meinetwegen kann er es in Jerusalem sein, er mag Asien und Afrika in Frieden beherrschen. In diesem Lande kenne ich nur einen Herzog und einen Grafen, dessen Macht beschränkt wird durch die Privilegien, die er bei der Joyeuse entrée beschworen hat." Und im Dienste dieser Rechtsidee stand ein Charakter, der sich in folgenden Stellen eines Briefes an seinen Bruder rein wie der Morgenthau abspiegelt: „Ihr wisset, daß meine Absicht nie gewesen ist, und auch noch nicht ist, irgend etwas für mich zu wollen; ich habe nur gestrebt und verlangt nach der Freiheit des Landes, sowol in Gewissenssachen als in der Politik. Ich verlange nichts Anderes, als daß die reformirte Religion nach dem Wort Gottes und ihre Ausübung erlaubt sei, und daß die Republik und das Land in seine alten Privilegien und Freiheiten wieder eingesetzt werde. Will man uns diese Punkte bewilligen und gute Gewähr leisten, so wird man durch die That sehen, daß ich nichts so sehr wünsche als den Frieden und die öffentliche Ruhe, und daß ich keineswegs hartnäckig auf irgend einer persönlichen Ansicht bestehe gegen Das, was vernünftig ist." (Groen van Prinsterer, „Archive des Hauses Nassau-Oranien", IV. 50. 157.)

Literatur und Kunst.

Daß es der deutschen Literatur an guten und lesbaren Biographien mangelt, ist eine alte und, wenn wir die Charakterschwäche unserer Nation ins Auge fassen, sehr leicht erklärliche Bemerkung. Auch der Verfasser der „Deutschen Lebens- und Charakterbilder aus den letzten drei Jahrhunderten von Georg Heinrich Klippel" (Bremen, Geisler), von denen soeben der erste Band erschienen ist, stellt dieselbe an die Spitze seines Buchs. Doch hat er sich nicht damit begnügt, die alte Klage nur müßig zu wiederholen, sondern sein Buch selbst ist ein Versuch, dem erwähnten Mangel abzuhelfen. Wir können denselben unter allen Umstän-

den nur willkommen heißen, indem populäre, für das geistige und gemüthliche Verständniß des Volks berechnete Charakterschilderungen verdienter und namhafter deutscher Männer ohne Zweifel eines der zweckmäßigsten und fruchtbarsten Mittel sind, unsere Nation sebst zu Charakterstärke und männlicher Tugend heranzubilden. Auch daß der Verfasser seine Helden vorzugsweise aus den Männern des Lehr- und Wehrstandes entnehmen will, vermögen wir nur zu billigen; die deutsche Geschichtschreibung hat sich, wie er mit Recht bemerkt, nur allzu lange bereits und allzu einseitig mit den äußerlich Hochgestellten, den Fürsten, Kriegshelden und Staatsmännern beschäftigt und darüber den Grund alles Volkslebens, nämlich das Volk selbst, nur allzu oft aus dem Auge verloren. Der vorliegende erste Band hat es ausschließlich mit der erstern Gattung, den Männern des Lehrstandes zu thun. Von Johannes Spangenberg und Johann Bugenhagen bis zu Christoph August Heumann eröffnet er uns eine Galerie anziehender und tüchtiger Charakterbilder; dieselbe reicht vom Ausgang des 15. Jahrhunderts bis in die Mitte des 18. und schildert uns die wechselnden Schicksale des deutschen Gelehrtenstandes sowie seinen Einfluß auf Erziehung und Bildung der Nation mit lobenswerther Genauigkeit. Doch hätte die Darstellung, der Einfachheit unbeschadet, vielleicht etwas lebhafter und anmuthiger sein dürfen; wie sie jetzt ist, leidet sie an einer gewissen Trockenheit, die bei den diesmal gewählten Gegenständen allerdings wol nahe lag, für die Fortsetzung des Buches aber doch zu vermeiden sein wird, wenn der an sich höchst löbliche und empfehlenswerthe Zweck desselben nicht darunter leiden soll. Uebrigens wird das Buch außer zur populären Lecture auch von Literarhistorikern und Geschichtsforschern mit Nutzen gebraucht werden können, indem es überall auf guten Studien beruht und die Thatsachen in übersichtlicher Kürze zusammenstellt; es erinnert hierin wie überhaupt in seiner ganzen Haltung, namentlich auch in der schon gerügten Trockenheit des Stils an Ehrhardt's verdienstliche „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Deutschland" (Magdeburg 1830), die hier gewissermaßen eine Fortsetzung und Ergänzung findet. Fbg.

Ludwig Erk ist ein in der Literatur des deutschen Volksliedes so anerkannter und verehrter Name, daß er allein schon hinreicht, das neueste Unternehmen dieses kunstsinnigen und fleißigen Forschers der lebhaftesten und liebevollsten Theilnahme des Publicums zu empfehlen: „Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk" (Berlin, Enslin). Diese Sammlung, die Frucht langjähriger gründlicher Studien, soll bis zum ersten nachweisbaren Auftreten des deutschen Volksliedes, das heißt also bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts zurückreichen, sich aber durchweg auf Volkslieder im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes beschränken; sie wird mithin nur solche Lieder enthalten, welche unmittelbar im Volke selbst entstanden sind und bei denen sich daher auch kein eigentlicher Verfasser oder Componist nachweisen läßt, während diejenigen Lieder namhafter Dichter und Musiker, welche demnächst vom Volke adoptirt und auf diese Weise erst zu Volksliedern geworden sind, einem eigenen Ergänzungsbande vorbehalten bleiben. Der Haupttheil des Erk'schen Werkes ist natürlich der musikalische; doch hat man ja auch schon längst anerkannt, daß

das Volkslied in unzertrennlichem Zusammenhange steht mit seiner Melodie und ohne dieselbe immer nur ein halbverständliches Bruchstück bleibt, sodaß also außer dem Freund und Kenner der Musik auch der Literarhistoriker die auf der sorgsamsten Quellenforschung beruhende Sammlung mit Freuden zu begrüßen hat. Allein auch über diese gelehrten Kreise hinaus wird, wie wir hoffen und wünschen, das Volk selbst sich an einem Unternehmen betheiligen, das nicht nur eine Quelle reichen Genusses darbietet, sondern dem aufmerksamen und unverbildeten Beobachter auch die überraschendsten und lehrreichsten Blicke in das innere Leben und Treiben des Volks selbst eröffnet. — Das vorliegende erste Heft enthält zwanzig Lieder, zum Theil in verschiedenen Texten und Weisen; Auswahl wie Behandlung sind gleich vortrefflich. Auch die Ausstattung ist höchst elegant, beinahe prächtig und wird der Verbreitung des Werkes in einer Zeit, die auf den äußern Glanz soviel gibt wie die unsere, gewiß nur förderlich sein. nd.

Nur wenige Deutsche werden eine Zeit lang in Rom verweilen, ohne mit dem Archäologischen Institut auf dem Capitol in irgend eine Verbindung zu treten. Auswärtigen Gelehrten bieten die allwöchentlichen Sitzungen während der Wintermonate nicht nur einen willkommenen Vereinigungspunkt, sondern auch eine erwünschte Gelegenheit, die neuesten Funde, sowie die jüngsten Erscheinungen auf dem Gebiete der archäologischen Literatur kennen zu lernen, vor allem aber in ununterbrochenem Verkehr mit den leitenden Mitgliedern des Instituts selbst zu bleiben. Nicht minder aber wird die Bekanntschaft derselben auch von Andern, die für Kunst und Alterthum begeistert sind oder doch dafür begeistert erscheinen wollen, gesucht: sie wissen dem schaulustigen Forestiere in allen Angelegenheiten Rath zu ertheilen, sind stets zu Hülfe und freundlicher Förderung bereit und durch langen Aufenthalt in Rom der Sitten und Bräuche des Landes, wie auch des verborgensten Winkels der Ewigen Stadt gleich kundig. So ist die Casa Prussiana auf dem Tarpejischen Felsen dem Deutschen ein Stück Heimat in Rom. Da wohnt Emil Braun, der Vielseitige und Vielrührige, der geist- und phantasiereiche, schwungvolle Ausleger der römischen Kunstschätze; da Henzen, der mit ernstem und eindringendem Studium der Epigraphik sich zugewendet hat; da birgt ein stilles Junggesellenstübchen auch seit nunmehr zehn Jahren den Verfasser des vortrefflichen Buches, das unlängst unter dem Titel: „Geschichte der griechischen Künstler von Dr. Heinrich Brunn. Erster Theil" in Braunschweig im Verlage von Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) erschienen ist. Auch Hr. Brunn ist den Fremden in Rom längst auf das angenehmste bekannt; wer irgend an ihn empfohlen ist und ihm zusagt, der kommt bald und leicht in das behaglichste Verhältniß mit ihm und wird, nach dem Kunstausdruck, unter die „Bären" aufgenommen, deren hyperboreische Roheit unter seiner kundigen Führung von Tag zu Tage sich mindert. Ihm ist Sinn und Auge offen für die reichen Schätze der Kunst; durch langjährigen Umgang mit ihnen vertraut, unbefangen und nüchtern, ohne Phrasenpomp und Augenverdrehen, wie es dilettantischen Kunstenthusiasten eigen ist, aber mit wahrer, tiefer Empfindung, mit eingehendem, sinnigem Verständniß weiß er sie auszulegen; nirgend verleugnet er jene harmonische Ausbildung, welche die begünstigtsten Jünger der bonner

Schule auszeichnet: nämlich die reiche, lebendige, von poetischem Verständniß und künstlerischem Sinn getragene Anschauung Welcker's neben der methodisch eindringenden, ebenso maß- als rücksichtsvollen Kritik Ritschl's.

Ein treuer Spiegel dieses seines Wesens ist nun das vorliegende Werk, die Frucht langjähriger, ernster Studien, begonnen schon in Bonn und bethätigt durch eine 1843 daselbst erschienene tüchtige Abhandlung über die „Chronologie der griechischen Künstler", demnächst unablässig verfolgt während eines nunmehr zehnjährigen Aufenthalts in Rom, begünstigt und getragen durch classischen Himmel und classische Kunst, wiewol auch vielfach gehemmt, doch ungebrochen, durch mancherlei literarische Schwierigkeit, die sich gelehrter Thätigkeit in Italien durch oft fühlbaren und nicht immer leicht zu beseitigenden Büchermangel entgegensetzt. Und doch ist es gerade die zum größten Theil aus Büchern zu schöpfende Partie der griechischen Kunstgeschichte, die sich der Verfasser zur Bearbeitung erwählt hat. Erst in zweiter Linie werden die Monumente zur Ergänzung herangezogen; wesentlich und vornehmlich sind es die schriftlichen Nachrichten über die Künstler und ihre Werke, Notizen der Alten und Inschriften, die hier mit beabsichtigter und bewußter Einseitigkeit gesammelt, gesichtet, geordnet und verarbeitet sind. Der Verfasser selbst betrachtet diese Künstlergeschichte als eine Vorarbeit zur Geschichte der Kunst. „Erst die Betrachtung der Denkmäler selbst", bemerkt er, „erschließt vorzugsweise das tiefere und feinere Verständniß der Kunst und ihrer Geschichte; in ihrer Vollendung muß die Geschichtschreibung der griechischen Kunst Beides, Denkmäler und schriftliche Ueberlieferung, in ganz gleicher Weise in Betracht ziehen. Vorher aber ist es ihre Pflicht, auf jedem der beiden Gebiete einzeln die Thatsachen so weit festzustellen, als es nach der Natur des vorhandenen Materials möglich ist." Auf dem einen dieser Gebiete wird diese Pflicht durch die vorliegende Schrift erfüllt. Eine bloße, auch noch so sorgfältige Zusammenstellung der Thatsachen aber genügt der Aufgabe nicht: aus den Thatsachen ist der Entwickelungsgang der Kunst nachzuweisen, der Erforschung der äußern Geschichte der Künstler, ihres Lebens und ihrer Werke reiht sich die Beurtheilung derselben, der Nachweis des Zusammenhangs an, der sie mit Meistern und Jüngern zu Gruppen und Schulen verknüpft, und ebenso auch die Darstellung des innern Zusammenhangs, der Verbindung und der Verknüpfung der einzelnen Schulen, welche die weite Perspective einer continuirlich fortschreitenden Entwickelungsreihe eröffnet. Freilich fließt nicht überall der Stoff gleichmäßig: oft reich und mannichfaltig, ist er in andern Theilen dürr und dürftig — aber hier nirgend den Mangel zugedeckt, verschwiegen, übertüncht, sondern ihn klar vor Augen gelegt zu haben, ist nicht eines der geringsten Verdienste des nüchternen und besonnenen Buchs.

Der bis jetzt erschienene erste Theil umfaßt außer einer allgemein orientirenden Einleitung, der wir die leitenden Hauptgesichtspunkte entnommen haben, den bedeutendsten und hervorragendsten Theil der griechischen Künstlerwelt: die Bildhauer. Von der Sage ausgehend, welche die Nachrichten über die Uranfänge der Kunst verhüllt und als deren „vornehmster Heros" Dädalos erscheint, führt uns der Verfasser an kundiger Hand auf das Gebiet der Geschichte hinüber: um die 60. Olympiade sehen wir die Kunst sich weiter ausbreiten, ein Streben nach freierer Entwickelung sich Bahn brechen und Kunstschulen in Argos, in Sikyon, Aegina und

Athen erstehen. Zu ihrer höchsten geistigen Entwickelung aber gelangt die griechische Kunst in Phidias und Polyklet, die mit verhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt, als Mittel- und Kernpunkte der Darstellung hervortreten. An ihre Zeitgenossen und Nachfolger, die ihnen unmittelbar angefügt sind, reiht sich in den nächsten Abschnitten „Die griechische Kunst in ihrem Streben nach äußerer Wahrheit", besonders bezeichnet durch die Namen Praxiteles und Lysippos, „Die Kunst der Diadochenperiode bis zur Zerstörung Korinths", endlich, ausgezeichnet durch eine Fülle reichen und aus der Zerstreutheit zu einem Gesammtbilde zusammengefaßten Materials, „Die griechische Kunst zur Zeit der römischen Herrschaft". Natürlich kann diese kurze Uebersicht den Reichthum des Gegebenen nur andeuten und dadurch zum Studium eines Werkes anreizen, das wirklich „eine Lücke ausfüllt". Der „Catalogus artificum" von Sillig, an sich fleißig und verdienstlich, war doch nur ein Buch zum Nachschlagen über Einzelheiten; hier dagegen sind dieselben zu einem Gesammtbilde verarbeitet, ohne daß das Detail verkürzt wäre. Für bequemen Gebrauch werden freilich erst die Register sorgen, die für den zweiten, die Geschichte aller andern Künstler umfassenden Band verheißen werden, dem wir nicht nur deshalb mit Verlangen entgegensehen. Inzwischen wird auch der Verfasser nach Deutschland zurückkehren. Möchte es ihn dauernd zu fesseln verstehen; wir haben keinen Ueberfluß an besonnenen und verständigen Vertretern der Archäologie, in der zünftiger und unzünftiger Dilettantismus es sich noch immer herausnehmen darf, das große Wort zu führen. Flglb.

Correspondenz.

Aus dem Harzgau.

Ende September 1853.

EP. Sie wünschten neulich eine Correspondenz von mir aus dem Harz; ich komme heute Ihrem Wunsche nach, nur daß Sie mir erlauben müssen, mich dabei nicht an die jetzigen Grenzen des Harzes zu halten, die wol in Betreff der Natur, nicht aber in Bezug auf die Menschen und deren Verhältnisse eine Scheidewand gegen das benachbarte Land bilden, sondern an den Umfang des alten Harzgaus, der unter Anderm noch das ganze spätere Halberstädtische umfaßte, welches durch das Dorf Schermke, das in alten Urkunden Scherembecke oder Scherenbecke (Scheidebach, Scheidegraben) heißt, vom Erzbisthum Magdeburg geschieden wurde. Ja ich bitte sogar um Erlaubniß, mich diesmal vorzugsweise an das ebene Land halten zu dürfen, dessen Verhältnisse im Ganzen noch weniger bekannt sind als die des Gebirges.

Gleich dem angrenzenden Magdeburgischen hat diese Gegend im nun vergangenen Sommer durch Hagel und schon vorher durch Ungewitter und Wolkenbrüche außerordentlich viel gelitten, wenn auch nicht soviel, daß die Bode bei Gröningen sich vor Entsetzen umwandte und, wie ein Krebs rückwärts gehend gegen ihren natürlichen Lauf, die Roßtrappe, die Victorshöhe und den Brocken überschwemmte. Seit die Märchen und Lieder von

der Elbe, die so lichterloh brannte, daß die Bauern mit Stroh kamen um zu löschen (und solches sang mir einst in jungen Jahren ein unvergeßlicher betrunkener Spielmann vom quedlinburger Münzenberge zur Geige vor), aus der Mode gekommen sind, übernimmt es von Zeit zu Zeit die gute deutsche Presse dergleichen zu constatiren, oder die schlechte, es zu registriren. Es geschehen nämlich noch ungleich mehr Wunder im Himmel und auf Erden, als die Behörden in ihrer Resignation sich träumen lassen, indem sie in jener zuerst durch den Bischof Dräseke angeregten geistreich schöpferischen Weise zwar gern alte, zu Ehren geringerer Wunder eingesetzte ältere kirchliche Feste von geringerer Bedeutung ruhen lassen wollen, dagegen aber verlangen, daß die Geistlichen die dadurch gewonnene Zeit benutzen sollen, um in den Häusern ihrer Beichtkinder Conventikel zu halten. Das scheint mir äußerst verfehlt, während gegen eine Empfehlung der Aufrechthaltung der volksthümlichen noch bestehenden Festtage, die oft nur durch die Bequemlichkeit der Geistlichen eingehen und Niemand im Wege sind, da die Sonntagsgesetze auf sie keine Anwendung finden, sich billigerweise nichts sollte einwenden lassen: wie denn auch gegen die Auffoderung an die Geistlichen, sich in der Regel jeder Leiche anzuschließen, d. h. unentgeltlich, nichts zu sagen ist. Warum freilich dabei ein unzufriedener Seitenblick auf die jetzt gewöhnlichern Leichenbegängnisse geworfen wird, wobei die Gesellschaft sich oft in die Kirche begibt und den Lebenslauf des Verstorbenen vorlesen hört, ist mir wieder nicht klar. Nur ein ganz versimpelter Geistlicher wird hier noch jene panegyrischen Reden halten, wie man sie früherhin wol fand; richtig behandelt aber werden derartige Leichenbegängnisse immer eine schätzbare Anregung des historischen Sinnes im Volke sein. Ist doch die gräfliche Bibliothek einer Harzstadt sogar eigens berühmt wegen ihrer gedruckten Leichenpredigten mit angehängten Lebensläufen; angesammelt wol durch die Liebhaberei eines gräflichen Herrn, soll dieselbe ein sehr bedeutendes historisches Material enthalten und sogar, wenn Fama nicht lügt, einen eigenen Leichen-Bibliothekar angelockt haben, der seine Stelle umsonst und mit vielem Eifer bekleidete, bis er endlich unter seinen Leichenpredigten selbst zur Leiche ward. Ich muß außerdem gestehen, daß ich selbst einen Bauern, welcher von einem Hofe mit einigen Hufen Acker sein Leben lang die Steuern bezahlt, seine Söhne selbst equipirt und unter dem Militär erhalten hat und nun schließlich seinen wohlausgestatteten Bauernhof mit gefüllten Scheunen und Viehställen verläßt, um sein Heil bei Petrus vor dem Himmelsthore zu versuchen, wol für werth halte, mit einigem Pomp begraben zu werden. Wieviel Belehrendes ohnehin die Betrachtung eines gewöhnlichen Menschenlebens selbst in dieser Form bieten könnte, liegt auf der Hand.

Doch da befinden wir uns bereits mitten in der Theologie, was freilich in einer Correspondenz aus Altsachsen schwer zu vermeiden ist, weil hier immer noch die kirchlichen Interessen mit in der ersten Reihe stehen und religiöse Fragen mehr oder weniger eifrig verhandelt werden. Es ist dies einer unserer ältesten Charakterzüge. Schon als unter den Karolingern zwei poetische Behandlungen der Evangelien zu Tage kamen, die eine in alemannischer, die andere in niedersächsischer Sprache, war der Niedersachse Derjenige, der auf der einen Seite den Gegenstand am volksthümlichsten be-

handelte, auf der andern Seite aber auch schon seine Betrachtungen darüber anstellte. — Sie haben, Herr Herausgeber, die neuern religiösen Bewegungen aufmerksam verfolgt und darin mit Recht schon vor Jahren eine versteckte politische Opposition gesehen, die sich nicht recht hervorwagte. An diese Auffassung wurde ich neulich erinnert, als mir ein Schriftchen von Hrn. Zschiesche, früher Prediger in Döffel bei Halle, jetzt Prediger der Martinikirche zu Halberstadt, über das halberstädtische Gesangbuch in die Hände fiel. Sie kennen Zschiesche, den in Worten bissigen, im Princip desto gemäßigtern Kampfshahn, der Jahre lang gegen Hengstenberg auf der Lauer stand und sich dann noch in der elften Stunde mit einer geschickten Schwenkung von den Lichtfreunden zurückzog. Seine ganze Bitterkeit hat er nun über dieses unschuldige Gesangbuch ausgegossen; man hat Mühe, sich bei der Lecture seiner Schrift des Gedankens zu erwehren, daß hier die gemäßigte kirchliche Opposition sich auf das neutrale Gebiet des Kirchenliedes geflüchtet hat, um den Kampf auf diese Art aus dem Versteck fortzusetzen. Es soll dies nicht mit Bezug auf Hrn. Zschiesche allein gesagt sein; vielmehr ist es überhaupt auffallend, daß seit der Zeit, wo nicht nur die religiöse Bewegung sondern selbst das Streben nach einer Kirchenverfassung gescheitert, die Reform des Kirchenliedes zum Stichwort geworden ist. Zschiesche läßt aber, wenn er in seiner Gesangbuchsnoth die Worte citirt: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“, keinen Zweifel darüber, wie es gemeint ist: eine Nation, die Hegel und Schleiermacher gehabt hat, soll nun auch ein dieser beiden Geister würdiges Kirchenlied erhalten. Uebrigens will er ferner, wenn wir bei flüchtiger Durchsicht sein Büchlein richtig verstanden haben, ein Kirchenlied herstellen, das unserer Zeit, die den Goethe und den Schiller und in der Poesie die ganze große Literaturepoche hinter sich hat, würdig sei. Ein solches auf der Höhe der Zeit stehendes Gesangbuch will er nun aus dem halberstädtischen Gesangbuch machen, wenn auch nur annäherungsweise, und zu diesem Zwecke hielten die evangelischen Prediger zu Halberstadt eine Zeit lang mit ihm regelmäßige Zusammenkünfte nach Art der Sitzungen des Hainbunds; nur insofern als sie in streitigen Fällen sich nicht durch Abstimmung über die streitigen Lesarten einigten, verschmähten sie es, ganz auf der Höhe der Zeit zu stehen. Ob nun aber überhaupt diese Höhe der Vernunft, der Wissenschaft und der Nationalliteratur sich für das Kirchenlied und insbesondere für das halberstädter Gesangbuch eignet, das ist noch die Frage. Vorläufig hat das Consistorium den von Hrn. Zschiesche eingeschlagenen Weg nicht gebilligt und dieser hat darauf sämmtliche Geistliche des Fürstenthums Halberstadt zu einer hymnologischen Versammlung nach Halberstadt eingeladen, wo die Strebsamen dieses Standes sich ähnlich wie früher im Gustav-Adolf-Verein zusammengefunden haben mögen. Der Beschluß war übrigens, daß zwei aufgeweckte Männer ernannt wurden, von denen der Eine, Superintendent Nöldechen zu Gröningen, bei seinem Plane, den bis jetzt in trockener Grammatik bestehenden deutschen Unterricht auf dem Lande durch Vorlesen und Erklären deutscher Gedichte und kleiner Prosastücke zu reformiren, in hohem Grade unsern Beifall hat. Diese beiden Männer sollen eine neue Auflage des Gesangbuchs leiten und wird es somit von ihnen, falls nämlich das Consistorium sich mit ihrer Wahl einverstanden erklärt, abhängen, wie weit sie sich mit Zschiesche's Grundsätzen

befreunden wollen oder nicht. Letzterer hat, wenn auch sonst, wie es scheint, nur wenig bekannt mit der Geschichte unserer geistlichen Liederpoesie, welcher auch Gervinus in der neuen Auflage seiner „Literaturgeschichte" viel Aufmerksamkeit widmet, doch über die verschiedenen Ausgaben des halberstädtischen Gesangbuchs höchst anerkenneswerthe Studien gemacht, und wir machen Literarhistoriker auf seine, bei R. Frantz in Halberstadt erschienene Schrift ausdrücklich aufmerksam.

Da übrigens die Gesangbuchsangelegenheit keine locale ist, sondern sich jetzt in den meisten Gegenden Deutschlands ganz ähnlich wiederholen möchte, so gestatten Sie mir noch folgende Bemerkung, zunächst über den Geist der von Zschiesche vertretenen Veränderungen. Für wie unbedeutend er sie auch ausgibt, greifen sie doch tief genug ein, um alle echte Poesie des Kirchenliedes zu zerstören. Oder was soll man dazu sagen, wenn Zschiesche jede Erinnerung an das Alte Testament durch eine christlich-dogmatische Formel im Geiste der vortrefflichen, aber höchst prosaischen Union zu ersetzen sucht? Seine Bedenken gegen die Wörter: Zion, Jerusalem ꝛc. sind ungegründet, Jedermann kennt heutzutage die poetische Wirkung einer gewissen orientalischen Bildersprache, und in der geistlichen Poesie ist sie auch nach dem orientalischen Ursprunge der christlichen Religion vollkommen berechtigt. Durch das Wort: Dreieinigkeit, kann Zschiesche vielleicht für den Oberkirchenrath, aber schwerlich für ein poetisches Herz das Wort dieser morgenländischen Bildersprache ersetzen; jedenfalls gehören solche Veränderungen zu den bodenlosesten Geschmacklosigkeiten, die jemals vorgekommen sind. Wer aber dem Nationalsinne einen Dienst zu leisten meint, indem er die Poesie zerstört, der befindet sich auf Abwegen, so gut seine Absicht auch sein mag. Bemerkt mag übrigens noch werden, daß die Ansichten des Oberkirchenraths zu Berlin, soviel wir wissen, in der Gesangbuchsangelegenheit mit dem Ergebniß übereinstimmen, zu dem jede literarische Betrachtung der Angelegenheit führen muß: daß nämlich die jetzige Zeit dem Kirchenlied gegenüber nicht als schöpferisch betrachtet werden kann und daß die Erbauung sich daher an die ältern Lieder zu halten hat; nur darin, daß es den Schatz der jetzt vorhandenen Lieder fast vollständig im Gebrauch erhalten wissen will, können wir ihm nicht beistimmen, da sich hier des Matten schon außerordentlich viel eingeschlichen hat. Auf die bekannten Vilmar'schen Bestrebungen zur Herstellung eines Anhangs zu allen deutschen Gesangbüchern wird in Preußen bis jetzt keine Rücksicht genommen. Welche Wendung nun auch die gegenwärtig z. B. in Magdeburg, wo man umgekehrt ein ganz verwässertes rationalistisches Gesangbuch gern los sein möchte, gährende Gesangbuchsangelegenheit in Preußen noch nimmt: die „Höhe der Nationalliteratur" wollen wir unsern Hymnologen gern erlassen, wenn sie sich nicht etwa herablassen, sich insofern auf diese Höhe zu stellen, als sie sich klar machen, daß das Kirchenlied historisch zu betrachten und daher verhältnißmäßig weit weniger mit Lessing's „Nathan der Weise", Wieland's „Oberon", Goethe's „Wahlverwandtschaften" und Schiller's „Götter Griechenlands", als mit dem deutschen Volksliede, das ja auch zur Nationalliteratur gehört, zusammenhängt.

Außer Hrn. Zschiesche hat die Stadt Halberstadt noch einige andere Schriftsteller aufzuweisen. Der wohlverdiente Apotheker Dr. Lucanus

der ein Werk über den Dom herausgab und einen für Maler sehr vortheilhaften Firniß erfand, ist bei Gelegenheit des Jubelfestes des halberstädter Kunstvereins als Hauptgründer der norddeutschen Kunstvereine viel genannt und sogar in der „Illustrirten Zeitung“ abgebildet worden. Vom Zeichnenlehrer Elis, einem strebsamen Manne, liegen uns einige kleine Schriften zur Geschichte des Harzes vor, und Professor Dr. Schatz, der schon vor Jahren eine „Flora Halberstadensis“ herausgab, die den ganzen Nordrand des Harzes umfaßt, gibt soeben ein größeres botanisches Werk in Druck. Das Lied „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?“ welches unlängst in einem anspruchsvollen Bericht über das Leben des verstorbenen Pastor Möwes, der sich aber im Wesentlichen schon mit demselben Irrthum in der neuesten Auflage der Literaturgeschichte des seitdem gleichfalls verstorbenen Karl Barthel findet, Möwes (der vielmehr der Verfasser eines der Tendenz nach ähnlichen, aber gar nicht bekannt gewordenen Liedes: „Das Meer umher geht hoch und wild“ ist) zugeschrieben wurde, ist auch in Halberstadt entstanden, und wenn es auch nicht, wie in Halberstadt behauptet wird, im Hotel de Prusse bei der Flasche gedichtet sein mag, so mag es doch dort zum ersten male zum Vorschein gekommen sein. Sein Verfasser ist bekanntlich Hr. Thiersch, damals Lehrer in Halberstadt, jetzt Rector in Dortmund, der Bruder des münchener Thiersch, ein jovialer und liberaler Mann, und das Lied wurde von demselben längst in eine kleine Sammlung dilettantischer Lieder auf Jagd, Wein u. s. w. aufgenommen, die der harmlose Mann für seine Freunde drucken ließ. Man darf es aber als ein interessantes Zusammentreffen betrachten, daß dieses Lied, mit dem sich im Jahre 1848 die preußische Reaction Muth ins Herz gesungen, von Kreisen ausgegangen ist, in denen damals sicherlich noch der Geist Gleim's, des preußischen Grenadiers lebte, von dessen Kriegsliedern kaum eines eine gleiche Popularität erlangt haben dürfte. Dieser „Brennen“-Patriotismus, lediglich erzeugt durch die Bewunderung Friedrich's des Großen, fand in Halberstadt seinen eigentlichen Vertreter in dem rechtschaffenen Nathanael Fischer, dem Rector der Domschule, nächst Klamer Schmidt dem Bekanntesten des engern Gleim'schen Kreises. Er gab ein eigenes, von diesem humanen Patriotismus durchwehtes Localblatt heraus, das aber nur das Organ der literarischen Gesellschaft war, in der der nämliche Geist lebte. Noch nach den Zeiten des Hrn. Thiersch lebte derselbe Geist auch in den soliden Schulreden voll sorgfältig aufgebauter und reich mit gewichtigen Bildern geschmückter Perioden, zu denen der Rector Maaß am Geburtstage Friedrich Wilhelm's III. seine Schüler aus Mangel eines der Schule selbst gehörenden passenden Locals im Saale der Literarischen Gesellschaft zu versammeln pflegte und die vor Jahren unter dem Titel „Festreden“ im Druck erschienen.

Schließlich sei hier noch erwähnt, daß zu Aschersleben unlängst der Schwiegersohn Klamer Schmidt's, der reformirte Prediger Lautsch, gestorben ist. Klamer Schmidt's Werke gab er in der Cotta'schen Buchhandlung heraus, schrieb über Heinsius und veröffentlichte, ähnlich wie Körte, wol noch andere Mittheilungen über die Freunde der Halberstädter. Sein Mitarbeiter bei der Herausgabe jener Gesammtausgabe, Schmidt's Sohn, starb einige Jahre früher als Superintendent zu Quedlinburg.

Aus Wien.

Ende September 1853.

RD. Der gänzlichen Windstille ist bei uns ein Wirbel gefolgt; der Einzug der ungarischen Krone in die Mauern unserer Stadt, das olmützer Lustlager, die großartige Versammlung der sämmtlichen deutschen Katholikenvereine u. s. w. sind Schlag auf Schlag gekommen. Abwechselung genug für Gaffer und Schwätzer, aber wahrlich auch Beschäftigung genug für den stillen Denker. Wer Ungarn kennt und weiß, wie abgöttisch das goldene Symbol der königlichen Machtvollkommenheit von den Magyaren verehrt wird, der muß die Wiederentdeckung der verschwundenen Krone für ein folgenschweres Ereigniß erklären; soll die Lösung der orientalischen Frage wirklich nicht von der Diplomatenfeder, sondern vom Degen abhängig gemacht werden, so muß man gestehen, daß die Erde den verborgenen Schatz in keinem wichtigern Moment als dem gegenwärtigen zurückgeben konnte. Und wer ferner das Ineinanderlaufen der politischen und der religiösen Interessen nicht verkennt, das für unsere Zeit so charakteristisch ist, der wird auch darin etwas Bedeutendes erblicken müssen, daß sich gerade jetzt die hervorragendsten Vertreter des Katholicismus in Wien versammeln und daß die Redoutensäle der kaiserlichen Burg festlich geschmückt sich ihnen öffnen. Die Welt ist auf bittern Ernst gestellt, alle Gegensätze wappnen sich und Lust und Spaß werden nur noch genossen wie am Vorabend vor einer Schlacht oder wie an Macbeth's Tafel, nachdem Banquo's Geist schon zum ersten mal erschienen war.

Doch was kümmert einen simpeln Briefschreiber die Politik? Selbst bei einer Schlacht gefallen ihm ja nur die bunten Federbüsche, bei einem Congreß aber nur die Festzüge. Nun denn, es war bei uns in der letzten Hälfte des Monats der Pracht und Herrlichkeit und des Jubels genug vorhanden, die Reliquien des heiligen Stephan wurden mit Begeisterung empfangen, während in Olmütz eine solche Menschenmasse zusammenströmt, daß das schlechteste Zimmer bereits mit fünf Gulden bezahlt werden muß. Auch die Oper und das Personal des Burgtheaters sind hinüber beordert; neben „Martha" und „Stradella", neben „Linda" und „Maurer und Schlosser" wird das „Versprechen hinterm Herd", der „Damenkrieg" u. s. w. das Repertoire der kleinen Bühne bilden. Doch werden darum die Vorstellungen in Wien natürlich nicht unterbrochen; in den letzten Wochen sahen wir außer den „Royalisten", über die ich Ihnen schon neulich schrieb, Freytag's „Journalisten". Das Stück hat auch hier eine beifällige Aufnahme gefunden, obwol es an und für sich mehr ein Daguerreotyp ist als ein wirkliches Drama, indem der Verfasser den Gegenstand in seiner Tiefe gar nicht berührt, sondern nur die Blasen, wie sie auf der Oberfläche mehr oder weniger schillernd entstehen und vergehen, aufgefangen und wiedergespiegelt hat. Die in Aussicht gestellten übrigen Novitäten lassen noch auf sich warten; doch sollen Bauernfeld's „Löwen" bereits einstudirt werden. Von dem Hebbel'schen Drama verlautet noch immer nichts Näheres; dagegen soll die „Maria Magdalena", die längere Zeit zurückgelegt wurde, obgleich sie sich jedes mal der außerordentlichsten Theilnahme zu erfreuen hatte, wieder in Scene gehen.

Von wissenschaftlichen Dingen ist es besonders eine Discussion im Unterrichtsministerium, welche das gebildete Publicum interessirt und mit vollem

Recht, da sie in der That von großer Wichtigkeit ist. Es handelt sich darum, ob man zu den frühern Schul- und Universitätseinrichtungen zurückkehren oder bei den neueingeführten bleiben soll. Wie die Entscheidung ausfallen wird, läßt sich noch nicht bestimmen; doch haben wir Hoffnung, den Status quo im Wesentlichen aufrecht erhalten zu sehen, indem sich fast alle Lehrkörper dafür ausgesprochen haben und weil es auch dem Blödsichtigsten einleuchtet, daß von Erfahrungen über den Werth des jetzigen Systems bei der Kürze der Zeit sich noch gar nicht sprechen läßt. In Verbindung mit dieser Hauptdiscussion steht eine untergeordnete, nämlich die alte über Naturrecht und historisches Recht, die bei einer Juristenprüfung schon zu harten Reibungen Anlaß gegeben hat. Natürlich ist die Sache selbst viel zu wichtig, um hier so beiher erörtert zu werden; nur eine kleine Nebenbemerkung sei mir gestattet. Man schiebt bei solchen Gelegenheiten gern das bekannte Wort Savigny's, daß unsere Zeit keinen Beruf zur Gesetzgebung habe, in das Vordertreffen, übersieht dabei aber, daß darin weniger ein Paupertätszeugniß der modernen Jurisprudenz liegt als eine Insolvenzerklärung der Weltgeschichte selbst. Freilich ist es noch immer besser, zu sticken und zu flicken, wenn der vollkommene Umbau, den man selbst für nothwendig erkennt, noch nicht ausführbar ist, als die Hände ganz in den Schoos zu legen; aber mustergültig wird die Flickwirthschaft deshalb noch immer nicht.

Daß wir Aussicht hatten auf einen echtfranzösischen, mit allen Schauern Victor Hugo'scher Romantik und Ellicabidischer Praxis ausgestatteten Criminalproceß, werden Sie schon wissen. Ein Hausmeister geht früh Morgens mit noch schlaftrunkenen Augen an eine Mistgrube, um etwas hineinzuwerfen, als er mit Entsetzen neben den Hühnerklauen und Taubenfedern, die man an solchen Orten gewöhnlich trifft, die abgehauenen Hände und Füße eines menschlichen Körpers erblickt. Ein Milchmädchen, zeitig im Nebelgrauen zur Stadt wandelnd und einen „Schnaderhüpfl" vor sich hinsummend, vielleicht noch ans letzte „Fensterln" gedenkend, kommt an den laaer Berg und kreischt auf, denn sie sieht einen abgehackten Kopf und nicht weit davon einen verstümmelten Rumpf. Bald stellte sich heraus, daß diese scheußlich zerstreuten Reste einem Knaben von etwa vierzehn Jahren angehören, an dem, wie man vermuthete, irgend ein furchtbares Doppelverbrechen begangen worden. Allein diese Vermuthung, auf einen ähnlichen grausenhaften Fall gestützt, der vor einigen Jahren bei uns vorkam und damals unentdeckt blieb, war, wie in diesem Augenblick bereits erwiesen ist, unbegründet; der Zusammenhang des Ereignisses ist noch immer furchtbar genug, doch nicht so widriger Natur, wie man fürchtete: es ist die Leiche eines ungerathenen, schon vielfach bestraften Sohnes, den die eigene Mutter, im Zorn über seine Verworfenheit, durch einen unglücklichen Schlag absichtslos getödtet.

Schließlich noch ein Wort über unsere bildende Kunst und zwar über die Ausstellung unsers ältern Kunstvereins. Wie Wien in Sachen der Kunst überhaupt nach allen Seiten hin in kleinliche Sonderinteressen und Coterien zerfahren ist, so haben wir hier, neben zwei Gesellschaften zur Beförderung der Tonkunst, auch zwei verschiedene Vereine für Hebung der bildenden Künste, deren einer, der ältere, früher ganz exclusiv, jetzt wenigstens vorwiegend die Unterstützung der einheimischen Kunstproduction zur Devise gewählt, während der andere, neue, die Aufgabe höher fassend, seine Räume

für Kunstwerke aller Nationen öffnet. Jener hält gegenwärtig sowol Jahres- als Monatsausstellungen ab, dieser blos letztere. Doch liegt es auf der Hand, daß durch diese Zersplitterung der Kräfte, die weit besser zusammengehalten würden, die Interessen der Kunst viel mehr leiden als gefödert werden. Bei der in Rede stehenden Ausstellung des ältern Kunstvereins befremdete zunächst die ungeschickte Wahl des jetzigen Zeitpunkts; es scheint fast, als hätte die Ausstellung zur Entschädigung dienen sollen für die Siechen und Preßhaften, welche ihre Beine nicht mehr weiter als bis vor die Stadtthore zu tragen vermögen, sowie überhaupt für Diejenigen, welche aus irgend welchen Rücksichten die Sommerfreuden eines Landaufenthalts entbehren müssen. Sodann fällt es auf, daß in dieser Ausstellung das Ausland (d. h. hier alles Nichtöstreichische) so stark vertreten ist; doch blieb der Verein seinem Principe wenigstens insoweit getreu, daß er fast nur Gemälde von inländischen Künstlern ankaufte. Unter den historischen Gemälden dürfte eines von de Kayser: „Tasso im Kerker", und eines von Thiersch: „Hiob von seinen Freunden ermahnt und von seinem Weibe verspottet", mit Auszeichnung zu nennen sein; auch ein „Christus am Kreuz, umgeben von Maria und Johannes" von Hermann Hamm spricht durch bedeutende Vorzüge an. Amerling hat mehre Gemälde ausgestellt, von denen am meisten eine ideale Landschaft auffällt; dieselbe ist so gemalt, als ob sie ihre Entstehung dreihundert Jahre zurückdatire und von der Zeit sehr arg mitgenommen wäre. Wie gewöhnlich stellte das untergeordnete Landschaftsfach das qualitativ und quantitativ am besten vertretene Contingent; den Preis auf diesem Gebiete dürfte diesmal wol unser trefflicher Steinfeld mit seinem höchst poetischen „Traunstein" davontragen. Remi van Haanen und Koeckoeck liefern das Gewohnte an Sommer- und Winterlandschaften, Verboeckhoven aber an Schafen von ausgezeichneter Race; auch Waldmüller läßt es im Genrefach an pausbäckigen Dorfjungen mit und ohne Vorhemd nicht fehlen und Joseph Schuster hat uns ein köstliches Fuchsporträt geschenkt.

Notizen.

Schon wieder haben wir von einem Todesfall zu berichten, welcher die deutsche Literatur betroffen: Eduard von Bülow ist auf Schloß Oetlishausen im Thurgau gestorben. Geboren im Jahre 1803, gehörte er in frühern Jahren persönlich wie literarisch zu den eifrigsten und thätigsten Anhängern der romantischen Schule; namentlich war er ein begeisterter Verehrer Ludwig Tieck's, zu dessen genauestem Umgang er, besonders während seines langjährigen dresdener Aufenthalts, gehörte. Seine eigenen poetischen Productionen sind von keiner großen Erheblichkeit; doch hat er einige recht zierliche Novellen geschrieben, denen nur die allzu sklavische Nachahmung Tieck's zum Nachtheil gereicht. Bedeutenderes hat er als literarhistorischer Sammler geleistet, vornehmlich durch sein „Novellenbuch" (1834—36), das trotz seiner wissenschaftlichen Mängel doch mancherlei nützliche Anregungen gegeben hat, sowie durch seine „Altenglische Schaubühne" (1831), von der leider nur der erste Band erschienen. Auch seine Wiederherausgabe der Schiller'schen „Anthologie"

(1851), war ein recht löbliches Unternehmen, nur die Einleitung ausgenommen, in der er das alte Steckenpferd der Romantik ein wenig gar zu seltsame Sprünge machen ließ. Die Ereignisse von Achtundvierzig schienen eine eigenthümliche Umwandlung in ihm hervorzubringen; er zog sich nach der Schweiz zurück und soll sich hier viel mit politischen Dingen beschäftigt haben. Zu seinen letzten Arbeiten, mit denen er von hier aus die Literatur beschenkte, gehörte „Der arme Mann im Tockenburg", sowie die Herausgabe der Heinrich Dietrich von Bülow'schen „Militärischen und vermischten Schriften" die er gemeinschaftlich mit Wilhelm Rüstow besorgte; beide sind zu ihrer Zeit in diesen Blättern ausführlich besprochen worden und dürften wol geeignet sein, dem Verstorbenen ein ehrendes Andenken zu sichern.

Auf der königlichen Bühne zu Berlin ist ein neues Drama von Elise Schmidt gegeben worden: „Macchiavell." Die Aufführung dieses Stücks ist ganz geeignet, die Beschuldigungen, welche übrigens gegen Hrn. von Hülsen erhoben werden, nämlich als ob er die Interessen der Literatur vernachlässige und nichts thue zur Ausbildung unserer jüngern dramatischen Talente, zu widerlegen. Frl. Elise Schmidt hat auch einen „Genius in der Gesellschaft" geschrieben, der vor zwei oder drei Jahren auf derselben Bühne mit Glanz durchfiel; sie hat ferner einen „Judas Ischarioth" drucken lassen, der an Verschrobenheit und Schwulst seines Gleichen sucht. Das Alles hat Hrn. von Hülsen nicht abgehalten, einen neuen Versuch mit der Verfasserin zu wagen; — kann man mehr von einem kunsteifrigen Intendanten verlangen? Unsere Theatervorstände besinnen sich sonst wol Jahre lang, ob sie ein neues Stück aufführen sollen von Autoren, die bereits entschiedenes Glück auf der Bühne gemacht haben und deren Namen Kritik wie Publicum seit Jahren mit Achtung nennen. Wie edelmüthig dagegen ist Hr. von Hülsen! An Gutzkow und Freytag zwar geht er vorüber, Hebbel und Dingelstedt läßt er unaufgeführt — aber die durchgefallenen Otto Prechtler und Elise Schmidt, die gibt er. Es ist ganz dasselbe Princip wie kürzlich mit der spanischen Tänzerin: die Pepita, die volle Häuser macht, wo sie sich zeigt, ließ er nicht weiter auftreten und ließ dafür die Camara kommen und — durchfallen. Hr. von Hülsen würde allen Anspruch haben, als der eigentliche Samariter der deutschen Bühne, der wahre Waisenvater der Unmündigen und Elenden genannt und verehrt zu werden, wären nicht einige Nebenumstände, welche sein Mitleid denn doch nicht so ganz uneigennützig erscheinen lassen. Hr. von Hülsen ist königlicher Hoftheaterintendant — und der „Macchiavell" des Frl. Elise Schmidt ist, wie wir aus den berliner Blättern ersehen, ein sehr loyales, ein sehr patriotisches Stück; der berühmte Florentiner, zu einem sentimentalen, weichherzigen Phrasenmacher umgewandelt, wird darin benutzt, die Verkehrtheit und Unmöglichkeit des Republikanismus zu demonstriren und dagegen das Königthum als die einzig wahre und segensreiche Staatsform zu verherrlichen. Wir lassen uns auf die politische Streitfrage natürlich nicht ein, gestehen auch der Verfasserin des „Judas Ischarioth" alles Mögliche von Erfindung zu und sogar auch einiges Unmögliche; wie aber dieser „Macchiavell" mit der Treubundscocarde zu dem geschichtlichen Verfasser des „Principe" paßt und welcher Gewinn der Kunst aus derartigen willkürlichen

und nichtigen Liebedienereien gegen das herrschende System erwachsen kann, das vermögen wir allerdings nicht zu begreifen. Ueber die Aufnahme des Stücks sind die Stimmen getheilt; auch weiß man ja, daß die berliner Claque noch immer sehr gut arrangirt ist und trotz aller Polizeimaßregeln auch wol so bleiben wird.

Von Neuigkeiten des Buchhandels machen wir namhaft: „Aesthetische Studien“ von Bratranek (Wien, Gerold), dem talentvollen Verfasser der „Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt“; „Reise nach Brasilien“ von Burmeister (Berlin, Reimer); Dove, „Die Witterung des letzten Jahrzehnds 1840—50 (ebendaselbst); Anselm von Feuerbach's, des Archäologen „Nachgelassene Schriften“, herausgegeben von seiner Witwe Henriette Feuerbach und Hermann Hettner (4 Bde., Braunschweig, Vieweg); „Die Geschichte der christlichen Kirche, Erster Theil, das apostolische Zeitalter enthaltend“ von J. P. Lange (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn); „Andreas Mylius und der Herzog Johann I. von Mecklenburg in ihrer Wirksamkeit und ihrem Verhältniß zueinander“, von dem bekannten tüchtigen Forscher, dem Archivar G. C. F. Lisch in Schwerin (Schwerin, Stiller); „Die poetischen Bücher des Alten Testaments“, übersetzt und erläutert von Ernst Meier in Tübingen (Stuttgart, Metzler); L. Noack, „Die christliche Mystik nach ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange im Mittelalter und in der neuern Zeit dargestellt“ (Königsberg, Bornträger); Titus Tobler, „Zwei Bücher Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen, Erstes Buch: Die heilige Stadt“ (Berlin, Reimer). Von dem bekannten Stüve wird eine „Geschichte des Hochstifts Osnabrück“, ein Werk dreißigjähriger Studien, erwartet.

Gutzkow's „Philipp und Perez“ ist in München und Dresden zur Aufführung gekommen, an beiden Orten mit lebhaftem Beifall. Die nächsten Neuigkeiten in Berlin werden bei der Hofbühne ein kleines einactiges Stück: „Gelbe Rosen“ von Itzenplitz, bei dem Königstädter Theater aber ein dreiactiges Lustspiel von J. P. Heßfeld: „Die Ermittirten“, sein. Ebendaselbst ist auch das Lustspiel „Die Zwillinge“ von Trautmann in München gegeben worden, doch nur mit geringem Erfolg.

Georges Sand hat eine neue Dorfgeschichte „Les maitres sonneurs“ erscheinen lassen, die jedoch bei der französischen Kritik nur wenigen Anklang findet. Thiers ist eifrig mit der Vollendung seiner „Histoire du Consulat et de l'Empire“ beschäftigt, während Villemain an seinen „Memoiren“ arbeitet. Auch aus dem Nachlaß des ehemaligen Königs von Spanien, Joseph Bonaparte, werden „Memoiren und Correspondenzen“ zur Herausgabe vorbereitet. Dieselben sollen höchst interessant und wichtig sein und unter andern 800 bisher noch unbekannte Briefe Napoleon's enthalten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 42.** 13. October 1853.

Eine „schwebende“ Sache.

Von
Lothar Bucher.

Ein Stück Leidensgeschichte der Donau bedarf wol keines Fürworts, um eine Stelle in dem „Deutschen Museum“ zu finden, auch wenn es in der wenig entsprechenden Form eines Actenrotulus auftritt. Der Inhalt der 43 Urkunden, betreffend das Fahrwasser der Donaumündungen, die dem englischen Parlamente kurz vor der Vertagung in einem „Blauen Buche“ mitgetheilt sind, ließe sich leicht und hübsch verarbeiten. Difficile est satiram non scribere. Aber dadurch würde der größere Zweck beeinträchtigt, wenn nicht vereitelt, der durch die Verbreitung dieses Actenstücks zu erreichen ist, nämlich dem Leser ein lebendiges Bild von einer „schwebenden“ diplomatischen Verhandlung zu verschaffen. Die Vorgänge der neuesten Zeit haben die Frage angeregt, wozu denn eigentlich die Diplomatie da ist. Für diese und die verwandten Fragen bildet das kleine Heft ein unübertreffliches Textbuch. Eine Verarbeitung würde dem Verdacht Raum lassen, daß Rücksichten auf den Effect der Darstellung oder politische Eingenommenheit die Treue des Berichts gefährdeten. Eine vollständige Mittheilung verbietet der Raum. Als Ausweg bietet sich ein etwas ausführlicher Rotulus dar, eine Inhaltsanzeige, wie sie in guten alten, regensburger Zeiten den Acten vorgeheftet wurden. Ein paar der wichtigsten Urkunden sind vollständig wiedergegeben. Die stumme aber mächtige Beredtsamkeit des Ganzen bedarf keiner weitern Vorrede.

Viceconsul Lloyd in Tultscha berichtet am 14. November 1848 von Sulina an den Consul Neale in Varna über mehre Schiffbrüche. Er schreibt sie zu 1) dem seichten Fahrwasser, 2) den vielen Wracks, die in der Mündung liegen, 3) dem Mangel an ordentlichen Lootsen und an Aufsicht über das Lootsengewerbe.

Consul Neale übersendet den Bericht an Lord Palmerston am 10. Januar 1849.

Verfügung Palmerston's vom 9. Februar an den Geschäftsträger in Petersburg: die Aufmerksamkeit des Grafen Nesselrode auf den Gegenstand zu lenken.

Hr. Buchanan in Petersburg, Stellvertreter des Gesandten, zeigt unterm 28. desselben Monats an, daß er die Verfügung erledigt habe.

Derselbe überreicht unterm 2. October eine Note, die er von Hrn. Seviavine als Antwort auf seine Vorstellungen erhalten. Dieselbe besagt, daß die russische Regierung von dem Gouverneur von Neu-Rußland und dieser von den Localbehörden Bericht erfodert habe. Demnach sei der Verlust des englischen Schiffes „The sisters“ lediglich Schuld des Capitäns, und den Behörden nichts vorzuwerfen. Hr. Buchanan hat sofort mündlich darauf aufmerksam gemacht, daß seine Vorstellung sich ja nicht auf das bezeichnete Schiff allein bezogen habe. Hr. Seviavine hat darauf erwidert, ausnahmsweise möchte es hin und wieder schwierig sein, Lootsen zu erhalten; er glaube, daß ein Dampfbagger bereits von England unterwegs sei.

Verfügung Palmerston's vom 17. October. Die Remonstration werde gebilligt. Dem Grafen Nesselrode vorzustellen, daß es auch auf Entfernung der Wracks ankomme.

Gesandter Lord Bloomfield berichtet von Petersburg vom 30. October. Graf Nesselrode habe gesagt, die Ortsbehörden seien mit Anweisungen versehen, die hoffentlich die englische Regierung zufriedenstellen würden. Aber das Erfoderliche lasse sich nicht so schnell thun, wie erwartet zu werden scheine. Der Gesandte habe erwidert, die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung sei schon so oft auf den Gegenstand gelenkt worden, daß es nicht zu verwundern, wenn die englische Regierung neue Verzögerungen fürchte. Auch habe er eine Abschrift der Depesche vom 17. zurückgelassen in der Meinung, daß es rathsamer sei, die Wünsche der englischen Regierung in einer förmlichern Weise zu constatiren als durch eine bloße Unterhaltung.

Verfügung Palmerston's vom 17. November. Die Regierung sei einverstanden damit, daß der Gesandte so gesprochen und eine Abschrift hinterlassen.

Bericht Bloomfield's an Palmerston, Petersburg, am 14. Januar 1850. Er habe gefragt, ob der Dampfbagger jetzt in Thätigkeit sei.

Graf Nesselrode habe erwidert, ihm sei von der Sache nichts erinnerlich, als daß ein Bagger in England bestellt sei. Postscriptum: Nesselrode habe zwei Tage später gesagt, der Bagger sei da und werde unzweifelhaft im Frühjahr anfangen zu arbeiten.

Lloyd berichtet an Neale, 30. Januar. Die Mündung sei mit Wracks besäet. Gleichwol sei von der russischen Regierung nichts geschehen, als daß sie aus einem gesunkenen Schooner einen Theil der Geschütze und Munition habe heraufbringen lassen, mit denen er beladen gewesen. „Ich ergreife", fährt der Bericht fort, „die Gelegenheit, um zu erwähnen, daß, abgesehen von den politischen Gründen, die Rußland haben mag, die Schiffahrt auf der Donau zu beherrschen, alle Theile, die Ortsbehörden sowol als die Einwohner von Sulina, ein Interesse haben, daß die Hindernisse nicht beseitigt werden. Der beste Beweis dafür, wenn es noch eines bedarf, ist der Umstand, daß nach einem neuerdings zwischen Rußland und Oestreich geschlossenen Vertrage die östreichischen Schiffe eine Extraabgabe für Reinhaltung des Fahrwassers zahlen, die russische Regierung aber gleichwol, soweit sich darüber an Ort und Stelle urtheilen läßt, nicht die geringste Ausgabe für den Zweck gemacht hat." Obgleich nach dem Vertrage von Adrianopel keine andern Gebäude als Quarantänen an dem Ufer errichtet werden sollten, so habe sich doch eine kleine Stadt Sulina gebildet, der die russischen Behörden eine eigene Flagge erlaubten. Der Ort sei ungesund, theuer und doch überfüllt, weil der Gewinn aus dem Lichtergeschäft und den Strandungen gar zu anlockend sei. Die Erschwerungen der Schiffahrt und die Bedrückungen des Schiffsvolks kommen selten zur Sprache, weil die Capitäne zu nachlässig oder beschäftigt wären, ordentliche Anzeigen an ihre Heimatsbehörden zu machen, und weil die Verluste die Versicherungsgesellschaften beträfen. Als Referent einmal für eine schiffbrüchige Mannschaft, für die in den Häusern durchaus kein Unterkommen zu finden, auf einem freien Platze habe ein Zelt aufschlagen wollen, sei er von dem Hafencapitän bedeutet worden, daß das ohne die Erlaubniß des Generalgouverneurs von Bessarabien nicht angehe. Er möge eine Eingabe an den englischen Generalconsul in Odessa machen und dem Hafencapitän zur Beförderung übergeben. Er habe das gethan, aber nie einen Bescheid erhalten und Grund zu glauben, daß das Schreiben nie abgegangen sei. Regierungslootsen seien nicht da und die Privatleute, die sich mit dem Geschäft befaßten, gingen nicht aus, wenn sie nicht Lust hätten. Sein Vorschlag, durch bestimmte Signale auf dem Leuchtthurm die ansegelnden Schiffe wissen zu lassen, ob Wind, Strömung und Wassertiefe das Einlaufen gestatten oder nicht, haben keine Berücksichtigung gefunden. Unter einer

andern Regierung würde die Donauschiffahrt einen außerordentlichen Aufschwung nehmen. Um wenigstens den gröbsten Misbräuchen zu steuern, sei eine consularische Thätigkeit durchaus nothwendig, und er schlage vor, seinen Bezirk nach Sulina auszudehnen. (Das in dem „Blauen Buche" Mitgetheilte ist als „Auszug" aus dem Original bezeichnet.)

Neale überreicht unterm 20. Februar diesen Bericht an Palmerston; sein Begleitschreiben wird wieder nur im Auszuge mitgetheilt.

Palmerston übersendet die vorstehenden Actenstücke unterm 30. März an Bloomfield mit dem Auftrage, sich bei Nesselrode zu erkundigen, ob der Bagger jetzt in Thätigkeit sei, und demselben anzuzeigen, daß die englische Regierung den Consul Lloyd angewiesen habe, auch in Sulina seine Functionen auszuüben. Sie würde einen besondern Consul für Sulina ernannt haben, wenn die Befugniß der russischen Regierung über das Ufer sich nicht auf Quarantäneanstalten beschränkte.

Bloomfield berichtet am 17. April an Palmerston. Nesselrode habe gesagt, ihm seien über den Bagger seit der letzten Unterhaltung keine Nachrichten zugegangen. Ueber die beabsichtigte Ausdehnung des Consularbezirks werde er Erkundigung einziehen.

Derselbe an Denselben, 27. April. Man glaube, daß der Bagger jetzt in Cherson sei und binnen kurzem in Sulina anlangen werde. Gegen die Reisen Lloyd's nach Sulina erhebe Nesselrode Schwierigkeiten. Wenn von Tultscha kommend, würde der Consul jedesmal erst Quarantäne halten müssen. Die englische Regierung möge doch hin und wieder einen Consularagenten von Odessa schicken. Darauf habe er, der Gesandte, bemerklich gemacht, daß Tultscha nur 40, Odessa dagegen 120 Meilen von Sulina entfernt, daß auch zwischen den zuletztgenannten beiden Orten äußerst wenig Verkehr sei. Nesselrode habe erwidert, es gingen ja Dampfschiffe zwischen Odessa und Sulina. Referent bittet um Instruction.

Ein Bescheid auf diese Depesche fehlt.

Neale an Palmerston, 14. Juli. Er hat kürzlich mit Jemandem gesprochen, der zwanzig Jahr als Lootse gedient, und von ihm Folgendes erfahren. Zur türkischen Zeit sei die Mündung durch Palissaden bis auf 100 Ellen eingeengt und daher viel tiefer gewesen als jetzt, wo sie drei Viertelmeilen breit. Ein Bagger würde nicht nur nutzlos, sondern schädlich sein. Es komme nicht blos darauf an, die Bank wegzunehmen, sondern auch höher hinauf das Fahrwasser zu vertiefen. Das würde am zweckmäßigsten erreicht werden durch ein kleines Dampfschiff, das fortwährend auf- und abginge und einen eisernen Rechen hinter sich herschleppte. Dadurch würde die feste Oberfläche des Flußbettes aufgewühlt werden und dann werde die Strömung den Schlamm zwei bis drei Fuß wegspülen.

Verfügung Palmerston's an Bloomfield, 13. August. Vorstehenden Bericht dem russischen Ministerium mitzutheilen und den darin enthaltenen Vorschlag zu empfehlen.

Bloomfield berichtet unterm 27. August, daß er die Depesche nebst Anlage Hrn. Seviavine vorgelesen und ihm eine Abschrift hinterlassen habe. Derselbe habe vorgeschlagen, daß die englische Regierung den Consul in Ismail ermächtigen möge, Consularfunctionen in Sulina auszuüben. Eine ähnliche Einrichtung sei auch mit der östreichischen Regierung getroffen.

Viceconsul Cunningham an Palmerston, 12. September. Seit vielen Wochen nur 9½ Fuß Wasser auf der Bank. Die Schiffer gingen daher sehr ungern in die Donau. Es lagerte Fracht für 2—300 Schiffe nach England und nur 100 seien von England unterwegs.

Palmerston an Bloomfield, 2. October. „Ich übersende Ihnen Abschrift des Berichts des Viceconsuls Cunningham vom 12. September. Auf die Zusagen der russischen Regierung, über die in den Depeschen vom 2. October 1849, 17. und 27. April dieses Jahres berichtet ist, hatte die Regierung Ihrer Majestät die Hoffnung gebaut, daß längst wirksame Maßregeln bei Sulina ergriffen wären. Aber der dazu bestimmte Dampfbagger, der angeblich im October vorigen Jahres in England bestellt, im April in Cherson angelangt war und sofort nach Sulina gebracht werden sollte, scheint seinen Bestimmungsort nicht erreicht zu haben. Jedenfalls scheint bis zum Abgange der letzten Nachrichten nichts in dieser wichtigen Angelegenheit geschehen zu sein. Eure Herrlichkeit wollen daher die russische Regierung an ihr Versprechen erinnern, daß Maßregeln zur Räumung des Ausflusses ergriffen werden sollten, und die Hoffnung der englischen Regierung ausdrücken, daß das Versprechen erfüllt werden wird."

Cunningham an Palmerston, 16. September. In den Fürstenthümern lägen 210,000 Quarter Korn zur Verschiffung nach England Der Verlust durch die Zögerung und die Lichterkosten werde sich in diesem Jahre auf 10,000 Pfd. Sterling belaufen und sei doch durch eine Ausgabe von 1000 Pfd. zu vermeiden. Der Wasserstand sei auf neun Fuß gefallen. Seeschiffe könnten nicht einmal mit leichtem Ballast über die Bank gehen. Beigelegt ein Bericht, den derselbe am 14. September an Sir Stratford Canning (englischen Gesandten in Konstantinopel) erstattet und in dem es heißt: Eine dauernde Terrainveränderung sei nicht vorgegangen; die Hemmung entstehe allein aus der ungestörten Ansammlung des Schlammes. Die Türken hätten 16 ½ Fuß gehalten, ohne einen Pfennig auszugeben, nur durch die Anordnung, daß jedes ausgehende Schiff einen schweren eisernen Rechen hinter sich her über die Bank schleppen mußte. Er selbst habe die

Rechen noch in Sulina gesehen. Er erinnere sich ferner, daß, als einmal vor etwa zehn Jahren an 100 Schiffe im Flusse gelegen, die Capitäne sich zusammengethan, ihre Bootsmannschaften angewiesen, mit Haken und Stangen den Schlamm aufzurühren, und dadurch in einem Tage das Fahrwasser um einen Fuß vertieft hätten. Russische Capitäne behaupteten, die Bank sei von Fels. Das sei lächerlich; bis 17 Fuß unter dem Wasserspiegel sei kein Stein. Es sei einstweilen genug, wenn man nur wieder so tief käme; sollte man tiefer auf Felsen stoßen, so wäre ja durch ein paar Ladungen Pulver leicht zu helfen.

Palmerston an Bloomfield, 4. October. Abschrift der vorstehenden Berichte mit der Anweisung, die „ernstliche Hoffnung der englischen Regierung auszudrücken, daß das russische Gouvernement fühlen werde, daß es nicht recht sei, den Besitz der Mündung eines Flusses, der nach den Wiener Verträgen dem Handel aller Völker frei und zugänglich sein soll, dazu zu benutzen, die Schiffahrt zu erschweren und factisch einen großen Theil des Verkehrs auszuschließen, der sich sonst auf dieser Straße bewegen würde."

Bloomfield an Palmerston, 22. October. Er hat den Auftrag an Hrn. Seviavine ausgerichtet und die Antwort erhalten, der General Fedorow, Militärgouverneur von Odessa, habe über den Dampfbagger berichtet, daß er zur Vervollständigung angewiesen sei.

Palmerston an Bloomfield, 4. November. „Mit Bezug auf Eurer Herrlichkeit Depesche vom 22. vorigen Monats habe ich Ihnen bemerklich zu machen, daß die Wiederherstellung der alten türkischen Einrichtung, daß jedes Schiff einen Haken hinter sich herzuschleppen, wahrscheinlich viel dazu beitragen würde, das Fahrwasser in der frühern Tiefe zu erhalten."

Cunningham an Palmerston, 30. September. Referent hat (aus freiem Antriebe) eine sehr umfangreiche, gründliche Denkschrift über die ganze Frage ausgearbeitet. Besondere Terrainschwierigkeiten seien nicht da; im Gegentheil seien die Verhältnisse günstiger als an den Mündungen der Flüsse, die sich in ein Meer mit Ebbe und Flut ergießen. Die Bank bestehe nur aus dem Schlamm, den der breiter und darum schwächer werdende Strom fallen lasse und der allmälig eine harte Kruste annehme. Es komme nur darauf an, ihn fortwährend aufzurühren. Ein Dampfschiff von 20—30 Pferdekraft mit einem Rechen würde vollkommen genügen. Ein Bagger würde gar nichts helfen. Höher hinauf im Flusse sei auch noch eine Untiefe, die weggeschafft werden müsse. „Es scheinen sich", so summirt der Bericht, „vier Wege darzubieten: 1) daß die russische Regierung selbst die erfoderlichen Arbeiten übernimmt; 2) daß sie dieselben in Entreprise gibt; 3) daß die an der Donauschiffahrt interessirten Staaten eine Commission ernennen,

wie für den Rhein besteht, um die Arbeiten auszuführen; 4) daß diese Commission das Werk in Entreprise gibt. In jedem Falle müßte der Unternehmer durch Conventionalstrafen gebunden und des Vermögens sein, sie zu bezahlen."

„Ohne auf politische Fragen einzugehen, sei bemerkt, daß es unbillig ist zu erwarten, Rußland werde auf eigene Kosten die Hindernisse wegräumen, da es selbst kein Interesse daran, im Gegentheil ein großes Interesse hat, die Schiffahrt zu sperren. Alles Korn, das aus der Donau kommt, mit Ausnahme von einigen dreißig Ladungen aus Ismail und Reni, macht dem russischen Korn Concurrenz. Die Hemmungen in der Donau beseitigen, heißt das Donaukorn drei Schilling den Quarter billiger machen."

„Oestreich schloß 1840 mit der russischen Regierung auf zehn Jahr einen Vertrag, wonach die letztere fortwährend an der Bank arbeiten lassen und dafür jedes östreichische Schiff, das ohne zu leichtern auslaufe, zwei bis drei spanische Thaler bezahlen sollte. Die Russen brachten zwei Handbagger herbei, die einen Tag in Thätigkeit waren und dann nicht wieder, thaten auch sonst nichts auf der Bank. Gleichwol müssen die östreichischen Dampfschiffe für jede Reise drei Thaler bezahlen, obwol sie nur neun Fuß tief gehen, also von einer Vertiefung des Fahrwassers keinen Vortheil haben würden."

Der Bericht schließt mit einem reichen statistischen Material über Zahl, Tonnengehalt und Nationalität der auslaufenden Schiffe, mit einem Kostenanschlage für die Unterhaltung des Fahrwassers (4400 Pfd. Sterling jährlich) und mit einem Tarif, durch den diese Kosten gedeckt werden könnten.

Palmerston an Bloomfield, 4. November. Abschrift des vorstehenden Berichts mit der Anweisung, die russische Regierung nochmals darauf aufmerksam zu machen, durch ein wie einfaches Mittel die Türken 17 Fuß Wasser erhalten, ferner darauf, ob es nicht zweckmäßig sein dürfte, eine Conferenz der Uferstaaten zu veranlassen, wie in Betreff des Rheins und der Elbe bestehe.

Bloomfield an Palmerston, 20. November. Er hat den Auftrag ausgerichtet. Hr. von Seviavine hat erwidert, die russische Regierung habe das türkische Verfahren während der ersten Jahre beibehalten, aber als vollkommen nutzlos aufgeben müssen. Die englische Regierung irre sich, wenn sie glaube, daß jemals 17 Fuß Wasser auf der Bank gewesen wären. Er werde übrigens den Gegenstand ehestens in Erwägung nehmen und den Entschluß des russischen Gouvernements wissen lassen.

Palmerston an Bloomfield, 6. Februar 1851. Die englische Regierung habe sich entschlossen, einen Consularagenten in Ismail anzu-

stellen mit der Ermächtigung, auch die Geschäfte in Sulina vorzunehmen. Die dazu ausersehene Person sei Lloyd in Tultschà.

Cunningham an Sir Stratford Canning, 12. April. Der Dampfbagger ist zwei mal hinaus gewesen. Der eine Schöpfeimer ist bereits zerbrochen und die Maschine daher in Reparatur. Sachverständige erklären einen Bagger für ganz nutzlos. Es kommt darauf an, den Schlamm aufzurühren.

Palmerston an Bloomfield, 6. Mai. Abschrift des vorstehenden Berichts zur Mittheilung an die russische Regierung, mit der Empfehlung, eiserne Rechen anzuwenden.

Lloyd an Palmerston, 13. Juli. Er sei jetzt eine Woche in Sulina und während dieser Zeit sei nichts in dem Fahrwasser geschehen. Der Bagger sei seit dem Frühjahre einige mal draußen gewesen, habe aber nichts ausgerichtet. Baggern sei überhaupt nicht die rechte Methode, und überdies werde die Maschine ganz verkehrt gehandhabt. Sie mache hier und da ein paar Löcher. Der gegenwärtige höhere Wasserstand, 11 Fuß, sei nicht dem Baggern zuzuschreiben, wie die russischen Behörden thäten, sondern den vielen Schiffen, die neuerdings in der Mündung gestrandet und gesunken seien, Schlammbänke um sich her gebildet und dadurch das Wasser in der freigebliebenen Passage gestaut hätten. Das einzige erfolgreiche Mittel seien Rechen.

Derselbe an Denselben, 16. Juli. Er ist an Bord des Baggers gewesen und hat sich den Betrieb angesehen. Unzweckmäßig im höchsten Grade. Die Maschine lag an einer ganz andern Stelle, als wo sie den Tag vorher ein Loch gemacht hatte, war schlecht verankert und wurde daher von der Strömung hin und her geworfen. Die Schöpfeimer kamen nicht selten leer herauf; dann großer Aufenthalt, um die Kette zu verlängern. Der Schlamm wurde in einen Prahm geschüttet, den man, wenn er voll war, von der Strömung hinaustreiben ließ, entlud und an einem Tau wieder zurückzog. Während dessen ruhte die Maschine. Das Tau zwischen Bagger und Prahm versperrte das Fahrwasser, sodaß einlaufende Schiffe dagegen ansegelten. Was die Eimer heraufbringen, ist ganz flüssiger Schlamm, den die Strömung wegführen würde, wenn man ihn nur aufrühren wollte.

Derselbe an Denselben, 23. Juli. Der Bagger ist in der vorhergehenden Woche vier mal, in der laufenden gar nicht hinaus gewesen. Den Tag vorher ist ein preußischer Schooner „Suwarow" von Stralsund beim Einlaufen gestrandet und total verloren.

Derselbe an Denselben, 24. Juli. Er hat ein auslaufendes Schiff begleitet und das ganze Fahrwasser gelothet. Auf der Bank 11¼ Fuß Wasser, innerhalb 16—17. Ein anderes Schiff ist wieder gegen den mitten im Fahrwasser liegenden Bagger angerannt. Das

Schleppschiff, welches die Maschine hinaus- und hineinschleppt, ist viel zu schwach. Wenn ein plötzlicher Sturm käme, würde er die Maschine ereilen und auf den Strand werfen, ehe sie in Sicherheit wäre. Auch sei gar nicht abzusehen, weshalb man das Schleppschiff mit brennendem Feuer müssig liegen und nicht lieber einen der alten türkischen Rechen, von denen noch zwei existirten, hin- und herziehen lasse, während der Bagger draußen sei.

Palmerston an Buchanan in Petersburg, 20. August. Abschrift der vorstehenden Berichte mit der Anweisung, der russischen Regierung die Anwendung von Rechen dringend zu empfehlen.

Buchanan an Palmerston, 2. September. „Der Graf Nesselrode meinte, welche Werkzeuge auch gebraucht würden, es sei keine große Verbesserung des Fahrwassers zu erwarten, da die See den künstlich entfernten Sand jederzeit zurückwerfen würde. Ich bemühte mich, Seine Excellenz zu überzeugen, daß der tägliche Gebrauch eines Rechens jederzeit wirksamer sein müßte als eine unregelmäßig bediente und von dem Wetter abhängige Baggermaschine."

Cunningham an Palmerston, 28. August. Er überreicht folgende Tabelle über die Thätigkeit des Baggers:

3. April 10 Uhr hinausgegangen, bis 4½ Uhr gearbeitet, 3 Prahme gefüllt.

4. April, 9 Uhr hinaus. Einen Prahm halb gefüllt, Maschine in Unordnung.

15. April, 7 Uhr hinaus. Einen Prahm gefüllt. Maschine in Unordnung.

24. April von 8—1 Uhr gearbeitet.

8. Mai von 7—3 Uhr. Zwei Prahme gefüllt.

18. Juni drei Prahme gefüllt; 28. vier; 30. vier; 2. Juli zwei; 3. vier; 4. fünf; 15. fünf; 16. zehn; 17. fünf; 18. sechs. Vom 19. Juli bis 20. August neun mal gearbeitet, 73 Prahme gefüllt.

Palmerston an Buchanan, 19. September. Abschrift der Tabelle.

Derselbe an Denselben, 24. September. „Ich weise Sie an, die Sache dringend zu betreiben und der russischen Regierung bemerklich zu machen, daß der einfache Proceß, den wir empfohlen haben, unter der türkischen Herrschaft eine Wassertiefe von 16 Fuß erhalten hat, und daß Europa nie glauben wird, daß, was die türkische Regierung so leicht erreichte, für die weit erleuchtetere und über größere mechanische Hülfsmittel gebietende russische Regierung eine Unmöglichkeit sei. Ihrer Majestät Regierung kann es der russischen Regierung nicht verbergen, daß es die allgemeine Ansicht ist, die russische Regierung mache sich sehr wenig aus den Hemmnissen in der Donaumündung, weil sie glaube, je mehr der Donauhandel abfalle, desto mehr müsse der Handel

von Odessa zunehmen. Es ist aber klar, daß eine solche Ansicht irrthümlich sein würde, und daß ein blühender Donauhandel in keiner Weise mit einem blühenden Odessahandel unverträglich sein würde. Es ist ferner festzuhalten, daß Rußland, als es die Türkei zwang, den Ausfluß eines großen europäischen Stromes abzutreten, der die große Handelsstraße für den Verkehr so vieler Völker bildet, gegen andere Staaten Pflichten und Verantwortlichkeiten übernahm, die zu erfüllen die russische Regierung sich, dessen ist die englische Regierung überzeugt, zum Stolze rechnen wird. Sie wollen dem Grafen Nesselrode eine Abschrift dieser Depesche geben."

Generalconsul Yeames in Odessa an Lord Palmerston, 17. September. Auszug. General Fedorow habe bereitwilligst die nöthigen Anweisungen gegeben, den Viceconsul Lloyd, selbst ohne Paß, in Sulina einzulassen, habe ihm, Yeames, auch das Concept der in dieser Beziehung an die Ortsbehörden erlassenen Verfügung gezeigt. Der erbärmliche Fortgang der Arbeiten in der Donaumündung überrasche ihn nicht. Er habe längst gewußt, daß die wichtigsten öffentlichen Arbeiten in Rußland sehr nachlässig betrieben würden in Folge der Gleichgültigkeit und Unfähigkeit der Provinzialgouverneure und andern örtlichen Behörden. Oestreich habe die Erneuerung des Vertrags von 1840 abgelehnt. Es folgt ein Bericht über allerlei kleine Querelen und Willkürlichkeiten in Sulina. „Fortdauernde Wachsamkeit über alle Beschwerden, große wie kleine, würde unerläßlich sein, solange die an der Donauschiffahrt interessirten Völker nicht in einem größern Maße als bisher an der Controle in Sulina theilnehmen."

Palmerston an Sir G. H. Seymour, neuernannten Gesandten in Petersburg, 30. September. Abschrift des vorstehenden Berichts mit der Anweisung, der russischen Regierung noch einmal die großen und ernsten Uebelstände vorzustellen, unter denen die Schiffahrt leidet, die ernste Hoffnung der englischen Regierung auszudrücken, daß die russische Regierung endlich, ohne Verzug, die verhältnißmäßig rohe und einfache Methode annehmen werde, mit der die Türken einen viel tiefern Wasserstand erhielten, und dem Grafen Nesselrode zu sagen, man könne unmöglich glauben, daß die russische Regierung unfähig sei zu leisten, was der türkischen so leicht geworden.

Seymour an Palmerston, 6. October. Er hat den Auftrag ausgerichtet.

Lloyd an Palmerston, 5. September. Der Bagger ist ganz in Unordnung und zur Reparatur nach Sewastopol geschickt; Mannschaft und Arbeiter entlassen. Auf der Bank nicht 10 Fuß Wasser. Eine Menge Schiffe draußen. Mehre Matrosen am Sumpffieber gestorben.

Derselbe an Denselben von demselben Tage. Ein englisches Schiff

habe zufällig gefunden, daß außerhalb des durch Bojen bezeichneten Weges ein ganz gutes Fahrwasser existirt. Es sei gar nicht zu begreifen, weshalb dies nicht in dem markirten Wege eingeschlossen sei. Ohne das müßten die Schiffer, die es kennen, Bedenken tragen es zu benutzen, weil im Falle eines Unglücks die Versicherer Weitläufigkeiten machen würden. Die russischen Behörden erkannten die Existenz des Fahrwassers an, behaupteten aber, es sei zu gefährlich. Es sei eine vortreffliche Wasserkarte in vier Blättern von dem Hydrographischen Amt herausgegeben; aber alle seine Versuche, ein Exemplar zu erhalten, seien erfolglos geblieben.

Palmerston an Seymour, 15. October. Abschrift des Berichts. Die russische Regierung dringend zu erinnern, eiserne Rechen anzuwenden.

Seymour an Palmerston, 7. October, eingegangen den 17. Er hat den Auftrag ausgerichtet. Nesselrode hat erwidert: „Die ganze Discussion komme lediglich daher, daß der englische Consul eine Liebhaberei für das alte türkische System habe.“ Seymour hat ihm geantwortet, das alte System sei aber auch wirklich besser gewesen, da es 16 Fuß Wasser erhalten. Darauf Nesselrode: „Er könne die Angabe nicht als correct annehmen; die russische Regierung habe ein ebenso großes Interesse, die Schiffahrt in der Donau zu erleichtern, wie die englische; sie habe mit bedeutendem Kostenaufwande eine nach dem besten Princip gebaute Baggermaschine angeschafft, und er habe allen Grund zu hoffen, daß sie sich bewähren werde. Uebrigens habe er eine kleine Denkschrift über den Gegenstand ausarbeiten lassen, die er in einigen Tagen mittheilen werde.“

Derselbe übersendet Demselben unterm 17., eingegangen den 25. October, die Denkschrift, die Hr. von Seviavine ihm übergeben. Der russische Diplomat schien sich verletzt zu fühlen durch die Zweifel, die gegen die Aufrichtigkeit seiner Regierung beständen.

„Denkschrift des Grafen Nesselrode über die von der russischen Regierung angenommene Methode, die Sulinamündung rein zu halten. Die von der türkischen Regierung beobachtete Methode, vermittelst eiserner Rechen, ist mehr als einmal versucht und als gänzlich unbrauchbar verworfen worden. Wenn sie früher genügt hat, so lag das daran, daß damals der Handel fast gleich Null war. Eine Ausfuhr von Korn, die dem Monopol der türkischen Regierung unterlag, fand nicht statt. Für die leichten Fahrzeuge, die damals die Sulinamündung passirten, mochte das oberflächliche Auskratzen des Sandes im Flußbette genügen. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Schiffahrt, für die tiefgehenden Fahrzeuge, die schwere Frachten nach Konstantinopel führen, sind wirksamere Mittel erfoderlich. Im Jahre 1848

wurde eine Baggermaschine aus England bezogen und in Nikolajew zusammengesetzt. Seit sie in Thätigkeit ist, hat sie noch nicht vollständig erprobt werden können, und es läßt sich jetzt noch nicht genau über die Erfolge urtheilen, die mit ihr zu erreichen sind. Aber wenn man jetzt darauf zurückkommt, das türkische System von neuem auszuposaunen (préconiser), so sprechen die Ortsbehörden die Ueberzeugung aus, daß dasselbe bei dem gegenwärtigen Zustande der Donauschiffahrt ganz ungenügend sein würde, und daß allein die richtige Anwendung des Baggers nach einiger Zeit das Wasser so vertiefen kann, wie es den Absichten der kaiserlichen Regierung und den Wünschen des auswärtigen Handels entspricht."

Seymour an Palmerston, 20. October, eingegangen 31. „Ich glaube, Eure Herrlichkeit werden es nicht misbilligen, daß ich die in der Depesche vom 6. dieses Monats enthaltenen Anweisungen nicht ohne nochmalige Rückfrage auszuführen denke. Wenn ich den Versicherungen des Grafen Nesselrode einiges Vertrauen schenken kann, so werden wirksame Maßregeln ergriffen werden, und bevor nicht die Probe gemacht ist, wie weit auf solche Erklärungen Verlaß ist, möchte ich nicht gern das verletzte Gefühl steigern, das die kaiserliche Regierung schon über das Mistrauen in ihre Aufrichtigkeit zu erkennen gegeben hat. Ich bin überzeugt, daß neue Remonstrationen in diesem Augenblick nur eine gereizte Antwort des Kanzlers hervorrufen würden. Von dieser Ansicht ausgehend, habe ich mich begnügt, die Sache gegen den Baron Brunnow zu erwähnen, der von mir zu dem Grafen Nesselrode ging. Ich ersuchte ihn, die Sache bei Seiner Excellenz dringend zu machen und ihm vorzuschlagen, daß das Schleppschiff mit einem Rechen arbeiten möge, während der Bagger sein bisjetzt erfolgloses Werk fortsetzt."

Palmerston an Seymour, 28. October. Die russische Regierung sollte die dringenden Vorstellungen nicht übel nehmen, da seit der russischen Besitzergreifung das Fahrwasser mehr und mehr versandet sei. Mit Bezug auf die Denkschrift zu sagen, daß die englische Regierung die entgegengesetzte Auskunft erhalten habe, daß die türkische Methode sehr wirksam und die russische ganz unzweckmäßig sei.

Derselbe an Denselben, 4. November. Antwort auf die Depesche vom 20. October. „Ich habe keinen Zweifel, daß Sie richtig geurtheilt haben. Die Beobachtungen, die Sie an Ort und Stelle zu machen Gelegenheit haben, müssen Sie in den Stand setzen, den richtigen Weg zu wählen."

Cunningham an Palmerston, 18. October. Ein Hauptstück der Maschine sei zerbrochen und müsse von Konstantinopel, vielleicht von England ergänzt werden. Die Maschine werde also in dem Jahre nicht mehr arbeiten, was aber gleichgültig sei, da sie doch nichts wirke.

Palmerston an Seymour, 8. November. Abschrift des vorstehenden Berichts.

Seymour an Palmerston, 29. October. „Wie Eurer Herrlichkeit bekannt, hatte ich Gründe, einige Zeit verstreichen zu lassen, ehe ich meine Vorstellungen erneuerte. Unter den veränderten Verhältnissen habe ich mich indessen nicht länger bedacht, Eurer Herrlichkeit Depesche vom 15. nebst Anlagen dem Grafen Nesselrode einzuhändigen. Seine Excellenz nahmen die Papiere entgegen, zeigten aber erhebliche Abneigung, auf eine Besprechung des Inhalts einzugehen, bevor nicht die Sache zwischen Eurer Herrlichkeit und dem Baron Brunnow besprochen wäre, der einen bezüglichen Auftrag erhalten zu haben scheint."

Graf Nesselrode an Baron Brunnow, 11. (23.) October, überreicht an Palmerston 24. November. „Sir Hamilton Seymour hat mir den Bericht des englischen Consuls in Galatz über die Thätigkeit des Dampfbaggers mitgetheilt, der kürzlich von den Behörden des Schwarzen Meeres in England (ein mal) angekauft ist, um die Reinigung des Donaufahrwassers zu verbessern und auszudehnen. Die Resultate erschienen uns befriedigend mit Rücksicht auf die örtlichen Schwierigkeiten, die billigerweise bei einer solchen Arbeit in Rechnung gezogen werden müssen. Sie würden noch vollständiger und schleuniger gewesen sein, wenn nicht die auf unsere Kosten aus England (zwei mal) bezogene Maschine der Reparatur bedurft hätte. Eine zufällige Unterbrechung der Arbeit, welche durchaus nicht den beauftragten Personen beigemessen werden kann, ist die Folge gewesen. Wir durften annehmen, daß die Erkundigungen, die der englische Consul an Ort und Stelle über den erfolgreichen Betrieb der Arbeit eingezogen, die britische Regierung von der Stätigkeit unserer Anstrengungen überzeugt haben würde. Zu unserm großen Bedauern erfahren wir, daß bei dem englischen Publicum ein weniger günstiger Eindruck vorherrscht. Eine Anzeige davon finden wir in der beigeschlossenen Depesche Lord Palmerston's, die Sir Hamilton Seymour mir mitgetheilt hat. Sie bildet die Fortsetzung zu einer Denkschrift über die Vorzüge der türkischen Methode, die Hr. Buchanan mir zugestellt hatte."

„Es kann nicht unsere Absicht sein, Herr Baron, den Eifer der türkischen Ingenieure oder die Vorzüge ihrer Methode herabzusetzen; aber wir haben geglaubt, daß eine in England (drei mal) gebaute Baggermaschine mehr Vertrauen erwecken, größere Erfolge verheißen müsse. Ungeachtet der Bemerkungen Hrn. Buchanan's über die Vorzüge des türkischen Systems werden wir fortfahren, die Verbesserungen vorzuziehen, welche die Mechanik in England (vier mal) in diesem Zweig eingeführt hat. Wir zweifeln nicht, daß die Regierung Ihrer britischen Majestät diese Ansicht theilt. Wir sind ebenso überzeugt, daß sie die

Vorurtheile für ebenso unbegründet hält wie wir, welche in dem englischen Handelsstande über unsere Absichten gegen den Handel der Donauländer herrschen.“

„Wenn man sich gegenwärtig hält, daß Rußland mit großen Opfern jenen Provinzen die Vortheile, die Sicherheit, die Freiheiten verschaffte, die sie jetzt genießen, so wird man anerkennen müssen, daß eine engherzige Handelspolitik den Berechnungen unserer Regierung fern liegt. Sie nährt fortwährend eine wohlwollende Sorge für die Entwickelung und das Gedeihen der Donauländer. Ungeachtet der jüngsten Erschütterungen, denen Rußland in Gemeinschaft mit der Pforte glücklich ein Ziel gesetzt hat, sehen diese Länder ihre Hülfsquellen sich fort und fort entwickeln. Der natürliche Abfluß, den die Donau gewährt, ist den Schiffen aller Völker frei zugänglich. Wir verlangen keinen bessern Beweis dafür als das Zeugniß des englischen Consuls, daß die Sulinamündung gegenwärtig 12¼ Fuß Wasser hat.“

„Wir würden glücklich sein, wenn im Mittelpunkt unserer Handelsthätigkeit, im Flußbette der Newa unsere Anstrengungen eine gleiche Wassertiefe erreichen könnten. Wenn hier wie anderwärts Sandbänke den Arbeiten der Kunst einen schwer überwindlichen Widerstand entgegensetzen, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß Odessa auf Petersburg eifersüchtig ist.“

„Diese Betrachtungen führen auf eine Wahrheit, die so allgemein anerkannt ist, daß sie keines Commentars bedarf. In allen Ländern, deren Cultur fortschreitet, hat die Wassermasse der großen Flüsse die Neigung abzunehmen. Der Rhein, die Elbe, bei uns der Dniestr und der Dniepr unterliegen diesem Gesetz. Kann man sich wundern, daß es mit der Donau derselbe Fall ist? Vor zwanzig Jahren soll die Mündung 16 Fuß gehabt haben. Wenn dem so ist, so verdienen die türkischen Ingenieure deshalb so wenig Lob als die unserigen Tadel, daß die Wassertiefe jetzt nur 12¼ Fuß beträgt. Die Ursache muß in den Veränderungen gesucht werden, welche die Natur nach und nach bewirkt. So bescheidet sich die Stadt Taganrog, ihren Hafen seichter werden zu sehen, je mehr sich das Asowsche Meer zurückzieht.“

„Eine Regierung, wie gut auch ihre Absichten, kann nicht die unwiderstehlichen Wirkungen der Zeit abwenden. Sie kann nur einstehen für guten Willen, Eifer, Beharrlichkeit in Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche die Natur geschaffen und gegen die sie innerhalb der Grenzen des Möglichen ankämpft. Das haben wir gethan und werden wir ferner thun, ohne uns durch ungerechte Vorwürfe beirren oder entmuthigen zu lassen, die von irgend welcher Seite gegen die Absichten unserer Regierung erhoben werden mögen.“

„Es ist befriedigend für uns, aus Lord Palmerston's Depesche zu

entnehmen, daß die Regierung Ihrer britischen Majestät diese Vorurtheile nicht theilt. Sie hat sich verpflichtet gehalten, uns mitzutheilen, daß dieselben existiren. Mit derselben Offenheit erklären wir, inwiefern wir sie für irrthümlich halten. Aus diesem wechselseitigen Ideenaustausch müssen beide Cabinete die Ueberzeugung gewinnen, daß ihnen die Interessen des Handels, an dem sie beide theilnehmen, gleichmäßig am Herzen liegen. Sie werden die Güte haben, Hr. Baron, diese Wahrheit gegen Lord Palmerston auszudrücken, indem Sie ihn mit einer Abschrift dieser Depesche versehen."

Die Antwort auf diese Depesche fehlt. Um Weihnachten wurde Palmerston entlassen.

Sir G. H. Seymour an Palmerston, 17. November. „In der Unterhaltung mit Hrn. von Seviavine nahm ich Gelegenheit, die erneuerten Beschwerden des Viceconsuls Cunningham zu berühren. Da seine Antwort eine leichte Ungeduld verrieth, so bemerkte ich, daß meine Mittheilung nur zu seiner Information dienen solle, da die englische Regierung sich überzeugt halte, daß es die Absicht des russischen Cabinets sei, nach seinem erklärten Wunsche zu handeln, und da Eure Herrlichkeit demgemäß mir keine Anweisung zu neuen Vorstellungen ertheilt hätten."

Derselbe an den Grafen Granville, der inzwischen Minister des Auswärtigen geworden, 20. Januar 1852. Auszug. „Meines Erachtens liegt es nicht so sehr an dem Willen der russischen Regierung als an den Mitteln, die zur Ausführung gewählt werden. Es klingt plausibel, wenn uns gesagt wird, daß die Türken nur plumpe Haken zur Reinhaltung des Fahrwassers gebraucht haben, während die Russen eine theure, aus England bezogene Dampfmaschine benutzen. Indessen glaube ich, daß die englische Maschine allein ganz unentsprechend ist und mit der Anwendung von Haken verbunden werden muß, die, wie man mir auseinandergesetzt hat, ganz unentbehrlich sind, um das Flußbett, in das die Maschine Löcher gräbt, wieder zu planiren."

Lloyd an Palmerston, 29. December. Der Hafencapitän habe ihn aufgefodert, ihn in einem Boote hinauszubegleiten und sich zu überzeugen, daß die Einfahrt außerhalb der Bojen, die er in einem Berichte an Lord Palmerston erwähnt, nicht existire. (Die Depesche, in der Palmerston diese Thatsache dem russischen Cabinet mitgetheilt, fehlt.) Die schwarze Boje und die schwimmenden Tonnen, die das Fahrwasser bezeichnen, seien nicht dagewesen, angeblich weil der Sturm sie losgerissen. Die ganze Inspection sei also nutzlos gewesen. Wegen der Abwesenheit dieser Marken seien an demselben Tage 11 Schiffe havarirt. Er habe gefragt, weshalb die Wracks nicht mit Tonnen bezeichnet

seien, und habe die Antwort erhalten: „es seien deren so viele, daß es unmöglich sei, sie zu bezeichnen".

Granville an Sir G. H. Seymour, 16. März. Abschrift des vorstehenden Berichts.

Sir G. H. Seymour an den Grafen Malmesbury, der inzwischen Minister geworden, 31. März. Er habe dem Grafen Nesselrode neue Vorstellungen gemacht und den östreichischen Geschäftsträger aufgefodert, gemeinsam mit ihm zu remonstriren.

Malmesbury an Sir G. H. Seymour, 13. April 1852. Das Verhalten gebilligt.

Graf Clarendon, der inzwischen Minister geworden, an Denselben, 5. Juli 1853. Er übersendet einen ausführlichen Bericht des Consuls Lloyd vom 20. Juni mit der Anweisung, die Hoffnung der englischen Regierung auszudrücken, daß geeignete Maßregeln würden ergriffen werden.

Der Bericht besagt, daß der Bagger in dem Jahre 1852 nur zehn mal hinaus und jedes mal durchschnittlich vier Stunden in Thätigkeit gewesen ist. Im letzten Frühjahr sei eine immense Zahl von Schiffen gescheitert. Wasserstand acht Fuß.

Sir G. H. Seymour an Clarendon, 15. Juli. Er habe dem Grafen Nesselrode Vorstellungen gemacht, die nicht ohne Eindruck geblieben zu sein schienen. Excellenz habe versprochen, daß die Sache sorgfältig untersucht werden solle. Er, Seymour, habe den Bericht Lloyd's dem östreichischen Gesandten mitgetheilt.

Und so „schwebt" die Sache fort.

An welchem Ende soll man den Knäuel von Betrachtungen anfassen, die sich bei der Lecture dieser Actenstücke aufdrängen? Zunächst das Formelle des Geschäftsganges, die Art und Weise der Bearbeitung. Sie ist leicht charakterisirt: planlos und liederlich. Der Consul Lloyd — offenbar ein sehr umsichtiger und thätiger Agent, wahrscheinlich deshalb von der russischen Regierung aus Gesundheitsrücksichten nicht zugelassen und jedenfalls deshalb von der englischen Regierung nach Ibrail geschickt — bringt in seinem ersten Bericht die Sache in die richtige Lage. Rußland ist vertragsmäßig verpflichtet, das Fahrwasser in Ordnung zu halten; unter den Türken waren 16—17, unter den Russen sind 10—8 Fuß Wasser. Der Uebelstände sind drei: Versandung, Wracks und Mangel an Piloten. Auf diesen Grundlagen war vorzugehen. Es muß doch eine Möglichkeit sein, durch Zeugen festzustellen, wie tief das Fahrwasser zur türkischen Zeit gewesen, und durch Sachverständige, wie es wiederherzustellen. Aber davon ist keine Rede. Die englische Diplomatie nimmt auf, was der Consul sagt, die russische behauptet,

das sei nicht wahr, und nach fünf Jahren ist die factische Streitfrage nicht um einen Schritt weiter. Die beiden letzten Uebelstände verschwinden aus den Acten; die ganze Correspondenz dreht sich um Haken oder Bagger, und wenn sie vor dem Untergange der Welt einmal erledigt sein sollte, so beginnt das zweite Capitel, was mit den Wracks anzufangen. Die Personen, die allein handeln, allein denken, sind die Consuln. Nur ihr Anstoß setzt die Sache in Bewegung. Was sie suppeditiren, nimmt Lord Palmerston auf, um es ebenso schnell wieder zu vergessen. Er ist der Briefträger zwischen den Consuln und dem Gesandten in Petersburg, und der Gesandte der Briefträger zwischen ihm und dem Grafen Nesselrode. Das Fundament für die englische Regierung sind die Verträge von Wien und Adrianopel. Aber der russischen Regierung zu sagen, daß sie verpflichtet ist, scheint undiplomatisch. Palmerston stützt sich auf ihr „Versprechen". Dann appellirt er an ihr Billigkeitsgefühl, dann faßt er sie bei der Ambition; sie werde doch können, was die Türken gekonnt. Zur Abwechselung kommt er auch einmal auf die Verträge. Endlich erzählt er ihr, die Leute glaubten, sie wolle nicht. Damit ja keine Untugend der Bureaukratie fehle, liest er auch die Acten nicht, übersieht in der Depesche vom 22. October 1850 die Hauptsache und muß daher, wie eine Dame zu ihrem Briefe, am 4. November ein Postscript machen. Ebenso gut bureaukratisch geht es auf russischer Seite zu. Die Consuln führen Beschwerde über die Ortsbehörden; die Ortsbehörden werden zum Bericht aufgefodert und berichten, es sei Alles in der schönsten Ordnung, folglich ist Alles in Ordnung, actenmäßig wenigstens. Extra acta scheitern die Schiffe.

Angenommen aber auch, das „Decernat" würde gut bearbeitet — und vielleicht ist das in den auswärtigen Ministerien anderer Länder der Fall —, angenommen, alles factische Material sei herbeigeschafft, jeder Schriftsatz des Grafen Nesselrode gehörig beantwortet: was dann? würde dann 16 Fuß Wasser in der Donau sein?

Wenn sonst ein Staat seine vertragsmäßigen Verpflichtungen nicht erfüllte, so erinnerte der andere Theil, brauchte Repressalien, wenn die Erinnerungen nicht halfen, schritt zum Kriege, wenn er sich stark, den Gegenstand wichtig genug hielt. Um unbedeutendere Dinge als um die Versperrung der Donau sind erbitterte Kriege geführt worden. War der beeinträchtigte Theil zu schwach, konnte er auch keine Bundesgenossen finden, so protestirte er laut vor aller Welt, daß ihm Unrecht geschehen, daß der Verpflichtete böswillig sei. Recht blieb Recht, wenn es auch nicht die Gewalt hatte; Unrecht Unrecht, wenn es auch triumphirte. Das Rechtsbewußtsein wurde nicht verdunkelt, die öffentliche Meinung nicht verfälscht.

Die moderne Diplomatie rühmt sich, daß sie den Krieg verhüte

Das ist insoweit wahr, als sie den Krieg, wenn er doch kommt, anders nennt, z. B. Ausführung eines Protokolls, Herstellung von Ruhe und Ordnung, temporäre Garnisonswechsel, Misverständnisse ꝛc. Wenn es richtig ist, „daß die Rose ebenso süß duften würde, auch wenn sie anders hieße", so wäre damit nicht viel gewonnen. Unter der Aufsicht der Diplomatie, während des „dreißigjährigen Friedens", sind alle Länder Europas mit Ausnahme von England und der skandinavischen Halbinsel mit Blut getränkt werden. Die Berühmung ist aber auch insoweit wahr, als die Diplomatie es nicht hat zum Kriege oder auch nur zu Repressalien kommen lassen, wo es sonst dazu gekommen wäre, d. h. wo ein Theil hartnäckig Rechtsverletzungen begeht. Welches Geheimmittel besitzt sie denn aber, um das verkümmerte Recht, das beeinträchtigte Interesse ohne Gewalt durchzusetzen? Dies blaue Büchlein gibt die Antwort. Lord Palmerston hofft, hofft ernstlich, erinnert, erinnert dringend, empfiehlt, empfiehlt angelegentlichst. Rußland will nicht. Er appellirt an das Rechtsgefühl, an das Ehrgefühl. Rußland will noch immer nicht. Er greift zu dem letzten heroischen Mittel in dem Laboratorium der Diplomatie — sagt er: ihr wollt noch nicht? Nein, das wäre undiplomatisch; er sagt: die Leute denken, ihr wollt nicht. Rußland stellt sich dumm, dankt für die Offenheit, mit der er es auf die Vorurtheile des Publicums aufmerksam gemacht, und beglückwünscht ihn, daß er sie nicht theile. Im Privatleben Jemandem Das sagen, was Nesselrode in der Depesche vom 11. (23.) October Lord Palmerston sagt, nennt man: ihn zum Narren halten. Damit ist der Klimax erschöpft; Graf Clarendon beginnt von neuem, „hofft" von vorne. Unterdessen füllt sich die Mündung der Donau mit Wracks wie die Höhle eines Raubthiers mit Skeletten; die russische Regierung kann nicht so viel Tonnen aufwenden, als Schiffe scheitern!

Ein beliebter Rechtfertigungsgrund für die stehenden Gesandtschaften ist der, daß durch persönlichen Verkehr eine Menge von Fragen leichter, schneller, freundschaftlicher erledigt würden als durch Schriftwechsel. Auch darüber gibt dies blaue Buch Zeugniß. Sir Hamilton Seymour fährt vor, er nimmt Platz, er wispert, zart wie ein Morgenlüftchen. Hr. von Seviavine „verräth eine kleine Ungeduld", „scheint sich verletzt zu fühlen". Sofort widerruft der englische Gesandte, was er eben gesagt, oder behält für sich, weshalb er eigentlich gekommen. Er führt seine Instructionen nicht aus, „weil doch nur eine gereizte Antwort erfolgen würde". Einmal faßt er sich ein Herz, die unangenehme Sache zu besprechen; da verweist Nesselrode auf „eine kleine Denkschrift, die er habe ausarbeiten lassen". Endlich kommt er gerüstet mit Material und muthigem, unwandelbarem Entschlusse. Nesselrode „zeigt eine erhebliche Abneigung, auf eine Besprechung einzugehen",

und expectorirt sich schriftlich an Palmerston. Was ist also der Gewinn, daß man, anstatt mit einem Kostenaufwande von 10 Silbergroschen Porto und 6 Pence Copialien für den Brief die Verhandlung schriftlich zu führen, mit enormen Kosten einen Gesandten unterhält? Daß der Gesandte sich um die Sache herumdrückt soviel er kann. Welcher friedfertige Mensch mag denn zanken, welcher Gentleman denn andern Leuten sagen, daß sie keine Gentlemen sind, welcher Gourmand Morgens mit den Herren hadern, mit denen er Mittags zu Tische sitzt?

Wenn Palmerston ein gutes Exemplar eines energischen Diplomaten ist, so muß man nach der Lecture dieser Actenstücke sich sehr stark der Ansicht zuneigen, die gegenwärtig in England laut gepredigt wird, nämlich daß die Diplomatie nichts ist als ein Schirm, hinter dem Rußland arbeitet, und daß ein Besserwerden damit anfangen müßte, sämmtliche Gesandtschaftsposten einzuziehen, auch das Visiren der Pässe noch den Consuln zu überlassen, nur zu besondern Zwecken besondere Botschafter zu schicken und kein größeres Geheimniß zu beobachten als das, mit dem die amerikanische Diplomatie nicht blos auskommt, sondern auch noch Erfolge erreicht.

Eine Erklärung des Herrn Professor Klencke in Braunschweig.

Unsere Leser entsinnen sich ohne Zweifel noch eines Aufsatzes von Hrn. Dr. Martin Hertz in Berlin, den wir vor einigen Monaten unter der Ueberschrift: „Karl Lachmann als Recensent von Klencke's «Lessing»“, (Nr. 26, S. 945 fg.) brachten. In demselben handelte es sich um eine lobhudelnde Anzeige des genannten Romans, welche angeblich von dem verstorbenen Lachmann herrühren sollte, während alle innern wie äußern Merkmale diese Autorschaft geradezu als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Nichtsdestoweniger hatte Hr. Professor Klencke in Braunschweig, an den Hr. Hertz als Biograph und langjähriger Freund und Schüler Lachmann's sich deshalb gewendet, ihm dieselbe bestätigt, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß die Lachmann'sche Handschrift des Aufsatzes durch seine eigenen Hände gegangen; auch wollte er noch zwei Briefe Lachmann's an ihn besitzen, die das Nähere über den Vorgang enthalten sollten. Von Hrn. Hertz ersucht, ihm diese Briefe mitzutheilen, hatte Hr. Klencke sich entschuldigt, dieselben nicht auffinden zu können; vermuthlich habe er sie einem durchreisenden Handschriftensammler aus Rußland mitgegeben. Doch wolle er sich Mühe geben, sie wieder aufzutreiben, und sie alsdann Hrn. Hertz sogleich mittheilen. Dies der Thatbestand, den Hr. Hertz in dem eingangs erwähn-

ten Artikel erzählte, indem er zugleich Hrn. Klencke öffentlich an seine Zusage erinnerte und das Publicum zum Zeugen derselben machte.

In Bezug nun auf diesen Artikel geht uns jetzt, nach reichlich drei Monaten, eine Erklärung des Hrn. Professor Klencke zur Veröffentlichung im „Deutschen Museum" zu. Die wörtliche Veröffentlichung kann nicht gut statthaben, wenigstens nicht in diesen Blättern, da die Form der Erklärung dazu nicht geeignet ist. Doch kommen wir dem Wunsche des Hrn. Klencke mit Vergnügen insoweit nach, als wir den sachlichen Inhalt seiner Erklärung hier unentstellt und unverkürzt mittheilen wollen. Hr. Professor Klencke erklärt zunächst „weder Zeit noch Muße" gehabt zu haben, früher als jetzt Notiz von dem Hertz'schen Artikel zu nehmen, ja er würde dieselbe überhaupt niemals genommen haben, wenn Hr. Hertz ihm seinen Aufsatz nicht postfrei zugesendet hätte. Er versichert ferner, denselben „mit lachender Miene im Kreise einer großen Badegesellschaft laut vorgelesen zu haben" (wobei wir uns erlauben, an den in Nr. 30, S. 147 fg. abgedruckten Schmähbrief zu erinnern, der durch diese neueste Erklärung des Hrn. Klencke ein eigenthümliches, wenn auch nicht unerwartetes Licht erhält) und „ebenso lachend und ohne die mindeste Empfindlichkeit" schreibe er auch diese Zeilen. Sodann heißt es wörtlich weiter: „Ob die fragliche Recension wirklich von Lachmann stammt oder nicht, ist mir völlig gleichgültig" (wobei wir wiederum daran erinnern müssen, daß Hr. Klencke in einem frühern Briefe an Hrn. Hertz sich ausdrücklich als Lachmann's Freund einführte, auch nach Lachmann's Tode dem Verleger seines Romans den Namen des günstigen Beurtheilers selbst namhaft gemacht haben wollte), „da ich seit Jahren gar keine Recensionen lese, nachdem ich die Erfahrung gemacht habe, daß man, selbst von gewissen sogenannten literarischen Notabilitäten, eine lobende Recension für zwei Louisdor erhalten und auf eine herunterreißende Kritik sicher rechnen kann, wenn man ein Darlehn von fünf Thalern verweigerte." Hrn. Hertz „mit einer Erwiderung zu bedienen", habe er „für den Augenblick weder Zeit noch Laune", werde ihm jedoch gern ein eigenes „humoristisches Capitelchen" in seinem für den Druck vorbereiteten Buche: „Aus dem Tagebuche meines Stilllebens. Eine Selbst-, Welt- und Menschenschau", widmen, und zwar werde er darin nachweisen (wörtlich): „daß ich Hrn. Hertz muthwilligerweise in der sentimentalen Beantwortung seiner zudringlichen Briefe zu Ergötzung meiner nächsten Freunde nur zum Besten gehabt habe."

Soweit das Factische in der Erklärung des Hrn. Klencke. Was er mit seinem Verleger Hrn. Kollmann in Leipzig gemacht und ob er diesen auch nur „zum Ergötzen seiner nächsten Freunde zum Besten gehabt", als er ihm Lachmann als Verfasser der in Rede stehenden

Kritik genannt oder wie das sonst zusammenhängt, darüber ist in der Klencke'schen Zuschrift nichts zu finden; vielleicht findet Hr. Kollmann selbst sich veranlaßt, darüber einigen Aufschluß zu geben. In der That indeß möchte dies kaum mehr nöthig sein, da jeder Leser, der dem Verlauf der Angelegenheit einige Aufmerksamkeit geschenkt oder der sich die Mühe geben will einige Nummern zurückzublättern, ohnedies schon im Klaren sein wird sowol über den Zusammenhang der Sache als auch über die Rolle, welche Hr. Klencke darin spielt und der er sich jetzt vergeblich zu entziehen trachtet. R. P.

Literatur und Kunst.

Die deutsche Literatur sucht ihren alten Ruhm, die eigentliche Weltliteratur zu sein, indem sie mit neidlosem Fleiß das Schönste, Beste und Merkwürdigste aus allen Literaturen der Erde zusammenträgt, noch immer aufrecht zu erhalten; nachdem wir den Orient geplündert und die Weisen der Chinesen und Malaien bei uns eingebürgert haben, lehrt man jetzt auch noch die Muse der Finnen, diese einsamste und verlassenste aller Musen, in deutscher Zunge zu singen: „Kalewala, das Nationalepos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner" (Helsingfors, Frenckell und Sohn). Die Sprache der Finnen hat bekanntlich erst in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen, dann aber in ungewöhnlichem Grade; ihre Aehnlichkeit mit der ungarischen Sprache läßt vermuthen, daß Ungarn und Finnen dieselben ältesten Wohnsitze gehabt haben und gleichmäßig vom Ural herüber gewandert sind. Auch die Poesie der Finnen, die natürlich bloße Volkspoesie und niemals zu eigentlicher literarischer Ausbildung gekommen ist, blieb lange Zeit so gut wie unbekannt. Zwar hatte schon unser berühmter deutscher Polyhistor Daniel Morhof in seinem im Jahre 1682 zu Kiel erschienenen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" eine Probe finnischer Volkspoesie, nämlich ein Bärenlied, das er aus Bäng's „Historia Ecclesiastica Sveo-Gothorum" entlehnt hatte, nebst deutscher Uebersetzung gegeben. Doch stand diese Mittheilung ganz vereinzelt und auch die gelegentliche Bearbeitung eines finnischen Liebesliedes von Goethe war nicht im Stande, dieser verschollenen Literatur das Interesse der Sprachforscher und Kunstfreunde zuzuwenden. Erst der Patriotismus des in Finnland mit Recht gefeierten Professor Porthan, eines geborenen Finnländers, veranstaltete in den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts die ersten, wenn auch noch fragmentarischen Sammlungen finnischer Volkspoesie, wodurch auch Ganander und Lencquist sich zu weitern Forschungen angeregt sahen. In größerm Umfange wurden dieselben von Zacharias Topelius fortgesetzt, der von 1822—36 fünf Bände finnischer Volkslieder erscheinen ließ. Noch ausgedehntere Sammlungen veranstaltete Dr. Lönnrot, der zu diesem Behuf in den Jahren 1822—32 verschiedene mühselige Reisen machte, sowol in Finnland selbst als außerhalb des eigentlichen Finnlands, namentlich in den von Finnen bewohnten Strecken des archangelschen Gouverne-

ments, welche sich ganz besonders ergiebig erwiesen. Dem Beispiel folgend, welches schon im Jahre 1820 Professor von Becker in der zu Åbo in finnischer Sprache erscheinenden Wochenschrift mit einer Menge Lieder über Wäinämöinen gegeben hatte, fügte er sämmtliche alte Volkslieder oder Runots über Wäinämöinen, Ilmarinen, Lemminkäinen, soweit dieselben im Volke noch lebendig waren, zu einem großen Epos zusammen; dasselbe erschien zum ersten mal 1835 in zwei Bänden unter dem Titel: „Kalewala", d. i. Vater der Helden, in einem Umfange von mehr denn 12,000 Versen in 32 Gesängen. Eine zweite, fast doppelt so starke Ausgabe, ebenfalls unter Lönnrot's Redaction, erschien 1849 auf Betrieb der finnischen Literaturgesellschaft; es ist diejenige, welche auch dieser Uebersetzung zu Grunde liegt. Doch hatte schon die erste großes Aufsehen unter den Gelehrten Europas hervorgebracht; Jakob Grimm schrieb seine berühmte Abhandlung „Ueber das finnische Epos" in Höfer's „Zeitschrift für Wissenschaft der Sprache" (1845), in der er hauptsächlich die Wichtigkeit der finnischen Volkspoesie für germanische Sprach- und Mythenforschung hervorhob; M. A. Castrén, der auch an der Ausgabe von 1849 und ebenso auch an dieser Schiefner'schen Uebertragung wesentlichen Antheil nahm, gab 1841 eine schwedische, Léonzon le Duc 1845 eine französische Uebersetzung heraus ꝛc. Jetzt endlich ist auch eine deutsche erschienen; dieselbe ist mit lobenswerther Genauigkeit und Sachkenntniß gearbeitet und wird nicht nur von Sprachforschern und Gelehrten mit Nutzen verglichen werden, sondern auch der Freund der Poesie wird manches Genußvolle darin finden, vorausgesetzt daß er Geduld und Selbstüberwindung genug hat, die einzelnen theils erhabenen, theils anmuthigen Scenen aus dem Wust von Trivialität und Fratzenhaftem herauszusuchen, mit welchem sie übrigens vermischt sind. Aber gerade diese Vermischung ist andererseits wiederum so charakteristisch und läßt so tiefe Blicke in die Eigenthümlichkeit des Volks und seiner geschichtlichen Entwickelung thun, daß der Aesthetiker in diesem Fall gern vor dem Historiker zurücktritt. Vielleicht wäre es zur Verbreitung des Buchs beim großen Publicum gut gewesen, der Uebersetzung eine ausführlichere Einleitung nebst orientirenden Anmerkungen beizufügen; das beigeschlossene Namensverzeichniß ist zwar ganz praktisch eingerichtet, reicht aber doch für das Bedürfniß der meisten Leser nicht aus.

Im Uebrigen ist es nicht wol möglich, die „Kalewala" zu nennen, ohne dabei auch des schon erwähnten M. A. Castrén zu gedenken, jenes unerschrockenen Reisenden, der sich die Erforschung des äußersten Nordens zur Lebensaufgabe stellte und dabei auch für finnische Sprache und Poesie eine Masse der schätzbarsten Entdeckungen und Forschungen machte, an deren Verarbeitung er leider durch seinen vorzeitigen Tod (1851) verhindert ward. Es ist daher ein erwünschtes Zusammentreffen, daß uns gleichzeitig mit dieser „Kalewala", die von dem Uebersetzer in gerechter Würdigung dem Andenken Alexander Castrén's gewidmet ist, auch eine deutsche Bearbeitung der Castrén'schen Reisen selbst in die Hände kommt: „Matthias Alexander Castrén's Reisen im Norden. Aus dem Schwedischen übersetzt von Henrik Helms. Mit einer Karte von dem nördlichen Rußland" (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn). Wir erhalten darin zweckmäßig geordnete Auszüge aus den Tagebüchern, welche Castrén auf den verschiedenen Reisen

geführt, die er von 1838—44 in Lappland, Karelien und Sibirien unternommen und durch die er seinen Namen für immer in die Geschichte der Wissenschaft eingetragen hat. Wir begleiten ihn namentlich auf den ersten schüchternen Versuch einer Reise nach Lappland im Sommer 1838, machen im nächstfolgenden Sommer einen Ausflug mit ihm nach dem russischen Karelien, wo besonders für finnische Volkspoesie sich mancherlei Ausbeute ergibt, und nehmen endlich theil an jener großen dreijährigen Reise, die er auf Kosten der petersburger Akademie vom November 1841 bis März 1844 nach Lappland, dem Weißen Meere und Sibirien unternahm und auf der er leider den Keim seines frühen Todes legte. Die Schilderung all dieser Reisen ist einfach und anspruchlos, von anmuthiger Lebendigkeit und Treue; selbst ein gewisses spießbürgerliches Element, das dem berühmten Reisenden bei all seinem Muth und seiner Ausdauer beiwohnt, wird uns mit liebenswürdiger Naivetät entschleiert und dient nur dazu, uns den Charakter menschlich näher zu rücken. Da das Buch gut geschrieben und fließend übersetzt ist, so darf es auch als Unterhaltungslecture empfohlen werden und wollen wir namentlich die zahlreichen Freunde von Reisebeschreibungen und ethnographischen Schilderungen darauf aufmerksam machen.

gl.

Der ungemein günstige Erfolg, welchen die neue billige Ausgabe der Cotta'schen „Deutschen Classiker“ gehabt, hat zahlreiche ähnliche Unternehmen hervorgerufen, von denen zwei uns werthvoll genug erscheinen, um auch die Leser des „Deutschen Museum“ darauf aufmerksam zu machen. Das erste ist die neue, sehr veränderte und verbesserte Ausgabe der bekannten Metzler'schen Uebersetzungsbibliothek, die seit einigen Monaten unter dem Titel: „Classiker des Alterthums. Eine Auswahl der bedeutendsten Schriftsteller der Griechen und Römer in neu bearbeiteten Uebersetzungen“ (Stuttgart, J. B. Metzler) erscheint. Die Metzler'schen Uebersetzungen erfreuen sich seit Jahren eines wohlverdienten Rufs sowie einer weiten Verbreitung; die vorliegende neue verbesserte Ausgabe aber ist noch mehr als das, sie ist als ein ganz neues, den fortgeschrittenen Leistungen der Wissenschaft sowie dem wirklichen Bedürfniß des Publicums mit Verstand und Einsicht angepaßtes Unternehmen zu betrachten. In letzterer Hinsicht heben wir namentlich hervor, daß sowol die Auswahl der zu übersetzenden Schriftsteller als auch die Anzahl der Hefte beschränkt ist, sodaß Preis und Dauer des Werks sich schon jetzt genau berechnen lassen, ein Vortheil, den bekanntlich nur die wenigsten Unternehmungen dieser Art bieten und der doch, besonders bei demjenigen Leserkreise, auf welchen sie ihrer Natur nach vorzugsweise berechnet sind, nicht der letzte ist. Die Uebersetzungen selbst sind theils ganz neu angefertigt, theils sorgfältig durchgesehen und verbessert; ebenso die Einleitungen sowie die Mehrzahl der Anmerkungen. Die bisher erschienenen neun Lieferungen bringen den Anfang des Lucian, übersetzt von A. Pauly, den Anfang des Livius, übersetzt von C. F. Klaiber, umgearbeitet von W. S. Teuffel, Aeschylos' Tragödien von Minckwitz vollständig, sowie den Anfang des Virgil, übersetzt von C. N. von Osiander. Sämmtliche Uebersetzungen sind ebenso getreu wie geschmackvoll und geben ein erfreuliches Zeugniß von den Fortschritten, welche das Verständniß des Alterthums sowie die Kunst der Uebersetzung bei uns

gemacht. Und daß auch die Fortsetzung des Werks hinter diesem trefflichen Anfang nicht zurückbleiben wird, dafür geben Namen wie Schöll, Spengel, Walz, Roth, Zell, Rapp, Hertzberg, Wiedasch und viele andere genügende Bürgschaft. Auch die Ausstattung ist dem Geschmack der Zeit angemessen, während der Preis von erstaunlicher Billigkeit ist, sodaß also das Ganze mit bestem Grund der lebhaftesten und ausdauerndsten Theilnahme des Publicums empfohlen werden kann. — Dasselbe gilt auch von der wohlfeilen Ausgabe der „Französischen Classiker", die bei Bechthold in Frankfurt a. M. erscheinen. Dieselben sollen die sämmtlichen Werke von Béranger, Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Thiers, Molière und Rousseau, von Voltaire aber Dasjenige enthalten, was noch jetzt beliebt und zeitgemäß ist. Auch hier ist die Ausstattung bei demselben billigen Preise geschmackvoll und sauber, während der Text, soweit aus den bisher erschienenen beiden Lieferungen (von denen die erste den Anfang von Thiers' „Histoire de la révolution française", die zweite Molière's „Etourdi" bringt) geschlossen werden darf, sich durch Genauigkeit und Reinheit empfiehlt. Wir zweifeln nicht, daß das Unternehmen sich ebenfalls einer günstigen Aufnahme erfreuen wird; ist auch das ungetheilte Ansehen, das die französische Literatur in früherer Zeit bei uns genoß, neuerdings vielfach erschüttert worden, so bieten doch gerade diejenigen Schriftsteller, welche diese Bibliothek zu bringen beabsichtigt, des Schönen und Nützlichen so viel, daß keine Zeit und kein Volk sie entbehren kann. R. P.

Correspondenz.

Aus Paris.

Ende September 1853.

K. S. Ob die Kometen Geschichte studiren, ob sie höhern Befehlen oder glücklichen Eingebungen gehorchen, weiß ich nicht; aber so viel steht fest, daß der kleine Komet dieses Sommers, so oft er auch von Illuminationen liebender Unterthanen verdunkelt worden, doch richtig seine Cholera, seine Getreidenoth und Traubenkrankheit, seine römische Verschwörung und Dardanelleneinfahrt prophezeit hat. Die Pariser kümmern sich um all das fast ebenso wenig als um Méry's neues Stück in dem neudecorirten Odeon, obwol dieses Stück einen Ahnherrn Ihrer Majestät feiert; seitdem die Zeitungen keine Bedeutung mehr haben, hat auch die Politik keinen Einfluß mehr. Man ergibt sich hier, neben einem orientalischen Luxus, auch einem orientalischen Fatalismus, bei dem freilich die orientalische Frage nur langsam vorschreitet. Ein erlauchter Mund erklärte bekanntlich, daß das Kaiserthum der Frieden; seitdem glaubt die französische und die mit ihr so „eng verbundene" englische Bourgeoisie wieder an ihre Macht. Mag das europäische Gleichgewicht immerhin auf einer Nadelspitze tanzen, sie werden es schon zur rechten Zeit stützen — „Rothschild gibt kein Geld her!" — Und was vollends die Getreidenoth betrifft, so merkt Paris gar nichts davon. Das moderne Regierungssystem hat solche banale Verlegenheiten längst überwunden; wozu wäre Frankreich sonst centralisirt? Ein Bischen bureaukra-

tische Einmischung, das Maximum aus der Revolutionszeit imperialistisch zubereitet, eine Rhapsodie im „Pays" — und wer fühlte sich nicht gesättigt, ja mehr als das!? Ich habe auch wirklich an den tables d'hôte, welchen ich mein Vertrauen zu schenken pflege, noch keine Abnahme des Brotes oder sonstiger Speisen entdeckt. Deshalb scheinen mir die ausgesprengten Gerüchte nur Machinationen Uebelwollender aus den „alten Parteien" zu sein. Der „Kreuzzug im Innern" ist noch nicht beendet, Frankreich bedarf noch einer Krönung. Mußte doch das Cabinet jüngst sogar ein Blatt wie den „Constitutionnel" verwarnen, ein Blatt, das, im Besitze der Herren Mirès und Milhoud, Capitalanlagen und Börsenspeculationen anzugreifen wagte, welche nicht die der Regierung sind. — Wer ist Mirès? fragen Sie bei dieser Stelle. Mirès, meine Herren, ist Robert Macaire II. Der Mann hatte noch vor zwei Jahren Nichts als eine Frau und 200,000 Francs Schulden. Dieses doppelte Minus hat er jetzt zu einem Plus von so und so viel Millionen und Gott weiß was noch erhoben; kein Mensch, er selbst nicht, kann wissen, wie reich oder wie arm er im Augenblick ist. Eine ähnliche Erscheinung sind die Pereiras, und mit diesen verwandt und ihnen nachstrebend sind die Rodrigues, ehemalige St.-Simonisten. Aber, um wieder auf Hrn. Mirès zurückzukommen: das Geschöpf will Meister werden, der Zauberbesen läuft allein, man erläßt actions réunies, man speculirt auf Kosten des Crédit foncier, und ein erstes Avertissement wird nöthig. Ganz Paris spricht von Nichts als von Mirès und Pereira, von Pereira und Mirès. Selbst Véron ist vergessen; darum schreibt er seine Memoiren.

Zum Verständniß dieser Situation ist es nöthig, sich zu erinnern, daß die Regierung nach dem 2. December die ganze Journalistik in ein oder zwei Localblätter zu centralisiren beabsichtigte. Weil man aber hierzu, wie heutzutage zu allem Uebrigen, der großen Unternehmer bedurfte, so verfielen die wenigen aus der großen Sündflut in die Arme der Reaction geretteten Zeitungen dem Einfluß weniger Börsenwölfe. Mirès commandirt in diesem Jahre über den „Pays" und den „Constitutionnel", Delamarre besitzt die „Patrie". Diese „Organe" vertreten natürlich in der Hauptsache die Interessen ihrer Brotherren; wenn morgen die vereinigten Flotten Odessa beschießen, wird das Organ der Delamarre'schen Zeitgeschäfte mit derselben Stirn des Coulissiers aus der Passage de l'Opéra zu beweisen suchen, daß der europäische Friede durch diese politische Demonstration nicht im Geringsten compromittirt werde. Bei so bewandten Umständen läßt nun bald Mirès den Delamarre, bald Morny den Mirès verwarnen.

Aber auch zu ihren übrigen Unternehmungen bedarf die Regierung der Speculanten; so konnte sie die Actien der sogenannten „Docks Napoléon" (eines riesenhaften Entrepots mit den Privilegien eines Freihafens, das am Bahnhof der nordwestlichen Eisenbahn gegründet werden soll) nur dadurch in die Höhe bringen, daß sie das Haus Pereira dafür gewann. Andere theilen sich in den Crédit foncier und Crédit mobilier, in die verschiedenen neuen Eisenbahnlinien oder Eisenbahn-Fusionen. Zuletzt kommt dann, wie der Poet im Gedicht, der „ehrliche Mann", ein pauvre honteux im verschabten Gewande, dessen spärliche Renten stets in Gefahr sind, zum Besten des Gemeinwesens um ½ Procent herunter convertirt zu werden...

Aber sprechen wir lieber von den Theatern, auf denen nicht Weltgeschichte,

sondern Dorfgeschichte gespielt wird. Im Gymnase wird das neue Stück George Sand's seit einigen Wochen jeden Abend aufgeführt: „Le pressoir" (die Kelter), eine Bauerngeschichte aus Burgund und aus der alten Zeit der Zünfte. Ohne gerade Sensation zu machen, hält sich das Stück auf den Bretern; ohne dem Lorberkranze der Dichterin ein neues Blatt hinzuzufügen, ist es doch ihrer nicht unwürdig. Das Volk ist darin so fein und richtig gezeichnet wie in ihrer „Claudie"; auch sind die Charaktergegensätze ähnlich motivirt. Das Interesse des Ganzen beruht auf einer Art erhabener Seelenfolterung, die sich natürlich an naiven Naturen am besten durchführen läßt. Zwei Freunde lieben dasselbe Mädchen, der Nichtgeliebte ist der Sohn des Wohlthäters, und der Edlere, Entsagende erringt, eben durch seine Entsagung, den Preis. Die Moral des Stückes könnte auch von Frederike Bremer sein; aber hätte George Sand stets so viel Moral gehabt, sie hätte schwerlich so viel poetische Kraft in sich angesammelt. „Le pressoir" folterte meine Spannung drei Acte hindurch, obwol ich das Unglück hatte, hinter der Claque zu sitzen, welche Alles that, um den Eindruck des Stücks zu verwischen, indem sie die Schauspieler an den unpassendsten Stellen stets beklatschte, gerade da wo man in schweigender Aufregung gespannter lauschen wollte. So eine Claque ist in einem Stück ohne Knalleffecte ganz desorientirt. — In der Komischen Oper „spielt" man jetzt Halévy'sche Musik. Die Komik seines „Nabob" besteht hauptsächlich in der naturgetreuen Nachahmung von Engländern, Hunden, Katzen und andern Thierstimmen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß die Oper einzelne Schönheiten hat, besonders hübsche Chöre. Das Libretto gehört zu dem Schlechtesten von Allem, was Scribe in seiner unendlichen Laufbahn geleistet. — Die Große Oper will es, wie man erzählt, im Laufe dieses Winters mit einigen alten Meisterwerken aus der Gluck'schen Periode versuchen, da sie von den modernen Meistern im Stich gelassen wird. Das wäre ganz schön und gut, wenn es nur von einer Direction abhinge und nicht auch zugleich von der Künstlergeneration. Unter den hiesigen Sängern wissen wir keinen, dem Kraft oder Verständniß genug für jene Werke der alten, ernsten, gedankenvollen Kunst zuzutrauen wäre. Die La Grua, vielleicht die einzige unter den Sängerinnen, die sich zur Erfüllung einer solchen Aufgabe hätte können heranbilden lassen, geht nach Wien. — Die italienische Oper kommt nach langem Hin- und Herreden endlich doch zu Stande und sie dankt diese unverdiente Wiederauffstehung, wie man sagt, einzig und allein den Bemühungen eines fürstlichen Diplomaten polnischer Abstammung, während er als Sänger und Compositeur der italienischen Schule angehört. So werden wir im nächsten Winter denn vielleicht eine diplomatisch-fürstliche Oper zu hören bekommen. — Zum Schlusse will ich noch eines neuen Schmuckes erwähnen, den die freigebige Regierung der Stadt angethan: ich meine die vier in Sandstein gehauenen Gruppen — immer ein Pferd mit seinem Bändiger — die man auf dem Pont de Jéna aufgestellt. Sie stammen von den Bildhauern Devaulx, Feuchère, Préault, Daumas. Die Statuen sind nichts Außerordentliches, nehmen sich aber auf ihren hohen Piedestalen ganz gut aus. Préault ist wieder etwas zu derb gewesen, Devaulx zu geleckt und zu gemessen.

Aus Tirol.

Anfang October 1853.

** Heute glaube ich, Ihnen Einiges aus Tirol melden zu können, was für die Leser Ihres Blattes von Interesse sein dürfte, und zwar um so mehr, da wol schwerlich eine Zeitung des weitern darüber berichtete. Das späte Eintreffen meines Briefes mögen Sie damit entschuldigen, daß ich vom Schauplatze der zu erzählenden Begebenheiten etwas entfernt wohne. Wir haben Mitte September im Oetzthale einen kleinen Tabackkrawall gehabt. Der Taback gehört in Oestreich bekanntlich schon seit Jahren zu den einträglichsten Monopolen der Regierung; der Anbau desselben sowie die Bewilligung dazu unterliegt bestimmten Gesetzen, welche mit Strenge aufrechterhalten werden. Vor Einführung desselben bauten die Oberinnthaler ihren Bedarf an Taback selbst, besonders eine schlechte Art mit grünlichgelben Blättern, die man allgemein aus nahe liegenden Gründen Stinker oder Lauskraut benennt. Mit dem Monopol hörte das nun zum großen Leidwesen der Bauern natürlich auf. Als jedoch das Jahr 1848 mit seinen Umwälzungen kam, wurde auch das „Lauskraut" wieder angebaut, indem die Bauern sich dabei auf die Bewilligung beriefen (und noch jetzt berufen), welche Erzherzog Johann gegeben habe, um sie damit zum Auszuge gegen die Wälschen zu bewegen. Als dann im Jahre 1851 das alte Verbot neu eingeschärft wurde, wollte das den Bauern nicht recht einleuchten; sie bauten ihr „Lauskraut" ziemlich öffentlich fort, trotz Rüge und trotz Spottes. Dagegen wurde nun heuer ein Streifzug angeordnet und die Execution Finanzwächtern und Gendarmen übertragen. Bei Sautens jedoch, einem Dorfe am Eingang des Oetzthales, erhob ein Bauer, der sich zufällig auf dem Felde befand, energischen Widerspruch, sodaß er arretirt wurde. Kaum war dies ruchbar geworden, so lief Jung und Alt zusammen und befreite den Gefangenen; Finanzwächter und Gendarmen sahen sich zu raschem Rückzug veranlaßt. Blut ist dabei nicht geflossen; einem Gendarm, welcher schießen wollte, brannte, wie man erzählt, der Zunder nicht ein. Aehnliches soll sich in Karröstten wiederholt haben. Hier wie dort waren besonders die Weiber sehr grimmig; wer die Verhältnisse kennt, weiß auch warum. Die Weiber nämlich bestreiten den Männern aus dem Erlös der Eier den Taback; wird dieser nun im Lande angebaut, so bleibt jenen ihr Eiergeld, das ihnen hier wie überall als Taschengeld dient, völlig ungeschmälert. Gegenwärtig ist eine weitläufige Untersuchung eingeleitet.

Vor einigen Tagen wurden in Sulzberg vier italienische Emissäre, welche aus der Schweiz gekommen waren, zufällig entdeckt und gefangen. Zuerst nach Innsbruck gebracht, wurden sie später infolge eines telegraphischen Befehls aus Wien nach Verona vor das Kriegsgericht geliefert. Man soll bei ihnen wichtige Papiere nebst vielem Gelde gefunden haben. Ueber den Zweck, der sie in das Land führte, gehen verschiedene Gerüchte; einstimmig dagegen wundert man sich über die Verkehrtheit der Revolutionspartei, daß sie Sendlinge in Gegenden schickt, wo ihre Bemühungen durchaus keinen glücklichen Boden finden können.

Die Universität zu Innsbruck hat zwei ihrer tüchtigsten Mitglieder, die Professoren Flir und Ficker, verloren, die aus Oestreich schwer zu ersetzen sein dürften. Für die Kanzel der italienischen Literatur wurde ein Poet aus

Venedig, Namens Onorato Occioni berufen; da derselbe des Deutschen nicht mächtig ist, wird er italienisch vortragen müssen. Sehr anerkennungswürdige Thätigkeit herrscht an den Gymnasien des Landes, wie dies namentlich die Programme seit dem Jahre 1850 bezeigen. Unser Land bietet dem Forscher nach jeder Richtung noch viel unverarbeitetes Material, das für die Wissenschaft oft von nicht geringem Belang ist. Es ist daher sehr verdienstlich, daß in den Programmen jetzt meistens Gegenstände behandelt werden, die sich direct auf Tirol beziehen. So hat am innsbrucker Gymnasium Pater J. Schöpf einen Aufsatz über das Verhältniß des bojoarischen Dialekts in Tirol zum Mittelhochdeutschen geliefert; Pater Rufinatscha von Meran gab eine Abhandlung über die romaunsche Sprache des Vintschgau und Engadin; Joseph Daum in Innsbruck stellte mit gründlichem Fleiß das Material über die Abstammung der Etrusker aus Tirol zusammen ꝛc. — Das sind denn sehr ernste Arbeiten; kurzweiliger ist ein Band Gedichte, welchen ein Hr. von Mahlschedl, der sich jetzt Ritter von Alpenburg nennt, herausgegeben hat. Es ist jetzt freilich eine Zeit, wo man nicht gern lacht; wer jedoch diese Gedichte in die Hand nimmt, wird sich wenigstens eines Lächelns nicht erwehren können. Es werden zwar durch ganz Deutschland viel schlechte Verse gemacht; wer aber wie obiger Herr Ritter in Wort und Gedanke so groteske Purzelbäume schlägt, der verdient schon als Prachtexemplar für ewige Zeiten in einem Museum aufbewahrt zu werden. Ein einziges Beispiel wird genügen; der Schlachtentod ist schon oft verherrlicht worden, aber gewiß noch nie, wie es in folgender Strophe des Ritters von Alpenburg heißt:

> Ein Plumbs! — ein Sprung! — der Schuß ging los!
> Die Kugel durch dem Hinterleibe
> Spaziert, als wär's zum Zeitvertreibe,
> Romantisch in der Erde Schoos.

Und so geht es fort cum gratia in infinitum. Wenn nichtsdestoweniger die k. k. Regierung dem Herrn Ritter von Alpenburg für diese Gedichte die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen hat, so wollte man damit in Wien wahrscheinlich nur die loyale Gesinnung des Verfassers ehren, vielleicht nach dem Spruche: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! Zur Ehre der tirolischen Muse will ich indeß doch beifügen, daß Herr Ritter von Alpenburg zwar in Innsbruck wohnhaft, jedoch kein Tiroler, sondern ein geborener Oberöstreicher ist.

Notizen.

Wie wir in einem Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung" lesen, sind in dem Nachlaß des verstorbenen Hofrath André in Offenbach, eines berühmten Freundes und Kenners der Musik, nicht weniger als 240 eigenhändige Manuscripte von Mozart aufgefunden worden. Darunter befinden sich nicht nur die vortrefflichsten Texte älterer Sachen, die zur Berichtigung der jetzt cursirenden, theilweis sehr mangelhaften dienen könnten, sondern auch ganz neue Sachen sind darunter, zum Theil aus Mozart's bester Zeit und seines erhabenen Namens vollkommen würdig. So namentlich zwei vollständige Opern,

drei theatralische Sonaten, elf Orgelsonaten mit Orchesterbegleitung, eine Litanei mit Chören und Arien u. s. w. Es ist in Vorschlag gebracht, diese unschätzbare Sammlung für den mäßigen Preis von 15,000 Gulden für die Mozart-Stiftung in Frankfurt a. M. anzukaufen. Allein so großartig dieser Vorschlag auch ist, so ist doch, wie die „Allgemeine Zeitung“ weiter berichtet, nur wenig Aussicht, ihn verwirklicht zu sehen, indem die zu diesem Zweck gesammelten Beiträge bisher nur ein höchst kümmerliches Resultat geliefert haben.

Wiederum ist der preußische Staat um einen seiner verdientesten und glänzendsten Namen ärmer geworden, einen Namen, der eine der hellsten Seiten in der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's III. einnimmt und mit dem das Aufblühen des preußischen Gewerbfleißes zu ewigem Gedächtniß verbunden ist: der „alte Beuth“ ist am 27. September gestorben. Im Jahre 1781 in Kleve geboren, war er bereits im Jahre 1801 in den preußischen Staatsdienst getreten, in welchem er rasch befördert ward, besonders nachdem Hardenberg selbst Gelegenheit gehabt, die ungewöhnliche Fähigkeit des jungen Mannes kennen zu lernen. Am wichtigsten wurde seine Thätigkeit, seitdem er im Jahre 1817 an die Spitze des preußischen Gewerbwesens getreten war; die ganze Blüte der preußischen Industrie verdankt ihren Ursprung seinen Anregungen, besonders der von ihm lange Jahre aufs ruhmvollste geleiteten königlichen Gewerbschule, die eine seltene Zahl namhafter und ausgezeichneter Schüler gebildet und in alle Zweige des preußischen, ja man darf sagen des deutschen Gewerbfleißes ein ganz neues, bis dahin unbekanntes Leben geleitet hat. Leider war der Lebensabend des ausgezeichneten Mannes nicht ganz so ungetrübt, wie seine außerordentlichen Leistungen es verdient hätten; die Principien, die bald nach dem Jahre Vierzig mehr und mehr zur Herrschaft gelangten, widersprachen seinen Ansichten über möglichste Freiheit und Selbstständigkeit der Industrie in einem solchen Grade und drohten das von ihm errichtete Gebäude dermaßen zu erschüttern, daß er sich im Jahre 1845 entschloß, gänzlich aus dem Staatsdienst auszuscheiden. Doch folgte die begeisterte Anhänglichkeit und Liebe seiner Schüler sowie die innigste Hochachtung jedes einsichtigen und wahrhaften Patrioten ihm in die Stille des Privatlebens, wie sie ihn jetzt auch über das Grab hinausbegleitet und ihm ein ehrenhaftes Andenken bis in die spätesten Zeiten sichert.

Die Kühne'sche „Europa“ brachte kürzlich einen interessanten Artikel über das Fräulein von Arnim, das in Schiller's Aufenthalt in Dresden eine so interessante, bisher jedoch noch ziemlich mystische Rolle spielt. Danach wäre ihr vollständiger Name Marie Henriette Elisabeth von Arnim gewesen; verheirathet hat sie sich und zwar bald nach der Bekanntschaft mit Schiller mit dem Grafen Alexander Karl von Kunheim, einem in jeder Hinsicht höchst achtbaren, dabei auch sehr wohlhabenden Manne, mit dem sie bis an seinen im Jahre 1815 erfolgten Tod auf dem ihm zugehörigen Gut Koschenen bei Friedland an der Alle in Ostpreußen in kinderloser, doch glücklicher Ehe gelebt hat. Späterhin nach Dresden gezogen, ist sie daselbst am 12. Januar 1847 gestorben. Der (ungenannte) Verfasser des Artikels, der sie selbst noch gekannt und auch Schiller's Bild in ihrem Schlafzimmer gesehen haben will, gibt sowol ihren sittlichen wie geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß, wonach denn, wenn

sich dies Alles so bestätigt, die Biographen Schiller's die bisher übliche, minder günstige Auffassung ihres Charakters werden zu berichtigen haben.

Von Karl Beck ist ein größeres lyrisch-episches Gedicht „Mater Dolorosa", von Otto Roquette ein vieractiges Drama „Das Reich der Träume", unter der Presse; ebenso auch die schon zum voraus viel besprochene „Sigelinde" von Oskar von Redwitz. Alfred Meißner hat ein Büchelchen: „Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee" (Leipzig, Herbig), Amely Bölte, die talentvolle Verfasserin des „Visitenbuch eines deutschen Arztes in London", ein Werk von ähnlicher Tendenz, betitelt „Eine deutsche Palette in London" (Berlin, Duncker und Humblot) erscheinen lassen. Auch von dem unermüdlichen J. G. Kohl wird ein neues Werk angekündigt: „Die Donau von ihrem Ursprung bis Pesth" (Triest, Lloyd). Die „Bilder und Geschichten aus Schwaben" von Ottilie Wildermuth, welche vorigen Herbst erschienen, werden bereits in zweiter Auflage angekündigt.

Das in Berlin erscheinende „Magazin des Auslandes", das unter der langjährigen, ebenso umsichtigen als sorgfältigen Redaction von J. Lehmann zu den gediegensten deutschen Zeitschriften gehört, hat neuerdings eine Bereicherung erhalten, welche seinen Werth noch zu erhöhen verspricht. Das Statistische Bureau in Berlin nämlich, das unter Dieterici's Leitung eines wohlverdienten europäischen Ansehens genießt, hat beschlossen, das reiche Material, das ihm aus allen Gegenden der civilisirten Erde zukommt, gelegentlich zu kurzgefaßten populären Uebersichten verarbeiten zu lassen; zum Organ dieser Veröffentlichungen aber hat es das „Magazin des Auslandes" bestimmt, und auch bereits mit einem interessanten Artikel „Ueber die Mortalitätsverhältnisse in Frankreich" den Anfang gemacht. Bei der zunehmenden Erkenntniß von der ungemeinen Wichtigkeit und Fruchtbarkeit der Statistik, die sich in den gebildeten Kreisen mehr und mehr zu verbreiten anfängt, verfehlen wir nicht, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen. Der Name Dieterici allein dient schon als Bürgschaft dafür, daß sie hier nur wirklich interessante und nutzbare Mittheilungen finden werden.

Von Thackeray ist der Anfang eines neuen Romans „The News comes" erschienen; derselbe soll im Geschmack seines „Vanity fair" geschrieben sein. — Von Max Schlesinger's vortrefflichen „Wanderungen durch London" wird eine englische Uebersetzung mit Illustrationen namhafter englischer Künstler vorbereitet.

Daß die Bühnenleitung durch Literaten, wenn dieselben sonst nur ihre Sache verstehen und sich zugleich der nöthigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit in ihrer amtlichen Stellung erfreuen, doch kein so ganz unfruchtbarer Luxus ist, wie man uns sonst wol einzureden sucht, und wenigstens mit derjenigen Theaterleitung, zu welcher die Vorstudien auf der Wachtparade gemacht werden, sich jeden Augenblick messen kann, dafür bietet das Repertoire, welches die münchener Hofbühne für die eben stattfindenden Octoberfestlichkeiten bekannt macht, einen interessanten Beleg. Danach wird

in den beiden ersten Wochen des October in München eine Reihenfolge Schiller'scher Stücke gegeben werden, wie sie wol noch nie innerhalb vierzehn Tagen über eine deutsche Bühne gegangen ist: „Die Räuber", „Turandot", „Wilhelm Tell", „Cabale und Liebe", „Die Jungfrau von Orleans" werden in kurzen Zwischenräumen zur Darstellung kommen. Daneben bemerken wir Shakspeare's „Irrungen", „Der zerbrochene Krug" von Heinrich von Kleist, sowie die erste Wiederholung von Gutzkow's „Philipp und Perez". Von Opern werden „Der Prophet", „Die Hugenotten", „Jakob und seine Söhne", Auber's „Verlorener Sohn", „Catarina Cornaro" von Lachner und „Robert der Teufel" angekündigt, während das kleine Lust- und Singspiel durch Görner's „Englisch" und „Gute Nacht, Herr Pantalon" von Grisar vertreten ist. Daß Dingelstedt im Stande, ein solches Repertoire aufzustellen, ist wol die beste Widerlegung der theils thörichten, theils unlautern Angriffe, denen auch er ab und zu ausgesetzt ist; wir glauben nicht, daß schon jemals ein deutsches Theater etwas Aehnliches geboten hat, sind aber auch fest überzeugt, daß die Frucht dieser Anstrengungen auf die Dauer nicht ausbleiben wird, bei dem münchener Publicum so wenig als bei der deutschen Kunst im Allgemeinen.

Die Einweihung der Lessing-Statue in Braunschweig hat am 29. September glücklich, wenn auch bei sehr ungünstiger Witterung stattgefunden. Die Festrede ist vom Geheimen Hofrath Petri gehalten worden; das Theater hat einen Prolog von Köchy und Lessing's „Nathan" gebracht. Auch eine Ausstellung von allerhand Reliquien, theils aus Lessing's Besitz, theils auf ihn bezüglich, hat in Lessing's Sterbehause stattgefunden und viel Interesse erregt; als Anordner derselben wird Dr. Karl Schiller, von dem unter Anderm eine recht empfehlenswerthe Monographie „Ueber Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800" erschien (Wolfenbüttel 1845), genannt, und dabei das Verdienst gerühmt, das derselbe sich überhaupt um das endliche Zustandekommen des Lessing-Denkmals erworben.

Ueber die von Hrn. Professor L. Roß in Halle in Anregung gebrachte Ausgrabung in Griechenland, geht uns von demselben nachstehende Mittheilung zu:

An Beiträgen zu einer Ausgrabung in Griechenland sind außer der Summe von 152 Thaler 20 Silbergroschen, welche in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 9. Juli dieses Jahres verzeichnet worden, ferner eingegangen: von Hrn. Director Hasselbach in Stettin 20 Thaler; Professor K. F. Hermann in Göttingen 10 Thaler; Professor Westermann in Leipzig 10 Thaler; von dem griechischen Archimandriten in München 20 Thaler; Collaborator Hansing in Lüneburg 15 Thaler; ferner aus Leipzig von Dr. Kind 2 Thaler, Professor Seyffarth 5 Thaler, Professor Nitzsch 5 Thaler. Summa aller Beiträge 239 Thaler 20 Silbergroschen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 43.** 20. October 1853.

Gedichte.

Von

Julius Grosse.

1. Fiammetta.

Kleines Mädchen, kleines Mädchen
Mit den tiefen dunklen Augen,
Weißt du schon, wozu sie taugen
Und wie feucht die sanfte Pracht,
Wenn das Herz, voll Scham und Sorgen,
Still verborgen,
An ein süßes Glück gedacht?

Schelmisch Mädchen, schelmisch Mädchen
Mit den kleinen weißen Händen,
Kennst du schon die süßen Spenden,
Blick und Gruß und Druck der Hand?
Mit den Augen träumend schweifst du,
Spielend greifst du
In die Lüfte unverwandt . . .

Süßes Mädchen, süßes Mädchen
Immer laß dein Lied ertönen
In der Sommernacht, der schönen,
Die von Träumen zärtlich glüht:

Pries doch Mancher schon verwegen
Liebessegen,
Der ihm selbst noch nie geblüht.

Aber plötzlich, warum schweigst du,
Thränenthau ins Aug' ergossen?
Ist die Knospe schon erschlossen?
Wohl, sein Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenstrahlen
Süßer Qualen,
Schon geküßt ward dieser Mund!

2. Drei Schwestern.

Unter hohen Bäumen
Steht ein gastlich Haus,
Das schaut von grünem Berge
In den hellen Strom hinaus.
Und drinnen da wohnen der Jungfrauen drei
Mit süßen Augen und Sinnen,
Die singen und spielen und kichern dabei;
Doch sahst du Einer ins Auge frei,
Nie gehst du wieder von hinnen.

Sprach die Erste: „Mein blonder
Knabe bleibt heut so lang,
Und pries doch manchen Abend
Mein Spiel und meinen Gesang.
Doch er wollte mich küssen, ich lachte dazu,
Ei, hat ihn das verdrossen!
So mag er nun jagen auf Fels und Fluh,
Ich finde wol Frieden, ich finde wol Ruh
Auch ohne solch kühnen Genossen!"

Sprach die Zweite: „Wo weilet
Heut mein schlanker Jung'?
Er fand an meinem Rocken
Doch Flachs und Fleiß genung.
Doch als er gestern im Buchenhang
Stammelt' von heißen Gefühlen,
Da kehrt' ich ihm den Rücken frank —
So kann er denn nun in des Wetters Drang
Die brennenden Schläfe sich kühlen!"

Und als sie das gesprochen
Und haben gelacht zugleich,
Da wurde die Dritte zitternd
Im Antlitz roth und bleich,

Und ging hinaus in schämiger Glut
Und weinte für sich im Stillen:
„Ich gab mich ganz in seine Hut,
Er hat mich geküßt und bei mir geruht —
Was ist nun Gottes Willen?"

Da schallt es fern im Thale,
Wie lustiges Festgetön,
Und Ross' und Reiter funkelnd
Ziehen herauf zu den Höh'n.
Und er hebt sie auf in ihrer Qual
Und küsset ihre Thränen:
„Du gabst mir dein Alles, du hieltest nicht Wahl,
Nun sollst du auch werden mein junges Gemahl,
Die Schwestern laß grollen und gähnen!" —

Ihr Blonder, der ist verschlungen
Vom schwindelnden Felsenschlund,
Ihr Schlanker, der ist gezogen
Wol in den Krieg zur Stund.
Das ging den Zweien zu Herzen sehr,
Was haben sie nun gewonnen?
Sie sitzen in Thränen und Sorgen schwer
Und lachen und singen und spielen nicht mehr
Und wurden zwei grämliche Nonnen.

3. Pagenlied.

Allmorgendlich segne ich meine Tage,
Was wären sie ohne dich?!
Da mit gold'nem Flügelschlage
Ein dunkler Traum entwich,
Zieh' ich nun frisch mit Pfeil und Bogen
Durch Regenwolken und Windeswogen
Singend zu Berg, von Bergen thalein,
Zwischen die Scheuern und Schluchten hinein,
Daß manche verschlafene Seele verstört,
Drescher und Jäger es weithin hört,
Wie allmorgendlich
Ueber Hügel klingt,
Was Lerche und Liebe zum Himmel singt!

Allabendlich segne ich meine Tage,
Was wären sie ganz mit dir?!
Wenn auf eine heimliche Frage
Du nicktest Ja zu mir, —

So nicken nur leis die dunklen Ranken —
Durch meine Seele doch ziehen Gedanken
Mit Lautenschlag und Fackelschein,
Und Feierlieder tönen darein:
Die möchten vor deinem Fenster steh'n,
Daß alle Tausende staunend säh'n,
Wie allabendlich
In der finstersten Nacht
Licht und Liebe für dich noch wacht!

4. Die Wolke.

Eine dunkle Wolke am Himmel steht,
Sie will nicht donnern noch blitzen,
Nun muß ich wol in Gedanken trüb
Einsam am Fenster sitzen.

Mit dem Frührothstrahl, mit dem Morgensturm
Bist du dahin geschwunden —
O nur ein Strahl, ein Gruß ein Hauch
Von euch, ihr hellen Stunden!

Ständ' dann die Wolke auf deiner Stirn,
Ich würde nicht warten müssen,
Getroffen von deiner Augen Blitz,
Sie scherzend wegzuküssen!

5. Geschwundenes Glück.

Melodie der Seele, töne,
Töne nach, mein Lautenschlag:
Eines ganzen Sommers Schöne
Reifte mir ein einz'ger Tag.

Fern der Sommer, fern die Landung,
Dennoch aufwärts, treuer Muth:
Eines ganzen Lebens Brandung
Ueberströmt die einz'ge Flut!

Hat mich einst ein einzig süßes
Theilchen Zeit zum Gott geweiht,
Solches Glück ist Schuld; ich büß' es
Eine ganze Ewigkeit.

6. Qual der Trennung.

Nachts über nackte Haiden reiten,
Keinen Freund an seiner Seiten;
Wandeln an Kreuzen und Leichengrüften;
Stürzen im Traum aus hohen Lüften;
Wolle spulen in Kerkermauern,
Und am Sarg der Freiheit trauern;
Schwimmen durch uferlose Fluten;
Matt vor dem Siege sich verbluten
Auf dem feuchten umnebelten Moos —
Ist nicht so traurig und freudenlos,
Als in schattenden Abendsonnen
Dein zu denken und deiner Wonnen,
Dein zu denken so weit und fern,
Wie von der Sonne der Abendstern,
Der sich spiegelt im Klosterbronnen!

Briefe aus Konstantinopel.

Erster Brief.

Konstantinopel ist eine der großen Pulsadern des Weltlebens; jede Störung, welche hier vorgeht, übt ihren Rückschlag auf Europa aus. Konstantinopel verdient also so gut wie London und Paris, wie Wien und Berlin, genau gekannt zu werden, ist es aber bisher noch sehr wenig, und meistens ganz falsch. Den Werth anerkannter Werke, wie von Hammer-Purgstall ꝛc., will ich damit natürlich nicht herabsetzen; allein um Konstantinopel zu verstehen, ist doch noch etwas mehr erfoderlich, als seine Moscheen und Kirchen, seine Vorstädte und Begräbnißplätze zu kennen, oder die Alterthümer dieser wunderbaren Stadt mit Kennerauge bewundert zu haben. Um die Weltstellung Konstantinopels richtig zu begreifen, bedarf es vielmehr eines langen und ununterbrochenen Aufenthalts, sowie eines von Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen freien Geistes: Erfodernisse, die bei den zahllosen Werken über den Bosporus sich nur selten vereinigt finden. Der Grund dieser Erscheinung ist einfach genug. Der Tourist, welcher jetzt viel häufiger als sonst nach Konstantinopel kommt, seitdem fünf Dampfschiffahrtslinien die Communication mit Europa unterhalten und die Geißel der Pest verschwunden ist, eignet sich am allerwenigsten zu einem unbefangenen Beurtheiler hiesiger Zustände. Von seinen Jugenderinnerungen bringt er das Bild eines wüsten Treibens von Janitscharen, Pest und Kopfabschneiden mit; er versorgt sich mit Waffen und Empfehlungs-

briefen und findet nun bei seinem Einlaufen im Hafen Gasthofsläufer, welche ihn in einen europäisch eingerichteten Gasthof führen; seine Gesandtschaftskanzlei sorgt dafür, daß er alle Sehenswürdigkeiten bequem in Augenschein nimmt; im Gasthofe findet er einen polyglotten Lohnbedienten, der ihn überall begleitet und alle kleinen Schwierigkeiten ebnet; seine Empfehlungsbriefe verschaffen ihm Aufnahme in den achtbarsten Häusern, wo er zu seinem Erstaunen ganz europäische Sitten und Einrichtungen findet; jeden Abend legt er sich zu Bette, ohne daß ihm der Kopf abgeschnitten ist; keine Janitscharen verüben thätliche Brutalitäten an ihm; die Pest belästigt ihn nicht; die etwaigen ungezogenen Ausdrücke, welche ihm hier und da ein frecher Bursche zuruft, versteht er nicht, und am Ende verläßt er mit heiler Haut und dankbarem Gemüthe eine Stadt, wo ihm kein Haar gekrümmt ist — und von welcher er nichts gesehen hat. Zwar Einiges hat er doch gesehen, nämlich unzählige Moscheen, einige Begräbnißplätze, einige Kaffeehäuser u. dgl.; allein das sind lauter Dinge, die auch jeder Matrose und Schusterjunge sehen kann, und die überhaupt Jedem frei steht zu besichtigen. Dagegen kann der Tourist mit den Bewohnern nicht umgehen, da er ihre Sprache nicht versteht; sein polyglotter Lohnbedienter vermittelt eben nur Das, was unerläßlich nothwendig ist, und lügt ihm außerdem eine Menge Dinge vor, welche der Tourist gutmüthig genug ist zu glauben, weil er keine Mittel besitzt, die Wahrheit seiner Aussagen zu prüfen. Kommt nun der Tourist zurück, so will er einigen Ersatz für seine Reisekosten haben; denn Konstantinopel ist die theuerste Stadt in Europa. Er hat aber nichts gesehen; also frisch an Hammer's „Konstantinopel und der Bosporus", dessen Angaben, selbst mit allen Fehlern, sich daher auch im Murray so gut wie im Hackländer, sowie überhaupt in der ganzen Touristenliteratur wörtlich wiederholt finden. Was dabei herauskommt, ist leicht zu ermessen: man täuscht zuerst sich selbst, um dann mit leidlichem Gewissen Andere täuschen zu können.

Eine gründliche Kenntniß der hiesigen Zustände kann man eigentlich nur von den Eingeborenen erwarten. Allein diese denken nicht daran, etwas zu veröffentlichen, theils aus persönlichen theils aus politischen Gründen, sodaß wir uns also lediglich auf diejenigen Personen angewiesen sehen, welche durch jahrelangen Aufenthalt im Lande und unmittelbaren Geschäftsverkehr mit den Eingeborenen sich Fertigkeit in den Landessprachen und Kenntniß der öffentlichen und industriellen Zustände erworben haben. Und auch von Diesen ist nicht Jeder geneigt, seine Erfahrungen mitzutheilen. Denn theils haben sie, nach vielen Enttäuschungen und schweren Opfern, endlich eine gewinnreiche Ausbeutung ihrer Thätigkeit ermittelt; diese werden sich dann hüten,

ihre Erfahrungen bekannt zu machen und dadurch Andern den Weg zur Concurrenz zu erleichtern. Theils haben sie sich auch durch langen Aufenthalt so sehr an die Lebensart und Sitten der Eingeborenen gewöhnt und in ihre Anschauungsweise hineingelebt, daß sie den Eingeborenen gleich zu achten sind und gleich diesen keine Lust verspüren, den Europäer unnöthig klug zu machen. Andere endlich sind durch Berufsgeschäfte verhindert, oder es fehlt ihnen auch die Fähigkeit, ihre Kenntniß hiesiger Zustände Andern nutzbar zu machen.

Wenn ich nach diesen Vorbemerkungen es dennoch unternehme, Briefe aus Konstantinopel zu schreiben, so dürfte das allerdings als eine Anmaßung erscheinen; jedenfalls hat der Leser das Recht zu fragen, welche besondern Quellen denn nun mir zu Gebote stehen und aus welchen Gründen ich mich mit der Hoffnung trage, den gewöhnlichen Irrthümern nicht zu verfallen. Ich will darüber Rechenschaft geben. Seit bald zehn Jahren in Konstantinopel wohnhaft, kenne ich sämmtliche Landessprachen, indem ich sie nicht nur rede, sondern auch die in den Landessprachen geschriebenen Bücher lese; ich habe geschäftlichen Verkehr mit allen möglichen Personen, von den untersten Ständen an, vom Zigeuner, Lastträger und Bettler bis zu den allerhöchsten Ständen hinauf, mit allen denkbaren Nationen, mehr als in der Pfingstepistel genannt sind, und wie der Geschäftsstrudel sie hier beständig ab- und zuströmen läßt. Ich kenne ferner einen großen Theil der Provinzen des türkischen Reiches, theils aus eigener Anschauung, theils aus brieflichem Verkehr, und endlich habe ich mich vom ersten Augenblick meiner Ankunft bis heute vorzugsweise damit beschäftigt, mich über hiesige Zustände so gründlich wie möglich zu unterrichten. Je weiter ich aber in der Erkenntniß derselben vorzudringen glaube, desto demüthiger werde ich, weil ich dabei nur zu oft zu der Einsicht gelange, daß ich eigentlich noch gar nichts weiß; dieses Gefühl wird mich denn auch in den nachfolgenden Briefen hoffentlich vor jeder Selbstüberhebung bewahren.

Und damit der Einleitung genug. — Ich mache den Anfang meiner Schilderungen mit einem Gegenstande, der, da ich hier doch zunächst für deutsche Leser schreibe, mir in der That am nächsten zu liegen scheint: mit den Deutschen in Konstantinopel. Auch folge ich dabei nur dem gewöhnlichen Gange; denn jeder Deutsche wird hier mit funfzig Landsleuten Bekanntschaft machen, ehe er mit Einem Türken, Armenier oder Griechen in nähere Verbindung kommt. Außerdem aber ist hier von allen europäischen Nationalitäten die deutsche am stärksten vertreten; man kann annehmen, daß ihre Zahl über Tausend beträgt, und zwar finden sie sich hier aus allen Gauen, vorzüglich Oestreicher, wozu ich jedoch die Kroaten, Ungarn, Polen, Italiener u. s. w.

nicht rechne, ebenso wenig die sogenannten polnischen Juden, welche Alle deutsch reden, und deren Anzahl allein auf mehr als 10,000 geschätzt wird. Ferner Preußen, Baiern, Hannoveraner, Württemberger; kurz jeder deutsche Staat, selbst Reuß, und jede deutsche Mundart, selbst Plattdeutsch nicht ausgenommen, sind hier vertreten. Da fehlt es denn begreiflicherweise auch nicht an den bekannten deutschen Fehlern und Untugenden, wennschon der Deutsche andererseits hier auch manche lobenswerthe Eigenschaft zeigt, die man sonst kaum von ihm erwartet. So ganz besonders die Einigkeit; keine andere europäische Nation ist hier so stark und fest organisirt als die deutsche. Es bestehen unter ihnen drei Gesangvereine, zwei Schulen, zwei Hospitäler (ungerechnet das östreichische, welches jedoch mehr für östreichische Matrosen bestimmt ist), ein Handwerkerleseverein, drei Bibliotheken, eine Sparkasse, und die deutsche evangelische Gemeinde ist so vollständig organisirt wie in der Heimat. Daneben freilich gibt es auch einzelne Abtrünnige, welche, diesen Vereinen und Anstalten fremd, für sich allein leben, türkische und levantinische Sitten angenommen haben, ihrer Muttersprache und ihres Vaterlandes sich schämen, mit Levantinerinnen Mischehen abschließen und ihre Kinder kein Wort Deutsch lernen lassen. Ueberlassen wir diese jedoch ihrem Schicksal und beschäftigen wir uns für heut mit Denen, welche auch fern am Bosporus ein warmes Herz für ihre deutsche Heimat bewahrt haben.

Es muß jeden Deutschen mit inniger Freude erfüllen, wenn er vernimmt, daß wir hier alle Freuden und Leiden unserer Heimat tief empfinden. So oft uns hier Kunde ward, daß irgendwo daheim eine Noth war, so fand der Aufruf zu thätiger Hülfe stets ein geneigtes Ohr; es sind aus Konstantinopel namhafte Beiträge für die deutsche Flotte, für die bedrängten Schleswig-Holsteiner, für die durch Miswachs und Hungersnoth heimgesuchten Gegenden eingegangen. Und bei solchen Anlässen verschwand dann jeder Stammesunterschied; es gab keinen Sachsen, keinen Hessen, keinen Preußen, keinen Oestreicher, sondern nur Deutsche. Dasselbe zeigt sich aber fast täglich hier; so oft irgendwo in der Stadt oder in den Vorstädten eine Feuersbrunst ausbricht, eilen sofort alle Deutschen dahin, wo ein Deutscher von der Wuth des Elementes bedroht ist, um seine Habseligkeiten zu retten. Ebenso findet jeder Deutsche, der hier krank und mittellos ankommt, sofort in jedem der beiden Hospitäler unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung, ohne Unterschied der Religion oder des Standes. Auch dem arbeitslosen Deutschen gewährt der Gesangverein „Teutonia" jederzeit Aufnahme und selbst Speise, bis er Arbeit und damit die Mittel findet, seine Schuld abzutragen. Auch fehlt es in außerordentlichen Fällen, wenn es sich z. B. darum handelt, einem abgebrannten Deutschen wieder aufzuhelfen, oder einem Deutschen, dessen Geschäft hier platterdings

nicht angebracht ist, die Mittel zur Rückkehr zu verschaffen, niemals an der erfoderlichen außerordentlichen Unterstützung.

Ein anderer vortheilhafter Zug der hiesigen Deutschen ist, daß sie fast Alle, selbst die gewöhnlichen Handwerker, einen ungemeinen Grad von Bildung besitzen; mancher schlichte Handwerker, der hier mit einem simpeln Wanderbuche angekommen ist, würde in Deutschland jeder größern Stadt zur Zierde gereichen. Der Grund ist einfach und naheliegend: es gehört schon ein gewisser selbständiger und fester Charakter dazu, um das Fechterleben und den Schlendrian der deutschen Landstraßen zu verlassen, und durch Italien, Griechenland, Ungarn, Serbien, die Walachei u. s. w. hierher zu reisen; unter hundert fechtenden Handwerksburschen wird man kaum Einen finden, dem nicht schon bei dem bloßen Gedanken an eine solche Reise ganz unheimlich zu Muthe wird. Auch sind sie unterwegs genöthigt, eine Menge fremder Sitten, Gebräuche und Sprachen zu lernen, bis dann endlich der Aufenthalt in einer Weltstadt wie Konstantinopel eine universelle Bildung vollendet, wie man sie daheim bei manchen gelehrten Professoren vergeblich suchen wird. Mehre der vorhin genannten Vereine stehen ausschließlich unter der Leitung von Handwerkern, und selbst die Vorstände der Schulen, Gemeinden und Hospitäler bestehen der Mehrzahl nach aus Handwerkern.

Aber auch die Schattenseiten sind, wie schon gesagt, nicht ausgeblieben. Ich rechne dazu namentlich die eigenthümlichen Rechtsbegriffe, die unter den hiesigen Deutschen verbreitet sind. Bekanntlich bilden die Europäer in der Türkei nicht nur Einen, sondern viele Staaten im Staate, indem sie sämmtlich unter der Jurisdiction ihrer Gesandtschaften oder Consulate stehen. Nun sind aber, von allem Uebrigen abgesehen, diese Behörden in den seltensten Fällen mit Juristen versehen, und außerdem stehen ihnen auch nicht die Executivmittel zu Gebote wie in der Heimat. Nimmt man dazu, daß die türkischen Rechtsverhältnisse eigentlich der negative Pol alles Rechts sind, so erklärt es sich unschwer, wie es zugeht, daß das jedem Menschen angeborene Rechtsgefühl hier fast ganz zerstört ist. Besonders auf den Deutschen hat dies den sonderbarsten Einfluß geübt; er glaubt hier völlig frank und frei zu sein und thun und lassen zu können, was ihm beliebt; macht Jemand Miene, ihm den Genuß dieser unbeschränkten Freiheit zu hindern, so hält er sich sofort an seine Gesandtschaft, überzeugt, dieselbe müsse ihm durch Dick und Dünn ihren Schutz leihen, während er andererseits die bitterste Beeinträchtigung seiner Rechte darin findet, wenn die Gesandtschaft ihn selbst zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten und Pflichten anhält. Es ist hier gar nichts Seltenes, daß sich ein Deutscher über seine Gesandt-

schaftskanzlei bitterlich beklagt — weshalb? Weil sie ihn zur Bezahlung seiner Schulden gezwungen, oder weil sie ihm zugemuthet, sich mit regelmäßigen Legitimationspapieren zu versehen, oder weil sie sich in seine Concubinatsverhältnisse gemengt hat u. s. w. Doch muß ich, um gerecht zu sein, auch hinzusetzen, daß manche von den hiesigen Gesandtschaftskanzleien ausgehende Acte so ungeheuerliche Rechtsprincipien aufstellen, daß funfzig europäische Doctoren des Rechts sich daran müde und matt studiren könnten. So besitze ich eine Sentenz, worin ein von zwei Parteien abgeschlossener und unterschriebener Contract für ungültig erklärt wurde, weil — keine Conventionalstrafe darin stipulirt war; in einer andern Sentenz wurde sogar einem Individuum das Betreten seines Eigenthums untersagt, obgleich dieselbe Acte seine Eigenthumsrechte anerkannte und kein Verbrechen ihn etwa mit Gefängniß oder Verbannungsstrafe belegen konnte. In dieser Beziehung thäte eine durchgreifende Reform von oben bis unten noth.

Unter solchen Verhältnissen entwickeln sich denn hier unter unsern Landsleuten mitunter wahre Originale; die Acten unserer deutschen Gesandtschaftskanzleien (es sind deren hier drei) könnten dem Romanschreiber und Sittenschilderer die merkwürdigsten und interessantesten Stoffe liefern, und zwar jeder Sorte, vom rührendsten Stillleben bis zu den erschütterndsten und haarsträubendsten Dramen.

Ein anderer sehr gefährlicher Uebelstand ist die zunehmende Leichtfertigkeit und Trägheit des deutschen Handwerkers. Früher zeichnete derselbe sich umgekehrt durch so viel Geschicklichkeit, Fertigkeit und Reellität aus, daß er fast immer dem Inländer vorgezogen ward und größern Tagelohn und anhaltende Beschäftigung erhielt. Das Gerücht von dieser günstigen Lage des Handwerkers am Bosporus drang nun nach Deutschland, und Mancher, der es daheim zu nichts bringen konnte (also auch im Auslande nicht), glaubte, er brauche nur hierher zu kommen, um sogleich Arbeit und Geld vollauf zu finden. Dies hat uns in neuester Zeit eine Menge Pfuscher und schlechter Arbeiter zugeführt, die nicht nur selbst zu Grunde gehen, sondern auch die ganze deutsche Arbeit in schlechten Ruf bringen. Selbst die Bessern, durch ihr anfängliches Glück verwöhnt und verhätschelt, fangen an bei liederlicher Arbeit unmäßige Foderungen zu machen. Alles dies hat dem Inländer, namentlich dem griechischen Handwerker, Muth gemacht, die Concurrenz, die lange Zeit unmöglich war, wieder zu eröffnen, und mit Leidwesen muß man es eingestehen: sie concurriren bereits mit Glück, ja sie haben es dahin gebracht, daß ihre Arbeit der deutschen, die als liederlich gilt, bereits vorgezogen wird. Der Deutsche muß gleich dem Griechen sich wieder zusammennehmen und bessere und billigere Arbeit liefern; ist er das nicht im Stande, so ist auch

die Zeit nicht fern, wo das deutsche Handwerk seinen Boden hier völlig einbüßen wird.

Fast ähnlich geht es mit dem deutschen Handel in der Levante. Auch er ist bekanntlich lange nicht so blühend, als er sein könnte; das fühlt man auch in Deutschland und auch an Vorschlägen zur Abhülfe fehlt es nicht, darunter zum Theil sehr abenteuerliche und seltsame. Und doch ist die Sache sehr einfach und hat mit Consulatsvertretung und Donaumündung und Differentialzöllen und Zollprämien und deutscher Flotte und was man sonst noch Alles herbeigezogen hat, wenig oder nichts zu thun. Der Fehler liegt darin, daß man sich die hiesigen Culturzustände auf gleichem Niveau mit denen der Botocuden in Brasilien oder der Hottentotten am Cap denkt; darum kommen Waaren, die jeder Fabrikant oder Kaufmann sich schämen würde, nach Rußland, nach Amerika, nach China, nach Singapur, nach Australien zu schicken, hier in ganzen Schiffsladungen an; „für die Türken ist es gut genug", heißt es, und — die Waare bleibt unverkauft oder muß zu Spottpreisen verschleudert werden. Diese ganze Speculation ist, von der Unredlichkeit abgesehen, grundfalsch. Nicht der Türke kauft die fremden Waaren, sondern der Grieche, der Armenier und der in der Levante etablirte Europäer; der Culturzustand dieser Leute aber kann mit den cultivirtesten Ländern Europas unbedenklich die Vergleichung aushalten. Jedenfalls sind sie cultivirt genug, schlechte Waare auf den ersten Blick zu erkennen; darum wird dieselbe von Niemand gekauft. Da nun ferner Deutschland, namentlich das nördliche Deutschland, in Beziehung der Frachtspesen viel ungünstiger gelegen ist als Malta, Livorno oder Marseille, sodaß ordinäre Waare mit diesen Ländern gar nicht concurriren kann, so folgt daraus, daß nur gute, reelle und schöne Waare hier Gewinn bringen kann, und daß man daher auch nur solche hierher bringen sollte. Diese ist dann aber auch ihres Gewinns sicher und bedarf all jener Krücken, mit denen der Witz unserer Projectenmacher sich abquält, als Differentialzölle, Consulate u. s. w. nicht im geringsten.

Mein Brief ist ziemlich lang geworden, und doch habe ich meinen Gegenstand noch nicht erschöpft. Ich habe unsere Landsleute bisher nur in ihrem eigenen Elemente, als Deutsche unter sich, betrachtet; ihre Verbindung mit den Orientalen soll mir den Uebergang bilden zu den Eingeborenen, und zwar die Deutschen in türkischen Diensten den Uebergang zu den Türken, die mit Levantinerinnen verheiratheten Deutschen den Uebergang zu der christlichen Bevölkerung des Reiches, und die polnischen Juden endlich, die durch ihre Sprache in Verbindung mit dem Deutschen stehen, durch ihre Religion den Uebergang zu den Juden des Morgenlandes. — Der folgende Brief wird diese Verhältnisse weiter entwickeln.

Ein Tagebuch aus Helgoland.

Von

Franz Löher.

21. August.

Mancher Badegast, der noch keinen Seesturm gesehen, hoffte dies finstere Schauspiel endlich einmal von der meerumrauschten Klippe Helgolands in aller Ruhe genießen zu können. Indessen der Nordwester, welcher die Wogen aufwühlt, blieb aus, das Meer wurde in den letzten vier Wochen höchstens nur insoweit unruhig, um die Ueberfahrt von der felsenhohen Wohninsel zur niedrigen Sanddüne, auf welcher gebadet wird, bis zu einer halben Stunde und darüber auszudehnen, während bei stillem Wetter dieser Weg über die grünen Wogen in kaum einer Viertelstunde zurückgelegt wird. Gestern Vormittag aber schienen Himmel und Meer ihre düstern Schrecken ausschütten zu wollen, es ging zwar schnell wieder vorüber, und es war auch kein Schiff gescheitert, kein Boot umgestürzt; dennoch stand am Nachmittag die Badegesellschaft in ernsten Gruppen zusammen, und manches bleiche Gesicht erinnerte daran, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Während nämlich das Baden im besten Gange war, zog ein Gewitter auf. Anfangs erfreute man sich im Wasser des strömenden Regens und des Widerscheins der Blitze; bald aber entlud das Wetter sich mit solchem Krachen und Stürmen, daß bei Vielen das Vergnügen verstummte und auch in den Zelten und Breterhäusern auf der Düne kein Plätzchen mehr zu finden war, wo der Regen nicht niederprasselte. Da man doch einmal durchgeweicht war, entschlossen sich Viele zur Rückfahrt. Unser Fährboot wurde von den rollenden Wogen an der Düneninsel entlang bis in die Gegend getrieben, wo in langer Reihe die Wagenhäuschen des Damenbades standen. Auf einmal zuckte ein fürchterlicher Blitz, wir sahen ihn deutlich auf einen Wagen niederfahren und eine Dame und eine Badefrau, die daran standen, niederstürzen; Rauch wirbelte auf, und bald erfolgte dort Flüchten und Zusammenlaufen. Blitz auf Blitz flammte nun um uns her so grell und rastlos, daß Mancher im Boote ernstlich an sein letztes Stündchen dachte und auch ruhige Männer bleich wurden. Ein Boot schoß an uns vorbei; als wir anlandeten, stieg in dasselbe bereits der Arzt ein, um nach der Düne überzufahren. Eine Dame war vom Blitz erschlagen; für sie kam jede Hülfe zu spät, die arg gelähmte Badefrau kehrte mühsam ins Leben zurück. Die fürchterliche Nachricht, vereint mit dem Brausen und Pfeifen des Sturms,

der Wolken und Wogen immer heftiger, immer schwärzer jagte, verbreitete Angst und Schrecken über die ganze Insel, die Helgoländer prophezeiten einen gehörigen Sturm; indessen der Wind blieb Nordost, und nach zwei Stunden waren Himmel und Meer wieder klar. Der traurige Eindruck, den die Schreckensscene gemacht, ließ sich aber den ganzen Tag über nicht wieder verwischen. Die Erschlagene war eine junge Schauspielerin aus Petersburg, Fräulein Erk; der Blitzschlag muß sie mit furchtbarer Gewalt getroffen haben, die Augenbrauen waren versengt, die Haut auf der einen Seite des Körpers wie marmorirt, und den Gesichtszügen im Moment das Ansehen einer Greisin aufgedrückt.

Ein so trauriges Ereigniß natürlich ausgenommen, ist das helgoländer Badeleben überaus einförmig; der ganze Bereich zum Gehen oben auf der Insel kann in einer halben Stunde bequem durchmessen werden. Aber die Weitsicht auf das ewig frische Meer und die Felsenstürze hinunter bleibt immer anziehend. Auch hat Helgoland für seine Kleinheit den für den Badegast unschätzbaren Vortheil, daß man auf jedem Fleckchen von der kräftigenden Seeluft umstrichen wird. Diese Seeluft, gewiß das beste Heilmittel bei der ganzen Cur, hat eine eigenthümlich lähmende und doch ganz behagliche Einwirkung auf Geist und Seele, es ist als wenn sie das Denkvermögen des Menschen mit einem dichten Schleier umhüllte: man mag gar nicht mehr denken, selbst das Lesen geht so schwer vonstatten, daß man in einer Stunde kaum ein paar Seiten zu Ende bringt. Hierher nach Helgoland schicke man die Gelehrten, Beamten, Kaufleute, Componisten und alle Solche, die durch geistiges Arbeiten oder durch Sorgen und Nachdenken ihre Nerven überreizt haben; ihre fieberische Unruhe wird sich hier bald legen, die Seeluft macht alle geistige Thätigkeit so lahm und still, daß eben nur so viel davon übrig bleibt, um die täglichen Verrichtungen eines Seebadtages am Schnürchen ablaufen zu lassen. Man steht auf mit dem angenehmen Gefühle, daß man nichts thut und eben auch nichts thun kann, und sieht zunächst, woher der Wind geht und wo und wie stark der Wellenschlag ist. Wer früher kaum die Namen der Hauptwinde kannte, wird hier sehr bald mit allen Richtungen der Windrose vertraut und berechnet den Eintritt der Ebbe und Flut. Der Vormittag geht reichlich hin mit dem Ueberfahren zu und von der Düne; nach dem Bade dort streift man am Strande oder in den Sandhügeln umher, beschaut einsame Seemannsgräber und Damen im halben Indianercostüm, welche die seefeuchten Haare zum Trocknen im Winde fesselfrei wallen lassen und im weichen Sande lagernd Seeluft genießen. Auf der Düne ist ein Pavillon, der höflich zum zweiten Frühstück einladet. Ist auch das abgethan und zur Wohninsel zurück-

gefahren, so verbringt man ein paar Stunden mit Ruhen, bis gegen 3 Uhr die Eßglocken sich hören lassen. Ein hübsches Stündchen wird nach dem Mittagessen vor dem Kaffeezelt verplaudert, wo die ganze Gesellschaft sich in ihrem Staate zusammenfindet und Alles gemustert wird, was der Mühe der Musterung werth. Am Abend findet man sich wieder auf der Nordklippe zusammen, gegenüber der untergehenden Sonne, welche laut getadelt wird, wenn sie einmal müde ist, einen Abend wie den andern sich wie eine rosig strahlende Braut zu schmücken, ehe sie hinabsteigt in das Flutenbette. Diese Sonnenuntergänge sind wirklich prachtvoll schön, die goldhelle Sonne zieht einen langen Purpurstreifen über die schimmernde Spiegelfläche der blaugrünen See, und wie das Tagesgestirn niedertaucht, erglühen über ihm die Wolken in den reinsten Goldlichtern. Wendet man sich zum Nachhausegehen, so blitzt wie der hellste Stern der Leuchtthurm auf, drüben aus dem Meere erhebt sich in der Ferne ein rothes Feuer, erst allmälig merkt man, daß es der Mond ist, der in die Höhe steigt, und wer von den Badegästen nicht schon wieder Appetit hat, bleibt noch eine Weile im feuchten Winde oben auf dem Felsen, sucht im fernen Dunkel den Leuchtthurm von Wangeroge und lauscht dem eintönigen, aber majestätischen Takte des anrauschenden Meeres.

Bei solchem Hange zum träumerischen Ruhen und Umherschlendern bleibt von der Zeit, welche die regelmäßigen und einförmigen Tagesverrichtungen wegnehmen, wenig übrig für besondere Vergnügungen. Auch kann es deren auf diesem kleinen Erdfleck im Meere natürlich nicht viele geben. Man macht Spazierfahrten auf der See und rings um die Grotten und Felsenhänge der Insel, oder geht auch wol mit hinaus zum Austern-, Dorsch- und Makrelenfang. Bei stiller See hat das Angeln der Fische und Abrupfen der Austern mancherlei spannenden Reiz; bei unruhigem Wasser aber ist es ein nasses Vergnügen und ruft auch wol noch all das lächerliche und doch so ärgerliche Elend der Seekrankheit herbei. Da die helgoländer Fischer, wenn sie einmal aufs Meer gefahren sind, nicht gern mit leeren Körben zurückkehren, müssen auch die Vergnügungsfischer mit ihnen auf schaukelndem Boote eine Weile draußen aushalten, und man sieht an den trübseligen Gesichtern vieler Rückkehrenden, welch gründlichen Ekel sie vor all den schönen Fischen, die gefangen sind, mitgebracht haben. Ein anderes Vergnügen ist die Jagd; man schießt die Zugvögel auf der Insel oder die Möwen im Boote auf dem Meere. An schönen Tagen scheint die Jagdlust ansteckend, und da zieht mancher Nimrod aus, der früher niemals eine Flinte anrührte. Auf dem Wasser rings um die Insel hört man dann puffen, und oben in den Kartoffelfeldern schießen sie Einem zwischen die Füße. Es ist ein Wunder, daß nicht täglich wenigstens ein paar

von den Schafen geschossen werden, welche auf der Insel jedes einzeln an seiner Leine weiden; diese Schafe machen nebenbeigesagt mit drei Kühen und einigen Hunden und Katzen das sämmtliche vierfüßige Geschlecht der Insel aus. Immerhin gefällt mir die Jagdlust auf Helgoland besser als auf Norderney, wo man ohne Witz und Mühe die armen Kaninchen niederknallt. Würde die Badezeit bis zum Spätherbst ausgedehnt, so könnte ein Jäger hier an einem Tage mehr Vogelwild erlegen, als ihm in Deutschland in zehn Jahren zutheil wird. Außer andern Zugvögeln streichen dann die Waldschnepfen so dicht um die Felszacken, daß schon mancher Helgoländer an einem Abend von diesen leckern Thierchen ein halbes Hundert heruntergeknallt hat; welchem Jäger des Continents wässert bei solchem Schnepfengewimmel nicht der Mund! Krammetsvögel fängt man in einer guten Nacht zu Tausenden. Augenblicklich ist der Strichvogel, nach dem geflötet und geknallt wird, der Goldregenpfeifer, auch Tüte genannt. Manche alte Jäger, die in Helgoland vor Anker liegen müssen, denken sich hier ein ganz ausgesuchtes Vergnügen zu machen, und wie in dunkeln Wäldern den Hirsch, hier über den rauschenden Wässern den Seehund zu erlegen. Helgoland hat nämlich gegen Nordosten hin mehre Klippenränder, welche sich meilenweit durch die See ziehen; zur Ebbezeit liegen sie bloß und werden von Seehunden besucht. Ich muß indessen gestehen, daß der Anstand auf den Seehund, noch dazu halb im Wasser, das Langweiligste, was mir von dergleichen schon angesonnen ist. Ich habe zwar einen Seehundskopf aus den Wellen auftauchen sehen, aber das Thier hielt sich außer der Schußweite, und, soviel ich höre, haben sich auch seine Brüder um Helgoland nun schon seit zwei guten Jahren immer ganz klug außer Schußweite gehalten.

26. August.

Die Zahl der Badegäste, welche in voriger Woche ihren Höhepunkt erreichte, hat in dieser auffällig abgenommen; die beiden Dampfschiffe am vorigen Montag entführten ihrer so viele, als nur auf den Verdecken Platz hatten. Am Sonnabend vorher war der jährlich einmal wiederkehrende Glanzabend Helgolands, die Fahrt um die Insel mit Musik, Feuerwerk und Grottenbeleuchtung. Dies Schauspiel ist so herrlich und wundervoll, daß man, um einzig dies zu sehen, dreist ein paar Tagereisen weit herkommen kann. Ich habe ein ziemlich Stück unserer Erdoberfläche gesehen, wüßte aber nirgends einen Ort, wo ein so prächtiges Schauspiel möglich wäre als auf diesem Flecken deutscher Erde, der leider in Englands zwar freundlichen, aber für uns doch immer fremden Händen ist. An den schottischen Küsten und im griechischen Inselmeere oder zwischen Neapel und Palermo mag es

felshohe Inseln geben, durch deren Grotten die Meerflut rauscht, und welche man in etwa einer Stunde umfahren kann: wo aber werden die steilen Wände, Buchten, Grotten, Wölbungen und Felsensäulen einer solchen Insel in dunkler Nacht ringsum von einem prächtigen und gar nicht wohlfeilem Feuerwerk erleuchtet? Und hier in Helgoland haben künstlerisch gebildete Augen nach mancher Probe und Erfahrung zuletzt gerade diejenige Anordnung des Ganzen festgestellt, welche einen immerfort spannenden Wechsel von zauberhaften Lichteffecten entfaltet. Man denke sich die Wolfsschlucht, die Grotten der Kobolde, Feen und Cyklopen aus dem „Freischütz", dem „Oberon" und ähnlichen Opern, dazu statt des Schauspielhauses eine stille dunkle Meeresnacht, durchzogen von einer Flotte schwarzer Boote, welche langsam die Felsenwände entlang fährt, Musik, die in gedämpften und lustigen Tönen über die Wogen schwillt, Raketen, welche von Zeit zu Zeit farbige Feuergarben in die Lüfte werfen und die weiten dichtbesetzten Bootreihen erhellen, erst finstere Felsgestade, dann eine mächtige Grottenwölbung nach der andern von rothen und gelben, blauen und weißen Gluten erhellt, eine dunkle Felsgestalt nach der andern wie ein riesiger Schatten vor die lohenden Feuer tretend, eine Felsschlucht nach der andern in der Tiefe aufglühend, als sähe man in das flammige Eingeweide der Erde hinein. Das Ganze war bei aller Lust und Aufregung so erhaben, so tief ergreifend, daß die meisten Zuschauer still und stumm blieben. Nur dann und wann, wenn die Helgoländer nicht ohne Geschmack die Erdgeister in ihren feurigen Höhlen oder an den Felswänden kämpfende Schattenbilder darstellten, oder wenn niederfallende Raketen einem Boote zu nahe ins Wasser klatschten, flog ein Hurrah und lustig Rufen über die Bootreihen: aber bald versank Alles wieder in lautloses Schauen. Auch der Himmel wollte seinen Theil zum wundervollen Lichtspiel beitragen. Wetterleuchten zuckte breit und hell über Meer und Horizont. Der Mond stieg langsam aus der See wie mit feurigen Rosen bekränzt, und auch das Meerleuchten ließ sich von Zeit zu Zeit blicken. Der Gott Neptun aber, welcher in schillernder Rüstung mit seinem Dreizack aus einer Grotte hervorkam, um den Booten seinen Besuch abzustatten, hatte das Unglück, zu früh ins Meer zu fallen; gewiß war er dadurch etwas beschämt, er zeigte sich nicht wieder und ließ die Gäste im Glauben, er sei in sein nasses Element zurückgekehrt.

Der Sonntag, welcher diesem wundervollen Abend folgte, war der lebhafteste der diesjährigen Badezeit; Mancher konnte nicht genug erzählen von Dem, was ihn besonders erfreut hatte. Am Tage darauf, als ein großer Theil der Badegäste zu der Elbmündung zurückgekehrt war, konnte man merken, daß sich das Aussehen der Gesellschaft ein

wenig zu seinem Vortheil geändert hatte. Es zeigte sich mehr Freiheit und eine Abnahme jener geistesrohen Alltagsmenschen, welche nichts als Geschäftsgesichter zur Schau tragen, gleichviel ob sie Wolle züchten oder verarbeiten. Sie scheinen in Helgoland mehr als in andern Seebädern den Grundstock der Gesellschaft abzugeben; man freute sich, einmal wieder ein feines Gesichtchen und einen weniger prunkenden als geschmackvollen Damenanzug zu entdecken. Hiermit und mit einigen andern Uebelständen hängt es zusammen, daß sich die Gesellschaft hier mehr als in andern Nord- und Ostseebädern, wo man sich wegen Enge des Ortes ebenfalls auf Tritt und Schritt begegnet, in mehre einzelne Kreise spaltet. In der „Stadt London" wird zur Mittagstafel sogar nur Derjenige zugelassen, der sich vorher über Stand und christliche Abstammung genügend ausgewiesen hat. Vereinigungspunkte für den größten Theil der Gesellschaft geben das Conversationshaus und der Nachmittagskaffee vor den Zelten am Strande, den ich schon erwähnt habe. Ein von der Gesellschaft gewähltes Comité veranstaltet im Conversationshause gemeinschaftliche Diners, Vorlesungen zum Besten der Ortsarmen, Concerte, Bälle und andere Abende mit musikalischen und andern Vorträgen. Einige dieser Abende boten in der That überaus schönen Genuß. Wahre Künstler, von Dilettanten unterstützt, entzückten die Gesellschaft durch Gesang und Musik, und ein bekannter Schriftsteller gab geistige Anregung durch ausgewählte Vorträge. Auch sonst bekommt man im Conversationshause manches Hübsche zu sehen und zu hören, das Ganze jedoch bewegt sich in einer schwankenden Mitte zwischen einem Gasthausball für Jedermann und einer gewählten Gesellschaft von einander Gleichstehenden und Bekannten. Bei alledem hat der Aufenthalt auf Helgoland entschieden das Angenehme, daß man nach Wahl und Laune die Vergnügungen eines Seebades genießen kann, ohne irgendwie durch die Strömungen oder zufälligen Misstände im Badepublicum berührt zu werden.

Zwei dieser Insel eigenthümliche Sammelplätze sind die hohe Nordklippe beim Sonnenuntergang und die Lästerallee bei Ankunft der Dampfschiffe. Keinen Abend wird man es müde, wieder zur Nordklippe zu wandern, die hoch in das Meer hinausragt und immer von der köstlichsten Luft bestrichen wird. Schon von fern sieht man dort dichtgedrängte Gruppen sich abzeichnen vor der Klarheit der Wolken oder der Aetherbläue, und jedesmal, wenn man sich zugesellt, strömt Einem ein erhebendes geistfrischendes Gefühl zu, weil man gleichsam zwischen Meer und Himmel in die reine Luft hinaustritt. Die Lästerallee aber bildet sich am Strande, sobald ein Dampfschiff Anker geworfen hat. Nur drei mal in der Woche kommt dieser Bote vom festen Lande; wenn ein Dampfer in Sicht tritt, pufft ein Kanonenschuß oben

vom Felsen herunter; hat das Boot sich festgelegt und fahren die Kähne ab, um die neuen Gäste heranzuholen, so schallt der zweite Schuß; dann eilt Alles zum Strande, zwei Leinen werden vom Landungsplatze den langen Strand hinaufgespannt, und ihnen zu beiden Seiten stellen sich die Badegäste und Helgoländer auf. Boot auf Boot landet die Ankömmlinge aus; mit Musik empfangen, treten sie etwas befremdet in die lange Gasse und passiren sie mit einiger Verlegenheit oder einigem Trotze. Denn von tausend Blicken werden sie gemustert und hundert Zungen unterhalten sich nicht kleinlaut über die Wahrzeichen, welche die Seekrankheit in den trüben Gesichtszügen vieler Ankömmlinge zurückgelassen hat. Nicht Wenigen der Letztern verursacht diese Art leichten Spießruthenganges ein bischen Aerger; den können sie indessen ruhig hinnehmen, da sie zwei Tage darauf sich ebenso an Andern belustigen. Außerdem hat die Einrichtung den Vortheil, daß die Ankömmlinge sich nicht durch ein Gewühl erst durchzudrängen haben, sondern gleich in gerader offener Gasse bis zu den Häuserplätzen gelangen, und daß die am Ufer sie Erwartenden gleich die Bekannten darunter herausfinden. Zu Letzterm muß man sich um so mehr bei der Lästerallee einstellen, als die neuen Fremdenlisten immer lange auf sich warten lassen, weil sie erst in Cuxhaven gedruckt werden müssen.

28. August.

Es gibt verschiedene Urtheile über den Aufenthalt in Helgoland. Man kann sie im Allgemeinen darauf zurückführen, daß, wer gar keinen poetischen Funken in sich hat, der ganzen Insel schon vor der zweiten Woche überdrüssig wird. Wessen Seele aber etwas von jenem reinen Aether erfüllt, in welchem die ewige Natur sich wiederspiegelt, wie die grünumkränzte Felseninsel in heller Flut, der fühlt sich hier lange Zeit von Grund aus erfrischt. Stundenlang starrt er sinnend und halbträumend ins Meer hinaus, welches hier in aller Pracht und Größe und in unaufhörlichem Wechsel seines Aussehens die kleine Insel umfaßt. In seinem dumpfen Rauschen und Rollen liegt eine starke, tiefe Melodie, die man nimmer aushört; gern lauscht man immer von neuem auf das Zischen und Rascheln der Wellen, welche um die Felsspitzen und in die Buchten schäumen, und auf das Schrillen der Möwen, welche mit weißem Fittich die Flut streifen. Einen tüchtigen Sturm haben wir die letzten Wochen her nicht gehabt, wol aber Tage, wo unaufhörliches Brausen und Zittern die dunkle Luft erfüllte und die Wolken in finstern Colonnen über das Meer zogen, die Flut beständig auf- und niedertrieb und noch am fernsten Horizont sich die weißen Schaumwellen jagten. An Ueberfahren nach der Düne war dann nicht zu denken; wer durchaus die Salzflut sich wollte um die

Brust klatschen lassen, mußte mitten im süßlich riechenden Seetang mit dem Bade am hiesigen Strande vorliebnehmen, gepeitscht von dem prickelnden Salzschaum, der in Millionen scharfer Körnchen umherstiebte. Stieg man dann zum Oberlande hinauf, um sich im Freien zu ergehen, empfing Einen ein Sturm, der ganz ernstlich nöthigte, sich am ersten besten Gegenstande anzuklammern, und dennoch wurde man oft von der Windesgewalt niedergeworfen. Prasselnde Hochwellen, die mit ihren überschäumenden Kämmen überwölbten und auch den stärksten Mann zu Boden warfen, hatte man zu Zeiten, wenn gerade Flut war, auch an hellen Tagen, wo das Meer frischgrün lächelte und die Luft wie mit heiterer Kraft erfüllt war. Köstlich ist an solchen Tagen die Ruhe nach dem Bade, wenn man vor seinen Fenstern das Meer hat, drüben die weiße stille Düne, welche mit ihren Hügeln und mit ihren wie schwarze Kreuze aufragenden Schifferbaken gleich einem einsamen Kirchhof im Meere liegt und immer so traurig nach der hohen rothgrünen Insel herüberblickt, mit welcher sie früher vereinigt war. Viel trägt zur Annehmlichkeit Helgolands bei, daß man bei dem Blick aufs Meer immer ein Stück Marine vor sich hat. Eine Menge Fischerboote liegen in der See vor Anker, dazwischen die hin und her schaukelnden blankeneser Schiffchen, welche jeden Tag die Rhede beleben. In der Ferne aber sieht man Dampfschiffe und Segel vorüberziehen: denn dicht an Helgoland her geht die große Fahrstraße von und nach England. Wer nun das Unglück hat, daß ihn ein einförmiger Anblick, auch wenn dieser noch so großartig ist, leicht ermüdet, der fühlt sich in Helgoland bald wie gefangen, und man hört daher hier über Langeweile klagen in allen Tonarten. Die Wahrheit zu gestehen, regt sich nach mehren Wochen hiesigen Aufenthalts doch auch in poetischen Gemüthern allmälig ein Gefühl, daß man von Helgoland genug hat, und eine Sehnsucht nach der lebhaftern Abwechselung des festen Landes; die Seeluft hat ihre Dienste gethan, sie hat die Kräfte ausgefrischt und gestählt zu neuer Arbeit, zu neuem Genuß.

Ehe ich aber von Helgoland scheide, werfe ich noch einen Blick zurück auf jene Bevölkerung, die wir hier zurücklassen. Wenn man einen Knaben unter den Helgoländern fragt: Was bist du, ein Deutscher oder ein Engländer? so antwortet er jedesmal nur das Eine: Ich bin ein Helgoländer. Er hat das kleinste deutsche Vaterland und weiß in der That, da er mit seiner Nationalität zu Deutschland, politisch aber immer zu einem andern Lande gehört hat, mit seiner Vaterlandsliebe nur auf dieser kleinen Klippe zu haften. Uebrigens hat der Helgoländer schon seit langer Zeit deutsche Kirchensprache und deutsches Gesangbuch; die Sprache aber, in welcher die Leute in ihrer Kirche singen

und beten, bezeichnet stets am richtigsten die Abstammung und Richtung des nationalen Gefühls. Die eigenthümliche helgoländer Sprache wird zwar jetzt noch, wo Helgoländer unter sich sind, allgemein gebraucht und wird sich auch noch eine Zeit lang halten; ehe aber eine dritte Generation herangewachsen ist, wird die eigenthümliche Mundart auch auf dieser neun Monate des Jahres unbesuchten Insel ebenso gut verschwunden sein wie in irgend einem Flachlande, welches von den großen Reisezügen durchfahren wird. Man hört schon jetzt die kleinen Buben bei ihren Gesprächen immer mehr hochdeutsche Worte in ihr Helgoländisch mischen, und die Mädchen tragen nicht mehr gern das grelle Gelbroth, auf welches die Aeltern jetzt noch strenge halten. Helgoland wird bald nichts mehr und minder sein als einer der Vororte von Hamburg, worauf es seiner Lage und Bevölkerung nach von jeher angewiesen war. Gegenwärtig hat es noch seine Blütezeit; seine Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitte und Kleidung wird gern gesehen und bringt außerdem Geld ein.

Was nun die Sitten der Helgoländer betrifft, so sind sie wegen ihrer Prellerei verrufen, und allerdings kann man hier Studien darüber machen, in welch ausgezeichnetem Grade sich die Kunst, den Inhalt der Beutel anderer Leute zu Gunsten des eigenen zu entleeren, verbinden läßt mit Höflichkeit, Ehrlichkeit und Geradheit. Daß diese letztern Tugenden den Helgoländern wirklich eigen sind, kann kein Fremder ihnen absprechen; sie erwarten dieselbe Ehrlichkeit auch von jedem Andern und geben unbekannten Badegästen ohne Bedenken auf Borg, weil sie glauben, daß keiner so schlecht sein werde, inzwischen davonzufahren und die Bezahlung zu vergessen. Auch ist mancherlei Bildung unter den Helgoländern verbreitet; nur selten stößt man hier auf Spuren jener Roheit, wie sie bei einer Ortsbevölkerung von ähnlicher Beschäftigung und gleicher Lage anderswo gewöhnlich ist. Diesen kräftigen, hochgewachsenen Männern, wie sie mit ihren Raubvogelblicken von ihrer Klippe auf das Meer starren, muß man gut werden, sowie nur ihre feinen und schlanken Frauen und Töchter vorbeigehen. Denn wenn sie diese hart behandelten, würde man nicht so viele hübsche und angenehme Formen darunter sehen. Tritt man in die Häuser, so ist darin Alles klein und nett, jedes Räumchen wohlangebracht und wohlbenutzt wie in einem Schiffe, dabei Alles sauber und geputzt. Wie unvortheilhaft nimmt sich dagegen das Volk von Norderney aus! Auch ein anderer Charakterzug ist hoch zu rühmen: die Helgoländer halten mit Strenge darauf, daß ebenso, wie ihre Frauen und Töchter ehrbar und züchtig sind, ihre Insel auch von fremder Unsittlichkeit frei bleibe. Ihren Fang auf Mark und Schillinge dehnen sie freilich so weit aus, daß sie auch ihren Nationaltanz

nicht unter einem Thaler Entgelt den Gästen vortanzen. Man muß indessen in Anschlag bringen, daß sie des Jahres nur die drei Geldmonate der Curzeit haben, der Fischfang wenig und das Lootsenwesen, worin sie durch die Blankeneser verdrängt sind, fast gar nichts mehr einbringt. Auch wohnen sie so nahe bei Hamburg, daß sie ihre Preise nach dortigem Zuschnitt und Reichthum machen; sie fodern untereinander ebenfalls für Waaren und Dienstleistungen dieselben hohen Preise wie von Fremden. Als ich den erwähnten Nationaltanz sah, war ich verwundert, daß er in nichts Anderm bestand als in dem Hornpfeifentanz, den ich so häufig von Bootsknechten und Negern in Nordamerika gesehen; die Helgoländer tanzen ihn nur mit ungleich größerm Anstande als die Nordamerikaner. Ein alter Helgoländer sagte mir auch, daß dieser Tanz erst eingeführt sei, als die Insel aus dänischer unter englische Botmäßigkeit gekommen.

Vorzüglich gefiel mir das Benehmen der Helgoländer bei dem Begräbniß der vom Blitz getroffenen Fräulein Malwine Erk. Sie nahmen dieselbe auf ihren Kirchhof in ihre Todtengemeinde auf und gaben ihr auch all die letzten Ehren, die sie einem rechten Gemeindegliede erzeigen. Die helgoländer Mädchen erschienen vor dem blumenbekränzten Sarge in ihrer kleidsamen schwarzen Tracht, die jungen Männer folgten mit vierstimmigem Chorgesange, und der Pastor hielt eine schöne Predigt. Er hob darin hervor, daß die junge Künstlerin, deren liebenswürdiges Wesen Jedermann erfreut hatte, dem herrlichen Berufe gelebt, das Schöne und Gute den Menschen darzustellen, und daß sie nun einen leichten Tod und ein frühes Grab auf der Insel gefunden, welche sie so geliebt habe. In die Worte des Predigers, in die Musik und Gesänge auf dem Kirchhofe rauschte hinein in ruhigen machtvollen Takten die Meerflut, erinnernd an den ewigen wandellosen Gang der Natur, welche für die wechselnden Geschlechter der Menschen Blühen und Gedeihen ausschüttet, wie sie ihren Blitzstrahl sendet.

Literatur und Kunst.

Die „Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von Karl Gutzkow“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) haben ihren ersten Jahrgang vollendet; zu einem stattlichen Bande zusammengeheftet, liegt derselbe vor uns, und zwar in einem zweiten Abdruck, ein Umstand, der gewiß zu den größten Seltenheiten der deutschen Journalistik gehört und allein schon die außerordentliche Theilnahme bekundet, welche das Gutzkow'sche Unternehmen

sich erworben hat. Auch die Kritik, indem sie auf den vollendeten ersten Jahrgang zurückblickt, kann diese Theilnahme nur als eine sehr wohlverdiente bezeichnen; die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" bieten Alles, was man von einem Blatte, das mehr ein Familienbuch sein will als eine eigentliche Zeitschrift, nur irgend verlangen kann: Unterhaltung mit Belehrung vermischt, Poesie und Praxis, Andeutungen über die langsame und doch niemals rastende Bewegung der Geister und Aufklärungen über die Natur und das historische Leben, das den Menschen umgibt und seine Thätigkeit in Anspruch nimmt. Daß dieser, wenn wir so sagen dürfen, häusliche Charakter des Blattes, trotz des Titels, doch nicht gleich anfangs von Jedem erkannt ward, ja daß er, selbst da man ihn erkannt hatte, nicht überall gleich die Billigung fand, die ihm in Wahrheit gebührt, war etwas sehr Natürliches einem Schriftsteller gegenüber, den man bis dahin gewohnt war mitten im lautesten Treiben des Marktes, unter Kämpfenden und Streitenden zu erblicken, und dem nach seiner ganzen literarischen Vergangenheit sowie auch nach der Eigenthümlichkeit seines Talents nichts ferner zu liegen schien als diese Beschränkung. Der vorliegende Band liefert jedoch den Beweis, daß dieselbe ihm in der That gelungen, und da dieser günstige Erfolg auch ohne Zweifel dazu beitragen wird, das Talent des reichbegabten Autors selbst immer mehr abzuklären und ihm in der beständigen Rücksicht auf das Positive und Praktisch-Populäre einen immer festern Grund und Boden zu geben, so haben wir zweifachen Grund, sein Unternehmen willkommen zu heißen. Denn das war ja doch das Hauptgebrechen der bisherigen deutschen Literatur, namentlich der jüngern, daß sie in handwerksmäßiger Abstraction der Masse des Volks zu fern stand und sich zu wenig kümmerte um das Leben, wie es wirklich ist. Daß gerade Gutzkow, der in manchem Betracht für einen der vornehmsten Vertreter dieser abstracten Richtung gelten durfte, diesen Uebergang versucht hat, gehört mit zu den interessantesten Zeichen der Zeit, während der Umstand, daß derselbe ihm wirklich gelungen, ein neues Zeugniß für die außerordentliche Versatilität und Dehnbarkeit seines Talents bietet. — Von dem reichen Inhalt des Bandes heben wir neben einem Gedicht von Friedrich Hebbel („Ein dithmarsischer Bauer"), das zu den besten dieses Autors gehört, besonders die Erzählungen hervor, deren der Herausgeber allein vier geliefert hat; auch „Der Vierecki" von Berthold Auerbach, Otto Müller's Episode vom „Pastor Götze und dem Hauptmann von Kapernaum", sowie der novellistische Versuch von Wilhelm Grimm „Die Sängerin" verdienen rühmende Erwähnung. Ebenso im folgenden Abschnitt „Lebensbilder und Skizzen" der Aufsatz über die Frauen im deutschen Räuberleben von Dr. Hänle, „Kindesträume" von Ludwig Steub, „Ein Dichterfürst" von L. A. Frankl ꝛc. Es folgen „Stimmungen und Richtungen der Zeit"; „Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen", unter denen wir vornehmlich eine Abhandlung von J. G. Kohl über die Montenegriner sowie „Die Ankunft in Paris", eine Reiseerinnerung vom Herausgeber, hervorheben. Ferner „Geschichte", wo wiederum ein Aufsatz von J. G. Kohl, „Die Vorläufer des Columbus", von Interesse; „Der Mensch"; „Die Erziehung", darunter der bekannte Artikel aus Hamburg über „Dr. Wichern und sein Rauhes Haus", der seinerzeit so viel Aufsehen machte; „Philosophie", hauptsächlich durch einige Aufsätze von Professor Fortlage in

Jena vertreten; „Materielle Lebensbedingungen", mit Aufsätzen von Gottfried Semper, G. Klemm und Professor Schödler in Worms; „Allgemeine Naturbetrachtung"; „Die Nachtseiten der Natur", wo auch das Od und die tanzenden Tische nicht vernachlässigt sind; „Die Erde und ihr Leben", zumeist aus Beiträgen von Karl Müller in Halle zusammengestellt, neben dem sich auch Einiges von Bernhard Cotta und Hermann Masius, dem bekannten Verfasser der trefflichen „Naturstudien", findet; „Das All und die Himmelserscheinungen"; „Pflanzen- und Thierwelt"; „Sprache und Geschichte der Literatur"; „Kritische Miscellen", von denen man freilich weder Vollständigkeit noch Planmäßigkeit erwarten darf; „Bildende Kunst"; „Bühne und Musik"; endlich eine Reihe von Sentenzen „Zur Kunst des Lebens", unter denen wir mancher feinen Beobachtung, mancher sinnigen Bemerkung begegnen. Rechnet man nun zu diesem ungemeinen Reichthum des Inhalts den beispiellos billigen Preis (der ganze Jahrgang von 52 Nummern kostet wenig über zwei Thaler), so wird man nicht umhinkönnen, in diesen „Unterhaltungen" eine neue und eigenthümliche Erscheinung unserer Journalistik anzuerkennen, die auch in culturhistorischer Beziehung nicht ohne Bedeutung ist und der wir von Herzen wünschen, daß sie sich den rasch errungenen Beifall kräftig bewahren möge.

Ueberhaupt sieht es mit der deutschen Journalistik denn doch beiweitem nicht so hoffnungslos aus, als man uns von gewissen Seiten her überreden möchte, selbst nicht mit der belletristischen; der Sturm von Achtundvierzig hat Vieles über den Haufen geworfen, allerdings, aber eben dadurch ist auch Raum geworden zu neuen gediegenern Schöpfungen. Zu diesen zählen wir neben den Gutzkow'schen „Unterhaltungen" ganz besonders auch das „Bremer Sonntagsblatt", das seit Beginn des Jahres unter Redaction von F. Pletzer bei J. G. Heyse in Bremen erscheint. Auch vom ihm liegt uns das letzte Vierteljahr zum Buch zusammengeheftet vor; je bequemer wir in dieser Form den mannichfachen und anziehenden Inhalt des Blattes überschauen können, je mehr fühlen wir uns gedrungen, die Lobsprüche, welche das „Deutsche Museum" demselben gelegentlich ertheilt hat, zu bestätigen und seine Unterstützung allen gebildeten Leserkreisen ans Herz zu legen. Neben „Novellen und Erzählungen", unter denen wir Namen wie Luise von Gall, Otto Müller, H. Pröhle, E. Willkomm &c. begegnen, bringt es besonders „Schilderungen und Bilder, Skizzen und Erinnerungsblätter", eine sehr reich ausgestattete Rubrik, in der die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft vertreten sind und die durch Mitarbeiter wie R. Delius, Friedrich Gerstäcker, O. Klopp, August Lammers, Wolfgang Müller, J. W. Schäffer, Max Waldau und Andere unterstützt wird. Ferner poetische Beiträge von Julius Mosen, Julius von Rodenberg, Friedrich Bodenstedt, Wolfgang Müller, Alexander Kaufmann &c.; endlich Berichte über Literatur und Kunst, die sich durch Unparteilichkeit und Gediegenheit des Urtheils auszeichnen, Correspondenzen aus Berlin, Hamburg &c., sowie ein reichhaltiges und wohlgeschriebenes Feuilleton. Das Blatt hat einen durchweg gediegenen, noblen Charakter; wer da weiß, was das in der deutschen Journalistik besagen will, der wird gewiß nicht säumen, dem „Bremer Sonntagsblatt" sein Interesse zuzuwenden.

Minder umfassend in ihrer Richtung, aber in der Einseitigkeit, die sie sich theils freiwillig auferlegt haben und die ihnen zum Theil auch von den Umständen

auferlegt ist, ebenfalls recht gediegen und tüchtig sind zwei andere Zeitschriften, die uns mehr den Süden Deutschlands repräsentiren und auf die in diesen Blättern auch schon verschiedentlich hingewiesen worden ist: nämlich die „Münchener Hauschronik. Illustrirte Monatsschrift, herausgegeben von Kaspar Braun und Friedrich Schneider" (München, Braun und Schneider) und das „Illustrirte Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom Oestreichischen Lloyd" (Triest, Lloyd). Was dieses letztere betrifft, so sind Empfehlungen allerdings überflüssig bei einem Blatte, das sich mit einem Absatz von 13,000 Exemplaren ohne Zweifel selbst am kräftigsten empfiehlt. Dennoch bestätigen wir auch hier wieder mit Vergnügen, was in diesen Blättern schon früher bemerkt ward: nämlich daß die Theilnahme norddeutscher Schriftsteller am „Familienbuch" fast mit jeder Nummer wächst und daß damit auch der specifisch östreichische Charakter, der in der Journalistik bekanntlich leicht etwas Kleinliches und Triviales bekommt, mehr und mehr in den Hintergrund tritt. In den letzterschienenen Heften finden wir unter Anderm die Biographie des Grafen Sporck von Franz Löher, die den von der Redaction ausgesetzten ersten Preis für den besten historischen Beitrag erhalten hat; ferner die zweite Preisschrift: „Johannes von Müller und Friedrich von Gentz" von Adam Wolff, sowie eine Concurrenzarbeit, der die Ehre lobender Erwähnung zutheil geworden: „Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe" von Elise von Hohenhausen. — Auch die „Hauschronik" macht höchst anerkennenswerthe Anstrengungen, sich aus der einseitigen Mittelalterlichkeit, die in dem ursprünglichen Plane der Zeitschrift lag, herauszuarbeiten; der Inhalt wird mannichfacher, die Darstellung frischer, die Beziehungen auf die Gegenwart werden minder ängstlich ausgeschlossen. Eine vortreffliche Acquisition sind in dieser wie in jeder andern Hinsicht die Erzählungen, welche Friedrich Gerstäcker, der wackere Weltumsegler, ziemlich reichlich beisteuert; sie schildern meist See- und Reiseabenteuer und sind mit all der Unmittelbarkeit und naiven Lebendigkeit geschrieben, welche Gerstäcker überhaupt zu einen Lieblingsschriftsteller des Publicums gemacht hat. mmr.

Unsere Literatur hat keinen Mangel an italienischen Reisebeschreibungen, allein sie hat keinen Ueberfluß an lesbaren und anziehenden. Danach aber wird beständig Nachfrage sein. Das Ernst Förster'sche Buch, dessen Verdienst wir keineswegs schmälern wollen, ist für den deutschen Reisenden in Italien ein unentbehrliches Noth- und Hülfsbüchlein für den Moment; aber um vor- oder nachher studirt zu werden, ist es so wenig geeignet wie zum ästhetischen Genuß. Und doch wünscht man sich vorzubereiten, wünscht Eindrücke sich klar zu machen und zu verarbeiten, wünscht endlich in der Erinnerung nachzugenießen. Zwar nur das Erste geschieht unsers Bedünkens am besten durch Lecture, das Zweite besser durch eigene Aufzeichnung, das Dritte durch mündlichen Austausch. Wer indessen nicht schreiben will oder kann, wer die Gesellschaft flieht oder eine geeignete entbehrt, der wird auch in den letztern Fällen gern zu einem Buche greifen und selbst auch neben der Brief- und Schriftstellerei bleibt meist Zeit und Stimmung zum Lesen übrig. Allen diesen Classen von Rath, Hülfe und Genuß Suchenden können wir nun gleichmäßig ein soeben bei G. W. F. Müller in Berlin erschienenes

Reisewerk: „Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise von W. J. L. M." (zwei Bände) bestens empfehlen. Das Buch gibt überdies durch frische und lebendige Skizzen von London und Paris zu Seiten- und Gegenbildern der italienischen Zustände und Anschauungen Anlaß, die bei passender Gelegenheit zu vergleichenden Rückblicken geschickt benutzt werden. Oefter freilich und für Solche, die nicht Berliner sind oder Berlin nicht genau kennen, sogar etwas zu oft, stellt der Verfasser Vergleichungen mit Berlin an: allein das ist nun eben der Eindruck, den er („den berliner Gelehrtenkreisen angehörend", wie eine buchhändlerische Nachricht auf dem Umschlage des ersten Bands besagt) von den Dingen selbst empfangen hat und in frischer Unmittelbarkeit wiedergibt. Und darin gerade sehen wir einen großen Vorzug seiner Briefe: sie sind auf der Reise selbst niedergeschrieben, ursprünglich nur für einen engen Kreis Befreundeter in der Heimat bestimmt, bald, wo der Verfasser kurze Zeit verweilte, leichte, aber stets geistreich angelegte und von guter Beobachtungsgabe zeugende Skizzen, bald genauer und detaillirter ausgeführte Gemälde. In Rom, das den Mittelpunkt der Reise bildet und auf das sich sein Interesse vorzugsweise concentrirt, hat er bei längerm Aufenthalte das Zusammengehörige zu anschaulichen und wohlgeordneten Uebersichten gruppirt und dieser Theil des Werks wird während eines römischen Aufenthalts ein angenehmer und anmuthig belehrender Gefährte sein. Namentlich die Abschnitte: Die Paläste und ihre Besitzer (II, 125—195), Statuen und Reliefs (II, 226—261), heben mit geschickter Auswahl das Bedeutendste hervor; ohne in dürre Aufzählung zu verfallen, weiß der Verfasser jedem Gegenstande seine Stelle und sein Recht angedeihen zu lassen. Auch nach Neapel und Palermo führt ihn sein Weg; doch kehrt er sehr zweckmäßig von da zu längerm Verweilen nach Rom zurück, nun nicht mehr getrieben durch den Drang gen Süden, sondern in ruhigem und beschaulichem Behagen, mit feinem Sinne und offenem Auge für Natur und Kunst verweilend. Auch die kirchlichen Zustände erfaßt er mit lebhaft eindringendem Interesse von dem Standpunkte eines freien und geläuterten Protestantismus; neben seinen lebendigen Festesschilderungen sind es vor allem die eingehenden und fein analysirenden Darstellungen römischer Predigt und Predigtweise, die, wie wir glauben, mit gleicher Sorgfalt und offenbarer Sachkenntniß in keiner der gangbaren Reisebeschreibungen dargestellt sind. Und hier ist es vornehmlich, wo der Verfasser seiner eigenen Foderung gerecht wird, den Protest gegen den Jesuitismus, gegen seine Gleißnerei, gegen seinen Schein zur That und zur Wahrheit werden zu lassen. Es weht ein kräftiger und freier Hauch durch das ganze Buch. Dabei aber hat der Verfasser eine nicht gewöhnliche Gabe der Schilderung, namentlich viel Geschick für Detailmalerei, ohne durch kleinliche und ängstliche Pinselführung zu ermüden. Der Verfasser dieser Zeilen, der so ziemlich alle vom Verfasser besuchten Punkte genau kennt, hat seine Auffassung hier fast durchweg richtig und unbefangen gefunden. Aber mit nicht minderm Interesse ist er dem Verfasser auf unbekanntes Terrain gefolgt; der Abschnitt, der von Toulon nach Nizza und Genua führt, hat in seiner farbenreichen und prächtigen Darstellung, die mit dem hier entfalteten Zauber der Natur ohne Prätension wetteifert, für ihn sogar zu den genußreichsten Abschnitten des Buchs gehört. Hz.

Von dem „Deutschen Dichterwald von Opitz bis Lenau. Mit Bildnissen in Stahlstich" (Berlin, Grieben), ist kürzlich ein zweiter Band, die Dichter von Arnim bis Auersperg umfassend, mit des Grafen von Auersperg (Anastasius Grün's) Bildniß erschienen. Wir würden auf dies Unternehmen, das wir schon in einer frühern gelegentlichen Notiz hinlänglich gewürdigt haben, hier gar nicht wieder zurückkommen, hätte der ungenannte Herausgeber nicht für gut befunden, sich im Vorwort ziemlich lebhaft über das „wegwerfende" Urtheil zu äußern, welches wir über den ersten Band gefällt. Und auch diese Antikritik berücksichtigen wir hier nur deshalb, weil er uns übrigens ein wohlmeinender, für sein Unternehmen begeisterter Mann zu sein scheint und weil es uns daher doppelt leid thut, ihn auf einem so falschen Wege und seine Kraft an ein so zweideutiges Unternehmen verschwendet zu sehen. Nicht also zu unserer eigenen Rechtfertigung, wol aber zur nochmaligen Aufklärung des Herausgebers sowie um ihn im voraus zu trösten, wenn sein Werk von dem verdienten Schicksal, nämlich stecken zu bleiben, des Baldigen ereilt sein wird, wollen wir die Bedenken, die wir gegen dasselbe geäußert haben und die er jetzt gern zu Anklagepunkten wider uns benutzen möchte, noch einmal in Kürze der Reihe nach durchgehen. Sein eigener zweiter Band erleichtert uns das ungemein, indem derselbe Alles, was wir bereits an dem ersten aussetzten, im ausgedehntesten Maße bestätigt.

Wir haben uns „nicht entblödet", den „Dichterwald" als ein bloßes Nachdruckswerk zu bezeichnen, das in rechtlicher Hinsicht nicht unerheblichen Bedenken unterliege. Der Herausgeber meint nun zwar, daß „bemittelte Bücher- und Dichterfreunde" die Originalausgaben nach wie vor kaufen würden, die unbemittelten sie aber doch niemals gekauft hätten, der „Dichterwald" dem Verleger mithin auf keinen Fall Schaden, sondern höchstens noch Nutzen bringen könne, insofern die „bemittelten" Bücherfreunde durch denselben noch die Bekanntschaft neuer, ihnen bisher fremder Dichter machten und dadurch möglicherweise noch zu neuen Bücherankäufen veranlaßt würden. Wir haben gegen diese eigenthümliche Deduction weiter nichts einzuwenden, als daß die bekannte Theorie des Crispin sich zwar in der Legende sehr hübsch, im bürgerlichen Leben aber sehr schlecht ausnimmt. Ob die Benutzung fremden Eigenthums, welche der „Dichterwald" sich gestattet, den ursprünglichen Eigenthümern Nutzen bringt oder nicht, darauf kommt es nicht an, sondern lediglich darauf, ob diese Benutzung diejenige Grenze einhält oder überschreitet, welche das allgemeine Billigkeitsgefühl sowie der literarische Gebrauch für Herstellung von Anthologien und andern ähnlichen Sammlungen festgesetzt hat. In dieser Beziehung aber wird es vollständig genügen, wenn wir aus dem vorliegenden zweiten Bande nur die eine Thatsache anführen, daß die Auszüge aus Achim von Arnim mehr als 40, die aus Anastasius Grün aber gar 120 Seiten betragen, was bei dem engen Druck des „Dichterwald" schon allein ein ziemlicher Band Gedichte ist. Das heißt nicht mehr Anthologien schreiben, das heißt eben nachdrucken; wie aber Crispin nicht aufhörte, ein Dieb zu sein, weil er das gestohlene Leder den Armen schenkte, so gibt auch die gute Absicht, welche der Herausgeber des „Dichterwald" bei seinem Unternehmen hat und die wir ihm ganz gern zugestehen, demselben kein Recht, sich zu beschweren, wenn man sein Werk als Das bezeichnet, was es ist: ein Nachdruckswerk.

Wir haben uns aber auch ferner „nicht entblödet", dieses Nachdruckswerk obenein als ein sehr überflüssiges und zweckloses Unternehmen zu bezeichnen. Auch bei dieser Behauptung müssen wir beharren und werden es so lange thun, als der Herausgeber uns nicht nachweist, daß die deutsche Literatur Mangel an Anthologien hat und daß sein Buch besser oder zweckmäßiger ist als z. B. die Sammlungen von Kurtz oder Schwab oder selbst auch nur als die bekannte „Encyklopädie" von dem verstorbenen O. L. B. Wolff, die auch nicht viel mehr als ein Nachdruckswerk war, aber doch wenigstens ein praktisch brauchbares. Dem „Dichterwald" dagegen müssen wir angesichts dieses zweiten Bandes sogar noch den weitern Vorwurf machen, daß er nicht blos ein zweckloses, sondern auch ein unverständiges, um nicht zu sagen unmögliches Unternehmen ist. Es ist nicht blos zwecklos, sondern auch unverständig, so verschollene und werthlose, ja nie bekannt gewesene Poeten wie Martin Heinrich Arvelius, Saul Ascher, Christoph Karl Julius Aschenfeld, Friedrich Aaron von Aschauer und ähnliche zu besprechen und seitenlange Auszüge von ihnen zu geben, wie hier geschehen; es ist nicht blos zwecklos, sondern auch unverständig, in einem „Deutschen Dichterwald von Opitz bis Lenau", der „zu ernsten Volksbildungszwecken" veranstaltet ist und sich selbst der unterstützenden „Ausdauer der deutschen Nation" empfiehlt, Musterstücke der Geschmacklosigkeit und Unfähigkeit aufzunehmen, die der Herausgeber zum Theil selbst als „gehaltleere Reimereien von höchster sprachlicher Ungelenkigkeit" (S. 350), oder „elende, zum Theil unzüchtige Verseleien" (S. 370), oder „gemeine Schwänke, die nicht zu lesen sind" (S. 371) bezeichnet, wie es bei Auffenberg, Aschauer und Andern von ihm geschieht, oder bei denen er selbst (S. 368) sich zu dem Ausruf gedrungen fühlt: „Ein Mann von akademischer Bildung und nennt solches Kneten in einem jeder säuernden oder salzenden Idee entbehrenden Sprachteige Poesie! Man kann sich nichts Schauerlicheres in Erfindung und Ausmalung denken." Es ist dagegen zweckwidrig und noch mehr als unverständig, nämlich unverschämt, die Dichter, die man plündert, obenein noch schulmeistern wollen und die abgedruckten Gedichte mit Anmerkungen begleiten, wie z. B. folgende auf S. 249 zu Grün's berühmtem „Der letzte Dichter": „Die zwölfte Strophe dieses vortrefflichen Gedichtes lautet in den neuern Ausgaben folgendermaßen:

> Noch hält der Herr die Schöpfung
> In seiner Hand fortan
> Wie eine frische Blume
> Und blickt sie lächelnd an;

was in sprachlicher Hinsicht (noch — fortan!) gewiß keine Verbesserung ist. Wollte der Dichter das Wort «unverrückt» vermeiden; warum sagte er nicht: «Noch hält der Herr in Händen die Schöpfung unzerpflückt, wie eine frische Blume, auf die er lächelnd blickt?» — Der vorgeschlagene Ausdruck dürfte in dem Vergleich der Schöpfung mit einer Blume wol am besten passen." Und diese Anmerkung steht keineswegs allein; vielmehr macht dieselbe naseweise und geschmacklose Trivialität sich durch das ganze Buch hin in allerhand Urtheilen, Meinungen, Vorschlägen rc. dermaßen breit, daß man zuweilen in Zweifel geräth, ob der Verfasser dies ernstlich meint oder ob er vielleicht ein Schalk ist, der das Publicum nur zum Besten hat. Geschmack und Urtheil sind aber für den Herausgeber

einer Anthologie ein wesentliches Erfoderniß; wer dieselben so sehr vermissen läßt wie der Herausgeber dieses „Dichterwald", dessen Unternehmen wird die Kritik wiederum wol das Recht haben als zwecklos und überflüssig zu bezeichnen.

Wir haben uns endlich auch „nicht entblödet", den Druck augenmörderisch zu finden, dem Ganzen aber den Vorwurf einer die Geduld der Abnehmer ermüdenden Weitschweifigkeit zu machen. Das Erstere ist möglicherweise Geschmackssache und wollen wir diesem Punkte weiter keinen Werth beilegen, obwol für ein Buch, das ausdrücklich dem „Volk" bestimmt ist, dessen Augen bekanntlich noch zu mehr gebraucht werden als blos zum Bücherlesen, ein deutlicher und geräumiger Druck allerdings wol ein ganz wünschenswerthes Erfoderniß wäre. Dagegen wird das letztere Bedenken durch den vorliegenden zweiten Band wiederum aufs äußerste bestätigt. Derselbe umfaßt beinahe 400 Seiten und reicht doch, wie schon gesagt, nicht weiter als von Arnim bis Auersperg; ja eine Notiz auf dem Umschlag bereitet die Abnehmer bereits vor, daß die Dichter und Dichterinnen mit dem Anfangsbuchstaben B nicht weniger als drei ganze Bände in Anspruch nehmen werden. Es läßt sich hiernach sehr leicht berechnen, daß das Ganze, vorausgesetzt, es würde je vollendet, mindestens 50—60 Bände stark werden müßte — wir sagen mindestens: denn wenn Auersperg schon gegen anderthalbhundert Seiten, also etwa den dritten Theil eines Bandes beansprucht, was wird der Herausgeber erst Dichtern wie Goethe oder Schiller, oder Klopstock ꝛc. einräumen müssen?! Macht man sich nun aber weiter klar, daß diese 50—60 Bände eine Ausgabe von 25—30 Thalern veranlassen werden, das ist ungefähr Dasselbe, als wofür man jetzt den ganzen Goethe, Schiller, Lessing ꝛc. kauft, und daß endlich, um das Maß des Abgeschmackten und Widersinnigen voll zu machen, über der Herausgabe dieser 50—60 Bände, nach dem Maßstab des bisher Erschienenen berechnet, ein Zeitraum von mindestens 25—30 Jahren vergehen müßte: so wird vermuthlich jeder nüchterne und unparteiische Leser uns zugeben, daß wir uns nichts allzu Furchtbaren „entblödet" haben, als wir den „Dichterwald" ein zweckloses und überflüssiges Unternehmen von ermüdender Weitschweifigkeit nannten.

Aber wenn nach dem Sprüchwort dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so ist auch dafür gesorgt, daß nicht jeder gut gemeinte, aber unklare und thörichte Einfall auch wirklich zur Ausführung oder die begonnene Ausführung zur Vollendung kommt. Auch der „Dichterwald" macht schon ein sehr hippokratisches Gesicht; die Notiz, die der Verleger hat auf den Umschlag drucken lassen und in der er erklärt, die nächsten Bände des „Dichterwald" nicht eher unter die Presse befördern zu wollen als bis die Sortimentsbuchhandlungen ihren Fortsetzungsbedarf angegeben und dem Verleger dadurch einen ungefähren Maßstab für die Stärke der Auflage geliefert haben, sieht einer demnächstigen Todesanzeige so ähnlich wie ein Ei dem andern. Dieser Bandwurm, fürchten wir, wird sterben, lange bevor er das angedrohte Wachsthum noch vollendet hat, und das wird dem Verleger gut sein und dem Herausgeber auch. Möge der Letztere alsdann Beruhigung finden bei den vielen Empfehlungen und Lobeserhebungen die ihm in den übrigen bisher erschienenen Recensionen sowie in „zahlreichen

Privatzuschriften von Literaten" zugekommen und deren schöne Einstimmigkeit nur das „Deutsche Museum" zu stören gewagt hat. Allerdings ist es in einer Zeit, wo die Reclame herrscht, vom „Deutschen Museum" sehr keck, die Rechte der Kritik aufrechterhalten zu wollen gegen Groß und Klein und einerlei, ob diese Kritik das Kunstwerk eines Dichters oder die Anthologie eines wohlmeinenden, aber völlig dilettantischen Sammlers betrifft. Daß diese Kritik aber wenigstens weiß, was sie will, und bei ihrem Lob so gut wie ihrem Tadel festen Grund unter den Füßen hat, davon wird hoffentlich Vorstehendes, wenn auch nicht dem Herausgeber des „Deutschen Dichterwald", so doch dem Publicum ein Beispiel geliefert haben. R. P.

„Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee" (Leipzig, Herbig) ist der Titel der neuesten Schrift, mit welcher Alfred Meißner die Literatur beschenkt hat und zugleich, wenn wir nicht irren, die erste, mit der er als Novellist debutirt. Der Erfolg ist nicht gerade so, daß wir den fleißigen und strebsamen Autor zu entmuthigen brauchten; den Wunsch jedoch, daß er sich bei seinem ersten Auftreten mit etwas Bedeutenderm und Wirksamerm eingestellt haben möchte, können wir allerdings nicht unterdrücken. Seinen Freunden wird das Büchlein ohne Zweifel sehr willkommen sein; es ist das sehr ausführlich gehaltene und an Wiederholungen nicht eben arme Tagebuch eines Aufenthalts, den er mit Franz Hedrich, dem Autor des „Kain", an den Ufern des romantischen Traunsees gemacht und dem er manche liebliche und erheiternde Erinnerung abgewonnen hat, besonders wenn man sich dabei auf den Standpunkt des Freundes stellt. Das große Publicum, fürchten wir, wird mit diesen Blättern weniger einverstanden sein; nicht Reisebeschreibung und nicht Novelle, nicht Geschichte und nicht Reflexion, haben sie genug von Allem, um an Alles zu erinnern, und doch zu wenig, um uns nach Einer Richtung wirklich zu befriedigen. Es mag viel Verführerisches haben, so öffentlich vor dem Publicum mit seinen Freunden zu plaudern und ein elegantes Büchlein zu machen aus den unscheinbaren Abenteuern und den noch häufigern Mußestunden einer Sommerfrische. Junge Autoren indeß, wie Alfred Meißner, sollten es sich doch wol nicht so leicht machen; sie sollten bedenken, daß das Leben den Poeten heutzutage schon mehr als billig zersplittert, daß die geschlossene Form und die unvermischte Eigenthümlichkeit der Gattung die nothwendige Bedingung jedes wahrhaften Kunstwerks ist, und daß überhaupt der echte Künstler nur stets die strengsten und höchsten Foderungen an sich selber richten soll. Einzelne Charakteristiken, wie Vierschock der Dorftanzmeister, Tonel der kleine Holzknecht, der ehemalige wiener Fiacker ꝛc. sind recht gelungen und zeigen ein hübsches plastisches Talent; doch ist leider Alles zu fragmentarisch, zu sehr, möchten wir sagen, in Josef Rank'scher Manier, von dem der Verfasser sich wol die Frische und Lebendigkeit der Zeichnung, nicht aber die Zerrissenheit und Unstetigkeit zum Muster nehmen sollte. Vortrefflich dagegen und eine höchst erfreuliche Probe von Dem, was der Verfasser bei größerer Concentration zu leisten im Stande, ist die Geschichte vom Meister Klaus und seiner Irrfahrt im Nebel; das ist ein kleines Cabinetstück, das Niemand ohne den lebhaftesten Genuß und die vollständigste Befriedigung lesen wird. R. P.

Correspondenz.

Aus Breslau.

GL. Breslau ist Klein-Wien, eine vergnügungssüchtige Stadt, welche den heitern Genuß des Lebens mit Eifer zu erringen sucht, und in einer Mischung von Frivolität und Sentimentalität, wozu der schlesische Volkscharakter neigt, ihre hauptsächliche Befriedigung findet. Die nächste Umgegend der Stadt genügt indessen nur sehr bescheidenen Ansprüchen auf Naturgenuß, indem der landschaftliche Hintergrund an einer Monotonie leidet, in welche der Zobten und die blauen Bergreihen der Ferne nur sehr nebelhaft hineinschauen. Was zunächst die Promenade betrifft, so ist sie in botanischer Hinsicht vortrefflich ausgestattet. Neben schönen Baumgruppen von Platanen, Akazien und andern seltenen Bäumen finden sich allerliebste Blumenrondells, in denen manche fremdartige Blume, wie z. B. die Yukka, ihre vielbestaunte Blütenpracht entfaltet oder Beete, über welche ein Heliotropenflor sich würzhaft wuchernd hinzieht oder stille Wasserpflanzen, wo der hohe Mais sich mit der Canna zu einer exotisch schilfartigen Gruppe vereinigt. Auch ein kleiner Springbrunnen, dem indeß der Athem bald ausgegangen ist, suchte eine plätschernde Unterhaltung mit den umstehenden Blumen anzuknüpfen, während ein einsames Farrenkraut von einem Steinmonument melancholisch herniederwinkt. Doch nur der Theil der Promenade, der sich vom Schweidnitzer Thor bis zur Ziegelbastion erstreckt, erfreut sich dieser Ausschmückung, die ihn zu dem fashionabelsten Corso der Breslauer macht; die übrige Promenade ist stiefmütterlich behandelt und besteht meistens aus trockenen Baumalleen oder wird gar, wie jenseits der Ziegelbastion, in einer sehr prosaischen Weise von Landungsplätzen unterbrochen, auf denen ein theerduftendes Publicum sich drängt und dem Spaziergänger ausgeladene Ziegeln oder sonstige Schiffsfrachten über die Köpfe voltigirt werden. Die Ziegelbastion selbst dagegen bildet den Glanzpunkt der Promenade, indem hier der Blick ein liebliches und charakteristisches Bild von Breslaus städtischen Contouren gewinnt. Unten an der Bastion strömt die Oder vorbei, mäßig breit und träumerisch langsam, bis sie an den Wehren des Bürgerwerders in schäumender Jugendkraft herunterturnt. Jenseits der Oder erheben sich Breslaus katholische Hauptkirchen, der Dom, die Kreuzkirche und die Sandkirche, letztere auf einer von der Oder freundlich umrahmten Insel, welche durch die Verschiedenheit ihrer Bauart eine ansprechende architektonische Gruppe bilden. Den katholischen Eindruck dieses städtischen Bildes vollenden das fürstbischöfliche Palais und das Alumnat, welche aus Gärten heraus ihre hintern Fronten der Oder zukehren. Hier sind die Bauten des triumphirenden Katholicismus, der in diesem Theil Breslaus vorwiegt, wie sich im Bürgerwerder das militärische Breslau und die Oberschiffahrt, am Ring der commerzielle Verkehr und die städtische Verwaltung concentrirt, während in den neuen Vorstädten, besonders in der Schweidnitzer, das fashionable, aristokratische Breslau seinen Sitz hat und die Fremdenzufuhr von den verschiedenen Bahnhöfen her in die Stadt einströmt. So gliedert sich jede Stadt, die nur einigermaßen geschichtliches Leben und geschichtliche

Bedeutung hat, nach gewissen organischen Gesetzen und zeigt in ihrer Physiognomie bestimmte markirte Züge, aus denen das innere Leben spricht. Höher noch als die Ziegelbastion, die den Umschauenden zu solchen Betrachtungen anregt, erhebt sich in der Mitte der Promenade die Taschenbastion, die früher einen Fernblick auf das schlesische Gebirge gewährte, der indessen jetzt durch die neuen, meist hohen Gebäude der Vorstädte verbaut ist. Die Taschenbastion ist im Sommer das Hauptasyl der heranwachsenden Jugend, der künftigen Urwähler Breslaus, und hier tummeln sich in den naivsten Attituden jene künftigen Schönheiten, die nach zehn oder fünfzehn Jahren die Börsenbälle verherrlichen oder im Zwingergarten die Läden der HH. Sachs und Immerwahr ins Grüne verpflanzen. Wie indessen jedes Paradies seine Schlange hat, so fehlt sie auch der Promenade nicht, und ihr treuer Hüter, Professor Göppert, machte das Publicum auf diesen verkappten Diabolus aufmerksam. Die giftige Schlange der Promenade ist nämlich der Stadtgraben, der sich ihr treu zur Seite schlängelt, und nach diesen, allerdings vielfach bestrittenen neuen Beobachtungen die Luft mit sehr schädlichen Exhalationen schwängert. Man denke sich den Schrecken des promenirenden Breslau, das auf einmal seinen Corso so bedroht und gefährdet sieht. Hier, wo Alles Luft schöpft, ist die Luft vergiftet! Und dieser heuchlerische Stadtgraben, auf dem die weißen Schwäne ihre Flügel wie Unschuldsflaggen ausbreiten, ist ein solcher Missethäter. Er kann sich nicht vertheidigen, er muß jedes Urtheil über sich ergehen lassen: aber von Tag zu Tag wird er melancholischer und trüber und die Wasserlinsen schwimmen immer dichter auf ihm herum. Doch Magistrat und Stadtverordnete haben ihn jetzt in Cur genommen, und werden ihm etwas zur Ader lassen, damit er das dicke schwarze Blut verliert. Indessen promenirt Breslau nach wie vor an seiner Seite: und in der That, wer den Tag an den Wassern der Ohle vertrauern muß, dem wird ein Abendspaziergang am Stadtgraben, trotz aller Vergiftungsversuche, eine paradiesische Erquickung bereiten.

Doch der Haupttrain der Sonntagsvergnügungen geht über die Promenade hinaus nach dem Wintergarten, der Arena und Scheitenig. Der breslauer Wintergarten ist bekanntlich der Vater des berliner. Hier steckte zuerst Kroll die Napoleonischen Adler seiner Speculationen auf, bis er sich auch Berlin ohne andere Mittel als sein Genie eroberte; der breslauer ist en miniature das Vorbild des berliner Winterpalais, das sich wie ein Phönix aus der Asche erhob. Neben dem Wintergarten ist es die Arena, das Sommertheater, mit welchem auch Breslau beglückt ist. Hier drängt sich das Publicum zu den Bretern, die hier nicht die Welt bedeuten, sondern mit denen hier die Welt, Natur und Kunst verschlagen sind. Wol haben sich gewandte Dialektiker gefunden, welche diese Misgeburten der Neuzeit vertheidigen: aber ein Volkstheater, bei welchem weder das Volk noch das Theater etwas gewinnt, ist ein Unding. Hier verpfuscht die Natur den Eindruck der Kunst, und die Kunst den Eindruck der Natur. Und welche Kunst! Die Sommertheater überschwemmen das Publicum mit Possenreißereien, gewöhnen es an Fadheit und Flachheit und machen es von Tag zu Tage unfähiger, dem ernsten Gang der tragischen Muse zu folgen und Erhebung und Begeisterung in großen dichterischen Schöpfungen zu suchen; sie sind Symptome des Verfalls, der galopirenden Schwindsucht unsers Theaterwesens. — Am

Wintergarten vorbei geht der Zug nach Scheitenig, dessen schöner Park eine Art breslauer Prater und Augarten ist. Hier entwickelt sich ein Volksleben mit Carrouselreiten und Scheibenschießen; der Park selbst bietet mit den umliegenden Feldern freundliche landschaftliche Bilder, obgleich mit dem vorherrschenden melancholischen Charakter, der den meisten Landschaften um Breslau eigen ist. Man denke nur an Morgenau und die Gärten des Weidendamms! Der Weg führt an sumpfigen Wiesen vorbei; die Oder zieht so träumerisch durch einen Urwald von Weiden und Pappeln, aus dem man nur einzelne Blockhäuser hervorragen sieht, das Versteck dieser Gärten hat etwas Trübes, Feuchtes, und doch wieder Idyllisches; weiterhin improvisiren die Dämme bei zahlreichen Windungen und knorrigem Eichenwuchs manche interessanten Studien für Landschaftsmaler. Einen ebenso melancholischen Eindruck macht Pöpelwitz mit seinem tiefliegenden Eichengehölz, einem grünen Parterre für das Sonntagspublicum. Der Weg dorthin über die militärisch geschorene Viehweide, die geduldig mancherlei taktische Uebungen über sich ergehen lassen muß, ist ziemlich einförmig und gewährt nur einen nicht ungünstigen Gesammtanblick von Breslau. Das Sonntagspublicum, das noch mehr als sein Vergnügen die Bequemlichkeit liebt, kehrt in den Volksgarten ein oder in die Gärten von Liebig und Weiß, die mit ihren Bänken und Lauben ein sehr hölzernes Ansehen haben. Die Natur ist hier wie in einem Käfig eingefangen, es ist mehr ein Anflug, eine Ahnung von Grün, aber hinreichend, um den Modefarben der geputzten Breslauerinnen einen Hintergrund zu geben; das Vergnügen hat hier etwas Engbrüstiges. Am liebsten pferchen sich hier im Sommer die Ressourcen ein, die verschiedenen geschlossenen Gesellschaften mit und ohne Farbe, welche später in der Wintersaison den Ton angeben. Sobald diese die Winterquartiere beziehen, sind die breslauer gesellschaftlichen Sommervergnügungen geschlossen; wir werden später berichten, was für gefrorene Blumen der Freude der Winter bietet.

Da Breslau ein Klein-Wien ist, so hat auch der wiener Humor es nicht verschmäht, seine Provinz zu bereisen. Saphir, der Oberalte des wiener Witzes, hat im Theater einige Vorlesungen gehalten, die der verwandten Stimmung des breslauer Publicums besonders zusagten. Saphir ist eine bekannte journalistische Größe, die in vormärzlichen Zeiten in ganz Deutschland herumabenteuerte und den Witz als ihr Monopol betrachtete. Der Witz Saphir's ist der Wortwitz, oft forcirt, oft gesund, eine fortwährende Plänkelei mit Pointen, welche die Sprache geschliffen. Hierzu kommt oft, aber sehr unvermittelt ein sentimentaler Augenaufschlag, der auf einen tiefern Bronnen des Humors hindeuten soll. Doch der Wortwitz ist seiner Natur nach frivol, da es ihm nie auf die Sache ankommt; er betrachtet Alles nur als Barren und Reck für seine Turnkünste. Das Thema der Saphir'schen Variationen ist ziemlich verbraucht: die Ehe, die Doctoren u. dgl. Dazwischen moussiren einige verhaltene wiener Witze, die dort aus Censurrücksichten nicht den Pfropfen sprengen durften, Witze politischer Natur, meistens gegen die Einschränkungen der Rede- und Preßfreiheit gerichtet, und andere lose, schalkhafte Anspielungen, die aber in der Beiläufigkeit und Formlosigkeit des ganzen Vortrags rasch verhallen. Wie es denn in der Natur der Sache liegt, machte der Saphir'sche Witz auch hin und wieder den Eindruck eines mühsamen Tagelöhners, dem die Schweißtropfen

auf der Stirn perlen. Wenn wir Saphir als Repräsentanten des wiener Witzes auffassen, so müssen wir doch dem berliner den Vorzug geben. Er verschäumt weniger schnell, rückt den Dingen mehr auf den Leib, ist kühner und geistreicher in der Wahl seiner Stoffe und macht sich mehr als culturhistorisches Moment geltend, während der wiener Witz nur der heitere Witz des Dilettantismus ist.

Aus Frankfurt a. M.

. October 1853.

X—X Vor der Weinlese und nach der Messe pflegt unsere gute Stadt etwas langweilig zu sein. In sich selber trägt sie wenig Elemente großstädtischen Wesens und von außen her werden ihr in dieser Zeit nur wenig zugebracht. Der sommerliche Fremdenzug ist vorüber und der Bundestag macht Ferien, die sich im gesellschaftlichen Leben immerhin empfinden, so sehr auch von manchen Seiten darüber geklagt wird, daß die einzelnen Gesandtschaften nicht zu jenem Repräsentationsaufwand zurückgekehrt sind, der die Zeit vor 1848 auszeichnete. Da nun gleichzeitig die orientalische Verwickelung schwer auf der Börse lastet und auch die innern Verfassungsstreitigkeiten wieder grell in den Vordergrund treten, so mischt auch äußere Langweile sich der innern Unbehaglichkeit in reichlichem Maße bei. Die Verfassungsstreitigkeiten gehen übrigens blos von einer einzigen Partei aus, nämlich von den sogenannten „Verfassungstreuen", von den „Reformern", die sich indeß ungefähr mit demselben Rechte verfassungstreu nennen, wie seinerzeit die Anhänger der Coalitionspolitik sich bundestreu nannten; der Name „Reformer" aber scheint nur eine Art Selbstpersifflage. Die „Verfassungstreue" dieser Partei besteht darin, der restaurirten Verfassung von 1816 jede Fortbildungsfähigkeit abzusprechen; ihr reformatorisches Streben aber ist darauf gerichtet, die dort gegebenen Verheißungen unerfüllt zu lassen. Solange ihre Mitglieder Rath und Senat beherrschten, war Niemand stolzer auf die frankfurter Selbständigkeit und Souverainetät als sie; seitdem dies jedoch nicht mehr der Fall, geben sie sich alle erdenkbare Mühen, die Einmischung des Bundestags in unser inneres Staatsleben herauszufodern. Wozu das im Jahre 1852 führte, ist bekannt. Jetzt hat dieselbe Partei abermals eine Beschwerde an den Bundestag gerichtet, in welcher sie den Senat in Anklagestand versetzt, weil er nämlich die Verheißungen der Constitutionsergänzungsacte erfüllt und der Bürgerschaft jene organischen Gesetze zur Abstimmung vorgelegt hat, welche seit 1816 bereits versprochen waren. Die Bürgerschaft nahm die Vorlagen an; zugleich ergänzten sich Rath und Senat durch unangreifbar rechtsgültige Wahlen und zwar mit Persönlichkeiten, welche der Partei der „Reformer" nicht angehören — Grund genug für den Patriotismus der „Verfassungstreuen", abermals einen Machtspruch des Bundestags gegen unser Staatsleben zu fodern. Wie beim ersten Einschreiten des Bundestags gegen die Satzungen von 1848—49 hat die staatsfeindliche Agitation auch jetzt nicht den Muth gehabt, ihre Eingabe zu veröffentlichen; vielmehr geht sie damit gleichsam hinter dem Rücken ihrer Mitbürger wie ihrer Behörden an diejenige Stelle, von der sie eine Gewähr ihrer Wünsche hofft. Freilich, wie man auch im Publicum sehr wohl weiß,

war es in jenem frühern Fall keineswegs die eigene Entschließung der „Reformer", was sie zu Maßregeln veranlaßte, die uns auf das Jahr 1816 zurückwarfen; man weiß, daß ihnen die Veranlassung dazu von einer Seite, kam, deren Politik unausgesetzt dahin geht, dem Bundestag trotz der inzwischen erfolgten Umgestaltungen des politischen Lebens factische Befugnisse einzuräumen, welche weit über die bis 1848 geübten hinausschreiten. Dieselbe Politik, welche sonst so äußerst entrüstet das demokratische Princip der Willensentscheidungen nach Köpfen verwirft, sieht nämlich in der Zusammensetzung und Stimmeneintheilung des Bundestags ein mächtiges Förderungsmittel ihres Strebens, den Einfluß und die Bedeutung mittel- und norddeutscher Nationalpolitik, sowie überhaupt des germanisch-protestantischen Elements auf die südwestdeutschen Grenzbreiten immer mehr zu lähmen und solchermaßen Südwestdeutschland immer abhängiger zu machen vom romanisch-katholischen Princip. Ob dieselben Einflüsse auch jetzt wieder treibend hinter Frankfurts „Reformern" stehen, lassen wir unentschieden. Gewiß ist nur, daß sich ultramontane Elemente auf der einen Seite, specifisch antipreußische auf der andern bei dieser neuen Agitation vorzugsweise thätig zeigen. Hoffentlich indeß ist mittlerweile in manchen Mitgliedern der Bundesversammlung die Erkenntniß aufgegangen, daß die Zustimmung zu den Bundesbeschlüssen, welche die neuen Verfassungen mehrer kleinen Staaten vernichteten, mindestens ein großer politischer Fehler war, wenn nicht mehr. Man darf also wol erwarten, daß jetzt die Mehrheit der Bundesversammlung, wenn die frankfurter Verfassungsfrage von neuem vor sie gebracht wird, die Factionsklage abweist.

Von diesen ernsten Fragen wenden wir uns zu heiterern Gegenständen. Es gibt wol keine auf sich selbst gestellte Stadt von gleicher Größe, wo die Bürger stets so viel für Kunst und Wissenschaft gethan haben, als in Frankfurt; besonders gab es keine solche Stadt. Unter diesen Schöpfungen stellen wir das Städel'sche Institut obenan und es ist auch heute noch diejenige Anstalt, welche in der kunstsinnigen Welt der größten Popularität genießt. Zu den frühern Schenkungen an Kunstschätzen treten fortwährend neue, sodaß in der That die Localitäten sich allmälig als zu eng herausgestellt haben. Durch die Anstellung tüchtiger Meister bei dem Institute hat sich zwar eine kleine, aber fleißige und fördersame Malerschule entwickelt, deren Fortbestehen um so mehr gewünscht werden muß, als im ganzen Rheinland eben nur Düsseldorf vorhanden ist. Diese Lehranstalt war soeben aufs äußerste bedroht; um das Geld zum Bau neuer Localitäten für die Werke des Museums zu gewinnen, stand der Verwaltungsrath nahe daran, die Lehrer (welche nur auf Kündigung angestellt sind) zu entlassen und dadurch die Lehranstalt aufzuheben. Und dies würde nicht einmal die einzige Folge gewesen sein; viele Künstler würden den Meistern unzweifelhaft gefolgt sein und unsere Stadt würde bald in dieser Hinsicht ebenso verödet gestanden haben wie leider die meisten Städte der Rhein- und Mainufer. Veit's Auswanderung nach Mainz, welcher soeben die Schäfer's nach München folgt, waren bereits bedenkliche Vorzeichen. Nur der Energie eines einzigen Mitgliedes des Städel'schen Verwaltungsrathes danken wir es, daß jener schon gefaßte Beschluß wieder zurückgenommen ward; wie wir hoffen, werden nun auch die jungen Maler beweisen, daß sie die Bedeutung dieses Beschlusses zu würdigen wissen.

Auch unser Theater hat, wenigstens im recitirenden Drama, seine Wintersaison würdig begonnen; namentlich hat es ein Schauspielpersonal zusammengestellt, das dem sehr verblichenen theatralischen Rufe Frankfurts neuen Glanz zu geben verspricht. Doch gilt dies hauptsächlich nur vom männlichen Theile des Personals; gegen die Damen des Schauspiels ist unsere Localkritik von einer übertriebenen Milde, welche soweit geht, daß einzelne Damen wirklich über jede Kritik erhaben scheinen könnten, wenn man nämlich den Versicherungen der Urtheilsmacher glauben möchte. Dadurch kommen sie zu einer Selbstüberschätzung, die ihre Weiterbildung fast unmöglich macht, während andere Talente ungerecht zurückgedrängt werden. In der Oper ist es bereits dahin gekommen, daß jede Sängerin principiell ferngehalten wird, deren Leistungen möglicherweise denen des Fräulein Hofmann (Tochter des Directors) eine Concurrenz bereiten könnten. Transeat! — Uebrigens vernimmt man — und jeder Freund dramatischer Kunst muß es mit Bedauern vernehmen — daß Director Hofmann den Plan hat, in Verbindung mit seinem Secretär im nächsten Sommer ein Tivolitheater zu errichten. Abgesehen davon, daß der allgemeine Fehler unserer Darsteller, das zu starke Auftragen, sich auf einer Sommerbühne nothwendig noch verstärken muß, so steht bei unsern localen Verhältnissen auch noch sehr zu bezweifeln, ob das ökonomische Ergebniß den etwa gehegten Erwartungen denn auch wirklich entsprechen wird. Indessen mag vom Standpunkte der Speculation, auf welchen unser Theater ja lediglich gestellt ist, sich gegen einen derartigen Versuch nichts einwenden lassen; sehen wir doch sogar ein benachbartes Hoftheater, das wiesbadener, zu Kinderspielen greifen, blos um die Kasse zu heben. Wir haben früher selbst der Hoffnungen erwähnt, die an die Uebernahme der dortigen Direction durch Hrn. Grabowski geknüpft wurden. Jetzt müssen wir bekennen, daß sich auch nicht eine davon erfüllt hat; das Personal ist nicht recrutirt, das Repertoire noch oberflächlicher und unwürdiger geworden. In dem neuen heidelberger Theater werden die Vorstellungen am 20. October und zwar mit einem classischen Schauspiel beginnen. In Mainz hat man am 15. September angefangen; doch haben die Leistungen sich bis jetzt noch keineswegs über das Niveau erhoben, welches sie früher einnahmen.

Aus Brüssel.

Anfang October 1853.

E. H. Wenn wirklich ein gutes Ende Alles gutmacht, so waren auch unsere Septemberfeste wenigstens nicht ganz verfehlt; der Himmel, der uns die letzte Woche des Septembers unausgesetzt mit Regenströmen überschüttete, heiterte sich endlich mit Anfang des Octobers ein wenig auf, sodaß verschiedene Festpartien, die wegen des schlechten Wetters wiederholentlich verlegt worden, nun doch noch stattfinden konnten. Aber trotzdem und trotz der ungewöhnlich langen Dauer, die unsern Septemberfesten diesmal ausnahmsweise beschieden war, müssen dieselben dennoch als die glanzlosesten bezeichnet werden, welche Brüssel seit der Revolution von 1830, zu deren Erinnerung sie bekanntlich eingesetzt sind, gesehen hat. Die Ungunst des Wetters hatte freilich wesentlichen Antheil an diesem Misrathen: allein den bedeutendern

Theil der Schuld trägt doch die Indifferenz des Publicums; das ganze officielle Festprogramm mit Requiem, musikalischen Aufführungen, Gratisvorstellungen im Parktheater, Preisvertheilungen im Augustinertempel, Wettschießen ꝛc., es war Alles, soweit das Wetter es zuließ, richtig da, die allgemeine Freudigkeit und Erregtheit aber, den Charakter und die Stimmung eines eigentlichen Volksfestes suchte man vergeblich.

Doch hatten die Septemberfeste allerdings auch schon früher, schon vor der Bewegung von 1848 viel von ihrer anfänglichen Bedeutsamkeit und Herrlichkeit eingebüßt. Erst die Vorgänge von 1848, welche alle europäischen Throne und Staaten erschütterten und wo nur Belgien allein, eben infolge seiner Revolution von 1830 und seiner damaligen Errungenschaften, die Kraft hatte allen äußern und innern Stürmen zu trotzen, erweckten wieder lebhaft die Erinnerung an die glorreichen Septembertage, und die Festlichkeiten, mit denen diese Erinnerung in den Jahren 1848—50 begangen wurde, waren vielleicht glänzender, die freudige Erregtheit allgemeiner und inniger als selbst in den Jahren, welche unmittelbar auf jene denkwürdigen Unabhängigkeitskämpfe gefolgt waren. Mit der Stille, welche seit 1850 im übrigen Europa einzog, ist auch die schon vor 1848 beginnende Glanz- und Farblosigkeit unserer Feste wiedergekehrt und dieses Jahr dürfte dieselbe ihren Höhepunkt erreicht haben.

Glauben Sie deshalb nicht, daß der Belgier für die staatliche Unabhängigkeit, die nationale Selbständigkeit und die liberale Verfassung, die er in jenen Septembertagen 1830 errungen, gleichgültig geworden. Im Gegentheil, sie werden ihm von Jahr zu Jahr theurer, da sie ihm immer mehr und mehr zum nothwendigen Lebenselement geworden sind, für das er, würde es ernstlich bedroht, ohne Zögern einen neuen Kampf bestehen würde. Aber die jährliche Wiederkehr derartiger Feste mit ihrem ziemlich stereotypen Programm muß allmälig auch die enthusiasmusfähigste Nation erkalten und gleichgültig machen, namentlich wenn sie, wie dies heuer in Belgien der Fall war, vorher einige Monate hindurch mit neuen, nicht blos historischen Festlichkeiten aller Art übersättigt ward. Eine drei- oder fünfjährige Wiederkehr derartiger Erinnerungsfeste würde dem Zwecke, zu dem sie eingesetzt worden, viel eher entsprechen als die jährliche, welche früher oder später immerhin in eine bloße officielle Förmlichkeit ausartet und mit den Festen auch die Erinnerung, welche sie wachhalten sollen, begräbt.

Wenn somit auch die letzten Wochen bei uns nicht so freudig und glänzend waren, als sie es in andern Jahren zu sein pflegten, so waren sie doch durchaus nicht so düster und grausig, wie sie in einem Theil der deutschen Presse dargestellt wurden. Eine sehr bedeutende Zahl deutscher Tagesorgane berichtete nämlich vor kurzem von einer französischen Note, die hierher gelangt sein und in der Napoleon die Abänderung unserer Verfassung im Sinne seiner Constitution vom 14. Januar 1852 verlangen sollte, mit der gleichzeitigen Anzeige, daß er, um die belgische Regierung bei diesem Staatsstreiche zu unterstützen, einen Theil Belgiens zeitweilig mit seinen Truppen besetzen wolle. Es wird kaum erst nöthig sein, Sie, was ich aus guter Quelle thun kann, von der völligen Grundlosigkeit dieser Gerüchte zu versichern. Allerdings besteht schon seit dem berühmten 2. December zwischen den beiderseitigen Höfen nichts weniger als ein „herzliches Einverständniß“,

und durch die jüngst vollzogene Ehe unsers Thronerben mit einer östreichischen Prinzessin, die man in Paris als eine antifranzösische Demonstration betrachtet, ist die Spannung noch gesteigert worden. Allein von dieser Spannung, bei der doch äußerlich noch immer die Formen des freundnachbarlichen Einvernehmens beobachtet werden, bis zur officiellen Notificirung einer französischen Invasion Belgiens ist doch noch ein sehr weiter Schritt, den Napoleon gerade jetzt unmöglich wagen wird. Eine unfreundliche französische Note ist in der That schon in der ersten Hälfte des September hierher gelangt: aber sie hat nur den Inhalt, den ich Ihnen bereits in einem frühern Schreiben angegeben, indem sie nämlich eine neue Beschränkung unserer Presse, resp. eine Unterdrückung der gehässigen Sprache verlangt, welche dieselbe gegen Napoleon und seine Umgebung führe. Dieser Punkt soll auch in dem Handschreiben berührt sein, welches Napoleon am 27. September an König Leopold gerichtet hat als Antwort auf das Schreiben, mit welchem Letzterer in Lille, an der belgischen Grenze, den Kaiser begrüßte. Im Uebrigen soll jenes Schreiben in sehr höflicher und freundlicher Weise abgefaßt sein, was einen neuen Beweis für die Unwahrscheinlichkeit obiger Invasionsgerüchte abgäbe.

Schließlich wollen Sie mir noch gestatten, einer von mehren Fabrikanten und andern großen Industriellen ergriffenen Maßregel zu erwähnen, die auch in weitern Kreisen bekannt und nachgeahmt zu werden verdient. In Rücksicht nämlich auf die zum Theil bereits eingetretene und vielleicht im nächsten Winter noch bedrohlicher werdende Theuerung aller Lebensmittel haben mehre Inhaber großer Geschäftsunternehmungen freiwillig den Lohn ihrer Arbeiter bis zur Wiederkehr normaler Lebensmittelpreise um 5—15 % erhöht. Man nennt Inhaber ausgedehnter Kohlen- und Eisenwerke sowie Fabriken, welchen diese freiwillige Lohnerhöhung eine monatliche Mehrausgabe von 6—15,000 Francs verursacht. Unerwähnt darf dabei nicht gelassen werden, daß von Seiten der Arbeiter nicht der geringste Druck in dieser Beziehung geübt worden, und daß die zur Erzwingung höherer Arbeitslöhne verursachten Arbeitseinstellungen und Associationen, wie sie im Laufe dieses Jahres in mehren englischen und französischen Städten vorkamen, in Belgien ganz unbekannt sind. Es herrscht aber auch in Belgien zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer durchaus ein herzlicheres und traulicheres Verhältniß als in England und Frankreich und auch in manchen deutschen Staaten; der Haß oder die Gereiztheit zwischen Capital und Arbeit ist unserer Arbeiterbevölkerung noch unbekannt.

Notizen.

Das heftige Verdammungsurtheil, das Nikolaus Delius in Bonn über die bekannten Collier'schen Lesarten zum Shakspeare ausgesprochen und das auch in diesen Blättern bereits genauer beleuchtet worden ist, findet immer mehr Widerspruch, besonders und am meisten bei Denjenigen, die es sich haben angelegen sein lassen, das deutsche Publicum mit den Collier'schen Lesarten bekannt zu machen; Herr F. A. Leo, dessen Bearbeitung ebenfalls bereits besprochen ward, hat eine eigene Schrift: „Die Delius'sche Kritik ꝛc.,

gewürdigt von F. A. Leo" (Berlin, Asher) herausgegeben, und auch das eben erschienene dritte und letzte Heft der von uns schon mehrfach empfohlenen Frese'schen Bearbeitung (Berlin, Franz Duncker) bringt in der Einleitung eine ebenso scharfe wie gründliche Widerlegung der Delius'schen Behauptungen, die sich in dieser Ausdehnung allerdings nicht wol halten lassen, und ebenso wenig Anspruch auf die Billigung einer nüchternen und gewissenhaften Kritik haben als die wunderliche Selbstüberschätzung, mit der Collier seine sämmtlichen Lesarten ohne Ausnahme für echt und richtig angesehen wissen möchte. Doch kommen wir auf diesen Gegenstand wol noch einmal zurück und wollen hier nur noch bemerken, daß sowol der neue Baumgärtner'sche Abdruck des Shakspeare als auch die neue Ausgabe, welche Professor Ulrici in Halle (Halle, Pfeffer) erscheinen läßt und die namentlich durch ihre Einleitungen und Noten die Aufmerksamkeit aller Shakspeare-Freunde in hohem Grade verdient, und ebenso auch ein eben erscheinender neuester Abdruck der Tieck-Schlegel'schen Uebersetzung (Berlin, Reimer) den Collier'schen Lesarten sämmtlich die größte Aufmerksamkeit geschenkt und sie zum Theil in den Text aufgenommen haben.

Benedix' neuestes Lustspiel, „Das Lustspiel" betitelt, ist in Hamburg, Frankfurt und Magdeburg mit lebhaftem Beifall gegeben worden; ebenso in Dresden ein kleines einactiges Lustspiel von Wilhelmi, „Abwarten". Dagegen haben Hackländer's „Magnetische Curen" bei ihrer kürzlich stattgehabten ersten Aufführung in Berlin nur wenig angesprochen. — Von Bauernfeld ist auf dem Hofburgtheater in Wien ein einactiges Lustspiel „Im Alter", eine Bearbeitung nach dem Französischen, mit Beifall gegeben worden; ebenso ein Lustspiel von Julius Meißner „Er will's nicht anders!" Auf der berliner Hofbühne ist Hebbel's „Michel Angelo" in Vorbereitung. — In der Oper herrscht in Berlin jetzt große Thätigkeit. An der königlichen Bühne ist eine Oper von Taubert, „Joggeli", mit Text von Köster, gegeben worden, doch ebenfalls ohne Erfolg; ein neues Werk von Flotow, „Rübezahl", wozu Putlitz den Text geschrieben, ist in Vorbereitung. Ein gleichnamiges Singspiel von Conradi sowie eine kleine Oper von Telle, „Lebende Blumen", sind soeben in der Friedrich-Wilhelmsstadt gegeben worden.

Den öffentlichen Blättern zufolge hat das große Musikfest, welches unter Franz Liszt's Leitung vom 3.—6. October in Karlsruhe stattgefunden, den großen Erwartungen, die man davon gehegt und die zum Theil sehr geflissentlich erweckt waren, nicht ganz entsprochen; nicht nur die Einseitigkeit des Programms, in welchem die „Musiker der Zukunft" bis zum Uebermaß vertreten waren, wird getadelt, sondern auch die Ausführung der einzelnen Musikstücke soll zum Theil nur sehr mittelmäßig gewesen sein. Bei der anerkannten Tüchtigkeit der Kapellen und Chöre von Darmstadt, Mannheim und Karlsruhe, die bei diesem Musikfeste thätig gewesen, hat die letztere Nachricht etwas Auffallendes und legt die Vermuthung nahe, daß die Schuld nicht sowol an den Aufführenden selbst als an der Leitung oder noch wahrscheinlicher an den mangelhaften und übereilten Vorbereitungen gelegen hat.

Der Denkmalseifer, der jetzt in Deutschland grassirt, hat sich endlich auch eines Mannes bemächtigt, der schon seit Jahren vor Vielen Anspruch auf diese Auszeichnung gehabt hätte, nämlich Platen's. Professor N. von Schlichtegroll und Bildhauer Halbig in München fodern zu Beiträgen auf für ein Denkmal (Monument mit Kenotaph), welches ihm in Anspach, dem Ort seiner Geburt, errichtet werden soll. Die Leiche selbst ruht bekanntlich in Syrakus; es zeugt von poetischem Sinn und richtigem Verständniß, daß man den wol früher geäußerten Gedanken, den edlen Staub in die vaterländische Erde zurückzuführen, aufgegeben hat und sich mit dem bloßen Symbol eines Grabsteins begnügen will.

Von Neuigkeiten des Buchhandels heben wir hervor: den zweiten Band von Georg Beseler's „System des gemeinen deutschen Privatrechts" (Leipzig, Weidmann); der dritte, der das Ganze beschließen wird, soll zu Ostern folgen. Auch von F. T. Vischer's berühmter „Aesthetik" (Stuttgart, Mäcken) ist eine neue Lieferung erschienen, die Bildnerkunst, ihr Wesen, ihre verschiedenen Zweige und ihre Geschichte enthaltend. Ebenso der vierte Band der Gervinus'schen „Geschichte der deutschen Dichtung", sowie der zweite und letzte von Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert". Auch von des Grafen C. von Görz vortrefflicher „Reise um die Welt in den Jahren 1844—47" (Stuttgart, Cotta) ist der zweite und letzte Band, Südamerika und Westindien enthaltend, erschienen. Geheimrath Damerow in Halle hat eine auch für den Laien höchst interessante Schrift: „Sefeloge, eine Wahnsinnsstudie" (Halle, Pfeffer), Emma Niendorf ein Gedenkbuch an Lenau unter dem Titel: „Lenau in Schwaben" (Leipzig, Herbig) herausgegeben. Von G. Klemm, dem bekannten dresdener Culturhistoriker und Kunstsammler, wird eine „Heimreise nach Linz, Salzburg, Kloster Gottweig und Wien" (Dresden, Arnold), von W. Havemann der erste Band einer „Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg" (Göttingen, Dieterich) angekündigt. Auch von A. von Minutoli, dem frühern berliner Polizeipräsidenten, jetzigem preußischen Generalconsul in Spanien, dessen vor einiger Zeit erschienenes „Spanien in seiner fortschreitenden Entwickelung, mit besonderer Berücksichtigung des Jahres 1851" auch in diesen Blättern mit verdienter Auszeichnung besprochen worden, steht ein Band vermischter Abhandlungen, wiederum über Spanien und spanische Zustände, zu erwarten.

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß der von uns erwähnte Dramatiker F. D. Trautmann, der Verfasser der „Zwillinge" und anderer zahlreicher Lustspiele, nicht verwechselt werden darf mit dem Maler und Dichter Franz Trautmann in München, dem Dichter des vortrefflichen „Eppelein von Gailingen" ꝛc. Doch hat auch dieser Letztere sich ebenfalls als Dramatiker versucht; ein Lustspiel von ihm: „Schloß Latour", sowie ein Drama „Cagliostro" wurde schon vor Jahren in München und anderwärts mit Beifall gegeben. Auch sein Trauerspiel „Jugurtha" ist in München zur Aufführung angenommen, während zwei Lustspiele, ein größeres historisches, das am Hof der Königin Christine von Schweden spielt, und ein kleiner einactiger Schwank „Blemer's Leiden", in diesen Tagen an die Bühnen versandt werden soll.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 44.** 27. October 1853.

Fanny Lewald und ihr neuester Roman.

Von

Robert Prutz.

Unter den deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart nimmt Fanny Lewald ohne Zweifel eine der ersten Stellen ein. Von durchdringendem Verstand und seltener Beweglichkeit des Geistes, hat sie zugleich einen Sinn für das Schickliche und ein Gefühl des Maßes, wie es leider bei unsern schriftstellernden Frauen von Tag zu Tage seltener wird; der scharfe, zuweilen vorwitzige Verstand der Jüdin ist bei ihr gleichsam durch das kalte nüchterne Blut der Ostpreußin gezügelt und in Schranken gehalten, wodurch eine gewisse mittlere Stimmung, eine gewisse bürgerliche Klarheit entsteht, der es doch auch wieder an einzelnen glänzenden Lichtern des Witzes durchaus nicht mangelt. Auch hat sie viel gesehen und ihre glücklichen Naturanlagen sowol durch gewählten Umgang wie namentlich durch weite und gutgeleitete Reisen vortheilhaft ausgebildet. Daß sie zur Opposition gehört und in ihre Schriftstellerei gern etwas religiöse, politische und sociale Tendenz einmischt, versteht sich nach den bereits angedeuteten Umständen ihrer Herkunft von selbst. Doch hat sie auch hierin, eine oder zwei Jugendschriften ausgenommen, stets ein verständiges Maß bewahrt und sich frei gehalten von jenen Ueberschwänglichkeiten, die ihre emancipationslustigen Mitschwestern sonst wol zum

besten geben und mit deren Geschmacklosigkeiten auch das edelste Herz und die reinste Absicht nicht ganz versöhnen kann. Dazu ist auch ihre Sprache bestimmt, einfach und klar; daß sie männlich denkt, wagen wir nicht zu behaupten, zweifeln auch, ob wir ihr damit etwas Schmeichelhaftes sagen würden; aber wenigstens ihrer Sprache einen männlichen Faltenwurf zu geben und mit unbestechlicher Selbstbeobachtung jenes üppige Beiwerk zu entfernen, jene kleinen Uebertreibungen und Ausschweifungen, jene Wiederholungen und Nachlässigkeiten, die sonst den weiblichen Stil charakterisiren und sogar, in richtiger Dosis, einen Hauptreiz desselben bilden, das versteht sie und übt es mit Meisterschaft.

Freilich sind zu so erheblichen Vorzügen auch einige Schattenseiten nicht ausgeblieben, und zwar treten dieselben vorzüglich in derjenigen Gattung hervor, die Fanny Lewald, wie es nach ihren neuesten Veröffentlichungen scheint, mit der meisten Vorliebe cultivirt, während ihr Talent doch gerade dafür am zweifelhaftesten ist: im Roman. Es fehlt ihr an Phantasie und Wärme des Herzens; so lebhaft ihr Verstand ist, gewisse Eindrücke in sich aufzunehmen, so unfruchtbar ist ihre Einbildungskraft, dieselben zu combiniren und neue, selbständige Schöpfungen daraus abzuleiten; so scharf sie beobachtet und mit so hellem Auge sie ihre Umgebung beherrscht, so unfähig ist sie, den warmen Pulsschlag der Empfindung wiederzugeben und sich in die Dialektik der Leidenschaft, jene räthselhafte, scheinbar so widerspruchsvolle und doch so allmächtige Dialektik zu vertiefen. Was sie in dieser Hinsicht leistet, sind bei aller Kunst der Anordnung und aller Glätte der Sprache immer nur gemalte Flammen; es fehlt jenes Etwas, das eigentlich den Poeten macht, und das Fanny Lewald in ihrer einseitigen königsberger Bildung vermuthlich am liebsten ganz und gar leugnen wird, weil sie nämlich nicht im Stande ist, es sofort zu definiren. Damit hängt eine andere Schwäche sehr genau zusammen: eine vortreffliche Zeichnerin wirklicher und erlebter Zustände, vermag sie doch keine Gestalten der Phantasie mit derjenigen Plastik und Lebendigkeit hinzustellen, deren es bedarf, wenn wir wirklich an sie glauben und uns wirklich für sie interessiren sollen; sie dichtet nicht mit dem Herzen, nur mit dem Kopf; der kühle verständige Entwurf, der ihren poetischen Geweben als Einschlag dient, liegt überall noch zu nackt zu Tage, ihre Figuren werden dadurch zu sehr herabgedrückt zu bloßen Automaten, bloßen Schachfiguren, sie haben keine Fülle des Lebens, es fehlt ihnen das eigentliche menschliche Detail, das vielleicht für den Verstand sehr entbehrlich ist, aber an dem das Herz erst warm, die Phantasie erst lebendig wird. Fanny Lewald ist eine vortreffliche Reisebeschreiberin; ihre Skizzen aus Italien, England &c. gehören zu dem Besten, was unsere neuere Literatur in dieser Gattung hervorge-

bracht hat, und übertreffen namentlich das Meiste, was unsere männlichen Federn auf diesem Gebiete geliefert. Noch Ausgezeichneteres würde sie, in größere gesellige Verhältnisse versetzt und auf einem minder unfruchtbaren Boden lebend, als es der Boden der deutschen Gesellschaft noch immer ist, als Memoirenschreiberin leisten; es wäre dies, wenn wir nicht irren, ihr eigentlicher Beruf, in der die ihr eigenthümlichen Gaben sich am glücklichsten bewähren würden.

Aber wie der Mensch nun einmal den Trieb hat, sich hauptsächlich in Dem zu versuchen und seine Kraft auf Das zu wenden, wozu die Natur ihn am wenigsten berufen, so begnügt auch Fanny Lewald sich nicht mit dem wohlverdienten Ruhme einer eleganten und freisinnigen Touristin, sondern auch als Dichterin sucht sie zu glänzen, namentlich als Romanschreiberin. Wir räumen mit Vergnügen ein, daß sie auch in dieser Eigenschaft Alles leistet, was durch eine reiche und vielseitige Bildung, durch klaren Verstand, scharfe Beobachtung und eine leichte und fließende Form, aber freilich ohne eigentliche dichterische Kraft und ohne das heilige Feuer der Begeisterung, geleistet werden kann, und was bei ihr noch immer mehr, unendlich mehr ist, als die Mehrzahl unserer sonstigen Romanschreiber und Romanschreiberinnen jemals zu leisten im Stande. Vielleicht würde das Misverhältniß ihrer Kräfte weniger bemerkbar, wenn sie weniger Muth besäße in der Wahl ihrer Aufgaben und sich minder umfangreiche und schwierige Stoffe erwählte. Ihr soeben erschienener neuester Roman: „Wandlungen" (4 Bde., Braunschweig, Vieweg), hat sich sogar kein geringeres Ziel gestellt, als ein vollständiges Gemälde der deutschen, insbesondere der preußischen Entwickelung in Politik, Religion, Gesellschaft innerhalb der letzten dreißig Jahre, vom Ende der Zwanziger bis auf die Revolution zu geben. Wir zweifeln, ob ein so gewaltiger und weitschichtiger Stoff für den Rahmen Eines Romans überhaupt geeignet, und ob selbst ein größeres poetisches Talent, mit mehr Phantasie und mehr plastischer Kraft, im Stande gewesen sein würde, unser Interesse für Personen lebendig zu erhalten, die wir ganze vier Bände hindurch durch volle dreißig Jahre ihres Lebens begleiten müssen. Denn in der That hat es der Verfasserin gefallen, ihren Roman an diesem einfachsten chronologischen Faden abzuwickeln; sie gibt uns weder eine Fabel, auf deren Lösung wir gespannt sein könnten, noch finden wir einen eigentlichen Helden in dem Buch, da der Friedrich, der anfangs zu dieser Rolle bestimmt scheint, sich im Verlauf doch gar zu schwächlich und unbedeutend, um nicht zu sagen langweilig zeigt. Statt dieses lebendigen persönlichen Mittelpunktes finden wir vielmehr, höchst charakteristisch für die Verfasserin, aber schwerlich zum Vortheil des Romans, im Centrum desselben ein Dogma, einen Lehrsatz des Verstandes, nämlich daß „Unwandelbarkeit Beschränkt-

heit" und daß nur derjenige Mensch wirklich lebt und Zeit und Welt wahrhaft versteht, der sich die Fähigkeit der „Wandlung" erhält, und wenn Natur und Schicksal einen derartigen Uebergang von ihm verlangen, denselben freiwillig, mit heiterm Antlitz, ohne sich noch Andere mit dem Schreckgespenst von Consequenz, Charakterstärke, Pflichttreue ꝛc. zu martern, vollzieht.

Wir bekennen, daß dies Dogma, so nackt vorgetragen und so ohne Einschränkung angewendet, wie es hier von der Verfasserin geschieht, uns allerdings seine höchst bedenklichen Seiten zu haben scheint. Ganz gewiß wäre es thöricht und würde dem Gesetz alles Lebens und aller geschichtlichen Entwickelung widersprechen, wollten wir unsern jedesmaligen Standpunkt für absolut und unverrückbar erklären und den allgemeinen Fortschritt, der die ganze Menschheit beherrscht, aus unserm eigenen Leben und unsern persönlichen Empfindungen und Ansichten wegleugnen. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß es gewisse Punkte gibt, in Betreff deren wir bei jedem erwachsenen und reifen Menschen Unwandelbarkeit und Stetigkeit verlangen, vorausgesetzt, daß derselbe auf den Namen eines sittlichen und ehrlichen Menschen überhaupt noch Anspruch machen will. Diese Punkte aufzufinden, nicht blos theoretisch, sondern in der Praxis des eigenen alltäglichen Lebens, ist eben der Takt der Sittlichkeit, der übrigens bei weitem nicht so schwer ist noch so selten, wie die Verfasserin zu glauben scheint; im Gegentheil, jede unbefangene und unverdorbene Natur besitzt ihn schon durch sich selbst, und bedarf es schon einer eigenthümlichen Art von Sophistik, ihn überhaupt zu erschüttern oder gar völlig einzubüßen. Das Princip der „Wandlung", in der Art angewendet, wie die Dichterin dieses Romans es fodert, hieße der nichtswürdigsten Frivolität Thor und Thür öffnen, hieße Verrath und Treubruch auf den Thron setzen und die roheste Pflichtverletzung, die feigste und unmännlichste Verhätschelung seiner selbst mit dem erhabenen Namen der Tugend, sogar der einzigen, wahren Tugend behängen. Es hätte in dieser Hinsicht die Verfasserin, bei ihrem scharfen und nüchternen Verstande, doch selbst ein wenig stutzig machen sollen, daß die interessantesten und tüchtigsten Charaktere in ihrem Buche offenbar diejenigen sind, welche gegen das Dogma desselben verstoßen und an ihrer „beschränkten Consequenz" tragisch untergehen, während umgekehrt ihre Lieblingscharaktere, diejenigen, an denen sie die Wahrheit ihres Princips recht deutlich machen will, den unbefangenen Leser als haltungslose, waschlappige Menschen, die selbst nicht wissen, was sie wollen und mit allen stolzen Worten ihre innere Hohlheit doch niemals beschönigen können, von Herzen ennuyiren. Namentlich hat die Art und Weise, wie die verschiedenen Liebes- und Ehepaare, an denen der Roman außerordentlich reich ist,

fast ohne Ausnahme schleunigst wieder auseinanderlaufen, um sich über Kreuz anderweitig zu arrangiren, fast etwas Komisches; ja sie würde etwas Widerwärtiges haben, käme hier der Verfasserin ihr Mangel an Plastik nicht zustatten und führte ihre nüchterne, farblose Weise uns nicht über die bedenklichsten Situationen so leise und so unbefangen hinweg, daß wir kaum merken, um was es sich eigentlich handelt. Ganz gewiß ist eine Scheidung besser als eine unwahre und unglückliche Ehe; darum aber, wie in diesen „Wandlungen" geschieht, die Scheidung als den eigentlichen Zweck der Ehe proclamiren und Mann und Frau von ihrer Pflicht entbinden, sobald das Herz des Einen oder der Andern sich zu einer neuen Leidenschaft „gewandelt" fühlt, das ist denn doch, um wenig zu sagen, eine verkehrte Welt. Eine verkehrte Welt ist aber da, wo es sich um sittliche Begriffe handelt, etwas sehr Uebles und jedenfalls weniger ergötzlich als auf den Bilderbogen der Kinder.

Doch ist es keineswegs unsere Absicht, gegen die socialen und politischen Doctrinen der Verfasserin zu polemisiren; Zeus kümmert sich nicht um die Schwüre der Liebenden und die Kritik nicht um die Philosophie der Frauenzimmer, die doch im besten Fall immer nur ein anmuthiges Theegeschwätz bleibt. Ganz vorzüglich gilt dies auch von den Theorien unserer Damen über Staat und Gesellschaft, die uns jedesmal — mit aller Ehrerbietung sei es gesagt — ein gelindes Frösteln erregen. Jeder Mensch soll schreiben, was er versteht oder was er an sich selber erlebt hat; da nun — mit Recht oder Unrecht, das bleibe hier ganz unerörtert — die gegenwärtige Gesellschaft den Frauen bisjetzt noch keine politischen Rechte eingeräumt hat und sie mithin keine Gelegenheit haben, sich praktisch am Staate zu betheiligen, so sollten sie füglich auch aufhören, von Dingen mitzureden, die sie nicht verstehen, und sollten sich lieber in ihren Romanen hübsch auf diejenige Welt beschränken, in der sie zu Hause sind und in der wir sie als berechtigte Bürgerinnen anerkennen: die Welt des Herzens, der Familie und jener feinern Gesellschaft, die ihren schönsten und edelsten Schmuck eben durch die Frauen erhält. Freilich würde damit ein großer und sogar der größte Theil dieses Lewald'schen Romans wegfallen; doch glauben wir nicht, daß der Schade sehr erheblich sein würde, für die Politik so wenig wie für die Poesie.

Ein anderer erheblicher Fehler des Buches, der indeß ebenfalls mit dem mangelnden Gestaltungsvermögen der Verfasserin zusammenhängt, liegt darin, daß sie Poesie und Geschichte fortwährend wie zwei gleichberechtigte Elemente ineinandermengt, während ihr die Geschichte doch nur den Hintergrund hätte liefern sollen, auf dem die poetischen Figuren sich desto deutlicher und mit um so größerer Lebendigkeit abheben.

Von diesem Gesetz der poetischen Perspective ist jedoch in den „Wandlungen“ keine Rede; es wird Alles auf derselben glatten Fläche, mit derselben eintönigen, nüchternen Farbe dargestellt; die Zeitbetrachtungen und allgemeinen Schilderungen nehmen denselben, wenn nicht vielleicht einen größern Raum ein wie der eigentliche Roman, der dadurch etwas außerordentlich Trockenes und Mageres erhält. Auch der Schluß ist sehr unbefriedigend und willkürlich: ein schlimmer Vorwurf für einen Roman in vier Bänden, der dem Dichter denn doch wahrhaftig Raum läßt, seine letzten Scenen so vorzubereiten, daß sie als Producte der Nothwendigkeit aus allem Frühern hervorgehen. Der Lewald'sche Roman dagegen könnte mit demselben Recht statt vier auch vierzehn oder vierzig Bände haben; ein Grund, warum er aufhört, ist nicht abzusehen, wenigstens kann er jeder Zeit beliebig weiter fortgesetzt werden, sowie wieder ein fünf oder zehn Jahre vergangen, indem mit dem gegenwärtigen Schluß in der That nichts abgeschlossen wird und die Personen und ihre Schicksale noch gerade auf demselben Fleck sind wie zu Anfang — sie haben sich „gewandelt“ und werden sich ferner „wandeln“. In der That, der Gutzkow'sche Roman des „Nebeneinander“ erregte, als dies Stichwort zuerst fiel, gerechtes Bedenken; dieser Roman der ewigen „Wandlungen“, des ewigen „Nacheinander“ dünkt uns aber noch ein gut Stück gefährlicher.

Wenn wir nun aber schließlich hinzusetzen, daß das Buch trotz dieser Gebrechen und ungeachtet wir der Verfasserin den eigentlichen Beruf für den Roman absprechen müssen, nichtsdestoweniger eine recht interessante und lesenswerthe Lecture bildet, so werden Diejenigen, welche Fanny Lewald's Talent kennen und achten oder die auch nur unserer Charakteristik desselben einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, darin hoffentlich keinen Widerspruch finden. In unsern confusen, schwülen Zeiten hat auch die Kälte und Nüchternheit dieser Schriftstellerin etwas Erfreuliches; beschwören andere schriftstellernde Damen ein ganzes Pandämonium barocker und abenteuerlicher Erscheinungen vor uns herauf, so erfreuen wir uns in doppeltem Maße an der ruhig verständigen Klarheit, mit der die Verfasserin der „Wandlungen“ zu Werke geht, und die selbst da, wo sie auf principiell sehr schwankenden und mislichen Boden geräth, ihr doch wenigstens noch immer einen gewissen Schein des Maßes und der Wahrheit sichert. Auch enthält das Buch neben einigen interessanten und wohlgelungenen Charakteren, unter denen, wie schon gesagt, sich besonders die Vertreter der alten Zeit auszeichnen, vortreffliche Schilderungen der höhern Geselligkeit, namentlich aus den ostpreußischen Adelskreisen, die hier mit genauer Kenntniß und in recht lebendiger Weise gezeichnet werden. Ueberhaupt kommt es nur darauf an, als was wir die „Wandlungen“ betrachten wollen:

als Roman nicht nur hinter den Anfoderungen der Kritik zurück bleibend, sondern auch hinter Dem, was die Verfasserin selbst damit hat leisten wollen, sind sie als Memoiren oder Skizzen des altpreußischen Lebens während der letzten dreißig Jahre ein höchst interessantes und höchst empfehlenswerthes Buch, und werden diesen Werth auch dann noch behaupten, wenn die Mehrzahl unserer gleichzeitigen Romane längst vergessen ist.

Polen und Deutsche in Westpreußen.

Von

Wilhelm Andreä.

Um das gegenseitige Verhältniß der in Westpreußen lebenden gemischten Bevölkerung von Polen und Deutschen, ihr öffentliches und häusliches Leben, ihre Sitten und Gebräuche, Arbeiten und Vergnügungen klar zu überschauen und richtig zu beurtheilen, müssen wir vor allem festhalten, daß Westpreußen ursprünglich eine deutsche Eroberung ist, die jedoch im 15. Jahrhundert den hier herrschenden Deutschmeistern von den Polen entrissen ward, um erst durch die erste polnische Theilung als ein integrirender Theil Preußens an Deutschland zurückzukehren. Noch jetzt, durch so viele Generationen hindurch, gibt es unter der polnisch sprechenden Bevölkerung zahlreiche Gesichter, die den deutschen Typus nicht verkennen lassen; ihr blondes Haar nebst den blauen oder graublauen Augen deuten in den meisten Fällen darauf hin, daß wir es hier mit Abkömmlingen jener Deutschen zu thun haben, die hier zuerst Cultur und staatliches Leben begründeten und lange vor den Polen Herren dieses Bodens waren. Im Gegensatz zu den später eingewanderten Deutschen einerseits sowie der übrigen polnisch sprechenden slawischen Bevölkerung andererseits wollen wir diese die deutschen Polen nennen. Wir haben dann im Ganzen vier Nationalitäten zu unterscheiden: 1) die slawischen Polen; 2) die deutschen Polen; 3) Deutsche und 4) Juden.

Die slawischen Polen haben ihre Sprache und ihren Nationalcharakter, ihre Nationaltracht nebst ihren alten Sitten und Unsitten unerschütterlich beibehalten; obwol seit so langer Zeit mit den Deutschen verkehrend, bieten sie doch bis zur Stunde noch nicht den geringsten Anknüpfungspunkt dar, an dem sich auch nur die leiseste Aehnlichkeit beider Völker nachweisen ließe. Als unbestreitbare Tugenden müssen ihnen Artigkeit und Höflichkeit zugestanden werden, die nur bei den niedern Classen allzu leicht in verächtliche Kriecherei ausartet. Aber ebenso unleugbar sind leider auch ihre Untugenden, nämlich Faulheit, Trunksucht, Unreinlichkeit, Jähzorn und Trotz.

Die niedere Volksclasse — und da die zahlreichen Gutsbesitzer, die Gelehrten, die großen Handwerker und Kaufleute meistentheils Deutsche sind, so sprechen wir allein von dieser — lebt auf dem Lande überall und zum größten Theil auch in den kleinern Städten in elenden, mit Ziegeln oder Stroh bedeckten Lehmhütten. Das Storchnest auf der Spitze des Dachs ist die größte Zierde der Häuser, deren Inneres in jeder Beziehung dem Aeußern entspricht. Für Bequemlichkeit und Wohnlichkeit, geschweige denn für jene Art von Comfort, auf die im nördlichen Deutschland heutzutage selbst der geringste Bauer einigen Anspruch macht, ist in keinerlei Weise Sorge getragen; einige wacklige Stühle und ein schmuzbedeckter Tisch auf einem noch schmuzigern Lehmboden bilden die einzige Ausstattung des Wohnzimmers. Es ist wahr, der polnische Bauer ist arm und Armuth ist wenig geeignet, den Sinn für Sauberkeit und Anmuth des Lebens zu erwecken. Aber warum ist er arm? warum namentlich soviel ärmer als der deutsche Bauer, der nur zum kleinen Theil so vortrefflichen Boden zu bebauen hat, wie die Natur dem polnischen Bauer verliehen? Die Antwort ist sehr einfach: weil der polnische Bauer nicht so rührig und eifrig ist wie der deutsche Landmann und auch nicht die genügenden Kenntnisse besitzt, dem in der That sehr culturfähigen Boden soviel Früchte abzugewinnen, als derselbe bei größerm Fleiß und größerer Kenntniß der Landwirthschaft liefern würde. Wo z. B. wäre es in Nord- oder Süddeutschland erhört, große Feldsteine von sechs und acht Fuß im Quadrat mitten auf den Aeckern liegen zu lassen? Der polnische Bauer aber läßt sie liegen, es würde ihm zu viel Mühe machen, sie wegzuschaffen, und so pflügt und ackert und mäht er gemüthlich um sie herum, wie sein Vater und Großvater es ebenfalls gethan haben. Im Uebrigen hat er, wie schon erwähnt, Höflichkeit und Artigkeit vor dem deutschen Bauer voraus; er grüßt mit einem gewissen Anstande und selbst die Hand- und Fußküsse, mit denen er sich für einen erhaltenen Schnaps oder irgend eine andere Gefälligkeit bedankt, sind nicht ohne Grazie. Die Beschäftigung auf dem Felde ausgenommen, geht er mit seiner Familie in der Regel barfuß; einen Schnurrbart trägt er aber immer. Sonntags setzt er seinen nach oben spitz zulaufenden, mit Pfauenfedern stattlich ausgeputzten Hut auf, spannt die kleinen schlechtgefütterten Pferde, für die er überhaupt wenig Sorge trägt, je nach der Jahreszeit vor den Schlitten oder vor den niedrigen klappernden Wagen und fährt, meist von seiner Frau begleitet, im schnellsten Trabe in die benachbarte Stadt zur „polnischen" (d. i. katholischen) Kirche. Hier beichtet er seine Sünden und begibt sich dann mit seiner Ehehälfte in irgend eine Kneipe, deren Inhaber gewöhnlich ein Jude ist. Da finden sich nun jeden Sonntag, aber vorzüglich an hohen Festta-

gen und Jahrmärkten, mehre Dorfschaften und auch Handwerkerinnungen vertreten und feiern bei Branntwein und Taback ihre Bacchanalien. Einige Stunden später sieht man die Gäste schwerbetrunken über die Straßen taumeln oder, ihren Rausch verschlafend, in den Gossen, im Winter auch im Schnee liegen. Betrunkene Männer werden von ihren Frauen, betrunkene Frauen von ihren Männern geführt; oft haben auch Beide, Mann und Frau des Guten gleichmäßig zu viel gethan und führen sich in holder Eintracht gegenseitig. Keinem Menschen fällt es dabei ein, sich auch nur umzusehen nach ihnen; Gruppen dieser Art sind zu häufig, zu alltäglich, als daß sie noch besonders auffallen könnten. Und während nun auf diese Weise die Aeltern Vermögen und Gesundheit ruiniren, sind die Kinder daheim sich selbst überlassen; ohne die geringste häusliche Erziehung heranwachsend, stehlen oder betteln sie, je nachdem ihr Temperament sie treibt und die Gelegenheit sich darbietet, um zuletzt wieder getreulich in die Fußstapfen der Aeltern zu treten. Auch das Schulwesen liegt noch immer viel zu sehr im Argen, als daß von dieser Seite für die Jugend gesorgt und die moralische und intellectuelle Besserung derselben wenigstens angenähert werden könnte. Auch in der Lüneburger Haide, einer Landschaft bekanntlich, die wegen ihrer geringen Cultur verrufen ist, gibt es Gegenden, wo die einzelnen zu einer Dorfschaft gehörenden Gehöfte oft sehr weit voneinander entfernt liegen und wo daher auch die Schulen nur sehr schlecht besucht und Erziehung und Bildung auf einer sehr niedrigen Stufe sind. Aber noch die schlechtesten von ihnen sind doch wahre Universitäten im Vergleich zu den westpreußischen Schulen, in denen es gar nicht selten vorkommt, daß die Dorfschulmeister den Unterricht der Dorfjugend ihren zehn- bis zwölfjährigen Söhnen überlassen. Daher kommt es denn auch, daß der Pole trotz der trefflichen Anlagen, mit denen die Natur ihn ausgestattet hat, doch im Ganzen nur dumm bleibt, wimmelnd von Vorurtheilen, von Aberglauben und Fanatismus, welcher letztere freilich, wenn wir das berüchtigte Blutbad der Jesuiten in Thorn abrechnen, im ganzen Lande noch niemals zu rohen Ausbrüchen Veranlassung gegeben hat.

Auch darin zeigt die Indolenz dieser polnischen Bevölkerung sich, daß sie trotz des unleugbaren moralischen Uebergewichts, welches das deutsche Element in Westpreußen behauptet, und ungeachtet der Abhängigkeit, in der sie der Mehrzahl nach zu den Deutschen stehen, sich doch noch nicht die Mühe genommen, die deutsche Sprache zu erlernen. Es ist ein Irrthum, wenn man, wie wol versucht worden ist, diese Vernachlässigung ihres eigenen nächsten Interesses ihrem Stolz oder ihrer conservativen Gewöhnung oder wol gar ihrem Patriotismus zuschreibt, gleichsam als wollten sie wenigstens das Heiligthum ihrer Sprache vor dem übermächtigen Eindringling retten.

Die Wahrheit ist, daß sie lediglich zu faul sind, die schwierige deutsche Sprache zu erlernen, besonders da ja der Deutsche mit jener Fügsamkeit, die ihn überall auszeichnet, ihnen auf halbem Wege entgegenkommt und sich, seinen Handels- und Geschäftsverbindungen zu Liebe, den Polen accommodirt, indem er Polnisch lernt, was ihm bei seiner allgemeinen Accommodationstheorie denn auch nicht besonders schwer fällt.

Doch gilt das eben Gesagte nur von den eigentlichen, den slawischen Polen; die deutschen Polen dagegen sprechen beide Sprachen und zwar gewöhnlich mit fast gleicher Geläufigkeit, wenn sie der polnischen Sprache auch im Verkehr unter sich natürlich den Vorzug geben. Diese polnischen Deutschen, deren germanische Abkunft, wie schon erinnert worden, auch in ihrem Aeußern nicht zu verkennen ist, haben durch den langen Umgang mit den Polen ihre deutschen Cardinaltugenden Ehrlichkeit, Treue und Gemüthlichkeit verloren, und von ihren polnischen Genossen keinen Ersatz dafür erhalten. Nur die Laster und Untugenden derselben haben sie geerbt; es sind moralische Zwittergeschöpfe, weder Fisch noch Fleisch, weder Polnisch noch Deutsch. Eine deutsche Herrschaft wird viel lieber einen echt polnischen Bedienten oder eine echt polnische Magd in ihre Dienste nehmen als deutschpolnische Dienstboten, weil die Störrigkeit, der Jähzorn und Trotz der Erstern, wie lästig an sich, doch immer noch erträglicher ist als die verdorbene Natur und die feige Charakterlosigkeit der Letztern. Sie sind Westpreußens Peter Schlemihle, die keinen Schatten werfen.

Was wir von den slawischen und deutschen Polen erwähnt haben, gilt in Bezug auf die äußere Lebensweise auch von den hier lebenden Juden. Ebenfalls in schmuzigen, elenden Hütten lebend, treiben sie Handel, sind Handwerker oder Gastwirthe. Ihre gewöhnliche Sprache ist die polnische; doch wird man bei ihrer angeborenen Betriebsamkeit nicht leicht Einen unter ihnen finden, der nicht mit Deutschen auch deutsch reden könnte. In allen andern Stücken und selbst nach den Erfahrungen der letzten Jahre stehen sie den Polen noch immer näher als den Deutschen, in denen sie stets nur die eingewanderten Fremdlinge erblicken, uneingedenk, daß sie ja ebenfalls einst Fremdlinge auf diesem Boden waren.

Das reindeutsche Element endlich, dessen wohlthätiger Einfluß auf die Cultur des Landes sowol als seiner Bewohner sich auch von dem blindesten Partei- und Racenhaß nicht verkennen läßt, besteht größtentheils in den Städten aus Handwerkern, auf dem Lande aber aus Gutsbesitzern, die sich erst seit 20—30 Jahren aus dem Innern Deutschlands hier angesiedelt haben. Sie haben die Ländereien, die sie bei ihrer Ankunft theils von den polnischen Bauern, theils von der Regierung, immer aber für einen Spottpreis gekauft, gut gepflegt und

in Stand gesetzt, sodaß dieselben nun der Mehrzahl nach den besten Gütern im Hannöverschen oder Braunschweigischen an die Seite gestellt werden können. Die Folgen dieser Einwanderungen für die Zukunft sind unberechenbar, und wir begreifen den Haß, mit dem die Gebildetern unter den Polen gerade diese fleißigen und glücklichen Ansiedler verfolgen. Und doch ist die bessere Pflege des Landes und der höhere Ertrag, den die Güter infolge dessen dem Besitzer abwerfen, nur das Geringste; bei weitem wichtiger sind die Vortheile, welche der allgemeinen Bildung und Sittlichkeit dadurch erwachsen. Denn so unzugänglich der Pole der deutschen Bildung im Allgemeinen auch ist — diesem unausgesetzten, täglichen und doch so unmerkbaren Einfluß, den die Familie des Gutsbesitzers auf ihre Untergebenen äußert, welche durchweg slawische Polen sind, können sie sich auf die Dauer doch nicht entziehen; man kann sehr roh sein, aber die Vortheile einer menschlichern Behandlung, einer reinlichern Wohnung und einer gesicherten und bessern Nahrung bemerkt endlich auch der Roheste. Indem nun diese Untergebenen wiederum auf ihre übrigen Landsleute und Genossen einwirken, so kann es nicht fehlen, daß früher oder später selbst auch den Polen das Bedürfniß einer höhern Ausbildung fühlbar werden wird, namentlich eines verbesserten Schul- und Kirchenwesens, wie dasselbe von Seiten der Deutschen, besonders in Betreff der höhern Schul- und Erziehungsanstalten, zum Theil schon ins Leben gerufen ist. Und in der That sind diese langsamen, diese unscheinbaren Mittel der bessern Erziehung und der religiösen und intellectuellen Aufklärung die einzigen, durch welche die niedere Classe der polnisch sprechenden Bevölkerung überhaupt zu einem höhern geistigen Leben fähig gemacht und emporgerissen werden kann aus diesem Taumel des rohesten und thörichtsten Sinnengenusses, in welchem sie gegenwärtig verkommt. Freilich wird diese Versittlichung dann auch nothwendig eine immer mehr um sich greifende Germanisirung mit sich führen; aber bei allem Mitgefühl, das wir einem untergehenden Volksstamme schenken, sind Bildung und Sittlichkeit nicht zuletzt doch noch höhere Güter, und ist es nicht besser, als gesitteter deutscher Mann leben und arbeiten und sich und der Welt nützen, denn als betrunkener polnischer Bauer in Schmuz und Müßiggang zu Grunde zu gehen? Wir können eine Nationalität bedauern, welche die Kraft verloren, Bildung und Sittlichkeit in der ihr gemäßen Form selbständig auszuprägen; aber Respect vor ihr haben können wir nicht und noch weniger zu ihren Gunsten auf Sittlichkeit und Bildung selbst verzichten. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt; die Geschichte gehört aber weder den Deutschen noch den Polen, sondern allein der Freiheit.

Aus den böhmischen Bädern.

IV.

Eger.

Eine freundliche Zeit, die wir in Marienbad verbrachten! Anfangs fest entschlossen, nicht länger daselbst zu verweilen, als sogenannte Badezugvögel nöthig haben, um sich mit den Einrichtungen und hervorragendsten Eigenthümlichkeiten eines Curortes zur Noth bekannt zu machen, sahen wir uns bald von dem unwiderstehlichen Zauber eines Kreises schnellerworbener Freunde so dicht umsponnen, daß unser Aufenthalt, ehe wir uns dessen versahen, mehr Wochen überschritt, als wir ihm in unserm Plane Tage zugedacht hatten. Es geht nun einmal nicht anders, Badefreundschaften sind wie Dilettantenverse; sie sind leicht gemacht, und weder mit Reim noch Inhalt nimmt man es zu genau, da man ja ohnehin weiß, daß sie nicht für die Ewigkeit gemacht sind. Indeß löste sich auch dieser Kreis wie mancher andere vor, neben und nach ihm. Die belebende Seele desselben, eine ebenso geistreiche als schöne junge Polin, war eines Morgens von uns geschieden, um zugleich mit dem Kaiser und der Kaiserin der Franzosen die Seebäder zu gebrauchen, und der Kreis, dem nun der zusammenhaltende Geist abging, zerfiel ebenso schnell in seine Elemente, als dieselben sich, angezogen von der Macht der Schönheit und eines ausgezeichneten geselligen Talents, zusammengefunden hatten. Auch wir packten unsere Koffer und traten in Begleitung eines jungen Russen, dem wir manche heitere Stunde zu verdanken hatten, unsere Weiterfahrt durch die böhmischen Bäder an. Karlsbad war unser nächstes Ziel; aus Gefälligkeit indeß gegen den jungen Russen, der in den Reisebüchern die Stadt Eger als eine der Sehenswürdigkeiten aufgezeichnet fand und um keinen Preis nach der Stadt des Kreml zurückkehren mochte, ohne neben den Namen der genannten Stadt das Wort „gesehen" notirt zu haben, nahmen wir den Umweg über Sandau, die Heimat der bekannten Dosen, und wandten uns noch einmal nach dem Hauptorte des hübschen Egerländchens, den wir vor kurzem auf unserer Durchreise selbst kaum beachtet hatten.

Eger muß einst eine ziemlich bedeutende Stadt gewesen sein. Von den eingewanderten Slawen, vielleicht auch früher gegründet, war es jedenfalls frühzeitig von Deutschen, wahrscheinlich herübergekommenen Voigtländern, in Besitz genommen und völlig zu einer deutschen Stadt umgewandelt worden. Auffallend ist es, wie sich das slawische Element hier nicht einmal in einem fernen Anklange des Namens erhalten hat, wie dies doch in so vielen Ortschaften des benachbarten Sachsens, ja

selbst bei einigen Dörfern der nächsten Umgebung, z. B. Dirschnitz, Pograd (ganz deutlich so viel als po gradem oder pod gradem, d. i. nach oder hinter der Burg) der Fall ist. Eger heißt nämlich bei den czechischen Bewohnern Böhmens „Cheb". Was von slawischen Einwohnern hier noch zurückgeblieben sein mochte, scheint in den Kriegen zwischen den deutschen Fürsten und den böhmischen Königen vor den deutschen Heeren, die ihren Weg nach Böhmen über das Egerer Gebiet nahmen, ins Innere des Landes zurückgewichen zu sein. Viele verließen den Ort während der Hussitenkämpfe, Manche vielleicht auch während des Dreißigjährigen Krieges, sodaß jetzt die Erinnerung an ehemalige Einwohner czechischer Zunge nicht einmal mehr in einem oder im andern überdauernden Familiennamen zurückgeblieben ist.

In einem fruchtbaren, von Höhen umschlossenen Thalgrund gelegen, bietet Eger dem Ankommenden den Anblick einer dunkeln, alten Stadt. Insbesondere ist dies der Fall, wenn man sich ihm auf der Straße nähert, die aus dem sächsischen Voigtlande hereinführt.

Zusammengepreßt im Thalgrunde sieht man es dann unten vor sich liegen mit den alten grauen Resten von ehemaligen Wällen und Thürmen, mit den alten rothbraunen Dachgiebeln, mit den alten Kirchthürmen und der Ruine des Schlosses der Markgrafen von Vohenburg. Es gibt Städte, die ebenso alt und älter sind als Eger; unter den Zeugnissen ihres Alterthums aber haben sie hundertfache Zeugnisse stetiger Fortentwickelung aufzuweisen, man kann ihr Leben und Treiben durch alle Jahrhunderte bis auf die jüngste Zeit herauf aus ihrer eigenen Physiognomie verfolgen. Wir nennen nur das benachbarte Plauen. Eger dagegen scheint bei der Physiognomie, die es während des Dreißigjährigen Krieges trug, stehen geblieben zu sein. Die Straßen, den alterthümlichen Marktplatz ausgenommen, sind meist uneben, wenn auch gepflastert, dunkel, winklig und eben nicht breit. Die Häuser, wieder mit Ausnahme der am Marktplatz belegenen, wohin sich überhaupt der letzte Rest ehemaliger Bedeutendheit zurückgezogen zu haben scheint, ergänzen den Eindruck durchs Einzelne, den die Ansicht der Stadt im Ganzen hervorbringt: alt, finster, oft verfallen, an den Außenseiten hier und da die Denkmale ehemaliger Wohlhabenheit ihrer Bewohner in Form von unkenntlichen Wappenschildern, Gemälden und halbzerstörten architektonischen Verzierungen zur Schau tragend; im Innern hier und da noch ganz nach den Begriffen des häuslichen Lebens vergangener Zeiten eingerichtet, mit weitläufigen Vorhäusern, großen Stubenräumen und riesigen Oefen; in den entlegenern Straßen ärmlich wie nur irgendwo.

Nach Allem, was man sieht, muß Eger seinerzeit eine sehr reiche Stadt gewesen sein. Zahlreiche Patricierfamilien, deren Namen zum Theil die Nachwelt aufbewahrt hat, wohnten da, betrieben einträgli-

chen Handel, hatten ihre Verbindungen draußen im Sächsischen, im Bairischen und noch weiter hinaus, besaßen treffliche Liegenschaften und Meiereien im fruchtbaren Egerlande und lebten, wie es scheint, auf ganz vornehmem Fuße. Die Bürger trieben gewinnreiche Gewerbe und müssen einen nicht geringen Aufwand gemacht haben, von dem nichts als das schwarzseidene Kopftuch und der weite, bis zu den Fersen reichende, meist schwarze oder steingrüne Radmantel mit schwerem, goldbrocatnem Krauskragen übrig geblieben ist, in welchen gehüllt man noch hier und da eine der alten Frauen ihre kleinen Einkäufe besorgen oder unter den Bäumen vor der Kirche auf einem Steine sitzen und milder Gaben harren sieht. Einen namhaften Stoß scheint dies Alles im Verfolge des Dreißigjährigen Krieges und namentlich durch das Auftreten Wallenstein's erfahren zu haben. Zahlreiche protestantische Patricierfamilien wanderten damals aus, nachdem sie ihre Liegenschaften in klingende Münze verwandelt hatten. Ein großer Theil von Ländereien und Gehöften, deren Ertrag so oft in der Stadt verzehrt wurde, kam auf diese Weise in den Besitz benachbarter Landleute, die den reichen Ertrag hübsch im Hause behielten. Wichtige Handelsbeziehungen wurden hierdurch gelöst, mancher Erwerbsquell versiegte; der Grund zur Verarmung Egers war gelegt. Auch das Blutbad, das man unter den jüdischen Einwohnern anrichtete, und die Verjagung des am Leben gebliebenen Restes derselben mochte Manches dazu beigetragen haben. Denn die Juden in Eger scheinen durchaus nicht armes Volk gewesen zu sein; die spärlichen Reste der Synagoge, die sie da besaßen, nunmehr der unbenutzte Hof eines alten Hauses, zeugen davon.

Nichtsdestoweniger muß sich in Eger ein gewisser Wohlstand noch lange Zeit erhalten haben. Die Stadt und die Bürgerschaft besaßen vortheilhafte Privilegien von Alters her, darunter das einer gewissen Zollfreiheit, die sich, wie man uns sagte, auf Alles erstreckte, was zum Verbrauche in der Stadt eingeführt und von Erzeugnissen derselben ausgeführt wurde, und zu vielfachem Erwerbsverkehre sowol nach Böhmen als ins Reich hinaus Gelegenheit bot. Indeß mochte diese Freiheit von den Egerern auf eine Weise benutzt worden sein, die den Landeseinkünften Böhmens manchen Abbruch that. Massen von Waaren namentlich, in Eger unter dem Schutze des örtlichen Bedarfes eingeführt, wurden nach Böhmen geschafft und gaben Kaiser Joseph Anlaß, den Egerern dies wichtigste vielleicht von allen ihren Privilegien abzunehmen. Ein alter egerer Bürger erzählte uns die Geschichte dieses Privilegiumsverlustes in seiner Weise, die jedenfalls naiv genug war. Ehedem, als die Egerer noch zollfreie Leute gewesen, wären die Zeiten noch ziemlich leidlich gewesen; Geschäfte habe es da gesetzt in Fülle. Aber auch „gepascht" sei viel worden auf Rechnung der guten Privi-

legien. Das sei dem Kaiser denn doch zu „dick" worden, sodaß er einmal wie ohne Absicht die Egerer gefragt, was ihnen ihre Zollfreiheit wol beiläufig im Jahre einbringe. Die Egerer hätten nicht gewußt, sollten sie viel oder wenig sagen. Viel zu sagen fürchteten sie sich, weil sie meinten, der Kaiser, der mit Privilegien überhaupt nicht viel Federlesens machte, würde ihrer Freiheit ein Ende machen; wenig mochten sie nicht sagen, weil sie dachten, der Kaiser würde dann sagen: Da euch der Plunder ohnehin nicht viel einbringt, so wollen wir ihn lieber ganz aufheben. Endlich entschlossen sie sich und gaben etwas mehr als ganz wenig an; 6000 Gulden, meinte unser Erzähler. Da solle denn der Kaiser gesagt haben: Gut! da habt ihr eure 6000 Gulden jährlich; aber von heut an liegt Eger im Zollgebiet! Seit der Stunde seien die Zeiten immer schlechter geworden und gar nicht einzusehen, wie sie überhaupt noch schlechter werden könnten.

Daß nun das Herabkommen Egers zum Theil auch in der zuletzt mitgetheilten Historie seinen Grund habe, mag wol wahr sein, vorausgesetzt, daß die Historie selbst wahr ist. Thatsache ist, daß das gewerbliche Leben Egers in diesem Augenblicke sehr gering. Von den ehemaligen reichen Tuchwebereien, Hutmachereien und Rothgerbereien ist nur noch Vereinzeltes vorhanden, wiewol hier und da und namentlich in der Umgegend viel gewebt wird, z. B. in Wildstein, Maria-Kulm &c. Der Handel jedoch, der mit diesen Geweben getrieben wird, unter denen eines besonders als Egerische Leinwand bekannt ist, bleibt sehr unbedeutend. Zum Theil suchen die Weber ihre Waare selbst abzusetzen, indem sie damit in den Ortschaften hausiren und sie in der guten Jahreszeit nach den Badeörtern bringen. Aber auch die Kunst hat in Eger ihre Vertreter gehabt, was neben Anderm ebenfalls für den Wohlstand zeugt. Manches alte Haus trägt noch jetzt Spuren des tüchtigen Baumeistergriffels zur Schau, der den Plan dazu entwarf. In vielen Wohnungen zeugen alte, verrauchte Bilder und allerlei kleine Kunstsachen von dem mäcenatischen Sinne der einstigen Patricier. Insbesondere beliebt und geübt scheint die Holzschnitzkunst gewesen zu sein. Das prächtige Holzschnitzwerk in der großen und schönen Kirche zu Waldsassen (im Bairischen) stammt von einem egerer Meister, der, wenn wir uns den Namen richtig merkten, Kletzel hieß. Die Engelskinder über den Kirchstühlen daselbst gehören zu dem Schönsten, was man in dieser Art sehen kann. Die bei einigen Seitenaltären aufbewahrten Darstellungen aus der heiligen Geschichte im berchtesgadener Stile, die von einem Hirten herrühren sollen, sind kleine Meisterwerke in ihrer Art. Nicht minder merkwürdig in dieser Beziehung sind die beiden Schreibkästen,

die in dem egerer Rathhause als zu Wallenstein's Stubeneinrichtung gehörig vorgezeigt werden.

Ob Eger, die volkreiche und im Ganzen von einem braven und thätigen Menschenschlage bewohnte Stadt, je wieder zu einer höhern Bedeutung gelangen wird, als es in diesem Augenblicke besitzt, hängt von Umständen ab, welche außerhalb liegen. Die Eisenbahnen sind allmächtig; konnten sie Plauen emporbringen, warum sollte es ihnen bei Eger unmöglich sein? Für jetzt sind die Egerer, wie uns gesagt wurde, darauf angewiesen, „ganz von inwendig", das heißt Einer vom Andern zu leben, und so wie das nahe Franzensbad der Stadtkasse ihre sichern Revenuen, so bringt es auch den Gewerbsleuten alljährlich die Wohlthat eines wenn auch kurzen, doch nicht unerheblichen Gewinnes. Eine kleine Erwerbsquelle, in die wir doch selbst unsern Schilling warfen, hätten wir bald zu erwähnen vergessen: das ist die Erinnerung an Wallenstein, der bekanntlich im Commandantenhause zu Eger seinen Tod fand. Als Schauplatz dieses tragischen Begebnisses werden zwei Stuben im ersten Stockwerk des gegenwärtigen Rathhauses gezeigt; jedoch haben dieselben seit jener Zeit vielfache Aenderungen erfahren und sehr verschiedenen Zwecken gedient. Am unverändertsten ist noch der rückwärts gelegene Theil des Rathhauses geblieben, durch welchen die Verschworenen bei Nacht eingebrochen sein sollen. Die Authenticität von Schwert und Spieß, die vorgezeigt werden, ist manchmal bestritten, manchmal bekräftigt worden, wie dies mit dergleichen Dingen zu gehen pflegt. Von dem Banketsaale, in welchem die Verschwörung ausbrach, sind nur noch einige mit Säulen verzierte Bogenfenster zu sehen; außerdem ist vom alten Vohenburgschlosse nur noch wenig Mauerwerk übrig. Nichtsdestoweniger hält sich wol kaum ein Fremder eine Stunde in Eger auf, ohne daß sich ihm Führer anböten, die gegen eine kleine Gabe bereit sind, ihm dies Alles zu zeigen. So muß denn die Erinnerung an den Namen, an den sich zum Theil der Beginn von Egers Verfall und Verarmung knüpft, für manchen egerer Armen noch zum Anlaß eines kleinen Erwerbes dienen.

Literatur und Kunst.

„Soyons amis, Cinna!" — Ein Kronprinz und ein regierender Herr sind bekanntlich zwei sehr verschiedene Dinge; aber auch zwischen einem regierenden Herrn und einem Fürsten, der Glanz und Sorge der Regierung niedergelegt und sich in das Privatleben zurückgezogen hat, herrscht

ein bemerkenswerther Unterschied. Auch an den Fürsten der Bühne beobachten wir etwas Aehnliches: der Kunstenthusiast, der im Begriff steht, die Leitung einer Bühne zu übernehmen, und der erfahrene Lenker des Thespiskarrens, welch ein Unterschied! Beinahe ebenso groß wie zwischen dem verdrießlichen, ewig gehetzten, von allen Seiten geärgerten, angegriffenen, verleumdeten Intendanten und dem behaglichen Pensionär, der, überdrüssig der Sorgen und Täuschungen des Theaterlebens, das Scepter der Bühne niederlegt und, zur Aussöhnung gleichsam Dessen, was er selbst lieber nicht gethan und wozu doch die Praxis ihn genöthigt, sich noch einmal zu den Illusionen seiner Jugend, zu Erinnerungen und Kunstbetrachtungen zurückwendet. Es ist das bekannte Sinnbild von der Raupe und dem Schmetterling und zwar in doppelter Anwendung: erst verwandelt, sehr gegen die Natur, aber leider ganz übereinstimmend mit der geschichtlichen Erfahrung, der buntglänzende, lustige Schmetterling sich in die unscheinbare, Alles zernagende Raupe — das ist der angehende und der wirkliche Theaterdirector; und dann verwandelt die Raupe sich wieder in den Schmetterling zurück — das ist der Theaterdirector, der sich vom Bühnenleben zurückgezogen hat und die Kunst jetzt, da er nichts mehr mit ihr zu thun hat, wieder ganz mit denselben begeisterten Augen ansieht und wieder ganz so groß und edel von ihr denkt wie in seinem ersten Anfang. — Auch Hr. von Küstner, dessen soeben erschienenes Werk: „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin. Zur Geschichte und Statistik des Theaters. Von Karl Theodor von Küstner" (Leipzig, F. A. Brockhaus) uns zu obigen Betrachtungen veranlaßt, hat während seiner langjährigen Theaterleitung diesen Wechsel des Schicksals und der Stimmung reichlich erfahren. Als er im Jahre 1817, 33 Jahre alt, die Direction des damaligen leipziger Theaters übernahm, war es der reinste und aufrichtigste Kunstenthusiasmus, der ihn, den wohlhabenden Mann und wohlbestallten Doctor der Rechte, zu diesem Schritt bestimmte; jung, selbst dramatischer Dichter, angesteckt von jener Theaterluft, deren erster Anhauch so viel Berauschendes hat, war er dazumal wie Unsereiner und glaubte auch noch die deutsche Bühne durch eine geschmackvolle und kunstsinnige Leitung veredeln zu können. Ja es war bei ihm noch mehr als der bloße Glaube: er leistete wirklich, was er beabsichtigt hatte. Die elf Jahre der Küstner'schen Theaterverwaltung in Leipzig bilden noch jetzt eine der glücklichsten und glänzendsten Epoche unserer deutschen Bühnengeschichte; als er im Mai 1828 die Direction niederlegte, folgte ihm der allgemeine Ruf, einer der kunstsinnigsten und aufopferndsten Theatervorstände gewesen zu sein, welche die deutsche Bühne jemals besessen. Er selbst aber trat zurück — nun ja doch, mit einem Schatz von Erfahrungen und einer technischen Einsicht, der sich schon damals nur Wenige vergleichen konnten und die er seitdem noch unablässig vermehrt hat, zugleich aber auch mit der Ueberzeugung, daß Blüte der Kunst und Bildung des Publicums bei einer Bühne zwar etwas sehr Wichtiges sind, aber doch immer nur das Zweite, während das Erste und Hauptsächlichste jederzeit ein — richtiger Kassenabschluß ist.

So mit dürren Worten wird das in dem Buche zwar freilich nicht ausgesprochen; aber unwillkürlich liest man es zwischen den Zeilen, und auch

der spätere Gang der Ereignisse bestätigt es. Schon die Berufung des Hrn. von Küstner nach Darmstadt im Jahre 1830 galt nicht blos dem kunstsinnigen und erfahrenen Director, als welchen er sich auch dem größern Publicum durch seinen kurz zuvor erschienenen „Rückblick auf das leipziger Stadttheater, ein Beitrag zur Geschichte des leipziger Theaters nebst allgemeinen Bemerkungen über die Bühnenleitung in artistischer wie finanzieller Hinsicht" bekannt gemacht hatte: sondern mindestens ebenso sehr galt sie dem gewiegten Finanzmann und vorsichtigen Rechner. Denn von einem Aufwand, von dem man allerdings zugestehen muß, daß er stets mit Geschmack und Einsicht verwendet ward, der aber doch die Kräfte des kleinen Landes weit überstieg, sollte das darmstädter Hoftheater, das unter Ludwig I. bei einem allerhöchsten Zuschuß von jährlich mehr den 215,000 Gulden die glänzendste Oper Deutschlands besessen hatte, unter seinem Nachfolger auf einen den Verhältnissen mehr entsprechenden Etat (von 215,000 auf 60,000 Gulden) herabgebracht werden. Daß man aber dazu schon damals Hrn. von Küstner für den geeignetsten Mann hielt, spricht ebenso sehr für seine Tüchtigkeit in Allem, was die praktische und namentlich die finanzielle Leitung der Bühne angeht, als es auch charakteristisch ist für die Thätigkeit seiner spätern Jahre.

Denn auch seiner drei Jahre später erfolgten Berufung an das Hoftheater zu München sowie auch seiner Anstellung als Generalintendant in Berlin, die, schon 1837 beabsichtigt, endlich im Frühjahr 1842 zu Stande kam, lagen ganz ähnliche Motive zu Grunde wie der Berufung nach Darmstadt. Die fürstlichen Kunstbeschützer waren es überdrüssig geworden, daß die Kunst soviel Geld kostete, sie wollten vor allem einen Mann an der Spitze ihrer Bühne haben, der Ordnung im Kassenwesen hielte und die reichlichen Zuschüsse, welche aus der fürstlichen Schatulle beigesteuert wurden, nicht unausgesetzt mit neuen Geldgesuchen erwiderte. Und dieser Mann war Hr. von Küstner. Wir sagen das mit vollem Ernst und ohne den geringsten Anflug von Ironie oder Geringschätzung. Denn wie in jedem Hauswesen, das gedeihen und blühen soll, die wohlgeordnete ökonomische Grundlage die Hauptsache ist, so ist auch der Gang und die Blüte eines Theaters ohne eine strenge Regelung der Finanzen sowie überhaupt ohne eine strenge und sorgfältige Geschäftsverwaltung nicht denkbar und ist jeder künstlerische Erfolg, der auf Kosten dieser geschäftlichen Ordnung erreicht wird, nur gleichsam eine Sternschuppe, die wol für den Augenblick blendet, aber schon im nächsten verlöschen muß. Auch weiß man ja, was in vor- und nachküstner'schen Zeiten, in München so gut wie in Berlin und anderwärts, die Kunst von jener üblichen Geldverschwendung gehabt hat und wie viel ihr von jenen Hunderttausenden, die das Danaidenfaß der Hoftheaterverwaltung alljährlich in Deutschland verschlingt, in der That zugute gekommen ist. Weit entfernt daher, gering zu denken von Hrn. von Küstner's Leistungen, erblicken wir in den administrativen Verbesserungen, die er in München und Berlin ins Leben gerufen und von denen einige wie das Tantièmegesetz, der Bühnencartellverein ꝛc. auch für ganz Deutschland von Wichtigkeit geworden sind, ein wirkliches und dauerndes Verdienst, das seinem Namen ein ehrendes Denkmal in der Theatergeschichte sichert. — Daß er sich aber auf diese administrative Seite keineswegs allein beschränkt hat und daß es nicht seine Schuld ist, oder doch wenigstens nicht ganz seine Schuld, wenn seine Ver-

waltung in München und namentlich diejenige in Berlin für die Kunst nicht denjenigen Erfolg gehabt hat, die wenigstens wir Jüngern, damals noch nicht so völlig Entnüchterten davon erwarteten, dafür liefert sein Buch ebenso zahlreiche wie interessante Belege. Der Raum verbietet uns auf Einzelheiten einzugehen; doch machen wir namentlich auf die Geschichte der berliner Verwaltung aufmerksam, die, so zurückhaltend der Verfasser in diesem Punkt auch ist und so vorsichtig er seine Worte abwägt, doch ein charakteristisches Bild gibt von den Widersprüchen und rasch wechselnden Stimmungen, die hier zum Theil in den allereinflußreichsten Regionen herrschend sind und bei denen denn freilich noch mehr unmöglich wird als blos eine einheitliche und kräftige Theaterleitung. Auch aus einigen andern Partien des Buchs wird man sich mit Vergnügen überzeugen, daß der Geschmack und die künstlerische Einsicht, welche Hrn. von Küstner aus seiner leipziger Verwaltung nachgerühmt wird, ihm auch in spätern Jahren keineswegs verloren gegangen ist. So besonders seine Charakteristiken von Eßlair (S. 145—149), Döring (S. 242), Hoppé (S. 245), Dessoir (S. 247), Wagner (S. 251) ꝛc.; dieselben sind mit großer Feinheit ausgeführt und erregen den Wunsch, der Verfasser möge das vorliegende Buch noch durch ein zweites ergänzen, worin er nicht sowol die von ihm geleiteten Bühnen als die hervorragendsten Bühnenmitglieder charakterisirt, die unter seiner Leitung aufgetreten, ja die zum Theil, wie Emil Devrient, Genast, Hendrichs, Moritz und Andere, mit von ihm herangebildet sind und unter denen man kaum einen einzigen bedeutenden Namen der letzten 30 oder 40 Jahre vermissen wird. — Eine Hauptseite des Buchs endlich haben wir noch ganz unberührt gelassen; das sind die sehr genauen und wohlgeordneten statistischen Angaben, die er demselben beigefügt hat und die sich nicht blos über diejenigen Bühnen verbreiten, welche Hr. von Küstner persönlich geleitet hat, sondern über die hauptsächlichsten Theater Europas überhaupt. Wie jede geschichtliche Darstellung, die mehr sein will als ein bloßes Gewebe von Redensarten und subjectiven Meinungen, kann auch die Theatergeschichte der statistischen Grundlage nicht entbehren und werden daher alle Freunde dieser bei uns noch immer über Gebühr vernachlässigten Wissenschaft dem Verfasser auch für diese Partie seines höchst interessanten und wohlgeschriebenen Buchs sich zu lebhaftestem Danke verpflichtet fühlen. R. P.

Der dritte Band der bei Otto Wigand in Leipzig erscheinenden „Bildungshalle im Sinn und Geiste unserer Zeit" enthält eine „Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen von den ersten Anfängen der Menschheit bis auf unsere Tage. Von Dr. C. G. Rehlen", die uns eine erwünschte Gelegenheit bietet, die Aufmerksamkeit der Leser auf dies wohlangelegte und nach der vorliegenden Probe zu urtheilen auch recht wohl ausgeführte Unternehmen hinzuleiten. Uebereinstimmend mit der allgemeinen Richtung unserer Tage und sich anlehnend an das Beispiel verschiedener ähnlicher Unternehmungen der jüngsten Zeit, die zum Theil auch in diesen Blättern bereits besprochen worden sind, will die „Bildungshalle" das bisherige Privilegium einer ausschließlichen, vom Volke abgesonderten Bildung aufheben und allen Ständen und Schichten der Gesellschaft den

gleichmäßigen Zutritt zu den Resultaten der Wissenschaft eröffnen. Wenn dies überall in derselben gediegenen, kenntnißreichen und maßvollen Weise geschieht, wie in dieser „Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen", so wird das Publicum es an Unterstützung und Theilnahme gewiß nicht fehlen lassen. Eine ganze Culturgeschichte (denn das ist eine Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen doch im Grunde, und zwar ihr subtilster und feinster Auszug) von den ersten Anfängen der Menschheit bis auf unsere Tage auf dem engen Raum von knapp sechs Bogen zusammenzudrängen, war freilich keine leichte Aufgabe und konnte dabei nothwendig das Meiste nur eben angedeutet werden. Um so anerkennenswerther ist die Geschicklichkeit, mit welcher der Verfasser zwei gleich nahe liegende Klippen, nämlich zu große Allgemeinheit, die in bloße Phrasen, und zu große Trockenheit, die in bloßes Registerwerk ausarten würde, vermieden und selbst noch auf diesem beschränkten Grunde ein nicht blos übersichtliches und deutliches, sondern auch lebenvolles und fesselndes Gemälde hergestellt hat. Indem der Verfasser sich überall streng an den chronologischen Faden hält, läßt er die Geschichte der einzelnen Erfindungen und Entdeckungen überall aus der Gesammtheit der allgemeinen Welt- und Culturgeschichte organisch herauswachsen. Es ist dies ohne Zweifel die einzig richtige Art, derartige Gegenstände zu behandeln; doch ist sie auch mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da sie nicht nur eine vollständige und gleichmäßige Beherrschung des ganzen Fachs, sondern auch eine ebenso ausgebreitete wie gründliche allgemeine Bildung, verbunden mit einer bewußten Einsicht in das Werden und Sein der Dinge, voraussetzt. Dem Verfasser gebührt der Ruhm, diese allein richtige Methode in der Geschichte der Erfindungen zuerst angewendet zu haben: und daß er das in einem Buche gethan hat von so geringem Umfang und von dieser populären Bestimmung, kann sein Verdienst in den Augen der Urtheilsfähigen nur erhöhen. Wir werden uns freuen, ihm recht bald wieder auf ähnlichem Gebiete zu begegnen; gerade die Culturgeschichte ist noch ein viel zu wenig bearbeitetes Terrain, das doch für Bildung und Aufklärung der Nation noch die edelsten Früchte zu liefern im Stande ist, und können wir daher eine so rüstige und geistvolle Bearbeitung derselben nur bestens willkommen heißen. Schg.

Von dem „Historischen Taschenbuch", herausgegeben von Friedrich von Raumer (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist soeben der dritten Folge fünfter Jahrgang erschienen. Schon der Umstand, daß das „Historische Taschenbuch" trotz seines ernsten Inhalts und wiewol es niemals den Launen des Publicums geschmeichelt hat, doch beinahe das einzige ist, wenigstens in Norddeutschland, welches sich von der ganzen ehedem so üppig wuchernden Almanachsliteratur erhalten, spricht für die Vortrefflichkeit des Unternehmens sowie für die Sorgfalt, womit sein alter Ruhm von Jahr zu Jahr aufrechterhalten wird. Auch der vorliegende neueste Jahrgang wird demselben keinen Abbruch thun, im Gegentheil scheint er uns interessanter und bedeutender als mancher seiner Vorgänger. Der erste Aufsatz: „Der indische Archipelagus und die Engländer" von K. F. Neumann, behandelt ein Thema, das gerade in diesem Augenblick wieder höchst geeignet ist, die allgemeine Aufmerksam-

keit auf sich zu ziehen, und zwar geschieht das hier mit einer Gründlichkeit und Vollständigkeit des historischen Materials, zugleich aber auch mit einer Präcision und Eleganz des Ausdrucks, wie sie eben nur aus dieser Feder erwartet werden darf. Auch der nächstfolgende Aufsatz: „Frankreich und die Bartholomäusnacht" von G. W. Soldan, beschäftigt sich mit einem Gegenstande, der dem Gedächtniß der Menschen leider nur allzu tief und allzu furchtbar eingeprägt ist, als daß nicht jede neue Bearbeitung mit neuem Interesse empfangen werden sollte, besonders wenn sie, wie hier, die Frucht neuer und selbständiger Forschungen ist. Als Resultat derselben stellt sich auf unwiderlegbare Weise heraus, daß die Bartholomäusnacht mehr ein Impromptu, allerdings ein höchst entsetzliches gewesen, als die Frucht eines vorbedachten und lang gehegten Planes; namentlich ist der römische Hof von jeder Mitschuld frei zu sprechen. Auch mancherlei bisher noch streitige Einzelheiten werden hier auf authentische Weise festgestellt. Bei dem berüchtigten Schuß, den Karl IX. auf seine Unterthanen abgefeuert haben soll, ist dies zwar nicht möglich gewesen, da schon die ältesten Nachrichten darüber sich widersprechen, der ganze Vorfall auch viel zu sehr Sache der Parteien geworden, um jemals gründlich erörtert werden zu können. Doch spricht, nach dem sehr bedächtigen Urtheil des Verfassers, die Wahrscheinlichkeit, die äußere sowol wie die innere, moralische, allerdings für die Richtigkeit der üblichen Erzählung. Den dritten Beitrag hat Hr. von Raumer geliefert: „Eine Reise nach Südamerika." Es ist dies jedoch keine wirkliche Reise, sondern nur eine, die Hr. von Raumer am Schreibtisch gemacht: ein Mosaik von allerhand Auszügen und Notizen aus verschiedenen ältern und neuern Reisebeschreibungen, in der glatten, aber auch etwas oberflächlichen Weise, wie Hr. von Raumer dergleichen zu schreiben liebt. Desto gründlicher ist der Aufsatz von Karl Hopf über „Walther VI. von Brienne, Herzog von Athen und Graf von Lecce", eine der thätigsten und merkwürdigsten Persönlichkeiten des 14. Jahrhunderts, die jedoch von der Geschichtschreibung bisher theils über Gebühr vernachlässigt, theils sogar absichtlich entstellt worden war und durch deren genauere und gründliche Schilderung der Verfasser sich daher ein doppeltes Verdienst erworben hat. Den Schluß bildet Eduard Kolloff mit einer umfangreichen Abhandlung über „Rembrandt's Leben und Werke, nach neuern Actenstücken und Gesichtspunkten geschildert", durch welche die Mehrzahl der bisher üblichen Traditionen über Rembrandt in ihrer völligen Grund- und Haltungslosigkeit nachgewiesen und Leben und Wirken des berühmten Malers zum ersten mal mit der Fackel einer wirklichen, geschichtlichen Kritik beleuchtet werden. Bei der Masse veralteter und eingwurzelter Vorurtheile, welche Hr. Kolloff hier (wenn auch zuweilen, wie uns scheint, mit mehr Heftigkeit und Schärfe, als gerade nöthig gewesen wäre) beseitigt, wird es ihm an Gegnern voraussichtlich nicht fehlen. Doch werden dieselben nach unserer Ueberzeugung nur dazu beitragen, die Wahrheit und Wichtigkeit seiner Forschungen zu erhärten und darf schon jetzt mit Fug behauptet werden, daß mit diesem Kolloff'schen Aufsatz eine ganz neue Epoche für die Geschichte und das Studium Rembrandt's eröffnet ist. H. Fk.

Correspondenz.

Aus Leipzig.

October 1853.

O. B. „Die Messe ist gut, die Messe ist außerordentlich gut gewesen!" Das ist in diesem Augenblick der allgemeine Refrain aller hiesigen Unterhaltungen und auch mir bleibt in meinem heutigen Bericht nicht viel mehr zu thun als die Richtigkeit dieser Thatsache zu bestätigen; die Messe ist in der That so gut gewesen, wie wir sie seit einer Reihe von Jahren nicht gehabt haben, und selbst die Kriegsgerüchte, die sich gegen den Schluß derselben verbreiteten, haben ihren günstigen Verlauf nicht stören können. Desto dürftiger dagegen war es mit den altberühmten „Sehenswürdigkeiten der Messe" bestellt. Es ist merkwürdig und gewiß nicht ohne tiefere culturgeschichtliche Bedeutung, daß es mit dieser Art von Vergnügungen mit jedem Jahre mehr zurück geht; diesmal war fast nichts vorhanden, das auch nur einen Gang „durch die Buden" verlohnt hätte. Der Circus Loisset hat den berühmten Namen, nichts weiter; von der arabischen Familie wollte man wissen, es wäre eine Gesellschaft französischer Juden; höchstens verdient der Salon des Professor Cottreli eine Erwähnung wegen der halsbrechenden gymnastischen Kunststücke, die hier gemacht wurden und zwar nicht ohne Grazie und Anstand. Dagegen zeigte die Literatur der Meßanzeigen einen ebenso interessanten wie charakteristischen Fortschritt; von Jahr zu Jahr nimmt dieselbe nicht blos an Ausdehnung, sondern auch an Schwung des Ausdrucks und Pomp der Lettern zu. Besonders sind es die berliner Schneider, die sich darin einander zu überbieten suchen, indem sie sich zu den kühnsten Wendungen und einem wahrhaft dichterischen Pathos emporsteigern.

Auch unser Theater trug zu den Lustbarkeiten der Messe nur sehr wenig bei; ein angebliches Lustspiel, von einem Mitglied des Tivolitheaters aus allen möglichen alten Komödienabfällen zusammengestoppelt, war nebst einer Kaiser'schen Posse, die aber gleich bei der ersten Aufführung durchfiel, das einzige Neue, was uns seit mehren Wochen geboten ward. Ueberhaupt zieht das gebildete Publicum sich mehr und mehr vom Theater zurück, besonders da die Musik bei uns im Gegentheil so würdig vertreten ist und so reiche und edle Genüsse bietet. Den ersten Rang darin nimmt natürlich noch immer das Gewandhaus ein, trotz des kanonischen Zopfes, der ihm anhängt und über den ich mich schon neulich ausgesprochen. Das erste und zweite Concert des Gewandhauses führte uns Frl. Ney aus Dresden vor, eine sehr gebildete Sängerin von dramatischer Lebendigkeit und vortrefflicher Ausbildung, die deshalb auch allgemeine Anerkennung fand; weniger Beifall als sonst wurde dagegen dem reichbegabten Pianisten Dreyschock aus Prag zutheil, doch vielleicht nur weil man des Virtuosenthums mehr und mehr überdrüssig wird, während der Künstler gerade dies Virtuosenthum neuerdings in noch höherm Grade cultivirt hat als früher. Auch einige Privatsalons, die jetzt nach dem Schluß der Messe geöffnet werden, zeichnen sich aus durch die vortreffliche Musik, die man in ihnen zu hören bekommt: so bei Moscheles, wo die specifische Musik in Flor steht; bei Dr. Steche, wo hauptsächlich

Wagner'sche, bei Franz Brendel, wo die neue Musikrichtung allgemein gepflegt wird ꝛc. — Auch in den Verein der Schriftsteller und Künstler scheint wieder etwas mehr Leben und Thätigkeit zu kommen; wenigstens hat man die Herausgabe eines Albums beschlossen, das aus der Mitte des Vereins hervorgehen soll und von dem unter strenger Redaction sich wol etwas Tüchtiges hoffen läßt. — Von soeben erschienenen neuen Werken hiesiger Schriftsteller nenne ich Ihnen den mit großer Spannung erwarteten zweiten Band der „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts" von Julian Schmidt; ferner einen neuen Roman von Robert Gieseke: „Große und kleine Welt", und „Originale", zwei Bände ernster und heiterer Genrebilder von Arnold Schloenbach. Roßmäßler wird während seiner nunmehr angetretenen Gefängnißhaft sein Reisewerk über Spanien beginnen, nachdem er vorher noch ein liebenswürdiges Weihnachtswerkchen: „Flora im Winterkleide", vollendet hat. Bei ihm, dem Freunde aus dem frankfurter Parlament, war Vischer aus Tübingen zu Besuch, der berühmte Aesthetiker: eine frische, gedrungene Gestalt, resolut und tüchtig, mit röthlichem Haar und Bart und echt schwäbischem Dialekt. Auch Gutzkow und Franz Liszt sahen wir, den Erstern auf der Durchreise von München, wo er die erste Probe seines „Philipp und Perez" abgehalten, den Letztern auf dem Wege zum großen Musikfest in Karlsruhe, von wo er einen Abstecher nach Paris beabsichtigte.

Aus Naumburg.

Mitte October 1853.

Zl. Eine Correspondenz aus Naumburg in einem Blatte wie das „Deutsche Museum" ist gewiß eine Rarität. Im größern Vaterlande ist unsere gute Stadt, außer durch das Kotzebue'sche Schauspiel rührenden Andenkens, wol nur noch durch den schlechten Wein bekannt, den sie baut. Wer jedoch mit preußischen Verhältnissen näher bekannt ist, der weiß, daß sie außerdem noch als das Paradies der preußischen Referendarien gilt, die nirgend so gastliche Häuser, so flotte Tänzerinnen und so gutmüthige Wirthe finden als bei uns. In eigenthümlicher Beziehung dazu steht, daß, wie Sachverständige mich versichert haben, kaum in einer zweiten Stadt von dieser Größe, dieser Wohlhabenheit und diesen Bildungselementen so wenig Bücher gekauft werden und überhaupt so wenig literarisches Interesse herrscht als wiederum bei uns; nur Erfurt und Koblenz sollen sich in dieser Hinsicht mit Naumburg messen können. Alle drei sind bekanntlich specifische Beamtenstädte, am meisten Naumburg. Denn während in Erfurt und Koblenz zu der Aristokratie des Beamtenthums noch die Aristokratie des Militärs hinzutritt, spielt das letztere bei uns nur eine untergeordnete Rolle, sodaß unsere Referendarien und Assessoren ihre geselligen Talente völlig ungehindert entfalten können. Das thun sie denn auch redlich; der Absatz, den die Buchhändler vermissen, wird den Schneidern, den Handschuhhändlern, den Fabrikanten von lackirten Stiefelchen ꝛc. desto reichlicher zutheil, und auch für den Verbrauch von Spielkarten, deren Fabrikation bekanntlich einen der wenigen naumburger Industriezweige bildet, wird mit Fleiß und Eifer gesorgt. Aber Stoff zu Correspondenzen gibt dies freilich Alles nicht, und da auch die politischen und religiösen Bewegungen, die bei uns bis zum Jahre Achtund-

vierzig ziemlich lebhaft waren und damals mancherlei in den Zeitungen von sich sprechen machten, gegenwärtig bis auf die letzte Spur erloschen sind, so würde ich wol schwerlich die Feder ergreifen, wenn nicht einige Festlichkeiten die wir kürzlich in unserer Stadt gefeiert, mir dazu eine so seltene wie erfreuliche Veranlassung böten.

Den vornehmsten Rang darunter nehmen natürlich die Festlichkeiten ein, welche in der ersten Hälfte des vorigen Monats zur Feier der Anwesenheit Sr. Maj. des Königs stattfanden. Dieselben waren in der That recht geschmackvoll eingerichtet; wer unsere alte Bischofsstadt nur in ihrem ziemlich räucherigen Werkelstagskleide kennt, hätte es kaum für möglich halten sollen, daß durch grünes Laub und Blumenkränze, durch schwarz-weiße Fahnen und bunte Lampen, durch gelben Sand und weißgekleidete Kinder eine solche anmuthige Veränderung hervorgebracht werden kann. Leider war das Wetter nicht so ganz günstig, wie man es diesen hübschen Veranstaltungen wol gewünscht hätte, um sich in voller Herrlichkeit zu entfalten. Doch traf dies Ungemach nicht uns und auch nicht einmal die Festlichkeiten allein; auch die Manöver der Truppen sollen, wie ich höre, durch das anhaltende Regenwetter sehr erschwert und beeinträchtigt worden sein, namentlich für die Cavalerie, was einen nicht unerheblichen Verlust an Pferden veranlaßt haben soll, der dann wieder, da die Pferde der Landwehrcavalerie von den Städten und Kreisen gestellt werden müssen, mancherlei Verluste für die Gemeindekassen herbeigeführt hat. Von den Festlichkeiten in der Nachbarschaft, die durch die Ungunst des Wetters ebenfalls mehr oder weniger gestört worden, hebe ich dasjenige auf der Rudelsburg bei Kösen hervor, das bei freundlicherm Himmel sehr anmuthig hätte werden können. Auch hat es das beste und dauerndste Andenken hinterlassen, nämlich eine Ausbesserung der Wege, die schon längst, aber vergeblich gewünscht worden war, und durch die sich die Zahl der Besucher auf diesem reizend gelegenen Punkte gewiß noch vermehren wird, sowie verschiedene kleine Bauten und Einrichtungen auf der Burg selbst, die den Genuß der schönen Aussicht erleichtern und den Aufenthalt daselbst noch angenehmer machen. Aber auch ein unangenehmes Nachspiel fehlte dem rudelsburger Feste nicht: das Silbergeschirr, das zur Bedienung auf der königlichen Tafel gebraucht ward, war durch Privathände, theils aus hiesiger Stadt, theils von den benachbarten Gutsbesitzern, dargeliehen worden; loyal wie man bei uns ist, hatte man einen wahren Stolz darein gesetzt, zur Ausschmückung der königlichen Tafel beitragen zu können, und selbst kleine Eifersüchteleien und Intriguen waren zu diesem Zwecke nicht gespart worden. Nun malen Sie sich die Indignation und den Schrecken aus, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, der größere Theil dieses Silbergeschirrs sei unmittelbar nach Abreise des Königs entwendet worden. In welchem Umfange das Gerücht sich bestätigt hat, weiß ich nicht, da dasselbe aus leicht begreiflichen Rücksichten mit großer Discretion behandelt wurde. Auch setzt ein neueres Gerücht, das ich jedoch ebenso wenig verbürgen will wie jenes, hinzu, daß das entwendete Gut sich demnächst wieder aufgefunden, wodurch denn nicht sowol von den ursprünglichen Besitzern als von dem Lieferanten der königlichen Mahlzeit, den man für das Silberzeug verantwortlich gemacht, ein sehr beträchtlicher Schade abgewendet sein würde. Der Unwille jedoch über einen so frechen und unehrerbietigen Diebstahl, einen

Diebstahl, der mit der eben geäußerten allgemeinen Loyalität in doppelt empfindlichem Widerspruche steht, hat sich noch immer nicht völlig verloren. Mit Unrecht, wie mich dünkt: da man von den Langfingern, die heutzutage mit Hülfe der Eisenbahnen bald die Hauptstädte, bald die Provinzen bereisen und überall erscheinen, in Schlössern so gut wie in Hütten, wo ihrer Industrie eine Aussicht lächelt, doch unmöglich preußischen Patriotismus verlangen darf.

Allein diese Feste mit ihren Freuden sowol als mit ihren kleinen Verdrießlichkeiten liegen in diesem Augenblicke schon weit hinter uns; eine andere glanzlosere und friedlichere Feier hat sie verdrängt — nämlich die große Obst-, Wein- und Gemüseausstellung, die vom 9.—13. October bei uns stattgefunden. Bei der Neuheit des Einfalls und da Naumburg im Ganzen nur sehr wenig hat, was es fremden Besuchern zu bieten vermag, setzten wir Naumburger selbst anfangs nur geringes Vertrauen in die Unternehmung. Doch ist sie in der That sehr glänzend ausgefallen; die Zahl sowol der Gäste wie der Zusendungen übertraf bei weitem die gehegten Erwartungen, und auch die Verhandlungen, die man führte, scheinen, so weit wenigstens ein Laie darüber urtheilen kann, denjenigen, die man sonst bei derartigen Versammlungen zu führen pflegt, an Interesse und Wichtigkeit wenigstens nicht nachzustehen. Naumburg selbst zeigte sich bei dieser Gelegenheit in der ganzen Fülle und Fruchtbarkeit, welche die Natur in so reichem Maße über unsere Gegend ausgegossen; von den ungefähr 200 Zusendungen, mit denen die Ausstellung beschickt worden, waren aus unserer Stadt allein mehr als 70 eingegangen, unter denen neben kolossalen Sellerieknollen, dem Stolz unserer Gärtner, besonders riesenhafte Weintrauben sehr schön zum — Ansehen waren. Aber auch die Ferne hatte sich lebhaft betheiligt; von den preußischen Provinzen fehlte blos Westfalen, während Ostpreußen mit 3, Posen mit 1, Pommern mit 2, Schlesien mit 14, die Rheinprovinz mit 5, Brandenburg mit 7 und endlich unsere eigene Provinz mit 19 Sendungen vertreten war. Oestreich hatte 10 Sendungen geliefert, darunter 4 aus Böhmen, 1 aus Mähren, 1 aus Tirol; Baiern und Hannover je 7, das Königreich Sachsen 4, die kleinen sächsischen Staaten 12, Anhalt ebenfalls 4, Hessen-Darmstadt 6, Frankfurt, Nassau, Schwarzburg je 2, Baden, Kurhessen, Oldenburg, Mecklenburg, Reuß je 1. Dagegen hatte Württemberg nicht weniger als 16 Beiträge geliefert, und auch die Verhandlungen erhielten ihre schätzenswertheste Anregung und die gediegensten Beiträge vorzugsweise durch unsere Gastfreunde aus Schwaben. Doch gebührt ein wesentliches Verdienst auch dem Professor Koch aus Berlin, der sich große Mühe um das Zustandekommen der Ausstellung gegeben und auch die Berathungen mit Geschick und Umsicht leitete. Auch die gesellige Seite der Versammlung bot viele angenehme und erheiternde Momente; die verschiedenen Zweck- und Festessen waren reichlich besucht, namentlich auch von Einwohnern unserer Stadt, und zeichneten sich durch unbefangene und herzliche Fröhlichkeit aus. Der Rudelsburg wurde gleichfalls ein festlicher Besuch gemacht und ebenso am folgenden Tage dem Schlosse Goseck, einer Besitzung des Grafen Zech, die durch ihre Lage wie Einrichtung zu den angenehmsten Zierden unserer Gegend gehört und auch vor einigen Wochen die Ehre hatte, Sr. Majestät als Nachtlager zu dienen. — Wichtiger freilich als diese gesel-

ligen Lustbarkeiten ist die nationale und ökonomische Seite, welche die Versammlung darbot. Da redet und schreibt man nun seit Jahrhunderten von der Uneinigkeit der Deutschen — und welche andere Nation zählt so viel Vereine und ist so besorgt, sich über alles Gemeinschaftliche ins Klare zu setzen, und sollten es nur Petersilie und Zwiebeln sein, als die unserige? Können es keine Verfassungen mehr sein, gut, so stimmen wir ab über erfurter Blumenkohl und ulmer Spargel; gibt es keine deutschen Reichsministerien mehr zu halten oder zu stürzen, sehr wohl, so sitzen wir zu Rath, wie jener Apfel oder jene Birne heißen soll, und prüfen und wählen, wer den besten Kohl baut, ob der Schwabe oder der Sachse. Wenn sie überhaupt nur erst recht fleißig bauten! Es ist keine Frage, daß namentlich für den kleinern Landbesitzer in einer erhöhten Cultur der Baum- und Gartenfrüchte noch die ergiebigsten Quellen des Wohlstands liegen, wie dies auch das Beispiel anderer Länder, namentlich Belgiens und Englands, schon längst bewiesen hat. Doch sind das Erörterungen, die allzu weit über jenes Gebiet harmloser Plaudereien hinausgehen, das einer Correspondenz aus Naumburg allein gesteckt ist, und eile ich daher zum Schluß, indem ich nur noch bemerke, daß man auf der hiesigen Versammlung die zeitweise Wiederholung ähnlicher Zusammenkünfte beschlossen hat und daß die nächste schon im künftigen Jahre, vermuthlich in Wiesbaden, statthaben soll.

Aus München.

Mitte October 1853.

pl. „Sehen Sie da", sagte mir neulich ein Industrieller, als uns mitten zwischen unsern Palästen und Kunstsammlungen ein Trupp weltlicher Barfüßler begegnete, die ohne Schuh und Strümpfe, mit Hemden von sehr zweideutiger Beschaffenheit, verwünscht prosaisch in die sie umgebende Hülle von Poesie hineinschauten — „Sehen Sie da, lieber Freund: solange noch einer von diesen mit nackten Füßen gehen muß, so lange ist von der angeblichen Ueberproduction unserer Fabriken noch nichts zu fürchten; erst wenn Strümpfe und Hemden so billig geworden sein werden, daß auch der Aermste sie nicht mehr zu entbehren braucht, erst dann ließe sich allenfalls davon sprechen, daß die Maschine ihre Aufgabe erfüllt hat; aber dann werden sich auch längst wieder neue Bedürfnisse gezeigt haben, für die sie aufs neue in Thätigkeit treten muß." — So mein industrieller Freund und es ist leicht möglich, daß er Recht hat; wenigstens ist es nicht meine Absicht, mich hier in einen Streit über Segen oder Unsegen der Maschinenarbeit einzulassen. Worüber ich jedoch allerdings in Sorge bin, das ist die Ueberproduction, welche bei uns — und vermuthlich nicht bei uns allein — auf dem Gebiete der Kunst stattfindet. Wo die Milliarden Hemden und Strümpfe bleiben, welche der unermüdliche Fleiß der Menschen zu Tage fördert, das begreift sich am Ende noch; wo aber die unzähligen Bilder bleiben sollen, welche unsere Maler produciren, und wie das nur überhaupt sein wird, wenn erst, wozu schon jetzt der allerbeste Anfang vorhanden, die Hälfte unserer Bevölkerung zu Malern geworden ist, das ist schon etwas schwerer zu sagen. Scherz bei Seite, die Künstler schießen bei uns auf wie die Pilze, während doch noch keiner von ihnen gelernt hat, gleich den Pilzen von ein wenig

Moorgrund und Nebelduft zu existiren. Auch fängt jeder von ihnen wo möglich in der Technik da an, wo sein früherer Meister aufgehört hat; in demselben Maße, wie die Masse der Producenten, wächst auch die Fertigkeit und Schnelligkeit der Production. Daß wir dadurch zu einer außerordentlichen Verallgemeinerung der Kunst gelangen, ist richtig; der Uebelstand, der sehr leidige, ist nur, daß wenigstens auf dem Gebiete der Kunst die Consumenten nicht in demselben Maße zunehmen wie die Producenten, sondern im Gegentheil, die Zahl der Käufer bleibt hinter der Zahl der Künstler mit jedem Tage mehr zurück. Für den Augenblick, wo wir uns Alle noch mehr oder weniger in gewohntem Gleise bewegen, mag das noch gehen; allein eine geringe Erschütterung der politischen und, was heutzutage dasselbe ist, der finanziellen Welt wird hinreichen, das entsetzliche Elend aufzudecken, welchem die Mehrzahl unserer Künstler infolge der Ueberproduction, die in der Kunst bei uns herrschend geworden, entgegeneilt, ja in dem Viele von ihnen sich schon jetzt befinden, ohne daß sie selbst, in edlem Stolz, es eingestehen wollen. Aber auch ohne eine solche allgemeine Katastrophe muß die Ueberfüllung des Kunstmarkts früher oder später eine Entwerthung der Kunstwerke selbst herbeiführen, die für die Mehrzahl unserer Künstler nicht anders als höchst verderblich ausfallen kann. Das wirklich Bedeutende, das Außerordentliche und Epochemachende wird natürlich stets seine Geltung behaupten; die Ungunst der Zeit wird auch vielleicht an ihnen ihre Wirkung erproben, doch wird dieselbe immer nur vorübergehend sein. Allein wir wissen auch, daß das Außerordentliche und Epochemachende seiner Natur nach überall nur sehr dünn gesäet ist; die Mehrzahl bilden hier wie immer und aller Orten die Durchschnittstalente und diesen wird die unvermeidliche Uebergangsperiode sich denn freilich auf eine sehr tragische Weise fühlbar machen. Man hat angesichts solcher düstern Perspective wol auf den wachsenden Einfluß hingewiesen, welchen die Kunst auf das Handwerk gewinnt; wie bei den Alten und wie in gewissen Epochen des Mittelalters, wird das Handwerk auch bei uns mehr und mehr in künstlerischem Sinne, mit künstlerischer Bildung und künstlerischen Intentionen getrieben, sodaß (meint man) wer sich als Künstler nicht mehr zu behaupten vermag, doch noch immer seinen Platz unter den Handwerkern mit Ehren und sogar auch mit Nutzen einnehmen kann. Auch in dieser Ansicht liegt einiges Wahre und wollen wir der großen Förderung, der materiellen sowol wie der geistigen, welche das Handwerk der Kunst verdankt, unsere freudigste Anerkennung nicht versagen. Allein ebenso wahr ist es auch, daß mit dieser Förderung des Handwerks gewisse Nachtheile für den Künstler als solchen verbunden sind, Nachtheile, die man jetzt vielleicht noch nicht bemerkt, die aber in Zukunft um so gewichtiger auftreten werden. Um es mit einem Wort zu sagen: das Publicum verlernt die Kunst vom Handwerk zu unterscheiden; es sieht an der Arbeit des Handwerkers soviel des Künstlerischen, daß ihm der richtige Maßstab für die Thätigkeit Beider verloren geht; ja der Sinn für das eigentliche Kunstproduct selbst geht ihm verloren, das Bischen Kunstbedürfniß, das etwa in ihm lebt, wird schon durch den Handwerker befriedigt, der Künstler selbst trifft nur noch einen erschöpften, übersättigten Geschmack und muß sich mit Beschämung eingestehen, daß er überflüssig geworden.

Woher diese trüben Betrachtungen? und wie ich zu dieser melancholischen

Einleitung komme? Sehr einfach: ich komme von unserer Kunstausstellung, wo wieder ein so reicher Vorrath von Kunstwerken aller Gattung und darunter fast in allen Zweigen neben einzelnen ausgezeichneten Productionen so viel Mittelgut, wenn auch zum Theil vortreffliches Mittelgut ist, daß Betrachtungen obiger Art Einem in der That sehr nahe gerückt werden. Doch haben die hiesigen Maler verhältnißmäßig am wenigsten beigesteuert; fleißiger sind unsere plastischen Künstler gewesen. Was die hiesige historische und Porträtmalerei betrifft, so tritt Gräfe in beiden Fächern, Fr. Kaulbach im letztgenannten mit ausgezeichneten Leistungen hervor. Uebrigens bieten die Säle trotz aller Fülle doch noch manche Lücke; namentlich vermissen wir eine größere Reihe französischer und niederländischer Bilder. Den Künstlern selbst kann man es freilich nicht verdenken, wenn sie keine Lust mehr haben, die hiesigen Ausstellungen zu beschicken; der Ankauf bei den frühern Ausstellungen war so gering oder blieb nach Umständen auch wol so völlig aus, daß sie nothwendig gewitzigt sein müssen.

Bessere Erfolge hat in diesen Tagen eine andere Kunst bei uns gehabt, die in unserer Stadt sonst eben auch nicht sehr in Blüte steht: die Poesie. Gutzkow's „Philipp und Perez" ist bis jetzt zwei mal über unsere Bühne gegangen, beide male vor einem gefüllten und theilnehmenden Hause und mit unzweifelhaft günstigem Erfolg. In Einzelheiten mag an dem Stücke viel zu tadeln sein, das Ganze aber ist jedenfalls aus der Macht des Geistes geboren und findet daher mit Recht eine lebhafte und herzliche Theilnahme. Freilich bleiben die bekannten Malcontenten, denen nichts in der Welt recht zu machen ist und die für Alles nur den Maßstab des abstracten Ideals haben, auch in diesem Fall nicht aus; ja merkwürdig genug habe ich derartige Kritteleien gerade aus dem Munde solcher Leute vernommen, die an die Bühne genau dieselben Anfoderungen richten, welche Gutzkow mit diesem Stück principiell zu beantworten gesucht hat; nun aber, da geschieht, was sie wünschten, wollen sie es wieder anders haben. Namentlich behaupten sie, die politische Seite der Dinge gehöre nur der Praxis des Tages, die Kunst der Bühne müsse sich mit andern, edlern Stoffen beschäftigen. Mag es sich damit verhalten wie es will, so viel ist sicher, daß dergleichen Beurtheiler für die beneidenswerthe Fähigkeit des Poeten, seinen Anschauungen künstlerischen Bestand und sinnliche Form zu geben, nur geringe Liebe und noch geringern Respect, von der innern Nothwendigkeit aber, welche den ganzen poetischen Proceß beherrscht, überhaupt keinen Begriff haben. Gewisse Schöpfungen müssen zu Tage gebracht werden, gewisse Anschauungen muß der Poet verarbeiten, muß sich ihrer durch künstlerische Production entledigen, und wenn es nur darum wäre, damit er sie ausgesprochen hat. In dem Gutzkow'schen Stück dürften diese principiellen Factoren vielleicht sogar noch etwas prägnanter gehalten sein, besonders was den Perez selber betrifft, der für den Helden eines solchen Stücks wol kaum Kraft und Mark genug hat. Immerhin ist das Ganze von der Art, daß Jeder, der es gut meint mit der deutschen Bühne, sich über diese Rückkehr Gutzkow's zur dramatischen Thätigkeit nur freuen kann, und wollen wir nur wünschen, daß sein Beispiel nicht ohne Nachfolger bleibe, wenigstens nicht bei Denen, die dazu berufen sind und deren geflissentliches Schweigen der deutschen Bühne ohne Zweifel noch nachtheiliger ist als die vorlaute Zudringlichkeit der Unbefähigten.

Auch dem Innern unsers Theaters oder genauer gesagt unsers Theatergebäudes stehen demnächst wesentliche Veränderungen, namentlich im Punkte der Beleuchtung, bevor. Ob damit alsdann, wie die Rede geht, auch eine Erhöhung der Eintrittspreise verbunden sein wird, ist noch ungewiß. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel sind die Ansichten für den Augenblick noch sehr getheilt. Sollte sie wirklich eintreten, so zweifle ich nicht, daß sie sich alsdann auch als vortheilhaft bewähren wird; dafür bürgt die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der Dingelstedt alle derartigen Verhältnisse prüft, sowie die Sicherheit, mit der er das langsam Beschlossene dann auch rasch und energisch zur Ausführung bringt. Ueberhaupt kann man sich in jedem Betracht nur freuen, die Leitung unserer Bühne in Dingelstedt's Händen zu wissen; das fangen nachgerade nicht blos seine Widersacher, das fängt auch die große Masse des indifferenten Publicums an einzusehen, was bekanntlich unter allen Umständen ein schwerer Sieg ist, der allerschwerste aber bei einem Publicum wie das münchener.

Daß zur Seite des Theaters eine Bogenhalle nebst entsprechenden Räumlichkeiten für einen Wintergarten gebaut wird, ist Ihnen vermuthlich schon aus den Zeitungen bekannt; der Bau ist schon ziemlich vorgeschritten und verspricht recht stattlich zu werden. Auch auf der andern Seite des Theaters ist Alles voll Leben und Arbeit; hier wird die Grundfläche für die neue Maximiliansstraße hergestellt, die bekanntlich vom Theaterplatz direct bis zur Isar führen und dem Entwurfe nach eine der prächtigsten Straßen nicht blos Münchens sondern Europas werden soll. Die Neue Pinakothek ist nahezu vollendet, ebenso die Demolirung des Botanischen Gartens, an dessen Stelle sich, wie Sie ebenfalls wissen werden, das große Industriegebäude für die im nächsten Jahre hierselbst stattfindende deutsche Industrieausstellung erheben soll. Man verspricht sich ein prachtvolles Gebäude, das der Stadt auch über die Zeit der Ausstellung hinaus zugute kommen wird, indem nach Beendigung derselben ein Theil für Treibgewächse, ein anderer zur Aufbewahrung des Herbariums, zu Hörsälen rc. benutzt werden soll. Das große eiserne Schrannengebäude, über das Sie in einer Notiz Ihres Blattes berichteten, entspricht seinem Zwecke vollkommen und gewährt namentlich an den Samstagen ein heiter bewegtes Bild. Auch verschiedene großartige Hotel-Garnis werden errichtet, Alles schon in Erwartung des Fremdenzuflusses, welchen die Industrieausstellung uns bringen soll; dieselben sollen nicht blos von einer hier sonst unerhörten Pracht sein, sondern auch von einer Theuerheit der Preise, von der man bei uns bisher ebenfalls noch keine Kenntniß hatte.

Notizen.

Nicht blos Frankreich, sondern die ganze europäische Wissenschaft hat einen unersetzlichen Verlust erlitten durch den am 2. October erfolgten Tod François Arago's. Geboren 1784 (nach andern Angaben erst 1786) in

der Nähe von Perpignan, gehörte er seit mehr als 40 Jahren zu den ersten Berühmtheiten der modernen Naturwissenschaft, die nächst Alexander von Humboldt, Arago's zärtlichstem und treuestem Freunde, keinen bekanntern und verehrtern Namen aufzuweisen hatte als ihn. Aber auch in politischer Hinsicht war Arago ein gefeierter und geliebter Name; seine Theilnahme an der Provisorischen Regierung, die den Februarereignissen zunächst folgte, ist noch in Aller Andenken. Ueber seine erstaunliche Gelehrsamkeit sowie über den riesenhaften Fleiß, mit dem er dieselbe bis an seinen Tod täglich zu vermehren trachtete, herrscht nur Eine Stimme; aber ebenso auch über die Erhabenheit und Lauterkeit seines sittlichen Charakters sowie über die Leutseligkeit, mit der er sich, sehr gegen die sonstige Eifersucht der französischen Gelehrten, jedes Mitstrebenden annahm, gleichviel ob berühmt oder unberühmt, ob Franzose oder Ausländer. Wo ein solcher Mann stirbt, entsteht eine Lücke nicht blos in der Wissenschaft, sondern auch in dem moralischen Bewußtsein der Zeit; die eine wie die andere wird es schwer halten auszufüllen, am schwersten aber die letztere, besonders in diesem Frankreich, wie es jetzt ist.

Professor Wachsmuth in Leipzig gibt eine auf drei Bände berechnete „Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit" (Braunschweig, Schwetschke und Sohn) heraus; der soeben erschienene erste Band enthält die politischen Parteiungen des Alterthums bis zum Untergang des römischen Reichs. Von F. Gerstäcker's „Reise um die Welt" (Stuttgart, Cotta) ist der dritte Band: „Die Südsee-Inseln", erschienen; ebenso der erste Band von Franz von Holbein's „Deutsches Bühnenwesen" (Wien, Wallishausser). Luise Mühlbach hat einen neuen Roman drucken lassen: „Welt und Bühne", der jedoch auf derselben Stufe künstlerischer Verwahrlosung steht, wie die übrigen neuern Schriften dieser nur allzu fruchtbaren Schriftstellerin und mit seinen gehäuften Localbeziehungen und Persönlichkeiten mehr einem Pamphlet als einem Romane gleicht. Die von F. Hebbel besorgte Gesammtausgabe von „Ernst von Feuchtersleben's Werken" (Wien, Gerold) ist vollendet und auch die von uns schon mehrfach erwähnte neue Ausgabe der „Achim von Arnim'schen und Bettina'schen Schriften" (Berlin, Arnim'scher Verlag) schreitet rasch vorwärts; die letzte Lieferung hat den Schluß der „Dolores" nebst dem dritten Theil von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" gebracht.

Der Componist Onslow, geboren 1794, ein Sprößling der bekannten englischen Adelsfamilie desselben Namens, ist Anfangs September in Clermont gestorben. Am beliebtesten waren seine zahlreichen Compositionen für Kammermusik; doch hat er auch drei Opern geschrieben, von denen die eine, „Le colporteur", im Jahre 1827 in Paris zur Aufführung gebracht und häufig und mit Beifall wiederholt worden ist.

Auf dem berliner Hoftheater ist zur Vorfeier des königlichen Geburtstags Uhland's „Ernst von Schwaben" gegeben worden: eine etwas verspätete Novität, da seit dem ersten Erscheinen des Stücks bekanntlich bis jetzt nicht weniger als 36 Jahre vergangen sind, was denn selbst für einen deutschen Dramatiker eine etwas lange Probezeit ist. Desto anerkennens-

werther ist die Aufmerksamkeit, mit der die gegenwärtige Intendanz das lang Versäumte nachgeholt hat. Der königlichen Bühne die künstlerischen Kräfte wiedergeben, welche dieselbe vor 30 Jahren besessen, hat sie freilich nicht können: und so soll die Aufführung denn mit Ausnahme der Frau Crelinger, welche als Gisela einen neuen glänzenden Beweis ihres unvergleichlichen und noch immer jugendlich kräftigen Talents gegeben, nur ziemlich mangelhaft gewesen sein. Dasselbe wird von dem Besuch des Stücks gemeldet; namentlich soll der erste Rang sich wiederum durch seine völlige Leere ausgezeichnet haben. Ob das dem classischen Charakter des Stücks oder dem politischen des Dichters gegolten, wird nicht hinzugesetzt; auch kommt es nicht darauf an, da die Thatsache in beiden Fällen gleich bezeichnend ist für die sogenannte „höhere" Gesellschaft der „Metropole der Intelligenz".

Während Shakspeare's „Sommernachtstraum" bei uns seit nun beinahe zehn Jahren eines der verbreitetsten und beliebtesten Bühnenstücke ist, hatte man sich bisher in England vergeblich bemüht, dasselbe auf den Bretern zu erhalten. Erst ganz kürzlich ist dem kleinen Sadler's-Wells-Theater in London der oft gescheiterte Versuch geglückt; das Stück findet auf einmal großen Beifall und versammelt Abend für Abend ein zahlreiches und dankbares Publicum. Doch sollen die Beifallsbezeigungen desselben weniger dem Stück als der überaus prächtigen und geschmackvollen Ausstattung gelten: also ganz derselbe Fall wie mit Byron's „Sardanapal", der vor einigen Monaten in Covent-Garden zur Aufführung kam und ebenfalls lediglich durch die Pracht der Decorationen ꝛc. zum Kassenstück wurde.

Eine überaus werthvolle Bereicherung hat unsere poetische Literatur durch die soeben erschienenen: „Gedichte von Alfred Tennyson. Uebersetzt von W. Hertzberg" (Dessau, Katz) erfahren. Der Bearbeiter, der sich früher schon durch einige vortreffliche Uebersetzungen aus den Alten, insbesondere durch seinen 1839 erschienenen „Properz" einen sehr geachteten Namen gegründet, hat in diesen Uebertragungen eine poetische Empfänglichkeit und technische Virtuosität bewiesen, die ihn den ersten Meistern dieses Fachs an die Seite setzt. Doch verdient das auch äußerlich höchst geschmackvoll ausgestattete Büchlein eine eingehendere Würdigung und begnügen wir uns daher, an dieser Stelle nur die Aufmerksamkeit unserer Leser im Allgemeinen darauf hinzulenken.

George Sand läßt am Odeon-Theater ein neues Stück „Mauprat" einstudiren; der Stoff ist dem gleichnamigen Roman der Dichterin, bekanntlich einem ihrer gediegensten und großartigsten Werke, entnommen. Proudhon hat in Brüssel eine „Philosophie du progrès" herausgegeben, die jedoch in Frankreich sofort bei ihrem Erscheinen verboten worden sein soll.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 45.** 3. November 1853.

Gutzkow's „Philipp und Perez".

Dresden, Mitte October.

In dem soeben erschienenen zweiten Bande seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert" sagt Julian Schmidt: der neueste Versuch Gutzkow's im großen historischen Drama, Antonio Perez, sei schon wegen des unerhörten, ganz unverständlichen Schwulstes seiner Sprache als gänzlich mislungen zu bezeichnen. Diese allgemeine Verurtheilung detaillirt der Feuilletonist der „Freimüthigen Sachsen-Zeitung"; er findet in dem gedachten Trauerspiel alle Fehler Gutzkow's in hohem Grade vereinigt, („flache und schlechte Geschichtserzählung", „unzähliges Nebenwerk", „durchgehende Schlechtigkeit und sittliche Verkommenheit" der Charaktere u. s. w.) und vermißt schließlich in demselben eigentlich nur ein Ballet. Im strengen Gegensatz hierzu berichtete ein sehr überschwänglicher Enthusiasmus aus München über die großartige, tief bedeutsame neueste Arbeit des Dichters der „Ritter vom Geiste", während bei uns in Dresden sogar ein sehr besonnener, durch die Schärfe seiner Kritik bekannter Kunstrichter urtheilt, es könne um einiger großer Scenen willen das Drama „Philipp und Perez", dieses gedankenreiche, concis gearbeitete Werk, niemals zu Grunde gehen, da man einzelne Momente zu den classischen Meister-

stellen in unserer Literatur zählen müsse. Das „Deutsche Museum" hat der schriftstellerischen Thätigkeit Gutzkow's stets die Aufmerksamkeit zugewendet, welche ein so vielseitig wirkender, hervorragender Geist für sich in Anspruch nehmen darf; es erfüllt gegen seine Leser nicht minder wie gegen den Dichter eine Pflicht, wenn es zwischen so widerspruchsvollen Meinungen gleichfalls sein Votum abgibt, ein motivirtes, unbefangenes Urtheil, das nur an die Sache, nicht an des Autors Vergangenheit, nicht an seine politische gute oder schlechte Gesinnung, nicht an seine Person, ja nicht einmal daran denkt, daß eben dieser Autor selbst ein Mitarbeiter des „Deutschen Museum" ist.

Treten wir vor den sich aufrollenden Vorhang. Unter den Fenstern der Fürstin Eboli, der Geliebten Philipp's II., findet sich bei nächtlicher Weile ein Pächter der Fürstin, Juan de Meza, auf Befehl seiner Gebieterin ein und gerade zu rechter Zeit, um eine aus dem Schloß tretende Maske vor dem Angriff eines die allmächtige Favoritin anbetenden, eifersüchtigen Pagen, der mit einem Freunde im Hinterhalt gesteckt hat, zu schützen. Die Maske, die bei dem Rencontre einen Handschuh verliert, ist der bekannte unglückliche Minister Antonio Perez, der ehemalige Herr seines Herrn, der Geliebte der Eboli, ein von Zweifeln und den Sorgen der Herrschsucht gequälter Mann, der im Geiste bald von seinem Schwager Escovedo sich schon gestürzt sieht, bald sich tröstet, die Sage seines Falls sei nur ein von Kammerdienern erfundenes Märchen. Seine Reflexionen, die nicht eben den Stempel der Größe an sich tragen, werden durch den Besuch eines castilischen Edelmanns unterbrochen. Perez' Rival in der Gunst des Königs, Escovedo, hat dem Pelajo einst sein Kind entführt; der also verletzte greise Ritter ist zwar im Herzen, nicht aber in seinem Namen versöhnt und kommt, Escovedo zum Zweikampf zu fodern; Perez soll Zeuge sein. Dieser bebt zunächst vor einem solchen Gedanken zurück; als aber gleich darauf die Fürstin Eboli dem rathlosen Minister enthüllt, sein Schwager Escovedo müsse sterben und Juan de Meza, der von ihr gedungene, zuverlässige Mörder, sei an Ort und Stelle, da erfleht Perez von der Fürstin einen dreitägigen Waffenstillstand und sendet eilende Boten zu Pelajo, daß er ihm Zeuge sein wolle. Vor dem Thron des Königs steht Perez wie ein Schatten seiner ehemaligen Macht. Mit süßem Wort redet Philipp von Escovedo, dem Gesandten seines „vielgeliebten" Halbbruders Don Juan von Oestreich; Perez bittet selbst um seine Entlassung, allein sein Herr spricht das bedeutungsvolle Wort: „Man scheidet nicht von Philipp", und verhüllt Jedermann seine wahren Absichten und Pläne. Des ersten Ministers Misgeschick gibt dem Secretär Vasquez den Muth, gegen diesen zu intriguiren; er liebt die Gattin Perez', Juana, und hat er-

späht, daß zwischen Perez und der Eboli heimlich vertrauter Umgang stattfindet. Der an der Terrasse vor dem Schloß aufgefundene Handschuh ist ihm dessen Zeuge; außerdem weiß er, daß die Fürstin in einem Kästchen Scripturen aufbewahrt, die sich auf ihr Verhältniß zu Perez beziehen. Vasquez sucht sich mit dem neuen Stern Escovedo zu befreunden; Letzterer aber denkt nur an die Heimkehr zu Don Juan und den Kampf mit Pelajo, der ihr vorhergehen muß. Auf einem Maskenfest der Fürstin Eboli findet das Zusammentreffen Beider statt; es beginnt mit Schwerterklirren und endet mit einer Versöhnung. Jetzt ist der Augenblick des Handelns für die Eboli und Perez gekommen; Juan de Meza tritt mit dem Mordinstrumente auf seinen Posten. Nach der getroffenen Verabredung soll Escovedo fallen, wenn Perez ein rothes Tuch aus dem Fenster wehen läßt; ein weißes Tuch kündet dem Mörder, daß er den empfangenen Lohn nicht erst zu verdienen brauche. Inzwischen hält Escovedo nichts mehr zurück, Philipp gibt ihm die Abschiedsaudienz. Zum ersten mal tritt der Charakter des Königs den Zuschauern mit ganzer Klarheit vor die Seele: Philipp hält Don Juan für einen Verräther und Escovedo ist dieses Verräthers „ganze Macht, sein Rüstzeug, Fußvolk, Reiter, Heer und Flotte". Er will den Gesandten deshalb an seinem Hofe zurückhalten, an seine Person fesseln; er malt demselben, mit der Beredtsamkeit eines Tyrannen, das Glück, Minister Philipp's II. zu sein und bietet ihm die ganze Allmacht der Majestät. Aber Escovedo bleibt fest, selbst dem Zorn des Königs gegenüber. Dieser Fall war vorgesehen: „uns Könige verschmäht man nicht". Ein eigenhändiges königliches Handbillet beauftragt Perez, seinen Schwager ermorden zu lassen; das Schlachtopfer siegelt selbst den Todesbefehl; Escovedo trägt nur Ein Losungswort im Herzen: „aus Spanien". Die Kunde von des Schwagers naher Abreise setzt Perez in solches Entzücken, daß er das Weihnachtslied „Ehre sei Gott in der Höhe" in jubelnden Versen variirt, Escovedo versöhnt an seine Brust drückt und das weiße Tuch zum Zeichen des Friedens wehen läßt. Da bringt ein Diener des Königs Befehl: Perez bricht vor Schmerz mit dem Rufe zusammen: „Barmherz'ger Himmel!" und Escovedo — stirbt. Juana, ihre Kinder, die Vengadoren schwören Rache um diese Missethat, Perez tröstet sich mit dem „grauenvollen Muß der Politik; denn Briefe fand man, daß er schuldig war". Inzwischen bringt Juan de Meza das goldene Ordenskreuz Escovedo's dem Perez zur Auslösung; Juana findet dasselbe und ahnt die Schuld ihres Gatten. Große Scene, in der Perez trotzig bekennt, „die That sei ein". Hiervon hat durch die aufgegriffenen Banditen auch das Volk Kunde erhalten: „Vengador will ganz Madrid nun sein und fodert

Rache". Truppen schützen Perez vor der Wuth der Menge; er will zum König, aber ehe er geht, sucht er Rechtfertigung vor seiner Gattin. Er erinnert sie an die Allgewalt des königlichen Willens, dem Spanier gegenüber: „Moses ist ihm, Sinai — sein König" . . . . „Des Throns Gesetze hängen in Wolkenhöhe, nicht in Menschenbrust"; Juana sieht den Befehl des Königs und — ist versöhnt. Ihr Bruder, sagt sie sich, werde in den Niederlanden gegen Perez nicht anders gehandelt haben — „den Himmel seh' ich öffnen sich, mein Bruder blickt aus den Wolken u. s. w.". Vengadoren und Volk wüthen indessen; sie erzwingen die Verhaftung des ersten Ministers beim König, welcher Perez verspricht, er werde ihn von „seinen" Richtern richten lassen. Der Aufruhr hat Philipp überrascht, die Fürstin Eboli soll ihm rathen. Auch diese aber verzagt an ihrem Stern; obgleich Bote um Bote sie zum König rufen, zögert sie, läßt sich ein Stück Lebensgeschichte ihres Pagen erzählen, bereitet ihre Flucht vor; erst dann rafft sie ihre Kraft zusammen und tritt vor den König. In diesem wird der Gedanke wach, es könne der Mord Escovedo's von der Fürstin eher beschlossen worden sein als von ihm selbst: „sie fürchtete sein Bleiben, ich sein Gehn; sie schrieb sein Urtheil früher als ich selbst". Dieser Gedanke reizt den Tyrannen; seine Erbitterung aber wird Haß gegen die Eboli und Perez, als Vasquez dem König jenes Kästchen mit der Correspondenz zwischen seinem Minister und seiner Geliebten, in das Vasquez zuvor ein Medaillon, ein Portrait Antonio's, gelegt hat, übergibt. Da tritt vor den eifersüchtigen Fürsten Juana mit der Bitte um Befreiung des Gatten; Inquisition und Folter werden ihr versprochen. Im Uebermaß des Schmerzes bezeichnet sie Philipp als Escovedo's Mörder; sie soll dafür den Kerker Perez' theilen und vorher dessen Untreue erfahren. Perez aber hofft noch immer auf den König; die Eboli, in der Kleidung eines Offiziers, enttäuscht ihn und will ihn befreien. Doch die erwachte Liebe für Juana hält ihn zurück, er spricht das Bekenntniß aus, daß seine Liebe für die Fürstin nur die Heuchelei des Politikers gewesen sei. Juana, die inzwischen in den Kerker getreten ist, beschwört die Fürstin, sie möge den Gatten „für sich retten": allein „die Geschenke des übermüth'gen Reichthums muß die Armuth der Fürstin Eboli verschmähn". Sie flieht allein, zu Perez aber treten die Richter und — die Folterknechte, während Juana in Ohnmacht fällt, und Perez sich zu dem Ausruf ermannt: „Mit meinem Weib versöhnt — mögt Ihr dem König sagen — hätt' ich den Muth, auch das von ihm zu tragen." — Im Volk verlautet inzwischen die Nachricht, Perez sei unschuldig; die Empörung bricht mit aller Macht aus, Perez entflieht aus dem Gefängniß, Juana fällt im Aufstand, ebenso Pelajo. Die Sehnsucht nach Juana aber treibt Perez mitten unter die siegen-

den Truppen zurück; er findet seine Frau todt, tritt dem König gegenüber, bekennt sich als Escovedo's Mörder und verbrennt Philipp's Mordbefehl: „Ob ganz, ob dreigetheilt, ob halb die Schuld, die Sühne bleibt im Ganzen." Es ist die Blütezeit der Despotie, welche die Cortes beseitigt und die Volksrechte vernichtet, gekommen. Auf Alba stützt sich der Alleinherrscher; nur Eine Freude ist ihm geblieben, der Zuruf der Truppen, der den Absolutismus verherrlicht, und Eine Hoffnung — das Gebet. „Gott sei dem Sünder gnädig" — sagte mein Nachbar, als der Vorhang fiel.

Diese Skizze, in der bei der Massenhaftigkeit des Stoffes die Charakterisirung der einzelnen Personen nur nothdürftig angedeutet werden konnte, wird dem Leser genügenden Anhalt für die Erkenntniß geben, daß „Philipp und Perez" ein tadelloses dramatisches Meisterwerk nicht ist, auch im Erfolg, im objectiven Resultat einen wesentlichen Fortschritt des Dichters nicht enthält. Nicht minder aber wird aus derselben ersichtlich sein, daß in dem Drama große Intentionen nach Ausdruck und Verwirklichung ringen, daß im Vorwurf, im Plan, in Dem, was Gutzkow erstrebte, wirklich ein Fortschritt vorhanden ist, und daß ungeachtet der Mängel seiner Arbeit doch noch als Rest eine Summe von Vorzügen übrig bleibt, die seinem Werk theilnehmende Beachtung zuwenden und die auch die Gegner desselben an jedem andern Stück gewiß mit Beifall hervorheben würden.

Im Grundbau des Stücks tritt als erster Mangel die Ungleichheit der angesponnenen Fäden der Handlung hervor. In den großen, dramatisch unstreitig wirksamen Stoff laufen von Anfang bis Ende die kleinen Intriguen eines verliebten Pagen und eines heimtückischen Staatssecretärs unter. Diese aber heben die Höhepunkte der Handlung nicht heraus, sondern nivelliren sie, ziehen sie zu sich herab; sie verflachen das Interesse, weil der Zuschauer auf Maskenrencontres, verlorene Handschuhe und dergleichen Dinge seine ganze Aufmerksamkeit in der Erwartung hinwendet, sie seien wichtige, unentbehrliche Vorbereitungen der Entwickelung, und zuletzt dann doch einsieht, daß die Bedeutung dieser kleinen Hülfsmittel in keinem Verhältniß zu der Umständlichkeit steht, mit der sie uns geboten werden. Wozu liebt der Page die Fürstin Eboli? Nicht das geringste dramatische Interesse knüpft sich an diese Episode. Im vierten Act drängt der natürliche Verlauf der Handlung mit Allmacht vorwärts; statt dessen übt der Dichter am gewiß unrechten Platze die Kunst des Retardirens und läßt seinen Pagen Ergüsse von Treue und Leidenschaft vortragen. Mit Vasquez ist es nicht anders. Von seiner Auffspürerei, seiner Liebe zu Juana, seinem Misbrauch des Vengadorenrechts erfahren wir zu viel; es hätte ein kürzerer Weg gefunden werden müssen, um den König über das Verhält-

niß seiner Geliebten zu Perez zu unterrichten. Die Duellscene mit Pelajo ist nicht minder entbehrlich; die in ihrem Verlauf angedeutete Charakteristik Perez', der von dem Duell vielleicht gehofft hatte, es werde ihm ein Verbrechen ersparen, ließ sich anderweit ersetzen. Erst nach Beseitigung solchen entbehrlichen Nebenwerkes kann die Größe des weltgeschichtlichen Stoffes ohne Störung und Hemmung wirken, erst dann haben wir Eine Handlung vor uns, deren Verlauf die Aufmerksamkeit ausschließlich und ungetheilt festhält. Die klare, verständige und verständliche Exposition ist ein Hauptvorzug im „Uriel Acosta" und mit wie wenig Glück sich der Dichter davon entfernen darf, das hat er schon an seinem „Jürgen Wullenweber" erlebt. Dem gerügten Mangel aber ist in „Philipp und Perez" ohne erhebliche Schwierigkeit abzuhelfen; ein so mühevolles Werk, in dem das Streben und die ganze Kraft des Dichters so sichtlich sich concentrirt hat, verdiente auch einen zweckmäßigen Umguß, der ihm den Weg über andere deutsche Bühnen ebnen würde. — Schwieriger wäre ein anderer Uebelstand zu beseitigen, den ich indeß weniger hoch anschlage und auch bei ihm läßt sich durch Umarbeitung der Abschiedsaudienzscene wenigstens nachhelfen. Der Angelpunkt des Stücks ist der Mord Escovedo's, nicht blos ein Mord, dessen Opfer gleichgültig ist. In jeder Scene bezieht sich die Handlung und der Dialog auf Juana's Bruder, seine Persönlichkeit ist also zu betonen, sie muß dem Zuschauer etwas gelten. Allein — was ist dem Publicum der Gesandte Don Juan's von Oestreich, dessen Hosen- und Aermelpuffen die Fürstin Eboli verspottet und dessen unsichtbare Talente König Philipp so überschwänglich rühmt? Man erfährt über denselben nicht viel mehr, als daß er Manuela, Pelajo's Kind, entführt hat, Juana's Bruder ist, die Cortesverfassung nicht sonderlich liebt und sich nach seiner zweiten Heimat, den Niederlanden, und seinem Gebieter Don Juan sehnt. Als Vasquez ihn vom Duell mit Pelajo zurückhalten will und ihn daran erinnert, was die Welt von ihm noch zu fodern habe, antwortet er: „Verwenden darf der Mensch ans Allgemeine von seinem Leben nur die Athemzüge, die die besond're Pflicht ihm übrig läßt"; vor Philipp athmet seine Rede nicht das Bewußtsein und die Hoheit, ja nicht einmal die Schlauheit des Staatsmanns, die wir voraussetzen müssen. So bleibt Escovedo dem Zuschauer ein Name, er wird nicht zur ausgeprägten Persönlichkeit, an den die Theilnahme sich anhalten kann und was ihm selbst, das geht mittelbar in unserm Herzen dem ganzen Stück an unserm Interesse verloren. — Als eigentlicher Held der Handlung, als tragischer Charakter ist Antonio Perez eingeführt; ihm gegenüber findet sich der Beschauer am meisten in Verlegenheit. Er ist von Anfang an ein unglücklicher Mann und doch gewinnt er nicht leicht einen wahren,

warmen Antheil. Seinem Handeln fehlt ein klar ausgesprochenes Ziel, das des Politikers würdig wäre; er ist ehrgeizig und herrschsüchtig, aber dabei schwankend, ohne den Halt eines großen Gedankens, ohne die Qual einer noch ungelösten und unlösbar gewordenen Lebensaufgabe. Sein Egoismus ist der persönlichste, den man sich denken kann: er will die Macht behaupten, weil es ihm unangenehm ist, nicht mehr Minister Philipp's II. sein zu sollen. Die Entschlossenheit und Kühnheit des Ehrgeizes ist ihm fern, ebenso aber auch die Festigkeit des Entschlusses; er wird auf allen Gassen ausschreien, daß Fürstin Eboli den Escovedo ermorden ließ, und — eine kleine Geduld — im zweiten Act sieht er, wenngleich mit schwerem Herzen, das Muß jenes Mordes ein, falls Escovedo's Bleiben ihm selbst Gefahr drohen sollte. Zwar sühnt Perez später seine Schuld durch so harte Prüfung, wie sie nur irgend über eines Menschen Haupt hereinbrechen kann; aber die Kälte, die uns aus seinem Charakter anfröstelt, behauptet sich bis an die Bahre Juana's. Perez' Sühne rührt, aber sie befriedigt nicht, der Beschauer richtet härter als die poetische Gerechtigkeit des Dichters. Juana ist eine heißblütige, liebenswürdige Spanierin mit einem Anflug von Heroismus, der nur zu pathetisch ist. An ihr hat sich Gutzkow mit einem Wagniß in der Charaktermalerei versucht, zu dessen Rechtfertigung er sich auf die historisch-nationale Färbung berufen kann; die Wirkung desselben ist trotzdem nicht günstig, indem das specifische spanische Heldenthum im dritten Act als eine Härte erscheint, die wir nicht verstehen und die uns deshalb zurückstößt. Juana haßt Perez, als Vengadorin steht sie vor dem schuldbewußten Gatten. Als dieser aber ihr des Königs Befehl zeigt, schmilzt nicht nur ihr Haß — das ließe sich erklären, denn sie muß in Perez nun ein Opfer der Tyrannei Philipp's sehen — nein, sie ist wahr und wirklich versöhnt, sie ist neu geboren, sie schwelgt im Gefühl, daß der Mord nicht Perez' eigene Schuld sei. Sie fragt nicht einmal nach dem Warum des Todes und Perez streut in ihre verzückte Vision, in der sie das verzeihende Antlitz des gemordeten Bruders sieht, nur die Bemerkung ein: „Nothwendig war sein Tod um Spanien". Mitleid durfte Juana fühlen für Perez: allein an Escovedo's Sarg konnte in dem Herzen einer Schwester, die menschlich fühlt, solch Entzücken nicht Raum finden, wie Juana es ausspricht.

Doch mischen sich in diese Mängel an einzelnen Stellen auch wieder vorzügliche dichterische Schönheiten; wir rechnen dazu namentlich die Zeichnung des Königs und der Fürstin Eboli, sowie die Darstellung des Lebens am spanischen Hofe. In Philipp's Heuchelei ist Consequenz, in seinen Tyrannenmitteln Muth, ja selbst in seiner Niedrigkeit etwas von historischer Größe ausgeprägt. Die Tyrannen werden auf dem Theater sehr leicht Caricaturen; es ist ein Zeichen seltener Kunst, wenn

Gutzkow für seinen Philipp stärkere Farben, grellere Nuancen verbrauchte, als man bei solchen Charakteren auf der Bühne zu sehen gewohnt ist und dennoch von seiner Schöpfung den Eindruck der Uebertreibung fern hält. Die Eboli, nicht die Lautenschlägerin Schiller's, nicht das „edle, seelenvolle Mädchen", sondern das ränkevolle, begehrliche, herrschsüchtige Weib, das einen Thron besteigen will, trägt die Spuren derselben Kunst an sich; in der Ausmalung des Hoflebens aber waltet jenes feinberechnende Talent, welches Gutzkow namentlich bei der Abspiegelung von Zeitsünden so oft bewährt hat. In der sprachlichen Ausführung wären einige schwülstige Bilder auszuscheiden (Perez sieht in der Nachtkerze das „Bild des überlebten Staatsmanns" und Juana ist im dritten Act Niobe, im vierten Hagar, „Ismael ist dieses Herz" ꝛc.). Nicht minder stören bisweilen Sentenzen, wie: „Des Staatsmanns erste Kunst ist wachen können", „Sklave des Rechts zu sein, demüthigt oft die Krone, Erhöhung gibt, ein Sklave sein der Pflicht", oder Wendungen wie Juana's auf ihre Kinder bezügliche Frage: „Wird nicht ihr Lächeln, das dem Vater glich, mich stets erinnern — an zermalmte Jugend?" Im Uebrigen ist die Sprache im Stil der großen Tragödie gehalten und der iambische Vers klangvoll gehandhabt.

Besonders erfreulich ist endlich die Durcharbeitung der letzten Scene des Stücks, welche die Handlung vollständiger als in einer frühern Arbeit Gutzkow's zum Abschluß führt. Der siegreiche Philipp, dem Alba's Degen die Unumschränktheit der königlichen Gewalt erkämpft hat, schmeichelt seinem an der Leiche Juana's verzweifelnden und doch an der Liebe zu ihr und dem Rest seines bessern Ich sich wieder aufrichtenden Staatsminister, es klingt durch seine Rede etwas wie Theilnahme: allein diese Stimmung ist nur die Laune der Macht, vielleicht kluge Berechnung, gewiß nicht menschliche Regung. Das Lächeln der Gnade ist die letzte Prüfung, die Perez zu überwinden hat. Ihr schimmernder Widerschein, selbst wenn er mehr als eine Lockung der Sinne wäre, blendet aber den Schwerschuldigen nicht mehr; die Selbsterkenntniß ist in ihm zu mächtig geworden, als daß nicht jeder Gedanke seiner Seele von dem Bedürfniß nach Sühne der großen sittlichen Verirrungen durchdrungen und sein sonst leicht bewegliches Herz wider irdische Versuchung gestählt sein sollte. Perez ist nicht groß genug gedacht und dargestellt, um in seinem Untergange erhaben scheinen zu können: aber das Selbstgericht, das er übt, nicht blos mit der Miene demuthsvoller Unterwerfung unter das Schicksal, sondern mit dem Muth eines freien Entschlusses, zeigt in ihm doch eine Wiedererhebung des moralischen Gefühls, deren weder ein Feigling noch ein Tyrann fähig ist. Der Triumph Philipp's überschattet nicht, sondern hebt den Untergang des Ministers; träte die Freiheit Perez' noch schärfer hervor, wäre dem

Zuschauer jeder Zweifel an der Unabhängigkeit seines Entschlusses und an der nothwendigen Herausbildung desselben aus seiner sittlichen Wiedergeburt genommen, so würde seine Sühne noch eindringlicher und versöhnlicher wirken. Dem Siege des Königs dagegen beim Fallen des Vorhangs fehlt die rechte, bestimmte Farbe nicht, die stumme Sprache der Situation läßt sich nicht misverstehen.

Soweit unser Urtheil; wir haben dasselbe bei der wiederholten Vorführung des Drama bestätigt gefunden und es hier mit der Einfachheit und Offenheit ausgesprochen, die wir der Sache wie dem Orte schuldig zu sein glauben. Des Dichters Werk enthält (um es noch ein mal zusammenzufassen) einzelne echte und unvergängliche Schönheiten, während auch seine zum Theil sehr wesentlichen Mängel uns nicht in der Ueberzeugung stören können, daß für Gutzkow's bevorzugtes Talent noch ein Ehrenkranz grüne, den ihm die Zeitgenossen darreichen dürfen ohne Vorbehalt.

Der Gesundheitszustand im Mittelalter.

Eine culturgeschichtliche Betrachtung.

Von

Karl Seifart.

Daß das Mittelalter in geistiger wie sittlicher Beziehung unserm gegenwärtigen Zeitalter außerordentlich nachsteht, wird so leicht Niemand leugnen, der einer unbefangenen Geschichtsbetrachtung überhaupt noch fähig ist. Um so verbreiteter ist selbst bei vorurtheilsfreien Beurtheilern die Ansicht, als ob das Mittelalter wenigstens in physischer Hinsicht das moderne Geschlecht beiweitem übertroffen habe; durch weiland burschenschaftliche Phantasien und Stolberg-Fouqué'sche Dichtungen genährt, hat die Vorstellung von der riesigen Kraft, dem Heldenmuth und den unverdorbenen Säften unserer keuschen Vorfahren sich dermaßen verbreitet und so tiefe Wurzeln in der allgemeinen Ueberzeugung geschlagen, daß auch übrigens nüchterne und scharfe Köpfe doch wenigstens in diesem Punkte die Herrlichkeit des Mittelalters nicht zu bezweifeln wagen; wie denn sogar ein bekannter eifriger Antiromantiker es öffentlich aussprechen konnte, daß es „gerade den niedrigen Standpunkt der mittelalterlichen Völker bezeichne, daß sie sich durch thierische Verdauung und bestiale Kraft vor den Völkern der Neuzeit ausgezeichnet hätten".

Wenn ich dagegen nun im Folgenden darzuthun versuche, daß es auch mit dieser Vorstellung von einer größern Gesundheit und Körperkraft

des Mittelalters nicht besser bestellt ist als mit den übrigen Vorzügen, die man dieser Epoche nachrühmt, weniger um sie zu erheben als um die Gegenwart herabzusetzen, und daß auch sie alles historischen Grundes entbehrt, so hat das allerdings seine Schwierigkeiten, die ich selbst sehr wohl fühle: aber nicht wegen Mangels an Beweisen, sondern umgekehrt wegen der Ueberfülle derselben, sodaß eine Auswahl und Beschränkung derselben, wie sie dieser Zeitschrift angemessen, in der That keine leichte Aufgabe bleibt.

Sehen wir zuerst, worauf das Vorurtheil von einer bessern physischen Beschaffenheit unserer Vorfahren sich hauptsächlich gründet. Die Meisten glauben, daß ein Geschlecht, das in so unausgesetztem Kriege gelebt und einen so außerordentlichen Kraftaufwand zur Bewältigung des uncultivirtern Bodens nöthig gehabt hat, sich nothwendig auch einer größern Körperkraft und einer festern Gesundheit erfreut haben muß; diese Kraft aber und diese Gesundheit glaubt man wieder nicht besser ableiten zu können als aus dem keuschern und maßvollern Leben, das die Deutschen im Mittelalter geführt haben sollen. Nun läßt sich dagegen oder doch gegen die Ausdehnung, die man diesem Schlusse zu geben beliebt, sofort die Thatsache anführen, daß die kräftigenden Waffenübungen, welche das Kriegs- und Fehdewesen jener Zeit erfoderte, nur den kleinsten Theil der germanisch-romanischen Nationen betrafen, nämlich vorzugsweise nur die vornehmen Stände, die Ritter oder Adeligen, die ihr adeliges Privilegium eben dieser Wehrhaftigkeit verdankten. Aber auch in dieser bevorzugten Kriegerkaste war keineswegs jeder Ritter ein Löwenherz oder du Guesclin, sondern auch hier gab es Feige und Schwachherzige so gut wie überall und zu allen Zeiten. Die Klage darüber ist im Mittelalter selbst nichts weniger als selten; schon der edle Volker warnt: „ez heizent allez degene unt sint geliche niht gemuot", und der Chronist spottet sehr unverhohlen über die Schwächlinge und Feigen, die, wie er sich ausdrückt, ihre Pferde beluden „non ferro sed vino, non lanceis sed caseis, non ensibus sed utribus" ꝛc.

Andererseits jedoch war auch gerade dieser fortwährende Kriegszustand mit seinen Verwundungen und Strapazen, wie wir unten noch ausführlicher sehen werden, im Gegentheil ein sehr großes Hinderniß des körperlichen Wohlbefindens und mindestens ebenso groß als die allzu schwere Arbeit der Landbebauer oder jede andere übermäßige und unausgesetzte Anstrengung, von der es ja hinlänglich bekannt und durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt ist, daß sie den Körper nicht stärkt sondern vielmehr abspannt und schwächt, gleichviel ob sie nun in Holzhacken und Pflügen oder in Reiten oder Fechten oder auch in Jagen und Tanzen, Schreiben und Lesen besteht. Was aber die gerühmte Keuschheit und Enthaltsamkeit betrifft, durch die man die vermeint-

liche Gesundheit und Stärke des Mittelalters hat erklären wollen, so mag hier vorläufig das Wort eines großen Kenners und hochromantischen Verehrers des Mittelalters und seiner Herrlichkeiten genügen, nämlich des de la Curne de St.-Palaye, welcher wörtlich sagt, daß man „niemals verderbtere Sitten gesehen als in den Zeiten unserer Ritter, noch waren die Ausschweifungen in der Liebe jemals allgemeiner".

Fragen wir aber ferner die Geschichte der Arzneikunde, holen wir uns Rath in den Schriften gelehrter Fachmänner, so finden wir da als einen Grundsatz aufgestellt und durch eine reiche Fülle historischer Thatsachen bewiesen, daß „mit der Zunahme und Ausbreitung der Cultur auch die Gesundheitsverhältnisse der Staaten und Völker eine wesentliche Verbesserung erfahren; die Krankheiten nehmen stets mehr an Menge und Stärke ab und jeder Fortschritt auf der Bahn der Erkenntniß und Gesittung wirkt wohlthätig auf das ganze leibliche Dasein des Geschlechts zurück". So wörtlich Marx in seiner vortrefflichen Schrift: „Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation" (Göttingen 1846). Schon hieraus läßt sich schließen, wie es in Wahrheit um die Gesundheitsverhältnisse des Mittelalters bestellt gewesen, von dem doch selbst der eingefleischteste Romantiker nicht behaupten wird, daß es unserer Zeit an Bildung gleich gestanden (und wie könnte er auch, da Bildung und Aufklärung ihm ja eben das böse Princip sind, die Wurzel alles Elends, mit dem der Herr unsere entarteten Zeiten züchtigt?!): nämlich gerade umgekehrt, wie man gewöhnlich glaubt. Statt der allgemeinen Salubrität förderlich zu sein, mußte das Mittelalter derselben im Gegentheil Hindernisse in den Weg legen, die in seinem allgemeinen Charakter begründet waren und die sich auch jetzt nachträglich nicht wegdisputiren lassen. Ich führe zunächst diejenigen an, die durch die zunehmende Civilisation nothwendig beseitigt werden mußten. Die Cultivirung des Bodens in den waldigen und sumpfigen germanischen und slawischen Gebieten ging im Mittelalter nur sehr langsam vor sich. Was die Klöster für die Förderung der Agricultur thaten, war beiweitem nicht ausreichend, wie denn schon vom Ritter von Lang und Andern umständlich nachgewiesen ist, daß die Verdienste der Klöster um Cultivirung des Bodens in der Regel überschätzt worden sind, und zwar in demselben Maße wie ihre Thätigkeit für Erhaltung der classischen Schriften, die auch lange nicht so groß gewesen, als man sich gewöhnlich vorstellt. Noch bis in das spätere Mittelalter waren große Länderstrecken, wo uns heute blühende Ortschaften und Saatfelder entgegenwinken, mit dichten Waldungen bedeckt, die eine größere, der Gesundheit sehr nachtheilige Feuchtigkeit und Kälte unterhielten. Die wild dahinschießenden, durch keine Uferbaukunst gezügelten Flüsse nährten fortwährend die ausgedehnten Sümpfe und

Bäche, welche das verderbliche Sumpfmiasma erzeugten und verbreiteten. Noch jetzt weiß fast jede Stadt von Straßen und Plätzen zu erzählen, die ehemals ein unwirthlicher Sumpf, „palus horrifica", gewesen, während sie jetzt mit prangenden Gärten und stattlichen Gebäuden bedeckt sind.

Das feuchte, kalte Klima, die mangelhafte Agricultur und der beständige Kriegszustand mit seinen verwüstenden Fehden stand nun aber auch ferner einem gesunden und genügenden Ertrag des Bodens und somit auch einer genügenden Ernährung der Bevölkerung im Wege. Allbekannt sind die häufigen und furchtbaren Hungersnöthe, welche das Mittelalter heimsuchten und hinter deren verderblichen Folgen selbst die größten Theuerungen der neuern Zeit so weit zurückbleiben, daß man behaupten kann, sie verschwinden ganz und gar. Wie nahe aber körperliches Wohlbefinden mit zureichender Menge und gesunder Beschaffenheit der Nahrungsmittel zusammenhängt, beweist uns noch heute jeder Blick in die Sterbelisten; nach den unzweifelhaften Aussagen derselben sind die von der materiellen Noth weniger Betroffenen, die Reichen und Wohlhabenden, nicht nur im Allgemeinen gesunder als die Mangel leidenden und auf weniger nahrhafte Lebensmittel angewiesenen ärmern Classen, sondern sie erfreuen sich auch geradezu einer längern Lebensdauer. Im Mittelalter war nun aber nicht blos häufiger Mangel an Lebensmitteln, sondern derselbe ließ auch, verbunden mit der allgemeinen Roheit, der Unreinlichkeit und Ekellosigkeit nicht selten zu den widerwärtigsten und unmittelbar verderblichsten Nahrungsmitteln greifen. Namentlich gefallenes Vieh wurde häufig und fast ohne Anstoß gegessen; wir haben gewisse Beispiele, daß der Genuß von kranken und gefallenen Schweinen den im Mittelalter so verbreiteten furchtbaren Aussatz, besonders die Lepra squamosa erzeugte und beförderte. Ueberhaupt war sowol auf dem Lande als auch in den Städten eine mehr als orientalische Unreinlichkeit vorherrschend.

Vergegenwärtigen wir uns das Bild einer mittelalterlichen Stadt. Breite sich hin und wieder in Sümpfe verflachende Gräben und hohe Mauern umschließen ein Gewirr von Häusern, die sich mit ihren spitzen Giebeln über den engen labyrinthisch verschlungenen Straßen fast zusammenlehnen. Bis ins 13. Jahrhundert waren alle europäischen Städte (die maurischen in Spanien natürlich ausgenommen) ungepflastert; selbst noch bis ins 16. Jahrhundert beschränkte sich in den meisten deutschen und französischen Städten das Pflaster nur auf einige Hauptstraßen und Plätze. So waren die Straßen denn mit einem wahrhaft konstantinopolitanischen Schmuz bedeckt, der noch vermehrt wurde durch die zahlreichen vor den Thüren liegenden Düngerhaufen sowie durch das Vieh, welches sich ungehindert vor den Häusern und in den Straßen umher-

trieb. Die Friedhöfe lagen in der Regel als eigentliche Kirchhöfe in der Stadt; auch in den schon an sich feuchten und kalten Kirchen wurden Todte bestattet, wodurch diese Gebäude noch ungesunder wurden. Und da nun infolge der größern „Kirchlichkeit“ jener „guten alten Zeiten“ der Kirchenbesuch damals beiweitem zahlreicher und häufiger war als jetzt, so läßt sich unschwer ermessen, welche nachtheiligen Folgen die Gräberausdünstung der Kirchen und Kirchhöfe für die Verschlimmerung des Gesundheitszustandes gehabt haben muß. — Auch im Innern der Häuser sah es trostlos aus. Die wenigen, alles Comforts ermangelnden „Dönsen“ und „Kemenaten“ in den vom Rauch durchzogenen Häusern waren nur äußerst selten gediehlt; in den gewöhnlichen Bürger- und Bauernhäusern bestanden die Fußböden der untern Gemächer aus hartgestampfter Erde, gleich unsern Dreschtennen, und wurden wie die Ställe mit Stroh oder Schilf bestreut; nur in den obern Gemächern, wo es deren gab, sowie in den Häusern der Reichen fanden sich Estriche, die aber ebenfalls als kalt und ungesund bekannt sind. Denke man sich nun in der verderblichen Atmosphäre solcher mit schmuziger Streu bedeckten „Dönsen“ zahlreiche Familien athmend, die fettige, schmuzige, von keiner Seife gereinigte wollene „Wate“ unmittelbar auf den von keinem Leinenhemde bekleideten Leibern, und man wird das Elend unserer Proletarierwohnungen zwar noch immer entsetzlich finden und noch immer Alles thun, dasselbe zu mindern, aber wenigstens von dem bessern Zustand, der in dieser Hinsicht im Mittelalter geherrscht haben soll, wird man zu faseln aufhören.

Rechne man nun dazu noch die schon erwähnten häufigen Verwundungen und Verkrüppelungen, die überdies keineswegs blos die unvermeidliche Folge der fortwährenden Kriege und Fehden waren, sondern mindestens ebenso häufig auch durch das Gesetz und die in ihm verfügten leichtsinnigen und brutalen Leibesstrafen veranlaßt wurden. Das „Fillen“, Blenden, Abhauen der Finger, auch wol ganzer Hände, das Abschneiden der Zunge, Nase und Ohren mußte, so allgemein angewendet, wie es dazumal geschah, eine unglaubliche Menge von Krüppeln erzeugen, deren Schäden durch die höchst mangelhafte Wundarzneikunde eher verschlimmert wurden als geheilt. Möhsen erzählt von Fällen, wo Pfeilspitzen vier, zehn oder mehre Jahre sowol im Kopfe als in andern Gliedern geblieben sind, weil selbst verwundete Könige und Kriegshelden sich lieber dem Schicksal als ungeschickten Händen überlassen wollten.

Dies bringt uns auf die Frage, wie man denn nun im Mittelalter überhaupt den durch ungesundes Klima, schlechte und unzureichende Nahrungsmittel, Unreinlichkeit und Körperverletzungen hervorgerufenen,

verschlimmerten und verbreiteten Krankheiten begegnete, oder mit andern Worten, wie es um die damalige Heilkunde stand? Die Antwort, welche die Geschichte der Medicin darauf gibt, lautet ebenso deutlich wie niederschlagend. Die Leistungen der Araber ausgenommen, die allerdings für jene Zeit höchst bedeutend waren, sich aber nur auf einen kleinen Theil des Abendlandes erstreckten, lag die Heilkunde damals noch in den Windeln. Besonders waren es die Mönche, die sich der Krankenbehandlung annahmen; was aber diese von der Natur abgefallenen, meist aufs äußerste beschränkten und verdumpften Menschen in diesem Fache leisten konnten, darüber ist wol Niemand jetzt im Unklaren. Ihre liebsten Heilmittel waren, ihrer ganzen Stellung zur Welt gemäß, unnatürliche oder übernatürliche; also Gebete, Reliquien, Weihwasser, Chrisma, wächserne Herzen und Gliedmaßen; was dabei aus der Krankheit selbst wurde, war Nebensache. Wagte es ja einmal ein Mönch, von den Heilmitteln, welche der kirchliche Aberglaube gebot, absehend, den natürlichen Ursachen der Krankheit nachzuforschen und die von der Natur gebotenen Heilmittel anzuwenden, so lag ihm die Gefahr nahe, in den Verdacht der Zauberei zu kommen wie Gerbert. Nur die mönchischen Arzneischulen zu Monte-Casino und Salerno zeigen, besonders nach den Begünstigungen, die sie durch den aufgeklärten und geistesstarken, aber dafür auch sehr ketzerischen Friedrich II., den Hohenstaufen, erfuhren, einen Aufschwung zum Bessern; im Vergleich zur spätern Zeit sind jedoch auch die Leistungen dieser Schulen, hauptsächlich wegen des kirchlichen Vorurtheils gegen die Anatomie, noch immer sehr unbedeutend. Erst im 14. Jahrhundert wagte es Mundinus, seine Vorlesungen durch das Zergliedern von Leichnamen zu unterstützen; doch mußte die Section von eines „verschmähgeten Gewerks Gesellen", von einem „Baderknecht" mit dem Schermesser vorgenommen werden. Und doch blieb das dürftige Mundinus'sche Compendium die Grundlage der anatomischen Wissenschaft bis ins 16. Jahrhundert, bis auf Faloppius und Vesalius.

Auch noch einer dritten Menschenclasse begegnen wir im Mittelalter, die ebenfalls die herrschenden Krankheiten zu heilen suchte und dabei nicht minder ungeschickt und vielleicht noch betrügerischer war als jene: das waren die Zahnbrecher, die Wunderdoctoren und Theriakskrämer, die auf allen „Dulten", Kirchweihen und Wallfahrten ihre kreischende Stimme erhoben. Und nicht vergeblich, indem bei dem allgemein herrschenden Wunderglauben gerade sie das ausgebreitetste Publicum hatten.

Bei einer so elenden Beschaffenheit der Arzneiwissenschaft im Mittelalter konnte der Gesundheitszustand denn also nur höchst traurig sein. Außer den seltsamen epidemischen Rasereien und Tanzmanien,

den furchtbaren Seuchen und Pestilenzen, die bei allem Mangel an sanitätspolizeilichen Maßregeln die Menschheit decimirten, lasteten Jahrhunderte lang allgemein verbreitete und contagiöse Krankheiten der scheußlichsten Art auf der „werltsichen Christenheit". Besonders seit den Kreuzzügen, welche nicht blos die verschiedensten Krankheitsstoffe verschleppten, sondern auch die unflätigste Völlerei und Unzucht nährten, wurde der Aussatz, die „Miselsucht", zu einer allgemeinen Plage Europas. Man zählte im 13. Jahrhundert in Europa gegen 19,000 Leprosenhäuser; davon kamen auf Frankreich allein 2000. Außer diesen gab es noch, selbst bei jeder kleinern Ortschaft, ja bei jedem Dorf, eigene Hütten, „cucurbitae", welche zur Aufnahme der Unglücklichen bestimmt waren, die Gott zu einem „Scheuel vor der Welt" gemacht hatte. Dessenungeachtet waren die Sicherheitsmaßregeln gegen dies furchtbare Uebel sehr unzureichend; von Land zu Land, theils durch Kriegszüge „roßgrindiger Heere", theils und ganz besonders durch die häufigen und großartigen Wallfahrten wurde der Aussatz nebst andern ekelhaften Krankheiten verschleppt und verbreitet, bis dann im 15. Jahrhundert die Lustseuche auftritt, anfänglich ebenfalls in furchtbarer Gestalt, und sich damit eine merkliche Abnahme des Aussatzes zeigt, dessen Stelle sie gewissermaßen eingenommen zu haben scheint. Auch die Ruhr war im Mittelalter eine überaus häufige und tödtliche Krankheit, ebenso das Fieber, gegen welches erst die Neuzeit durch Anwendung der Fieberrinde eine erfolgreiche Waffe gewonnen hat. Rücksichtlich unsers „skrophulösen Gesindels" bemerke ich noch aus der oberangeführten Schrift von Marx, daß „die Skropheln in unserer Zeit eher im Abnehmen als Zunehmen begriffen sind, wozu neben der sorgfältigern Cultur der Haut auch die größere Rücksicht auf die Schleimhäute des Darmkanals beiträgt, welche durch die zunehmende Wohlfeilheit leicht verdaulicher Nahrungsmittel erleichtert wird".

Und wie in diesem einzelnen Fall, so verdankt der jetzt lebende gesundere und kräftigere Menschenschlag, der einer stetigen physischen und moralischen Vervollkommnung entgegengeht, dieses sein gesicherteres Wohlsein nicht blos dem außerordentlichen Aufschwung, den die Heilkunde in neuerer Zeit, besonders in dem unsern Romantikern so verhaßten 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Flachheit und Aufklärung, genommen, sondern überhaupt der zunehmenden Bildung und Humanität, die wir ebenfalls wieder hauptsächlich dem 18. Jahrhundert schulden. „Kein Zeitalter — sagt Kurt Sprengel, der mit universeller Gelehrsamkeit die Geschichte der Arzneikunde aller Zeiten durchleuchtet hat und dem daher wol ein Urtheil zustand — ist dem 18. Jahrhundert zu vergleichen, wenn von allgemeiner Verbreitung hellerer Ansichten über Religion und Sittlichkeit die Rede ist, oder

wenn man die ungeheuern Fortschritte bedenkt, welche gerade die Kenntnisse und Wissenschaften gemacht haben, die am meisten ins praktische Leben eingreifen."

Eins jedoch geben wir den enragirten Verehrern des Mittelalters allerdings zu: seit diesem Jahrhundert der Aufklärung und Humanität hat der allgemeine Gesundheitszustand in einiger Hinsicht allerdings wieder Rückschritte gemacht, besonders in Deutschland, sodaß ihre Klagen nicht ganz ungerechtfertigt sind; gewisse Uebel sind jetzt von außen nach innen geschlagen und richten da noch viel größere und gefährlichere Verwüstungen an. Unsere Nation zerfällt jetzt auch rücksichtlich ihres Gesundheitszustandes wesentlich in zwei an Zahl wie Macht sehr ungleiche Hälften, von denen die eine rüstig und mit gesunden Sinnen, oft noch entschiedener als die Großväter, den überlieferten Barbareien entgegentritt; die andere dagegen klagt ihre Großväter der Dummheit an und leidet, abgesehen von den darunter wimmelnden Sündern gegen den Heiligen Geist, an Verzückungen. Diese Partei, deren augenblickliche Macht ebenso groß wie ihre Zahl klein, hat allerdings vollen Grund, sich über den schlechten Gesundheitszustand der Gegenwart zu beschweren: denn sie selbst ist wesentlich — geisteskrank.

Aus den böhmischen Bädern.

V.

Karlsbad.

Von Eger nach Karlsbad sind fünf Meilen, die man in ebenso viel und auch weniger Stunden zurücklegen kann. Wir werfen uns, nachdem wir von unserm jungen Russen Abschied genommen, in die Postkutsche und eilen unserm Ziele entgegen.

Es ist ein herrlicher Septembermorgen; die Nebel senken sich und der Conducteur, der das verstehen muß, prophezeit einen schönen Tag. In der That steht auch bald die Sonne im hellsten Glanze über den Höhen des böhmischen Mittelgebirges; der Himmel, so weit das Auge reicht, ist fleckenlos blau zu schauen, als wüßte er nicht, was ein Wölkchen ist. Der einzige Schmuck jedoch, dessen sich die Gegend, durch die uns der Weg führt, erfreuen mag, sind die Millionen Thaudiamanten, die an allen Gräsern und Laubzweigen hängen. Ausgedehnte Saatgefilde geben jeder Gegend etwas Heimisches, Zutrauliches; ich glaube nicht, daß mich das Gefühl von Bangniß oder Einsamkeit befallen könnte, wenn ich auch wochenlang mutterseelallein zwischen Saatfeldern dahinwandern müßte, ohne auch nur ein Wächterdach zu gewahren. Sie befriedigen, landschaftlich betrachtet, den Geselligkeits-

trieb in uns und thun unserm Thätigkeits- und Ordnungssinn wohl; man sieht, daß hier fleißige Menschen gearbeitet haben. Vielleicht auch streifen sie an irgend eine fromme Saite unsers Gemüthes, etwa an jene der Dankbarkeit gegen den Schöpfer, indem sie uns das Walten seines Segens so nahe bringen. Dem Auge jedoch, dem Sinne des Schönen, vermögen sie nicht zu genügen. Der fragt nicht nach Ernten, Mehl und Brot, der will Gestalten, Linien, Farben, und fühlt sich wohler zwischen Seen, Wäldern, Gebirgen und himmelragenden Felsen. Eine Wildniß, darin eine Fliege verhungern könnte, macht auf diesen Sinn mehr Eindruck als die ganze banater Kornkammer. Dies sei gesagt, damit die fleißigen Bewohner der Gegend, die wir eben durchfahren, es uns nicht allzu hoch anrechnen, wenn wir für die landschaftliche Schönheit ihres Wohnsitzes keine Begeisterung haben, soll uns übrigens nicht hindern, zu bekennen, wie unendlich wohl es uns that, allerorten dem freudigen Schall der Tenne, dem jauchzenden Liede der Hirtenbuben zu begegnen.

Noch vor Falkenau beginnt man zu merken, daß man sich einem industriellern Landstriche nähert, als der war, den man eben zurückgelegt. Allmälig fängt hier schon der Hopfen- und der Steinkohlenbau an, diese beiden Hauptfactoren im industriellen Leben des böhmischen Nordwestens. Falkenau selbst jedoch scheint von diesen beiden Factoren wenig mehr Nutzen zu ziehen als ein mittelmäßiges Bier und die Billigkeit eines Brennmaterials, dessen maueranschwärzende Eigenthümlichkeit den guten Falkenauern ein für allemal die Lust benommen zu haben scheint, ihre Häuser zu tünchen. Schwärzer von Kohlendampf als Falkenau mögen nicht einmal jene englischen Fabriksörter sein, die fast aus lauter Rauchschloten bestehen. Der Anblick, den es gewährt, ist dadurch ein sehr düsterer. Desto herrlicher gibt sich Elbogen, die ehemalige Kreishauptstadt. Mit seinem alten nun als Gefängniß benutzten Schlosse, fast ganz auf einem Felsen gelegen, ist es unstreitig einer der malerischsten Punkte von ganz Böhmen. Das Verdienst, diese noch jetzt ziemlich gewerbthätige Stadt leichter zugänglich gemacht, somit ihren Verkehr selbst erleichtert zu haben, gehört einem der frühern Kreishauptleute des elbogener Kreises, Hrn. von Karger, unter dessen Verwaltung die kunstvolle Bergstraße entstand, die uns jetzt dahinführt, sowie die Kettenbrücke (die erste in Böhmen?), die über die tiefe Kluft, in deren Abgrund zwischen zwei steilen Felsabhängen der Egerfluß hinrauscht, von einem Felsen zum andern gespannt ist.

Elbogen, von Karlsbad aus in einer Stunde erreichbar, ist, theils seiner landschaftlichen Großartigkeit, theils der vorzüglichen Porzellanfabrikation wegen, die hier betrieben wird, das Ziel häufiger Promenaden und Spazierfahrten vom letztern Curorte aus. So kommt es

denn, daß wir auf dem kurzen Wege bis Karlsbad nicht nur zahlreichen Equipagen, sondern, je mehr wir uns diesem Bade nähern, desto zahlreichern Spaziergängern begegnen, gerade so, als ob wir an irgend eine Stadt heranführen, die nicht weniger als ihre 40,000 und noch dazu wohlhabende Einwohner zählte.

Von der egerer Straße aus präsentirt sich Karlsbad fast gar nicht. Man sieht es nicht eher, als bis man eben darin angelangt ist, und dann nur so viel davon, als eben hart an der Straße liegt, und das sind die ersten oder, um im Stile des Liedes zu sprechen, die „letzten Häuser". Jedoch selbst diese schon genügen, um die Großstadt unter den böhmischen Bädern erkennen zu lassen. Und Karlsbad verdient diesen Namen; in keinem andern böhmischen Bade findet sich Stadt und Land schon dem ersten Eindrucke nach auf so innige Weise ineinander verwoben und so nahe aneinander gerückt wie hier.

An Gasthöfen hat Karlsbad keinen Mangel; wir überlassen es ganz dem Führer, der uns vor dem Posthause (das, nebenbei gesagt, die Achillesferse von Karlsbad genannt werden darf) seine Dienste anbietet, uns nach einem derselben zu bringen, und halten ein „Goldenes Schild" für ein hinlänglich einladendes Symbol, um sich unter dessen Schutz einer nicht nur sichern, sondern auch angenehmen Unterkunft versehen zu dürfen. Bald sind wir auch unter diesem Schilde geborgen und treten, wie wir das gewohnt sind, alsogleich unsern Rundgang an.

An Stellen, von denen aus man einen Gesammtüberblick von Karlsbad gewinnen kann, ist kein Mangel. Die freundliche, lebenvolle Stadt ist nach allen Seiten hin von Höhen so eng eingeschlossen, daß man nur die erste beste zu erklimmen braucht, um das herrlichste Panorama zu gewinnen. Selbst Häuser gibt es genug, aus deren Fenstern man ganz Karlsbad mit einem Blicke übersehen kann. Wir nennen nur das gleichsam über den Bäumen in den Lüften schwebende Haus zum Schlosse Windsor. Einen der herrlichsten Ueberblicke jedoch, sagte man uns, könne man von der sogenannten prager Chaussee gewinnen, die sich in mehrfachen Windungen im Nordosten des Ortes den Berg hinanzieht, und wir säumen keinen Augenblick, uns dahin auf den Weg zu machen. In der That ein freudiger, wohlthuender Anblick, gegen den alle Abbildungen ebenso zu mattem Nichts werden wie die Beschreibung alles Herrlichen in der Natur gegen dieses selbst!

Karlsbad nimmt in diesem Augenblicke ein Terrain ein, welches bewohnbar und wohnlich zu machen nur dem ausdauernden Fleiße der Generationen von Jahrhunderten gelingen konnte — eine enge, in der Form eines römischen S gewundene Felsschlucht, durch welche sich die Tepel einst mühsam genug ihren Weg gebrochen haben mag. Zu beiden Seiten des schmalen Flüßchens, dessen Name slawischen Ur-

sprungs ist (so viel als tepla voda, warmes Gewässer) und über welches an verschiedenen Stellen hölzerne Brücken geschlagen sind, liegen die zahlreichen ältern und neuern, durchweg jedoch saubern und freundlichen Häuser eng aneinander und übereinander, stellenweise fast wie an den Felsen angepickt oder angehängt, sodaß man manchmal gar nicht begreifen kann, wir wollen nicht sagen, wie sie da hinaufgekommen sind, sondern wie sie nur da hängen bleiben und nicht bei dem ersten Windstoß gleich wieder herunterfallen. Dazwischenein drängen sich überall Büsche und Bäume, und ringsum über Alles ragen dunkle Waldungen, einzelne kahle Felsstücke, auf deren jedem einzelnen wieder sich da ein Kreuz, dort eine Bildsäule, dort irgend ein anderes schlichtes Denkzeichen erhebt. Ehe menschliche Hand an das seltsame Wunder des Sprudels gelegt ward, wie muß da das Wasser zuweilen gesaust haben, das siedende, wenn es die dicke Sprudelkruste, unter der es sott, durchbrach! Welch ein großartiges Schauspiel mußte das sein, wenn die Tepel, angeschwellt von Regengüssen oder Schneewässern und vermischt mit dem Ausbruch der dampfenden Wasser der Tiefe, an den einengenden Felsen dahinbrauste, sich gewaltsamen Weg bahnend und das Bett allmälig erweiternd! Wie viele Jahrtausende es gebraucht, ehe die Kluft jene Weite gewann, die sie jetzt einnimmt, ehe sich die Gewässer zu beiden Seiten so viel Raum eroberten als sie bedurften, um, wenn sie austraten, nicht erst wider die Felsen anstürmen zu müssen, wer will das berechnen? Nun haben aber auch die Leute die kostbare Errungenschaft der guten alten Tepel ebenso klug wie gewissenhaft zu benützen gewußt. Statt sich's bequem zu machen und die gewonnenen Flächen zu beiden Seiten des Flusses, mit Häusern zu bedecken, begnügten sie sich damit, ihre Häuser hübsch so nahe an die Felsen als möglich zu erbauen und sich vor denselben freier Plätze zu versichern, die auf andere Weise gewiß nicht zu gewinnen gewesen wären. So bekam Karlsbad die Alte, so die Neue Wiese, baum- und boutiquenbedeckte Promenaden zu beiden Seiten des Flusses, deren Annehmlichkeit es keinen Abbruch thut, daß an ihnen außer dem Namen durchaus nichts Wiesenhaftes mehr ist. Was wäre Karlsbad namentlich ohne die Alte Wiese? Was Wien ohne den Stephansplatz, Berlin ohne die Linden und noch weniger; es wäre unmöglich! Wohin würde es denn seine Gäste schicken, um die heiße Kost des Sprudels zu verdauen? wohin die aus allen Weltgegenden herbeigekommene, Genesung und Erheiterung suchende Welt, daß sie sich täglich zwanzig mal sehe, grüße, endlich miteinander bekannt werde, Freundschaft schließe und glücklich und heiter sei, wenn auch nur auf vier Wochen? Die Wiese enthebt es aller Sorgen; hier bietet es seinen Leuten Promenade, Corso, Bazar, Kaffee, Freundschaft und Befriedigung sowol Jenen, die sehen,

als Jenen, die gesehen werden wollen. Daß Diejenigen, die in der unmittelbaren Nähe all dieser Vorzüge und Vortheile wohnen wollen, dies Vergnügen auch um so theurer bezahlen müssen, ist, wenn auch Dem und Jenem eben nicht angenehm, doch Jedermann begreiflich. Wie das aber auch in bunten Trachten auf- und niederwogt auf dieser Wiese! Schlichter Bürgerrock und betreßte Uniform, langschößiger Bauernkittel und kurzschößiger Dandyfrack, Halsschleife à la Byron und rothes Kanonicus-Collar, rothes Kopftuch und weißstroehner Federhut, Leinen und Seide, Camisol und Barège, und dazwischen griechische, persische und selbst arabische Trachten! Hier ziehen sich die Einen stromaufwärts, um sich in den Laubgängen zu verlieren, die an den freilich nicht immer gelungenen Votivinschriften vorüber nach dem Posthofe und nach dem Freundschaftssaale führen, glückliche Leute, deren ein wohlthuendes Frühstück unter wohlthuenden Schattenbäumen harrt. Dort zerstreuen sich die Andern, die eigenthümlich geformten Becher in der Hand, nach abwärts, Die nach dem Markte, um die letzten Becher der ihnen „befohlenen" Dosis aus dem Marktbrunnen, Jene den Schloßberg hinan, um aus dem Schloßbrunnen, Andere wieder nach der Sprudelhalle, um aus dem Heroen der karlsbader Wässer, und noch Andere nach der Mühlgasse, um aus dem mildern Mühlbrunnen zu schöpfen, die Einen hier, die Andern dort ihren Morgenimbiß und hierauf der Reihe nach die Vergnügungen des Tages aufzusuchen.

Vergnügt kann man in Karlsbad leben, so wenig Einen das im ersten Augenblicke die leberbraunen und milzgrünlichen Physiognomien hoffen lassen möchten — vorausgesetzt nämlich, daß man für Erheiterung des Gemüths überhaupt noch empfänglich ist. Natur und Menschen tragen das Ihrige redlich dazu bei. Was die heitere Stimmung vor allem fördern mag, das ist jener gewisse Grad von Häuslichkeit, den sich der Fremde in Karlsbad, wenn er kein menschenscheuer Hypochonder ist, leichter als sonst an einem Curorte bereiten kann. Die Häuser sind nicht wie in so vielen andern Badeorten nach weitläufigen Maßstäben und in casernenartigem Stile gebaut, der es Einem eigentlich nie recht heimisch werden läßt, meist klein und nur für die Aufnahme weniger oder oft auch nur Einer Familie eingerichtet. Dies bringt den Fremden zu den Hausleuten bald in eine traulichere Stellung, als dies in umfangreichen Hotels je möglich ist. Zudem hält es von den Wirthsleuten jene industrielle Gewinnhast und Geldgier fern, die dem Gaste an so vielen andern Orten den Aufenthalt verleidet. Von dem kleinen Hause allein nämlich können die Leute nicht leben; sie betreiben daher meist als Nahrungszweig noch irgend ein Gewerbe. Und Das ist es, was ihrem ganzen Wesen den unheimlichen Typus der Hotelindustriellen benimmt und dafür die gemüthliche Ver-

traulichkeit der Familie gibt, in deren Mitte man sich eine Zeit lang wie zu Hause und ganz wohl geborgen fühlen kann; Das, was den Karlsbadern im Allgemeinen den Ruf gemüthlicher Leute erworben hat. Daß es dabei nach allen Richtungen hin auch Ausnahmen gibt, brauchen wir wol erst nicht besonders hervorzuheben. Vergnügt im Hause, findet man in Karlsbad auch Gelegenheit genug, vergnügt außer demselben zu sein; Theater, Bälle, Concerte, Schaustellungen und Belustigungen wechseln da wie in einer großen Stadt ununterbrochen ab. In diesem Sommer z. B. verschmähte es selbst Ira Aldridge nicht, dem karlsbader Badepublicum seine schwarzen Rollen vorzuspielen. Willmers, Laub und andere Ritter von gutem „Klange" gaben Concerte, Hr. Dschung Atai spielte China, und selbst an Persern und Arabern von der Seine fehlte es nicht, und wie man uns sagte, fanden Alle ihre Rechnung. Eine solche Rührigkeit des geselligen Lebens ist aber auch nur dort möglich, wo sich die Elemente aller Schichten der Gesellschaft und aller Nationen in so zahlreicher Vertretung einfinden wie hier, wo Dukaten, Louisdor und Imperiale noch nicht zur Fabel geworden und Leute mit gefüllten Säckeln zur jährlich wiederkehrenden Gesellschaft gehören.

Wiederkehren — eine entzückende Devise für die Einheimischen eines jeden Badeortes, also auch für die Karlsbader, eine wenig trostreiche für die Leidenden, eine beglückende für geschlossene Freundschaften und Liebesbündnisse und eine angenehme für Den, der aus dem Sprudel neues Leben und neue Lebensfreude geschöpft, und den ein unabweisliches Gefühl des Dankes auf einige Tage an die Ufer der Tepel zieht, sowie die Schwalben wiederkehren; im Munde unsers Reisegefährten ein unbekämpfbarer Grund zum Aufbruche nach unserm lieben Norddeutschland nach allerdings zu kurzer Zeit, um das flüchtig entworfene Bild schärfer ausführen zu können, für uns jedoch ein Trost, das Unterlassene und Versäumte noch einmal nachholen zu können.

G e d i c h t e.

Am Strande.

Von

Leopold Stein.

„Will's nicht haben, daß du auf dem Meere
Stundenlang umhertreibst mit dem Kahne,
Sollst zur Schule mir und sollst was lernen!
Klagt noch einmal über dich der Lehrer,
Sieh, wie du den Ungehorsam büßest!"

Schluchzend hört der blonde Fischerjunge
Aus des Vaters Mund das harte Drohwort;
War die See doch seiner Kindheit Wiege,
War die liebe Freundin seiner Jugend!
Sanft vom Kahn gewiegt, o wie so schön ist's,
Hinzuträumen wundersel'ge Stunden,
Und von den geschwätzig muntern Wogen
Gold'ne Märchen sich erzählen lassen!
Doch die Mutter trocknet ihm die Thränen:
Süßen Festtagskuchen will sie backen,
Wenn er willig folgt dem Wort des Vaters
Und zur Schule geht gleichwie die Andern —
„Geh' zu Bett denn und erwache fröhlich!"

Und der Knabe schläft. Des Mondes Strahlen
Drängen durch das Laub sich vor dem Fenster,
Leisen Gangs, und auf den gold'nen Locken
Unsers Knaben spielen sie verstohlen.
Träume bringen sie getragen, Silber-
Helle Träume von dem Meer, dem theuren,
Wo der Meermann auf der Harfe spielet,
Wo die Nixen tanzen auf den Wellen
Und das Haar sich schmücken mit Korallen!

Und der Luftzug öffnet sacht das Fenster —
Horch, wie schallt von fern des Meeres Brandung,
Wie Gesang durch nächtlich tiefe Stille!

Und der Knab' erwacht, und leise greift er
Sein Gewand — nur eine Stunde will er,
Eine einz'ge noch dem Meere weihen,
Dem geliebten, ach verbot'nen Freunde,
Und dann halten, was man ihm befohlen.
Aus dem Fenster schwingt er sich behende,
Flügelgleich trägt ihn der Fuß zum Strande —
Welch ein Anblick! Endlos ausgegossen
Ruht das Meer; rings athemloses Schweigen!
Leise nur, wie Hauch von liebem Munde,
Wie das Klopfen eines Menschenherzens,
Wenn der Schlaf die Sorgen ihm gelöst hat,
Schlägt das Meer dem Uferrand entgegen.
Halb von duftigem Gewölk umzogen
Schießt der Mond der Strahlen ganzen Köcher
Auf des Meeres glatten Spiegel nieder,
Eine Silbersäule: bis sie endlich,
Wo sie sich dem Ufer hat genähert,
Auf sich löst in hunderttausend kleine,
Millionen kleine gold'ne Fünkchen,

Alle flammend wie mit Liebesblicken,
Alle tanzend, wie von Lust getrieben,
Alle winkend zu den Sternen droben,
Ihren Brüdern!

Sieh — auch um des Vaters
Nachen tanzen sie, den wohlbekannten —
Wie er schaukelt! wie die Wellen kosen,
Wenn sie sacht ihn an das Ufer drängen...!

Und schon ist er rasch hineingestiegen,
Auf den Boden klirrend fällt die Kette;
Hurtig, wie von Zaubermacht getrieben,
In den Händen schwingt sich ihm das Ruder,
Daß hochauf die gold'nen Funken stieben,
Wie der Fels stiebt unter Rosseshufen,
Und hinaus geht's in das Meer, das theure,
Freudetrunken mit den hellen Augen,
Welche selber wie zwei Sterne scheinen,
Aufwärts schaut der Knab' und schauet nieder,
Wo sein eig'nes Bildniß ihm zurückstrahlt.
Aber nein, das ist der Nixen Antlitz,
Sind die lieblichen, die Meeresfrauen,
Wie sie sehnsuchtsvoll aus kühlem Grunde,
Ihm entgegenstrecken feuchte Arme,
An den heißen Busen ihn zu ziehen!
Von den Muschelgrotten, den verschwiegnen,
Flüstern sie, von goldenen Palästen,
Wo in endlos sel'gen Mitternächten
Ewig neu sich schlingt der Wonnereigen;
Von dem Lotos auch, dem wunderbaren,
Der verlöscht der Menschen Angedenken
Und die Sehnsucht tilgt und das Erinnern.
Ach, dem Knaben ist es schon erloschen!
Nicht des Ruders denkt er nach des Steuers,
In der Meernacht Wunder ganz verloren,
Weiter treibt er, rastlos immer weiter
In den Ocean, den grenzenlosen!

Aufgeschreckt indeß von stiller Sorge,
Vor der Hütte zürnend geht der Vater;
Hat der Bursch' ihm wieder Trotz geboten,
Ist entwischt sogar bei Nacht und Nebel,
Heimlich aus dem Schlafgemache steigend,
Soll ihn nun auch nichts auf Erden retten
Vor des Vaters schwergewicht'gem Arme,
Selbst die sanfte Bitte nicht der Mutter.

Und die Mutter hört's und will zum Strande,
Wo die Welle rauscht, horch, wie so eigen
Und die Wolken sich am Himmel ballen.
Bange Ahnung faßt das Herz der Mutter,
Weiter eilt sie — ach, sie sucht vergebens,
Keine Spur ist von des Sohnes Schifflein!
Aber schon wie Donner der Geschütze
Aus des Meeres mächt'gen Grunde braust es;
Dunkler wird's und dunkler; von den Klippen
Fliegen kreischend auf die weißen Möwen,
Weiß und jählings wie der Blitz, der krachend
Niederstürzt, im Sturz das Meer zerwühlend!

Aber sieh, beim Leuchten falber Blitze,
Was dort ist's, das auf der Flut sich schaukelt,
In der Wellen Schoos sich selbst begrabend,
Tanzend jetzt auf ihrem höchsten Kamme —
Weh, daß längst erlöscht das Aug' ihr wäre!
Ist der Nachen, ihres Sohnes Nachen,
Umgestürzt, den schwarzen Kiel nach oben!

Sind es Flügel, die sie plötzlich heben?
War's der Sturm, der also sie erfaßt hat?
Flügel sind es nicht und nicht der Sturmwind,
Heißer Drang der Mutterliebe ist es,
Was vom sichern Strande sie hinabführt
In den Aufruhr der empörten Wogen,
Immer weiter, immer tiefer, winkend
Mit erhob'ner Hand, mit heller Stimme
Kämpfend wider Meer und Wetters Tosen...

Kämpfe glücklich, Stern der Mutterliebe!
Als der Sturm sich endlich ausgetost,
Und der Vater langsam kommt ans Ufer,
Zürnend mit sich selbst ob seines Zornes,
Findet er zwei Leichen in dem Sande,
Fest umschlungen mit dem Sohn die Mutter!

Und das Meer war wieder spiegelhelle;
Ruhig hoch am Himmel stand die Sonne,
Und nur leiser Wind strich über's Wasser....

Romanze.

Von

Hermann Hölty.

Ich weiß eine Mär' aus verklungener Zeit:
Es liebte der Sänger die Königsmaid;
O weh ihm, er konnte nicht schweigen!

Die Saiten erklangen in Lust und Schmerz,
Sie lockten, sie zwangen das lauschende Herz;
O weh ihm, er konnte nicht schweigen!

Halb hat sie geschenkt ihm, halb hat er geraubt
Ein goldenes Löcklein vom lieblichen Haupt;
O weh ihm, er konnte nicht schweigen!

Sie bot ihm den heißen, den duftigen Mund,
Den hat er geküßt in nächtlicher Stund';
O weh ihm, er konnte nicht schweigen!

Nun zischelt's wie Schlangen die Gassen hindurch
Und zischelt hinauf bis zur Königsburg;
O weh ihm, er konnte nicht schweigen!

Der Mond schien traurig, das Henkerbeil klang,
Der Sturmwind pfiff einen Grabgesang;
O weh ihm, er konnte nicht schweigen!

Epigramm.

Von

Friedrich Hebbel.

Je geringer der Mann, je größer sein Stolz, daß er Mensch ist;
Aber je größer der Mann, um so geringer der Stolz.
Cajus fühlt sich gedeckt durch Julius Cäsar und jubelt,
Cäsar bezweifelt sich selbst, wenn er des Cajus gedenkt.

Literatur und Kunst.

Professor W. Wachsmuth in Leipzig, ein Schriftsteller, dessen Gelehrsamkeit ebenso anerkannt ist wie seine geistige Rührigkeit und der sich diese Eigenschaften, deren Vereinigung in Deutschland bekanntlich sehr selten ist, zu unserer Freude sowie zum Vortheil unserer Literatur auch noch im Alter frisch bewahrt, ist soeben mit dem Anfang eines Werkes aufgetreten, welches, wenn es einige Jahre früher erschienen wäre, unzweifelhaft schon durch seinen bloßen Titel das allgemeinste Interesse auf sich gezogen hätte: „Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. Erster Band: Die politischen Parteiungen des Alterthums" (Braunschweig, Schwetschke und Sohn). Jetzt freilich, wo das Parteiinteresse bei uns nicht allein bis auf den letzten Funken erloschen ist, sondern bei den Meisten sogar einem vollständigen Ueberdruß, einem wahrhaften Ekel vor allem Parteiwesen Platz gemacht hat, darf das Buch auf keine so entgegenkommende Aufnahme mehr rechnen. Allein nur um so mehr ist die Kritik verpflichtet, das Löbliche desselben anzuerkennen und es der Theilnahme aller Derjenigen zu empfehlen, deren politische Erschlaffung und Verdrossenheit noch nicht bis dahin gediehen, daß sie am liebsten aller Geschichte selbst den Rücken kehren möchten. Und in der That wird auch der neutralste Leser, der das Parteiwesen unserer Tage am gründlichsten abgeschworen, in diesem Buche noch immer eine höchst anregende und befriedigende Lecture finden. Daß das Buch sich von jeder eigenen Parteifärbung freihalten, mit andern Worten, daß die „Geschichte der Parteiungen" hier nicht selbst zu einer Parteischrift werden würde, dafür allerdings bürgte schon der Name des Verfassers, der mit anerkennenswerther Strenge die Unabhängigkeit der Wissenschaft stets aufrechterhalten und, trotz der ursprünglichen Weichheit seiner Natur, doch niemals Concessionen gemacht hat, deren die Wissenschaft sich zu schämen hätte. Aber auch die naheliegende Vermuthung, in dem vorliegenden Buche „das Erzeugniß einer Stimmung zu suchen, welche aus Erlebnissen und Eindrücken der jüngsten Vergangenheit oder doch aus der Rückschau auf die lange Reihe von Parteiregungen, Sympathien und Antipathien des Revolutionszeitalters hervorgegangen", weist der Verfasser ausdrücklich zurück; ja selbst der Aufgabe der „Belehrung, deren unsere Zeit so sehr bedürftig zu sein scheint", hat er mit demselben nur so weit nachkommen wollen, als Geschichte und Belehrung überhaupt untrennbar sind, wenigstens für Den, der sich selbst will belehren lassen. Vielmehr ist seine Absicht ausschließlich dahin gegangen, eine möglichst historische, möglichst parteilos gehaltene Darstellung seines Gegenstandes zu geben, eine Darstellung, in welcher „das Getriebe menschlicher Leidenschaften und Irrungen, Egoismus und Patriotismus, Standessucht und Volksansprüche, Uebermuth der Großen und demagogische Volksbewegung", alle mit derselben Wage gemessen und nach demselben Principe von Recht und Billigkeit, Moralität und Menschlichkeit beurtheilt werden. Sein Buch hat dadurch, wie sich nicht leugnen läßt, etwas Nüchternes, Farbloses bekommen, während andererseits auch die große Ausdehnung, die er dem Begriff der Partei selbst gibt, sowie die Genauigkeit, mit der er alle auch noch so leisen Spuren politischen Parteilebens durch die ganze Weltgeschichte hin ver-

folgt, ihn genöthigt hat, wirklich eine ganze vollständige Weltgeschichte daraus zu machen, die mit demselben Recht auch als solche, nicht blos als eine „Geschichte der Parteiungen" hätte auftreten können. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob dies wirklich so in der Aufgabe selbst lag oder ob der Verfasser, wenn er seinen Stoff etwas enger begrenzte und sich mehr auf die eigentliche Technik des Parteilebens, auf die verschiedenartige Organisation der Parteien, ihre Principien, ihre Hülfsmittel ꝛc. beschränkte, nicht vielleicht ein Werk hätte liefern können, das seinem Titel noch besser entsprochen und mehr Eigenthümlichkeit und selbständiges Leben gehabt haben würde. Jedenfalls ist auch ein Abriß der allgemeinen Weltgeschichte, wie wir ihn hier thatsächlich erhalten, aus der Feder eines so gediegenen und geschmackvollen Historikers wie der berühmte Verfasser der „Hellenischen Alterthumskunde" immerhin ein höchst werthvolles Geschenk, das wir deshalb auch nur mit Freuden begrüßen können. Der vorliegende erste Band enthält nach einer ausführlichen Einleitung über „Substanz, Form und Gang der politischen Parteiungen im Allgemeinen", die wir jedoch etwas kürzer und präciser gewünscht hätten, zuerst eine Schilderung des Parteilebens im Orient, wo denn die Juden vorzüglich in Betracht kommen; sodann das Parteileben der Griechen, wo besonders die beiden letzten Abschnitte, die „Anarchie Athens bis auf Philipp von Macedonien" und die „Parteiungen in der Zeit der Fremdherrschaft" (Macedonier, Karthager, Römer) uns durch lichtvolle Anordnung des verwickelten Stoffes und klares Hervorheben der entscheidenden Gegensätze angesprochen haben. In den beiden letzten Büchern finden wir die „Parteikämpfe der Römer von den ältesten Zeiten bis zum Untergange des weströmischen Kaiserreiches"; diese Partie ist, wie billig, am ausführlichsten behandelt und nimmt fast zwei Drittel des umfangreichen Bandes ein. Die Darstellung ist mit Ausnahme der Einleitung, die, wie schon angedeutet, an Weitschweifigkeit und Unklarheit leidet, überall klar und verständig, von leichtem und angenehmem Fluß, ohne jemals zu jener Trivialität herabzusinken, die heutzutage so oft die mangelnde Popularität ersetzen soll. — Es stehen noch zwei Bände in Aussicht, von denen der zweite das „Parteileben des Mittelalters", der dritte und interessanteste aber dasjenige der neuern Zeit enthalten soll. Wir sind einigermaßen in Sorge, wie es dem Verfasser möglich werden wird, den gewaltigen Stoff, für den doch eine gewisse detaillirte Behandlung unerläßlich, in so enge Grenzen zusammenzufassen, wünschen ihm jedoch unter allen Umständen Kraft und Muße, das begonnene Werk glücklich zu vollenden, indem wir nicht zweifeln, daß dasselbe vielfachen Nutzen stiften und zu der uns Deutschen so nöthigen Läuterung unserer politischen Begriffe und Foderungen wesentlich beitragen wird. H. Fk.

Wenn das noch eine Weile so fort geht, wie es seit einigen Jahren angefangen, so wird unsere Unterhaltungsliteratur bald ausschließlich in den Händen unserer schriftstellernden Damen sein. Natürlich machen wir diesen selbst nicht den mindesten Vorwurf daraus; im Gegentheil, wir finden das Verhältniß ganz richtig und natürlich, indem ja unsere Unterhaltungsliteratur selbst mit wenigen Ausnahmen fast nur noch von Frauen gelesen wird und auch die Stoffe, mit denen dieselbe sich beschäftigt, zum größten Theil von der

Art sind, daß sie besser für weibliche als männliche Federn passen. Einzelne Schriftstellerinnen zwar überschreiten auch dies Gebiet und wagen sich an Aufgaben politischer und socialer Natur, dergleichen unsere Schriftsteller sich eigentlich nicht sollten streitig machen lassen. Zu diesen Schriftstellerinnen gehört namentlich Amely Bölte, deren „Visitenbuch eines deutschen Arztes“ vor etwa Jahresfrist die lebhafte Aufmerksamkeit der Lesewelt erregte und auch in diesen Blättern mit verdienter Anerkennung besprochen ward. Nur ein gewisser Mangel an weiblicher Grazie und Mäßigung, eine gewisse Lust am Widerwärtigen, Uebertriebenen und Crassen wurde der Verfasserin damals noch vorgeworfen, mit wie vielem Recht, vermögen wir nicht zu entscheiden, da uns jenes Erstlingswerk bisher nur aus den Berichten Anderer bekannt geworden. Jedenfalls, wenn der Vorwurf gegründet war, hat die Verfasserin in dieser Hinsicht erhebliche Fortschritte gemacht; ihre neueste Erzählung: „Eine deutsche Palette“ (Berlin, Duncker und Humblot), zeigt im Gegentheil bei einer scharfen, fast männlichen Beobachtungsgabe und einem gewissen determinirten Sinn, der sich allerdings schon manchmal mit Sturm und Wetter herumgeschlagen und mehr Erfahrungen und Kämpfe bestanden zu haben scheint, als es der Mehrzahl unserer Frauen sonst zutheil wird, einen echt weiblichen Sinn und eine Zartheit und Tiefe des Gemüths, von der wir nur wünschen, daß unsere Frauen sie niemals verlieren mögen, besonders auch dann nicht, wenn sie die Feder der Schriftstellerin ergreifen. Die Verfasserin hat sichtlich längere Zeit in England gelebt und über manche Sphären des dortigen Lebens recht gründliche und interessante Beobachtungen angestellt, besonders auch über das Leben der Deutschen in England, vorzüglich derjenigen, welche durch die Macht der Verhältnisse genöthigt sind, sich durch irgend eine Wissenschaft oder Kunst ihr Brot von den Engländern zu erwerben. Für diese oder für solche, die im Begriffe stehen, diese dornenvolle Laufbahn einzuschlagen, enthält das Buch neben seinem novellistischen Reiz auch noch manche praktische Lehre, von der wir ebenfalls wünschen, daß die Betheiligten sie beherzigen möchten, solange es noch Zeit ist. Es ist die ziemlich einfache Geschichte eines jungen deutschen Malers, der mit der ganzen Ueberschwänglichkeit eines deutschen Romantikers nach England kommt und hier nun an der starren Wirklichkeit dieser fest abgegrenzten Verhältnisse, in diesem wilden Taumel einer Alles vorwärtstreibenden, Alles verschlingenden Concurrenz seine Illusionen eine nach der andern zerflattern sieht: bis endlich die Liebe sich des fast schon Verzweifelnden erbarmt und ihm ihre starke Hand zur Führung und Unterstützung auf dem fremden, starren Boden reicht. So einfach und abenteuerlos die Geschichte ist, würde sie doch auch den verwöhnten Leser hinlänglich interessiren, wenn es der Verfasserin gefallen hätte, den deutschen Maler ein klein wenig männlicher und bedeutender darzustellen; für einen so schwächlichen Träumer, dessen unpraktisches Wesen so ins Lächerliche geht, hält es schwer, eine rechte Theilnahme zu fassen. Auch die Lösung welche der Verfasserin beliebt hat, können wir nicht billigen; dieses zufällig gerettete Kind mit der reichen Mutter, die dem verhungernden Künstler auf einmal zu Brot und Ansehen verhilft, ist, abgesehen von dem Verbrauchten und im üblen Sinne Romanhaften des Motivs, doch nur ein sehr äußerlicher, mechanischer Hebel, während die richtige Lösung vielmehr aus dem Gemüthe des Helden

selber hätte hervorgehen müssen. Auch die eingelegten Porträts lebender Persönlichkeiten wie Mazzini, Louis Blanc, Moritz Hartmann, Struve, Heinzen, Kinkel ꝛc. tragen eben nicht dazu bei, den künstlerischen Werth des Buchs zu erhöhen, so sehr sie auch der frivolen Neugier des Publicums schmeicheln mögen und so verbreitet dieser Misbrauch bei unsern gegenwärtigen Romanschreibern auch ist. Dagegen sind die Schilderungen des geselligen Lebens in England, vorzüglich in gewissen mittlern Kreisen, vortrefflich, und auch für die Charakteristik zeigt die Verfasserin ein beachtenswerthes Talent, besonders wenn sie erst die Vorliebe für einzelne allzu grelle Farben abgelegt und mehr Stätigkeit und Ruhe der Entwickelung gewonnen haben wird.

Auch ein zweiter Frauenzimmerroman, über den wir hier gleich noch einige Worte anschließen wollen, beschäftigt sich mit einem politisch-socialen Thema und zwar mit einem solchen, das auch früher schon von andern Schriftstellerinnen, z. B. von Fanny Lewald, mit Vorliebe behandelt worden ist, nämlich mit der Stellung der Juden in Staat und Gesellschaft und den beklagenswerthen Vorurtheilen, mit denen dieselben noch immer zu kämpfen haben: „Zwei Schwestern. Ein Roman" (3 Theile, Berlin, Veit und Comp.). Allein die Verfasserin thut es in so echt weiblichem Sinne und mit einem solchen Aufwand von Gemüthlichkeit und warmer, inniger Ueberzeugung, daß wir ihr nicht zürnen können, selbst wenn ihre Kräfte noch weiter hinter der Aufgabe, welche sie sich gestellt hat, zurückbleiben sollten, als es schon jetzt der Fall ist. Das Buch verräth viel Bildung und viel ernsten, edlen Sinn; aber die poetische, die eigentlich gestaltende Kraft ist nur schwach darin. Trotz der großen Ausführlichkeit der Schilderungen und wiewol die Verfasserin den Leser bei den meisten Situationen so lange verweilt und Alles, was sie nur irgend auf dem Herzen, stets so vollständig ausspricht, daß uns selbst kaum mehr etwas zu denken übrig bleibt, gewinnen die Gestalten doch kein rechtes Leben für uns, wir glauben nicht an sie, fühlen uns nicht erwärmt von ihnen und halten daher auch zurück mit der Theilnahme, welche die Verfasserin gern für sie erwecken möchte und die wir selbst sehr gern bereit wären, ihren edlen und ehrenwerthen Intentionen zu widmen. Auch in den einzelnen Situationen selbst zeigt sich eine große Einförmigkeit, die wol aus dem allgemeinen Mangel an Phantasie und künstlerischer Lebendigkeit hervorgeht; namentlich mit lebensgefährlichen Krankheiten werden wir dermaßen überschüttet, daß einem gesunden Leser ganz angst und bange dabei wird. Die Sprache ist gebildet und wohllautend, aber ebenfalls zu weitschweifig. Das Ganze macht den Eindruck einer sehr wohlgemeinten und im Ganzen auch recht wohlgelungenen Dilettantenarbeit, aber doch immer nur einer Dilettantenarbeit — und wenn wir auch nicht rigoristisch genug sind, der bekannten Goethe'schen Ansicht über den Dilettantismus in der Kunst beizutreten, und auch nicht unhöflich genug, dieselbe hier zu citiren, so können wir doch ein ernsthaftes Bedenken darüber nicht unterdrücken, ob für Werke dieser Art in der heutigen Literatur wol wirklich noch Raum ist und ob diese dilettirenden Talente nicht besser thäten, die Oeffentlichkeit zu vermeiden und nur den vertrauten Kreis des Hauses mit ihren Gaben zu erfreuen.

gls.

In vier Jahren fünf Auflagen ist immer ein seltenes Glück für ein deutsches Buch, selbst wenn es ein katholisirendes Gedicht oder eine Schulgrammatik wäre oder auch eine Anweisung in vierundzwanzig Stunden ein reicher Mann zu werden. Doppelt selten und zugleich auch doppelt erfreulich ist es, wenn dasselbe einem Buche zutheil wird von so ernstem und gediegenem Charakter wie die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin" (5. Auflage, 2 Theile, Leipzig, F. A. Brockhaus). Die Kritik hat den hohen literargeschichtlichen wie sittlichen Werth desselben längst anerkannt; unsere Literatur besitzt wenige Werke von diesem keuschen, innerlichen und dabei doch so vielseitigen Charakter und diesem freien, edlen Schwung der Gesinnung, verbunden mit der liebenswürdigsten, ja demüthigsten Zartheit, als dieses Denkmal jugendlicher, sich selbst unbewußter Neigung, die dann nach fast dreißigjähriger Trennung noch einmal aufleuchtet, um sich zur reinsten, erhabensten Freundschaft zu verklären und den Lebensabend eines unserer größten und edelsten Geister mit wohlthätigem Schimmer zu verschönen. Auch welch wichtigen Beitrag das Buch zur Kenntniß Humboldt's selber liefert und wie unmöglich angesichts dieser Briefe alle jenen einseitigen und schiefen Urtheile, jene Verdächtigungen und Anklagen geworden sind, mit denen man diesen wahrhaft classischen Charakter wol früher in den Staub zu ziehen suchte, ist ebenfalls längst anerkannt. Indem wir daher die Leser dieser Zeitschrift nur im Allgemeinen auf das Erscheinen dieser fünften Auflage aufmerksam machen, beschränken wir uns eine Thatsache hervorzuheben, die nicht sowol das Buch selbst als seine Wirksamkeit im Publicum betrifft, und die uns für die Charakteristik der Gegenwart nicht unerheblich dünkt. Wer das Buch kennt, der weiß auch, daß es seiner ganzen Natur nach vornehmlich zur Verbreitung in weiblichen Kreisen geeignet ist; weibliche Herzen besonders müssen sich durch den Zauber dieses Verhältnisses ergriffen fühlen, während sie zugleich am besten diese zarte Hingabe zu würdigen wissen und diese echt ritterliche und dabei doch so seelenvolle, so gemüthliche Sorgfalt, mit der hier ein geistiger Heros sich noch einmal zu der kaum gekannten, dennoch unvergessenen Freundin der Jugend herabläßt und in alle Stimmungen und Bedürfnisse ihres Geistes, alle kleinen Sorgen und Abenteuer ihres häuslichen Lebens mit der unermüdlichsten Liebenswürdigkeit eingeht. Aber freilich werden das auch Herzen sein müssen von großer Reinheit und die in sich selbst eine Fülle wahrer, tiefer Empfindungen tragen; nur solche werden dies Buch verstehen, nur solche es lieben und seinen Besitz als ein werthes Kleinod hüten. Wenn das Buch nun nichtsdestoweniger in so kurzer Frist bis zur fünften Auflage gediehen ist, so darf uns das ein Zeichen sein, daß es solcher edlen reiner Frauengemüther doch noch immer nicht wenige in Deutschland gibt und für jeden Fall noch viel mehr, als die Emancipationslustigen des Geschlechts uns von ihren eigenen Mitschwestern zu versichern wagen. An diesem Zeichen wollen wir festhalten; eine Nation, deren Frauen noch rein und unverdorben, von tiefem und edlem Gemüthe sind, ist noch niemals verloren, wie düster der Himmel sich auch für den Augenblick über ihr wölken möge.

Auch noch ein zweiter Punkt wäre der Betrachtung werth, nämlich wie es wol kommt, daß gerade Wilhelm von Humboldt, dieser äußerlich ablehnende, fest in sich gefügte Charakter, bei diesen weitabliegenden Studien und

dieser immensen, der Menge schwerverständlichen Gelehrsamkeit, doch gerade für Frauen soviel Anziehendes hat, daß sie sich gern und vorzugsweise mit ihm beschäftigen. Eine interessante Frucht derartiger Beschäftigung liegt uns vor in dem Büchelchen: „Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Bit einer Biographie Humboldt's, von Elisa Maier", das gleichfalls in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen ist und es ebenfalls schon zur zweiten Auflage gebracht hat. Doch würde uns diese Frage zu tief in eine Charakteristik Humboldt's selber führen, und bemerken wir daher in Beziehung auf das eben genannte Büchlein nur, daß die vorangeschickte Biographie Wilhelm von Humboldt's, wenn auch nicht auf neuern Quellen oder selbständigen Studien beruhend, doch mit Geschick und Einsicht geschrieben und auch die Auswahl der Stellen wohlgetroffen und gut geordnet ist, sodaß das kleine sauber ausgestattete Buch namentlich allen Leserinnen der „Briefe an eine Freundin" als eine angenehme und zweckgemäße Ergänzung mit Grund empfohlen werden darf. lpf.

Correspondenz.

Aus Prag.

October 1853.

—β. Die schönen Landsitze um Prag stehen verödet und die guten Prager sind wieder einmal zurückgekehrt in die gewohnten Behausungen ihrer hundertthürmigen Königsstadt, um sich daselbst für das bevorstehende lange Wintermärchen einzupuppen. Auch von den Fremden, die unsere Stadt den Sommer über ungemein lebhaft machten, sind die letzten Nachzügler passirt, und damit kein Merkmal des beginnenden Winters fehle, hat auch das Sommertheater — das jedoch keineswegs zu denen gehört, von welchen Deutschland irgend etwas für die neue Aera seiner Bühne zu erwarten hätte — seine Vorstellungen geschlossen und die Musen sind zu ungetheilter Herrschaft in die alten ständischen Hallen zurückgekehrt. Der Anfang ist freilich für die eigentliche Kunst nicht sehr ermuthigend gewesen: Pepita de Oliva, die Allgefeierte, hat der Direction als erster Köder dienen müssen, die dem Stadttheater entwöhnte Menge wiederum in dasselbe zurückzuführen. Doch ist der Erfolg keineswegs so außerordentlich gewesen, wie man wol erwarten sollte; die vielgefeierte Spanierin hat bei uns nur einen sehr mäßigen Enthusiasmus hervorgebracht, was ich denn, beiläufig gesagt, für eine ganz gute Empfehlung des prager Geschmacks halte.

Aber auch ernstere Hallen haben sich wieder aufgethan: mit dem October beginnt bei uns das Schuljahr. Sie kennen die Streitigkeiten, welche im vorigen Sommer darüber geführt worden, ob die neuen Lehreinrichtungen in Oestreich beizubehalten sind oder das alte System wiedereingeführt werden soll. Doch scheint die Frage noch zu keiner Entscheidung gediehen; wenigstens hat das neue Schuljahr bei uns unter denselben Auspicien begonnen

wie das vorige: Lehr- und Lernfreiheit sind, insoweit Beides sich unter den gegebenen Verhältnissen bei uns überhaupt entfalten kann, in keiner Weise geschmälert worden, und so hat denn auch der Zudrang zur Universität, so schwierig auch die Abgangsprüfungen von den Gymnasien geworden sein mögen und so hohe Ziffern der Unzulänglichkeitsbefund in der That erreicht, sich noch keineswegs vermindert. Noch bedeutender ist freilich der Zudrang zu den technischen Wissenschaften und demgemäß zu den Realschulen, was sich auch ganz naturgemäß erklärt, wenn man die erschwerten Abgangsprüfungen mit den um nichts gebesserten Aussichten für die Hörer der sogenannten Universitätsfächer vergleicht und dann dagegen die zunehmende Bedeutung einer gründlichen Bildung im Handels- und Gewerbsverkehr in Anschlag bringt. Bemerkenswerth ist der auffallend schwache Zuspruch, den die philosophische Facultät erfährt. Allein auch diese Erscheinung erklärt sich leicht, theils aus dem Mangel an hervorragenden Lehrtalenten, theils auch, weil die rein philosophischen und philologischen Studien bei uns noch immer nur geringen Bezug auf die praktische Laufbahn haben. Von Studirenden aus dem Auslande dürfte, die medicinische Facultät ausgenommen, wol noch immer nicht viel zu finden sein. Von namhaften Veränderungen im Lehrkörper ist ebenfalls nichts zu melden, abgerechnet den Abgang eines der tüchtigsten und auch außer Oestreich rühmlich genannten Lehrers, Dr. Hawernik nämlich, der kurz vor Beginn des Schuljahrs und ohne bekannten Grund von der Regierung seines Lehramts enthoben worden. Hawernik vertrat hier beiläufig die Skoda-Rokitansky'sche Schule und war außerdem wegen seiner Skepsis bekannt. Im Jahre 1848 war er Abgeordneter eines böhmischen Bezirks für den Reichstag gewesen und hatte daselbst zur Rechten gehalten. Seine Amtsenthebung erregte Befremdniß und dürfte zumeist von den auswärtigen Medicinern empfunden werden, für die sein Name keiner der schwächsten Anziehungspunkte war.

Traf dieser Verlust die Universität, so traf ein ungleich härterer die Israeliten Oestreichs, in deren Verhältnissen in den letzten Tagen ein sehr nachhaltiger und entscheidender Schritt geschehen ist. Durch die Verfassung vom 4. März 1849 bekanntlich vollkommen in alle bürgerlichen und politischen Rechte eingesetzt, waren sie durch die Aufhebung derselben schon seit längerm in einen peinlichen provisorischen Zustand gekommen. Die ministeriellen Entscheidungen jedoch, die bei einzelnen Veranlassungen erfolgten, ließen die Aufrechterhaltung wenigstens der sogenannten bürgerlichen Rechte mit Grund hoffen. Allein auch diese Hoffnung muß nach der neuesten Verordnung, durch welche die Grundbesitzfähigkeit der Juden ganz auf den Fuß zurückgeführt wird, auf dem sie sich am 1. Januar 1848 befunden, als zerstört betrachtet werden. Die Bestürzung darüber unter den Israeliten ist allgemein. Daß die mittlerweile erworbenen Besitzrechte von der Verordnung nicht alterirt werden, benimmt dem Schlage nichts von seiner Herbheit. Zahlreiche Familien strebten, dem Beispiele anderer folgend, dahin, sich dem Landbaue zuzuwenden, eine Richtung, die allein dem leidigen Schacher gründlich abzuhelfen sich als geeignet erwies; Viele standen im Begriff, ihre Capitalien in Häuserbesitz zu verwandeln und verließen allmälig den unerquicklichen Boden eines Gewerbes, das man ihnen stets und so bitter zum Vorwurf gemacht. Mit dem Allen ist es nun vorüber, während zugleich allen jenen

Schein- und Trugkäufen, durch die das frühere Verhältniß sich auszeichnete, aufs neue Thor und Thür geöffnet ist.

Aus London.

October 1853.

U. In einer Siebenschläfersage — ich glaube von einem Schäfer in Ungarn — wird erzählt, daß der Schläfer, als er erwacht, eine angefangene Arbeit fortsetzen wollte und sich wunderte, wie die Dinge um ihn her sich verändert hatten. Ihr Correspondent erwacht aus einem ebensolchen Schlaf, aber, glücklicher als jener Hirt, kann er füglich da anknüpfen, wo er abgebrochen. Es ist den Sommer über viel geschehen, aber wenig anders geworden. Der Faden, der durch die Geschichte läuft, wie die Seele durch die Neunauge, ist die türkische Frage. Im Mai wußte kein Mensch zu sagen, wie sie eigentlich stehe, heute weiß es auch Niemand. Im Mai war die Diplomatie mit der Lösung beschäftigt, heute erst recht. Was die Continuität Ihres Blattes erfodert, einen nothdürftigen Zusammenhang herzustellen, läßt sich mit wenig Zeilen machen, und was dabei verloren geht, ist wirklich des Bedauerns nicht werth. Mentschikow verlangt die Unterzeichnung eines Vertrages, dann eines Seneb, dann wenigstens einer Note, welche die christlichen Unterthanen der Pforte in religiöser und, was in der Türkei damit zusammenhängt, in bürgerlicher Beziehung zu Unterthanen des russischen Kaisers machen würde, und droht andernfalls mit Gewaltmaßregeln, die aber nicht Krieg heißen sollen, damit die ältern Verträge nicht zerrissen werden, namentlich der von 1841, der die Dardanellen im Frieden schließt. Die Pforte will nicht. England und Frankreich fragen bei der östreichischen Regierung an, ob sie mit ihnen gemeinschaftlich einschreiten wolle. Sie antwortet, erst wenn die Russen über den Pruth gegangen, sei die Zeit zu diplomatischen Vermittelungsversuchen. So hat Lord John Russell wörtlich im Unterhause erzählt. Den westlichen Mächten leuchtet das ein; die Russen nehmen gemächlich von den Fürstenthümern Besitz und die westlichen Mächte bitten die Pforte, um Gottes willen still zu halten und das Ding nicht Krieg zu nennen. Die Pforte fügt sich. Nachdem die Diplomatie so die Russen ins Land gebracht hat, macht sie die Entdeckung, daß es wol nothwendig sein dürfte, sie wieder hinauszubringen, und daß zu der ursprünglichen einen Frage jetzt noch eine sehr unangenehme zweite hinzugetreten ist. Seine musikalische Herrlichkeit der Graf Westmoreland, und die Gesandten Preußens und Frankreichs beginnen also mit dem östreichischen Premierminister Grafen Buol, Schwager des russischen Gesandten von Meyendorff, zu protokolliren und bringen eine Note zu Stande, in der, wie die ministerielle Presse der betheiligten Länder bis zum Ueberdruß versicherte, die unstatthaften Mentschikow'schen Foderungen beseitigt und die Selbständigkeit der Pforte durchaus gewahrt sei. In einem nach den bestehenden Verbindungen unbegreiflich kurzen Zeitraume erklärt Rußland sich mit dieser Note einverstanden, „vorausgesetzt, daß aber auch kein Buchstabe daran geändert werde". Allgemeines Hallelujah. Von der Räumung der Fürstenthümer ist in dem Documente nichts gesagt; sie wird dem Schicklichkeitsgefühl der Russen überlassen. Beiläufig ergibt sich dann doch auch die Nothwendigkeit, das Docu-

ment dem Sultan vorzulegen, der es unterzeichnen soll und eigentlich die Hauptperson in dem ganzen Handel ist. Er findet, daß die Note die ganzen Mentschikow'schen Foderungen enthält, und schlägt daher einige Redactionsänderungen vor. Die ministeriellen Blätter in Paris und London finden, daß durch diese Aenderungen der Sinn nicht geändert, nur deutlicher gemacht werde, und die wiener Conferenz nimmt sie ohne Weiteres an. Jetzt sagt der russische Kaiser Nein, uud zwar, wie dieselben Blätter versichern, nur aus formellen Gründen; er halte es unter seiner Würde, sich von der Pforte die Fassung vorschreiben zu lassen. Sofort besinnt die wiener Conferenz sich anders und instruirt „ihre" Gesandten in Konstantinopel — so drückten die „Times" sich aus — Alles aufzubieten, um den Sultan dahin zu bringen, daß er seine Amendements zurücknehme und die wiener Note unterzeichne. Die Gesandten thun wie befohlen, aber die Pforte beharrt. Nach einigen Tagen langt in Konstantinopel eine „besondere Arbeit" des Grafen Nesselrode an, in der ausgeführt ist, daß Rußland die wiener Note genau so versteht wie der Sultan, als ein Anerkenntniß aller Mentschikow'schen Foderungen, und daß es deswegen die Amendements verwirft. Die ganze diplomatische Arbeit des Sommers ist ein Misverständniß gewesen, und man muß von vorn anfangen. Die Pforte, eines Zustandes überdrüssig, der für sie alle Nachtheile des Krieges, für Rußland alle Vortheile des Friedens hat, erklärt den Krieg und gewinnt damit für die fernern Verhandlungen eine ganz neue Basis. Krieg zerreißt die Verträge. Es ist also jetzt tabula rasa — ein Gedanke, so schrecklich für die Diplomatie, daß sie ihn sich gar nicht gesteht.

Friedlicher Leser, der du nach funfzig Jahren dies Heft von bestäubten Bretern nimmst oder — habent sua fata libelli — das Blatt in Gestalt einer Düte oder eines Haubenmusters in die Hand bekommst: du hast in diesen Zeilen die ganze Geschichte. Incommodire dich nicht weiter mit den Zeitungen Jahrgang 1853, vor allem nicht mit den Leitartikeln der „Times". Da liegt zwar noch eine französisch-englische Flotte, wie die Welt sie nie gesehen, in Besikabai am alten Troja: aber der Graf Clarendon und Hr. Drouin de Lhuys haben viel Tinte daran verwendet zu beweisen, daß die Sendung der Flotte keine Gegendemonstration gegen die Invasion der Fürstenthümer sein kann, da sie beschlossen wurde, ehe die Russen über den Pruth gingen, überhaupt keine Demonstration, da ja Jeder in Besikabai ankern könne, mit andern Worten, daß die Flotten — nichts bedeuten.

Es hat wirklich sein Gutes, einmal Siebenschläfer zu sein, einen größern Zeitraum zu überblicken, weiter abzutreten von dem täglichen Detail der Ereignisse. Es ist, als ob man von einem Berggipfel auf die Gegend zurücksähe, die man langsam durchwandert hat. Einige Züge treten groß und scharf hervor. Am 15. October weiß Niemand besser zu sagen, wie der Streit enden wird, als am 15. Mai. Die Diplomatie hat einen Schlag erhalten wie noch nie. Der englische Nationalcharakter hat sich in einem neuen Lichte gezeigt.

Es ist nicht die englische Diplomatie allein, die schlecht bestanden hat; aber weil sie binnen wenig mehr als Jahresfrist die zweite ungeheure Niederlage erlitten, und weil in England sich eigenthümliche Erscheinungen an diese Erfahrung knüpfen, ist hier wol die Stelle, den Gegenstand zu besprechen.

Im Mai 1852 setzte der Graf Malmesbury seinen Namen unter einen Vertrag, der die Erbfolgeordnung in Dänemark umstößt, dem dänischen Volke das Recht nimmt, bei der neuen Anordnung gehört zu werden, 22 erbberechtigte Prinzen ausschließt, eine Linie, die bisher ganz fern stand und auf die der Kaiser von Rußland folgt, zum Thron beruft, einen Vertrag, der mit den Worten des dänischen Archivars „die dänische Krone zu einer Secundogenitur des Hauses Romanow macht". Dieser Vertrag war im größten Geheimniß zu Stande gebracht. Das Parlament bekümmerte sich nicht darum. Die öffentliche Meinung war vollkommen gleichgültig gegen den Ausgang der dänischen Wirren, seit nur die Feindseligkeiten eingestellt, der Schacher nicht mehr gestört war. Ein einziger Mann in England, ja in der Welt, hielt sein Auge fest auf das Conferenzzimmer gerichtet, in dem der Vertrag zurechtgewispert wurde und prophezeite ein Jahr vor der Unterzeichnung fast auf den Buchstaben, was das Ende sein werde. Ein einziges Exemplar seiner Broschüre wurde verkauft, wie er neulich auf einem Meeting erzählte. Die „Times" versichern die Welt, Rußland habe verzichtet, und die Welt glaubt das. Nachdem der Vertrag geschlossen war, während er dem dänischen Parlamente durch eine dreimalige Auflösung aufgezwungen wurde, fing man an, die Broschüre zu lesen, und entdeckte, daß der Verzicht sich nur auf das gegenwärtige Arrangement bezieht, nicht auf die Ansprüche, die existent werden, wenn die berufene Linie ausstirbt oder entsagt — entdeckt man, daß nach aller menschlichen Berechnung in nicht ferner Zukunft der Sund russisch sein wird! Was sagt Graf Malmesbury zu der Entdeckung? „Das ist ein merkwürdiger Vertrag; er hat alle Welt zum Narren gemacht!" Was thut das Parlament? Es läßt sich, da ein junges, unabhängiges Mitglied die Vorlegung der Verhandlungen verlangt, von Lord Palmerston damit abspeisen: die Verhandlungen zu lesen, würde sehr langweilig, sie zu drucken, sehr kostspielig sein! Was thun die regierenden, besitzenden, „respectabeln" Classen? Nichts! Die Curse werden ja von der Sache nicht afficirt.

Ein Jahr später zeichnet die englische Diplomatie ein Document, das die Dardanellen russisch machen würde, bestürmt dringend den Sultan, es anzunehmen, stellt ihm die englische Flotte zu seiner Disposition, um es dem widerstrebenden Volke aufzuzwingen. Urquhart, der Eine, der gewacht, und der deshalb von allen weisen Leuten jahrelang für verrückt erklärt worden, hat Recht zu sagen, wie er auf einem Meeting in Longton gethan: „Wenn in den Ruinen von Babylon oder Niniveh die Spuren einer Geschichte gefunden würden von soviel Kunst auf der einen, soviel Blindheit und Gleichgültigkeit auf der andern Seite — das gebildete Europa würde sich mit brennendem Interesse auf den Gegenstand werfen. Aber das Stück spielt in der Gegenwart; es handelt sich um eure eigene Sicherheit und Ehre um eure Existenz als große Nation. Folglich haltet ihr es nicht der Mühe werth, euch danach umzusehen!" Und nicht weniger merkwürdig ist die Gestalt und das Schicksal des Mannes, der so spricht. Kassandra wird in unsterblichen Gesängen gefeiert; der Name David Urquhart konnte bis vor kurzem nicht ausgesprochen werden, ohne ein Lächeln zu erregen. Der Spott, mehr noch das consequente Schweigen der Presse über ihn hatten ein solches Vorurtheil erzeugt, daß es selbst mir eine kleine

Ueberwindung kostet, ein Wort der Anerkennung über ihn auszusprechen. Als Attaché an mehren englischen Gesandschaften, zuletzt in Konstantinopel, hatte er die tiefe Ueberzeugung gewonnen, daß Rußland unablässig an der Ausführung des Peter'schen Testaments — sei es echt oder nicht — fortarbeite, daß es durch die Presse den Völkern, durch die Diplomatie den Regierungen einen der Zaubertränke beigebracht, die man im Orient und einst in Italien zu brauen verstand, und die dem Opfer nicht den Gebrauch der Vernunft überhaupt, aber einer besondern geistigen Fähigkeit rauben. Als die Elemente dieses Trankes betrachtet er alle die Schlagworte, die während der letzten 40 Jahre in Europa umgelaufen sind: conservativ, destructiv, Solidarität der conservativen Interessen, aber auch Constitutionalismus, Demokratie, Nationalität. Er glaubt, daß die ganze neuere Geschichte von Rußland gemacht ist, wie man eine Novelle schreibt. Alle revolutionären Bewegungen leitet er von diesem Staate ab, hält jeden Revolutionär für ein bewußtes oder unbewußtes Werkzeug, jedes Cabinet für ein Bureau Rußlands. Er glaubt endlich, daß diesen Gefahren der wirksamste Widerstand an der Donau entgegengesetzt werden kann. Als Geschäftsträger in Konstantinopel versuchte er, bei Gelegenheit der Blockade der tscherkessischen Küste, es zwischen Rußland und England zu einer scharfgestellten Frage, wenn möglich zum Bruch zu bringen, und Palmerston rief ihn ab, weil, wie er 1848 in seiner Vertheidigung sagte, den Anmaßungen Rußlands nicht anders zu begegnen wäre als mit einer Kriegserklärung. Nach London zurückgekehrt, gelang es Urquhart, das Ohr des Königs Wilhelm zu gewinnen. Es geschah mancherlei, so die Herausgabe des „Portfolio", und Wichtigeres ward vorbereitet, als der König starb. Sein vertrauter Freund Sir Henry Taylor hat seine ganze auf die orientalische Politik bezügliche Correspondenz an Urquhart vermacht mit dem Auftrage, sie zu publiciren. Ist erst die Rücksicht auf noch lebende Personen weggefallen, welche die Veröffentlichung bisjetzt verzögert hat, so dürfen wir interessanten Enthüllungen entgegensehen. Nach des Königs Tode versuchte Urquhart im Parlament und durch die Presse das Volk aus der Schlafsucht aufzurütteln; ohne Erfolg. Allerdings sind seine Eigenthümlichkeiten nicht ohne Schuld daran. Er spricht nicht nur in so condensirten Gedanken, sondern auch in so schneller Rede, daß es schwer ist zu folgen, und auch sein Stil ist durchaus unpopulär. Aber das erklärt noch immer nicht, weshalb nicht Schriftsteller, die für das große Publicum zu schreiben wissen, die Erzgänge von interessanten Thatsachen und geistreichen Gedanken ausgebeutet haben, die sich in seinen Schriften finden, wie in „The spirit of the East"; „The pillars of Hercules"; „The war in Afghanistan"; „England, France, Russia and Austria". Einzelne Wenige schöpften daraus; der Schluß von einer der brillantesten Philippiken Benjamin D'Israeli's gegen Sir Robert Peel war die Parodie einer Stelle aus Urquhart's Buch über Afghanistan! Conservative und Liberale beachselzuckten ihn als einen Schwärmer; das Unterhaus wurde „ausgezählt", wenn er einen Antrag auf der Tagesordnung hatte. Er wurde des Redens überdrüssig und trat bei der letzten Wahl gar nicht mehr als Candidat auf, obwol sein alter Wahlkreis Stafford ihm sicher gewesen wäre. Ich will keineswegs alle Behauptungen und Folgerungen Urquhart's unterschreiben; aber seine Werke enthalten eine Masse von Thatsachen, gewonnen

theils durch seinen langen Aufenthalt und seine Reisen im Orient, theils durch ausgebreitete persönliche Bekanntschaften, theils durch unermüdetes Studium seltener oder langweiliger Werke, so der Blauen Bücher, und in diesen Thatsachen ist ihm nie ein Irrthum nachgewiesen, der erheblich wäre. Erst seit die neuesten Ereignisse ihm auf eine so eclatante Weise Recht gegeben haben, finden seine Werke Käufer. „The progress of Russia" wird eben zum vierten male aufgelegt. Man sieht das Buch auf allen Eisenbahnstationen; man erkennt seinen Einfluß in allen Zeitungen; der Schluß der gefeierten Palmerston'schen Rede gegen Cobden und die breitspaltigen Artikel der „Morning Post" sind Umschreibungen Dessen, was Urquhart gesagt; zu den Artikeln der radicalen Wochenblätter gegen das diplomatische Geheimniß hat er das Thema geliefert. Aber eine Anerkennung habe ich nur einmal gefunden, in dem toryistischen „Morning Herald", und Recensionen des Werkes sind nur in zwei unbedeutenden Revuen erschienen. Die Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung liegt nicht weit. Wer das Buch besprechen will, der muß auch über den Haupt- und Schlußgedanken desselben sprechen: daß der russische Gesandte England regiert. Und den Gedanken weiß man ebenso wenig anzufassen wie ein glühendes Eisen mit bloßen Fingern. Man hat zu viel Stolz, ihn zuzugeben, und zu wenig Argumente, ihn zu widerlegen.

Aber das ist erreicht, daß die Glorie der Diplomatie zerronnen ist. Der dänische Vertrag und die wiener Note haben gezeigt, was die Diplomatie versteht, das Blaue Buch über die Donau, was sie vermag. Der Schluß jener Correspondenz, in dem der englische Gesandte, weil er in vier Jahren nichts ausgerichtet, sich mit dem östreichischen zusammenthut, weil der auch seit Jahren nichts ausgerichtet — buchstäblich die Geschichte von den beiden Hasen, die sich alliiren, um mit vereinten Kräften dem Hunde zu widerstehen — muß auf jeden Leser einen unwiderstehlichen Effect üben. So hat hier in den letzten Wochen eine Agitation gegen die geheime Diplomatie begonnen. Wieder ist es Urquhart, der den Impuls dazu gegeben. Auf einem Meeting in Stafford wurden auf seinen Vorschlag Resolutionen angenommen und der Krone zu überreichen beschlossen, die dahin gehen, daß die stehenden Gesandtschaften abgeschafft und der alte Rechtsbrauch wiederhergestellt werde, zu jeder Verhandlung mit auswärtigen Staaten einen besondern Beauftragten mittels speciellen Commissoriums unter dem großen Siegel und mit bestimmten Instructionen zu ernennen. Das Echo dieser Petition haben Sie auf dem Meeting in London-Tavern gehört, und von diesem Mittelpunkte wird es wieder in die Provinzen zurückgeworfen werden. Ich würde aber eine Täuschung begünstigen, wenn ich nicht hinzufügte, daß die Agitation bisher in den Mittelclassen wenig Anklang gefunden hat. Die Sache ist ihnen zu neu, obwol sie eigentlich das Alte ist. Aus dem „London Directory" das erste Blatt herausreißen mit der langen Reihe aristokratischer Namen? Denn wenn England seine Gesandten abruft, seinem Minister des Auswärtigen untersagt, beliebig zu conferiren und zu protokolliren, so werden auch die fremden Gesandten aus London verschwinden. In den Arbeitern scheint der Gedanke zu gähren. In London-Tavern weigerte sich ihr Sprecher, der aus dem Strike der Maschinenbauer bekannte Newton, das Amendement Urquhart's, daß die Krone ihr altes Prärogativ zurücknehmen möge, zu unterstützen, weil er Republikaner sei. In Longton und andern Orten haben Arbeiterversamm-

lungen den Antrag angenommen. Und was wird die Krone thun? wird sie den Kreis goldgestickter Schmetterlinge oder den Zuwachs an Macht vorziehen? Fürs erste hat der kleine Kreis von Männern, der für den Zweck arbeitet, „seine Kähne auf das Wasser zu werfen". Wer die ungeheuren Interessen und Vorurtheile betrachtet, die entgegenstehen, und die Langsamkeit des öffentlichen Geistes, wird fühlen, daß der Gegenstand gerade nicht ein brennender ist. Aber ein Correspondent soll auch auf Dinge aufmerksam machen, ehe alle Welt von ihnen spricht, und in die papierenen Umgestaltungen, mit denen Vetter Michel sich wol auf die nächsten Menschenalter begnügen wird, ist der an sich ganz verständige Gedanke ja leicht aufzunehmen. Die im Besitz der Gewalt befindlichen Parteien haben die andern oft damit verhöhnt, daß sie ja keine Diplomaten hätten, und die andern haben beschämt geschwiegen. Dem Mangel kann abgeholfen werden: „alle stehenden Gesandtschaften sind abgeschafft".

So wären wir über die Politik wieder im Laufenden. Von andern Dingen ein ander mal.

Notizen.

Das Germanische Museum in Nürnberg wird diese Stadt, für die es so ganz eigentlich geschaffen schien, nun doch verlassen müssen; die bairische Regierung hat den vierwöchentlichen Termin, den man ihr zur Entscheidung offen gehalten, verstreichen lassen, ohne überhaupt eine Antwort zu geben, und so ist denn die Verlegung des Museums nach Koburg ausgesprochen worden. Wie sehr wir dies Resultat beklagen würden, im Interesse des Germanischen Museums sowol als auch der Stadt Nürnberg selbst, haben wir schon früher wiederholentlich ausgesprochen und müssen auch jetzt, da die Entscheidung gefallen, bei dieser Ansicht beharren. Von der Liberalität des Herzogs von Koburg-Gotha denken wir darum natürlich nicht geringer, im Gegentheil, sie ist unter den obwaltenden Umständen doppelt dankenswerth und wird gewiß nicht verfehlen, die Popularität, deren dieser Fürst bereits genießt und die sich weit über die Grenzen seines Landes erstreckt, noch zu vermehren.

In Leipzig ist Hebbel's „Judith" gegeben worden und zwar mit vielem Erfolg, obgleich die Besetzung nichts weniger als mustergültig gewesen sein soll. Dagegen hat die jüngste Neuigkeit der königlichen Bühne in Berlin, das schon erwähnte einactige Schauspiel von Itzenplitz: „Gelbe Rosen", wiederum Fiasco gemacht und soll nur mit Mühe vor dem Auszischen gerettet worden sein. In Bremen und Breslau ist Wagner's „Tannhäuser" zur Aufführung gekommen; die Aufnahme wird an beiden Orten als überaus glänzend geschildert.

Eine höchst interessante Schrift für Kenner und Freunde der Kriegswissenschaft ist das Original der berühmten Phull'schen Vorlesungen, das unlängst bei F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel: „Essai d'un

système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires etc. par le Baron G. L. de Phull. Original français, publié par la première fois par le Baron F. de Batz" erschienen ist. Es sind das bekanntlich dieselben Vorlesungen, welche Hr. von Phull dem Kaiser Alexander gehalten; eine deutsche Bearbeitung derselben erschien schon vor etwa Jahresfrist und erregte damals mit Recht die lebhafteste Theilnahme aller Sachverständigen. Aber auch das jetzt veröffentlichte Original wird von ihnen mit Interesse gelesen werden, besonders da es verschiedene, dem Verfasser eigenthümliche Wendungen enthält und die Art und Weise desselben noch lebendiger und eindringlicher darstellt, als es in der Uebersetzung möglich war.

Der erwartete Umbau des königlichen Theaters in München, von dem die in Nr. 44 abgedruckte münchener Correspondenz berichtet, hat, neuern Briefen zufolge, die wir soeben aus München erhalten, bereits begonnen; das Theater ist am 22. October geschlossen worden, vorläufig auf vier Wochen, während deren einzelne Vorstellungen im Odeum stattfinden sollen. Man bedauert die Störung, welche Dingelstedt's vortreffliche Kunstbestrebungen dadurch erfahren, tröstet sich aber zum voraus mit der neuen Decorirung, die sehr geschmackvoll und prächtig werden soll, sowie auch der größern Bequemlichkeit der Sitze, für die man bei dieser Gelegenheit ebenfalls Sorge tragen wird.

Julius von Wickede, dessen Fruchtbarkeit allmälig dem Werthe seiner Productionen gefährlich zu werden droht, hat den ersten Band eines „Soldatenleben. Erinnerungen aus den neapolitanischen, südamerikanischen, griechischen, polnischen, spanischen und algierischen Feldzügen" (Stuttgart, Hallberger), F. W. Hackländer den zweiten Jahrgang der „Nicht illustrirten Soldatengeschichten. Ein Jahrbuch für das Militär und seine Freunde" (ebendaselbst) erscheinen lassen. Dahlmann's berühmte Darstellungen der englischen und französischen Revolution sind unter dem gemeinsamem Titel: „Zwei Revolutionen" (2 Bände, Leipzig, Weidmann), die erste in sechster, die andere in dritter Auflage erschienen; ebenso die zweite unveränderte Auflage von Jakob Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache" (2 Bände, Leipzig, S. Hirzel). Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: F. Tiedemann's (der berühmte Veteran, ehedem eine Zierde der heidelberger Hochschule, der sich in den letzten Jahren bekanntlich nach Frankfurt a. M. zurückgezogen hat) „Geschichte des Tabacks und anderer ähnlichen Genußmittel" (Frankfurt a. M., Brönner); F. Braun's „Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur" (Manheim, Bassermann und Mathy); F. C. Donders' „Die Nahrungsstoffe. Grundlinien einer allgemeinen Nahrungslehre. Aus dem Holländischen übersetzt von P. B. Bergrath" (Krefeld, Funcke); A. Ebert's „Handbuch der italienischen Nationalliteratur. Historisch geordnete Anthologie von der ältesten Zeit bis auf die neueste. Nebst einem Abriß der Literaturgeschichte" (Marburg, Elwert); der zweite Band von Joseph von Eichendorff's „Geistlichen Schauspielen des Calderon" (Stuttgart, Cotta) rc. Auch von Immermann's „Epigonen" wird eine zweite billige Auflage (3 Theile, Berlin, Ehle) angekündigt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 46.** 10. November 1853.

Südslawische Skizzen.

Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah.

Von

Siegfried Kapper.

I. Die „Blauen Berge". — Die Heiligen als heidnische Götter. — Die Wila.

„Nicht blos Afrika, sondern auch Europa hat noch seine Blauen Berge", hieß es kürzlich in diesen Blättern bei Besprechung einer Schrift, die zu den nachfolgenden Umrissen, sowol was den Stoff als den Verfasser anlangt, in inniger Beziehung steht, mit Bezugnahme auf die poetischen Schätze der südslawischen Volksstämme. Möge man die letztern immerhin noch den „Blauen Bergen" Europas zuzählen — und es gibt noch manche andere im Umfang unsers cultivirten Welttheils —, so hat es doch seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht an wiederholten und verdienstvollen Versuchen gefehlt, diese „Blauen Berge" dem Gesichtskreise der gebildeten Welt näher zu rücken; und wenn sie gleichwol immer noch nicht ganz in denselben eingezogen sind, so hat das seinen Grund darin, daß alles Fremdartige stets einer guten Weile bedarf, ehe es sich allgemein zu acclimatisiren, ehe es tief genug in den Bildungsstoff der Massen einzudringen vermag.

Das Verdienst, das Augenmerk der Gebildeten auf die Existenz einer eigenthümlichen, in ihrer Art höchst merkwürdigen poetischen Welt in der fast unmittelbarsten Nähe deutschen Schaffens und Forschens gelenkt zu haben, gehört zunächst dem deutschen Geiste an. Herder und Goethe waren die Ersten, die durch ihre morlachischen Lieder auf sie hinwiesen. So unvollkommen und in Auffassung sowol als Durchführung unrichtig und dem ursprünglichen Geiste entfremdet die Mittheilungen namentlich Herder's auch gewesen sein mögen, der Fingerzeig blieb nicht unbeachtet und erweckte bald fleißige Forscher auf dem neuentdeckten Gebiete, unter denen es einer deutschen Frau (Talvj: Therese Adolfine Luise von Jakob) vorbehalten blieb, den Ruhm des tiefsten Eingehens und des vielseitigsten Verständnisses zu erwerben. Die Gründlichkeit, mit der diese Dame ans Werk ging, ihre umfassenden Studien in Sprache, Geschichte und Leben des südslawischen Volks sind in der That bewundernswürdig, und lassen die gleichzeitigen Versuche Anderer auf demselben Gebiete, z. B. Wilhelm Gerhard's, weit hinter sich zurück, wie sie auch von den viel spätern Versuchen, z. B. Frankl's, Uhl's, namentlich aber Vogl's, obwol die „Blauen Berge" uns seitdem um ein Bedeutendes näher gerückt, immer noch nicht erreicht worden ist. Wenn sich die Poesie eines Volks, das wir zu unsern nächsten Nachbarn zählen, trotzdem noch immer nicht weitere Kreise zu gewinnen vermocht, so mag das in dem Mangel an historischem Interesse für dasselbe gelegen haben, welches nicht einmal durch die Befreiungskämpfe zu Anfang dieses Jahrhunderts dauernd angeregt werden konnte, zumal da die Geister Europas gleichzeitig von andern historischen Entwickelungen, und von solchen, die sie selbst näher angingen, in voller Aufregung erhalten wurden. In diesem Augenblick ist das anders. Gerade in jenen Gegenden, die seit Jahrhunderten für „Blaue Berge" galten, regt es sich lebendig und ganz Europa hat Antheil an den Wendungen der Geschichte, die sich theils unmittelbar in den Wohnsitzen der Urheber jener poetischen Schätze, theils in ihrer unmittelbarsten Nähe entwickeln oder vorbereiten.

Zur Kenntniß und Verständniß dieser Volksstämme durch die nachfolgenden Umrisse aus dem reichen Schatze ihres poetischen Schaffens etwas beizutragen und dadurch den Kreis Derjenigen, die sich für die merkwürdigen Dichtungsschätze selbst interessiren möchten, zu erweitern, dürfte in einem solchen Augenblicke nicht zur Unzeit sein, und das ist es, was die folgenden Blätter sich zur Aufgabe gestellt.

Die Poesie der gesammten Südslawen ist eine vorwiegend epische. Beschauungen der Natur, Versenkungen ins Gefühlsleben sind ihr durchgehends fremd. Schilderungen von Naturerscheinungen und lange Reflexionen kennt sie nicht. Was der Südslawe denkt, wird in seiner

Phantasie zur Handlung; was er fühlt, wird zur That. Wenn er singt, so ergeht er sich nicht in Anschauung und Analyse seiner Gefühle, sondern hält sich an etwas Geschehenes, oder doch thatsächlich Mögliches, feiert oder verdammt irgend eine That, will Staunen erregen oder auch irgend eine ethische Wahrheit in plastischer Verlebendigung vor die Augen führen. Selbst seine Liebeslieder sind durch und durch episch; sie sind nie subjectiv, stets objectiv.

Bei einer so entschiedenen, seit Jahrhunderten fortgeerbten und fortgeübten Richtung konnte es nicht anders kommen, als daß sich aus der Fülle epischer Gestaltungen allmälig eine Reihe von Gestalten, theils nachweisbaren, theils unnachweisbaren Ursprungs herausbildete, um die sich, als um eine Art Heroenkreis, im Verlaufe der Zeit der ganze südslawische Dichtungsschatz zu mehr oder minder zusammenhängenden Cyklen reihte. Dieser Heroenkreis ist nicht nur tiefinnerstes Eigenthum des südslawischen Volks im Allgemeinen, sondern lebt vom Kinde bis zum Greise, vom Rhapsoden des Marktplatzes bis zum Truppführer, der es nicht verschmäht, bei einem Becher Wein seine eigenen Thaten zu singen, im lebendigsten Bewußtsein jedes Einzelnen, ununterbrochen schaffend und fortdichtend. Jeder Einzelne im Volke trägt etwas von einem Poeten in sich, ohne daß es einzelne Poeten gäbe; Niemand sinnt für sich auf neue Gestalten, neue Conflicte, neue Lösungen. Der eigentliche Poet ist das ganze Volk, und was der Einzelne thut, ist eben nicht mehr, als daß er für Alle das Wort ergreift, Einen aus dem weiten Heldenkreise herausfaßt, ihn in diese oder jene Lage versetzt und seiner Natur entsprechend handeln läßt. Fast jedes Lied, das gesungen wird, ist auf diese Weise nichts Anderes als eine Art Fragment eines größern epischen Ganzen, das zwar nicht niedergeschrieben ist, nichtsdestoweniger aber in der Poesie des Volks besteht: ein Stück poetischen Selbstbewußtseins, ein Theil Geschichte, Religion, Politik, Ethik des Volks. Bei keinem andern Stamme, dessen Dichtungsweise uns bekannt ist, wiederholt sich diese Erscheinung. Weder irgend ein Volk germanischer noch romanischer Zunge hat noch heutzutage seinen derartigen Himmel voll Helden, die als stereotype Einzelgestalten Jedermann bekannt sind, und deren Namen der Sänger nur zu nennen braucht, um des Verständnisses und des Interesses bei dem Letzten seiner Zuhörer gewiß zu sein. Karl der Große, Friedrich Rothbart, der heilige Ludwig, der Cid sind vereinzelte Gestalten, und wie sehr man sie als allgemein bekannt voraussetzen kann, so leben die Deutschen, Franzosen und Spanier doch nicht so gegenwärtig in ihnen fort, wie der Südslawe in seinem Duschan, Lazar, Marko.

Aehnlichkeiten herauszufinden ist im Allgemeinen nicht schwer. Die Aehnlichkeit jedoch, die zwischen den Elementen der griechischen und südslawischen Heldendichtung obwaltet, ist eine zu auffallende, als daß wir nicht auf sie hinweisen sollten. Wie die griechische, so hat die südslawische Dichtung vor allem Andern ihren Olymp, ihre Götterwelt: Ueberlieferungen vorchristlicher Zeit ins Gewand des Christenthums gehüllt, christliche Heilige mit den Attributen vorchristlicher Götter ausgestattet. Durch und durch episch, konnte die südslawische Poesie des wunderthätigen Eingreifens übermenschlicher Wesen nicht entbehren; da sie aber die Götter der Vorzeit in die neue Lehre nicht herüberzunehmen wagte, die neue Lehre jedoch nichts bot, was diese Götter zu ersetzen vermochte, so griff sie zu dem merkwürdigen Auskunftsmittel einer Amalgamation. Hierdurch aber bewahrte sie auch ihren epischen Charakter, während dieser bei allen andern slawischen Stämmen, die mit den Göttern ihrer Vorzeit vollkommen brachen, ebenso vollkommen abstarb. Um dieses Auskunftsmittel zu rechtfertigen, mußte Gott selbst die Heiligen zu einer Versammlung in den Himmel berufen und unter ihnen die Theilung der Würden und Erdengüter vornehmen. Da wurde denn der heilige Elias Herr des Donners und erhielt den Namen gromovnik, der Donnerer; die heilige Maria Herrin der Blitze mit dem Beinamen ognjena, die Feurige; Sanct-Petrus Herr des Weines und des Weizens, nebstbei Schlüsselbewahrer des himmlischen Zarenthums; Sanct-Johannes Beschützer der Familie und der Freundschaftbündnisse; der heilige Nikolaus Herr der Gewässer und Schutzpatron der Furten; Sanct-Thomas Bewahrer der himmlischen Siegel; der Erzengel Michael Herr des Herbstes; der heilige Sabas Herr des Winters, des Eises und des Schnees; der heilige Georg Herr des Frühlings und der Blumen; Sanct-Panteleimon Herr der Stürme, ganz im Sinne des alten Aeolus. Dieser Heiligen-Götterkreis, dem allenfalls die Heiligen-Patronate des Katholicismus einigermaßen verwandt sein möchten, nimmt Theil für und gegen die Menschen, ist ihnen behülflich oder hinderlich, und vertritt in der Poesie den übernatürlichen Einfluß, die Moral und das Christenthum. Sie besuchen den Sämann auf dem Acker, sie schweben in Wolken gehüllt über den Schnittern, die am Sonntag, den Geboten der Kirche entgegen, die Frucht des Feldes hineinschaffen, um sie vor den Türken in Sicherheit zu bringen, und vergeben ihnen die Sünde:

Denn dem Türken kann der Christ nicht trauen,
Ungemäht im Feld die Saat nicht warten.

Sie wissen, wo sie das Strafamt zu üben haben, und wer ihnen im Leben entgeht, den ereilen sie im Tode, wie dies z. B. in der Legende „von der sündigen Seele“ erzählt wird, in welcher wir nebenbei die

Heiligen Elias und Nikolaus als eine Art Herren der Unterwelt kennen lernen und den Glauben an einen Strom, über welchen die abgeschiedenen Seelen von diesen Heiligen, die dabei die Stelle eines Charon vertreten, in einem Kahne hinübergeschafft werden, auf christlichen Boden versetzt finden. Es ist nämlich Sonntag. Sanct-Nikolaus ruht unter einem Oelbaum mit goldenen Zweigen und silbernem Laube, auf einem goldenen, mit Rosen bestreuten Lager. Da tritt zu ihm der Spender des ewigen Friedens, der „Wojewode" Elias, und fodert ihn auf, sich zu erheben, mit ihm die Kähne auszurüsten, zur Oberwelt zu gehen und die „Seelen" aus jener Welt in diese zu überführen. Sanct-Nikolaus meint zwar, es sei Sonntag, ein Tag, an welchem eigentlich „nur getauft und getraut, das goldene Haar gekämmt und die weiße Wange gepflegt werden solle", leistet aber endlich der Auffoderung Folge. Auf der Oberwelt angelangt, nimmt er die Seelen in den Kahn. Nur dreien Seelen verweigert er die Aufnahme unbedingt: einer, die den Frieden der Familie nicht heilig geachtet und den Gevatter vor Gericht gezogen, der andern, die mit den Nachbarn in Feindschaft lebte, und der dritten, die den guten Leumund einer Jungfrau durch üble Nachrede untergraben.

Nur eine einzige Gestalt hat sich aus dem Glauben der Vorzeit in die christliche Poesie herübergerettet, frei von aller christlichen Zuthat — die Wila, ein luftiges, leidenschaftliches, amazonenartiges Weib, das in Bergwäldern und Felsgebirgen wohnt, den Helden Haß schwört oder sich mit ihnen verbrüdert, mit ihnen ringt oder ihnen im Kampfe ungesehen beisteht, sie warnt oder ins Verderben lockt, krank macht oder heilt, wie sie denn überhaupt als Urheberin von Krankheit und Leiden gilt, und andererseits die gesammte populäre Medicin vertritt, eine Art Hygiea. Diese Wila ist sehr patriotisch gesinnt, durchweg geschworene Feindin aller Türken und als solche die besondere Freundin der Bekämpfer dieser Letztern, der Haiducken. Als z. B. einmal der berühmte Haiducke Nowak den Kaufmann Manoilo überfällt und von diesem in die Flucht geschlagen wird, ruft er die Schwester Wila zu Hülfe. Alsogleich nimmt diese die Gestalt eines schönen Weibes an, umstrickt als solche die Sinne des Kaufmanns und überliefert ihn dem Haiducken. Ein andermal, als die Türken unter drei Vesiren gegen Belgrad heranziehen, ist sie es wieder, die durch ihren Ruf die nichts Arges ahnenden Bewohner der Stadt vor der drohenden Ueberrumpelung bewahrt. Auf gleiche Weise waltet sie in fast allen Beziehungen des Lebens, bei der Geburt, in der Liebe, in der Familie, in der Ehe, bei Gericht und selbst im Tode. So innig ist sie in die Weltanschauung des Volks verwoben, daß selbst Aebte und Patriarchen, ja sogar die Heiligen es nicht verschmähen, sie trotz ihrer durchaus heid-

nischen Natur „Bundesschwester" zu nennen. Wie sie wohnt, und wie sie lebt, möge einigermaßen folgendes serbische, dem Munde des Volks entnommene Lied zeigen:

Ein Berg höher als der and're,
Doch der höchste ist der Lovtschen;
Distel nur und Dornen gibt's dort,
Ew'gen Schnee und ew'ge Fröste,
Sturm jahraus jahrein und Regen,
Und die Wilen, die dort wohnen
Schwingen drunter ihre Reigen.
Reitet dort ein Held vorüber,
Um der Liebe Glück zu werben,
Und die Wilen schauen ihn,
Rufen sie ihm zu zur Stelle:
Kehr bei uns ein, wack'rer Held!
Sieh, bei uns hier weilt dein Glück,
Hüllt sich ein in Sonnenschein,
Nährt sich von bleichem Mondenglanz,
Schmückt sich mit weißem Sternenkranz!

Das Arsen.

Eine chemische Excursion.

Von

Wilhelm Wicke.

„Arsen" — „Arsenik" — es ist ein unheimlicher Klang: geheime Verbrechen, haarsträubende Geschichten von Giftmischern und Erbschleichern, entsetzliche Bilder von Todesqual und Grab und Schaffot führt er uns vor die Seele, und mancher empfindsame Leser und noch mehr manche schöne Leserin ist schon im Begriff, die nachstehenden Seiten voll heimlichen Schauders zu überschlagen. Aber unbesorgt, wir haben es hier keineswegs blos mit dem bekannten Gifte zu thun, sondern mit dem Arsen überhaupt, einem sehr verbreiteten metallähnlichen Element, das uns in den mannichfaltigsten Verwandlungen hier und da begegnet und zu den friedlichsten und nützlichsten Zwecken verwendet wird. Die Geschichte dieses Arsens ist die Geschichte der Chemie selber; in engem Rahmen führt sie uns alle Phasen vor, welche die Wissenschaft selbst durchlaufen hat. Und darum scheint mir dieser Stoff vor manchem andern geeignet, vor einem Publicum wie dasjenige des „Deutschen Museum" abgehandelt zu werden.

Am frühesten bekannt waren die Schwefelverbindungen des Arsens; wegen ihrer Benutzung als Farben wurden sie hochgeschätzt. Namentlich kannte man die beiden natürlich vorkommenden, das rothe und gelbe Schwefelarsen, von welchem letztern schon Dioskorides, im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, berichtete, daß es seiner goldähnlichen Farbe wegen dem rothen, drachenblutfarbenen, vorgezogen werde. Auch die noch jetzt gebräuchlichen Namen Auripigment (gelbes Schwefelarsen) und Realgar oder Sandarache (das rothe) traten schon frühzeitig auf. Ein einfacher Versuch führte weiter zur Kenntniß des

weißen Arseniks (Rattengift); mit der Entdeckung dieses Körpers aber war dann ein ganzer Schatz neuer Beobachtungen aufgeschlossen. Indem man nämlich Schwefelarsen in einem irdenen Geschirr erhitzte, bemerkte man, wie sich ein weißer Rauch entwickelte, der sich in den kältern Theilen des Gefäßes mehlartig absetzte. Durch diese einfache Manipulation war die Entdeckung jenes Giftes gemacht, dessen sich das Verbrechen durch alle Jahrhunderte mit besonderer Vorliebe bedient hat. Geber (im 8. Jahrhundert), der dieser Entdeckung erwähnt, führt das erhaltene Product als weißen Arsenik auf und macht dazu die Bemerkung, daß der so erhaltene Körper nicht mehr brenne, wie der gethan, woraus er entstanden.

Um hier einen Augenblick erörternd einzugreifen, so ist der chemische Vorgang bei der Verbrennung des Schwefelarsens dieser, daß sich der Sauerstoff der Luft sowol mit dem Schwefel als mit dem Arsen verbindet. Ersterer entweicht gasförmig als schwefelige Säure, ohne sich zu verdichten. Das Arsen, mit dem Sauerstoff arsenige Säure bildend, ist bei der Temperatur, bei welcher sie entsteht, ebenfalls ein Gas, daher der weiße Rauch; bei einer niedrigern Temperatur jedoch verdichtet es sich zu einem festen Körper und daher dann das Erscheinen des weißen Sublimats an den kältern Partien des Apparats.

Von der ersten Bekanntschaft der Schwefelverbindungen des Arsens an bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man zwar eine ganze Reihe von Arsenpräparaten und auch das metallische Arsen bereits dargestellt, man war Herr der Methoden geworden: aber von einer Einsicht in die Natur der dabei waltenden Processe war noch keine Rede. Im Gegentheil, man verkannte das Wesen des Arsens so sehr, daß man sogar keinen Anstand nahm, es zu allerhand angeblichen Hexenkünsten zu benutzen. So besonders in jener Periode der Wissenschaft, die man als die alchemistische zu bezeichnen pflegt. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die unedlen Metalle degradirte edle Metalle seien, daß sie (wie man sich ausdrückte) mit einer Krankheit behaftet, die sie des Vermögens als Gold oder Silber zu erscheinen beraubt habe, machte man die abenteuerlichsten Versuche, die verkappte edle Natur in ihnen wieder zum Vorschein zu bringen. Zu dem Ende wurde besonders das Arsen benutzt, dessen heilkräftige Wirkung gegen verschiedene Krankheiten sich bereits erprobt hatte. Insonderheit war es ein Umstand, welcher dem Glauben Raum gab, daß man mit Hülfe des Arsens aus Kupfer Silber machen könne: die weiße Farbe nämlich, welche eine Legirung von Kupfer und Arsen zeigt. So lehrte Thomas von Aquino, daß man Silber erhalte, wenn man Kupfer mit weißem Arsenik verbinde und der Mischung noch das halbe Gewicht Silber zusetze. Dagegen trat zwar Albertus Magnus auf, indem er

zeigte, wie man nur das vermeintliche Silber zu erhitzen brauche, um zu sehen, wie das Arsen sich sofort wieder verflüchtige. Allein im Uebrigen verleitete auch ihn die weiße Farbe des Arsen-Kupfers zu der irrthümlichen Behauptung, daß das Arsen etwas „Mercurialisches", d. h. eine dem Quecksilber ähnliche Substanz sein müsse. Gerade umgekehrt verfuhr Becher (im 17. Jahrhundert), indem er zu beweisen suchte, daß das Quecksilber als flüssiges Arsen angesehen werden müsse. Und doch hatte schon lange zuvor Geber weit richtiger geschlossen, wenn er glaubte, das Arsen mit dem Schwefel identificiren zu können, da in der That beide in ihrem chemischen Verhalten sich sehr ähnlich sehen und, was auch schon damals bekannt war, ein Vehikel zur Vererzung der Metalle sind.

Die letzte unrichtige Ansicht über die Natur des Arsens und seiner Verbindungen fiel erst durch Lavoisier, den unsterblichen Mann, dem wir die Begründung einer wissenschaftlichen Chemie überhaupt verdanken. Nicht daß er speciell über das Arsen Untersuchungen angestellt hätte: aber wie es die Natur des Lichtes ist, nachdem es einmal aufgegangen, Alles zu durchdringen und aufzuhellen, so zerstreuten seine wissenschaftlichen Bestrebungen im Allgemeinen auch das Dunkel, das bisher noch auf dem Arsen geruht. Bekanntlich hatte Lavoisier sich zur hauptsächlichsten Aufgabe gestellt, den Verbrennungsproceß in seiner allgemeinen Bedeutung kennen zu lehren, und die bis dahin übliche Lehre von einem eigenen Brennstoff, dem sogenannten Phlogiston, auszurotten. Dies Phlogiston war ein hypothetisches Element, das man in allen Körpern, welche der Verbrennung fähig, als den Träger der Brennbarkeit voraussetzte; sobald ein Körper anfange zu brennen sowie während des Brennens selbst sollte es entweichen, weshalb man auch den Verbrennungsrückstand, in manchen Fällen also die sogenannte Asche, entphlogistisirt nannte. Die Phlogisten hatten für diesen Rückstand, sobald er ein fester Körper war, den allgemein gebräuchlichen Ausdruck „Kalk". Dagegen erhob sich nun Lavoisier und zwar mit der Wage in der Hand; nicht einer alten Hypothese setzte er eine neue gegenüber, sondern seine Beweisführung stützte sich auf Thatsachen die Jeder controliren, auf Zahlen und Maße die Jeder nachrechnen konnte. Mit der Wage in der Hand zeigte er erstlich, daß, wenn ein Körper verbrenne, nicht eine Gewichtsabnahme, sondern im Gegentheil eine Zunahme des Gewichts stattfinde: eine Erscheinung, die schlechthin unerklärlich, wenn die Theorie der Phlogisten begründet war. Dennoch entschlüpften dieselben noch einmal, indem das Haupt derselben, der berühmte Stahl, spitzfindig genug behauptete, das Phlogiston werde von andern Weltkörpern mehr angezogen als von der Erde, daher, wenn es entweiche, der rückständige „Kalk" wol schwerer sein müsse. Lavoisier jedoch ging weiter

und zeigte, wieder mit Hülfe der Wage, daß es der Sauerstoff der Luft war, welcher sich mit dem Körper während des Brennens verbinde und daß die Gewichtszunahme des verbrannten Körpers gleich sei dem Gewichte des während der Verbrennung aufgenommenen Sauerstoffs. Damit war für alle Zeiten der Weg gefunden, auf welchem allein ein wirklicher Fortschritt in der Chemie möglich: das Experiment hatte gesiegt über die hohle Speculation, und höher noch als das Verdienst, den Verbrennungsproceß experimental erkannt zu haben, steht der Ruhm Lavoisier's, der Begründer einer wahrhaft rationellen Untersuchungsmethode geworden zu sein.

In Betreff des Arsens nun ging aus den Lavoisier'schen Versuchen hervor, daß der weiße Arsenik die Verbindung des Arsens mit Sauerstoff und seinem chemischen Verhalten nach eine Säure sei. Sie wurde deshalb als arsenige Säure aufgeführt. Das Arsen aber mußte als ein Element in der wissenschaftlichen Bedeutung dieses Worts aufgefaßt werden.

Seinem chemischen Verhalten nach muß man das Arsen zu den Metalloiden, den metallähnlichen Grundstoffen, rechnen. Seine nächsten Verwandten hat es in dem Antimon, dem einen Bestandtheil des Brechweinsteins, und in dem durch die üblichen Streichhölzer allbekannt gewordenen Phosphor. Mit dem Phosphor theilt es die merkwürdige Eigenschaft, daß es eine, wie es scheint, ganz allgemeine Verbreitung über den Erdboden hat; vielleicht wird es sogar auch in meteorischen Massen angetroffen. Der Zweifel darüber wäre gehoben, wenn man gewiß wüßte, ob die von Monheim in Aachen aufgefundene Eisenmasse wirklich kosmischen Ursprungs ist; daß in ihr Arsen enthalten, wurde zuerst von Monheim bekannt gemacht und später von Stromeyer in Göttingen bestätigt.

1747 machte Marggraf bekannt, daß er Arsen in allen Zinnsorten gefunden und daß der Arsengehalt des besten Malakkazinns 8 Procent betrage. Diese Entdeckung wurde von der Akademie der Wissenschaften zu Paris einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt; sie ernannte eine Commission, die sich eigens mit Constatirung der Marggraf'schen Angaben befassen sollte. Der schließliche Bericht derselben lautete dahin, daß allerdings im Zinn Arsen enthalten sei, daß aber die Menge desselben höchstens 1 Procent betrage.

Seit dieser Zeit hat man das Arsen in Begleitung noch anderer Metalle angetroffen, namentlich tritt es sehr häufig in Gesellschaft des Eisens auf, wie man denn insbesondere eine Anzahl von Erzen hat kennen lernen, welche außer ihrer metallischen Grundlage, Eisen, Kobalt, Nickel u. s. w., noch Arsen in ihrer Mischung enthalten. In den meisten Mineralien dieser Art kommt auch Schwefel vor, wie in

dem Arsenkies, gebildet aus Schwefeleisen und Arseneisen. Als ein interessantes Factum muß die im Jahre 1844 von Walchner veröffentlichte Angabe bezeichnet werden, daß das Arsen fast ein steter Begleiter des Eisens; sie gab die Veranlassung zu einer in hohem Grade überraschenden Entdeckung, nämlich daß auch in den eisenhaltigen Mineralquellen Arsen zu finden sei. Bei ihrem ersten Bekanntwerden ließ diese Walchner'sche Entdeckung für die betreffenden Bäder das Schlimmste fürchten; doch zeigte sich bald, daß die im Wasser gelöste Menge Arsen zu gering, um nachtheilig einwirken zu können. So fand Rammelsberg, daß das Wasser des Alexisbrunnens im Selkethal auf 800 Pfund des Wassers $^1/_{10}$ Gran Arsen enthalte; nach Fresenius enthält der Kochbrunnen zu Wiesbaden in 1302 Pfund $^{39}/_{50}$ Gran Arsen, der Kesselbrunnen zu Ems $^{16}/_{25}$ Gran auf 1302 Pfund; Will, der die Quellen zu Rippoldsau untersuchte, fand in der Josephquelle 6 Gran, in der Wenzelquelle 4, in der Leopoldquelle 9 Gran Arsen auf je 1302 Pfund Wasser. Wennschon aus diesen Zahlen hervorgeht, daß eine so verschwindend kleine Quantität des Arsens nicht nachtheilig wirken kann, so muß auch die letzte Sorge beseitigt sein, wenn man erfährt, daß die quantitativen Analysen nicht mit dem Wasser, sondern mit dem abgeschiedenen Sinter vorgenommen und erst daraus die angeführten Zahlen berechnet wurden. Nun hat sich aber der Sinter theils durch jahrelanges Verdunsten des Wassers, theils durch chemische Veränderungen, welche derselbe an der Luft erlitten, gebildet, sodaß demnach die Quantität des zu einem bestimmten Zeitpunkt gelösten Arsens noch bedeutend geringer sein muß. Das Vorkommen des Arsens in eisenhaltigen Wässern selbst erklärt sich übrigens sehr einfach durch die auslaugende Wirkung, welche das Wasser, besonders das mit Kohlensäure beladene, in der Tiefe, also bei verstärktem Druck auf mit demselben in Berührung kommendes Gestein übt.

Dunkler ist der Ursprung des in dem Raseneisenstein fast nie fehlenden Arsens, um so mehr, wenn man annehmen darf, daß das Sumpferz unter dem Einfluß vitaler Kräfte sich bildet. Unter feuchten Grasarten und ganz besonders in den Torfmooren entsteht es ununterbrochen. Man kann aber daraus entnehmen, ein wie weit verbreiteter Stoff das Arsen ist. Orfila wollte sogar behaupten, daß es gleich dem Phosphor ein nie fehlender Bestandtheil des Thierkörpers sei; auch wurde die Richtigkeit der Orfila'schen Beobachtung von mehren französischen Chemikern bestätigt. Der berühmte Proceß Lafarge nämlich, in welchem Orfila als Chemiker functionirte, gab demselben Veranlassung, die Erde von pariser Kirchhöfen auf Arsen zu untersuchen; er behauptete dann, daß er überall das Gift gefunden habe, und glaubte, die Ursache davon in den Ausdünstungen der

durch Arsenik vergifteten Leichen suchen zu dürfen. Sei der Boden aber einmal — so schloß Orfila weiter — mit Arsenik imprägnirt, so werde derselbe von den Pflanzen aufgenommen und gehe demnächst durch die vegetabilische Kost auch in den Thierkörper über, wie er denn in der That bald darauf auch in den Knochen der verschiedensten Thiere Arsen gefunden haben wollte. Diese Orfila'schen Versuche wurden von Steinberg und Schnedermann wiederholt. Mit Gründlichkeit und Sorgfalt wurden von Ersterm die Muskeln und Knochen von Herbivoren sowol wie von Carnivoren untersucht, jedoch ohne Erfolg. Ebenso Schnedermann, der unter den günstigsten Verhältnissen arbeitete, indem er die Knochen eines Schweines analysirte, das drei Vierteljahre lang auf der andreasberger Silberhütte gelebt hatte, wo die Luft beständig nach Arsen riecht; allein auch er fand nichts, was das Orfila'sche Resultat bestätigte. Sollte es indeß mit den von Stein in Dresden im vorigen Jahre veröffentlichten Versuchen, wonach Arsen in der Asche der gewöhnlichen Küchengewächse enthalten ist, seine Richtigkeit haben, so möchte es allerdings sein, daß in seltenen Fällen Arsen in den Knochen gefunden würde. Doch würde auch daraus noch immer nicht folgen, daß es einen constanten Bestandtheil des Thierkörpers bildet. Nach Stein war in 100 Grammen Holzasche deutlich Arsen nachzuweisen, in 25 Grammen nicht mehr. In den Steinkohlen des Plauenschen Grundes, in den Rüben, im Weißkohl und in den Kartoffeln ist nach Stein ebenfalls Arsen zu finden.

Daß das Arsen, wenn es als arsenige Säure in Wasser gelöst ist, wirklich von den Pflanzen eingesogen und hernach in den Organen wiedergefunden wird, dafür sprechen directe Versuche verschiedener Beobachter. Chatin zog Getreide in einem absichtlich mit arseniger Säure vergifteten Boden. Er konnte später aus allen Theilen der Pflanzen Arsen abscheiden, nur nicht aus dem Samen. Auch Legrip's Versuche bestätigten diese Wahrnehmungen insofern, als er ebenfalls angab, daß, je höher die Ordnung, welche die der Untersuchung unterworfenen Pflanzentheile entnommen sind, desto geringer die Menge des Arsens, welcher eingedrungen. Herberger, der den Getreidesamen vor der Aussaat mit arseniger Säure beizte, vermochte in den daraus hervorgegangenen Pflanzen kein Arsen anzutreffen.

Aus allen diesen Versuchen ergibt sich nun, daß, wenn auch die arsenige Säure von den Pflanzen aufgenommen wird, sie doch keine physiologischen Functionen zu vollziehen berufen ist; sie dringt in die Pflanze zwar ein, aber nicht anders wie manche andern in Wasser gelösten Stoffe, tritt aus dem Kreislauf der circulirenden Säfte aber alsbald heraus und ist dann für die fernern Stadien des Wachsthums und der Ernährung als nicht vorhanden anzusehen. Soll aber, so

schließen wir weiter, irgend ein Stoff, der von den Pflanzen aus dem Boden entlehnt wird, dem Thiere zugute kommen, das sich von den Pflanzen nährt, so muß sein Vorkommen im Boden für die Pflanzen eine Lebensfrage sein und seine Ablagerung besonders in denjenigen Organen stattfinden, welche wiederum den Thieren als nothwendige und unentbehrliche Nahrungsstoffe vorgezeichnet sind, wie solches z. B. mit den phosphorsauren Salzen der Fall ist, die zwar in den Halmen und Blättern der Cerealien sich vorfinden, zumeist aber in den Samen enthalten sind; ihre weitere Bestimmung, in den Knochen der Thiere die incrustirende, ihnen Festigkeit verleihende Substanz zu bilden, erfodert dies.

Während nun der Doppelgänger des Arsens, der Phosphor, nirgend in unverbundenem Zustande vorkommt und wegen seiner großen Neigung, sich mit dem Sauerstoff der Luft zu verbinden, nirgend vorkommen kann, trifft man in der Natur das Arsen sowol in der Form von arseniger Säure und arsenigsaurer Salze als auch gediegen an. Wenn auch fähig, sich mit dem Sauerstoff der Luft bei gewöhnlicher Temperatur zu verbinden, schreiten doch die dadurch herbeigeführten Veränderungen nur sehr langsam vor. Das erste Zeichen einer erlittenen Einwirkung gibt sich durch das Anlaufen der Oberfläche mit sogenannten pfauenschweifartigen Farben kund; ein tiefer gehender Einfluß an der verminderten Cohäsion der Theilchen. Mit der Härte geht zugleich das metallische Ansehen verloren, bis man zuletzt eine bräunliche, ziemlich leicht zu pulvernde Substanz erhält. Berzelius wollte in ihr eine besondere Orydationsstufe des Arsens erblicken, die er als Suboryd aufführte; neuere Versuche jedoch haben wahrscheinlich gemacht, daß sie ein Gemenge von noch unverändertem Arsen mit arseniger Säure ist.

Das gediegene Arsen findet sich in schwarzen, nierenförmigen Massen, mit krummschaligen Theilungsflächen, ungefähr wie Zwiebelschalen über- und ineinander liegend, in fast allen ältern Gebirgen; eine bekannte Fundstätte ist Andreasberg im Oberharz. Im Handel ist es unter dem Namen „Fliegenstein" bekannt, da eine Abkochung desselben mit Wasser zur Vertilgung der Fliegen benutzt wird. Dies Präparat erhält seine Giftigkeit durch die darin gelöste arsenige Säure (Mäuse- oder Rattengift) und darf daher nur mit der größten Vorsicht benutzt werden. Die bergmännische Bezeichnung „Scherbenkobalt" für das natürlich vorkommende Arsen erklärt sich aus seiner eigenthümlichen Absonderungsweise. Ein großer Theil des käuflichen Arsens ist das Product der technischen Verarbeitung arsenikhaltiger Erze, von welchen der Arsenikkies das am meisten in Anwendung kommende Material ist. Er ist Gegenstand bergmännischer Gewinnung und wird auf Gängen

und Lagern in ältern Gebirgen, vornehmlich zu Reichenstein in Schlesien, dann auch zu Freiberg, Altenburg u. s. w. gefunden.

Die größte Verbreitung von allen Arsenerzen hat der Arsenikkies. Der Arsenikkies, wie eben angegeben wurde, eine Verbindung von Schwefeleisen und Arseneisen, wird durch höhere Temperatur zersetzt in der Art, daß das an Arsen gebundene Eisen sich zu dem Schwefeleisen begibt und von diesem gebunden wird, in Folge dessen dann das Arsen frei auftritt. Es ist bei der Temperatur, bei welcher es aus seiner Verbindung frei gemacht wird, ein Gas, das sich indessen in einer kältern Atmosphäre leicht verdichtet und sogar in compacten Massen absetzt; der dabei benutzte Apparat ist sehr einfach und die ganze Gewinnung sehr leicht.

In frischem Zustande ist das Arsen von zinnweißer oder stahlgrauer Farbe, nicht sehr hart, aber sehr spröde. Bei dunkler Glühhitze verdampft es, aber ohne vorher zu schmelzen. Der Dampf hat einen eigenthümlichen knoblauchartigen Geruch. Da es leicht ist, aus allen Verbindungen Arsendampf zu entwickeln, so ist der knoblauchartige Geruch desselben ein wichtiges Kriterium für die Erkennung des Arsens; selbst Spuren von Arsen sind dadurch aufzufinden. Wenn man Arsen in einer engen Glasröhre zum Glühen erhitzt, so sublimirt es, d. h. die Dämpfe setzen sich in dem kältern Theile der Röhre ab und bilden dann Das, was der Chemiker einen Arsenspiegel nennt. Dieser Arsenspiegel spielt in der gerichtlich-chemischen Nachweisung des Arsens bekanntlich ebenfalls eine Hauptrolle; wie er für diesen Zweck erhalten wird — davon an einer spätern Stelle. Bei sehr geringer Menge des Dampfes erhält man nur einen braunen Anflug; sonst aber einen schwarzen spiegelnden Ring, der, wenn man seine innere, dem Lichten der Röhre zugewandte Fläche mit der Loupe betrachtet, aus spitzen Rhomboedern besteht. Erhitzt man das Arsen bei ungehindertem Luftzutritt, so entzündet es sich und brennt mit bläulich-weißer Flamme, unter Entwickelung eines dichten weißen Dampfes. Fängt man diesen Dampf auf, so bildet er ein leichtes blendend weißes Pulver, das bei mikroskopischer Vergrößerung als aus lauter kleinen oktaedrischen Krystallen bestehend sich zeigt. Erhitzt man das Pulver, in einem an einem Ende zugemachten Glasrohr, so verflüchtigt es sich von neuem und bildet dann an einer kältern Partie der Röhre einen weißen Ring, der, wenn er von der Sonne beschienen wird, durch ein lebhaftes Blitzen seine krystallinische Beschaffenheit verräth. Ein bis zum Brennen erhitztes Stück Arsen in eine Glocke mit reinem Sauerstoffgas versetzt, brennt von selbst weiter, unter Bildung jenes schweren nebelartigen Dampfes, welcher sich theils an der Glaswand absetzt, theils

zu Boden sinkt. Ist genug Sauerstoffgas vorhanden, so wird auch die letzte Spur Arsen verbrennen.

Der weiße Rauch dabei ist weiter nichts als arsenige Säure, deren Entstehung wir hier im Kleinen betrachtet haben, die aber im Großen ganz nach demselben Princip, d. h. durch Oxydation arsenikalischer Erze auf Kosten des Sauerstoffs der Luft erhalten wird. Man bedient sich zu dem Ende eines Ofens, dessen innerer Raum die Form einer Muffel hat. Die vordere Oeffnung dient zum Eintragen und Herausnehmen der zu röstenden und gerösteten Erze, während die hintere den gebildeten arsenigen Säuren Abzug verstattet. Das Erz wird zunächst einer mechanischen Zerkleinerung unterworfen, dann in dünner Lage auf der Bodenfläche des Ofens ausgebreitet und bei Luftzutritt bis zum Rothglühen erhitzt. Dabei erfolgt die Oxydation, d. h. das Verbrennen des Arsens zu arseniger Säure, welche letztere bei der Temperatur, bei welcher sie entsteht, ein Gas ist und als weißer Rauch der hintern Oeffnung des Ofens zuströmt. Hier wird sie von einem Systeme communicirender Röhren aufgefangen, erkaltet alsbald und setzt sich als ein lockeres Mehl (Giftmehl) den Wänden an. So erhalten ist sie noch ein, theils durch nicht oxydirtes, theils durch Schwefel verunreinigtes Product. Sie wird vorläufig gesammelt — besondere Räume, die sogenannten Giftkammern, dienen zu ihrer Aufbewahrung —, um dann später einer Reinigungsoperation unterworfen zu werden. Hierzu dienen eiserne Kessel, die durch einen Hut oder Helm vollständig verschlossen werden können. Man füllt eine zweckmäßige Quantität der zu reinigenden arsenigen Säure hinein, verschließt darauf den Helm, verklebt die Fugen luftdicht und fängt an zu feuern. Die arsenige Säure sublimirt und setzt sich unter dem Hute, als dem kältesten Theile des Apparats, ab. Bald aber steigt die Temperatur so hoch, daß sie anfängt zu schmelzen, infolge dessen man nach beendigtem Versuche alle arsenige Säure in Form eines festen Kuchens von der Gestalt des Hutes erhält, der nun leicht durch einiges Klopfen in ganzen Stücken abspringt. Die arsenige Säure hat jetzt eine den Bedürfnissen des Handels entsprechende Reinheit und kann ohne weiteres verschickt werden.

Allein eine so einfache Operation die Reinigung der arsenigen Säure durch Sublimation auch ist, so kann sie doch für die Arbeiter höchst gefährlich werden, dadurch nämlich, daß durch das glühende Eisen arsenige Säure reducirt wird, infolge dessen eine leicht schmelzbare Legirung von Eisen und Arsen entsteht, welche den Apparat undicht und löcherig macht. Die Folge ist dann, daß die arsenige Säure, sich in den Arbeitsraum verbreitend, die Luft vergiftet.

Die durch Sublimation erhaltene arsenige Säure ist das soge-

nannte Arsenikglas des Handels, eine glasige, ganz amorphe Substanz, welche aber mit der Zeit krystallinisch wird: ein sehr merkwürdiges Verhalten, welches zuerst von Fuchs in München beobachtet und richtig erkannt wurde. Die Erscheinung beruht auf einer Anderslagerung der Atome, welche selbst in diesem starren Zustande noch einer Bewegung fähig sind. Sie beginnt zuerst an der Oberfläche und schreitet von da ab langsam nach dem Innern vor. Aeußerlich gibt das Phänomen sich dadurch zu erkennen, daß zuerst einige Stellen und zuletzt die ganze Oberfläche ein trübes, milchfarbenes Ansehen erhält. Schlägt man zu der Zeit der noch im Gange befindlichen Umwandlung ein Stück durch, so erblickt man einen noch unveränderten glasigen Kern, der von einer bereits in den krystallinischen Zustand übergegangenen Schale eingeschlossen wird. Die Krystalle zeigen die gewöhnliche Form der arsenigen Säure, das Oktaeder. Sehr treffend bemerkt Hausmann: „Eine solche Umwandlung des Arsenikglases in eine krystallinische Masse, ja sogar in völlig ausgebildete Krystalle gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Beispielen von Molecularbewegung bei rigidem Aggregatzustande und ist um so auffallender, da dem Anschein nach keine äußere Veranlassung dabei zu Grunde liegt und keine Mischungsveränderung in ihrem Gefolge ist, sondern allein die Tendenz der amorphen Masse, aus dem Zustande der Spannung in den des ruhigen dauernden Gleichgewichts, das den krystallinischen Zustand charakterisirt, überzugehen, die kleinsten Theile in Bewegung setzt. Auch gibt jene auffallende Verwandlung einen Beweis, daß die Länge der Zeit zuweilen etwas bewirkt, was die Natur in kurzer Frist nicht hervorzubringen vermag: eine Wahrheit, welche in der Naturforschung überhaupt, zumal aber in der Geologie besondere Berücksichtigung verdient."

Noch ein anderes, ebenso interessantes Phänomen knüpft sich an den Uebergang der amorphen arsenigen Säure in den krystallinischen Zustand. Löst man nämlich die arsenige Säure in heißem salzsäurehaltigem Wasser auf, worin sie löslicher ist als in kaltem Wasser, und läßt die Auflösung an einem dunklen Ort erkalten, so bemerkt man eine lebhafte Lichtentwickelung durch die ganze Flüssigkeit. Jedes Atom, das sich zur Erzeugung von Krystallen absetzt, gibt einen Lichtfunken. Dies eigenthümliche Verhalten wurde zuerst von H. Rose beobachtet. Löst man die einmal krystallinisch gewordene arsenige Säure von neuem auf, so erfolgt die zweite Krystallisation ohne das besagte Phänomen, welches somit von dem Uebergange der amorphen arsenigen Säure in den krystallinischen Zustand abhängig ist.

Was die Anwendung der arsenigen Säure betrifft, so war sie für den medicinischen Gebrauch in ältern Zeiten weit mehr in Aufnahme als jetzt. Daß sie gegen veraltete Wechselfieber, die der Heilkraft des Chi-

nins widerstehen, mit Erfolg gegeben werden kann, steht fest; andere Arsenpräparate bekunden schon auf den ersten Blick, was von ihnen zu halten. So bestehe das sogenannte „kosmische Pulver“ aus einer Mischung von 48 Gran arseniger Säure, 12 Gran Drachenblut, 2 Drachmen Zinnober und 8 Gran Schuhsohlenasche: ein Mittel aus der alten Schule, das durch seine originelle Composition historisch merkwürdig geworden ist. Die Anwendung der arsenigen Säure zur Vertilgung lästigen Ungeziefers sollte, soviel an der Polizei ist, ganz eingestellt werden. Angenommen, man habe wirklich Alles gethan, was Vorsicht an die Hand geben kann, um einer Verwechslung mit Zucker vorzubeugen, so ist damit die Gefahr einer zufälligen Vergiftung noch lange nicht beseitigt; schon um deshalb nicht, weil die Thiere, bevor der Tod eintritt, immer erst einen Theil des Giftes auswürgen; wie nahe liegt da nicht die Möglichkeit und wie oft ist es nicht wirklich schon vorgekommen, daß bei dieser Gelegenheit Speisen, Küchengeräthe ꝛc. mit der gefährlichen Substanz verunreinigt werden! Aber dessenungeachtet werden für diesen Zweck alljährlich die größten Summen arseniger Säure consumirt.

Auch in die Zuckerplantagen sollen in neuerer Zeit ungeheure Quantitäten Arsenik ausgeführt werden, zu dem Zweck, die Pflanzungen vor Wildschaden zu sichern; man bestreicht dabei das Rohr bis zu einer gewissen Höhe mit einer concentrirten Lösung von arseniger Säure in Wasser. Auch die Schafzüchter sollen sich des Arseniks bedienen, um damit die von der Räude befallenen Thiere durch Waschungen herzustellen. Auch diese Anwendung sollte einer scharfen Beaufsichtigung von Seiten der Polizei unterliegen, indem das Gift dabei in so unkundige Hände kommt und auf eine so rohe Weise benutzt wird, daß Unglücksfälle dadurch sehr leicht herbeigeführt werden können. Einen geradezu betrügerischen Gebrauch von der arsenigen Säure machen die Pferdehändler, indem sie dadurch ihren Thieren ein glattes Ansehen und eine gewisse Wohlbeleibtheit geben. Doch dauert diese Auffrischung nur kurze Zeit und hat alsbald ein allmäliges Hinsiechen im Gefolge. Ferner erzählt man, daß die Alpenjäger, wenn sie ihre beschwerlichen Touren antreten, eine kleine Menge arseniger Säure verschlucken, um sich dadurch länger bei Kräften zu erhalten. Die Anwendung des Arseniks in Kattundruckereien und Färbereien ist schon alt; ebenso die Verwendung auf den Glashütten zum Entfärben des durch Eisenoxydul grün gefärbten Glases. Die arsenige Säure wird dabei ihres Sauerstoffs beraubt, zu Arsen reducirt, und dieses verflüchtigt, sodaß die Anwendung der arsenigen Säure für diesen Zweck keinerlei Bedenken hat.

Komme ich jetzt auf die Benutzung arsenikalischer Farben, so ist

dies ein Capitel ohne Ende. Unzählige male ist schon von Seiten der Chemiker gewarnt worden, Eßwaaren und Spielzeug nicht mit Schweinfurter Grün zu beschmieren und kaum vergeht ein Jahr, daß nicht von Unglücksfällen berichtet wird, herbeigeführt durch den Genuß oder das Belecken solcher Waaren. Ebenso wäre es wol an der Zeit, nachdem Warnungsstimmen genug laut geworden, auch die durch Schweinfurter Grün colorirten Tapeten abzuschaffen; Baiern hat darin ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, indem es durch ein directes Verbot dem Misbrauch steuerte. Auch das Vergiften von Thierbälgen mit Arsenik, um sie in Naturaliencabineten vor Mottenfraß zu schützen, ist eine gefährliche Sache; die Schränke schließen nie so dicht, daß die giftigen Ausdünstungen nicht durchdringen könnten. Ebenso muß das sogenannte Fliegenpapier (Fliegentod), das mit einer Lösung von arseniksaurem Kali getränkt ist, wo es ausgelegt wird, wohl im Auge behalten werden; ein Kind, dem ein solches Papier in die Hand kam, sog es aus und mußte sterben.

Im Ganzen freilich ist die Wirkung der arsenigen Säure auf den Organismus noch sehr räthselhaft. Während das eine mal Magen- und Darmentzündungen beobachtet werden und das Nervensystem nicht gelitten hat, waren umgekehrt in andern Fällen Nervenaffectionen die vorherrschende Erscheinung. Häufig ist auch schon Tod erfolgt, ohne daß weder Störungen im Blute noch im Nervensysteme wahrnehmbar waren. Man hat deshalb die arsenige Säure, weil man die chemischen Veränderungen, welche sie im Organismus hervorbringt, nicht kannte, zu den sogenannten dynamischen Giften gezählt. Uebrigens wirkt sie auf alle Thierclassen giftig. Was vielleicht noch am ehesten Aufschluß über ihre eigenthümliche Wirkungsweise geben könnte, ist der Umstand, daß sie eiweisartige Substanzen in unlöslichen Zustand versetzt, coagulirt. Damit stimmt eine andere Erscheinung zusammen, nämlich das Aufhören und häufig gänzliche Daniederliegen aller plastischen Functionen bei chronischen Vergiftungsfällen. In welcher Quantität gegeben die arsenige Säure acut, ja tödtlich wirkt, ist nicht genau ermittelt. Der jeweilige Zustand des Magens und die Individualität des Kranken sind dabei natürlich von großem Einfluß und bringen vielfache Modificationen hervor. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß eine Gabe von 2—6 Gran eine tödtlich endende Vergiftung herbeiführt. Durch $4\frac{1}{2}$ Gran arseniger Säure wurde ein vierjähriges Kind innerhalb sechs Stunden getödtet; 3 Drachmen arseniger Säure tödteten einen berauschten Burschen von 17 Jahren erst nach 41 Stunden; von sechs Personen, welche $\frac{1}{8}$ Pfund Arsenik statt Zucker genossen hatten, starb ein elfjähriger Knabe ohne besondere Zufälle. Orfila erzählt, daß ein Mann, welcher 3 Drachmen Arsenik genommen hatte, noch zwei Stun-

den umherging, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen, und erst nach neun Stunden starb.

Rascher oder verlangsamt treten ferner die Wirkungen ein, je nachdem der Arsenik in Pulverform oder aufgelöst gegeben wurde, und auch in letzterm Falle macht es wieder einen Unterschied, ob die Lösung in Wasser geschieht oder in lauwarmen Flüssigkeiten. In Pulverform genommen muß sie erst durch die Flüssigkeit des Magens in den löslichen Zustand übergehen, was wegen ihrer geringen Löslichkeit immer eine langsamere Wirksamkeit hervorbringt.

Die gewöhnlichen Symptome einer Arsenvergiftung sind: häufig wiederkehrendes, anhaltendes Erbrechen, Zusammenschnürung des Schlundes, Angstgefühl, Kolikschmerzen, unregelmäßiger Puls, gehinderte Respiration, Ohnmachten. Dem Tode gehen sehr häufig die heftigsten Schmerzen und Krämpfe voraus. Erfolgt Genesung, so kann eine große Schwäche in den Armen und Unterschenkeln oft jahrelang anhalten. Chronische Arsenikvergiftungen haben ein allmäliges Abnehmen der Lebenskräfte, partielle Lähmungen, Hautausschläge, Krämpfe, Hautwassersucht zur Folge.

Ein unter allen Umständen wirksames Gegenmittel bei Arsenikvergiftungen aufzufinden, sind Aerzte und Chemiker vielfach bemüht gewesen. Auch sind ihrer eine große Anzahl bekannt gemacht und angepriesen, wiewol manche davon sich auf den ersten Blick als unzuverlässig oder gar die Wirkung des Giftes beschleunigend erweisen. So ist die von Bertrand empfohlene Kohle ganz nutzlos; auch die gerbstoffartigen Mittel, Essigsäure oder Zuckerwasser, die er anzuwenden versuchte, waren ebenso verfehlt. Geradezu schädlich sogar sind Auflösungen von Schwefelleber, indem die arsenige Säure dadurch nur noch leichter auflöslich gemacht wird. Milch und schleimige Getränke dem Kranken zu verabreichen, ist zweckmäßig, da sie eine beschwichtigende Wirkung auf örtliche Symptome üben. Außerdem kann der Käsestoff der Milch, da er mit der arsenigen Säure eine unlösliche Verbindung eingeht, ein Gegenmittel werden.

Am besten bewährt hat sich bis dahin das Eisenoxydhydrat, vorausgesetzt, daß es richtig bereitet worden; dasselbe wurde zuerst von Bunsen und Berthold experimentell geprüft und hat schon in vielen Fällen seine rettende Kraft erprobt. Wenn man bei Anwendung dieses Mittels geglühtes Eisenoxyd, in Wasser aufgeschwemmt, gibt, so läßt sich davon kein Erfolg erwarten; wol aber würde der ohnehin schon geschwächte Verdauungsapparat dadurch nur noch mehr angegriffen werden. Bei der Bearbeitung dieses Präparats in den Officinen sind mit aller Sorgfalt die dabei in Anwendung kommenden Reagentien zu prüfen, weil diese häufig selbst arsenhaltig sind. Auch das Magnesiahydrat

und die locker gebrannte Magnesia sind bei Arsenikvergiftungen als Gegenmittel empfohlen.

Ein letztes sehr interessantes Capitel wäre nun noch die Nachweisung des Arsens in einer gerichtlich-chemischen Untersuchung. Doch würde eine ausführliche Darstellung der dabei beobachteten Verfahrungsarten zu viel Raum in Anspruch nehmen, die gedrängte aber, die hier allein verstattet wäre, der Mehrzahl der Leser unverständlich bleiben. Ich bemerke daher nur, daß jeder Chemiker, der mit der Untersuchung einer verdächtigen Substanz beauftragt ist, oder in einzelnen Organtheilen oder gar in einer ganzen Leiche das Gift aufsuchen soll, sich allemal in einer sehr schwierigen Lage befindet und unter allen Umständen und gleichviel welche Methode er anwende, stets zur gewissenhaftesten Sorgfalt und Vorsicht verpflichtet ist; er würde ein trauriges Zeugniß seines Gerechtigkeitssinnes ablegen und wenig Achtung vor seinem Mitgefühl einflößen, wollte er in einer Sache, wo es sich um Leben oder Tod eines Menschen, ja vielleicht um das Glück ganzer Familien handelt, leichtfertig zu Werke gehen. Möge denn Jeder, der in diese Lage kommt, seiner Wissenschaft Ehre machen! Dieselbe hat ihn auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe in den Stand gesetzt, aller Unsicherheit und jedem Zweifel aus dem Wege zu gehen und durch die Sicherheit der Beobachtung auch dem Nichteingeweihten die größte Achtung vor seiner Kunst abzunöthigen. Er steht im Dienste der Menschheit und der Gerechtigkeit, wenn er Hand an sein Werk legt; durch seine Aussage allein wird dem Verbrecher, und gehe er noch so sicher einher, die Larve vom Antlitz gerissen, durch ihn die Unschuld gerechtfertigt und gerettet. Wo Zeugenaussagen nichts beweisen, der Richter schwankt, die Unschuld weint oder das Laster triumphirt, da kann er allein, indem er, sich jeder subjectiven Meinung enthaltend, die unveränderlichen und untrüglichen Gesetze der Natur reden läßt, der Wahrheit die Ehre geben; er kann es mit einem kleinen einfachen Apparat, mit wenigen Kunstgriffen, welche das Staunen der Zuschauer in Ehrfurcht verwandeln werden, dem sogenannten Marsh'schen Apparat, dessen Name am Schluß dieses Artikels unmöglich fehlen darf, um daran den erneuten Ausdruck der Bewunderung und Dankbarkeit zu knüpfen für das Verdienst, das der Erfinder, ein seitdem verstorbener berühmter englischer Arzt, sich dadurch nicht blos um die Wissenschaft, sondern um die ganze Menschheit erworben hat und das seinen Namen noch nach Jahrhunderten glorreich umstrahlen wird!

Zum Andenken an Lukas Cranach

und die dreihundertjährige Wiederkehr seines Todestages.

Wenn man sonst bei großen Männern der Vorzeit statt des Geburts- und Todesjahres vielmehr dasjenige Jahr feiern sollte, in welchem sie mit ihrer ersten ausgezeichneten und epochemachenden Leistung hervorgetreten sind, so ist es bei Lukas Cranach allerdings gerechtfertigt, wenn Pietät und Dankbarkeit uns, wie in diesem Augenblick in Weimar geschieht, gerade seinen Todestag in ernste Erinnerung bringt. Denn gleich Rafael Sanzio hat auch Lukas Cranach in seinem letzten Werke zugleich sein erhabenstes geschaffen: das Altarblatt in Weimar. Die Bedeutung desselben in das rechte Licht zu setzen, ist in diesem Fall als die passendste und würdigste Festfeier anzusehen. Dr. A. Hagen in Königsberg, bekanntlich ein ebenso gründlicher als feinsinniger Kunstkenner, hat soeben über eine Composition von Lukas Cranach, betitelt „Gesetz und Gnade", eine kleine Abhandlung (Königsberg, Bornträger) erscheinen lassen, die sich durch feine Beobachtung und sorgfältige Darstellung den frühern Schriften des Verfassers würdig anschließt. Nur scheinen uns bei der gedrängten Darstellung des Schriftchens gerade diejenigen Punkte, in denen ihr größtes Verdienst besteht, nicht immer klar genug hervorzutreten, sodaß es erlaubt sein wird, hier noch einmal darauf zurückzukommen: nämlich wie das Ungewöhnliche in der Composition des Altarblattes in Weimar uns näher zu bringen, das Auffällige und Befremdliche zu erklären und ins richtige Licht zu rücken sei.

Auf der Tafel, welche die fürstliche Familie von Weimar in der dortigen Pfarrkirche aufstellen ließ, hat der Maler als eine Hauptfigur sich selbst porträtirt, wie er neben Luther und sogar vor diesem von Christus auserwählt ist. Zur Erklärung dieser auffälligen Anordnung, die mit dem sonstigen frommen und schlichten Sinne des Malers wenig harmonirt, sah Dr. Schöll sich zu der Annahme genöthigt, der Maler habe das Bild für sich selbst bestimmt gehabt, etwa für seine Hauskapelle, der Tod jedoch habe ihn über der Vollendung desselben überrascht und so sei es an seine jetzige Stelle gekommen, für die es also ursprünglich so wenig bestimmt gewesen wie überhaupt für irgend eine öffentliche Aufstellung. Allein diese Annahme widerlegt sich schon durch die Größe des Bildes; dasselbe ist über 11 Fuß hoch, und wäre mithin zur Aufstellung in einer Hauskapelle durchaus ungeeignet gewesen.

Vergegenwärtigen wir uns indeß, um den Schlüssel des Räthsels aufzufinden, die Composition von „Gesetz und Gnade", an der Lukas Cranach seine Kraft 24 Jahre erprüft und in der er also gewiß seine tiefsten Gedanken und seine besonnenste Einsicht niedergelegt hat. Die

kleinen, episodisch angebrachten Figuren auf dem Altarblatt, sowie die den Vorgrund beherrschenden finden wir ohne Ausnahme in entsprechenden Vorstellungen theils von ihm selbst, theils von seinen nächsten Nachfolgern wieder, mit dem Unterschiede nur, daß hier alle diejenigen, die unter dem Zuchtmeister Gesetz stehen, in die Ferne gerückt, diejenigen aber, die den Vorgrund einnehmen, vom Maler genau individualisirt sind, während sie dort räumlich gegeneinander gleich abgewogen sind und nur in allgemeinerer Form erscheinen, gleichsam nur in einer volksgemäßen dialogischen Behandlung. Auf dem großen Altarblatt wird der Mensch, der sein Heil in Moses' Gesetztafeln begründet sah, von dem Tode und dem Teufel in das ewige Verderben getrieben. Noch tiefer abwärts wird die aufgerichtete eherne Schlange angebetet, die jedoch nur vom leiblichen Tode zu retten vermag. Wie wir dort zwei mal Moses finden, so im Vorgrunde zwei mal Christus; von dem auferstandenen wird der Tod und Teufel überwunden, von dem gekreuzigten strömt das Seelenheil auf Den herab, der bei ihm Trost sucht. Auf ältern Darstellungen des Gegenstandes — ausdrückliche Beischriften lassen keinen Zweifel darüber zu — wird in den der „Gnade" gewidmeten Theilen der „Mensch ohne Gnade" vom Propheten (Daniel veränderte wol der Setzer des Hagen'schen Buches in David) und vom Apostel zur Anbetung des Lammes und Dessen geführt, der zur Versöhnung sein Blut vergossen hat und noch vergießt. Auf dem Altarblatt sehen wir nun als Hauptfiguren den Ueberwinder von Tod und Teufel, den Gekreuzigten, das Gotteslamm, und Lukas Cranach zwischen Johannes dem Täufer und Martin Luther. Johannes, der auch auf andern ähnlichen Bildern zuweilen für den Propheten eintritt, zeigt hier mit einer Hand auf das Gotteslamm, mit der andern auf den Gottmenschen, also auf die Erlösung und die Rechtfertigung, als zwei wohl zu unterscheidende Begriffe. Luther, der neue Apostel des evangelischen Glaubens, beruft sich auf die Heilige Schrift: das Blut Jesu Christi reinigt uns von allen Sünden. Mithin porträtirte Lukas Cranach sich nicht aus Eitelkeit, etwa als den zu verehrenden Schöpfer dieses Kunstwerks, sondern ganz im Gegentheil in Demuth und christlicher Bescheidenheit als den „Menschen ohne Gnade", der eben durch die Anbetung der Gnade theilhaftig wird, indem das Blut aus der Seitenwunde des Erlösers auf sein Haupt strömt: auch dies Letztere eine Art der Beseligung, die er hier nicht zum ersten mal darstellt.

Wir haben somit in dem Lukas Cranach des vielbesprochenen Bildes nicht den Christen schlechthin, sondern speciell und namentlich den protestantischen Christen zu erkennen, dem weder das Lesen der Bibel noch der Genuß des Blutes Jesu vorenthalten wird. Auch das der „Gnade" gegenüberstehende „Gesetz" haben wir nicht sowol auf das

mosaische zu beziehen, als vielmehr auf das Gesetz, welches die römische Kirche eingesetzt hatte, und dreht sich somit Alles auf diesem Bilde um den Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus, einen Gegensatz, der, wie man weiß, die Zeit Lukas Cranach's aufs lebendigste beherrschte und der uns gerade bei diesem Maler, dem Freunde Luther's und Johann Friedrich's, am wenigsten überraschen darf.

Diese Erklärung nicht blos aufgefunden, sondern auch durch viele einzelne Belege dargethan zu haben, ist das Verdienst des im Eingang erwähnten Hagen'schen Schriftchens. Der Werth der drei Kunstwerke mit der Cranach'schen Erfindung, die Königsberg als Unica besitzt, soll dabei an dieser Stelle unerörtert bleiben, wie auch die Möglichkeit, daß ein Maler aus Königsberg am weimarischen Altarblatt gearbeitet haben könnte. Lieber hätten wir des Verfassers Meinung über die Gründe erfahren, weshalb Johannes, Cranach und Luther nicht rechts vom Crucifix gestellt sind, um so dem Blutstrahl die unbequeme Schwingung bis zum Haupt des Begnadigten zu ersparen. Der Heiland mit Tod und Teufel wäre alsdann links zu stehen gekommen; möglich, daß er in dieser Stellung nicht eine gleiche Entwickelung der Formenschönheit zugelassen hätte und daß dies also der Grund zu jener eigenthümlichen, dem unbefangenen Beschauer auffallenden Anordnung ist. LE.

Literatur und Kunst.

Während vor einigen Wochen das Lessing-Denkmal in Braunschweig mit Feierlichkeiten eingeweiht ward, welche gewiß sehr wohl gemeint waren und dem Geschmack und Eifer der Unternehmer alle Ehre machten, von einer eigentlichen Volksbegeisterung jedoch und einer lebendigen Dankbarkeit der Nation für einen ihrer erhabensten und fruchtbarsten Geister nichts verspüren ließen, ist in aller Stille aus der einsamen Stube des Gelehrten, aus dem unscheinbaren Setzkasten des Buchdruckers ein anderes Denkmal Lessing's hervorgegangen, das noch unvergänglicher ist und den Namen dieses erlauchten Genius noch sicherer auf die Nachwelt bringen wird als Erz und Stein — nämlich eine neue Ausgabe seiner Werke, deren erster Band soeben unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Lachmann. Aufs Neue durchgesehen und vermehrt von Wendelin von Maltzahn" (Leipzig, Göschen) versandt wurde. Die Lachmann'sche Ausgabe, die das erste, leider noch immer sehr vereinzelte Beispiel dafür gegeben, daß auch ein deutscher Classiker dieselben Ansprüche auf kritische Genauigkeit und Sorgfalt hat, wie wir sie den geringfügigsten griechischen und lateinischen Autoren täglich zutheil werden sehen, war bekanntlich seit längerm vergriffen. Schon ein bloßer erneuter Abdruck derselben würde vom Publicum mit großem Dank entgegengenommen worden sein. Um so rühmender muß es hervorgehoben werden, daß die Verlags-

handlung sich mit diesem bloßen Abdruck nicht begnügt, sondern auch die Lachmann'sche Ausgabe wiederum einer neuen Durchsicht und Ergänzung unterworfen, diese Arbeit aber einem Manne anvertraut hat, zu dessen Lob wir nichts Besseres zu sagen wissen, als daß er würdig ist, Lachmann's Nachfolger in der Herausgabe der Lessing'schen Werke zu sein. Hr. Wendelin von Maltzahn, der sich dem gelehrten Publicum schon früher durch einige kleine literargeschichtliche Arbeiten, namentlich durch eine Ausgabe des Gustav-Adolf-Liedes von 1633 (Berlin 1846) vortheilhaft bekannt gemacht, hat einen großen Theil seines Lebens dem Studium Lessing's gewidmet; selbst im Besitz einer unvergleichlichen Sammlung von Abdrücken und Handschriften, hat er keine Mühe gescheut, die ihm noch fehlenden Originaldrucke, wovon einige außerordentlich selten geworden, sowie die zerstreuten Originalhandschriften zusammenzubringen. Durch eine sorgfältige Vergleichung dieses außerordentlichen Materials sowol unter sich als mit den frühern Ausgaben ist es ihm gelungen, einen Text herzustellen, der den Lachmann'schen an Genauigkeit und Vollständigkeit noch übertrifft und von dem die Verlagshandlung mit Grund rühmen darf, daß er „genau so ist, wie der große Meister ihn geschrieben". Daß auch Lessing's Orthographie und Interpunction dabei zu Grunde gelegt ward, mußte sich nach Lachmann's vortrefflichem Vorgang von selbst verstehen. Aber auch die Abweichungen der verschiedenen Originalhandschriften und Originaldrucke untereinander sind in dieser neuen Ausgabe sämmtlich angeführt, nebst Nachricht, wo erstere zu finden. Ferner sind zwar die äußerst werthvollen Anmerkungen Lachmann's sämmtlich beibehalten und mit seinem Namen bezeichnet, dagegen verschiedene Druckfehler und Willkürlichkeiten der frühern Ausgaben, die Lachmann nicht gekannt oder übersehen hatte, verbessert worden. Und endlich ist eine Reihe neuer Sachen hinzugekommen, unter denen sich einzelnes höchst Bedeutendes befindet, was dem Studium Lessing's zum Theil ganz neue Quellen zu öffnen verspricht. So sind in dem vorliegenden ersten Bande die „Gedichte" ansehnlich vermehrt worden, während der zweite Band zum ersten mal den vollständigen „theatralischen Nachlaß" enthalten wird, nach Maßgabe der breslauer Handschriften, welche der Herausgeber zu diesem Zwecke nochmals verglichen hat und aus denen alles hierher Gehörende genau abgedruckt ist. Der dritte Band wird durch Lessing's Beiträge zu der äußerst selten gewordenen Mylius'schen Wochenschrift „Der Naturforscher" (1747—48) bereichert werden, sowie durch einige interessante Vorreden, unter denen besonders diejenige zum Einzelnabdruck der „Gefangenen" des Plautus von Wichtigkeit. Auch die Beilagen zu der „Berlinischen (Vossischen) Zeitung", die Lessing vom April bis December 1757 unter dem Titel „Das Neueste aus dem Reich des Witzes" herausgab, wird in diesem Band zum ersten mal vollständig und übersichtlich mitgetheilt werden. Aus dem vierten Bande wird der Herausgeber die „Geschichte der englischen Schaubühne" als eine Arbeit von Nicolai, zu der dieser sich selbst bekannt hat, weglassen, dafür aber einige unzweifelhaft echte Abhandlungen und Auszüge italienischer und spanischer Stücke vollständig aufnehmen. Der fünfte Band wird außer einigen kürzern Anzeigen aus der „Vossischen Zeitung" von 1758 eine wesentliche Ergänzung erhalten durch die Recension über Gleim's „Lieder, Fabeln und Romanzen", die in der leipziger „Bibliothek der schönen Wissen-

schaften und der freyen Künste", Bd. III, abgedruckt steht und zuerst von dem verstorbenen Danzel, dem Biographen Lessing's, in einem ausführlichen Artikel, in dem von dem Unterzeichneten herausgegebenen „Literarhistorischen Taschenbuch" (sechster Jahrgang, 1848, S. 359 fg.) als von Lessing herrührend nachgewiesen worden ist. Auch die folgenden Bände werden noch eine Menge kleinere Verbesserungen und Zusätze erfahren, die wichtigsten von allen aber wird der elfte Band, der „literarische Nachlaß", enthalten, nämlich das „Tagebuch Lessing's während seiner Reise nach Italien", das bisher noch nie gedruckt war und dessen Mittheilung nach Lessing's Originalhandschrift allein schon hinreichen würde, dieser neuen Ausgabe die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme des ganzen gebildeten Publicums zu sichern. Wir behalten uns vor, gelegentlich, wie das Werk vorschreiten wird, auf einzelne bemerkenswerthe Partien desselben zurückzukommen, indem wir für heute nur unsern aufrichtigen Glückwunsch aussprechen, dem Publicum für das so höchst werthvolle Geschenk, das ihm hier dargereicht wird, dem Herausgeber selbst aber zu dieser günstigen Gelegenheit, seinen Namen zu unvergänglichem Gedächtniß mit dem Namen Lessing's zu verknüpfen, sowie zu der musterhaften Art und Weise, mit welcher er diese Gelegenheit benutzt.

Gleichzeitig wollen wir noch auf die neue Ausgabe eines andern Werks aufmerksam machen, das ebenfalls zu den Grundsteinen unserer modernen Bildung gehört und das wir daher mit nicht geringem Vergnügen gleichfalls in einer erneuerten und vielfach verbesserten Gestalt begrüßen: „Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von G. Hartenstein" (Leipzig, Leopold Voß). Der Herausgeber, der seine genaue und gründliche Kenntniß der Kant'schen Philosophie bereits durch die bekannte leipziger Gesammtausgabe dargethan, hat dabei die beiden Bearbeitungen des Kant'schen Werks, sowol die erste Ausgabe von 1781 als die zweite von 1787 zu vereinigen gesucht, in der Art, daß der Text der letztern, als diejenige Gestalt des Werks, welche Kant selbst ihm in der letzten Bearbeitung gegeben, in der es ferner am verbreitetsten ist und in der ihm auch die größte Wirkung zutheil geworden, zu Grunde gelegt, die Abweichungen der ersten Ausgabe aber als Noten beigefügt sind. Ob dieses Verfahren so zweckmäßig, wie der Herausgeber meint, und ob es wirklich den Vorzug verdient vor dem umgekehrten, wie es namentlich in der zu Königsberg erschienenen Rosenkranz-Schubert'schen Ausgabe eingeschlagen worden, müssen wir gründlichern Kennern beider Ausgaben zu beurtheilen lassen. Jedenfalls ist die neue Hartenstein'sche Ausgabe mit rühmenswerther Sorgfalt angefertigt, eine Masse altverbreiteter Druckfehler und Irrthümer ist beseitigt und auch der Verleger hat das Buch so geschmackvoll und mit so gediegener Pracht ausgestattet, daß jeder Freund der Philosophie, ja jeder Bücherfreund überhaupt es mit Vergnügen seiner Sammlung einreihen wird. R. P.

Sieben Stücke geschrieben haben, von denen nicht weniger als fünf auf einer der ersten deutschen Bühnen „mit entschiedenem Beifall und wiederholt aufgeführt worden", und doch dem Publicum kaum dem Namen nach bekannt sein und doch klagen müssen, daß ein sechstes Stück seit mehr als vier Jahren von derselben Bühne zwar angenommen, aber noch immer nicht aufgeführt ist — je nun, es ist auch ein deutsches Poetenschicksal und verdient

immerhin als ein Beitrag zur Geschichte unserer dramatischen Kunst notirt zu werden. Daß ein Autor sich unter diesen Umständen gedrungen fühlt, seine dramatischen Arbeiten dem Publicum gesammelt vorzulegen, ist sehr natürlich und finden wir in dieser Beziehung das Erscheinen der „Dramatischen Schriften von Hermann Th. Schmid" (2 Bände, Leipzig, Arnold) vollkommen gerechtfertigt. Aber leider auch nur in dieser Hinsicht. Und wenn diese Stücke anstatt auf einem, auf hundert Theatern gegeben wären, so würde ihr ästhetischer Werth dadurch noch immer nicht gesteigert sein, noch würde die Kritik irgend welche Ursache haben, sie willkommen zu heißen. Der Verfasser ist ohne Zweifel ein sehr wohlmeinender Mann, der sein Talent auch mit Fleiß und Aemsigkeit cultivirt. Allein dieses Talent selbst ist unzureichend, seine specielle Ausbildung aber von der Art, daß wir uns dadurch um 20 oder 30 Jahre zurückversetzt fühlen, in eine Epoche literarischer Schwächlichkeit und dilettantenhafter Unselbständigkeit, wie wir sie denn doch Gottlob überwunden haben. Die sämmtlichen Stücke (es sind ihrer, wie gesagt, sieben: „Camoens", Trauerspiel in fünf Acten; „Bretislaw", desgleichen; „Karl Stuart", ebenso; „Rafael", dramatisches Gedicht in einem Aufzuge; „Herzog Christoph der Kämpfer", Schauspiel in fünf Acten; „Strasburg", Trauerspiel in fünf Acten; „Der Theuerdank", romantisches Lustspiel in drei Acten) sind ohne dramatisches Leben, bloßes Phrasengeklingel, dabei sehr sentimental, zum Theil sehr schwülstig, was die günstige Aufnahme auf dem Theater, die der Verfasser ihnen nachrühmt, zur Genüge erklärt, zumal wenn man dabei noch in Anschlag bringt, daß die Stücke vorzugsweise in München gegeben worden, der Verfasser aber ein münchener Stadtkind ist. Am verfehltesten sind die historischen Trauerspiele; da weiß der Verfasser nichts zu thun als das Schiller'sche Pathos zu cariiren, während die geschichtliche Auffassung so mangelhaft ist und in Behandlung der Charakter solche Willkür herrscht, daß er z. B. Karl I. allen Ernstes als einen engelreinen Märtyrer, Cromwell aber als einen Egoisten der kläglichsten Art, die ganze englische Revolution endlich als ein bloßes Product der trivialsten und persönlichsten Zufälle darstellt. Mit einer solchen Geschichtsauffassung kann man wol den Beifall eines Hoftheaterpublicums erhalten, über seine Befähigung zum dramatischen Dichter jedoch hat man damit ein für alle mal den Stab gebrochen. mmr.

Correspondenz.

Aus Wien.

October 1853.

R. D. Seit ich Ihnen das letzte mal schrieb, hat nichts bei uns soviel Heiterkeit erregt als ein Einfall unsers neuen Bürgermeisters. Derselbe hat nämlich, ich vermuthe um doch eine Aehnlichkeit mit dem Lord Mayor von London zu haben, sich einen Staatswagen gleich demjenigen, den der Lord bei feierlichen Aufzügen besteigt, erbauen lassen, und zwar auf Gemeindekosten. Man ist nun nicht wenig gespannt, bei welcher Gelegenheit Magnificus sich

dieses Pompstücks zum ersten male bedienen wird; zu Spazierfahrten ist der Kasten doch offenbar zu prunkvoll und bei Feuerlärm zu schwerfällig. Oder gedenkt er vielleicht beim Besuche des Opern- und Schauspielhauses künftighin in der Staatscarosse vorzufahren? Nun vielleicht erleben wir dieses interessante Schauspiel schon bei Gelegenheit der demnächst zur Aufführung gelangenden neuen Balfe'schen Oper „Theolante", wo denn der Genuß von diesem Aufzug jedenfalls größer sein wird als von der Oper selbst.

Dies bringt mich auf unsere gegenwärtigen Opernzustände überhaupt zu sprechen. Wenige Jahre sind verstrichen, seit der bekannte Directionswechsel am kaiserlichen Hofburgtheater vor sich ging; ein ähnlicher Wechsel fand vor einem halben Jahre an unserer Opernbühne statt, wo Cornet an die Spitze gestellt wurde. Hier wie dort war man natürlich allgemein gespannt, welche Resultate diese Veränderung nach sich ziehen, ob sie einen Rück- oder Fortschritt zur Folge haben, ob so mancher alte Unrath, an dem es keiner von beiden Bühnen mangelte, ausgefegt und die Basis zu einer gründlichen Geschmacksreform gelegt werden würde. Lassen Sie mich denn die Resultate ins Auge fassen, und zwar für diesmal vorläufig bei der Oper. Dem nicht ganz oberflächlich Gebildeten ist es bekannt genug, daß nicht leicht irgend ein Zweig der Kunst so tief gesunken ist als gerade die Oper. Allein eben deshalb und weil die Gegenwart gerade so arm ist an Componisten, welche gute, ja nur erträgliche Opern zu schreiben vermöchten, so wäre es eine doppelte Pflicht jeder tüchtigen deutschen Opernbühne, die großen Meister- und Musikwerke der Vergangenheit möglichst würdig und möglichst vollständig wieder ins Leben zu rufen. Auch unsere neue Operndirection hätte keine dringendere Verpflichtung haben sollen. Es ist schon schlimm genug, daß sich bei uns infolge einer alten und höchst tadelnswerthen Unsitte drei Monate hindurch ausschließlich das italienische Gequinkelire breit machen darf; soll dieser Unfug in den übrigen neun Monaten auch noch fortgesetzt werden? Halten Sie mich nicht, weil ich so geringschätzig von der italienischen Oper spreche, für intolerant gegen jedes Kunstwerk, das nicht einen deutschen Namen an der Stirne trägt. Im Gegentheil, ich räume dem nationalen Element, wie überhaupt allem blos Elementarischen in der Kunst, nur eine sehr geringe Stelle ein. Die Kunst hat ihre absoluten, ewigen Gesetze, die Schönheit ist dieselbe in Deutschland wie in Frankreich; darum sollte man vorsichtiger sein mit den nationalen Unterscheidungen und sollte, statt von deutscher, italienischer, französischer Musik, sich begnügen, lieber nur von guter und schlechter Musik, von großem oder kleinem Genre zu sprechen. Bei Cherubini'scher Musik z. B. denkt gewiß Niemand daran, daß der Componist in Italien seine Heimat gehabt, hier seine Studien gemacht und einen großen Theil seines Lebens gewirkt hat, so wenig als die deutsche Kunst etwa auf Gluck Verzicht leistet, weil er die Mehrzahl seiner Opern in Paris und nach französischen Texten geschrieben: sondern an Beiden erfreut man sich, unbekümmert um ihre Nationalität, weil sie eben vortrefflich sind. Was wir aber speciell die italienische Opernmusik nennen, das hatte in jüngster Vergangenheit seine vielgefeierten Heroen in Donizetti und Rossini. Was ist nun aber bei Licht besehen das Princip dieser Donizetti-Rossini'schen Oper? Es ist die isolirte, einseitig herrschende, charakterlose und überdies verweichlichte Melodie, die, anstatt das Haupt eines wohlgegliederten Organismus

zu sein, ganz frei für sich in der Luft flattert, in Verbindung mit einem gewissen, ganz vernunftlosen Fanatismus der Leidenschaft, die vom bloßen Mittel zum Zweck an sich erhoben wird und ihre gesammte Wirkung nur im rohen Elemente sucht. Alles aber, was eigentlich erst die musikalische Kunst ausmacht, die Mischung, Durchdringung und Beherrschung dieser Elemente, geht hierbei verloren. Bei den Ausläufern dieser specifisch-italienischen Schule, bei den Verdi, Ricci rc. ist die Oper nun vollends eine bloße Sammlung von Quadrillen, Walzern und Militärmärschen geworden, statt eines untergeordneten Trabanten spielen Pauke und Bombardon in ihr die Rolle des souveränen Herrschers. Die Hauptrepräsentanten der ältern sogenannten französischen Schule aber, als welche Grétry, Boyeldieu und Auber, nämlich der Auber von ehedem, zu betrachten sind, haben gerade in ihren gelungensten Leistungen nur anmuthige, niedliche Genrebilder aufgestellt, welche als solche wol schätzenswerth sind, aber unzweifelhaft nur dem kleinen Genre angehören und somit auch in der Gesammtentwickelung der Musik nur eine sehr secundäre Stellung einnehmen. Die Aufgabe einer aufmerksamen und thätigen Operndirection wäre es nun, daß sie die specifisch italienische Oper, wie wir dieselbe soeben charakterisirt haben, soviel als möglich von der Bühne zu verbannen und statt dessen die Werke eines Gluck, Cherubini, Spontini, Cimarosa und Anderer wieder zum Leben zu erwecken suchte, daß sie aber daneben auch Dasjenige, was die neuere Zeit Achtbares und Löbliches geschaffen, ebenfalls zur Aufführung brächte, darunter namentlich die Werke eines Mannes, welche, so gering auch mein persönliches Vertrauen zu denselben ist, doch jedenfalls seit einem Decennium der Zankapfel von ganz Deutschland geworden sind: die Opern meine ich von Richard Wagner, damit dieselben nicht, wie gegenwärtig geschieht, den Provinzialbühnen überlassen bleiben. Eine Direction, welche dies nicht thut, hat gar nichts gethan. Statt dessen aber bevorzugt Cornet augenscheinlich die von dem gebildeten Geschmack schon längst verurtheilte specifisch-italienische Oper: denn sie nahm, was selbst zuvor nie der Fall war, im letzten Halbjahr die Hälfte des Repertoire ein; er begünstigt ferner die französische Oper: denn nur zwei Werke dieser Gattung wurden während seines bisherigen Regime in Scene gesetzt, und außerdem scheint er nur noch Gastspielcontracten mit beliebten Tänzerinnen, sowie der Verpflanzung pomphafter pariser Ausstattungsballete eine besondere Sorgfalt zu widmen. Was haben wir bei dem Wechsel also gewonnen? In der That Nichts. Denn daß die Opernvorstellungen gegenwärtig mit etwas mehr Präcision und Energie gegeben werden, ist zwar wahr, kann aber doch wol so gar hoch nicht angeschlagen werden. „Neue Besen kehren gut", sagt ein altes Sprüchwort: aber auch diese lobenswerthe Eigenschaft der Besen nutzt sich mit der Zeit ab. Daß Cornet einige neue, ohnedies noch problematische Kräfte gewann, war ein einfacher Act absoluter Nothwendigkeit; selbst eine Verdi'sche Oper kann nicht gegeben werden ohne Sänger, welche singen können. Der ersten und wesentlichsten Foderung dagegen, die wir oben namhaft gemacht und ohne deren Erfüllung alle übrigen werthlos sind, scheint er nicht entfernt zu gedenken, trotz der schönen Worte, welche er hierüber in seinem eigenen bekannten Buche „Ueber die Oper" zum besten gegeben hat. Auch die nächste Zukunft wird nach Allem, was wir von seinen Projecten hören, mit der jüngsten Vergangenheit und der

Gegenwart vollkommen im Einklang stehen und so kann man denn auch von dem neuen Herrn Operndirector sagen: sic transit gloria mundi, d. h. so verwandelt sich eine stich- und nietfeste Theorie in eine äußerst fadenscheinige Praxis.

Auf das Burgtheater werde ich nächstens kommen. In den letzten acht Tagen wurden die „Makkabäer" zum siebenten oder achten male bei leerem und die „Judith" zum siebenundzwanzigsten male bei überfülltem Hause gegeben.

Aus dem westlichen Mecklenburg.

Ende October 1853.

HN. Sie wünschen von mir eine Schilderung von Land und Leuten; keine leichte Aufgabe, insofern sie einigermaßen wenigstens in das Gebiet der Selbstkritik verfällt. Indessen, um objectiv zu sein, fehlt es mir auch nicht an hinlänglicher Bekanntschaft mit vielen andern Theilen des lieben deutschen Vaterlandes. Es ist ein wunderbarer Gegensatz, in welchem sich die innern Zustände Frankreichs und Deutschlands gegenüber den beiderseitigen Staatseinrichtungen befinden; zwischen Franzosen und Franzosen ist trotz des vielgerühmten einheitlichen Nationalgefühls ein viel größerer Unterschied als zwischen den einzelnen Stämmen der vielgestaltigen deutschen Familie. Der Normanne und der Provençale sind in fast allen Beziehungen weit eher verschiedene Völker als z. B. der Mecklenburger und der Tiroler. Auch jene Beiden unterscheiden sich durch leichteres und schwereres Blut, gerade wie diese: aber Leben, Sitte, Anschauung, selbst die Sprache haben dort einen weit verschiedenern Typus als hier. Was den Franzosen einigt, ist nicht sowol die gemeinsame Nationalität (die geschichtlich nicht einmal begründet ist) als die gemeinsame Geschichte. Die Geschichte, selbst wenn man nur den äußern Rahmen des Völkerdaseins darunter verstehen will, hat einen weit tiefern Einfluß, als man ihr gemeiniglich zugestehen mag. Wie rasch haben sich nicht die Bewohner der kleinen Reichsterritorien, deren Deutschland vor dem Jahre 1803 dreihundert und darüber zählte, daran gewöhnt, Baiern, Württemberger, Preußen ꝛc. zu werden! Schon in der zweiten Generation waren die alten Traditionen, wo sie überhaupt noch existirt, fast vollständig verwischt. Freilich kam dazu der Mangel jedes tiefern politischen Bewußtseins und dann wol auch die straffe Hand, mit der die Regierungen heutzutage die Völker zu zügeln verstehen. Und an dieser straffen Hand hat es bekanntlich in Frankreich niemals gefehlt.

Der Mecklenburger nun theilt im Allgemeinen dieselben Fehler und Vorzüge mit den übrigen deutschen Stämmen. Ich fürchte nicht, daß auch nur ein irgendwie ansehnlicher Theil Ihrer Leser die wunderliche Anschauung theile, als seien in Mecklenburg noch slawische Elemente vorhanden. Unser Land ist so gründlich germanisirt, wie man es von dem zähen und unnachgiebigen Charakter des Norddeutschen nur erwarten kann. Außer den Ortsnamen, die allerdings zum überwiegenden Theile aus der slawischen Zeit beibehalten sind, ist All und Jedes deutsch, rein deutsch. Ja wir Mecklenburger sind sogar ein wenig stolz darauf, der beste Typus des plattdeutschen Charakters zu sein. Auch daß im ehemaligen Obotritenlande das schönste Plattdeutsch gesprochen wird, bezweifelt kein Mecklenburger, wiewol unsere Nachbarn in

Pommern und Holstein sich erkühnen, denselben Vorzug zu beanspruchen. Deutsch an Gemüthlichkeit und Gradsinn indessen und speciell norddeutsch an Langsamkeit, Bedächtigkeit und Ausdauer sind wir ganz gewiß. Freilich, die böse Welt sagt uns einen fühlbaren Mangel an geistiger Fähigkeit nach und unsere lieben Nachbarn in Osten und Westen sind dabei nicht die Letzten. Das mag durch die seit Jahrhunderten bestehende Abgeschiedenheit unsers Ländchens, durch eine den Fremden oft fühlbare Zurückhaltung unsers Wesens, durch den Gegensatz unserer politischen und staatswirthschaftlichen Zustände mit den Grundsätzen der reinen Vernunft entstanden sein. Aber nimmt man nun den oder die Mecklenburger aufs Korn, es ist in beiden Fällen nicht wahr. Der Stier in unserm Wappen hat zu den Volkseigenschaften keine größere Beziehung als sonstiges Ungethier aus der heraldischen Menagerie zu den resp. Völkern. Zweifeln Sie also bei Leibe nicht an meiner Unparteilichkeit, wenn ich Ihnen von dem weitverbreiteten gesunden, kräftigen Menschenverstand, von durchschnittlicher Bildung, von vielfachen Anlagen zu Kunstfertigkeit, von richtigem Verständniß der Lebensverhältnisse in den meisten Classen des Volks erzähle. Freilich dies Verständniß der Lebensverhältnisse wird sehr, sehr bedingt durch die über alle Maßen erstaunliche Gestaltung derselben. Und da komme ich zu einer recht derben Schattenseite.

Zwei Großherzoge und eine Verfassung — diese Reminiscenz an das alte Sparta könnte uns sogar schmeichelhaft vorkommen, wenn wir nicht auch unsere Heloten hätten. Das Land — und dies ebensowol in Mecklenburg-Schwerin als in Mecklenburg-Strelitz — ist eingetheilt in Domanium, Ritterschaft und Städte. Zum Domanium gehört ungefähr die Hälfte des gesammten Grund und Bodens, es ist Eigenthum des Großherzogs und wird in der That im Namen desselben von den Beamten wie eine große Pachtung verwaltet, d. h. vorzugsweise im Interesse eines größtmöglichen Geldertrags. Dann kommt die Ritterschaft, d. h. alle auf eigenem Grund und Boden angesessenen Grundbesitzer. Es gibt adelige und bürgerliche Ritter; an Streitigkeiten zwischen beiden hat es nicht gefehlt, wenigstens nicht vor 1848, wo die Frage wegen Berechtigung zum Tragen des blutrothen Landtagsfracks keine unbedeutende Rolle spielte. Seit dem genannten Jahr jedoch ist auch aus den bürgerlichen Rittern fast jede Spur von Oppositionsgeist verschwunden; ja sie thun es an reactionärem Dünkel jetzt unter Umständen dem Vollblut sogar noch zuvor. Ein solcher Grundbesitzer ist zugleich auch Gutsobrigkeit. Seine Eingesessenen, bis zum Jahre 1819 leibeigen, sind seitdem durch die Gesetzgebung allerdings frei geworden, aber mit einer solchen Fürsorge für die Ritter, daß sie wol manchmal an die Fleischtöpfe Aegyptens zurückgedacht haben mögen. Sie können sich von der Scholle bewegen, und dürfen nur dann Arbeit, resp. Unterstützung von ihrem Grundherrn fodern, wenn sie anderswo vergeblich um Arbeit sich beworben haben. Nun beweise aber einmal Einer, daß er das gethan hat! Andererseits ist dem Grundherrn die Last geblieben, für seine verarmten Eingesessenen zu sorgen; heute läßt er sie aus einer Pacht entfernen, um ihnen morgen eine Armenkathe anweisen zu müssen. Natürlich sind unter solchen Umständen beide Theile in der Regel miteinander unzufrieden. Vor neuen Niederlassungen graut dem Grundbesitzer. Heirathsconsense werden nur schwer ertheilt, sodaß in

einigen hundert ritterschaftlichen Gütern die Hälfte aller Geburten und in mehr als dreißig die gesammte Nachkommenschaft unehelich ist. Dafür ist denn auch die Auswanderung von den ritterschaftlichen Dörfern unglaublich stark; auch sind das ja eben die rechten festen Arme, gehoben durch unverdrossene Thätigkeit, wie Amerika sie braucht.

Endlich die Städte, die sogenannte Landschaft. Natürlich hat jede Stadt ihr Gebiet und ihre eigene Verfassung, die sich in neuerer Zeit jedoch ziemlich assimilirt haben, mit Ausnahme von Schwerin, Rostock und Wismar. Schwerin ist die Residenz, und zwar mit allen Uebeln einer kleinstaatlichen Residenz, wobei es um so wunderbarer ist, daß gerade ihre Stadtverfassung am meisten Ueberbleibsel aus den Jahren der Bewegung bewahrt hat. Wismar, zu Mecklenburg eigentlich nur pfandweise gehörig, bis Schweden es wieder einlöst, ist entsetzlich langweilig und öde. Die Luft ist hier sehr loyal, wenn auch nur aus Opposition gegen Rostock. Hier ist bekanntlich der Schwefelpfuhl der Revolution, hier wühlten noch bis vor kurzem die Gottseibeiuns der Demagogie, jetzt fein säuberlich zu einigen Jahren Untersuchungshaft in Bützow verurtheilt. Sogar eine Zwangseinquartierung hat es in diesem Jahre in Rostock gegeben, sieben Mann mit einem Feldwebel sammt 50 Mann Reserve, und auch von einer Stadtverordnetenversammlung fabelt man, die soviel revolutionäres Gift zurückgelassen, daß sogar die wiedereingesetzten „Quartiere" ordentlich Opposition gegen einen hochweisen Rath treiben!

Dies also die drei Grundpfeiler unsers wunderlichen Staatsbaus, auf dem ein wirthschaftliches Gebäude ruht, zu dessen tiefsinnigsten Grundsätzen der zu gehören scheint, die einheimische Industrie und den einheimischen Handel zu Gunsten des (deutschen und außerdeutschen) Auslands zu drücken. Jede Stadt bildet bei uns ein abgeschlossenes Zunft- und Handelsgebiet, jeder Ritter hat das Recht der freien Ein- und Ausfuhr für seine Producte und Bedürfnisse und nur der Handelsmann bezahlt die Binnenzölle an den circa 80 hergebrachten Zollstätten. Dafür sind wir auch das am schwächsten bevölkerte Land in Deutschland (ungefähr 2000 auf die Quadratmeile), während jetzt alljährlich an 5000 Menschen von uns auswandern!

Ich schließe für heute, um Ihnen gelegentlich aus der Zeitgeschichte zu erzählen. Die hochansehnliche Landtagsversammlung ist für nächsten Monat im Anzuge.

Notizen.

Von Karl Simrock's Uebersetzung des „Walther von der Vogelweide", der besten, welche wir besitzen und durch die, wie auch vor einiger Zeit in diesen Blättern nachgewiesen ward, jeder neue Versuch so gut wie überflüssig gemacht ist, versendet S. Hirzel in Leipzig soeben eine „zweite vervollständigte Auflage", die sich zugleich durch eine höchst saubere und geschmackvolle Ausstattung auszeichnet. Indem wir uns freuen, den Luxus, der heutzutage in der Ausstattung gewisser Bücher herrscht und der nur allzu oft an das Unwürdige und Vergängliche verschwendet wird, auch einmal in so wohl gewählter Weise und bei einer so würdigen Gelegenheit

angebracht zu sehen, zweifeln wir nicht, daß die Simrock'sche Uebersetzung die unberufenen Concurrenten nunmehr um so vollständiger verdrängen und damit auch beim Publicum zu derjenigen Geltung gelangen wird, welche Kritik und Wissenschaft ihr schon längst eingeräumt haben.

Ein neues Schauspiel von einem bis dahin unbekannten Verfasser, K. Goier, „Vetter Raoul", das kürzlich auf der königlichen Hofbühne in Berlin zur Aufführung kam, hat das gewöhnliche Schicksal gehabt, welches den Neuigkeiten dieser Bühne seit einigen Jahren zutheil wird: es hat, trotz einer vorzüglichen Darstellung, wenig oder gar nicht angesprochen. Ebenso auf der Königsstadt eine Operette von Telle „Lebende Bilder". Dagegen hat Hermann Grimm, ein Sohn Wilhelm Grimm's, des berühmten Sprachforschers, der sich bereits durch verschiedene dramatische und novellistische Versuche vortheilhaft bekannt gemacht, ein historisches Drama „Demetrius" geschrieben, das vom berliner Hoftheater angenommen sein soll und von dem man sich bedeutende Erfolge verspricht. — In Dresden ist die „Waise von Lowood" von Frau Birch-Pfeiffer, die vor einiger Zeit in Hamburg so große Sensation erregte, gegeben worden und zwar ebenfalls mit Beifall, wennschon über den ästhetischen Unwerth des Stücks sich Niemand täuscht.

Aus Nassau wird über die Fortschritte berichtet, welche die bildende Kunst auf Anregung des regierenden Herzogs daselbst macht, sowol die Baukunst, die in einer namhaften Reihe großartiger und geschmackvoller öffentlicher Bauten würdig vertreten wird, als vornehmlich die Sculptur, welche letztere sich der ganz besondern Gunst des Fürsten erfreut. Eine kürzlich vollendete Hygiea von Hoffmann in Köln, zur Aufstellung in Wiesbaden bestimmt, wird sehr gerühmt; desgleichen „Christus mit den vier Evangelisten", welche Professor Hopfgarten, ein berliner Künstler, den der Herzog schon seit Jahren in Nassau beschäftigt hält, in Arbeit hat, und die nebst einem großen Abendmahlsrelief bestimmt sind, den Altar der neuen protestantischen Kirche in Wiesbaden zu schmücken. Derselbe Künstler ist auch mit dem Entwurf einer Lorelei beschäftigt, die der Herzog auf der Spitze des berühmten Loreleifelsens, St.-Goar gegenüber, errichten läßt: ein Gedanke, der ohne Zweifel sehr wohl gemeint ist, zu dem aber die Aesthetik doch nur den Kopf schütteln kann und bei dem auch die Romantik der Gegend schwerlich gewinnen wird.

Otto Roquette's schon neulich angekündigtes Drama „Das Reich der Träume" (Berlin, Schindler) ward soeben versandt; ein erzählendes Gedicht „Herr Heinrich", eine der frühesten Compositionen des Dichters, zum Theil schon vor dem „Waldmeister" entstanden, soll demnächst folgen. Dagegen reducirt das angebliche Epos „Wilhelm", von dem kürzlich die öffentlichen Blätter und mit ihnen auch das „Deutsche Museum" meldeten, sich auf einen geselligen Scherz von einigen Strophen, der niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen und dessen Existenz nur durch indiscrete Zungen bekannt geworden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus von **Adolf Schults.** 8. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Ein Gedicht von poetischem Schwung und sittlicher Kraft, das die Theilnahme des ganzen protestantischen Deutschlands verdient. Das Leben Martin Luther's wird vom Dichter in einem Cyklus von Bildern frisch und anschaulich vorgeführt. Einzelne dieser Bilder, vom „Deutschen Museum" mitgetheilt, haben bereits viel Aufmerksamkeit erregt. Auch hat sich **Adolf Schults** schon früher in der poetischen Welt rühmlich bekanntgemacht.

Unterhaltungs-Lecture für die Winter-Saison.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** Königl. Hofbuchhändler in Berlin ist soeben erschienen:

Louise von Gall,

Der neue Kreuzritter.

8. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die geistreiche Verfasserin hat in diesem in der neuesten Zeit spielenden Roman eine Fülle feinster Charakterzeichnung niedergelegt, welche die handelnden Personen sehr häufig als Porträtfiguren erscheinen läßt und dieselben inmitten des bewegtesten Lebens hineinstellt. Die nachstehende Uebersicht des Inhalts gibt eine Andeutung von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit des unterhaltenden Buches:

Drei junge Männer. — Die Soirée. — Die Wienerin. — Eine Maske wird gelüftet. — Der Gang um Mitternacht. — Die Ohnmacht des Reichthums. — Die Diplomaten. — Ein Frauengeständniß. — Erfolge und Niederlagen. — Paul. — In der heiligen Stadt. — Hermione und Hector. — Der Lombardo. — Ueberall Sturm. — Die Büßende. — Pius der Neunte. — Eine Hochzeit in Neapel. — Die Egoisten.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Regesten des aus dem alten deutschen Herrenstande hervorgegangenen Geschlechts **Salza,** zugleich mit einer kritischen Zusammenstellung aller die Fürsten, Herren (Voigte), Grafen und Freiherren von Salza in Deutschland, Schweden und Rußland betreffenden Acten, Schriften und Bücher und einer die innere und äußere Geschichte des Geschlechts umfassenden literar-historischen Einleitung auf Grund der in dem Familien-Archive, den Hauptstaats-Archiven zu Berlin, Dresden, Gotha, Königsberg, Meiningen und Weimar, den städischen Archiven zu Breslau, Langensalza, Lauban und Görlitz und den ritterschaftlichen Archiven zu Reval und Stockholm vorhandenen Nachrichten. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Preisermäßigung
einer Auswahl werthvoller Werke aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in **Leipzig,**
deren Verzeichniß durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist,
hört mit Schluß des Jahres 1853 auf.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 47.** 17. November 1853.

Der Dichter des „Waldmeister" als Dramatiker.

Von
Robert Prutz.

Von Otto Roquette, dem Dichter des „Waldmeister", erschien soeben: „Das Reich der Träume. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen" (Berlin, Schindler). Haben auch die frühern Leistungen, welche der Dichter jenem Erstlingswerke folgen ließ, den Erwartungen, die dasselbe erweckt hatte, nicht ganz entsprochen, so ist der gute Klang des „Waldmeister" doch noch immer mächtig genug, um auch diesem seinem neuesten Product die entgegenkommende Aufmerksamkeit des Publicums zu sichern.

Besonders da dasselbe dem dramatischen Gebiete angehört. Der Uebergang vom lyrischen und epischen Gedicht zum Drama ist ein so naturgemäßer und dabei für das Talent des Dichters selbst so entscheidend, daß der erste dramatische Versuch eines jungen Poeten, der sich bereits auf andern Gebieten einen Namen gemacht hat, allemal das größte Interesse erregen und mit der lebhaftesten Spannung empfangen werden wird, sogar auch, wenn damit hinterdrein nur der Beweis geliefert sein sollte, daß das Talent des Dichters zum Drama nicht ausreicht.

Daß dies Letztere auch bei dem Dichter des „Reich der Träume" der Fall, wollen wir nach dieser ersten Probe (der ersten wenigstens, welche der Dichter selbst anerkennt) noch keineswegs behaupten. Aber daß das vorliegende Drama Alles ist, nur kein Drama, und daß der Dichter damit sowol in Stoff wie Ausführung einen entschiedenen Misgriff gethan, diese Ueberzeugung hat sich uns allerdings bei wiederholter Lesung seines Stücks aufgedrängt und die können wir denn auch an dieser Stelle nicht zurückhalten.

Mit den erfundenen Stoffen ist es im höhern Drama, in dem Drama, das noch etwas mehr sein will als nur eine Befriedigung des Theaterbedürfnisses, bekanntlich allemal ein misliches Ding; selbst anerkannte Meister sind daran zu Schanden geworden. Im vorliegenden Falle aber hat der Dichter sich die Schwierigkeit dadurch noch um ein Beträchtliches gesteigert, daß der von ihm beliebte Stoff nicht blos schlechthin untheatralisch ist, sondern auch sehr wenig Dramatisches hat. Es ist die Geschichte einer jungen schönen Gräfin, deren unlängst verstorbener Vater alchymistischen und kabbalistischen Künsten ergeben war; aufgewachsen in der geheimnißvollen Umgebung seiner Retorten und Instrumente, unter Erzählungen und Vorstellungen einer Geisterwelt, die von allen Seiten her unmittelbar in das menschliche Dasein hineingreift, hat sie das richtige Maß für die Wirklichkeit der Dinge verloren oder auch niemals besessen. Sich selbst und ihrer Umgebung entfremdet, lebt sie in einer Welt von Träumen, die ihr Herz und Sinn mit trügerischen Bildern umgaukeln; in Trauerkleider gehüllt, hält sie nächtliche Unterredungen mit Geistern und Luftgestalten und erwartet sehnsüchtig den Augenblick, wo „ihr Genius" ihr erscheinen und sie durch die Pforte des Todes zu ihrem Vater hinüberführen wird. Vergebens hat ein Freund desselben, ein Arzt von tiefer Kenntniß und unbestechlicher Rechtschaffenheit, dem ihre Erziehung nach dem Tode des Vaters zugefallen, sie von ihrem Irrthum zu überzeugen versucht; der Wahn der Traumwelt, der sie umstrickt hält, ist mächtiger geworden als alle Ermahnungen und Lehren des Verstandes, die sie im Gegentheil nur immer reizbarer, immer unglücklicher machen.

Aber was dem Arzt und Lehrer nicht gelingt, das vollbringt die Liebe; durch eine zufällige Verkettung von Umständen erscheint Nymphea'n (dies ist der Name der Heldin) gerade in dem Augenblick, da sie die Erscheinung „ihres Genius" und damit ihren Tod erwartet, ein junger, ritterlicher Fürst, der ihr Herz zu neuem Dasein erschließt und sie bald auch theils durch seine Liebkosungen, theils durch ihre eigene Leidenschaft von ihrem Irrthum zurückbringt und sie mit der Welt, der wirklichen, versöhnt.

Dies der Kern des Stücks. Ob derselbe stoffhaltig genug, ein

Drama damit zu füllen, mag hier unerörtert bleiben. Jedenfalls würde eine sehr große Kunst, namentlich viel psychologische Feinheit und Tiefe, vor allem aber eine sehr weise Beschränkung der Mittel dazu gehört haben. Besonders in diesem letztern Punkte wollen wir den Verfasser auf ein Stück verweisen, an das sein „Reich der Träume" uns mehrfach erinnert hat, wenn auch nicht zu seinem Vortheil: „König René's Tochter" von Henrik Hertz. Dort wie hier ein pathologischer Vorgang, dem wir nach unserm persönlichen Dafürhalten eine dramatische Berechtigung allerdings absprechen müssen; dort Blindheit des Leibes, hier Blindheit des Geistes, und in beiden Fällen die Liebe als der eigentliche rettende Arzt. Nun verkennen wir auch die Mängel des Hertz'schen Stücks gewiß nicht; wir glauben namentlich nicht, daß dasselbe mehr ist als ein sogenanntes „dramatisches Gedicht" — und bekanntlich führt diese Gattung ihren Namen genau wie lucus a non lucendo: „dramatische Gedichte", die vielleicht „Gedichte", aber ganz gewiß keine „dramatischen" sind —, und haben wir es deshalb auch nie zu billigen vermocht, daß man das Stück vor die ihm innerlichst fremde Welt der Lampen gebracht.

Aber bei alledem wie maßvoll, wie vorsichtig ist der dänische Dichter zu Werke gegangen! Wie eng hat er sich die Grenzen gestellt, wie anspruchslos als eine bloße Studie, eine bloße Scene tritt seine Schöpfung auf! „König René's Tochter" hat bekanntlich nur einen Act und von Personen nur das Allernothwendigste. Das „Reich der Träume" dagegen setzt reichlich ein Dutzend Personen in Bewegung; es hat fünf wohlgemessene Acte und macht in allen Dingen (wie auch schon die naive Notiz auf dem Titel zeigt: „Bühnen gegenüber Manuscript") vollständigen Anspruch, ein richtiges und wirkliches Theaterstück zu sein. Damit aber ist ihm der poetische Duft abgestreift, der Dämmer der Phantastik ist zerstört, in dem es allein hätte existiren können. Was man sich in kurzer gedrängter Haltung als einen anmuthigen poetischen Einfall allenfalls hätte gefallen lassen, das macht, zu fünf Acten ausgesponnen und mit allem Apparat eines Theaterstücks versehen, nur einen sehr unbefriedigenden, fast komischen Eindruck; so viel Schale (denkt man) und so wenig Kern, so viel Form und so wenig Inhalt, so viel Einleitung und ein so dürftiges Resultat!

Der Dichter scheint das zum Theil selbst gefühlt zu haben; um die Magerkeit seines Stoffes, welcher der dramatischen Bearbeitung zu wenig ergiebige Seiten darbietet, zu verdecken, hat er noch verschiedene andere Fabeln damit in Verbindung gesetzt. Doch ist die Verbindung rein äußerlich geblieben; statt, wie ein Drama sein soll und muß, aus Einem Punkt und Einem Gedanken zu erwachsen, sind hier drei, vier

verschiedene Handlungen völlig willkürlich zusammengelegt, ohne eine Spur von Nothwendigkeit oder innerm Zusammenhang. Da haben wir einen Silamont, Herzog von Perouse, aus Frankreich verbannt wegen einer Mordthat, zu der er sich im Zorn vor den Augen des Königs hat hinreißen lassen; da haben wir einen jungen Wüstling Alsando, der sein Vermögen verschwendet und die Kaufleute von Marseille auf schnöde Weise betrogen hat — was hat das mit dem „Reich der Träume" zu thun? und welcher innere, welcher geistige Zusammenhang ist zwischen diesen Personen und dem Grundgedanken des Stücks? Ein Drama darf keine willkürliche Anhäufung von Abenteuern und Zufälligkeiten sein; in der Novelle, namentlich der Novelle im ältern Sinne, mag das Abenteuer als solches herrschen, das Drama muß ein streng gegliederter Organismus sein von sich gegenseitig ergänzenden, gegenseitig bedingenden Theilen. Allerdings ergibt sich zum Schluß des Stücks, daß der Wüstling Alsando derselbe Edelmann ist, gegen den der verbannte Herzog damals im Zorn sein Schwert erhoben; er ist nicht getödtet, nur verwundet gewesen, sodaß einer allseitigen Aussöhnung nichts im Wege steht. Aber wir zweifeln sehr, daß diese plötzliche Enthüllung auf irgend einen Leser einen andern Eindruck machen wird als den eines Theatereffects; auf die Breter gebracht, würde er sogar als ein sehr verbrauchter, sehr ungeschickter Theatereffect erkannt und vom Publicum — Zehn gegen Eins gewettet — mit jenem Kichern begleitet werden, welches bekanntlich der schlimmste Tod ist, den ein Stück sterben kann.

Es gehen in dem Stück noch einige andere mehr oder minder überflüssige Personen hin und wieder: ein Charlatan Cyriakus, der ganz gut angelegt, aber viel zu schwach und farblos ausgeführt ist, ohne Humor und ohne drastisches Leben; ferner ein mürrisch habsüchtiger Wirth; eine alte geschwätzige und verliebte Schaffnerin; ein naseweises Mädchen mit einem ängstlich eifersüchtigen Bräutigam; endlich ein Musikant von dem Geschlecht der cantores amant humores, dem es jedoch ebenfalls an der nöthigen Kraft der Charakteristik gebricht und jenen vollen saftigen Farben, ohne die solche Figuren trotz der besten Anlage immer unwirksam bleiben. Das Alles sind, wie man sieht, ziemlich verbrauchte Gestalten und die blasse, unsichere Färbung sowie die nebelhafte, ungewisse Umgebung, in welcher der Verfasser sie auftreten läßt, ist am wenigsten geeignet, ihnen einigen Schein der Neuheit zu verleihen. Dasselbe gilt von den Situationen; besonders die völlige Unthätigkeit, in welcher der Verfasser den Charlatan, als den eigentlichen Intriganten seines Stücks, erhält, zeigt eine bedenkliche Schwäche dramatischer Erfindungskraft.

Nach so vielem Ungünstigen, das wir über das Stück haben be-

richten müssen, möchten wir gern wenigstens die Sprache desselben loben. Und in der That ist dieselbe alles Lobes werth; bis auf wenige einzelne Stellen, die theils störende Anklänge enthalten, theils durch Plattheit beleidigen (z. B. das: „Tollkühner junger Mann" im Munde St.-Alban's, des weisen Arztes und Lehrers, S. 12, das doch ein wenig gar zu schulmeisterlich klingt), ist sie durchgehends von feinem poetischen Gefühl durchdrungen, reich an Sentenzen und sinnigen Gedanken, wenn auch im Ganzen mehr lyrisch als eigentlich dramatisch. Allein wer irgend mit den Versuchen unserer jungen Dramatiker bekannt ist, der weiß auch, wie alltäglich nicht nur die Gabe der schönen Sprache, sondern auch wie gefährlich sie ist und wie viel besser es mit unserm Drama stehen würde, wenn die Sprache unserer Dichter etwas ungeschickter, dafür aber ihre Erfindungen etwas kräftiger, ihre Gestalten etwas markiger, ihre Gedanken etwas gediegener wären.

Statt also den talentvollen Dichter mit einem so zweideutigen Lobe zu beleidigen, wollen wir lieber mit der Hoffnung von ihm scheiden ihn in seinem nächsten dramatischen Versuch auf denjenigen Boden zurückgekehrt zu sehen, auf dem allein die wahren Blüten dramatischer Dichtung wachsen, auf den Boden der Geschichte und des wirklichen Lebens. Ja nicht blos hoffen wollen wir das von ihm, sondern wir fodern, wir verlangen es auch. Als der Dichter des „Waldmeister" zuerst vor der Oeffentlichkeit auftrat, was war es da, was ihm wie im Fluge die Herzen eroberte und selbst die gerunzelte Stirn des Kritikers glättete? Es war wahrhaftig nicht das märchenhafte Element, nicht der Elfen- und Geisterspuk seines Gedichts, sondern umgekehrt der frische, jugendlich heitere Geist war es, die gesunde Lebensfreudigkeit, der klare Blick für Welt und Zeit, den er sich bei alledem bewahrt hatte. In absteigender Linie haben seine spätern Dichtungen diesen gesunden Boden wiederum verlassen; im „Orion" spukte Hoffmann, im „Tag von St.-Jakob" Van der Velde, in den „Gedichten" — nun, über sie werden wir uns noch bei einer andern Gelegenheit zu äußern haben. Mit dem vorliegenden Drama ist er nun vollständig in das „Reich der Träume" eingeschritten; gerade derjenigen Gattung, die am meisten bestimmt und geeignet ist, das ewige Walten des Weltgeistes im Geschick der Völker und ihrer Helden darzustellen, vermag er nichts weiter abzugewinnen als ein flüchtiges, zierliches Gedankenspiel, ein träumerisches Märchen, aus dem uns hier und da ein ganz niedliches Blümchen anlacht, das uns aber nirgends den Geist zum Ewigen, Unvergänglichen erweitert, nirgends an das große Drama geschichtlichen Lebens und geschichtlicher Größe anknüpft. Ist das nur eine zu große Nachgiebigkeit gegen einen verderbten und irrthümlichen Zeitgeschmack? oder ist es Schwäche seines Talents? Das Eine wäre

schlimm und das Andere nur wenig besser. Die nächsten Werke des jungen Dichters müssen darüber entscheiden; möge er das wol erwägen und möge er strenger werden gegen sich selbst, damit die Kritik nachsichtiger werden kann gegen seine Leistungen.

Aus dem Béarn.

Genrebilder.

Von

Cläre von Glümer.

I. Das Land und seine Bewohner.

Unter allen Provinzen Frankreichs ist wol keine an Gegensätzen so reich wie Béarn. Im Hochgebirge Gletscher, dunkle Seen; Wege, die nur für das Maulthier und die Gemse, den Hirten und den Jäger gangbar sind. Steile Bergwände, Felszacken, worin der Adler horstet, tiefe Schründe und Schluchten, in denen wildes Gewässer tobt; öde Flächen, dürftig von Haidekraut und grauem Moose bedeckt. Dann der Wald mit seinen Baumriesen und Gebüschen, seinen Farrnkräutern, Stechpalmen, Blumen und Gräsern; dann die Weiden, auf denen das kleine Schaf der Pyrenäen seine kärgliche Nahrung findet. Weiter unten, auf den fettern Wiesen, die sogenannten Käsehütten, wo die Milch der Schafe und Kühe zu Butter und Käse verarbeitet wird; dann die Wald- und Rebhügel; die Thäler mit ihren Dörfern, Heilquellen und Wallfahrtsorten. Dann die reichen Ebenen, die zweifache Ernte geben; die fröhlich wachsenden, sich behaglich ausbreitenden Städte und endlich das Meeresufer mit den Klippen von Bidaritz.

Unter den Bewohnern finden wir dieselben Contraste. In den Städten macht sich freilich, wie im übrigen Frankreich, mehr und mehr der Einfluß der Hauptstadt geltend. Paris ist nun einmal das Mekka, wo Jeder vor der Mode angebetet haben muß, um der Segnungen der Gesellschaft vollkommen werth zu sein — aber der Handwerker schon nennt sich nur dem Ausländer gegenüber Franzose, zu Hause ist er Béarner. Die Geschichte seiner Heimat ist ebenso ruhmreich als die des großen Vaterlandes. „Je suis du pays de Henri IV" sagt er mit bedeutendem Selbstgefühl. Noch mehr aber der Dorfbewohner, der Bauer, der Hirt, der Jäger. Diese nehmen wenig theil an Frankreichs Leben. Sie haben die Zeit ihrer Unabhängigkeit noch nicht verschmerzt und werden sie nie vergessen. Noch jetzt sagt uns der stolze Blick, die kühne Haltung des Hirten, daß er einem uralt freien Geschlecht entstammt, daß die Thäler von Aspe, von Osson und Barre-

tous ihre Abgeordneten zur Cour Majour sendeten und in allen wichtigen Angelegenheiten des Landes, bei der Erhebung von Steuern, der Bestimmung über Krieg und Frieden, der Verheirathung der Thronerbin — das Salische Gesetz war im Béarn nicht gültig —, der Aufrechthaltung des Gesetzes, der Erbfolge und der Entscheidung schwieriger Rechtsfälle eine Stimme hatten, so gut wie die Städte, der Adel und die Geistlichkeit. Bis zum Ausbruch der ersten Revolution hat Béarn seine eigenthümliche Verfassung behalten, und bis Heinrich IV. Navarra mit Frankreich vereinigte, war sogar das Staatsoberhaupt der Cour Majour verantwortlich und mehr als einmal war ihr Erkenntniß ein Todesurtheil.

Die Verfassungsurkunden von Béarn, die jedem „Herrn" (Seigneur) bei der Huldigung vorgelesen wurden, begannen also: „Dies ist das Gesetz von Béarn, in welchem geschrieben steht, daß es früher keinen Herrn in Béarn gegeben hat; und in dieser Zeit hörten sie viel Rühmens von einem Ritter in Bigorre und sie machten ihn zu ihrem Herrn auf ein Jahr. Und hernach wollte er ihre Sitten und ihr Gesetz nicht achten, da versammelte sich der Gerichtshof von Béarn in Pau und gab ihm auf, Gesetz und Sitte zu wahren, und als er nicht wollte, tödtete ihn das Gericht in derselben Versammlung."

„Item: Später hörten sie wieder viel Rühmens von einem Ritter in der Auvergne und sie machten ihn zu ihrem Herrn auf zwei Jahre. Aber hernach hat er sich zu hochmüthig bewiesen und wollte ihr Gesetz und ihre Sitte nicht achten und der Gerichtshof ließ ihn tödten auf der Brücke von Saranh. Ein Ritter mußte ihn von hinten mit einer Pike niederstoßen."

„Item: Hernach hörten sie wieder viel Rühmens von einem Ritter in Spanien, dem seine Frau auf einmal zwei Söhne geboren hatte. Und die Männer von Béarn hielten Rath unter sich und sendeten zwei Edelleute ihres Landes, um eines der Kinder zu ihrem Herrn zu erwählen. Und als sie an Ort und Stelle waren, gingen sie, um die Kinder zu sehen und fanden Beide schlafend, das eine mit offenen, das andere mit geschlossenen Händen, und sie wählten das Kind, das mit offenen Händen schlief." Es war Gaston V., von seinem dankbaren Volke „der Gute" genannt.

Der Béarner ist stolz, unerschrocken und starrsinnig, enthusiastisch in seiner Liebe und unversöhnlich im Haß. Da seiner Meinung nach Béarn das beste Land der Welt ist, fürchtet er den Einfluß der Fremden nicht; er ist gefällig und gastfrei. Zuweilen ist es freilich, als überfiele ihn ein gewisses Mistrauen, eine beinahe abergläubische Scheu. Aber er will seinen Gast nicht darunter leiden lassen und ist doppelt

zuvorkommend. Ein geistreicher französischer Schriftsteller sagt von ihm: „Il est toujours poli, le bâton à la main.“

Der Béarner liebt den Tanz und das Würfelspiel, ist geschickt im Ballschlagen, im Wettlauf, im Ringen. Er ist mäßig in Speise und Trank, und wenn bei festlichen Gelegenheiten die reichen Bauern aus dem Lande von Pau und Oléron in Tuchröcken, Sammt und Seide prangen, trägt der Bewohner des armen Vicbill mit demselben Stolze seine Jacke von grobem Wollenzeug, das braune Barret und die rothe wollene Schärpe. In dem Lieblingsliede der Béarner heißt es:

J'ai ma ceinture, j'ai ma ceinture
Et mon béret,
Mes chants joyeux, mes chants joyeux,
Ma mie et mon châlet.

Châlet ist freilich nur die Sennhütte, im Thale nennt der Béarner sein Haus la case.

Im Béarn ist das Recht der Erstgeburt geltend. Die Väter waren damit zufrieden, warum sollten die Söhne dagegen murren? Sobald der Aelteste sein Erbtheil angetreten hat, sucht sich der Jüngere ein Fleckchen Erde zu erwerben und dann wird das Haus gebaut. Kann er den Baulohn nicht bezahlen, so ruft er die Nachbarn zu Hülfe, die Alle in dieser Arbeit geübt sind. Die Flüsse rollen Kiesel die Menge vom Gebirge herunter, diese werden, mit einem festen Mörtel verbunden, gleichsam in denselben hineingeknetet, zu den Mauern verwendet. Ein weit vorspringender Kaminmantel von grauem pyrenäischem Marmor, oder schwarz angestrichenem Holze, weit genug, eine große Gesellschaft zu umfassen, und so hoch, daß selbst Männer bequem am Feuer stehen können, ist des Zimmers erste, unentbehrliche Zierde. Der Fußboden ist anfangs nur festgestampfte Erde, später wird er vielleicht mit rothen Backsteinen belegt. Eine Thür von grob gezimmertem Eichenholz verschließt den Palast. Einige Breter zum Verwahren der Fenster, bei Nacht und bösem Wetter, finden sich auch — wächst der Besitz, so ist's vielleicht möglich, nach und nach Thür- und Fenstereinfassungen von Marmor, Glasscheiben und einen kleinen Anbau als Stall und Scheuer hinzuzufügen. Vorläufig läßt man sich genügen an den vier weißgetünchten Wänden, die jedem Sturme widerstehen, und dem Schieferdache, das vor Regen schützt und zwischen dessen Sparren die Heuvorräthe des Besitzers Raum haben.

Heuvorräthe? höre ich fragen. Nun ja, der Béarner weiß, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein bleibt. Aber eine Frau ist kostbar und überdies, warum sich frühzeitig binden? Also sucht sich der Anfänger so bald als möglich ein Pferd, von der kleinen, ausdauernden

Race der Navarresen, zu verschaffen und hat er das, so ist er geborgen. Nun kann er die Früchte des Nachbars zu Markte bringen, kann sich und sein Roß zur Erntezeit dem Herrn des Schlosses vermiethen, kann vorkommendenfalls dem „Engländer“ als Führer in die Berge dienen und kann ohne Beschwerden alle Kirchweihfeste, Taufen und Hochzeiten der Umgegend besuchen. Findet er bei der Heimkehr auch nur etwas Brot von Maismehl, einige Kastanien und einen Trunk Wein von der letzten Ernte — er begnügt sich damit und schmückt die nackten Wände seiner case mit Bildern zukünftigen Glücks. Und ist's nicht schon Glück genug, am eigenen Feuer zu sitzen, den eigenen Kessel über die Glut zu hängen, zu hören, wie der dicke Maismehlbrei darin brodelt, und während die Flammen an der rußigen Wand hinauflecken, die kleine, in den Eisenring des Kamins geklemmte Pechfackel sprühend und knisternd ihr schwaches Leben verzehrt, zu träumen, Luftschlösser zu bauen oder mit Freunden und Nachbarn zu plaudern? Und nach des Tages Lust und Last schläft es sich immer gut, auch auf harter Matratze und ohne Vorhänge; hat man nicht andächtig genug gebetet, sodaß der Alp oder böse Träume den Schlaf unterbrechen können, so ist es ein Trost für den Einsamen, wenigstens das Pferd in seinem Breterverschlag an der Thüre schnaufen und stampfen zu hören — und der sonnige Morgen bringt jedenfalls neue Freuden, neue Lieder.

Das häusliche Leben des reichen Landmanns ist dem des armen ziemlich gleich, Tisch, Bank und Schemel sind auch nur von rohem Holze; die Küche ist Wohn-, Speise- und Visitenzimmer, auch steht gewöhnlich das große Bett der Herrschaft, mit schweren Vorhängen von dunklem Wollenzeug umhüllt, dem Kamin gegenüber. Die Kammern für Kinder und Gesinde sind klein und größtentheils dunkel. Herr, Knecht und Magd essen an einem Tische, wenn sie es nicht etwa vorziehen, mit dem Teller in der Hand vor dem Hause zu lustwandeln. Die gewöhnlichen Speisen sind: die Metturo (Brot von Maismehl), die Broyo (ein steifer Brei, von derselben Substanz, der, wenn er erkaltet ist, in Scheiben geschnitten, mit spanischem Pfeffer gewürzt und in Speck oder Oel gebraten wird), gekochte und geröstete Kastanien, und eine dicke, Kraut, Rüben und Bohnen enthaltende Suppe. Ein Glas Landwein darf auch auf dem Tische des Aermsten nicht fehlen.

An Arbeitstagen ist auch die Kleidung aller Landbewohner ziemlich gleich, überall findet man die braune ungefärbte Schafwolle zu Frauenröcken, Jacken, Hosen und Barrets verarbeitet. Aber draußen in Stall und Scheuer, Garten und Hühnerhof und vor allem im Felde, zeigt sich das Glück und der Stolz des Reichen: das kleine aber wohlgenährte Rindvieh, die muntern Pferde, die großen Schafheerden, die zur Sommerweide auf die Berge getrieben werden, die Felder mit

Flachs, Mais und Gerste, die köstlich grünen Wiesen, die Rebenhügel und der Kastanienwald, der so wenig Pflege bedarf und doch jährlich den reichsten Gewinn bringt.

Ackerbau und Viehzucht sind des Béarners Erwerbsquellen; seine Schafe, Kühe und Pferde werden nach Spanien ausgeführt. Die Weine von Jurançon und Byzanos haben guten Namen; der Güte des Salzes aus den Quellen von Salies verdanken die bayonner Schinken ihre Berühmtheit. Früher war die Leinwand von Béarn sehr gesucht, jetzt ist ihr Preis durch die Concurrenz der Maschinenfabrikate herabgedrückt. Kartoffeln, Linsen, Bohnen, Erbsen gedeihen in den niedern Theilen der Provinz, Roggen wird gar nicht, Gerste und Hafer wenig gebaut. Der Weizen ist von ausgezeichneter Güte, aber sein Ertrag so gering, daß er nur gebaut wird, wo die Milde des Klima eine zweite Ernte verspricht. Sobald der Weizen eingefahren ist, wird Mais gesäet und im October werden seine schweren gelben Kolben gebrochen.

Im Innern des Gebirgs sind Steinkohlengruben, Marmor- und Schieferbrüche und im Thale von Baigorry im Haya-Berge Kupfer- und Bleibergwerke. In Bezug auf Maschinen, Manufacturen und Betriebsamkeit im Allgemeinen mag Béarn hinter seinen französischen Nachbarn zurückgeblieben sein: aber es ist so zufrieden mit Dem, was es besitzt, so originell frisch und fröhlich, daß es deshalb nicht ärmer zu nennen ist.

Am kräftigsten und ursprünglichsten sind gewiß die Bergbewohner, vor allem die Basken geblieben. Diese theilen das kleine Gebiet, welches sie auf französischer Seite bewohnen, in Soule, Navarra und Terre de Labourd. Jeder District hat seine eigenthümliche Färbung der Sprache und Sitten. Dem Ausländer, dem Franzosen, stehen sie vereinigt als Basken gegenüber, sind aber stets bereit, mit dem Franzosen gegen ihre Brüder jenseit der Pyrenäen zu marschiren, obwol auch diese sich Basken nennen, demselben Volksstamm entsprossen sind und dieselbe Sprache sprechen.

Der Baske hat etwas vom Spartaner; den Schmerz ruhig ertragen, der Gefahr kaltblütig entgegengehen ist sein Stolz. Der Diebstahl ist erlaubt — das Schmuggeln und der Straßenraub sind ehrenhaft, weil Gefahr damit verbunden ist; niemals aber wird der Baske einen Arzt, einen Priester oder seinen Wohlthäter antasten. Obwol der Baske als Soldat und Seemann oft weit in die Welt hinauskommt, hängt er mit unerschütterlicher Treue an seiner Heimat. Während des letzten Krieges in Spanien soll es oft vorgekommen sein, daß Basken, nachdem sie mit Löwenmuth gefochten hatten, heimlich ihre Fahne verließen, um einige Tage oder Stunden im Vaterhause zuzubringen, und

daß sie dann, vom Lärm des Kampfes angezogen, ohne Furcht vor Strafe zu ihrem Regiment zurückkehrten. Die Gastfreundschaft des Basken ist sprüchwörtlich, wie die des Arabers. Seine Sittenreinheit und Treue, seine Liebe zu Ordnung und Reinlichkeit unterscheiden ihn vortheilhaft von seinen Nachbarn; aber mit ihnen gemein hat er den Hang zur Poesie und zum Aberglauben.

Jeder Fels von besonderer Gestalt, jedes wildbrausende Gewässer, jedes zerfallene Gemäuer hat seine Sage; und streckt ein Eichbaum die dürren, knorrigen Arme weiter aus als seine Brüder, tanzt ein Irrlicht über den Sumpf, schreit der Todtenvogel lauter als gewöhnlich, ja stehen nur drei Grashalme von gleicher Länge nebeneinander, so erzählen dir Baske und Béarner Geschichten dabei, daß dir das Haar zu Berge steht.

Die Heiligen nehmen innig theil an seinem Leben, noch mehr aber der Gottseibeiuns, der in jeder Sturmnacht, mit jedem Gewitter über die Erde fährt, an der Wiege neugeborener Kinder steht, bis das heilige Wasser der Taufe ihn vertreibt, jeder Seele, die aus Leichtsinn oder Ermüdung das Abendgebet vergaß, verführerische Träume einhaucht, und das Böse fördert, das Gute hemmt, soviel er vermag. Dabei helfen ihm seine Freunde und Diener, die Hexen und Kobolde, die Zauberer, die Farfadets und Alraunen; durch Gold, Ruhm oder Liebesglück suchen sie die frommen Seelen vom rechten Wege abzubringen, stellen besonders der Geistlichkeit nach und feiern ihre Siege durch einen wilden Hexensabbath auf hohem Berggipfel oder in unheimlichen Schluchten. Es ist die größte Vorsicht, die strengste Aufmerksamkeit auf die Gebote der Kirche nöthig, um ihren Tücken zu entgehen. So fehlen dem heitern Bilde die Schatten nicht. Unwissenheit und Aberglauben verhindern den Gebrauch der ersten Mittel zur Abwendung drohender Verluste, zur Erleichterung oder Beiseitigung der Krankheiten. Das Erschrecken vor der Hölle Macht läßt oft plötzlich die Freude verstummen und das Leid ist schwerer zu ertragen, wenn es nicht als nothwendige Folge gestörter Verhältnisse, sondern als das willkürliche Eingreifen boshafter Gewalten erscheint. Ein Glück für den Béarner, daß sein leichter Sinn und sein Hang zum Spott sich immer aufs neue gegen die verdüsternde, niederdrückende Furcht empören.

Die Sprache des Béarners ist leicht und gefällig, seine Ausdrucksweise bilderreich, witzig, pikant. Sein Dialekt ist weich und volltönend; er hat etwas von der alten Langue d'Oc, etwas vom Spanischen, etwas vom Baskischen. Das au wird wie unser etwas langgedehntes au — Pau also nicht wie im Französischen Po, sondern deutsch Pau gelesen — das ei, wie unser ei, das h, wie unser h, auch werden alle Endsilben ausgesprochen.

Auch der Städter bedient sich gern des Patois, das früher Hofsprache und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Kirche und Schule gebräuchlich war.

Der Unterricht ist im Béarn, wie überhaupt im südlichen Frankreich, größtentheils in den Händen religiöser Brüderschaften; die Kinder lernen Lesen, Schreiben, Rechnen, Kirchenlieder singen, etwas vaterländische Geschichte und Geographie, tragen aber im Allgemeinen die confusesten Begriffe vom Leben der Völker, vom Bau der Erde und der Verschiedenheit des Klima heim.

In einem zum Schulgebrauch bestimmten und dazu angenommenen Buche, 1839 in Toulouse erschienen, wird unter Anderm erzählt: am Aequator brauche man das Wasser nur den Sonnenstrahlen auszusetzen, um es siedend zu machen, und weiterhin: die Sonne bewege sich um die Erde. Eine Anmerkung gibt dann die naive Erklärung: dem Verfasser wäre allerdings das Gegentheil bekannt, aber dem Sinne der Kinder würde diese wie manche andere Wahrheit zu schwer zugänglich sein. Das Sprüchwort: Mas vale créer que buscar — besser ist glauben als wissen — gilt diesseit wie jenseit der Pyrenäen.

Um so auffallender ist es, unter diesem unwissenden Völkchen das dramatische Talent, das unserm Landbewohner so fremd ist, im höchsten Grade gepflegt zu sehen. Alles Mögliche und Unmögliche wird in Scene gesetzt. Ist unter der Direction des Schulmeisters, dessen entsagungsreiches Leben wenigstens am Quell der Poesie Erfrischung suchen darf, eine Molière'sche Komödie oder ein Racine'sches Trauerspiel glänzend dargestellt, so versammelt man sich gewiß noch im Geheimen, um auf eigene Hand Napoleon's Feldzüge, das Leben, Lieben und Sterben Heinrich's IV., die Krönung des allgeliebten Bernadotte, die Vermählung der lied- und sagengefeierten Margueritte des Marguerittes zu dramatisiren. Das Ende dieser improvisirten Lust- und Trauerspiele ist gewöhnlich, daß der Teufel die Bösen holt und irgend ein Heiliger die Guten beglückt.

Im Umgange mit Frauen ist der Béarner eben nicht gewissenhaft zu nennen. König Heinrich IV. war auch hierin ein treues Abbild seiner Landsleute. Die Liebe erblüht schnell unter diesem sonnigen Himmel; sie welkt freilich ebenso rasch, aber für den Verlust von heute findet sich morgen sicherlich Ersatz. Die Ehe ist viel mehr eine Finanzfrage, eine Speculation, als ein Bündniß der Herzen. Gleichheit des Standes, des Vermögens, des Alters sind die ersten Bedingungen. Aeltern, Geschwister, Taufpathen und Vettern haben eine Stimme im Familienrathe. Nur selten wagen Bursche oder Mädchen ihrem Ausspruch zuwider ein ernsthaftes Verhältniß anzuknüpfen oder fortzuspinnen. Sehr oft wird die Verbindung der Eheleute durch bezahlte Un-

terhändler vermittelt und die zunächst Betheiligten sehen sich erst am Tage der öffentlichen Verlobung. Trotzdem sind wirklich unglückliche Ehen unter den Landbewohnern eine Seltenheit, ebenso selten freilich ein inniges Verständniß unter den Gatten. Es ist eine Association von Capital und Arbeit, die ihrem Zwecke entspricht, wenn sie möglichst hohe Zinsen trägt. Erhebung des Geistes und Läuterung des Herzens hat in jedem Verhältniß nur die Kirche zu fördern.

Darum hat sie auch überall ihre Hände schützend ausgebreitet. Du ersteigst keinen Berggipfel, keine Felsenwand, wo nicht ein Kreuz oder ein Heiliger Wache hielte. Du betrittst keinen gefahrvollen Gebirgsübergang, wo nicht eine Kapelle bereit wäre, Gebet und Gabe des Wanderers in Empfang zu nehmen. Und selbst der wilde Contrebandier, der kühne Jäger versäumen nie, dem himmlischen Schutzherrn ihrer Schleichwege und Schlupfwinkel zu opfern. Nachher können sie um so fröhlicher ihrem Gewerbe nachgehen, um so dreister die Gemsen verfolgen, um so unerschrockener dem Bären begegnen und bei der Heimkehr um so lauter „das schöne Thal von Cauterêt", die „Riesen der Pyrenäen" und die Ufer des „murmelnden Gave" besingen.

Die neuesten Bearbeitungen der römischen Geschichte.

Von

Wilhelm August Passow.

Kaum hat irgend ein anderes Werk der Neuzeit auf die Gestaltung der Geschichtswissenschaft in ihrem weitesten Umfange einen gewaltigern Einfluß geübt als Niebuhr's „Römische Geschichte" sofort bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1811, mehr noch seit der neuen, im Jahre 1826 begonnenen Bearbeitung. Bis auf Niebuhr hatte die Geschichtschreibung geglaubt, ihre Pflicht in hinreichendem Maße zu erfüllen, wenn sie die uns erhaltenen Quellen in möglichster Vollständigkeit ausbeutete; eine Kritik derselben wurde fast nur in den einzelnen Fällen unternommen, wo sie sich geradehin widersprachen oder sonst miteinander unvereinbar waren. Uebereinstimmung der Quellen galt als hinreichende Gewähr für die Richtigkeit ihrer Angaben. Man zweifelte zwar nicht, daß jedes Zeitalter diese oder jene Einzelheit falsch aufgefaßt haben könne; daß aber die gesammte Auffassung und Anschauung von der Geschichte einer bestimmten Zeit oder eines bestimmten Volks durch die Art der Ueberlieferung, durch nationale und religiöse Vorurtheile, durch politische Ab- und Zuneigungen und andere Umstände im Ganzen

und Großen eine Farbe und Gestalt angenommen haben könne, welche mit der Wirklichkeit durchaus nicht im Einklange steht, Das war vor Niebuhr kaum einem Schriftsteller klar geworden. Unbedingt keiner aber hatte es gewagt, durchweg getrübte Quellen auf die ihnen unbewußt zu Grunde liegende Wahrheit zurückzuführen, aus einem Livius und einem Dionysios von Halikarnassos unendlich mehr von der wirklichen und echten römischen Geschichte herauszulesen, als diese Schriftsteller selbst gewußt hatten. Durch eine nicht nur umfangreiche, sondern recht eigentlich großartige Gelehrsamkeit, durch eigene politische Thätigkeit, welche in die Tiefen des Staats- und Völkerlebens eindrang, durch vieljährigen Aufenthalt auf römischem Grund und Boden, endlich durch eine seltene Gediegenheit des sittlichen Charakters wurde Niebuhr der Schöpfer einer kritischen Geschichtsforschung, welche nicht am Einzelnen und Kleinen haftet und ihren Bau aus unzähligen Einzelheiten künstlich zusammensetzt, sondern stets das Große und Ganze fest im Auge behält, dann aber es allerdings nicht verschmäht, auch dem Kleinsten seine gebührende Stelle in dem Ganzen anzuweisen und so Dieses durch Jenes zu bereichern und zu beleben. Ein Werk von solcher Kühnheit und Kraft des Geistes konnte denn freilich nicht ohne die nachhaltigste Einwirkung bleiben. Abgesehen von dem unmittelbaren Nutzen, welchen die Geschichtsforscher und Philologen für den Inhalt und die Methode ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeiten aus demselben zogen, bietet es dem gelehrten Juristen und dem Staatsmanne, der nicht blos für den Augenblick denkt und wirkt, die mannichfaltigste Belehrung; ja wer nur überhaupt Empfänglichkeit besitzt für den Fortschritt auf geistigem Gebiet, wen wissenschaftliche Thätigkeit als solche, wen das Leben der Völker interessirt, für diese Alle kann es kaum eine anziehendere und merkwürdigere Erscheinung in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts geben als Niebuhr's „Römische Geschichte".

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß Niebuhr's Werk überall und in jedem Worte die unzweifelhafte Wahrheit sicher und unbestreitbar ans Licht gebracht habe, noch viel weniger, daß mit demselben Forschung und Darstellung für das Gebiet der römischen Geschichte zu irgend einem Abschlusse gebracht sei, welches letztere schon deshalb nicht möglich ist, weil Niebuhr's eigene Arbeit nicht über den ersten Punischen Krieg herabreicht. Es liegt ja recht eigentlich im Wesen derartiger schöpferischer Werke, daß sie theils manche Einzelheit bei Seite liegen lassen müssen, theils von gewagten, leicht widerlegten Ansichten sich nicht ganz frei erhalten können, und eben deshalb sowol Gegnern als Anhängern zu weitern Forschungen die reichlichste Anregung geben. Und diesen Erfolg hat denn auch Niebuhr's „Römische Geschichte" im ausgedehntesten Maße gehabt; abgesehen davon, daß die von ihm ange-

wandten Grundsätze vielfach auch bei der geschichtlichen Behandlung anderer Zeiten und anderer Völker in Anwendung gebracht wurden, begann etwa seit dem Jahre 1830 eine Thätigkeit für die römische Geschichte, welche den auffallendsten Gegensatz bildet gegen die Vernachlässigung, welche dieselbe bis dahin erfahren hatte. Es kam allerdings der Umstand fördernd hinzu, daß gerade seit jener Zeit alle politischen und staatsrechtlichen Fragen aufs lebhafteste in den Vordergrund des Lebens traten, für welche die römische Geschichte die mannichfaltigsten Analogien darbietet. So bestand denn zwischen den von Niebuhr angeregten Forschungen und dem unmittelbaren Leben der Gegenwart eine Wechselwirkung, wie wir sie in der Geschichte der Wissenschaft oft und fast immer zu ihrem entschiedenen Gewinne zu beobachten Gelegenheit haben. In wissenschaftlichen Zeitschriften, in Schulschriften und eigenen mehr oder weniger umfassenden Werken wurden seit etwa zwanzig Jahren alle Einzelheiten der römischen Geschichte, der Staatsverfassung und des Rechtslebens, der militärischen und der bürgerlichen Einrichtungen wiederholt der sorgfältigsten Prüfung unterzogen, und dies Alles stets im engsten Anschlusse an Niebuhr's Vorgang.

Der naturgemäße Gang aller wissenschaftlichen Thätigkeit bringt es mit sich, daß auf jedes epochemachende Werk eine Periode der Einzelforschung folgt, welche berichtigend und ergänzend Das im Detail ausführt, was ein überlegener Geist großartig anregte und in Frage stellte. Ebenso nothwendig ist dann aber der weitere Schritt, daß nach einem längern Zeitabschnitt alle diese einzelnen Beiträge wieder zu einem größern Ganzen zusammengefaßt und abgeschlossen werden; es gilt dann Das, was bisher im Einzelnen geleistet worden, kritisch zu sichten, das Werthlose ein für alle mal zu beseitigen, das wirklich Werthvolle als bleibendes Eigenthum in den Zusammenhang der betreffenden Wissenschaft einzureihen, und so in einem Gesammtbilde anschaulich zu machen, bis zu welchem Standpunkte dieselbe überhaupt gediehen, welche Fragen sie überwunden, welche Aufgaben sie noch zu lösen hat.

Gewiß ist es jetzt, volle zwanzig Jahre nach Niebuhr's Tode, an der Zeit, ein solches Gesammtbild aufzustellen, aus welchem sich ersehen läßt, welche Gestalt das Ganze der römischen Geschichte durch eine nach Umfang und Inhalt gleich bedeutende Arbeit vieler Jahre erhalten hat.

Abgesehen von kürzern Darstellungen, welche nur dem unmittelbarsten pädagogischen Bedürfnisse zu dienen bestimmt sind, wurde vor etwa zwei Jahren ein Werk begonnen, welches wirklich wissenschaftliche Bedeutsamkeit für sich in Anspruch zu nehmen schien: die „Geschichte

der Römer von F. D. Gerlach und J. J. Bachofen. Erster Band in zwei Abtheilungen" (Basel, Bahnmaier, 1851). Wenn dieser Band den Leser auf mehr als 40 Bogen nur bis zum Ende der Königsherrschaft führt, so kann man sich über Mangel an Ausführlichkeit allerdings nicht beklagen; aber wie kann da von wissenschaftlichem Werthe die Rede sein, wo sich ein Geschichtschreiber Roms nach Niebuhr's Forschungen geradehin die Aufgabe stellt, die Geschichte Roms so wiederzugeben, „wie sie von den Römern selbst verstanden, begriffen und überliefert worden ist"? Wem es um die eigene Auffassung der Römer zu thun ist, der wird sie bei Livius immer besser finden als bei irgend einem andern Darsteller. Wenn ein Geschichtsforscher in seinen wesentlichsten Resultaten von Niebuhr abweicht und gegen ihn ankämpft, so wird das vollkommen zulässig und unter Umständen von bleibendem Werthe sein; aber daß noch jetzt Jemand die kritische Behandlung der römischen Geschichte an sich und en bloc verwirft, daß er sie nicht sowol widerlegt als einfach negirt, daß er die ganze, Jahrhunderte lang fortgesetzte, an den eigensten Volksüberlieferungen geübte Thätigkeit unbewußter Volkspoesie von neuem mit dem Stempel urkundlich sichergestellter Geschichte versehen will, das ist eine Art von Arbeit, für welche in der Reihe wissenschaftlichen Schaffens heutzutage eine Stelle nicht wol gefunden werden kann. So erklärt es sich denn auch vielleicht, daß die HH. Gerlach und Bachofen seit zwei Jahren keine Fortsetzung ihres Werks haben erscheinen lassen, jedenfalls aber, daß dasselbe nur eine sehr geringe Beachtung gefunden hat.

Dagegen ist ganz neuerdings der Anfang von zwei größern Werken erschienen, die darin übereinstimmen, daß beide einen Abschnitt in der von Niebuhr ausgehenden Behandlung der römischen Geschichte bilden und im engsten Anschlusse an alle bisherigen Forschungen ein Gesammtbild des römischen Staats- und Volkslebens in dem oben angedeuteten Sinne geben wollen, dennoch aber unter sich selbst wiederum die größten Verschiedenheiten darbieten. Es sind dies: „Geschichte Roms. In 3 Bänden. Von Dr. Karl Peter. Erster Band. Die fünf ersten Bücher, von den ältesten Zeiten bis auf die Gracchen enthaltend." (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1853) und „Römische Geschichte von A. Schwegler. Ersten Bandes erste Abtheilung." Auch unter dem Titel: „Römische Geschichte im Zeitalter der Könige. Erste Abtheilung" (Tübingen, Laupp, 1853). Beide Männer erscheinen durch frühere Arbeiten wohlberechtigt für ihr Unternehmen, Schwegler überdies durch eigene Anschauung des römischen Bodens, Peter ebenso wol durch seine methodische Schrift über den Geschichtsunterricht (1849) überhaupt, welche sich nicht auf die Grenzen herkömmlicher pädagogischer Betrachtungen beschränkt, als durch seine besondern Studien über

römische Geschichte, von denen er auch in dieser Zeitschrift Einiges niedergelegt hat. Beide geben jetzt in diesen größern Werken die Resultate lange dauernder und weit umfassender Vorarbeiten an das Licht, Beide haben den ganzen Reichthum der bisherigen Forschungen aufgenommen und verarbeitet, Beide sind aber auch mit selbständiger Kritik an die Quellen und die Arbeiten ihrer Vorgänger gegangen, und haben dennoch bei so mancher Aehnlichkeit durch und durch verschiedene Werke geliefert. Schon der äußere Umfang deutet auf einen großen Unterschied: während Peter auf 39 Bogen bis zum Jahre 146 vor Christo gelangt, kommt Schwegler auf 34 Bogen erst bis zum Tode des Romulus und wird laut einer Bemerkung des Verlegers bis zur Vertreibung der Könige im Ganzen fast 50 Bogen füllen, also ungefähr sieben mal so viel Raum gebrauchen als Peter, wobei jedoch zu bemerken ist, daß für die spätern Zeiten der quantitative Unterschied beider Werke wol ein weniger auffallender wird werden können. Ein anderer Unterschied fällt gleich bei der äußerlichsten Betrachtung beider Bücher ins Auge: während Schwegler durchschnittlich nicht viel weniger als die Hälfte jeder Seite mit Anmerkungen füllt, welche vorzugsweise aus einer unendlichen Fülle der gelehrtesten Anführungen bestehen, hat es Peter mit strengster Consequenz durchzuführen gewußt, daß sich in seinem ganzen Buche auch nicht eine einzige Anmerkung, nicht ein einziges eigentliches Citat findet: denn da, wo er den Leser ausdrücklich auf die Quelle verweisen zu müssen glaubt, begnügt er sich nicht mit der Angabe derselben, sondern flicht die betreffenden Worte vollständig in seine Darstellung ein. Wenn es keine Frage ist, daß durch diese Einrichtung die Genießbarkeit für einen weitern Leserkreis ganz entschieden auf Peter's Seite ist, so liegt doch eben darin noch eine weit wesentlichere, in das innerste Wesen beider Bücher tief eingreifende Verschiedenheit, wie diese auch in den beiderseitigen Vorreden mit aller Klarheit ausgesprochen ist. Schwegler will „neben einer möglichst vollständigen Zusammenstellung des geschichtlichen Stoffs und einer selbständigen, das historische Verständniß weiter fördernden Bearbeitung desselben zugleich eine beurtheilende Uebersicht über die gelehrten Forschungen geben, die seit Niebuhr auf diesem Felde angestellt worden sind". Peter dagegen stellt an die Spitze seines Buchs den Wunsch „dem reichen Inhalte der römischen Geschichte eine dem jetzigen Standpunkte der Forschung entsprechende und dabei doch leicht verständliche und genießbare Darstellung zu geben, und somit einerseits, wo möglich, auch diesem Theile der Geschichte das Interesse des gebildeten Publicums in weiterm Kreise zuzuwenden, andererseits aber und vornämlich der studirenden Jugend und angehenden Lehrern ein geeignetes Hülfsmittel zur Orientirung auf diesem Gebiete der Wissenschaft

darzubieten". Er sucht deshalb auch den eigenthümlichen Werth seiner Arbeit vorzugsweise „in der Durchdringung und einheitlichen Gestaltung des Ganzen". Während es beiden Verfassern gemeinsam ist, daß sie den gesammten vorhandenen Geschichtsstoff zusammenfassen, so geben sie ihn doch nicht in gleicher Vollständigkeit und Ausführlichkeit wieder, indem Schwegler schlechterdings nichts quellenmäßig Ueberliefertes bei Seite werfen, Peter aber nur Das aufnehmen darf, was durch seine Bedeutsamkeit im Zusammenhange des Ganzen ein politisches oder ein sittlich-menschliches Interesse hat. Ferner aber, und dies ist noch wesentlicher, verhält sich Peter zu seinem Stoffe durchaus abschließend; kann er auch die Unsicherheit mancher Auffassung, die unzulängliche Lösung einzelner Streitfragen nicht verschweigen, so begnügt er sich doch an solchen Stellen, eben nur das bisher Ermittelte darzulegen, ohne sich auf eine weiter führende Kritik einzulassen; wo er selbst zu einem bestimmten Resultate der Forschung gelangt ist, stellt er das einfach als solches auf. Schwegler dagegen schließt nirgend ab, sondern während er sich selbst in fortwährender kritischer Thätigkeit ergeht, fodert er den Leser zu gleichem Verfahren heraus und weist sonach durchweg auf fortgesetzte und fortzusetzende Forschung hin. Schwegler bietet somit ein Werk gelehrter, kritischer Geschichtsforschung, Peter ein historisches Kunstwerk; die Arbeit des Erstern hat nur für den forschenden Gelehrten Werth, für diesen aber auch einen sehr bedeutenden, Peter's Buch dagegen wird überall willkommen sein, wo sich ein gebildetes Interesse für Geschichte findet, und darum doch auch dem gelehrten Forscher weder überflüssig noch bedeutungslos erscheinen, da es durchweg auf selbständiger Kritik der Quellen beruht und an eigenthümlichen Ansichten keineswegs arm ist.

Es kann in diesen Blättern nicht der Zweck sein, im Einzelnen nachzuweisen, welche Stellung Schwegler und Peter zu einer jeden Streitfrage einnehmen, deren die römische Geschichte noch so viele aufzuweisen hat; Beider Arbeiten beruhen, wie dies namentlich Peter mit aller Bestimmtheit ausspricht, auf dem von Niebuhr gelegten Grunde, Beide erkennen seine Methode und seine Gesammtansicht von der römischen Geschichte im Ganzen und Großen als richtig an, Beide aber weichen im Einzelnen nicht nur von Niebuhr, sondern auch voneinander selbst vielfach ab. Der am tiefsten eingreifende Unterschied dürfte hier der sein, daß Schwegler in dem römischen Volke nur eine Mischung von Latinern und Sabinern sieht, diese selbst aber auch nur als zwei verschiedene Stämme einer und derselben Nation betrachtet, mithin, da er eine frühe Beimischung etrurischer Elemente ausdrücklich zurückweist, die Bevölkerung Roms für ein im Wesentlichen einheitliches Volk erklärt. Peter hingegen erkennt in den Römern ein durch

Verschmelzung wesentlich verschiedener Völkerstämme entstandenes Ganzes, denen nicht viel mehr als der indogermanische Ursprung gemeinsam sei; er vertheidigt nicht nur sehr frühe etrurische Einwirkungen und Beimischungen, sondern nimmt auch, wenigstens als Vermuthung, schon unter den Königen griechische Einflüsse in einem Maße an, wie sie uns doch kaum als hinreichend nachweisbar erscheinen wollen, ohne daß wir uns deshalb im Uebrigen der unionistischen Ansicht Schwegler's anschließen möchten.

Eine irgend begründete Beurtheilung der römischen Geschichte von Schwegler ist nur dann möglich, wenn man auf seine kritischen Forschungen in einer Weise eingeht, wie es hier nicht an seiner Stelle sein würde. Es möge deshalb genügen, den außerordentlichen Fleiß rühmend anzuerkennen, den der Verfasser auf Zusammentragung und Sichtung seines Materials verwandt hat; nicht minder zeigt schon eine flüchtige Lecture seines Buchs, daß er seinen Stoff mit Ernst und nicht geringem Scharfsinn durchgearbeitet hat, und so ist denn seine Arbeit als eine dankenswerthe und werthvolle Bereicherung der Wissenschaft unbedingt anzuerkennen, wenn auch die von ihm aufgestellten Resultate nicht überall als stichhaltig sollten befunden werden.

Wenn Peter's Buch auch kein so gelehrtes Gesicht macht wie das von Schwegler, so gibt es doch einen aller Berücksichtigung würdigen Standpunkt, von dem aus der Werth desselben weit höher anzuschlagen sein wird als der von Schwegler's „Römischer Geschichte": einen Standpunkt, der wol gerade in diesen Blättern recht besonders zur Geltung gebracht werden muß.

Von Alters her heißt die Geschichte eine Lehrmeisterin des Lebens; wenn wir aber um uns sehen, so fällt uns kaum etwas so sehr ins Auge, als daß aus der Geschichte gewöhnlich eben nichts für das Leben gelernt wird. Wenn das nun auch großentheils die Schuld Derer ist die lernen sollten, aber zu träge oder zu eigensinnig dazu sind, so ist es doch keine Frage, daß bei uns in Deutschland die Schuld mindestens ebenso sehr an der Art und Weise liegt, wie die Geschichtswissenschaft meistens betrieben wird. Haben unsere Geschichtschreiber auch den faustdicken Zopf so ziemlich abgelegt, mit dem ihre Kunst im 17. Jahrhundert aufwuchs, so gehören sie doch im Durchschnitt noch viel zu sehr der ausschließlichen Gelehrtenzunft an, als daß sie über die gelehrten Kreise hinaus frisch und kräftig und volksthümlich wirken könnten. Oder haben wir außer Dahlmann's Darstellungen der englischen und französischen Revolution viele Bücher, die sich neben Macaulay dürfen sehen lassen? Bei allen großen Vorzügen reicht doch die Feinheit, mit der Ranke den verworrensten Gängen der Diplomatie nachspürt, reicht das massenhafte Wissen und das sittliche Pathos

Schlosser's zu diesem Zweck nicht aus. Namentlich aber ist es die Alte Geschichte, welche durch eine fast ausschließlich gelehrte Behandlung alle die Angriffe oder bestenfalls doch die Gleichgültigkeit auf sich gezogen hat, welche von verschiedenen Seiten gegen die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum überhaupt gerichtet werden. Und doch ist es gerade die Alte Geschichte, welche durch die Durchsichtigkeit der einfachern Verhältnisse, durch die leichte Vertheilung in übersichtliche Gruppen, durch das Vorwalten rein menschlicher Beziehungen ganz besonders geeignet ist, eine Lehrmeisterin des Lebens abzugeben. Dies durch seine Bearbeitung an der griechischen Geschichte dargethan zu haben, ist kein geringes Verdienst von Gustav Pfizer; in noch erhöhtem Maße, weil hier nicht so ausschließlich jugendliche Leser vorausgesetzt sind, nehme ich dasselbe Verdienst für Peter's „Geschichte Roms" in Anspruch und finde darin den Hauptwerth seiner Arbeit. Nirgend durch gelehrtes Beiwerk unterbrochen, von der klarsten und einfachsten, der Sache würdigen Darstellung lebhaft gefesselt, kann hier der Leser eine der wunderbarsten und folgenreichsten Staatenentwickelungen als ein organisches Ganzes vor seinem geistigen Auge erwachsen sehen. Keine Seite des öffentlichen Lebens ist übergangen, nicht jene eigenthümliche Staatsreligion, die ohne Innerlichkeit und geistiges Leben in äußern Formen und bloßer Werkheiligkeit so vollständig aufging, daß der Boden Roms für derartige religiöse Schöpfungen in der That eine besondere Naturanlage zu haben scheint, nicht Kunst und Wissenschaft, die freilich diesen Namen in den bisher behandelten Perioden nur zu sehr geringem Theile verdienen, nicht die häusliche Sitte und das streng geregelte Familienleben. Die Hauptsache aber bleibt natürlich immer die politische Entwickelung nach innen und nach außen. Mit großer Weisheit ist hier Maß gehalten in der Auswahl des Stoffes, der ausgewählte aber bis zur vollsten Anschaulichkeit ausgeführt; besonders ist die Kriegsgeschichte und die der Verfassung in ein glückliches Gleichgewicht gesetzt, welches bei den bisherigen Darstellungen der römischen Geschichte fast immer vermißt wurde. Der lehrreichste Abschnitt des vollendeten Bandes ist aber unbedingt die Darstellung der Parteikämpfe in Rom; indem auf den Grund späterer Forschungen hier die Abneigung vermieden ist, mit der Niebuhr die Patricier fast durchweg behandelt, sehen wir an einem großartigen Beispiel, wie jede einseitige Förderung von Parteiinteressen nur dem Ganzen schadet, wie fast jedem Parteisieg der Uebermuth, diesem der Fall folgt, wie sich endlich aus langen Schwankungen das wohlthätigste Gleichgewicht herstellt und dieses den sittlichen Höhepunkt des römischen Staatslebens bezeichnet, bis neue Krankheiten den Organismus desselben ergreifen und, was der weitern Darstellung vorbehalten bleibt, ins Verderben führen. Während nur die gründlichste Ver-

tiefung in den vorliegenden Stoff und die vollkommenste geistige Durchdringung seines wahrhaft welthistorischen Gehalts zur Entwerfung eines derartigen lebensvollen Bildes befähigen konnte, hat sich Peter doch die vollste Unbefangenheit historischer Auffassung und den freien Standpunkt über seinem Gegenstande bewahrt.

In der That ist Peter's „Geschichte Roms", ganz abgesehen von den ihr zu Grunde liegenden Forschungen, für die Kunst der Geschichtschreibung in Deutschland ein Gewinn, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann; wenn Niebuhr neue Bahnen eröffnet hat für die kritische Behandlung der Geschichte, so ist durch Peter's Darstellung die römische Geschichte erst recht in den Kreis der allgemeinen, wahrhaft bildenden Geschichtswissenschaft eingetreten.

Südslawische Skizzen.

Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah.

Von

Siegfried Kapper.

II. Die Helden von Kossovo.

Eine weitere, fast bis zum Parallelen gesteigerte Verwandtschaft zwischen Heldendichtung der Griechen und Südslawen liegt darin, daß es bei Diesen wie bei Jenen insbesondere Ein großes Ereigniß, und nach diesem Eine daraus unversehrt hervorgegangene Person ist, um was sich ein großer Theil des Liederschatzes reiht: der Untergang der serbischen Selbständigkeit in der blutigen Schlacht von Kossovo (15. Juni 1389), als Ausgang des verzweiflungsvollen Kampfs gegen die weltbedrohenden Türken, und nach dieser die Irrfahrten und Abenteuer des Königssohnes Marko. Wie Odyssee an Iliade, so schließt sich der Liederkreis von Marko an den von Kossovo an. Als Epigonen der Helden von Kossovo und des abenteuernden Königssohnes treten die Kämpfer und Haiducken des 15., 16., 17., 18. und selbst 19. Jahrhunderts hinzu.

Die hervorragendsten unter allen Gestalten des südslawischen Heroenkreises sind unstreitig die der Katastrophe von Kossovo angehörigen, sowie die Lieder, welche die Entwickelung dieses Ereignisses zum Stoffe haben, zu den vollendetsten und großartigsten Denkmalen rhapsodischer Volkspoesie gehören. Ein trauriges Verhängniß scheint darin zu walten, daß der Verfall der serbischen Macht mit demselben Fürsten

beginnt, unter dessen Scepter sie eben erst eine bisher unbekannte Größe erreicht hatte. Es ist dies Duschan, der vorletzte Herrscher aus dem Stamme der Nemanitsche, deren Familiengeschichte eine Kette der tragischsten Wechselfälle und schauderhaftesten Gräuelthaten ist. Auch Duschan wird von der Geschichte als ein grausamer, vielfach mit dem Blute seiner Angehörigen befleckter Despot geschildert. Das Volk aber und das Lied will davon nichts wissen; es geht über die blutigen Spuren, die seine Ferse hinterlassen, schweigend hinweg und preist den Zaren, dessen persönlicher Muth, dessen tiefe Einsicht und dessen gleich kluge wie feste Hand es verstanden, die Geltung des serbischen Namens vom Adriatischen bis ans Schwarze Meer auszubreiten, die Ordnung im Innern durch Gesetze zu befestigen und Serbiens Einfluß nach außen zu begründen. Für die Schatten seines Charakters hat es keine Erinnerung, es kennt ihn nur als den hochherzigen, großmächtigen, weisen und besonnenen Herrscher, an dessen Namen sich das unverlöschliche Gedächtniß einstiger Größe unzertrennlich festknüpft. Diesem Fürsten zur Seite lebt ein Kreis von Persönlichkeiten, in deren Gegeneinanderstellung der Keim der tragischen Katastrophe bereits vorbereitet liegt. Da ist zuerst der greise Jug Bogdan, eine Art Nestor, der Repräsentant bis zur prophetischen Voraussicht gereifter Erfahrung, mit seinen neun Söhnen und seiner lieblichen Tochter Milizza, das Bild patriarchalischer Macht und des Gewichts einer Familie durch inniges Zusammenhalten. Er ist, umgeben von seinen Söhnen, beständig um den Fürsten, trägt immer die altehrwürdigen Bücher mit sich, und schlägt in diesen nach, um, wenn es nöthig, Rath zu schaffen oder die Zukunft zu befragen. Der Zar nennt ihn zwar ebenso wie den untersten Knecht „vierno slugo", seinen treuen Diener, nichtsdestoweniger aber achtet er ihn hoch und fürchtet ihn sogar, theils um seiner Söhne willen, theils weil er „mächtig in Akarnanien" ist: ein Zug, der einen interessanten Blick in die föderativen Staatenverhältnisse des ehemaligen Südslawenthums thun läßt. Dann sind die drei Söhne eines Schweinehirten, Wukaschin, Gojko und Ugljescha, die der Zar aus Dankbarkeit für das ihm gerettete Leben an den Hof zog und mit Ländereien und Ehren ausstattete, und von denen namentlich der Erstere sein Vertrauen, in das er sich durch scheinbare Unterwürfigkeit und List, dabei aber auch durch persönliche Tapferkeit und Klugheit zu setzen gewußt, in besonderm Grade besitzt. Zwei Erscheinungen ganz eigenthümlicher Art sind Marko und Milosch, Ersterer der Sohn Wukaschin's, eine der merkwürdigsten Kundgebungen poetischen Bewußtseins, wie wir sie im Volkslied sowol als in der Kunstdichtung nicht leicht wieder antreffen: die Verkörperung der strengen Weltordnung, die das Volk mit aller Schroffheit und Unbeugsamkeit dem

ränkesüchtigen, ehrgeizigen, herrschgierigen und kein böses Mittel scheuenden Vater im eigenen Sohne entgegenstellt. Unter allen südslawischen Heldengestalten am wenigsten begriffen und am meisten misverstanden, für einen rohen, leidenschaftlichen, ungezügelten, im Genuß wie in Rache unersättlichen Bramarbas gehalten, ist er in Wirklichkeit die vom dichterischen Sinne des Volks zum concreten Charakter geformte unbeugsamste Strenge und Gerechtigkeitsliebe, gepaart einerseits mit der heiligsten Verehrung für die Bande der Familie und der Freundschaft, andererseits mit der Schroffheit eines Abenteurers, der das Bewußtsein hat, um der Gerechtigkeit willen eine Krone ausgeschlagen zu haben, und ausgestattet mit allen Cardinalfehlern seines Stammes, gleichwie sein Busenfreund Milosch, der junge, heitere, lebensfrohe Heerführer, gleich gefeiert als Sänger wie als Held, die verkörperte Poesie des serbischen Volks selbst ist. Unscheinbar neben diesen in dem Hintergrund steht die Gestalt Lazar's, eines jungen Menschen von dunkler Herkunft, über dessen Abstammung selbst die Geschichte nichts Näheres weiß, dem jedoch die bedeutendste Rolle in den sich vorbereitenden Ereignissen vorbehalten ist. Das Volk freilich gibt dem wunderbaren Manne auch eine wunderbare Herkunft und sieht in ihm einen dunkelgeborenen Sohn des Zaren selbst, der am Hofe des Letztern anfangs die Dienste eines schlichten Dieners versieht, sich jedoch durch Frömmigkeit und Klugheit die Gunst des Zaren in so hohem Grade erwirbt, daß dieser nicht ansteht, ihn zu hohem Ansehen zu erheben, und daß Jug Bogdan, der die künftige Größe des jungen Mannes aus seinen Büchern erkennt, ihm seine einzige Tochter Milizza zur Ehe gibt. So stehen die Dinge, als Duschan's Sterbestunde naht. Auf dem Sterbebette überträgt er die Vormundschaft über seinen einzigen Sohn und Thronerben, „das Knäblein Urosch, das erst vierzig Tage zählt", sowie die einstweilige Regentschaft an Wukaschin, dem er schon früher den Königstitel verliehen, in dessen Treue er unbedingten Glauben setzt. Nach sieben Jahren soll Wukaschin abtreten und die Krone auf Uroschens Haupt setzen. Auch hofft er, Wukaschin werde mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das große Ziel, das ihn sein ganzes Leben lang beschäftigt, und in dessen Erreichung er die hohe Sendung der serbischen Macht sah, die Eroberung Konstantinopels als des Schlüssels der europäischen Christenheit und des Schutzwalls gegen die eben auftretenden Türkenhorden, weiter verfolgen. Wukaschin jedoch ist durchaus nicht gewillt, sieben Jahre lang die Sorgen der Regierung zu tragen, um dann einem Knaben den Thron einzuräumen. Vielmehr ist er entschlossen, nunmehr selber Herr von Serbien zu bleiben. Sein erstes Streben geht dahin, den jungen Prinzen durch weibische Erziehung zu verweichlichen, ihn durch üppige Lebensweise regierungsunfähig zu

machen. Frühzeitig läßt er seine Sinne durch Liebe bestricken; die Politik Duschan's, an die Stelle des schwachen Griechenthums das starke Serbenthum den Türken daselbst entgegenzusetzen, verleugnend, verlobt er ihn mit der Tochter des Griechenzaren von Konstantinopel. Indeß sind Fürsten und Volk dem Usurpator weniger geneigt, als er vielleicht, auf seinen Muth bauend, dachte. Bald bilden sich Parteiungen zu seinem Sturze. Zunächst erheben sich seine eigenen Brüder gegen ihn mit Ansprüchen auf das Reich. Neben diesen, Lazar an der Spitze, bildet sich eine legitimistische Partei zu Gunsten Urosch's, der sich mittlerweile einigermaßen ermannt hat. Vier Heere stehen im Felde einander gegenüber, um durch das Schwert zu entscheiden, wem das Reich gehören soll. Da einigt man sich, um Blutvergießen zu verhüten, auf Vorschlag des Popen Nedelko dahin, Marko, den Sohn Wukaschin's und schriftkundigen Zögling des Popen, nach der Wahlstadt zu bescheiden, und sich seinem Ausspruche (er war Schreiber des Zaren gewesen und bewahrte dessen Testament) zu fügen. Marko, der sich von den Heeren fern gehalten, weil ihm sein Rechtlichkeitsgefühl verbot, für, das Gefühl kindlicher Achtung, gegen seinen Vater die Waffe zu ergreifen, erscheint und — entscheidet für Urosch. Der unversöhnlichste Zorn seines Vaters, dessen gezücktem Schwerte er kaum mit dem nackten Leben entgeht, ist sein Lohn dafür und treibt ihn in ein abenteuervolles Irrleben. Indeß ist es Urosch nicht beschieden, lange zu regieren. Er eilt nach Konstantinopel, die schöne Braut heimzuholen; auf dem Rückwege ereilt ihn die von Wukaschin gedungene Mörderhand, und wieder ist Wukaschin Herr des Landes. Mitlerweile hat das türkische Verhängniß bereits europäischen Boden betreten und rückt immer näher auch an die Grenzen Serbiens heran. Wukaschin zieht gegen die Heere Sultan Murad's zu Felde und findet bei Samakow seinen Tod von Feindesschwert. Die Lage der Serben ist eine verzweifelte; Murad sandte ihnen die Unterwerfungsacte und stellte die Wahl zwischen Annahme und Verwüstung all ihrer Klöster, Schlösser u. s. w.*) In diesem Augenblick sind aller Augen auf Lazar gerichtet; in ihm erkennt das Volk den Einzigen, der zu retten vermag, wenn überhaupt noch Rettung möglich ist. Lazar, durch einen Brief, den ihm die Mutter Gottes schon früher gesandt, auf den Ruf, der ihm werden würde, vorbereitet, nimmt die auf ihn fallende Wahl zum obersten Heerführer an. Zwischen irdischem Glanze und himmlischer Seligkeit, zwischen dem Reich der Erde und dem Reich des Himmels hatte ihm die Mutter Gottes die freie Wahl gestellt, und

*) Die Parallele mit dem Verfahren des gegenwärtigen „Hauptes der orthodoxen Kirche" gegen die Türken liegt nahe genug!

er hatte sich dem Himmel zugewandt. So wenig es ihn also auch nach, irdischer Größe verlangt, so aufopfernd folgt er dem Zurufe, den das ganze Volk ergehen läßt. Seine Waffen sind siegreich, das Volk ruft ihn zum Zaren aus. Macht und Glanz umgeben ihn, und es scheint, als könne er das dem Himmel gethane Gelöbniß darüber vergessen: denn es bedarf erst der Mahnung der frommen Zarin Milizza, um ihn zur Stiftung des noch heute bestehenden Klosters Ravanizza zu bestimmen. Indeß da er Aufopferung für den Glauben des Kreuzes einmal angelobt, soll es ihm nicht erlassen sein, sein Gelübde treulich einzulösen. In neuen Massen rücken Murad's Heere heran, gewaltig und unaufhaltsam wie das besiegelte Verhängniß. So dicht, „daß, wenn ein Regen vom Himmel fiele, kein Tropfen den Erdboden erreichen könnte", lassen sie sich auf den Hügeln und Ebenen Kossovos, des Amselfeldes nieder:

> Nimmer gut thut's, kann auch nimmer gut thun,
> Daß der Rajah zwei Gebietern höre,
> Bald des Einen bald des Andern Säckel
> Mit der Steuer schwerer Lasten füllend;
> Herr sein kann nur Einer, Knecht der And're!*)

Darum soll das Schwert entscheiden, wer von Beiden, Murad oder Lazar, fortan Herr des Reichs sein soll. Die Anstrengungen, mit denen Fürsten und Völker dem Aufrufe Lazar's unter die Waffen folgen, sind ebenso riesenhaft und oft von Zügen rührendster Hingebung begleitet, als die Begeisterung und Opferseligkeit, mit der sich Alles um die „Kreuzesfahne" schart, allgemein ist. Doch lastet unverkennbar eine dunkle Ahnung der hereinbrechenden Wendung des Geschicks auf Aller Seele; die Vorbereitungen zur Schlacht am Vorabend des Wahltages sehen mehr einem Todtenmahle ähnlich, das Führer und Krieger sich selbst noch bei lebendigem Leibe feiern, als Rüstungen zum Kampfe. Lazar selbst, der unter seinem Zelte den vornehmsten Heerführern ein glänzendes Mahl gibt, erhebt den Becher und läßt Worte fallen, die erkennen lassen, daß er wohl wisse, der morgige Tag werde der letzte Serbiens und seiner Macht sein: denn der Verräther sitze hier mit zu Tische. Dem ist auch in der That so, nur daß der Fürst, falschen Einflüsterungen Gehör gebend, ihn in jemand Anderm erkannt zu haben glaubte, als er hätte sollen. Die beiden edelsten, im Gemüth aber ungleichen Helden des Landes, Milosch und Wuk Brankowitsch, waren seine Schwiegersöhne, die Männer seiner ebenso ungleichen beiden Töchter Wukosawa und Mara. Mara, die stolzere und lei-

*) Man denke an die russischen Ultimatums von heute!

denschaftlichere, lernte es nicht ertragen, die liebliche und bescheidene Vukosawa an der Seite des Sängers und Helden Milosch allenthalben bevorzugt zu sehen, indeß Brankowitsch seines Uebermuthes und Stolzes wegen wenig Freunde zählte. Milosch und ihre eigene Schwester gedemüthigt zu sehen, war ihr einziges Sinnen. Dies veranlaßte sie, den Ehrgeiz und die angeborene Herrschsucht ihres Gemahls so lange aufzustacheln, bis dieser mit Murad heimlich einen Vertrag abschloß, wonach er am Schlachttage mit seinen Truppen ins türkische Lager übergehen, dadurch den Türken den Sieg zuwenden und zum Lohne dafür mit Serbien belehnt werden sollte. Lazar hatte hiervon so wenig Ahnung, daß sich sein Argwohn vielmehr auf Milosch wandte, auf den ihn Brankowitsch klug zu lenken gewußt. Dieser Argwohn erreicht in den Augen Lazar's Gewißheit, als Milosch, der seinen jungen Freund Kossantschitsch zur Erforschung der feindlichen Stellungen ausgesandt, dem Fürsten die wahrhaftigen Berichte desselben verschweigt, und in der wohlmeinenden Absicht, das Heer nicht zu entmuthigen, die Anzahl und Macht des Feindes geringer angibt, als sie wirklich ist. Bei dem Festmahl unter dem Zelte bezeichnet der Fürst seinen ihm sonst so treuen Milosch als den Untreuen des künftigen Tages; Milosch, darüber entrüstet, verläßt das Zelt mit dem Schwure, den Fürsten am morgigen Tage eines Bessern belehren zu wollen, und stürzt blos mit seinem Schwert bewaffnet ins feindliche Lager hinaus. Niemand ahnt, was er im Sinne führt. Der Schlachttag bricht an, die Heere messen sich, beiderseits kämpft man verzweifelt. Schon neigt sich der Sieg auf die Seite der Serben, da erschimmern die Fahnen Brankowitsch's mitten unter den feindlichen Massen, die Serben gerathen in Unordnung, werden aufs Haupt geschlagen, Lazar wird gefangen und vor Murad gebracht. Doch auch dieser sieht sich am Ziele seiner siegenden Laufbahn. Tollkühn hatte Milosch in der verflossenen Nacht den Weg in sein Zelt zu finden gewußt und das Schwert hier in sein Blut getaucht; zu Tode verwundet hatte er, auf einem Schilde getragen, die Schlacht befehligt. Sterbend nun sah er den besiegten Christenfürsten vor sich, sprach mit seinem letzten Lebenshauche über ihn das Todesurtheil aus, und im nächsten Augenblicke lagen die Leichen zweier Fürsten nebeneinander auf dem blutgetränkten Boden. Milosch erlag seinen Verfolgern. Von dem gesammten christlichen Heere blieb nur Goluban, Lazar's Diener, übrig, um der rückgebliebenen Zarin und ihren beiden Töchtern die Trauerkunde vom Untergange des serbischen Reichs zu überbringen, und Marko, um ein abenteuerndes Leben zu führen, den Türken zwar dienstbar, nichtsdestoweniger aber von ihnen gefürchtet und ihr immerwährender Schrecken: ein Bild der südslawischen Stämme unter dem Joche der türkischen Herrschaft.

Literatur und Kunst.

Die „Reise um die Welt und drei Fahrten der königlich britischen Fregatte Herald nach dem nördlichen Polarmeer zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1845—51. Von Berthold Seemann", die kürzlich in zwei prächtig ausgestatteten Bänden im Verlag von Karl Rümpler in Hannover erschienen ist, war bereits von England aus, wo das Werk ursprünglich in englischer Sprache ans Licht getreten ist und, wenn wir nicht irren, bereits die zweite Auflage erlebt hat, mit so vieler Auszeichnung angekündigt und so lebhaft empfohlen worden, daß auch das deutsche Publicum gewiß nicht verfehlen wird, das interessante und lehrreiche Buch mit derjenigen Theilnahme zu empfangen, welche ihm gebührt. Berthold Seemann hat sich in kurzer Zeit in England zu einem sehr geachteten Namen aufgeschwungen und zwar auf einem Gebiete, das gerade in England fleißiger angebaut wird und mehr Celebritäten zählt als in irgend einem Lande der Welt: im Gebiete der praktischen Naturwissenschaft und der wissenschaftlichen Reisebeschreibung. Im Sommer 1846 auf Sir W. J. Hooker's Empfehlung zum Naturforscher bei der königlich britischen Fregatte Herald berufen, welche damals in Panama stationirt war, begab er sich mit einem westindischen Postdampfer nach Chagres, passirte den Isthmus und langte im September desselben Jahres in Panama an, ohne jedoch das Schiff, für das er bestimmt und das gerade noch auf einer anderweitigen Expedition beschäftigt war, daselbst anzutreffen. Auf diese Art gewann er Muße, die interessanten Districte von Panama und Veraguas genauer zu durchforschen, als es bisher noch einem Reisenden vergönnt war, wobei er an dem britischen Consul in Panama, an den er durch einen Brief Lord Palmerston's empfohlen war, eine höchst schätzenswerthe Unterstützung fand. Erst zu Anfang des folgenden Jahres traf der Herald in Panama ein und von dieser Zeit an begleitete Hr. Seemann ihn nun volle vier Jahre hindurch bis zum Juni 1851, wo das Schiff endlich in Spithead einlief und damit eine Reise beendete, von der der Verfasser des vorliegenden Werks selbst rühmen darf (II, 293), daß „sie immer denkwürdig bleiben wird. Wenige Schiffe haben in einem gleichen Zeitraum so ausgedehnte Strecken der Erdkugel durchmessen, einen größern Schatz von hydrographischen Beobachtungen heimgebracht oder so reiche naturwissenschaftliche Sammlungen eingeerntet, wie der Herald in den Jahren 1845—51 gethan hat." Und noch wenigern, setzen wir hinzu, verdankt die deutsche Literatur eine so angenehme Bereicherung, wie ihr in diesen zwei Bänden zutheil geworden. Auf den wissenschaftlichen Inhalt derselben einzugehen und die Fülle neuer und interessanter Notizen namhaft zu machen, welche der gelehrte Leser findet, würde hier nicht der Ort sein. Desto nachdrücklicher wollen wir das Publicum dieser Blätter darauf hinweisen, daß das Buch auch für den Laien in der Naturwissenschaft eine höchst interessante und geschmackvolle Lecture bildet und selbst diejenigen Leser, die nur angenehm unterhalten sein wollen, in hohem Grade befriedigen wird. Die Abenteuer einer Seereise haben immer etwas Spannendes, besonders wenn die Reise selbst von so gewaltigem Umfang ist, so interessante und wenig bekannte Gegenden berührt und wir uns dabei zugleich eines so kundi-

gen, so bescheidenen und liebenswürdigen Führers erfreuen, wie sich dies Alles in dem vorliegenden Falle vereinigt findet. Eine vorzüglich interessante Partie des Buchs ist die Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's, zu welcher der Herald Ende April 1848 beauftragt ward und von der er nach dreimaligen vergeblichen Versuchen erst im October 1850 nach den Sandwich-Inseln zurückkehrte. Die Beschreibung derselben füllt die größere Hälfte des zweiten Bandes und schließt mit einer geschichtlichen Uebersicht der fünfjährigen Nachforschungen nach Sir John Franklin vom 1. Januar 1848 bis 1. Januar 1853, nach den Daten ihrer Abfahrt von der englischen Küste geordnet; es ist dies eine Uebersicht, die Niemand ohne das größte Interesse lesen wird und die wenigstens den Einen, wenn auch leidigen Trost gewährt, daß es an thätiger Theilnahme für das Schicksal der Verunglückten nicht gefehlt hat, selbst nicht bei solchen Nationen, die sich sonst auf dem Gebiete der Nautik stets nur mit eifersüchtigem Argwohn zu betrachten pflegen. Was dem Buche endlich noch einen ganz besondern Vorzug gibt, das ist die künstlerische Bildung und der feine ästhetische Geschmack, der sich in Darstellung und Sprache desselben kundgibt; einzelne Landschafts- und Sittenschilderungen erinnern fast an die Klarheit und kräftige Anmuth des Humboldt'schen Stils, während sich wiederum in andern Partien eine höchst beachtenswerthe Gabe novellistischer Darstellung bemerkbar macht. Fkg.

Der arme Onkel Tom hat bekanntlich viel auszustehen gehabt, im Leben wie nach dem Tode, von Freunden und Feinden, Bewunderern und Tadlern, Uebersetzern und Bearbeitern; so schlimm jedoch ist ihm unsers Wissens noch niemals mitgespielt worden wie in dem „Neuen Lesecabinet für die reifere Jugend", das seit einiger Zeit in Pesth bei G. Heckenast erscheint und dessen erster Band „Onkel Tom's Hütte, für die Jugend bearbeitet von Moritz Gans" enthält. Es gehört wirklich eine eigene Weltanschauung dazu und ein eigener Begriff des Schicklichen, ein Buch, das so ganz in einer Streitfrage der Zeit wurzelt und dessen trübe und furchtbare Bilder, ohne Kenntniß der dabei obschwebenden socialen und politischen Beziehungen, die jugendliche Phantasie nur zwecklos verdüstern können, für die Jugend zuzubereiten. Und doch wird die Verkehrtheit dieser Auswahl noch übertroffen durch den zweiten Band derselben Sammlung, der nichts Geringeres bringt als Smollett's „Peregrine Pickle", ebenfalls von Moritz Gans für die Jugend bearbeitet. Nach diesem letztern Vorgang dürfen wir denn wol hoffen, nächstens auch Rousseau's „Neue Heloise" oder den Goethe'schen „Werther" oder Byron's „Don Juan" in einer Bearbeitung für Mädchen und Knaben von 12—14 Jahren mit so und so viel sauber colorirten Kupfern zu erhalten. Die Herausgeber des „Neuen Lesecabinet" reden in dem Prospect, der dem ersten Bande beigegeben ist, ein Langes und Breites von ihren vortrefflichen pädagogischen und literarischen Tendenzen sowie von der „tiefen und gefahrvollen Kluft", welche sie „anfangen wollen mit ihrem Unternehmen zu überbrücken". Die vorliegenden Bände indeß beweisen nur, daß sie weder von dem Bedürfnisse der Jugend noch von den Pflichten der Literatur den richtigen Begriff haben, sondern nur im Solde der Buchmacherei stehen. Bei der Sorglosigkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit,

mit welcher die meisten Aeltern und Erzieher die Lecture für ihre Kinder und Pfleglinge auswählen, indem sie sich dabei in der Regel mehr von dem pikanten Titel oder der zierlichen Ausstättung bestimmen lassen als von dem Inhalt des Buches selbst, haben wir diese Warnung für nöthig erachtet und wünschen nur, daß dieselbe nicht unfruchtbar bleibe. Dg.

... Finis coronat opus; der soeben erschienene „Kalender der Natur. Von Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller, illustrirt von Albert Grell. Erster Jahrgang" (Halle, G. Schwetschke) ist zwar diesmal so ziemlich der letzte in der kaum übersehbaren Heerschar unserer Volkskalender, aber doch einer der ersten und vorzüglichsten, sowol was innern Werth als was Eleganz und Gediegenheit der Ausstattung betrifft. Die Verfasser, dem Publicum hinlänglich bekannt und empfohlen durch die von ihnen herausgegebene populäre Zeitschrift „Die Natur", die sich einer Verbreitung erfreut wie wenig deutsche Blätter, haben sich darin die Aufgabe gestellt, dem gewöhnlichen bürgerlichen Kalender einen „Kalender der Natur" zur Seite zu setzen, d. h. ein Jahrbuch, welches durch geistige Betrachtungen und sinnliche Anschauungen ein Band knüpfen soll zwischen dem Gemüth des Volks und dem Wechselleben der Natur, indem es die ewigen Gesetze und Ordnungen derselben dem Leser zur Erkenntniß bringt und ihn dadurch über den Staub der Alltäglichkeit zu höhern Gedanken und edlern Entschlüssen erhebt. Weit entfernt also, gleich der Mehrzahl unserer heutigen sogenannten Volkskalender nur dem Unterhaltungstrieb des Publicums zu schmeicheln und seinen Geschmack durch schlechte Bilder und noch schlechtere Erzählungen immer tiefer zu verderben, will der „Kalender der Natur" vielmehr belehren und sittlich erheben; er will nicht ein Buch sein, das man schon lange vor Neujahr zum Ueberdruß durchblättert hat und das dann blos noch wieder hervorgeholt wird, wo ein Datum zu bestimmen oder eine halbvergessene Anekdote neu aufzuwärmen ist, sondern als treuer und sinniger Begleiter will er den Leser durch den ganzen wechselvollen Gang des Jahres führen und ihm überall den Kern des Ewigen und Göttlichen zum Bewußtsein bringen, der den anscheinend so flüchtigen Gestalten des Jahres zum Grunde liegt. Er thut dies aber nicht in abstracter, dogmatischer Weise, sondern in allgemeinverständlicher und anmuthiger Form, die auch den Schmuck der Kunst keineswegs von sich abgelehnt hat. Zwölf Monatsbilder, von Albert Grell mit Meisterschaft gezeichnet, charakteristische Scenen des Thier- und Pflanzenlebens darstellend, werden von einem „Deutschen Pflanzenkalender" von Karl Müller, sowie von zwei Abhandlungen von Otto Ule: „Der Sternenhimmel" und „Zur Geschichte des Kalenders", begleitet. Außerdem finden wir noch drei größere Aufsätze: „Die Wohlthat des Columbus" von Karl Müller, „Die Erfindung des Porzellans" von Otto Ule und „Klima und Pflanzenleben", wiederum von Karl Müller; dieselben sind sehr wohl geschrieben und zum Theil ebenfalls durch vortreffliche Illustrationen geschmückt. Das ganze Unternehmen ist so verständig angelegt und mit so viel Geschmack und Einsicht ausgeführt, daß es ohne Zweifel die dankbarste Aufnahme beim Publicum finden und nur der glückliche Stammvater zahlreicher Nachfolger werden wird. Bs.

Wenn Hr. Friedrich W. Ebeling, von dem uns soeben ein Roman: „Der Schalksknecht. Eine berliner Stadtgeschichte" (Leipzig, Merseburger) in die Hände kommt, Derselbe ist, der vor etwa zwei Jahren mit einem soi-disant historischen Versuch über „Englands Geschichtschreiber" auftrat, so können wir nicht umhin, ihm denjenigen Respect zu beweisen, den jede in sich vollendete und abgeschlossene Erscheinung verdient. Denn es hat dieser Hr. F. W. Ebeling alsdann das Recht, als der nichtsnutzigste und zudringlichste Schmierer proclamirt zu werden, dessen die gegenwärtige Literatur sich erfreut. Schon bei seinem angeblichen Geschichtswerk mußte man, wie damals außer diesen Blättern auch die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" und andere namhafte deutsche Zeitschriften darthaten, in Zweifel daüber gerathen, was größer wäre, die Unwissenheit dieses Schriftstellers, die ihn zu den ärgsten Entstellungen und Verwechselungen allbekannter Thatsachen verleitete, oder die Anmaßung, mit der er sich auf ein Gebiet wagte, von dem er sichtlich auch nicht die mindeste Kenntniß hatte, oder endlich diese schnöde Industrie, mit der er dem Publicum als ein Buch vorführte, was doch in der That nur die ersten lückenhaften Excerpte eines Anfängers waren. Aus der Wissenschaft hinausgewiesen, scheint dieser literarische Industrieritter sich jetzt in der Aesthetik ansiedeln zu wollen. Und allerdings hat es weniger zu sagen und macht geringeres Aufsehen, einen schlechten Roman schreiben als vor den Männern der Wissenschaft sich in einer Rolle zeigen, wie Hr. Ebeling sie mit seinen „Geschichtschreibern Englands" gespielt hat. So ganz unbewacht indessen, wie er geglaubt zu haben scheint, sind die Grenzen der Aesthetik denn doch auch nicht, noch darf es gestattet sein, unter dem Deckmantel eines Romans oder meinetwegen auch einer „berliner Stadtgeschichte" eine solche Fülle von Gemeinheit und Aberwitz zu Markte zu bringen, wie Hr. Ebeling in diesem Buche — selbst auch nicht, wenn man sein Buch Hrn. „Edgar Quinet, seinem verehrten Freunde" widmet und es mit einer Vorrede versieht, in der der Verfasser sich allen Ernstes wie eine bekannte literarische Größe gebärdet und über Literatur und Kritik zu Gericht sitzt, als ob er von diesen Dingen wirklich Etwas verstände und nicht ein armseliger literarischer Tagelöhner wäre. Den Inhalt des Buchs zu erzählen ist nicht gut möglich, da es keinen Inhalt hat; auch hat bei dem Beginn desselben der Verfasser selbst offenbar noch von Weitem nicht gewußt was für eine Geschichte er eigentlich schreiben will und was aus dem Ganzen werden soll. Das möchten wir ihm noch verzeihen; wenigstens sollen berühmte französische und englische Romandichter es zuweilen nicht anders gemacht haben. Aber diesen ist dann wenigstens im Verlauf des Buchs etwas eingefallen; Hr. Ebeling ist aber nicht einmal so glücklich. Im Gegentheil, seine Feder geräth gleich nach dem ersten Bogen mehr und mehr ins Stocken, sie taumelt sichtlich hin und her, bringt hier ein Stück römische Geschichte, dort eine Abhandlung über Bordellwesen, Syphilis und unnatürliche Laster, bis endlich in der Verzweiflung, wie der Rest des Buchs nur überhaupt zu füllen, das geduldige Papier mit einer Flut der widerwärtigsten Zoten, der plumpsten und abgeschmacktesten Gräuelscenen überschüttet wird. Freilich wird Hr. Ebeling uns hiernach auch nur zu den „polirten Mittelschlagseelen" rechnen, die „in Krämpfe darüber gerathen oder zimperlich erröthen", daß er blos das „leibhaftige Sein" darstellen und „nichts von einem

bemäntelnden Ueberbieten der Wirklichkeit, nichts von himmelblauer Idealisterei" wissen will. Wo die Thatsachen indessen so deutlich und mit so greller Stimme sprechen wie in diesem Buche, da können auch die allergrößten Worte nichts verfangen; Hrn. Ebeling's Vorrede ist eine Faselei, sein Buch aber eine Schmutzerei, deren Veröffentlichung uns nur dadurch begreiflich wird, daß, wie er selbst mehrfach andeutet, dabei irgend welche berliner Klatschgeschichten zu Grunde liegen, deren Reproduction in diesem Gewande Eingeweihten, die auf derselben Stufe ästhetischer und sittlicher Bildung stehen wie Hr. Ebeling, denn allerdings wol etwas Pikantes haben mag.

Und weil man solche öffentliche Execution doch nicht gern allzu häufig wiederholt, so wollen wir hier gleich noch einem zweiten armen Sünder sein Recht widerfahren lassen, der zwar nicht ganz so arg ist wie Hr. Ebeling, von dem wir aber doch ebenfalls nicht recht begreifen, wie er den Weg ins Publicum gefunden: „Der Irre von St.-James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Vom Verfasser des «Inselkönigs» (Philipp Galen)" (4 Bde., Leipzig, Kollmann). Wir haben sonst immer klagen gehört über die Masse von Romanen, die jährlich in Deutschland producirt werden und daß weit mehr geschrieben wird, als unsere Buchdrucker drucken können; wo aber solche Romane wie dieser „Irre von St.-James" noch das Licht der Welt erblicken können, da, sollte man meinen, müßte im Gegentheil eine wahre Hungersnoth an Manuscripten herrschen, sodaß die Verleger nur begierig zugreifen nach dem Ersten dem Besten, was ihnen in die Hände kommt. Es ist eine allbekannte und vielfach, in Romanen wie auf dem Theater verbrauchte Geschichte, die dem Buche zu Grunde liegt: nämlich von einem Unglücklichen, der durch die Arglist seiner Familie als Patient in ein Irrenhaus gebracht wird, während er doch in Wahrheit vollkommen gesund und bei Sinnen ist. Diese abgedroschene Geschichte wird hier zu vollen vier Bänden verarbeitet und zwar ohne alle neuen Motive und ohne daß sich in den ganzen vier Bänden auch nur ein einziger Funke von poetischem Talent und poetischer Kraft offenbart. Die Weitläufigkeit in diesem Buche ist geradezu schaudererregend; während man Zusammenhang und Auflösung der Geschichte gleich nach den ersten drei Bogen merkt, müssen wir noch mehr als hundert Bogen hindurch bei jeder geringfügigsten Scene verweilen und eine Flut von Bemerkungen und Schilderungen mit dazunehmen, von denen man in vielen Fällen gar nicht begreift, wie sie nur dahin kommen. Der Verfasser muß ein Arzt sein, aber ein Arzt ohne Patienten; daß er sich da seine müßigen Stunden durch Romanschreiben zu vertreiben sucht, ist ganz hübsch von ihm; daß er aber das Publicum nöthigen will, die Langeweile seiner Einsamkeit zu theilen, ja ihn wol gar noch dafür zu bezahlen, das ist sehr übel und zeigt eine Herzenshärtigkeit, die am wenigsten ein Arzt sich sollte zu Schulden kommen lassen. mmr.

Correspondenz.

Aus Weimar.

Ende October 1853.

G. R. Unsere Stadt wird binnen kurzem um ein schönes und würdiges Denkmal reicher sein, ein Denkmal, das, unter fremdem Himmel entstanden, lange Zeit vergeblich auf einen Platz im deutschen Vaterlande harrte und das denselben nun in einem Orte findet und unter solchen Umgebungen, wie dieselben nicht günstiger und bedeutungsvoller gedacht werden können. Ich meine die Goethe-Statue von Steinhäuser in Rom, welche, wie die Zeitungen damals meldeten, während der letzten Anwesenheit unserer jetztregierenden Großherzogin in Italien von derselben für die hiesige Stadt angekauft ward. Soeben hier eintreffenden Nachrichten zufolge ist sie auf dem Wasserwege über Hamburg glücklich in Magdeburg angelangt; ein eigener kolossaler Wagen zum Behuf des weitern Transports auf der Eisenbahn ist, wie man aus Magdeburg schreibt, bereits erbaut, und so dürfen wir der Ankunft des vortrefflichen Kunstwerks wol für die nächsten Tage entgegensehen. Die Aufstellung wird wahrscheinlich zum 28. August des nächsten Jahres stattfinden; zum Ort derselben ist, soviel ich höre, vorläufig das Gothische Haus, später aber ein Platz am Eingang des Parks bestimmt, in nächster Nachbarschaft der Bibliothek, die Goethe's umsichtiger Leitung so viel verdankt und die selbst so mancherlei werthvolle und interessante Andenken an den unsterblichen Dichter umschließt, im Angesicht jenes Schlosses, dessen festgeschmückte Räume er so oft mit den Schöpfungen seiner Muse belebte, am Gestade dieser Ilm, in deren grünlichen Wellen er so oft als Jüngling die heiße Brust kühlte, feurige Gesänge gegen den Nachthimmel sendend, nicht allzu entfernt von jenem Römischen Hause, in dem er mit seinem fürstlichen Freunde unvergängliche Stunden verlebte und zu dem er noch als Greis mit Vorliebe die Schritte lenkte, noch von der anspruchslosen ländlichen Besitzung, in der er die ersten, vielleicht auch die glücklichsten Jahre seines weimarischen Aufenthalts verbrachte und die wir erst neuerdings aus den Stein'schen Briefen in ihrer ganzen süßen Traulichkeit kennen gelernt haben; endlich mit jenem Park im Hintergrunde, den Goethe so recht eigentlich geschaffen und dessen dichte Wipfel uns jeden Morgen und jeden Abend den Namen des Dichters entgegenrauschen — ein Platz, wie Sie hiernach zugestehen werden, der gar nicht besser gewählt werden könnte und auf dem bei seiner besonders malerischen Lage sich das Denkmal auch äußerlich ganz vortrefflich ausnehmen wird.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch gleich die übrigen Denkmale in Erinnerung bringen, welche zum Schmuck unserer Stadt begonnen sind, nämlich das Goethe-Schiller-Denkmal, das seinerzeit zu so viel ästhetischen Debatten Veranlassung gab, zum Theil auch in diesen Blättern selbst, und die Wieland-Statue, die bekanntlich dem Bildhauer Gaßner in Wien anvertraut ist. Wie man versichert, wird das Modell der letztern schon im Lauf des künftigen Jahres zum Gusse abgeliefert werden, während das Goethe-Schiller-Denkmal, dessen Ausführung Meister Rietschel in Dresden übernommen, noch ziemlich weit im Felde sein soll. Ja, wenn ich recht unterrichtet bin, so

ist die Art und Weise der Auffassung gar noch nicht einmal festgestellt; gegen den kleinen vorläufigen Entwurf, den der Künstler vor längerer Zeit hierher schickte, sollen von gewichtiger Seite her mancherlei Ausstellungen gemacht worden sein, in Betreff deren es, setzt man hinzu, noch unentschieden ist, ob und wie der Künstler ihnen Folge geben wird. Jedenfalls, wenn alle diese Denkmäler einmal vollendet und aufgestellt sind, wird Weimar dadurch im Verhältniß zu seiner Größe zu den an Kunstdenkmalen reichsten Städten Deutschlands gehören und auch der alte Vorwurf, als wüßten wir nicht einmal das Andenken der großen Männer gebührend zu würdigen, welche das Schicksal zu unsern Mitbürgern gemacht, wird alsdann verstummen müssen.

Aber auch auf die eigene heimische Kunst werden solche edeln Beispiele (zu denen ich ganz besonders auch die Dichterzimmer im großherzoglichen Schlosse rechne) nicht ohne förderlichen Einfluß bleiben. Schon in den letzten Wochen sind hier zwei jüngere Talente aufgetaucht, das eine für die Plastik, das andere für die Malerkunst, von so viel versprechenden Aussichten, daß Beiden eine öffentliche Unterstützung behufs ihrer weitern Ausbildung zutheil geworden, dem Einen durch die Freigebigkeit des Großherzogs, dem Andern durch einen Verein hiesiger Kunstfreunde. Ich enthalte mich absichtlich, dem Vorgang anderer hiesigen Correspondenten zu folgen, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Namen der beiden talentvollen Anfänger an die große Glocke der Zeitungsnachrichten zu nennen; dazu sind sie eben bisjetzt noch zu sehr bloße Anfänger. Um so lebhafter jedoch wünsche ich, daß sie den Hoffnungen, die ihre Gönner in sie setzen, entsprechen mögen; dann wird es ihren Namen auch nicht an Berühmtheit fehlen, und diese Berühmtheit wird stichhaltig sein, weil sie alsdann durch Thaten errungen und verdient sein wird.

Doch ist das künstlerische Leben keineswegs das einzige, das in unserer sonst so stillen Stadt etwas rascher zu pulsiren anfängt; auch eine Seite des öffentlichen Lebens fängt sich an bei uns zu entwickeln, die bisher völlig brach lag und die doch, wie die Zeiten dermalen sind, noch ein gut Stück nöthiger und wichtiger ist als die künstlerische Seite: das industrielle Leben. Wie die Gründung der hiesigen Bank, deren Bestätigung, wie Sie sich entsinnen, eine der ersten Regentenhandlungen unsers Großherzogs bildete, auswärts beurtheilt wird, und was man an den Börsen von Berlin, Leipzig, Frankfurt ꝛc. von dem Einfall denkt, eine Stadt wie unser Weimar, d. h. also eine Stadt, der es bisher an aller und jeder kaufmännischen Bedeutung gebrach, zum Sitz einer Bank zu machen, weiß ich nicht. Am hiesigen Orte selbst sind die Stimmen darüber sehr getheilt; während Einige auf das Beispiel von Dessau verweisen, das sich in ganz ähnlicher Lage befand und dessen Bank doch in kürzester Zeit zu einer ansehnlichen Blüte gediehen sein soll, werden von anderer Seite Befürchtungen geäußert, als würde weder die Stadt noch das Land Weimar von dem neuen Unternehmen irgend welchen reellen Nutzen haben. Auch hierüber enthalte ich mich wegen mangelnder Sachkenntniß eines eigenen Urtheils, glaube aber doch darauf hindeuten zu müssen, daß auch in unserm Ländchen zahlreiche Keime sind einer gesunden und lebenskräftigen Industrie, der es zu glücklicher Entwickelung

bisher hauptsächlich nur an genügenden Capitalien gemangelt hat. Gleicht die neue weimarische Bank diesen Mangel aus, mit andern Worten, wird sie mehr als eine Commandite für berliner Börsenspeculationen, so wird ihre Wirksamkeit auch für uns gewiß nur segensreich sein und können wir uns über ihr endliches Zustandekommen nur freuen.

Was übrigens ein wohlgeleiteter Gewerbfleiß bei einiger Ausdauer und Geschicklichkeit vermag, selbst unter äußerlich ungünstigen Umständen, dafür bietet das in unserer Nachbarschaft gelegene Städtchen Apolda einen interessanten Beleg. Noch vor nicht allzu fernen Jahren war Apolda eine der verrufensten Bettlercolonien weit und breit; die apoldischen Bettler gehörten zur regelmäßigen Staffage unserer Straßen, ja die Behörden von Apolda theilten ordentliche Bettelscheine aus, mit denen die Unglücklichen zu bestimmten Tagen die Nachbarschaft, namentlich Weimar und Jena heimsuchten. Jetzt ist durch die Energie weniger einzelner Unternehmer die Weberei, besonders die Strumpfweberei in Apolda dermaßen in die Höhe gebracht worden, daß der früher unbeschreiblich schmuzige und verfallene Ort ein ganz neues Ansehen gewonnen hat; ganze neue Straßen wachsen aus der Erde hervor und wo sonst ein hülfloses Bettlergeschlecht dem Hunger und dem Verbrechen entgegensiechte, klappern jetzt die Webstühle in lustiger Thätigkeit und wächst eine neue, gesunde und verhältnißmäßig wohlhabende Generation empor. Namentlich in diesem Augenblick, nach dem glänzenden Ausfall der letzten leipziger Messe, steht die apoldasche Fabrikthätigkeit in lebhaftester Blüte: ein Umstand, für den man bei der allgemeinen Theuerung der Lebensmittel, die auch bei uns eingetreten und die voraussichtlich zum Winter noch immer mehr in die Höhe gehen wird, dem Schicksal gar nicht dankbar genug sein kann.

Freilich hat zu dieser glücklichen Umwandlung auch die Eisenbahn, welche seit einigen Jahren hart an Apolda vorbeigeht, nicht wenig beigetragen, und so ist es denn sehr natürlich, daß auch das Project der Werrabahn, das uns nun schon seit so langer Zeit in Spannung erhält und dessen Verwirklichung ebenfalls von segensreichstem Einfluß für unser Land sein würde, in allen Kreisen unserer Bevölkerung die lebhafteste Theilnahme erregt. Leider ist troß aller Verhandlungen noch immer nichts Bestimmtes darüber festgesetzt; doch zweifelt Niemand, daß die Bahn endlich auch zu Stande kommen wird, und auch Regierung und Stände nehmen sich des Projects mit höchst dankenswerthem Eifer an.

Sonst freilich ist von der Thätigkeit unserer Stände, die schon seit längerm wieder zusammen sind, nicht viel zu melden. Im Gegentheil, das Beste, was man von ihnen melden kann, ist gerade ihre Unthätigkeit, nämlich in Bezug auf gewisse reactionäre Vorschläge und Bestrebungen, welche, in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Strömung der Zeit, sich jetzt auch bei uns zu äußern anfangen und die den Landtag gern als williges Instrument benutzen möchten. Es freut mich, hinzusetzen zu können, daß unsere Regierung diesen Bestrebungen bisjetzt noch ziemlich fernsteht und ihnen zum Theil sogar, wie in der Frage wegen Gemeindepflichtigkeit der Rittergüter, entschieden das Widerspiel hält. Dieses maßvolle und besonnene Auftreten unserer Regierung wird von uns um so dankbarer anerkannt, je mehr wir allem Anscheine nach in unserm Nachbarländchen Altenburg in kürzester Frist

Gelegenheit haben werden, das Gegentheil zu beobachten. Der Conflict zwischen Regierung und Ständen, der sich in Altenburg zusammenzuziehen droht und dem von wohlunterrichteten Personen schon jetzt ein ganz ähnlicher Ausgang prophezeit wird, wie er soeben in Lippe-Detmold stattgefunden, erregt hier ein ganz besonderes lebhaftes Interesse und ruft vielfache Reflexionen und Vergleiche hervor, theils wegen der Aehnlichkeit der Situation, indem hier wie dort ein Regentenwechsel stattgefunden, theils auch wegen der Persönlichkeit des jungen Herzogs von Altenburg. Derselbe hielt sich nebst seinem Bruder Moritz behufs seiner Erziehung längere Jahre hindurch in unserer Nachbarstadt Jena auf, wo er sich durch sein aufgewecktes, unbefangenes Wesen viele Freunde erwarb; auch am hiesigen Hofe sowie in den höhern Kreisen unserer Gesellschaft wurde er damals häufig gesehen. Man ist begierig, wie der unbefangene, heitere Knabe von damals sich jetzt entwickelt haben und welche Stelle er persönlich in dem Streit einnehmen wird, der sich drüben anspinnt.

Was schließlich den hiesigen Hof selbst angeht, so lebt derselbe noch immer in großer Zurückgezogenheit. Der Großherzog ist soeben von den Jagden im Letzlinger Forst bei Magdeburg zurückgekehrt, an denen er auf Einladung des Königs von Preußen theilgenommen: ein neuer Beweis, wie unbegründet alle jene Gerüchte, die vor einiger Zeit von einer Erkältung oder Abnahme der langjährigen Beziehungen zwischen Berlin und Weimar wissen wollten. Die Großherzogin-Mutter hat bisher noch in Belvedere residirt; doch wird ihrer Rückkehr in die Stadt in den nächsten Tagen entgegengesehen.

Aus der Urschweiz.

Ende October 1853.

LG. Die Schweiz erfreut sich bekanntlich eines ungewöhnlichen Reichthums an Festen der mannichfaltigsten Art; keinen Canton gibt es, der nicht jährlich sein obligates Schützen- oder Sängerfest feierte, während die allgemeinen schweizerischen Feste abwechselnd bald in dieser bald in jener Stadt ihre Pracht entfalten und eine reiche Fülle von Lust und Freude um sich verbreiten. Und dabei sind es alles Volksfeste, die, möchte ich sagen, sich von selbst machen, die nicht von oben befohlen, aber auch nicht von oben gehemmt werden. Viel haben dazu freilich die politischen, socialen und selbst die technischen Fortschritte der neuesten Zeit gethan; Schützen- und Sängerfeste in der Weise, wie sie jetzt gefeiert werden, waren ehedem nicht möglich, nicht blos die Verkehrsmittel, auch der Gesang, ja selbst die edle Kunst des Stutzens hat sich vervollkommt und veredelt und ebenso auch der gesellige Ton der Feiernden selbst; es gehört schon ein einigermaßen gebildetes Geschlecht dazu, diese Feste mitfeiern und genießen zu können.

Doch haben wir auch noch eine andere Art von Volksfesten, mit denen Kunst und feinerer Sinn noch nichts zu thun haben und die noch heute in gleicher ursprünglicher Naturwüchsigkeit gefeiert werden wie vor hundert Jahren. Die Festfeiernden sind aber auch noch dieselben wie ihre Ahnen, unveränderlich und unerschüttert gleich ihren Bergen. Von der Bildung der Neuzeit haben diese noch nichts in sich aufgenommen; trotz Eisenbahntunnel

und Dampfschiffen wird ihr Horizont im Norden immer noch vom Jura, im Süden von den Alpen begrenzt. Es ist das Volk der Hirten, dessen ganzes Sinnen und Trachten sich noch immer in den Grenzen der ältesten Natürlichkeit bewegt, dessen Religion und dessen Feste noch vollständig den alten urväterlichen Charakter tragen.

Aber gerade das gibt ihren Festen, bei denen Ringen, Schwingen, Springen rc. in der Regel den Mittelpunkt bilden, ein großes Interesse. An ihrer Stelle und in ihren Schranken sind es in der That wahre Volksfeste; mit jeder Faser seines Leibes, jedem Schlag seines Herzens nimmt das Volk an den aufgeführten Wettkämpfen theil, beobachtet jede Bewegung, merkt sich jede Blöße und jede Finte und hat dabei immer ein richtiges Urtheil, das oft selbst für Gebildete in hohem Grade belehrend und anregend ist.

Das letzte Jahrzehnd war den Volksfesten der Urcantone nicht günstig. Das wühlende Gift des Jesuitismus, der Sonderbundskrieg und dessen Folgen, die achtundvierziger Revolution, die zwar die Schweiz nicht unmittelbar berührte, wol aber auch unsere Atmosphäre erschütterte rc., waren nicht geeignet, das Volk in seiner naiven Freude sich rühren zu lassen. Erst die neueste Zeit, die uns nach Ausmärzung des Jesuitismus wieder neue Zustände gebracht hat, läßt uns die ungeschmälerte Behaglichkeit unsers Daseins wieder fühlen und diesem Gefühl in Festen aller Art seinen Ausdruck geben.

So wurde denn auch, seit langen Jahren wieder zum ersten mal, am 17. October in Schwyz das ehedem so berühmte Aelplerfest gefeiert. Schon die Einladung zu dieser Feier war originell. „Die Senner von Schwyz", heißt es am Schlusse des einladenden Programms, „bringen durch dieses Fest einen Entschluß zur Ausführung, den sie vorvoriges Jahr gefaßt haben. Wer etwas Prunkvolles, Geziertes und Grandioses erwartet, der hat's nicht getroffen; wie würde sich das wol reimen zu dem einfachen, herzlichen und fröhlichen Wesen, das dem Senner wohl ansteht? Wer dagegen meint, etwas Ungekünsteltes, gerade so wie es die Natur gibt, dabei Kraft, frohe Herzen, heitern Sinn anzutreffen, der, hoffen wir, hat's errathen. Es gilt nämlich für dies mal nur den ersten Versuch, Eigenthümlichkeiten unsers Volkslebens, die je länger je mehr der Vergessenheit zuzusteuern scheinen, wieder an das belebende Licht zu bringen, vor das sie gehören. Gelingt es, so gibt es will's Gott wieder einen frohen Herbst, eine Sennenkilbi und muntere Sennen! Willkomm ist Jung und Alt, Groß und Klein, Schwyzer und Schweizer, wie mehr wie lieber; namentlich aus unsern lieben Nachbarcantonen wünschen wir zahlreichen, kräftigen Zuzug. Etwa ein Vorrecht für Leute des Orts? — wo denkt ihr hin? Wer den kräftigsten Arm, den flinksten Fuß, den zähesten Finger, die reinste Kehle und den lustigsten Büchel (Alphorn) führt, der hat's gewonnen, komme er von der Staffelwand oder vom Rhodanusstrand. Liebe Freunde und Nachbarn, auf freundliches Zusammentreffen bei möglichst freundlichem Hosenlupf auf dem «Aventüren» in Schwyz!"

Der 17. October wurde deshalb für das Aelplerfest ausgewählt, weil an diesem Tag alljährlich die Sennenkilbi (Kirmeß) stattfindet. Schon Tags zuvor fanden sich in Schwyz zahlreich die Senner ein, um sich auf das Aelplerfest würdig vorzubereiten. Diese Vorbereitung, bei der, wie es in ähnlichen Fällen zu sein pflegt, die Elite der Geistlichkeit und Regierungs-

mitglieder nicht fehlen durfte, bestand aus einem soliden Gastmahl im Hotel Hediger, das bis gegen Abend dauerte und wo denn die Homerischen Gestalten der Urschweiz sich nach Herzenslust gütlich thaten. Da in diesem frommen Lande nichts ohne fromme Uebung vorgenommen wird, so ging dem weltlichen Fest auch ein kirchliches Hochamt, dem weltlichen Jodeln und Alphornblasen eine musikalische Messe voraus. Leider fehlte das schöne Wetter, auf das man gerechnet hatte; doch begnügte der Himmel sich mit einem finstern Antlitz, ohne daß es zu Regengüssen gekommen wäre. Zahlreiche Zuschauer trafen von allen Seiten und Enden des Landes ein, aus den Cantonen St.-Gallen, Zürich, Zug, Luzern, selbst aus Aargau, Basel und Konstanz, vor allen aber aus Uri, Unterwalden, Glarus und den sämmtlichen Bezirken des Cantons Schwyz; ihre Zahl wurde auf 5000 geschätzt. Um 12 Uhr begann der Zug nach dem Festplatz. Voran zu einer wackern Musik schritten zwölf muntere Knaben in alter schwyzer Tracht, beladen mit einer bunten Menge von Werkzeugen, wie sie der Senn zum „Milchnen, Anknen und Käsen" braucht, und die Kampfpreise mit sich führend und tragend. Das Festcomité, die Kampfrichter, die Ehrengäste, die Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins, die Sennengesellschaft unter ihrem bekränzten St.-Wendelinsbanner (der heilige Wendelin ist nämlich der Schutzpatron des Rindviehs!) folgten. Auf der zunächst unterhalb des Fleckens gelegenen Festwiese „Brüel" angelangt, pflanzte man die Preise auf einer Art Gabentempel, von dem eine eidgenössische und eine Schwyzerfahne herabwehten, unter freiem Himmel auf, worauf das Fest durch eine kurze Anrede des Präsidenten eröffnet ward. Den Anfang bildete das Laufen. Ein Schuß knallte und dahin flog ein Dutzend rüstiger Bursche, barhaupt und barfuß, leicht angethan, ohne Wamms; Kopf und Brust nach dem ersehnten Ziele mit Macht angestemmt, waren Alle einander nahe, aber nur Einer raffte die in den Boden gesteckte Fahne. So wiederholte der Wettlauf sich drei mal. Demnächst folgte das Springen. Hierzu hatten sich etwa 20 Wettspieler eingestellt, darunter die Prachtgestalten der Brüder Styger von Morschach, die sich letzten Sommer bei der Bundesfeier in Bern durch Schwingen und Springen ausgezeichnet hatten. Die Sprungweite war über 18 Fuß und Karl Styger hatte in einem gewaltigen Satz die am Boden gespannte Leine jenseits um ein Merkliches übersprungen, allein diesseits im Absatz das Ziel (einen quergelegten Bergstock) mit dem Fuß verrückt und deshalb entging ihm der erste Preis. Auch viele der Andern, wenn auch nicht Alle so stark und groß gebaut, thaten während einer starken halben Stunde viele schwunghafte Sprünge.

Inzwischen begannen am Kletterbaum zu mannichfacher Ergötzung der Zuschauer der Reihe nach jüngere und ältere Bursche sich abzuarbeiten. Es schien schwer, daß Einer die Krone des etwa 56 Fuß hohen, geschälten, in der Höhe stark eingeseiften Tannenbaums erreichen werde. Gelang es Einem ja, in eine Höhe von 45 Fuß zu kommen, so konnte er eine durch den Baum geschlagene Querstange erreichen, und es brauchte noch eine tüchtige Anstrengung — einen Ruck — und der Sieger mochte eine der auf der Krone aufgepflanzten Fahnen als Siegeszeichen herunternehmen. Die Meisten gelangten jedoch nicht viel höher als 20—25 Fuß. Zwei kletterten beträchtlich höher und wurden von den Zuschauern lebhaft zum Ausharren ermun-

tert; allein auch ihnen versagte die Kraft. Endlich kam die Reihe an einen gewissen G. Inderbitzin; wie dieser keck, gewandt, mit rüstiger Zähigkeit höher und höher rückt, spendet das Publicum unendliche Aufmunterung; als der Sieger wirklich von oben herab die Fahne schwingt, will der allgemein rauschende und brausende Beifall kein Ende nehmen. Nach ihm erreichten die Krone noch sieben Mitkämpfer; die vier letzten nicht Preisgekrönten wurden mit einer außerordentlichen Geldbelohnung bedacht.

Ein gleiches Ergötzen wie das Klettern dem Auge, boten das Alpenhornblasen (Bücheln) und das Jodeln für das Ohr; beide Wettspiele wurden zu gleicher Zeit vorgenommen, während gleichzeitig die Uebungen im Ringen, Steinstoßen und Schwingen stattfanden; das Häggeln, auch Fingerziehen genannt, bildete bei schon einbrechender Nacht den Schluß der Wettkämpfe. Es folgte dann die Preisvertheilung, worauf der ganze unabsehbare Zug sich unter unbändigem Freudenlärm vom Kampfplatz nach Schwyz hineinbegab, zum „Sennentanz“, dem Schlußstein des Festes, das ohne die geringste Störung, zu allgemeinster Befriedigung verlief und dem wir somit eine recht baldige fröhliche Wiederkehr wünschen.

Notizen.

Die hamburger „Jahreszeiten“, die überhaupt unter der neuen Redaction von Ernst Willkomm einen bemerkenswerthen Aufschwung nehmen, bringen in einer ihrer neuesten Nummern eine interessante „Reliquie von Friedrich Schiller“, nämlich die Briefe, welche derselbe in den Jahren 1786—1801 an den berühmten Schröder, den Director des damaligen hamburger Stadttheaters, gerichtet. Schiller war, wie man schon früher wußte, ein lebhafter Verehrer Schröder's; auch war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, Schröder möchte bei der ersten Aufführung des „Wallenstein“ in Weimar die Titelrolle spielen, was dieser jedoch aus persönlichen Gründen ablehnte. Von dieser Verehrung geben nun auch die hier abgedruckten, bisher noch nicht veröffentlichten Briefe Zeugniß; ebenso charakteristisch für Schiller wie für Schröder, liefern sie zugleich einen nicht unerheblichen Beitrag zur deutschen Theatergeschichte und verdienten daher wol an einem zugänglichern und dauerhaftern Orte aufbewahrt zu werden, als deutsche Zeitschriften zu sein pflegen.

Der zweideutige Erfolg, den das diesjährige deutsche Theater in London gehabt, ist gleichwol nicht im Stande gewesen, einen zweiten, dem londoner Publicum viel weniger empfohlenen Unternehmer von einem neuen und noch viel schwierigern Plane abzuschrecken: Hr. Hugo Köhler, früher Bassist des manheimer Theaters, eröffnet in diesen Tagen in dem kleinen Soho-Theater in London eine eigene Bühne für deutsche Oper und Posse; als erste Neuigkeit seines Repertoire werden der „Dorfbarbier“, aber auch Kalisch's „Einmalhunderttausend Thaler“, „Der Kurmärker und die Picarde“ von Louis Schnei-

der und Aehnliches genannt. Schon hieraus sieht man, daß der Zweck, die deutsche Kunst in England zu repräsentiren, bei diesem Unternehmen wenigstens nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Ob das praktische Resultat darum günstiger sein und ob namentlich die Speculation auf die Lachlust und den Localpatriotismus der vielen Tausend Deutschen, welche in London leben, sich als richtig bewähren wird, muß erst die Zukunft lehren; einstweilen bei der bekannten Indifferenz, welche die Deutschen im Auslande gegen alles Deutsche annehmen, sowie bei dem völligen Mangel an künstlerischen Celebritäten, mit dem das neue Unternehmen auftritt, bezweifeln wir es.

Julius von Rodenberg hat eine Sammlung seiner „Lieder" nebst einem kleinen komischen Epos „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie", beide bei Karl Rümpler in Hannover, erscheinen lassen; auch eine zweite, mehrfach verbesserte Auflage seines Gedichts „König Harald's Todtenfeier" (Marburg, Elwert) verläßt soeben die Presse. Auch der Gruppe'sche „Musenalmanach" (Berlin, Reimer) hat sich wieder eingestellt; der zweite, von Ignaz Hub herausgegebene, wird in wenigen Tagen nachfolgen. Von F. Gerstäcker werden zwei Bände „Aus zwei Welttheilen" (Leipzig, Arnold), von Siegfried Kapper eine Erzählung „Falk" (Dessau, Katz), von Robert Waldmüller ein neues erzählendes Gedicht „Merlin's Feiertage" (Hamburg, Meißner und Schirges) angekündigt. Andere bemerkenswerthe **Neuigkeiten des Buchhandels** sind: der erste Band einer „Symbolik der christlichen Confessionen und Religionsparteien" von Professor H. A. Baier in Greifswald (Greifswald, Koch); J. Carus, „System der thierischen Morphologie (Leipzig, Engelmann); J. Döllinger, „Hippolytus und Kallistus oder die Römische Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts" (Regensburg, Manz); der zweite und letzte Band von Bunsen's berühmtem „Hippolytus" (Leipzig, Brockhaus); „Fünfzig Jahre Stillleben im Drange der Zeit und der Geschäfte (1801—50). Poetische Aufzeichnungen eines greisen Hof- und Staatsmannes, der seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen" (Berlin, A. Duncker); Jeremias Gotthelf, „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz", vierter Band (Berlin, Springer); Hupfeld, „Die Quellen der Genesis und die Art ihrer Zusammensetzung. Von neuem untersucht" (Berlin, Wiegandt und Grieben); Karl von Raumer, „Die Erziehung der Mädchen" (Stuttgart, Cotta); H. Rückert, „Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum" (Leipzig, Weigel); F. W. C. Umbreit, „Die Sünde" (Hamburg, Perthes); F. Walter, „Deutsche Rechtsgeschichte" (Bonn, Marcus); K. Weinhold, „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" (Gräz, Damian und Sorge). Von Wilhelm von Humboldt's „Sonetten" wird eine neue elegante Ausgabe, mit einem Vorwort von Alexander von Humboldt (Berlin, Reimer) angekündigt; ebenso eine zweite Auflage von „Friedrich Perthes' Leben", von C. T. Perthes (Gotha, Perthes).

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 48.** 24. November 1853.

Gedichte.

Guillem von Berguedan.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

In dem Parke unter Zelten
Bei dem edeln Grafen Raimund
Tafelten viel tapf're Ritter
Aus dem provençaler Land.

Alle rühmten ihre Thaten:
Ei, das war ein prahlend Preisen!
Einer nur schwieg schalkhaft stille,
Der zugleich ein Sänger war.

Warum schweigst du, rief's im Kreise,
Manches hast du zu berichten;
Meld' uns deine Abenteuer,
Sprich, Guillem von Berguedan!

Wollt ihr auch die Wahrheit hören?
Könnt ihr Wahrheit auch vertragen?
Rede, rede! riefen Alle
Und der Ritter hob sich keck:

Wißt! Kein Sänger ist im Lande,
Den ich nicht im Lied besiegte!
Weit und breit gibt's keinen Edeln,
Den ich nicht vom Sattel warf!

Und noch mehr: in der Provence
Wohnen Sänger nicht und Ritter,
Deren Frauen ich nicht heimlich
Auf den rothen Mund geküßt!

Doch der Graf versetzte zornig:
Welche übermüth'ge Frechheit!
Hast du mich mit eingerechnet,
Oder nahmest du mich aus?

Was ich sagte, das gilt Allen!
Ruft Guillem, und hundert Hände
Greifen rasch nach hundert Schwertern:
Alle gelten Einem Mann.

Doch der Eine springt zur Seite:
Denn wer kann dem Haufen stehen
Als ein Einz'ger! Straffen Schwunges
Sitzt er hoch auf seinem Roß.

Und er flieget in die Weite,
Keiner, Keiner kann ihm folgen
Und er singet seine Lieder
Einsam bald auf seinem Schloß.

Also hütet er sich lange,
Seinen Feinden zu begegnen,
Die zu tödten ihn geschworen,
Sei's in Haide, Feld und Wald.

Aber einstmals kommt ihm Botschaft,
Süße, holde Botschaft ist es,
Von des Grafen Raimund Gattin,
Die ihm stets gewogen war.

Da erwacht in ihm die alte,
Langverhalt'ne süße Liebe,
Fröhlich pochen ihm die Pulse,
Und er schleicht geheimen Pfad.

Fröhlich tritt er in die Halle,
Drein die Gräfin ihn beschieden:
Doch er findet — o Entsetzen! —
Seiner Feinde Frauen all!

Sprich, Guillem, so ruft's im Chore,
Was beschimpftest du die Damen
Der Provence so abscheulich?
Rüste dich zur Strafe nun!

Und mit scharfen Dolchen drängen
Allerseit sie auf den Ritter:
Du vermessener Verleumder,
Sieh, dein letztes Stündlein schlägt!

Doch der Sänger spricht: Zu sterben
Bin ich schon bereit; gewähret
Mir nur eine kleine Bitte,
Gerne geh' ich dann zum Tod!

Und sie waren es zufrieden.
Wohl! erhob die Stimme Guillem,
Die soll mir den Streich versetzen,
Die am meisten mich geküßt!

Wie verstummten da die Damen!
Eine lugte nach der Andern,
Aber Keine wollte heben
Den verhängnißvollen Dolch.

Denn es wollte Keine zeigen,
Daß sie einst geküßt den Ritter —
Alle schwiegen! Und von dannen
Zog der kühne Sängerheld.

Rüdiger Manesse.

(1351.)

Von

Hermann Rollet.

Bei Tätweil liegt das Zürcherheer,
Bereit zur blut'gen Schlacht;
Der Ellerbach bedrängt es schwer,
Er hält die Berge ringsumher
Besetzt mit Uebermacht.

Und immer enger zieht den Kreis
Der Oesterreicher nun,
Die Zürcher steh'n nach Heldenweis',
Ihr Führer nur macht fort sich leis',
Der Bürgermeister Brun.

Doch Rüdiger Manesse tritt
Vors Zürichbanner hin
Und ruft: „Verliert den Muth mir nit!
Der rechte Mann weicht keinen Schritt,
Mag auch der Brun entflieh'n!"

Der Rüdiger Manesse schwingt
Sein Schwert und ruft darauf:
„Und sind wir auch vom Feind umringt,
Die Nachtigall von Eisen singt
Gar lockend «dran und drauf»!"

Da bricht im Thal ein Schlagen los,
Ein Schlagen und Gebraus:
Des Herzogs Scharen, dreifach groß,
Sie reißen, fliehend vorm Geschoß
Der kühnen Zürcher, aus.

Und heimwärts kehrt mit Sang und Klang
Die frohe Heldenschar;
Vorm Zug man hoch sechs Banner schwang,
Die kühnlich man im Streit errang,
Viel Blut auf jedem war.

Nach Zürich zieh'n sie freudiglich
Vorbei am Schlößlein Brun's;
Manesse ruft: „Wir lassen dich,
Herr Bürgermeister, nicht im Stich,
Wie du bei Tätweil uns!"

Nach Zürich kehrt mit Sang und Schall
Die Schar zur Morgenstund,
Das Singen scholl im Widerhall
Von Zürichs grünem Schanzenwall,
Das drang zum Herzensgrund.

Dem Rüdiger Manesse lacht
Das Herz im Leib wol auf;
Er reitet froh nach heißer Schlacht
Zum Minnesitz in Waldespracht
In sein Manegg hinauf.

Genrebilder.

Von

C. Reinhold.

1. Der zufriedene Unzufriedene.

Es ist mir nichts gelungen
In dieser argen Welt;
Das Glück ist mir entsprungen,
Grad', wenn's ein And'rer hält.
Dann hab' ich laufen lernen
Vom Glück zu meiner Pein,
Und fiel's jetzt von den Sternen,
Mich holt es nimmer ein.

Ich lauf' und lauf' und schnaufe
Von Stand zu Stand beherzt;
Ich schnauf' und schnauf' und laufe,
Und hab' es stets verscherzt.
Bald so, bald als ein And'rer
Trug ich des Unglücks Rock;
Zum Glück war ich ein Wand'rer,
Ging über Stein und Stock.

Betracht' ich so zurück mir
Den vielgewund'nen Lauf,
Denk' ich: bald thut zum Glück mir
Sein Thor der Himmel auf.
Ich denk's nur halb verstohlen
Und klimme flugs hinan;
Der Teufel soll mich holen —
Wenn er mich fangen kann!

2. Der Geiger.

Von allem Volk gefällt mir Einer —
Der Musikant halbtaub, halbblind;
So falsch und so fidel spielt Keiner, —
Sein graues Haar, wie tanzt's im Wind!
Wie keck vertraut er jeder Welle,
Ob sie ihn senkt, ob sie ihn hebt,
Und ist der Letzte stets zur Stelle,
Wenn längst der Mond am Himmel schwebt!

Er dudelt Jedem seine Weise
Und murret nicht, wenn sie misfällt;
Es bringt ihn Niemand aus dem Gleise,
Und ungezählt nimmt er das Geld.

Schilt man ihn, weicht er gleich von dannen,
Leis, wie der Schatten von der Wand;
Zum nächsten Tisch mit vollen Kannen
Führt gleich ihn eine Freundeshand.

Und, wenn er zittert müd vom Geigen,
Gleich mit der Zunge spielt er auf,
Läßt Bild an Bild verschwend'risch steigen
Aus seinem bunten Lebenslauf;
Die Großen hat er einst betrachtet,
Die Kleinsten hat er nicht verschmäht —
Zuletzt hat er die Welt verachtet
Und wundert sich, daß sie noch steht.

Und heiter endlich nimmt er immer
Die rauhe Hand des Führers an,
Grüßt artig jedes Frauenzimmer,
Und weiß nicht, wo er schlafen kann.
Doch wird er morgen froh sich zeigen
Ganz, wie er heute ging hinweg;
Der Himmel hängt ihm stets voll Geigen,
Hienieden lebt er stets im —.

3. Der Portier an der Residenz.

Wie die Sonne schön mit breiten Strahlen
Würdevoll auf Platz und Straßen ruht!
And're zürnen auf der Hitze Qualen,
Aber mir behagt des Mittags Glut.
Auf der Schwelle des Gesalbten steh' ich
Unbewegt mit meinem Stocke hier;
Stolz auf das Gewühl hinunter seh' ich,
Das geschäftig wimmelt unter mir.

Keiner will, wie sonst, auf meine Borten
Ehrfurchtsvoll, auf meine Tressen seh'n;
Alles drängt sich durch des Parkes Pforten
Nach den kühlen Grotten, nach den See'n.
Kindisch sorglos von des Tempels Schwelle
Schwärmt am Sonntag so das Volk hinaus;
Doch der Priester bleibt auf seiner Stelle,
Ernst bewahret er das heil'ge Haus.

Thöricht Volk, zerstreu dich in der Breite!
Leichtes Volk, das keine Wurzel hat,
Flatt're hin ins Land, das ungeweihte!
Tanz' und springe, trink und iß dich satt!

Unbewegt auf meinem Platz indessen
Seh' ich zu, wie Stund an Stunde geht;
Meine Freuden kannst du nicht ermessen,
Mich umfließt der Glanz der Majestät!

Nachtleben.

Von

Maria Förster.

Viel Blumen seh'n ins Tageslicht
So traumesstill hinein,
Als rührte sie der Frühling nicht
Mit seinem Sonnenschein.

Doch in der Nacht erwachen sie,
Die Seele strömt hinaus,
Haucht ihre eig'ne Poesie
In holden Düften aus:

Und kündet in dem linden Hauch,
Daß sie den Lenz verstand,
Daß sie das lichte Leben auch
Still liebte und empfand.

So wandelt schöne Tage lang
Der Dichter wie im Traum,
Als hörte er des Lebens Klang,
Die tausend Stimmen kaum,

Als blieb von Lenz und Glück und Licht
Allein er unbewegt,
Als würde seine Seele nicht
Zu Lieb' und Lust erregt.

Und doch — sein tiefstes Herz erfaßt
Des Lebens ganze Pracht
Und seine wonnevolle Last
Löst sich in stiller Nacht.

Da bebet durch die dunkle Ruh
Sein Lied wie Blumenhauch
Und ruft den Menschen selig zu:
„Ich leb' und liebe auch!"

Zur Geschichte der französischen Finanzen.

Von

Karl Hagen.

Law und sein System, das im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts ein so gewaltiges Aufsehen in der ganzen civilisirten Welt hervorbrachte und einen so wesentlichen Anstoß zu den spätern weltgeschichtlichen Ereignissen lieferte, ist schon öfters der Gegenstand besonderer Darstellungen geworden, neuerdings erst von A. Kurtzel im Raumer'schen „Historischen Taschenbuch", Jahrgang 1846, welcher das Verdienst hat, die äußere Geschichte der Law'schen Finanzspeculationen gut zusammengestellt und eine gerechtere Würdigung derselben angebahnt zu haben. Aber auch noch nach diesem Vorgänger ist die soeben erschienene Schrift des Dr. J. Heymann: „Law und sein System. Ein Beitrag zur Finanzgeschichte" (München, Rieger), aller Beachtung werth und darf allen Freunden und Kennern der Finanzwissenschaft, sowie überhaupt allen Freunden der neuern Geschichte mit Grund empfohlen werden. Denn außerdem, daß sie die äußere Geschichte der Speculationen Law's auf eine klare, faßliche, selbst dem Laien verständliche Weise darstellt, hat sie sich zur besondern Aufgabe gesetzt, in die tiefern Motive und leitenden Gesichtspunkte des geistreichen Schotten einzugehen. Derselbe erscheint danach keineswegs mehr als bloßer Abenteurer oder gar als Betrüger, vielmehr stellt er sich bei all seinen Fehlern und Selbsttäuschungen als ein Mann dar, der es in der That mit dem Volke gut gemeint und mit seinen Bestrebungen, den allgemeinen Wohlstand zu fördern, sogar an die vorgeschrittensten Ideen der Neuzeit angestrebt hat.

So gewährt das Buch nach verschiedenen Seiten hin ein nicht unbedeutendes Interesse. Zuerst enthüllt sich uns der schauderhafte Zustand der französischen Finanzen in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XIV.; dann wie sich der Regent Philipp von Orléans Mühe gibt, sie einigermaßen zu verbessern. Wir erhalten dabei eine, namentlich auch für die Gegenwart nicht genug zu beherzigende, Anschauung von der Wirthschaft des Absolutismus. Wir ersehen, wie eine aristokratische Regierung, die durch nichts in Schranken gehalten wird, vor keiner Gewaltthat zurückbebt, wie sie sich sogar nicht scheut, das Eigenthum der Unterthanen zu verletzen und insofern praktisch den Communismus übt, als sie die Reichen willkürlich plündert, wenn keine andern Mittel, Geld zu bekommen, mehr anschlagen wollen. Wir ersehen mit Schaudern, wie diese offenbare Räuberei zum System ausgebildet wird, wie Regierung und Hof miteinander wetteifern, sich die

Beute abzujagen, wie der bedrohte Capitalist, durch Bestechung einer Maitresse, eines Höflings, eines Kämmerlings u. s. w., ja sogar des Regenten selbst weitere Beraubungen durch den Staat von sich abzuwälzen wußte, etwa wie der Räuber der englischen Hochstraße im 17. und 18. Jahrhundert sich mitunter damit begnügte, sich eine gewisse Summe von seinem Opfer auszahlen zu lassen, in Bezug auf das übrige Vermögen aber ihn mit dem Schrecken davonkommen ließ. Wir sehen weiter, wie der Regent, da selbst dergleichen Mittel nichts helfen, indem der größte Theil der geraubten Capitalien nicht in den Staatsschatz, sondern in die Beutel der Beamten und Anderer fließt, sich dem Schotten Law in die Arme wirft, der durch Gründung einer Bank und der Indischen Compagnie helfen will; wie dieser anfangs die glänzendsten Erfolge hat, wie einen Augenblick lang das französische Volk vom Actienschwindel ergriffen ist, nicht viel anders wie in unsern Tagen, sodaß die Actien der Indischen Compagnie bis zum vierzigfachen Betrage ihres Nennwerths steigen; wie dann aber eine Reaction eintritt, indem die reichsten Actionäre ihre Papiere zu verwerthen trachten, worauf denn in kurzem, trotz aller angewendeten künstlichen und Gewaltmaßregeln, Law's System sich zu Grunde richtet. Dies Alles ist sehr anschaulich geschildert; das Wesentliche aber von den Untersuchungen des Verfassers über Law und seine nationalökonomischen Ansichten besteht in Folgendem.

Law hatte bei seinen Operationen offenbar die Absicht, nicht nur die Schuldenmasse des französischen Staats zu vermindern und ihm Geld zu verschaffen, sondern den Reichthum der Nation überhaupt zu vermehren. Wenn er dabei allerdings die Ansicht seiner Zeit theilte, daß der Reichthum einer Nation überhaupt sich nach der Menge des Geldes richte, so sprach er doch zugleich ganz entschieden die Meinung aus, daß es dem Staate vor allem darauf ankommen müsse, seinen Unterthanen Arbeit zu verschaffen, und er kommt hierbei sogar zu dem falschen Schlusse, daß der Staat, beziehungsweise die Gesammtheit gewinne, wenn z. B. bei einem Geschäfte 100 Arbeiter beschäftigt würden, selbst wenn der Unternehmer dabei verliere. So ist es denn begreiflich, wie Law mehrmals gegen die großen Capitalisten eifert, welche unthätig die Renten ihres Vermögens verzehren, anstatt daß ihre Capitalien verwendet werden sollten, die Arbeitskräfte des Volks zu steigern. Der Verfasser sagt über diesen Theil der Law'schen Ansichten S. 154: „Kann man streng genommen sein System auch kein socialistisches, im heutigen Sinne des Worts, nennen, so erinnern doch viele Stellen in seinen Schriften an die social-reformatorischen Tendenzen der Neuzeit. Wenn er im ersten Brief an das Publicum sagt: «Es wäre zu wünschen, daß das Geld umsonst verliehen werde, oder

allein in der Absicht, mit dem Borger den erzielten Gewinn zu theilen», und weiter: «die Grundidee des Wuchers schließt jedes Darlehen in sich, welches unter dem Anschein einer Wohlthat den Wohlthäter in bessere Lage versetzt, den Empfänger aber, dem man aufhelfen sollte, dem Ruine zuführt»: glaubt man nicht Proudhon zu hören, wie er die gratuité du crédit vertheidigt und gegen die Tyrannei des Capitals eifert? Wenn dann Law davon spricht, daß jede Arbeit, wenn sie nur Leute beschäftigt, gewinnbringend für den Staat ist, proclamirt er damit nicht unbewußt das Recht auf Arbeit; und wenn er die ganze Nation zu einer Corporation von Handeltreibenden machen will, deren Cassier die Königliche Bank ist, wenn er überhaupt alle Arbeit vom Staate ausgehen lassen will, damit dieser allen Leuten Beschäftigung, aller Industrie Vorschub ertheile, vindicirt er dann nicht in viel ausgedehnterm Maße als Louis Blanc dem Staate das Recht, die Arbeit zu organisiren? Wenn es endlich im dritten Briefe heißt: «Alle Uebertragungszeichen sind ohne Unterschied gleich, insofern sie alle Arten von Gütern repräsentiren, und das allgemeine Maß ihres Preises und Werthes sind. Wenn es mit den Lebensmitteln so stände, daß ich, wenn kein Uebertragungszeichen vorhanden, zwei Muids Getreide für ein Muid Wein geben müßte, so würde ich nach Einführung von Uebertragungszeichen nur ein solches für ein Muid Getreide, für ein Muid Wein dagegen zwei geben. Dies leuchtet ein und zeigt, daß wenn das Bankbillet nie in Metallgeld umtauschbar wäre, auch kein Noteninhaber verlieren würde, weil er auf eine ihm passende Waare denselben Anspruch hat als der Erste, welcher sie empfing.» Liegt hierin nicht, mutatis mutandis, in nuce das Princip von Proudhon's Tausch- und Volksbank, nur daß statt der freiwilligen Annahme hier der Staat als zwingend dazwischentreten soll?"

Den Grundfehler von Law's System findet der Verfasser darin, daß er im Gelde, welches er richtig aus zwei Factoren bestehend annahm, nämlich 1) als Waare, 2) als Umlaufsmittel, diese zwei Factoren trennen zu können meinte, und glaubte, daß ein Umlaufsmittel, welches an sich keinen Werth habe, das Geld überhaupt ersetzen könne. Aus dieser falschen Ansicht ging der übertriebene Werth, den er auf das Papiergeld legte, hervor und die Meinung, daß die Mehrung des Geldes, d. h. durch Ausgebung von Banknoten, den Zinsfuß herabdrücke. Uebrigens findet der Verfasser, daß an und für sich die Operationen Law's nicht gerade unausführbar gewesen wären, hätte er sich zu beschränken gewußt und wäre er seinem ursprünglichen Plane treu geblieben. Dieser bestand in kurzem in Folgendem. Law gründet zuerst die Bank. Diese gibt der Regierung in Banknoten 1500 Millionen, um damit die Staatsschulden zu bezahlen. Die Regierung

zahlt dann ihre Schulden ab, allerdings in Papiergeld. Damit nun aber die Capitalisten ihr hineingezahltes Geld sofort wieder anlegen können, wird die Indische Compagnie gegründet, welche zunächst zur Grundlage ihrer Wirksamkeit die Colonie Louisiana in Nordamerika hat, dann aber den ganzen auswärtigen Handel Frankreichs in die Hände nimmt, sowie den Pacht der Reichseinkünfte. Die Compagnie gibt Actien aus, die ehemaligen Staatsgläubiger kaufen die Actien, und auf diese Weise kehren die 1500 Millionen, welche die Regierung zur Abzahlung ihrer Schulden verwendet, wieder in die Hände der Compagnie zurück. Aber außer den Staatsgläubigern betheiligen sich auch Andere an der Compagnie, mittelbar und unmittelbar soll sich die ganze Nation betheiligen. Soweit war das Unternehmen ganz in der Ordnung. Und bei einer allmäligen ruhigen Entwickelung desselben konnte nach des Verfassers Ansicht Law's Plan gelingen. Die Ursachen, welche ihn vereitelten, waren folgende: 1) Das ungeheure Steigen der Actien: die Actie war ursprünglich 500 Livres, sie stieg aber bald zu 5000, zuletzt bis zu 20,000 Livres. Dies stand in keinem Verhältniß zu dem zu erwartenden Gewinn, und es mußte in kurzem eine Reaction eintreten; Law selbst aber verschuldete offenbar dieses hohe Steigen der Actien, und als er es zu hemmen versuchte, war es schon zu spät. 2) Eine zu große Ausgabe der Banknoten, zunächst durch das außerordentliche Steigen der Actien veranlaßt, welche unfehlbar zu einer Entwerthung derselben führen mußte. 3) Die Verschwendung des Regenten. In der Meinung, in Law eine unerschöpfliche Goldquelle gefunden zu haben, setzte er seine Verschwendung auf das maßloseste fort, verschenkte Banknoten zu Tausenden, sodaß die Summen nur der hergeschenkten Banknoten in Zeit von wenigen Monaten sich auf viele Millionen beliefen: und Law war zu schwach, diesem Treiben mit Entschiedenheit sich zu widersetzen. 4) Der Rückzug der reichgewordenen Capitalisten, welche nun ihre Papiere zu verwerthen trachteten. 5) Die falschen Maßregeln, um diesen Rückzug der Capitalisten zu verhindern, worunter besonders die Gewaltmaßregeln in Bezug auf den Gebrauch des Gold- und Silbergeldes, welcher sogar verboten ward, endlich die Herabsetzung der Actien und der Banknoten, welche das System vollständig zu Grunde richtete.

Law selbst ist von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt gewesen. Auch dachte er nicht daran, selbst nachdem er den Sturz seines Systems voraussehen mußte, sein Vermögen in Sicherheit zu bringen; er ist arm gestorben und hat selbst die zwei Millionen, welche er als sein Eigenthum nach Frankreich mitbrachte, nicht wieder erhalten! So kurz die Zeit war, während welcher Law in Frankreich seine Rolle spielte, so ist der Einfluß seiner Operationen doch nicht unbedeutend

gewesen. Manufacturen und Waaren nahmen einen neuen Aufschwung, selbst die Schiffahrt und der auswärtige Handel. Der Luxus steigerte sich, ebenso die Lust an abenteuerlichen Speculationen. Für die auswärtige Politik Frankreichs in jener Zeit schaffte Law die nöthigen Geldmittel. Endlich bahnte er, wenn auch nur nach einer Richtung hin, die Vermischung der Stände an. Nämlich Adelig und Bürgerlich, Vornehm und Niedrig, die sonst so außerordentlich voneinander geschieden waren, kamen sich jetzt in dem gemeinsamen Jagen nach Gewinn so nahe, daß sie sich in der Rue Quincampoix, dem eigentlichen Schauplatz des Börsenspiels, mit den Elnbogen stießen und auf die Füße traten. Bisherige Lakaien wurden mit einem male reiche Leute, Bürgerliche kauften sich den Adel, Rittergüter und Würden, und Adelige ließen sich jetzt leichter herbei, mit Töchtern von reichen Bürgerlichen sich zu verheirathen.

Soviel über die hauptsächlichsten Ergebnisse des Buchs, das wir schließlich noch einmal als eine brave, tüchtige Arbeit, welche dem behandelten Gegenstand eine neue Seite abgewonnen, nicht blos den Männern von Fach, sondern auch dem größern gebildeten Publicum empfehlen zu dürfen glauben.

Südslawische Skizzen.

Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah.

Von

Siegfried Kapper.

III. Marko der Königssohn. — Die Brüder Jakschitsch.

Kein Ereigniß von der Schlacht auf Kossovo bis auf die Befreiung eines Theiles des serbischen Stammes unter Kara Georg war in die Geschicke der südslawischen Völker eingreifend genug, um ihnen den Mittelpunkt einer neuen, bedeutendern Reihe von Gesängen zu geben. Die Jahrhunderte zwischen den beiden genannten Ereignissen sind von Verfolgung, Unterdrückung und Elend einerseits, andererseits von Trotz, Widerstand, Empörung und Märtyrthum ausgefüllt. An die Stelle von Ereignissen allgemeiner Bedeutung treten die Erlebnisse einzelner Personen: eine Richtung, die schon mit den Liedern von den Abenteuern und Irrfahrten Marko's ihren Anfang nimmt und sich fortlaufend bis auf den heutigen Tag, auf die Thaten und Schicksale ein-

zelner mannhafter Bekämpfer des Türkenthums, verwegener Streifzügler, heldenmüthiger und märtyrhafter Priester erstreckt.

Zunächst und unmittelbar aus den Kossovo-Liedern gehen die eben erwähnten Marko-Lieder hervor, fast ebenso wie die „Odyssee" aus der „Ilias", nur daß sie dem ganzen Umfange nach, in welchem wir sie kennen, jedes Zusammenhanges entbehren und eher vereinzelten Romanzen als Bruchstücken eines größern Epos verwandt sind. Wie innig Marko mit der Geschichte des Unterganges der serbischen Selbständigkeit verwoben ist, haben wir bereits aus dem Frühern ersehen. Flüchtig vor seinem Vater irrt er im Lande umher, sich zeitweise bei seinem Freunde Milosch aufhaltend, zeitweise gegen die Türken auf eigene Faust kleine Scharmützel und Zweikämpfe unternehmend. Bei einer solchen Gelegenheit scheint er denn auch in die Gefangenschaft der „Arapen", wie im Liede die Morgenländer genannt werden, zu gerathen, und selbst eine Zeit lang in Kleinasien gefangen gehalten zu werden, bis sich ihm hier die Leidenschaft der Tochter eines arabischen Fürsten zuwendet, welche ihn in Freiheit setzt und mit ihm entflieht, wiewol ihr dies das Leben kostet. Auf Kossovo, wo indessen um Sein oder Nichtsein gekämpft wurde, war er, wahrscheinlich deshalb, nicht zugegen, was das Volk noch jetzt für ein großes Unglück hält; denn, heißt es, wäre er zugegen gewesen, hätte die Schlacht unmöglich verloren und Serbien nicht zu Grunde gehen können. Erst nach geschlagener Schlacht begegnen wir ihm wieder auf heimatlichem Boden, erst einem Falken, dem während der Schlacht die Flügel zerbrochen worden waren, Hülfe leistend, dann wie er des Vaters Schwert wiederfindet, wie er am Heerwege des Sultans pflügt und darüber mit den Knechten des Sultans in blutigen Streit geräth, ein ander mal die Türken während des Ramazan verhöhnend, deshalb vor den Sultan gebracht, von diesem aber, der ihn sehr fürchtet, statt bestraft, mit Gnaden überhäuft. Dann finden wir ihn plötzlich wieder in türkischer Gefangenschaft. Es geht ihm da so elend, daß er fast bis auf Haut und Knochen eingedörrt ist; Nägel, Haupt und Barthaar sind an ihm so verwildert, daß er kaum noch einem Menschen ähnlich sieht. Da erfährt der Sultan große Noth durch den Kessedschi Mussa, einen verwegenen, zu bedeutender Macht gelangten Räuber, der alle Brücken, Flüsse und Häfen mit Ketten abgesperrt und sich der dem Sultan gehörigen Zölle bemächtigt hat. Niemand hat den Muth, ihn zu bekämpfen. Da wird denn der fast vergessene Königssohn hervorgeholt und übernimmt es, den Kampf siegreich durchzuführen, wenn er sich nur erst so weit erholt haben würde, daß er im Stande wäre, aus einem Stück trockenen Cornelholzes einen Tropfen Saft herauszupressen, was allerdings den Zeitraum mehrer Monate erfodert. Hier-

auf aber tödtet er den Räuber wirklich, nicht ohne in ihm, in dessen Brust er ein doppeltes Herz findet, einen edlern Helden zu beweinen, als er selbst sei, und gelangt neuerdings zu hohem Ansehen.

Auf diese Weise spinnen sich die Lieder von Marko fort, und will auch eines wissen, daß er sich ein mal, lebensmüde, im Waldgebirge Rawa unter einen Baum hart am Wege hingelegt, hier von seinem guten und treuen Lebensgefährten, dem verständigen Rosse Scharatz, Abschied genommen, seine Keule in die Tiefe geworfen, und dann die Augen geschlossen habe, um sie nie wieder zu öffnen, so wissen ihn doch hundert andere immer noch lebend und abenteuernd und erzählen von ihm Dinge, die sich erst vorgestern und gestern zugetragen haben, sowie sie ihn bei keinem, das ganze Volk interessirenden Ereignisse fehlen lassen. So wurde z. B. vor drei Jahren in der Batschka ein Lied gesungen, worin erzählt wird, wie er bei Szent-Tomas, dem bekannten Bollwerke der Serben, mit dem magyarischen Kriegsminister Meßáros einen Zweikampf bestanden habe. Das Volk hat ihn einmal als den Ausdruck seines eigenen Charakters und als den Repräsentanten seiner eigenen Geschicke hingestellt und kann sich nicht entschließen, ihn als solchen aufzugeben.

Die erste größere Liedergruppe nach jener Marko's umfaßt die Geschichten der Brüder Jakschitsch. Diese, mit Namen Demetrius, Bogdan, Stefan und Todor, lebten entweder gleichzeitig oder kurz nach den letzten Jahrzehnden des großserbischen Reichs, und müssen nach dem Umstande, daß sie selbst von Zar Stefan (Duschan) Besuche erhielten, zu den Vornehmsten des Landes gezählt haben. In Belgrad, wo sie ihren Wohnsitz hatten, zeigte man noch vor kurzem den Thurm Neboischa als den Rest der Kula Jakschitschewa, d. i. des Hauses der Jakschitsche. Welches Ansehen die Familie der Jakschitsche gehabt haben muß, dafür spricht unter Anderm ein Lied, in welchem erzählt wird, wie es die Frau des Königs von Ofen nicht unter ihrem Range gehalten, sich einen Jakschitsch, Todor nämlich, zum Schwiegersohn zu ersehen. Die Geschichte dieser Werbung und Vermählung ist eine Art Hofintrigue, in der naivsten Weise angelegt und durch die persönliche Gewandtheit des Helden zu seinen Gunsten gelöst. Ein anderes Lied erzählt die Erstürmung Belgrads durch die Türken, bei welcher Gelegenheit Demetrius mit Mühe sein Leben rettet, während Stefan in türkische Gefangenschaft geräth. Einen Zug können wir da nicht unberührt lassen, auf den wir noch einmal besonders zurückkommen werden, und der den Jakschitsch-Liedern überhaupt die Weihe tiefpoetischer Sittlichkeit aufprägt: das Gewicht nämlich, das hier auf die Heiligkeit der Liebe im Umfange der Blutsverwandtschaft gelegt wird. Als Demetrius vor den Schwertern der Feinde ins Gebirge flieht, und im

Gefühle gewonnener Sicherheit sich an einem Wasser niederläßt, um auszurasten, wird ihm das Bewußtsein der vollbrachten Rettung des eigenen Lebens, indeß sein Bruder vielleicht den feindlichen Waffen erliegt, so unerträglich, daß er schmerzüberwältigt ausruft: Wehe, Demetrius, daß du lieber todt wärest! flohest du schon ins Gebirge, warum denn verließest du deinen Bruder? Sogleich rafft er sich empor und will nach Belgrad zurück. Doch ist es schon zu spät: denn die Stadt ist völlig in den Händen der Feinde. Der Rest des Liedes umfaßt die Geschichte von der Gefangennehmung Stefan's, von dem hohen Werthe, den die Veziere auf diesen Fang legen, von seiner Abführung nach Konstantinopel, von der Standhaftigkeit, mit der er den Versprechungen sowol als den Todesandrohungen, womit ihn der Sultan, der Vezier und der Pascha der Reihe nach zum Islam zu bekehren suchen, widersteht, bis der Pascha endlich auf den Gedanken verfällt, durch die Liebreize der eigenen Tochter zu erreichen, was weder Reichthümer noch Kerker vermochten, und wie nun das Mädchen, anstatt den Serben zu bekehren, sich in ihn verliebt, und ihm zur Flucht verhilft, um selbst Christin zu werden: eine Wendung, die überhaupt zu den Lieblingskatastrophen der südslawischen Rhapsoden gehört, wo es sich darum handelt, die Ausdauer eines der Ihrigen in türkischer Gefangenschaft, oder sonst die Ueberlistung türkischer Gewaltthäter zu feiern.

Die übrigen Jakschitsch-Lieder, nur wenige an der Zahl, gehören zu dem Tiefergreifendsten, was je über die innige Gewalt der Liebe im Bereiche der Familie gedichtet wurde. Da ist vorerst die Unnatur der Bruderfeindschaft und der versöhnliche Beruf der Hausfrau in einer milden, rührenden Einfachheit hingestellt, wie sie uns, soviel über das Thema feindlicher Brüder schon gedichtet worden, noch nirgends begegnet ist. Schon der Beginn der Erzählung, wie bezeichnend! Der Mond schilt den Morgenstern aus, und fragt ihn, was ihm denn so Außerordentliches vorgekommen sei, daß er drei Tage lang seine Pflicht vergaß, zur bestimmten Stunde zu erscheinen? Nun erzählt der Morgenstern das Außerordentliche, wodurch er eine Versäumniß, deren er sich sonst nie schuldig gemacht, entschuldigen zu können meint. Zwei Brüder, Bogdan und Demetrius Jakschitsch, denen Beiden nach dem Tode des Vaters ausgedehnte Ländereien zum Erbtheil geworden, gerathen, nachdem sie sich in dieselben friedlich getheilt, wegen des Rosses und des Falkens ihres Vaters in so bittere Feindschaft, daß Bogdan dem Demetrius nach dem Leben trachtet und seine Ehefrau, während er selbst ausreitet, um zu jagen, beauftragt, ihn zu vergiften, widrigenfalls er nie mehr ins Haus zurückkehren würde. Lange reitet er durch den Wald; da erblickt er endlich eine goldene Wildente über einem See und läßt seinen Falken nach ihr los. Der Falke, mit der

Wildente ringend, zerbricht seinen rechten Flügel und sinkt in den See. Mit Mühe vermag ihn Bogdan, der sich sogleich in die Fluten stürzt und nach ihm schwimmt, zu retten. „Wie ist dir, mein armes Thier, ohne rechten Flügel?" fragt er nun den Falken. „So wie einem Bruder ohne den andern ist!" erwidert dieser. Bogdan, sich im Innersten getroffen fühlend, lenkt sogleich um und fliegt so schnell er zu Rosse kann, nach seinen Höfen zurück. „Was ist's mit meinem Bruder?" ruft er von Ferne schon seiner Ehefrau entgegen: „o, daß du ihn noch nicht vergiftet hättest!" „Statt ihn zu vergiften, habe ich ihn dir versöhnt, und gern tritt er dir Roß und Falken ab!" erwidert die Frau und der Friede des Hauses ist befestigter denn je. Dann wird die Ausdauer der Liebe der Brüder zur Schwester und zugleich der Stolz der Reinerhaltung der Familie von fremden Elementen gefeiert, indem die Brüder Demetrius und Bogdan die ihnen von Araberhand entführte Schwester vier Jahre lang über der ganzen Erde suchen, bis Demetrius sie als Ehefrau eines Araber-Aga findet, aus dessen Gewalt er sie, indem er ihn tödtet, befreit. Auch das Araberkind, der Schwester einziges Söhnlein, will er tödten. „Nicht doch, Bruder!" fällt sie ihm in die Arme: „ist es schwarz auch, so trug ich's doch unter meinem Herzen!" Demetrius aber kann den Gedanken nicht ertragen, den Sprossen eines verhaßten Mohammedaners in sein Haus aufzunehmen, erfaßt den Knaben, da sie eben über eine Brücke reiten und dieser nicht aufhören will zu schreien, und schleudert ihn in den Strom hinab. „Schweige, Schwester!" ruft er die Lautaufjammernde an. „Besser werden dich daheim deine Brüder vermählen und bessere Nachkunft wirst du gebären als solche schwarze Brut! So ist es aber recht, daß von bösem Stamm kein Splitter und von räudigem Hund kein Junges bleibt!" Ein solcher Act unerbittlich nachhaltiger Rache ist entsetzlich und wir können ihn vom Standpunkte unserer Weltanschauung aus gar nicht fassen; und doch liegt etwas darin, was unsere Sympathie für den scheinbar herzlosen Kindesmörder gefangen nimmt, und das ist einerseits die poetische Gerechtigkeit, andererseits der nationale Schmerz und endlich die Stärke der Idee der Familie, die er vertritt!

Literatur und Kunst.

Das Gedenkbuch, welches Emma Niendorf soeben unter dem Titel: „Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnd seines Lebens“ (Leipzig, Herbig) herausgegeben hat, bildet einen ebenso wichtigen wie interessanten Beitrag zur Kenntniß des Dichters und verdient in dieser Hinsicht, sowie auch wegen seiner ungleich anspruchslosern und natürlichern Fassung dem beinahe gleichzeitig erschienenen, auch in diesen Blättern bereits besprochenen Karl Mayer'schen Buche bei weitem vorgezogen zu werden. Lange Jahre hindurch ein lieber, regelmäßiger Gast des bekannten schwäbischen Dichterkreises, stand Lenau auch mit der Verfasserin des vorliegenden Werkes in vielfachem freundlichem Verkehr und ließ sich in Urtheilen und Aeußerungen stets vollkommen zwanglos und frei vor ihr vernehmen. Sie selbst, von früh an eine enthusiastische Verehrerin des gefeierten Dichters, trug mit jener Pietät und jener fast kleinlichen Gewissenhaftigkeit, welche wir bei Frauen so häufig finden und die ihnen so gut steht, Tag für Tag und Jahr für Jahr jede irgend denkwürdige — und nach Gelegenheit auch wol manche gleichgültige und unerhebliche Aeußerung des Dichters in ihre Tagebücher ein. Diesen Tagebüchern ist das Material zu dem gegenwärtigen Werke entnommen, dessen Authenticität und Genauigkeit mithin keiner Anfechtung unterliegen kann. Vom Jahre 1840 ab, wo sie Lenau zum ersten mal in Stuttgart erblickte, bis zu jenem Herbstabend des Jahres Einundfunfzig, wo sie an seinem frühzeitigen und doch zu späten Grabe zu Döbling stand, ist fast kein denkwürdiger Moment und keine interessante Situation in Lenau's Leben, über die wir hier nicht mehr oder minder genaue Aufschlüsse erhalten. Namentlich die Katastrophe im Herbst Vierundvierzig in Stuttgart, in jener entsetzlichen Nacht, da die Brandfackel des Wahnsinns plötzlich hell aufloderte in dem zerstörten Gehirn, wird uns hier mit furchtbarer Treue und Anschaulichkeit geschildert. Ebenso auch das spätere jammervolle Siechthum des unglücklichen Dichters, der zuletzt in völliger Thierheit endete. Auch über Ursprung und Veranlassung dieser entsetzlichen Katastrophe gibt die Verfasserin einige bemerkenswerthe thatsächliche Aufschlüsse, die wir dem Leser indeß aus Gründen überlassen müssen an Ort und Stelle einzusehen. Weniger glücklich scheint sie uns, wo sie die innern geistigen Motive seines Untergangs aufzudecken sucht; gleich den übrigen Genossen des schwäbischen Kreises beschränkt sie sich hier darauf, nur Lenau's „Glaubenslosigkeit“ hervorzuheben, während doch das sinnliche Element der Dichternatur dabei eine mindestens ebenso große, ebenso verhängnißvolle Rolle gespielt hat. Doch ist dies ein sehr trübes Thema, dessen Erörterung für jetzt noch immer zu früh kommt, und scheiden wir daher von der Verfasserin, indem wir ihr unsern Dank aussprechen für den höchst werthvollen, ja unentbehrlichen Beitrag, den sie hier zu einer künftigen vollständigen Biographie des vielbewunderten und vielbeklagten Dichters geliefert hat. R. P.

Eine höchst eigenthümliche Erscheinung sind die „Zehn Betrachtungen über Religion und Leben von Theodor Parker“, die unlängst in deutscher Uebersetzung von Dr. Ziethen in Leipzig bei Karl Voigt erschienen

sind. Der Verfasser, zu Anfang des Jahrhunderts als der Sohn eines unbemittelten Landmanns in einem kleinen Oertchen im Innern von Massachusetts geboren, gehört der nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 1583 von dem Puritaner Browne gestifteten, wahrscheinlich aber schon unter der Regierung Eduard's VI. und der Königin Maria entstandenen, in ihren Principien wesentlich unitaristischen Sekte der Congregationalisten an. Die Grundsätze derselben bestehen hauptsächlich darin, daß eine Kirche lediglich eine Gesellschaft frommer Personen ist, die sich freiwillig zur Verehrung Gottes vereinigen; jeder Einzelne hat das Urtheil für sich selbst, welcher Kirche er angehören will, und handelt in dieser Beziehung nur nach dem Willen Gottes, welcher allen seinen Kindern anbefiehlt, Mitglied einer sichtbaren Kirche zu sein. Jede Kirche hat das Recht, ihre Beamten zu wählen, Mitglieder aufzunehmen und auszuschließen, wie sie will; der einzige Führer in allen Dingen des Glaubens wie der Zucht ist die Bibel, während Glaubensbekenntnisse nur als Formeln betrachtet werden, nie aber als Probirstein der Rechtgläubigkeit. Diese Grundsätze, die vielfach an unsere Christkatholiken und Lichtfreunde erinnern, hat Theodor Parker mit so viel Geist und Wärme aufgefaßt, so verständig durchgeführt und mit einer so mächtigen und edeln Beredtsamkeit vorgetragen, daß er seit Jahren zu den berühmtesten Kanzelrednern gehört, die es vielleicht jemals gegeben; da keine Kirche Bostons Raum genug hatte für seine Zuhörerschaft, so hielt er seine Vorträge im Melodeon, dem größten Concertsaal von Boston, wo sich acht Jahre lang jeden Sonntag gegen 3000 andächtige Zuhörer um ihn versammelten, bis in neuester Zeit auch dieses Local nicht mehr zureichte und ein neues, noch größeres hat erbaut werden müssen. Die Probe der Parker'schen Beredtsamkeit, die wir in dem vorliegenden Buche erhalten, macht diesen ungeheuern Erfolg begreiflich, besonders einem amerikanischen Publicum gegenüber; bei allem Schwung der Beredtsamkeit und aller Wärme der Darstellung trägt sie doch sehr entschieden das Gepräge nüchterner, praktischer Verständigkeit, die von Transcendenz nur wenig weiß, ihre Belegstellen lieber aus der Natur und den exacten Wissenschaften nimmt als aus der Bibel und den Menschen überhaupt weniger zum Himmel vorzubereiten als auf der Erde heimisch zu machen sucht. Das Interessanteste dabei ist, daß diese Vorträge trotzdem nichts von jener Trockenheit an sich tragen und jener kalten, frostigen Polemik, durch welche ähnliche Versuche in Deutschland sich in der Regel von vornherein das Terrain verderben, und empfehlen wir daher das Buch zur allgemeinsten und aufmerksamsten Beachtung und Nachahmung. W.

Schulprogramme und ähnliche Gelegenheitsschriften gehören zwar der Regel nach ganz gewiß nicht in den Kreis von Büchern, deren Besprechung das „Deutsche Museum" sich zum Ziele gesteckt hat. Wenn jedoch in Schriften dieser Art ausnahmsweise einmal ein Gegenstand von allgemeinem Interesse behandelt wird, und so behandelt wird, daß auch das große Publicum Belehrung und Anregung daraus schöpfen kann, so scheint es uns doppelt nöthig, dasselbe darauf aufmerksam zu machen, besonders da Schriften der erwähnten Gattung nur selten in seine Hände gelangen. Auch hat das „Deutsche Museum" selbst ja schon früher eine oder zwei Ausnahmen der

Art zugelassen und so glauben denn auch wir auf die Nachsicht der Leser rechnen zu dürfen, wenn wir dasselbe Recht der Ausnahme auch für zwei Aufsätze in Anspruch nehmen, die ursprünglich als Schulprogramme erschienen sind: „Von den Idealen, mit besonderer Rücksicht auf die bildende Kunst und auf die Poesie. Von Dr. Deinhardt, Director des Gymnasiums zu Bromberg" (Bromberg, Fischer) und „Ueber den Gebrauch der deutschen Anredefürwörter in der Poesie von Dr. Theodor Nölting, ordentlichem Lehrer am Gymnasium zu Wismar" (Wismar, Oesten). Beide Arbeiten, in Gegenden erschienen, denen man sonst nur ein geringes Interesse für höhere deutsche Bildung nachsagt, geben einen sehr erfreulichen Beweis davon, wie der Pedantismus der Schule mehr und mehr vor den Foderungen des Lebens zurücktritt und wie Fragen der Schönheit, der Kunst und des poetischen Geschmacks allmälig auch unsere Schulmänner zu interessiren anfangen. In dem Vorwort der erstgenannten Abhandlung wird es sogar ausdrücklich ausgesprochen, daß „die Poesie insbesondere für das Jünglingsalter das beste Bildungsmittel sein möchte", mit dem sehr bemerkenswerthen Zusatz, daß „alle Bildung schließlich keinen andern Zweck zu verfolgen habe, als den Sinn für das Ewige und Allgemeine im menschlichen Selbstbewußtsein zur Entwickelung zu bringen".

Schon aus diesen Sätzen mag man auf die freie und im besten Sinn classische Bildung schließen, welche den Urheber derselben auszeichnet. Auch die vorliegende Abhandlung ist aus derselben Bildung hervorgegangen; vieljährige Beschäftigung mit den größten Dichtern alter und neuer Zeit, liebevolle Vertiefung in ausgezeichnete Kunstwerke der Malerei und Bildhauerei, endlich auch ein eindringliches und unbefangenes Studium der Philosophie haben in dem Verfasser eine Fülle neuer und eigenthümlicher Anschauungen über das Wesen und die Entwickelung des Schönen hervorgebracht, die er hier in drei Abschnitten: „Von den Idealen im Allgemeinen", „Von den Idealen der Gestalt" und „Von den Idealen des geistigen Lebens" in verständiger Anordnung und klarer, zum Theil sogar poetisch angehauchter Sprache auseinanderlegt — Grundzüge einer Aesthetik, die selbst nach den vortrefflichen Mustern, welche die neueste Zeit auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, noch immer mit lebhafter Befriedigung werden studirt werden.

Der Stoff der zweiten Schrift sieht sich schon eher etwas schulmeisterlich an und riecht schon mehr nach jener Lampe, welche den schriftstellerischen Versuchen unserer Schulmänner zu leuchten pflegt. Näher betrachtet jedoch, zeigt er sich ebenfalls höchst interessant und praktisch und entwickelt eine Menge feiner Beziehungen, die zum Theil bis auf den tiefsten Grund unsers geselligen und gemüthlichen Lebens gehen. Schon Jakob Grimm im vierten Theil seiner „Deutschen Grammatik" hatte eine Uebersicht gegeben von dem geschichtlichen Gange, welchen unsere Sprache in der Anrede von dem natürlichen „Du" bis zu dem wunderlichen und gesucht fremdartigen „Sie" in allmäligen Uebergängen genommen hat. Doch hatte er dabei vorzugsweise nur die mittelalterliche Poesie berücksichtigt, und auch eine kleine, sehr verdienstliche Schrift des Director Eckstein in Halle vom Jahre 1840 „Zur Geschichte der Anrede im Deutschen durch die Pronomina" beschränkte sich hauptsächlich auf den schon durch Grimm vorgezeichneten Kreis. Hrn. Nölting's Arbeit beschäftigt sich nun im Gegentheil vorzugsweise mit den

Dichtern der neuern Zeit seit dem 16. und 17. Jahrhundert. Es ist höchst interessant und wird selbst auch den Laien unterhalten, die wachsende Mode zu verfolgen, die auch in der poetischen Anrede herrscht, und sich die historischen und socialen Zusammenhänge derselben klar zu machen; die in Rede stehende Abhandlung liefert dazu ein ebenso reichhaltiges wie wohlgeordnetes Material und gibt auch nebenher noch manche interessante Aufklärung über den Sprachgebrauch unserer bedeutendsten Dichter. Beispielsweise wollen wir nur anführen, daß die dritte Person, aber mit dem Singular, Er und Sie, die jetzt bekanntlich die allergeringschätzigste Form der Anrede ist, bei Andreas Gryphius allen Ernstes als die vornehmste und eigentlich poetische Anrede gilt, daß Sie mit dem Plural in der Poesie zuerst zu Anfang des 18. Jahrhunderts in einem Günther'schen Schuldrama auftritt; daß die großen Dichter der classischen Periode alle Anredeformen, Du, Ihr, Sie rc. gleichzeitig, aber mit feinster Unterscheidung gebrauchen; daß namentlich Schiller das Sie mit dem Plural auch für die höhere jambische Tragödie anwendet (in „Don Carlos", „Wallenstein" rc.) und dgl. mehr. Der Verfasser würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er die, gemäß der nächsten Bestimmung seiner Schrift hier nur flüchtig gegebenen Andeutungen gelegentlich in einem eigenen Werke genauer aus- und durchführen wollte; er würde damit ein Buch liefern, das nicht nur einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte unserer Sprache bilden, sondern auch auf das innere geistige Getriebe unsers geselligen Lebens höchst anziehende und belehrende Lichter werfen würde. Kst.

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang November 1853.

K. S. Der Kaiser hat in Compiègne gejagt; die orientalische Frage hat weder die langweiligen Wettrennen auf dem Marsfelde noch die Hetzjagden in Compiègne gestört, bei welchen dies mal der arme Hirsch mehr Widerstand geleistet hat, als Napoleon III. auf andern Seiten anzutreffen gewohnt ist. Es scheint, daß die Ritter des neuen Regime, die Retter Frankreichs, in ritterlichen Uebungen großentheils nicht aufgewachsen sind: denn die herbstlichen Kaiserjagden sind stets von Pferdestürzen, Beinbrüchen und andern Unfällen markirt. Hr. Achille Fould soll geäußert haben, daß seine equilibristischen Pflichten zu den sauersten Verrichtungen des Staatsministeriums gehören. Ueberhaupt mag da draußen in Compiègne nicht die heiterste Stimmung geherrscht haben; selbst von Attentaten und Verschwörungen spricht man, die vertuschelt werden. Auch gibt es Leute, welche wirklich daran glauben, nämlich weil im gegenwärtigen Moment die Regierung das dringende Interesse hat, im Innern stark zu erscheinen, um nach außen zu imponiren. Aber die Wege unserer Polizei sind bekanntlich so unerforschlich wie die Wege der Vorsehung; auch eine Polizei, die eigentlich nicht täuschen will, kann vielleicht einmal getäuscht werden. Soviel ist jedenfalls sicher, daß, wenn die Umsturzpartei jetzt wirklich active Pläne verfolgt, sie den

Augenblick dazu sehr schlecht gewählt hat, solange dem Gouvernement noch die Chance bleibt, sich in der auswärtigen Politik Achtung zu erwerben. Indessen sind in Paris und den Norddepartements viele anständige Leute verhaftet worden, was vielleicht einen „heilsamen Schrecken" verbreitet.

An einen europäischen Krieg, d. h. daran, daß Frankreich die Türkei am Rheine oder am Ticino retten wolle, glauben bei uns nur noch wenige Menschen. Die arme Türkei! Mag man die Chancen combiniren wie man will, am Schlusse der Combinationen steht immer wieder ihr Untergang. Noch niemals ist ein Land durch Protection und Dazwischenkunft gerettet worden. David Urquhart wiederholt mit Recht sein ceterum censeo: „Let Turkey alone!" Wenn es dazu nur nicht zu spät wäre! Vely-Pascha, der hiesige Gesandte, hat vor einigen Wochen in einer Privataudienz den Kaiser im Namen seines Herrn um eine Anzahl höherer Offiziere ersucht; man sagt, daß England gegen die Bewilligung dieser höchst billigen Foderung sein Veto eingelegt. Welches Glück, England zum Alliirten zu haben! Obgleich die Flotten nun in den Bosporus eingelaufen sind, denkt doch Niemand an die Abberufung des hiesigen russischen Gesandten oder des französischen aus Petersburg. Welche Fortschritte hat nicht das Völkerrecht durch diese Halbheit unserer Zustände gemacht! Da ist ein Krieg, der eigentlich kein Krieg ist, eine Allianz, die eigentlich nur Vermittelung bedeutet und als allerneueste Erfindung: die Circumscribirung des Krieges auf Grenzen, innerhalb welcher Rußland die Türkei in Ruhe und mit behaglicher Muße verschlingen kann. Hr. von Kisselew soll dem hiesigen Cabinet vorgestellt haben, daß Frankreich das höchste Interesse habe, Preußens und Oestreichs Neutralität zu respectiren und also den Krieg im Orient selbst ausspielen zu lassen. Hier haben wir also auch eine Neutralität, die keine ist. Denn um von Preußen einstweilen zu schweigen, hat nicht Oestreich bereits in Montenegro intervenirt, wird es nicht auch jetzt Observationscorps aufstellen u. dgl. mehr? Nach dem Allem erscheint es fast verdächtig, daß französische und englische Zeitungen die Macht der Türkei so außerordentlich übertreiben, als wollten auch sie sagen: „Let Turkey alone!" Zwar werden seit 60 Jahren alle Kriege mit Zeitungsrenommagen geführt; das ist gleichsam die Militärmusik der Börsenmenschen. Und die pariser und londoner Börsen sind seit einigen Tagen wahrhaft tollkühn, zumal aus manchen Provinzen bessere Ernteberichte einlaufen und auch Aegypten noch vor Thorschluß eine letzte Getreideausfuhr gestattet. Am Ende ist dieser Punkt, von dem kein Mensch spricht, doch immer derjenige, welcher zuletzt Alles entscheidet.

Ihnen unter solchen Umständen viel über Kunst und Literatur zu sprechen, ist schwer. Wenn das Brot theuer wird, macht die Kunst, die nach Brot geht (und eine andere besitzen wir kaum), ein desto peinlicheres, trostloseres Gesicht Zwar thut man das Mögliche, um für den bevorstehenden, traurig drohenden Winter alle herkömmlichen Unterhaltungsmittel herbeizuschaffen: aber sie sind abgebraucht und bieten uns, was man für Geld und Subventionen bieten kann. Die Große Oper hat schon mit neuen Werken schüchterne Versuche gemacht — sie sind misglückt. So hofften wir Deutschen um so mehr von Richard Wagner's Besuch; da es mit den modernen Franzosen nicht geht, glaubten wir, werde man es mit einem modernen Deutschen versuchen, von dessen originellen und reformatorischen Schöpfungen

uns deutsche Zeitungen und reisende Apostel so viel und so Schönes erzählt haben. Aber Richard Wagner leugnet jede Absicht, die Cliquen, welche die Opern umgeben, mit cimbrischer Kraft, mit Hülfe von „Tannhäuser", „Lohengrin" und der „Nibelungen" zu durchbrechen. So müssen wir all unsere Hoffnung wieder auf Gluck bauen, dessen sich die Direction der Großen Oper in ihrer Noth wieder erinnert haben soll. Die Italiener werden uns wenigstens schöne Stimmen bieten, die Alboni, Frezzolini, Mario. Mehr als Stimmen können wir nicht erwarten, wo Hiller und Eckert durch Allari ersetzt werden. Für Concerte ist bereits durch einige abgerichtete Mädchen gesorgt, die mit ihren Müttern angekommen sind. Wir fürchten, daß ihr Geklapper und Gekrähe echte Künstler gleich Joachim, den wir erwarteten, wie das Gekrähe des Hahns den Löwen, vertreiben werden.

Die Literatur ist mager wie seit lange. Von all den dramatischen Productionen der letzten Wochen, die sich auf eine große Zahl belaufen, ist, den „Pressoir" von George Sand ausgenommen, keine der Mühe werth, daß man ihr eine Zeile widme. Dumas' neues Stück, „Die Jugend Ludwig's XV.", das bereits durch die unverschämte Correspondenz des Verfassers mit dem Director des Théâtre français berühmt geworden ist, wird einstudirt und schon deswegen ein großes Publicum haben, weil man begierig ist, ein fünfactiges Stück zu sehen, das vom Mittwoch auf den Samstag gemacht und Montag angenommen worden ist. Indessen ist auch das Blague, denn „Die Jugend Ludwig's XV." ist fast ganz und gar dasselbe Stück, das früher als „Jugend Ludwig's XIV." verfertigt worden. Nur die Namen sind verändert und die Stellen, die der Censur anstößig erschienen. Jedenfalls bietet es ein belehrendes Beispiel, wie dergleichen Autoren, die auch als Geschichtschreiber aufgetreten sind, mit der Geschichte umzuspringen verstehen. Auf die Frage, was er gethan hätte, wenn auch „Ludwig XV." verboten worden wäre, antwortete Dumas: „Ma foi, es gibt zum Glück achtzehn Ludwige!" Man erzählt, daß er den Stoff zu seinem Lustspiele aus einem Buche genommen, das er selbst geschrieben und das er nicht erkannt, weil das Titelblatt fehlte. Nach all Dem kann man auf die Wahrhaftigkeit der Dumas'schen Memoiren schließen. Ich habe selbst mehre Personen gesprochen, die in diesen Denkwürdigkeiten redend und handelnd auftreten; sie versicherten mich sämmtlich, daß an Allem, was über sie gesagt wird, kein wahres Wort ist. Das französische Publicum weiß das längst und kennt die Art Alexander Dumas'; darum hält es auch keine jener Personen für der Mühe werth zu reclamiren. Es wäre lächerlich, Münchhausen widersprechen zu wollen. Mit einem ähnlichen Gefühl nimmt man die Memoiren Véron's auf: aber man liest sie weniger, worüber der arme Apotheker, Journalist, Theaterdirector, Staatsmann, der sich in seine Millionen zurückgezogen, untröstlich sein soll. Am gespanntesten sehen den Fortsetzungen seiner Erlebnisse die Köche und Feinschmecker entgegen, die von ihm etwas zu lernen hoffen. Wissenschaftlich hat er sich mit Erfindung seines Brustteiges und politisch mit seinem ersten Artikel über la nouvelle France rasch erschöpft: culinarisch dagegen hält man ihn für unerschöpflich. Trotzdem soll er bei Guizot angefragt haben, ob seine Memoiren nicht mit der Zeit in die von diesem Geschichtschreiber veranstaltete Geschichtsquellen-Sammlung aufgenommen werden

könnten. Man sieht, daß Vatel, von welchem Frau von Sévigné erzählt, mit seinem „Ehrgeiz in der Küche" nicht allein steht.

Aus Frankfurt a. M.

Mitte November.

x—x. Der Bundestag ist wieder vollzählig aus den langen Ferien heimgekehrt; auch seine Sitzungen hat er bereits wieder eröffnet und selbst die Gesellschaften können beginnen; wenigstens ist der November grau und nebelig genug dazu. Auch die bekannten Plänkeleien der östreichisch-coalirten Presse gegen Norddeutschland überhaupt und Preußen insbesondere ermangeln nicht, wie gewohnt, an Deutschlands herzliche Einigkeit zu erinnern. So wäre denn Alles in bester Ordnung, wenn nur auch der rechte Sinn für Bundestagssitzungen, Gesellschaften und Journalgezänk vorhanden wäre. Aber gerade er fehlt. Man hat lange geklagt über die vollkommene Gleichgültigkeit des Publicums gegen alle deutsche Politik, gegen Politik überhaupt. Die orientalischen Kanonendonner haben dagegen das politische Interesse wach gerüttelt und alle diplomatischen Friedensvermittelungen sind selbst den äußersten Friedensenthusiasten nicht so zu Herzen gegangen als die Thatsache des begonnenen russisch-türkischen Kriegs. Freilich verhehlen es sich die Kriegsenthusiasten, deren es selbst in unserer Handelsstadt gibt, keineswegs, daß dem ganzen Continent möglicherweise furchtbar schwere Jahre bevorstehen. Aber daß das Gewehr im Arm Europas für die Steuerpflichtigen, für Handel und Wandel, für das ganze Leben fast ebenso lähmend und drückend geworden ist wie irgend ein Kriegszustand, gesteht ebenfalls alle Welt. Vor allem wird es sich im Verlaufe der nächsten Zeit darum handeln, welcher Großstaat die deutschen Interessen energischer und besser wahrt, ob Oestreich, ob Preußen. Und damit wird es sich von selbst entscheiden, welcher von beiden die natürlichsten Mittel und Berechtigungen zu einer deutschen Hegemonie besitzt. Auch ohne daß eine gesetzliche Feststellung und Auseinandersetzung stattfindet, wird er Deutschland beherrschen. Eben, daß der Bundestag bei den jetzt herrschenden östreichisch-preußischen Situationen niemals zu einer wirklichen Entfaltung seiner Bestimmung gelangen kann, läßt das Publicum gegen seine Thätigkeit, wie gegen die rings herumplänkelnden politischen Fehden eiskalt.

Daß die Mission des Hrn. von Prokesch-Osten nach Berlin insofern misglückte, als sie bezweckte, einen gemeinsamen östreichisch-preußischen Antrag auf eine Neutralitätserklärung des Bundestags in der orientalischen Frage hervorzurufen, hat hier einen außerordentlich befriedigenden Eindruck gemacht. Oestreich hätte davon allein den Vortheil, Deutschland nur Schaden gehabt, ganz abgesehen davon, daß Preußen aus seiner vor der Hand unabhängigen und selbständigen Position gedrängt worden wäre. Wer nicht in den wohlgenährten und sorgsam gepflegten süddeutschen und mittelstaatlichen Preußenhaß aufs ärgste verrannt ist, muß zugestehen, daß eine wenigstens passive Opposition gegen die russischen Anmaßungen schon ein energischer Schritt aus den preußischen diplomatischen Traditionen ist, wenn auch dem ungeduldigen deutschen Patrioten vielleicht noch nicht energisch genug. Es ist ferner keineswegs von geringer Bedeutung, daß Oestreich bei seinem beab-

sichtigten Antrage beim Bundestag Preußens Mitwirkung nachsuchte, nachdem seine officiösen und inspirirten Organe noch vor kaum vier Monaten so höchst vornehm gesagt haben: Preußen habe sich gar nicht in die orientalische Frage zu mischen, das sei Sache der Weltmächte, Preußen aber höchstens eine deutsche Großmacht. Während aber diese deutsche Großmacht den Muth hat, trotz ihrer offenen Ostgrenze und der nahen Verwandtschaft ihres Königshauses mit dem Zaren, Rußlands Ansprüche nicht zu billigen, hat Oestreich nicht bloß deren unbedingte Befürwortung bei den Westmächten betrieben, sondern sich bereits auch dahin erklärt, daß es sich als Grenzwächter Rußlands während des russisch-türkischen Zweikampfs betrachte. Und da nun ziemlich unvermuthet Frankreichs Stellung zu der orientalischen Frage eine andere als früher geworden, da will die östreichische Politik den Deutschen Bund mit ihrer eigenen Stellung verflechten, auf daß er solidarisch für Oestreich verpflichtet sei, falls die Lager in Toulon und Lyon sich etwa in eine italienische Operationsarmee verwandeln. Er soll also wiederum den Grenzwächter der östreichischen Monarchie dort machen, wo deren Politik am meisten von nichtdeutschen Bedingungen dictirt ist.

Allerdings liegt in dieser Anmuthung eine östreichische Consequenz. Denn man erinnert sich, daß vor kurzem Oestreich seine Liquidation für die lombardisch-venetianischen, sardinischen, siebenbürgischen und ungarischen Kämpfe einreichte, als ob die dortigen militärischen Anstrengungen „zur Wahrung der innern und äußern Sicherheit des Deutschen Bundes" gemacht worden wären. Aber man erinnert sich auch, daß der Bund diese Berechnung zurückwies und Oestreich selber diese Ansprüche aufgab, obgleich es für seine wiener und prager Kämpfe noch immer eine Rechnung einreichte, wonach dieselben 38 Millionen mehr als all seine nichtdeutschen Kriege in den Jahren 1848—49 gekostet haben. Auch sollte im vorigen Jahr, als der mailänder Aufruhr ausbrach, der Deutsche Bund in der Flüchtlingsfrage für das speciell östreichische Interesse gegen England auftreten. Indessen weiß man, daß der dienstfertig durch Darmstadt gestellte diesfallsige Antrag unerledigt in dem Archive des Thurn und Taxis'schen Palastes schlummert. So ist denn jetzt durchaus kein Präjudiz vorhanden, welches den Deutschen Bund nöthigen könnte, sich solidarisch mit einer Politik zu verbinden, die für Oestreich vielleicht unwiderruflich durch dessen Abhängigkeit von Rußland dictirt war, aber weder seiner Machtstellung einen Vortheil gebracht hat, noch irgendwie Deutschlands Interessen wahrt.

Dies und Aehnliches wird hier viel besprochen und natürlich nicht blos oder vorzugsweise nach seiner nationalen Bedeutung, sondern vor allem nach seinem möglichen Einflusse auf die Stellungen des Handels- und Geschäftsverkehrs. Da die preußischen Preßorgane nun auch Preußens Entschließungen so unzweideutig kundgegeben haben, so glaubt man, daß der ganze östreichische Antrag entweder unterbleiben, oder höchstens von Baiern und Liechtenstein Unterstützung finden wird. Diese Frage wird demnach als abgethane Sache behandelt.

Für Frankfurt speciell wichtig ist daneben die Reclamation, welche 12 — sage zwölf —. hiesige Bürger (das „Frankfurter Journal" veröffentlicht soeben zu nicht geringem Entsetzen die bisher vorsichtig geheim gehaltenen Namen der Unterzeichner) beim Bundestage gegen die Zusätze zum Grundgesetz er-

hoben haben, welche im August dieses Jahres zur Veröffentlichung kamen, im September von der Bürgerschaft genehmigt wurden und aus deren Praxis die neue Volksrepräsentation, namentlich deren Verstärkung durch vier Juden hervorging. Die Eingabe zeiht den Senat des Verfassungsbruches und fodert vom Bundestag: Aufhebung des Gesetzes, Annullirung der Wahlen, kurz eine energische Intervention in unser innerstes Verfassungsleben. Fast höhnisch erklärte gleichzeitig für die Reclamanten ein Advocat in einer einem Localblatt beiliegenden Erläuterung des Schrittes: er sei im Interesse der Versöhnung und Gesetzlichkeit geschehen. Und doch ist vielleicht seit Jahren die Erbitterung aller wahrhaft Loyalen nicht gleichermaßen herausgefodert worden; ja, selbst 1848 durchklafften die politisch-social-confessionellen Spaltungen unser Gemeinwesen kaum so tief wie jetzt. Indessen weiß man freilich nur allzu gut, daß jene sehr kleine Faction nicht aus eigenem Muthe, sondern durch äußere Antriebe zu ihrer unpatriotischen Denunciation veranlaßt worden ist. Man hat ihr ferner die Bereitwilligkeit des Bundestags zur Intervention im voraus verheißen, man hat sie ihr einseitig verheißen, ohne daß man von der Wahrheit der Verheißung überzeugt sein konnte. Das Zustandekommen der ganzen Reclamation erscheint demnach als ein Manöver, bei welchem es sich am wenigsten um die frankfurter Verfassungsfrage, dagegen sehr entschieden um Gewinnung einer festen Burg für das absolutistisch-ultramontane Princip in Süddeutschland, um Verengung des politisch-neutralen und confessionell-paritätischen Bodens von Frankfurt handelt. Dieselbe Politik ist hier thätig, welche Ulm und Rastatt zu übermäßig ausgedehnten Festungen durch deutsche Geldmittel machen will, während sie die norddeutschen Befestigungen nicht der Berücksichtigung durch den Bund empfiehlt und bekanntlich vom nationalen Werk einer deutschen Nordseeflotte sich von vornherein lossagte; es ist die Politik der Occupation Süddeutschlands für nicht nationale Zwecke. Je klarer sich dies herausstellt, desto weniger wird hoffentlich die Mehrheit der Bundesversammlung sich bewogen finden, der Befürwortung einer Bundesintervention in die frankfurter Verfassungsangelegenheit beizustimmen. Dies um so weniger, als die heutigen Verfassungszustände auf durchaus legalem Wege entstanden sind, sodaß selbst keine formelle Handhabe zu ihrer Nichtigkeitserklärung vorhanden ist. Die Intervention des Bundes müßte nur dazu beitragen, alle staatsrechtlichen Begriffe zu verwirren. Sie würde blos das Recht des Stärkern im Bunde documentiren.

Ob man nach so ernsten Dingen noch von Musik und Theater reden darf? Zu den Interessen der Bevölkerung gehören beide schon lange nicht mehr. Sie haben ihren bestimmten, verhältnißmäßig engen Kreis, und namentlich die Concertmusik der verschiedenen Vereine wieder ihre gesonderten Auditorien. Unsere Stadt ist aber eigentlich zu klein, um auch jedem solchen Vereine ein wirklich kräftiges Leben zu gewähren. Man kann sich Dessen freuen, was vom „Museum", vom „Cäcilienverein" rc. mit den vorhandenen Mitteln und Kräften geleistet wird. Allein mit einer Vereinigung aller, mit gegenseitigen Concessionen an den gegenseitigen Geschmack wäre erst wirklich etwas Großartiges herzustellen. Jeder, dem es nur um die Kunst zu thun ist, gesteht dies zu. Aber da sind die außerkünstlerischen Rivalitäts- und sonstigen Interessen, die das Zusammengehen nicht zu Stande kommen lassen.

Die Apathie gegen das Theater hat sich einigermaßen vermindert. Ein etwas besseres Repertoire hat dazu viel beigetragen, ebenso eine ziemlich gute Besetzung im Schauspiel. An Frau Anschütz-Capitän besitzen wir in der Oper, an Frl. Janauschek im höhern Drama Perlen im weiblichen Personal, wie wenig Mitteltheater; dagegen verhindert die unverhältnißmäßige Begünstigung zweier mittelmäßigen Talente durch die Direction und eine von ihr dictirte Localkritik gewisser Blättchen die genügende Besetzung der jugendlichen Partien in Oper und Drama. Denn natürlich tritt keine wirkliche Künstlerin in eine Stellung, wo sie vorher weiß, daß nur die schwierigen, nicht aber auch die glänzenden Rollen ihres Fachs ihr zugetheilt werden. Seit dem 1. October ist Hr. Hoffmann alleiniger Director des Theaters, nachdem sich Hr. Meck gänzlich zurückgezogen hat. Ob dadurch die künstlerische Bedeutung unserer Bühne gewinnt, müssen wir abwarten. Ein gutes Auspicium ist es keinesfalls, daß Hr. Hoffmann im kommenden Jahre die Errichtung einer Sommerbühne beabsichtigt. Indessen, wenn es wahr ist, daß sogar die münchener Hoftheaterintendanz gleiche Absichten in ihrer Residenz hegt, so ist es auch den Stadttheatern nicht zu verdenken, wenn sie die Würde der Kunst und die Gesundheit der Künstler für nichts mehr achten und ganz ausschließlich der Speculation nachgehen. Man hat gesagt, die Tivolitheater gewöhnen ein Publicum an dramatisches Interesse, welches sich außerdem nicht um das Theater kümmert. Der Satz klingt theoretisch wahr, ist aber in der Praxis falsch. Die Sommertheater zerren den Geschmack herunter und machen die Darsteller schon darum zu Grimassenschneidern und Coulissenreißern, weil sie auf ein ungebildetes Publicum speculiren und überdies irgendwie den Mangel aller Illusion aufzuheben suchen müssen, welchen das Tivolitheater mit sich bringt, weil es Tagstheater ist. Ein anderer Nachtheil ist aber, daß das Publicum sich wieder stärker als je an Standes- und Bildungsunterschiede in seinen gleichnamigen Vergnügungen und Erholungen gewöhnt. Es liegt also darin auch ein Widerspruch gegen die ganze zeitgenössische Gesellschaftsentwickelung. Wir können dann auch wieder mit Journalen „für die gebildete Welt" und für das (dumme) „Volk", mit „Almanachs" und „Volksbüchern" anfangen. Dann sitzen wir vollkommen in der Restaurationsepoche der zwanziger Jahre und streichen ein Lebensalter aus dem Culturfortschritt aus.

Aus Brüssel.

Anfang November 1853.

E. H. Die hauptstädtische und zum Theil auch die Landesbevölkerung beschäftigt sich seit einigen Wochen angelegentlichst mit einer interessanten Territorialfrage. Es gilt nämlich die Einverleibung der vier Vorstädte Molenbeek St.-Jean, St.-Jossetennode, Schaerbeek und Ixelles in die Hauptstadt zu vollziehen. Ein Anfang hierzu wurde bereits durch das Gesetz vom 8. April dieses Jahres gemacht, welches die Einverleibung des neuen Leopoldviertels anordnete. Jetzt aber soll die Maßregel allgemeine Anwendung finden. Der Umfang Brüssels stiege dadurch von zwei auf nahezu fünf französische Meilen, seine Bevölkerung aber von 153,000 auf 250,000 Einwohner. Als die schon im Jahre 1843 angeregte, aber damals wieder fallen

gelassene Maßregel zu Anfang dieses Jahres wieder aufgenommen wurde, fand sie hier wie im ganzen Lande ungetheilten Anklang; auch die Kammer hat die Einverleibung des Leopoldviertels mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß ein Gleiches bald mit den übrigen Vorstädten geschehe, decretirt. Allmälig beginnt der Vorschlag jedoch auf einigen Widerstand zu stoßen, namentlich von Seiten der betreffenden Vorstädte, weil die Einverleibung ihnen eine Erhöhung der Patent- und andern Steuern brächte, die in großen Städten viel bedeutender sind als in kleinen Landgemeinden, und weil sie besonders der Verzehrungssteuer, die jetzt an den Thoren der innern Stadt erhoben wird, dann aber auch auf die Vorstädte ausgedehnt würde, nicht unterworfen sein mögen. Dieser Widerstand wird seit kurzem auch von einigen größern Provinzialstädten unterstützt, die bisher mit Brüssel zu rivalisiren suchten, durch jenen raschen Anwachs an Ausdehnung und Bevölkerung aber ganz davon verdunkelt und am Ende, wie die französischen Städte von Paris, von der Hauptstadt dominirt zu werden befürchten. Da jedoch höhere, allgemeine Interessen für die Einverleibung sprechen, der brabantische Provinzialrath und die Gesetzgebung sich bereits wiederholentlich zu deren Gunsten ausgesprochen haben und auch die Regierung sie eifrigst betreibt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kammer, welcher die Frage in einer der ersten Sitzungen unterbreitet wird, den Vorschlag zum Gesetz erhebt. Brüssel, schon jetzt eine der schönsten, wird hierdurch auch zu einer der größten und volkreichsten Hauptstädte Europas werden.

Von höherm Interesse ist die jetzt wieder zwischen Staat und Geistlichkeit eifrig debattirte Frage des mittlern Unterrichts. Bekanntlich wurde dieser durch das Gesetz vom 1. Juni 1850 in liberaler Weise reorganisirt, indem in den hierzu gegründeten königlichen Atheneen der Geistlichkeit jeder Einfluß auf die Besetzung der Lehrerstellen und des allgemeinen Unterrichts versagt und ihr blos der Religionsunterricht zugestanden wurde. Von der Behauptung ausgehend, daß sie in keinen Anstalten mitwirken könne, wo sie nicht gewiß, daß der gesammte Unterricht im religiös-katholischen Geiste geleitet sei, d. h. wo sie nicht die gesammte Schule und das Lehrpersonal überwache, versagte sie den Atheneen die von ihr gefoderte Mitwirkung. Sie hegte die offen ausgesprochene Hoffnung, daß die Aeltern es nicht wagen würden, ihre Kinder in die vom Klerus als gottlos verschrienen Staatsatheneen zu schicken, und diese mithin leer bleiben würden. Die Regierung glaubte beinahe Dasselbe und gab sich anfangs viele Mühe, war auch zu manchen Zugeständnissen bereit, um die Mitwirkung des Klerus zu gewinnen. Da dieser jedoch unbeugsam bei seinem „Alles oder Nichts" stehen blieb, so gab die Regierung die Unterhandlung auf; die Atheneen wurden alljährlich ohne Heiligegeist-Messe eröffnet und der Religionsunterricht von Laien ertheilt. Der Erfolg zeigte, daß die Hoffnungen der Geistlichkeit und die Befürchtungen der Regierung ungegründet waren. Die trefflich organisirten Staatsatheneen erfreuen sich eines von Semester zu Semester steigenden Besuchs, und die im August dieses Jahres vor den Prüfungjurys stattgehabten Examen haben, wie die frühern, neuerdings glänzende Beweise von der fruchtreichen Wirksamkeit der Atheneen geliefert, und die Einschreibungen für das neue Schuljahr haben sich infolge Dessen um wenigstens 10 Procent

gemehrt. Die Geistlichkeit beginnt nun endlich einzusehen, daß ihr längeres Schmollen den Staat nicht zur Nachgiebigkeit stimmen, sondern nur die Eine Folge haben könnte, daß man sie allmälig ganz überflüssig beim Unterricht finden und diesen mehr und mehr von ihrer Bevormundung befreien wird. Sie will deshalb, ehe es zu spät wird, einlenken, um noch soviel als möglich von ihrem Einfluß auf den Unterricht zu retten. Seit dem 28. December sind unter Vorsitz des mechelner Cardinal-Erzbischofs die belgischen Bischöfe und andere geistliche Würdenträger in Mecheln versammelt, um darüber zu berathen, wie und auf welcher Grundlage die diesfälligen Unterhandlungen mit der Regierung wieder aufzunehmen seien. Im Interesse unsers geistigen Fortschritts kann man nur wünschen, daß die Berathung und die etwaige neue Unterhandlung ergebnißlos und der mittlere Unterricht auch fernerhin von jedem klerikalen Einflusse verschont bleibe. Jedenfalls ist der gegenwärtige Stand der Frage ein erfreulicher Beleg dafür, daß die Aeltern in Belgien betreffs der Kindererziehung nicht mehr blindlings auf das Wort des Beichtvaters schwören.

Unser politischer Horizont hat sich, seitdem ich Ihnen zum letzten mal schrieb, bedeutend aufgehellt. Die vor vier Wochen allgemein verbreiteten Gerüchte von einer unmittelbar bevorstehenden französischen Invasion, Gerüchte, welche ich schon damals für übertrieben erklärte, sind seitdem so ziemlich verhallt, wozu besonders auch das endliche Eintreffen des seit Monaten vergeblich erwarteten französischen Gesandten Adolphe Barrot beigetragen. Die Einsprache Englands, begleitet von der Drohung einer bewaffneten Gegenintervention, falls Frankreich belgisches Gebiet besetze, soll die Hauptveranlassung gewesen sein, ersteres zum friedlichen Einlenken zu bewegen. Gegenwärtig ist der Stand der belgisch-französischen Frage ungefähr derselbe wie vor jetzt einem Jahre. Die Unterhandlungen wegen eines neuen Handelsvertrags an die Stelle des seit dem 1. Januar dieses Jahres nur provisorisch fortdauernden Vertrags von 1845 sind wieder aufgenommen; doch verlangt Frankreich für die zu bewilligenden Handelsvortheile ein neues Zugeständniß in der Preßfrage. Entweder sollen die auf dem Wege der Presse verübten Beleidigungen fremder Mächte nicht mehr den Geschworenen, sondern den Correctionstribunalen zugewiesen, oder wenn sie erstern überlassen werden, so sollen sie von unserer Regierung ex officio und nicht erst auf das directe Einschreiten der beleidigten fremden Macht verfolgt werden. Aehnliche Zugeständnisse, nämlich Maßregeln erhöhter Strenge, werden von Frankreich auch in der Flüchtlingsfrage verlangt, wiewol man in Wahrheit nicht wohl einsieht, welche Zugeständnisse die belgische Regierung nach den zahlreichen Ausweisungen und Internirungen, die sie in den letzten zwei Jahren schon vorgenommen, noch machen könnte, wenn sie nicht anders alle Flüchtlinge aus dem Lande jagen oder jeden derselben Tag und Nacht eigens von zwei Gendarmen bewachen lassen will.

Gestatten Sie mir schließlich eines bedeutenden, kürzlich hier zu Stande gekommenen Unternehmens zu gedenken, das auch für Deutschland von unmittelbarem Interesse ist. Ich meine die Dampfschiffahrtsgesellschaft zur directen Verbindung zwischen Belgien und Amerika. Die Gesellschaft besitzt ein Stammcapital von 5 Millionen Francs in 5000 Actien zu 1000 Francs. Da die Hälfte dieser Actien bereits gezeichnet, so ist die Gesellschaft als

constituirt zu betrachten. Ihre Wirksamkeit beginnt nach einem Jahre, wo sie mit fünf, inzwischen zu erbauenden Dampfschiffen, im ersten Jahre ein mal, dann zwei mal monatlich die Fahrt von Antwerpen nach Neuyork und umgekehrt machen wird. Die Regierung sichert ihr auf zehn Jahre ein Minimum von 4 Procent reinem Gewinn; doch hat sie die diesfälligen Vorschüsse zurückzuzahlen, sobald der Gewinn sich auf 7 Procent zu erheben beginnt, muß aber stets die Post, Regierungsdepeschen u. s. w. ohne Entgeld befördern. Bei der jährlich zunehmenden Zahl deutscher Auswanderer, welche über Antwerpen ihren Weg in die Neue Welt nehmen, muß diese directe Dampfschiffahrtsverbindung auch für Deutschland als ein erfreuliches Ereigniß betrachtet werden, um so mehr, da bekanntlich die Auswanderer in keinem andern europäischen Hafen einer so ausgedehnten Fürsorge und Beschützung der Regierung genießen als in Antwerpen, wo jedoch die Fahrt bisher nur durch Segelschiffe besorgt wurde.

Notizen.

Eine willkommene Neuigkeit für die Liebhaber der deutschen Adels- und Familiengeschichte sind die soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen „Regesten des aus dem alten deutschen Herrenstande hervorgegangenen Geschlechts Salza, zugleich mit einer kritischen Zusammenstellung aller die Fürsten, Herren (Voigte), Grafen und Freiherren von Salza in Deutschland, Schweden und Rußland betreffenden Acten, Schriften und Bücher und einer die innere und äußere Geschichte des Geschlechts umfassenden literarhistorischen Einleitung" ꝛc. Dieselben sind mit großem Fleiß nicht nur aus dem Familienarchiv des genannten Geschlechts, sondern auch aus den Staatsarchiven zu Berlin, Dresden, Gotha, Königsberg, Meiningen und Weimar, den städtischen Archiven zu Breslau, Langensalza, Lauban und Görlitz, sowie den ritterschaftlichen Archiven zu Reval und Stockholm zusammengetragen und bieten auf diese Art ein ebenso reichhaltiges als interessantes Material, aus dem auch manche Lücke der deutschen Specialgeschichte gelegentlich ausgefüllt und berichtigt werden kann.

Dingelstedt's „Haus des Barneveldt" ist in Leipzig mit lebhaftem Beifall gegeben worden; auch auf der königlichen Bühne zu Berlin soll dasselbe in Vorbereitung sein. Ein vieractiges Schauspiel von Max Schaßler, „Der Schleier", ein Erstlingswerk, ist auf dem dortigen Königstädter Theater gegeben worden und zwar mit leidlichem Beifall; ebenso „Der 1. August", Lustspiel in zwei Acten von A. Elz, und eine einactige Posse von Flotow, „Der Friedensstifter". Dagegen soll ein neues vieractiges Schauspiel von F. P. Trautmann „Wagen gewinnt", das die Friedrich-Wilhelmstädter Bühne brachte, nur wenig angesprochen haben, das mehrfach angekündigte Lustspiel von Max Ring aber „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann", bei der ersten Aufführung in Hamburg völlig durchgefallen sein. Das Burgtheater in

Wien hat die Müllner'sche „Schuld" neu einstudiren lassen: eine sehr überflüssige Anstrengung, die denn auch vom Publicum mit verdienter Kälte aufgenommen worden ist.

Die „Kölnische Zeitung" brachte vor kurzem in ihrem Feuilleton höchst interessante Mittheilungen aus dem Nachlaß des verstorbenen Jahn, des bekannten „Alten im Barte", welche den Wunsch nach einer zweckmäßigen Veröffentlichung des Ganzen rege machen. So viel uns bekannt, ging H. Pröhle früher mit einer ähnlichen Absicht um; wir würden es lebhaft bedauern, wenn sein Vorhaben auf Hindernisse gestoßen sein sollte. Wie weit auch der Jahn'sche Teutonismus hinter uns liege, der Charakter des Mannes selbst bleibt immer einer der merkwürdigsten, den die letzten funfzig Jahre bei uns hervorgebracht haben, und auch seine Erlebnisse sind überaus geeignet, charakteristische Lichter auf gewisse einflußreiche Persönlichkeiten und Zustände unserer Restaurationsepoche fallen zu lassen.

Die Dante-Literatur hat einen herben Verlust zu beklagen: F. Ozanam, der durch seine im Jahre 1839 erschienene Schrift „Dante et la philosophie catholique du 13me siècle" bekanntlich eine ganz neue Anschauungsweise über Dante und die culturgeschichtliche Bedeutung seiner „Göttlichen Komödie" begründet hat, ist vor wenigen Wochen bei der Rückkunft aus Italien zu Marseille gestorben. Er war 1813 zu Mailand geboren, hatte seine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung jedoch vorzugsweise in Frankreich erhalten, in dessen Sprache er auch schrieb und wo nun dem seit langem schwer Erkrankten auch das frühzeitige Grab bereitet ward. — Eine andere Todesnachricht, die besonders in musikalischen Kreisen Bedauern erregen wird, meldet das Hinscheiden des bekannten Klaviervirtuosen Theodor von Döhler; Derselbe war ebenfalls 1813 geboren und wurde, wie Ozanam, ein Opfer der Schwindsucht, die ihn Ende October zu Rom hinwegraffte.

In München ist in den letzten Tagen des October die sogenannte Neue Pinakothek eröffnet worden; noch eine Schöpfung König Ludwig's, ist dieselbe ausschließlich zur Aufstellung von Gemälden neuerer Meister bestimmt. — Auch das vielbesprochene Kopernicus-Denkmal zu Thorn ist endlich feierlich enthüllt worden; das Modell dazu rührt von Friedrich Tieck her, soll jedoch nur eine ziemlich schwache Leistung sein.

Vor funfzehn und zwanzig Jahren gehörte es bekanntlich zum guten Ton, die Christlichkeit Goethe's nachzuweisen; jetzt hat Schiller den „großen Heiden" abgelöst, indem er sich dazu hergeben muß, das Lieblingsthema zu liefern für das pietistische Salbadern gewisser Aesthetiker und soi-disant Literarhistoriker. Eines der neuesten und unverschämtesten Experimente dieser Art hat ein Hr. Reinhold Röpe, Lehrer an der Realschule zu Hamburg, gemacht, mit einer Broschüre: „Schiller's Götter Griechenlands, ein Zeugniß für die gute Sache des Christenthums. Als Beitrag zum Verständniß und zur gerechten Würdigung Schiller's" (Hamburg, Perthes-Besser und Mauke). Methode ist in diesem Wahnsinn freilich, nämlich das sehr wohl berechnete und sehr praktische Bestreben, dem sinkenden Ansehen des Pietismus in der Popularität

Schiller's und der Schiller'schen Dichtungen eine neue Stütze zu gewinnen. Aber daß der Wahnsinn selber darum erträglicher oder seine Aufdringlichkeit minder widerwärtig würde, vermögen wir nicht zu sagen. Jedenfalls gebührt Hrn. Röpe die Anerkennung, das Aeußerste geleistet zu haben, was in dieser Richtung bisher versucht worden ist; es gehört eine eigenthümliche Logik und eine noch eigenthümlichere Stirn dazu, gerade die „Götter Griechenlands", diesen leidenschaftlichen Ausbruch einer dem Christenthum abgewandten und innerlichst entfremdeten Lebensanschauung, zum Beweis zu machen für die Christlichkeit des Dichters. Aber freilich, warum sollten die Wundersüchtigen unserer Zeit nicht auch selbst einmal ein Wunder riskiren!

Von Neuigkeiten des Buchhandels machen wir aufmerksam auf den ersten Band von G. E. Guhrauer's „Lessing's Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife", der soeben zu Leipzig bei Dyk erschienen ist und die Fortsetzung des bekannten trefflichen Werkes von Danzel bildet, dessen nachgelassene Papiere und Sammlungen auch dabei benutzt sind. Auch von der mit lebhaftem Beifall aufgenommenen „Geschichte des Alterthums von Max Duncker" (Berlin, Duncker und Humblot) ist der zweite Band erschienen; ebenso der dritte von der Meißner'schen Uebersetzung von Grote's berühmter „Geschichte Griechenlands" (Leipzig, Dyk), den fünften und sechsten des Originals enthaltend. Von Ludwig Storch, dem bekannten Novellisten, wurde eine Sammlung Erzählungen und Novellen: „Am warmen Ofen" (Leipzig, Keil) versendet. San-Marte (Regierungsrath Schulz in Magdeburg) hat eine Uebersetzung und Erläuterung des „Walther von Aquitanien. Heldengedicht aus dem Lateinischen des 10. Jahrhunderts" (Magdeburg, Heinrichshofen) erscheinen lassen, während die Rümpler'sche Buchhandlung in Hannover zwei interessante Neuigkeiten von Oskar Schade in Bonn ankündigt: „Geistliche Gedichte des 14. und 15. Jahrhunderts vom Niederrhein" und „Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagengeschichte." Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist der zweite Band der „Gesammelten Schriften von Friedrich von Raumer" erschienen; ferner: „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen von Bernhard Cotta", erste Abtheilung; „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen. Eine sprachliche Untersuchung von A. F. Pott"; „Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild von Robert Giseke" (drei Bände); „Schloß Marienburg, Roman von A. von Sternberg" (drei Theile). A. von Sternberg hat auch eine Sammlung kleiner Erzählungen, Sagen, Märchen und Gespenstergeschichten unter dem Titel: „Die Nachtlampe" (Berlin, Decker) herausgegeben; Josef Rank eine neue Dorfgeschichte: „Schön Minele" (Leipzig, Herbig). Einer sehr elegant ausgestatteten neuen Auflage der „Gedichte" von Moritz Graf Strachwitz (Breslau, Trewendt und Granier) wird es voraussichtlich nicht an Käufern fehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 49.** 1. December 1853.

Die deutsche Belletristik und das Publicum.

Von

Robert Prutz.

Die deutsche Literatur rühmt sich bekanntlich eine der reichsten zu sein, die existirt. Und allerdings, wenn der Reichthum einer Literatur nur in der Masse von Büchern besteht, welche sie jährlich ans Licht sendet, so besitzen wir in unserer Literatur in der That ein geistiges Californien, ebenso reich und ebenso unerschöpflich wie das Goldland jenseit des Oceans. Verhält es sich dagegen mit dem Reichthum einer Literatur ebenso wie mit allem sonstigen Reichthum einer Nation und selbst auch mit dem Reichthum des Einzelnen, nämlich daß nicht die aufgespeicherten Vorräthe den Reichthum bilden, sondern vielmehr der Gebrauch und Umsatz, den man von ihnen macht — mit andern Worten: wird auch der Reichthum einer Literatur nicht von der Masse ihrer Bücher, sondern lediglich von dem Maße bestimmt, in welchem diese Bücher einerseits den Volksgeist zur Darstellung bringen und andererseits ihn selbst wieder entwickeln und bilden helfen, so möchte der gepriesene Reichthum unserer Literatur wol beträchtlich zusammenschmelzen.

Alle moderne Bildung beruht auf einem gewissen Zwiespalt, einer Kluft, nach deren Versöhnung und Aufhebung man wol ringen und

arbeiten kann, die aber darum doch noch keineswegs thatsächlich aufgehoben ist; wir haben keine Sklaven mehr, die zur Knechtschaft geboren werden, aber dafür haben wir unsere geistigen Heloten, arme Parias, für die aller Reichthum unserer Bildung, alle Blüte unserer Wissenschaft so gut wie nicht vorhanden ist und die sich niemals mit uns Andern an dieselbe Tafel geistigen Genusses setzen dürfen.

Das, wie gesagt, ist ein Grundzug der modernen Bildung und darum gibt es auch in allen modernen Literaturen gewisse Gattungen und gewisse Werke, die nur von einem kleinen Kreise vorzugsweise Gebildeter verstanden und genossen werden können, während die Masse des Publicums vielleicht kaum eine Ahnung hat von ihrer Existenz. Nicht selten sogar sind diese Werke des exclusiven, bevorzugten Geschmacks gerade diejenigen, auf welche eine Literatur am allerstolzesten ist und die am meisten zu ihrem Ruhme beitragen. Aber ähnlich wie der Edelstein im Märchen, der von den armen Fischerkindern nur wegen seines bunten Glanzes als Spielwerk benutzt wird, dient auch der Glanz dieser berühmten Namen der Masse höchstens nur dazu, sich müssig darin zu sonnen, ohne daß ihre Kenntniß eine Bereicherung, ihre Bildung einen Zuwachs, ihr Schönheitsgefühl einen Genuß davon hätte.

In keiner Literatur jedoch ist diese Spaltung schroffer, diese Kluft tiefer, noch ist irgendwo die Zahl dieser „unbekannten Götter" größer als bei uns in Deutschland. So groß bei uns die Masse der Bücher, so gering der Kreis der Lesenden; schon Goethe klagte, daß mehr gedruckt würde als gelesen und daß

viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen —

und was will doch die Fruchtbarkeit der Literatur zu Goethe's Zeit gegen diejenige sagen, welche sich seitdem bei uns entwickelt hat! Auch hat man bereits einen eigenen technischen Ausdruck dafür erfunden: man hat von einer Literatur gesprochen, die nur von Literaten für Literaten geschrieben wird. Aber selbst diese Bezeichnung ist noch zu glimpflich und trifft die Sache noch nicht ganz: unzählige Bücher werden in Deutschland gedruckt, Jahr aus Jahr ein, die außer dem Autor selbst und allenfalls der Braut des Autors (denn die Frauen sind darin schon weniger gefügig und wissen sich diesem Nothdienst schon eher zu entziehen) Niemand liest als nur der Recensent — und auch dieser nur, wenn das Exemplar ihm geschenkt ward — und auch das nur im Fluge und mit halb aufgeschnittenen Blättern! Könnten die Handelsbücher unserer Verleger reden, wir würden oft wundersame Geschichten zu hören bekommen. Nicht von weitem wollen wir be-

haupten, daß der Maßstab des Absatzes der einzige oder auch nur der hauptsächlichste Maßstab ist für den Werth eines Buches. Aber wenige vereinzelte Fälle ausgenommen, bei denen dann immer ganz eigenthümliche Constellationen thätig gewesen sein müssen, wird die Wirkung eines Buchs allerdings wesentlich von seinem Absatz bedingt sein und in genauem Verhältniß zu demselben stehen. Da es aber unzweifelhaft erst die Wirkung eines Buches ist, was ihm seine Bedeutung für den Reichthum einer bestimmten Literatur oder Literaturepoche gibt, so läßt sich daraus wieder schließen, wie es mit dem Reichthum unserer Literatur steht und was wir eigentlich an so manchem berühmten Namen besitzen — nämlich einen Namen und nichts weiter.

Und zwar findet dies Verhältniß bei uns nicht blos in solchen Gattungen statt, die ihrer Natur nach nur auf ein kleineres Publicum beschränkt sind, also nicht blos in gewissen wissenschaftlichen Sphären, deren Wirksamkeit überall mehr in die Tiefe als in die Breite geht und die daher auf Popularität im gewöhnlichen Sinne verzichten müssen: nein, die Literatur der Literaten oder wie wir lieber sagen, die Literatur der Recensionsexemplare erstreckt sich bei uns auch auf solche Gattungen, die gerade recht eigentlich für das große Publicum bestimmt sind, ja deren Begriff die allerweiteste Verbreitung in den verschiedensten Bildungskreisen mit sich bringt.

Oder was wäre seinem Begriff nach populärer als die Unterhaltungsliteratur? Welche Gattung ästhetischer Productionen hätte mehr Anspruch, von Alt und Jung und Arm und Reich, in Hütten und Palästen, in Kasernen und Fabriken gelesen zu werden, als der Roman, diese eigenthümlichste Schöpfung der modernen Literatur, dieser wahre Ueberall und Nirgends, dem alle Höhen und Tiefen offen stehen, dem keine Wirklichkeit zu prosaisch, keine Erfindung zu phantastisch ist, dies eigentlichste poetische Abbild unsers vielbewegten, vielverflochtenen, viel irrenden modernen Lebens?

Freilich, wenn man blos die Inventurlisten unserer Literaten, ich meine jene sogenannten Literaturgeschichten nachschlägt, die nur Titel und Jahreszahl der Bücher und allenfalls noch einige biographische Notizen über die Verfasser bringen und ihre ganze Aufgabe erfüllt zu haben meinen, wenn sie möglichst viel solcher Namen und Notizen zusammenschleppen, so ist das Lager der deutschen Literatur allerdings auch in diesem Artikel außerordentlich wohl assortirt; ja wir besitzen dann so viel Romanschreiber und darunter so viel ausgezeichnete und vortreffliche, daß wir kaum wissen, wo wir damit bleiben sollen. Klappen wir dagegen das Buch zu und sehen uns in der Wirklichkeit um, fragen wir die Verleger deutscher Romane, oder noch besser, fragen wir die Leihbibliotheken (denn das sind ja doch bei uns in Deutschland

die hauptsächlichsten und oft sogar die einzigen Vermittler der Unterhaltungslecture); ja fragen wir endlich hier und da im Publicum selbst nach, was ihm von all diesen gefeierten Namen bekannt ist; beschleichen wir die gnädige Frau in ihrem Boudoir, die Nähterin neben ihrer Arbeit, den Lieutenant auf der Wache, den Studenten auf seinem Canapé; schlagen wir die zerlesenen Bände auf, die der Schuljunge eilig unter den Tisch steckt, wenn der Lehrer die Reihe heruntergeschritten kommt; sehen wir zu, was das für Bücher sind, die von allen Diesen und unzähligen Andern am meisten, am liebsten und am aufmerksamsten gelesen werden — und wir werden sagen können, wir haben einen weißen Raben gesehen, wenn wir dabei unter je funfzig Fällen auf einen Namen stoßen, den unsere Literarhistoriker kennen und empfehlen!

Neben der Politik der Diplomaten gibt es, wie man weiß, noch eine andere, die mit Noten und Protokollen nichts zu thun hat, die auf keinem Lehrstuhl gelehrt wird, in kein System gebracht, von keinem Hofe anerkannt ist — und die sich doch schon in vielen Fällen unendlich mächtiger erwiesen hat als alle Kunst der Politiker von Fach. Ganz ebenso gibt es auch neben der Literatur der Literarhistoriker noch eine andere, vielleicht sehr unästhetische und jedenfalls sehr unberühmte, die aber doch den nicht unwesentlichen Vortheil hat, eine gelesene zu sein: kleine literarische Costermonger, die sich auf der großen Handelsbörse der Literatur freilich nicht dürfen sehen lassen, die nur von Hand in Mund leben, nur die Reste aufkaufen von den Tischen der Reichen, deren Waare niemals echt, oft ungesund und schädlich ist — aber an deren wandernder Tafel Tausende sich sättigen, die von Tausenden gekannt, von Tausenden herbeigewinkt werden zu heimlich lüsternem Genuß! Es wäre ein interessantes Unternehmen, würde aber freilich eine größere Kenntniß des Volks und mehr Berührung mit den verschiedenartigsten Classen desselben erfodern, als unsern Schriftstellern, geschweige denn unsern Gelehrten gemeiniglich zu Gebote steht, statt der herkömmlichen gelehrten oder ästhetischen Literaturgeschichte einmal eine Historie der Literatur zu schreiben vom bloßen Standpunkt des Lesers aus: das heißt also eine Literaturgeschichte, wo nach gut oder schlecht, gelungen oder mislungen gar keine Frage wäre, sondern wo es sich allein darum handelte, welche Schriftsteller, in welchen Kreisen, welcher Ausdehnung und mit welchem Beifall sie gelesen werden. So wenig es uns einfällt, uns selbst einer solchen Arbeit gewachsen zu halten, so glauben wir doch allerdings zum voraus behaupten zu dürfen, daß dabei viele sehr glänzende Namen sich merklich verfinstern und dafür andere auftauchen würden, welche die Literaturgeschichte bis dahin noch niemals vernommen.

Ja wir zweifeln, ob es überhaupt nur viel deutsche Namen sein

möchten, die dabei zum Vorschein kommen würden. Denn zu der eigenthümlichen Stellung unserer Unterhaltungsliteratur gehört auch dies, daß sie sich weit mehr von fremden Bestandtheilen, namentlich von Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen nährt als von eigenen vaterländischen Erzeugnissen. Wir wollen dieser Erscheinung hier nicht näher auf den Grund gehen, indem uns dies in Regionen führen würde, welche für diesmal von unserer Betrachtung ausgeschlossen sein sollen. Aber daß Diejenigen nicht im Rechte sind, welche diese Begünstigung der fremden Unterhaltungsliteratur allein und lediglich aus der Vorliebe erklären wollen, welche die deutsche Nation für alles Fremdländische besitzt oder vielleicht auch nur besitzen soll, das scheint uns auch ohne besondere Untersuchung ziemlich einleuchtend zu sein. Gerade in denjenigen Kreisen der Gesellschaft, in denen die Unterhaltungsliteratur die meiste Verbreitung findet und die, wie wir wol nicht erst zu versichern brauchen, die vorzugsweise gebildeten nicht sind — gerade da ist die Vorliebe für das Fremde wol schwerlich so mächtig, wie man glaubt: sondern die einzige Frage, um die es sich da handelt, besteht darin, ob das Buch verständlich, ob es unterhaltend, ob es fesselnd ist. Ist es das, so wird es gelesen, studirt, verschlungen, einerlei ob Uebersetzung oder Original. Feinschmecker mögen prüfen und wählen, ob diese Trüffel aus Perigord oder aus Franken, jener Schinken aus Westfalen oder Bayonne ist: der gesunde Magen des Volks ist zu hungrig, sein Geschmack zu wenig verwöhnt, um sich mit solchen Bedenklichkeiten zu plagen, es schluckt vergnügt hinter, was ihm schmeckt, ohne sich um Paß und Heimatschein zu kümmern.

Aber auch nur was ihm schmeckt. Und das ist denn der zweite und sehr wichtige Punkt, auf den uns hier in der That Alles anzukommen scheint und aus dem sich auch das Uebergewicht, welches die französische und englische Unterhaltungsliteratur bei uns allerdings behauptet, vollständig erklärt, ohne daß wir darum nöthig hätten, die Nation der Fremdthümelei zu beschuldigen. Das Publicum liest diese Dickens und Thackeray, diese Sue und Dumas nicht deshalb, weil sie Engländer und Franzosen sind, noch läßt es die deutschen Romane ungelesen, weil es deutsche Romane, sondern es liest die einen, weil sie unterhaltend sind, weil es das Leben der Wirklichkeit darin abgespiegelt findet, weil interessante Charaktere, mächtige Leidenschaften, spannende Verwickelungen ihm daraus entgegentreten — und wirft die andern bei Seite, weil sie langweilig sind oder doch wenigstens eine Sprache reden und von Dingen handeln, die das Publicum im Großen entweder nicht versteht oder für die es sich nicht interessirt. Ganz gewiß ist es ein nationales Unglück, daß wir Deutsche den Hauptbestandtheil unserer

literarischen Unterhaltung aus der Fremde holen und uns für Geschichten enthusiasmiren, die im französischen und englischen Leben wurzeln und nur von Demjenigen vollständig gewürdigt werden können, der auch mit diesem Leben selber vertraut ist: aber solange und insoweit unsere deutschen Schriftsteller nicht verstehen, das deutsche Leben ebenso auszubeuten und zu ebenso interessanten Romanen zu verarbeiten wie jene Franzosen und jene Engländer, so lange, scheint es uns, darf man wenigstens die Schuld dieses Unglücks nicht dem Publicum beimessen. Patriotismus ist ein schönes Ding; aber sich aus Patriotismus über einem deutschen Roman langweilen und den kurzweiligen fremden Roman ungelesen lassen, blos weil er ein fremder ist, das müssen wir denn doch für eine etwas abstracte Foderung erklären.

Aber man macht noch einen andern Einwand, der darum nicht minder schwer in die Wagschale fällt, weil er ein äußerlicher, materieller ist: man weist auf die Verschiedenheit des Preises hin, zu dem unsere deutschen Originalromane und jene Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen zum Kauf gestellt werden. Für die vier oder fünf Thaler, welcher ein dreibändiger deutscher Roman durchschnittlich kostet, kann, wer sonst Lust hat, sich eine ganze Bibliothek übersetzter Romane kaufen; von Sue's berühmten „Mysterien" z. B. gibt es eine wohlgemachte und gut ausgestattete Uebersetzung, in welcher der ganze Roman, volle zwanzig oder einundzwanzig Bände, nur einen einzigen preußischen Thaler kostet. Wie ist es möglich, daß der deutsche Roman sich gegen diese Concurrenz behaupte? Und wie soll es mit der deutschen Unterhaltungsliteratur jemals anders, jemals besser werden, es wäre denn, daß unsere Verleger sich entschließen, die deutschen Romane ebenso billig oder doch fast ebenso billig zu geben wie jene Uebersetzungen? Unser Publicum (fährt man fort) ist arm, zumal dasjenige, welches Bücher kauft; wo selbst die vornehmste Frau es nicht unter ihrer Würde hält, eine interessante Neuigkeit aus der Leihbibliothek holen zu lassen oder wo die reichsten Leute zwar ihr Budget haben für Pferde und Theaterplätze und Concertbillets und Gemälde und Nippessachen und sogar auch für Innere Mission und Verbreitung des Christenthums unter den Negern am Senegal, für Bücher aber, deutsche Bücher haben sie keins — da freilich kann von einer Blüte der Literatur nicht gesprochen werden, da muß der Leihbibliothekar König der Literatur sein, da muß das fremde, aber billige das vaterländische, aber theure Product nothwendig verdrängen!

Ganz gewiß liegt in diesen Klagen und Anklagen nicht blos etwas, sondern sogar sehr viel Richtiges. Nur in der Art und Weise, wie man die Thatsachen combinirt, scheint man uns nicht ganz richtig zu Werke zu gehen; man hält, scheint es uns, für Grund, was vielmehr

Folge, für Ursache, was vielmehr Wirkung ist. Unsere Verleger sind, was man auch sonst durchschnittlich von ihnen urtheilen mag, denn doch zum wenigsten Kaufleute und haben rechnen gelernt — oder die es nicht gelernt, gut, die müssen es noch nachträglich thun und müssen so lange Lehrgeld zahlen, bis sie es gethan haben. Nun läßt sich aber so wenig im Buchhandel wie in einem andern Handels- oder Gewerbszweig, in welchem der Concurrenz freier Zutritt gewährt ist, irgend ein Monopol behaupten noch ein höherer Preis für irgend eine Waare festhalten, als dieselbe wirklich werth ist. Wäre es also möglich oder wäre es doch bisher möglich gewesen, deutsche Originalromane zu denselben oder beinahe denselben Preisen zum Verkauf zu stellen wie die Uebersetzungen, so müßte dies infolge der Concurrenz, die im Buchhandel gewiß ebenso groß wie irgendwo, in der That schon längst geschehen sein. Es ist aber nicht geschehen und konnte bisher nicht geschehen, weil der Absatz, auf den bei dem deutschen Roman zu rechnen, durchschnittlich zu gering ist. Während selbst wissenschaftliche Werke, die nur für ein ganz specielles Publicum bestimmt sind, gewöhnlich zu 1000—1200 Exemplaren gedruckt werden, dürfte eine gewöhnliche Romanauflage sich in den meisten Fällen kaum über 6—800 belaufen und auch von diesen 6—800 weiß der Verleger zum voraus, daß er gut die Hälfte in die Schanze schlagen und schon ganz zufrieden sein muß, wenn er nur wenigstens für die andere Hälfte durch Leihbibliotheken und Lesezirkel gedeckt wird. Rechnet man nun dazu, daß unsere Uebersetzer zwar sehr billig arbeiten, unsere Dichter dagegen um so besser honorirt sein wollen, je tüchtiger ihre Leistungen und je größer ihre literarische Geltung, so wird man sich vielleicht entschließen, das Misverhältniß, das bei uns bisher zwischen dem Preise eines deutschen und eines übersetzten Romans geherrscht hat, mit etwas andern Augen zu betrachten.

Nicht doch, sagen unsere Gegner: das Misverhältniß bleibt so schreiend wie zuvor, nur fällt die Schuld nicht mehr auf das Publicum, sondern lediglich auf die Buchhändler. Warum haben sie nicht mehr Courage, warum drucken sie nicht von einem deutschen Originalroman so viel Tausende wie jetzt Hunderte und schleudern sie dann ins Publicum zu demselben spottbilligen Preise, wie jetzt mit den Uebersetzungen geschieht? Die Nationalökonomie hat es längst als ein Grundgesetz alles Handels nachgewiesen, daß der Absatz einer Waare sich in demselben und sogar in steigendem Verhältnisse vermehrt, als der Preis sich verringert. Alle Geschäftszweige haben von dieser Erfahrung profitirt, warum läßt nur der Buchhandel sie unbenutzt? Warum macht er allein keine Anstalten, diesen allgemeinen Grundsatz auch auf seine Unternehmungen anzuwenden?

Der Absatz einer Waare nimmt in demselben Grade zu, wie der Preis der Waare sich verringert — ganz recht; aber doch wol nur, wenn und insoweit die Waare überhaupt ein Bedürfniß ist oder beim Publicum in Gunst steht? Eine Waare, die ich nicht brauchen kann oder die mir nicht gefällt, kaufe ich immer zu theuer, auch wenn sie mir halb geschenkt wird: und weil das so ist und weil ich sie immer zu theuer kaufen würde, kaufe ich sie lieber gar nicht. Das Hundert Austern vier Groschen — ein entzückender Gedanke, nicht wahr?! Aber doch immer nur für Den, der Austern überhaupt liebt und dem sie zusagen; wer kein Austernesser ist, wird es wahrhaftig nicht werden, und wenn das Hundert vier Heller kostete statt vier Groschen oder auch vier Thaler.

Machen wir davon die Anwendung auf den vorliegenden Fall. Ein Buch, dessen Inhalt mich übrigens nicht interessirt, das meinen Geist nicht zu beschäftigen, meine Aufmerksamkeit nicht zu packen und festzuhalten weiß, wird dadurch nicht interessanter für mich und wird darum nicht mehr gelesen, weil es billig ist; sonst müßten geschenkte Bücher wenigstens auch immer gelesen werden, was doch erfahrungsmäßig keineswegs der Fall ist. Vielmehr wie bei jeder andern Waare wird die Billigkeit des Preises auch beim Buche erst dann von Bedeutung, wenn das Buch selbst durch seinen Inhalt zu einer lebhaftern Verbreitung fähig und geeignet ist. Dann aber wird sie durch einen billigen Preis allerdings auch ganz außerordentlich befördert und erweitert, wie sich dies ja namentlich in England an gewissen didaktischen Schriften sowie hier und da auch bei einigen deutschen Unternehmungen, wie das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" mit seinen unzähligen Nachahmern, den jetzt grassirenden billigen Ausgaben „Deutscher Classiker" ꝛc. auf das allerglänzendste bewährt hat. Wenn diese Fälle bisher in Deutschland nicht zahlreicher gewesen, so scheint das hauptsächlich daran zu liegen, daß erstlich unsere Schriftsteller in der Kunst, für ein großes Publicum verständlich und anregend zu schreiben, im Allgemeinen noch ziemlich unerfahren sind, und zweitens, daß viele unserer Verleger geglaubt haben, der billige Preis allein sei schon hinreichend, einer gewissen Unternehmung den allerweitesten Absatz zu verschaffen. Und doch ist der billige Preis nur die eine Hälfte; die andere und mindestens ebenso wichtige besteht, wie gesagt, darin, daß das Buch auch seinem Inhalte nach Bedürfniß und Geschmack des Publicums befriedige. „Billig und gediegen" — dieser große Wahlspruch des modernen Gewerblebens im Allgemeinen, dessen Nichtachtung der deutschen Industrie bereits so vielen Schaden gethan und so manche altberühmte Erzeugnisse derselben vom Weltmarkt verdrängt hat, findet auch auf den Buchhandel seine vollständigste Anwendung: und nur

diejenigen Unternehmungen werden auf die Dauer glücken und nur für die wird das größere Publicum sich wirklich interessiren, welche beide Foderungen gleichmäßig zu erfüllen suchen.

Nun war von allen Zweigen unserer Literatur die Belletristik bisher am allerwenigsten im Stande, dieselben zu erfüllen; nicht blos die übliche Höhe der Preise stand ihr im Wege, sondern neben dieser Höhe des Preises und Hand in Hand mit ihr, als zwei Umstände, welche sich gegenseitig bedingen und von denen jeder gleichzeitig Ursache und Wirkung des andern ist, stand der größern Verbreitung unserer Unterhaltungsliteratur auch das Ungeschick unserer Romanschreiber entgegen, Bücher hervorzubringen, die wirklich im Stande waren, in die Menge einzudringen und ein mehr als exclusives Publicum zu unterhalten.

Zwar bei einigen war das nicht blos Ungeschick, es war auch Absicht. Unter den romantischen Traditionen unserer Literatur hat kaum eine zweite sich länger erhalten und ist für die Literatur selbst verderblicher geworden als die Geringschätzung des Publicums, die in einem populären Erfolg nicht allein nichts Wünschenswerthes sah (oder wenigstens sich zu sehen stellte), sondern geradezu etwas Ehrenrühriges, dergleichen ein gebildeter „Schriftsteller“ von Herzen gern dem „Tagelöhner des Marktes“ überließ. Unsere sogenannten „gebildeten“, unsere „höhern“ Schriftsteller waren lauter verkannte edle Seelen, die mit dem großen Haufen nichts zu thun haben mochten und deren literarischer Ruhm um so höher stieg, je kleiner die Gemeinde, von der sie gefeiert wurden; wie es in der deutschen Philosophie eine Zeit gegeben hat, wo das unverständlichste System als das tiefsinnigste bewundert ward, so gab es auch in unserer Aesthetik eine Epoche, wo die Dichter um so mehr gepriesen wurden und für um so poetischer galten, je weniger man sie las.

Diese Epoche haben wir Gottlob überwunden. Und hätte die politische Poesie der Vierziger Jahre kein anderes Verdienst, als daß sie dies Vorurtheil des exclusiven Geschmacks vernichtet und die Dichter aufs neue und nachdrücklich daran erinnert hat, daß alle Poesie ihren Boden im Volke haben muß und daß kein Dichter zu hoch geboren, kein Talent zu vornehm ist, um sich außerhalb der Zeit und ihrer Strömungen zu stellen, so würde schon dies ein sehr wesentliches Verdienst sein und den gültigsten Anspruch auf historische Anerkennung begründen. Namentlich aber in unserer Unterhaltungslecture ist, wie diese Blätter es auch im Einzelnen mehrfach nachgewiesen haben, seit dem Jahre Achtundvierzig eine ebenso merkliche wie heilsame Veränderung eingetreten. Aus dem Sturm und Drang unserer politischen Lyrik hat sich in richtiger Consequenz das Epos des historischen, des

zeitgenössischen Romans entwickelt; unsere Romanschreiber setzen nicht mehr wie in der Blütezeit der Tieck'schen Novelle ihren Stolz darein, nur für eine kleine exclusive Gemeinde zu schreiben, sie benutzen den Rahmen des Romans nicht mehr, allerhand theologische oder ästhetische oder sonstige theoretische Streitfragen zu erörtern, sondern sie bemühen sich, in ihren Dichtungen uns wirklich Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut zu geben — d. h. sie suchen den Roman auch bei uns zu Dem zu erheben, wozu er seiner Natur nach bestimmt ist und was überhaupt jede echte Poesie sein soll und muß: ein Spiegelbild des Lebens, ein poetisch verklärtes, künstlerisch gereinigtes, aber doch immerhin ein Bild des Lebens! Wie viel auch noch fehlen mag, daß dieses Ziel schon überall erreicht sei, und wie viel Verfehltes und Schwächliches sich auch den einzelnen Versuchen noch nachweisen lasse, genug, die Bahn ist doch wenigstens eröffnet, unsere Poeten wissen und fühlen doch wenigstens wieder, worauf es ankommt, sie machen nicht mehr aus dem Irrthum ein Verdienst, werfen nicht mehr um die poetische Schwäche den Mantel ästhetischer Vornehmheit — so wird man ja auch dem Ziel allmälig näher und näher kommen.

Und darum ist denn nun jetzt, aber in der That auch erst jetzt der richtige Moment gekommen, auch durch eine Herabsetzung der üblichen Preise auf eine größere Verbreitung unserer belletristischen Literatur Bedacht zu nehmen. Daß die billigen Preise es allein nicht thun noch thun können, haben wir schon oben bemerkt; erst nachdem unsere Unterhaltungsliteratur selbst das Bedürfniß empfunden hat, populär zu werden, erst nachdem unsere Schriftsteller ihre Romane nicht mehr auf die Hand voll „gebildeter" Leser berechnen, sondern nachdem sie sich wenigstens Mühe geben, das Leben der Wirklichkeit nach allen Richtungen hin darzustellen und damit auch selbst nach allen Richtungen hin in das Publicum einzudringen, seitdem erst war der richtige Moment zu dieser Operation gekommen. Mit lebhafter Freude begrüßen wir daher auch die „Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Originalromane, herausgegeben von Otto Müller", die seit einigen Monaten zu Frankfurt a. M. im Verlag von H. Meidinger Sohn und Comp. erscheint. Zwar wenn es im Prospect des vortrefflichen Unternehmens heißt, daß wir „der Wohlfeilheit des Preises allein jene Ueberflutung von Uebersetzungen ausländischer Romane zu verdanken haben, welche Namen wie Dumas, Sue, Bulwer in Deutschland fast schneller populärer machten wie die unserer besten vaterländischen Dichter", so ist dies eine Behauptung, die nach dem Vorgehenden wol einiger Einschränkung bedarf. Wenn die „Deutsche Bibliothek" sich aber weiter als ein Unternehmen ankündigt, das „aus dem Geist und Bedürfniß der Zeit entspringt", so können wir dem nur von Herzen

beistimmen und nur die freudige Hoffnung hinzufügen, daß das Unternehmen sich dieses seines Ursprungs stets bewußt bleiben und stets mit der Wohlfeilheit des Preises, die allerdings außerordentlich und im Verhältniß zu den sonst üblichen fast unerhört ist, nur das geistig Tüchtige, das sittlich Gediegene verbinden werde.

Denn daß diese beiden Punkte gleichmäßig dazu gehören, ein Unternehmen wie die „Deutsche Bibliothek" wirklich fruchtbar und erfolgreich zu machen, das haben die Unternehmer sehr richtig eingesehen und sprechen es in dem erwähnten Prospect auch mit aller Entschiedenheit aus. Sie wollen wirklich nur gediegene Arbeiten von anerkannten und beliebten Schriftstellern oder auch von solchen Anfängern bringen, die auf Anerkennung und Beifall gegründeten Anspruch haben; „dem deutschen Dichtergenius will die Bibliothek in jedem literaturfreundlichen Kreise Deutschlands eine Heimatstätte bereiten" — aber wohlgemerkt, auch nur dem Genius. Daß dies keine leeren Versprechungen sind, beweisen sowol die Namen derjenigen Schriftsteller, deren Theilnahme bereits für die „Deutsche Bibliothek" gewonnen ist und unter denen wir viele unserer geschätztesten und verdientesten Namen finden, wie Heinrich Koenig, Levin Schücking, Leopold Schefer, Theodor Mügge ꝛc.; sondern eine ganz besondere Bürgschaft dafür erblicken wir auch in dem Namen des Herausgebers, des patriotischen und tüchtigen Otto Müller, der selbst bereits durch verschiedene Romane die Gunst der deutschen Lesewelt in ungewöhnlichem Grade errungen hat und dem hier eine erwünschte Gelegenheit geboten ist, sowol seinen ästhetischen Geschmack wie seinen patriotischen Eifer zu bewähren.

Und endlich haben wir einen sehr vollgültigen Beweis dafür in Demjenigen, was die „Deutsche Bibliothek" bereits geleistet hat. In den bisher erschienenen 13 Lieferungen derselben liegt nämlich schon ein vollständiger Roman fertig vor: „Afraja. Von Theodor Mügge". Der bekannte und beliebte Verfasser hat darin seine Virtuosität in lebhaften und unterhaltenden Schilderungen aufs neue und an einem höchst dankbaren, weil noch völlig neuen Stoffe bewährt. Sein Roman führt uns in eine Gegend, welche der Verfasser zwar aus persönlicher Anschauung kennt, die aber die deutsche Muse wol kaum noch jemals beschritten hat: in die Nachbarschaft des Nordpols, in jene öden, frostigen Steppen, denen der Lappländer eine kummervolle, dürftige Existenz abgewinnt. Indem der Verfasser jedoch in diese frostige Umgebung die Geschichte bedeutender nationaler und sittlicher Kämpfe versetzt hat, ist es ihm vollständig gelungen, den Leser für den einigermaßen entlegenen Stoff zu erwärmen und die Aufmerksamkeit in dauernder und wohlthuender Spannung zu erhalten. Da der „Afraja" dem Himmel sei Dank wieder einmal ein Roman ist, der nicht blos

lehren und predigen, sondern der auch unterhalten will, so wollen wir von dem Inhalt nichts weiter verrathen und fügen daher nur noch hinzu, daß auch die Charaktere mit lobenswerther Genauigkeit durchgearbeitet sind und das Ganze überhaupt Mügge's besten und gediegensten Arbeiten beigezählt werden muß.

Möge die „Deutsche Bibliothek" ihren Weg denn so glücklich fortsetzen wie sie ihn betreten hat! Der Gedanke, dem sie ihre Entstehung verdankt, ist ebenso richtig wie zeitgemäß, von ebenso großer ästhetischer wie nationaler Wichtigkeit; so wird ihr ja hoffentlich auch die Theilnahme der Nation, der Leser sowol wie der Schriftsteller, auf die sie so sehr gegründeten Anspruch hat, nicht fehlen.

Aus dem Béarn.

Genrebilder.

Von

Cläre von Glümer.

II. Der Carneval im Béarn.

In den Pyrenäen ist der Winter nicht so mild wie in den Ebenen der Provence und des Languedoc. Zur Weihnachtszeit heult und saust der Sturm durch Wälder und Schluchten, ballt das dunkle, schwer niederhangende Gewölk zusammen und peitscht es vor sich her, bis es sich in weißen, kalten Flocken zur Erde senkt. Wenn der heilige Sylvester den Kindern die Neujahrsgaben bringt, hört man ihn oft mit schwerem Tritt über die gefrorenen Wiesen gehen, und der Dreikönigskuchen muß am lodernden Kaminfeuer, bei verschlossenen Fensterladen gegessen werden. Aber der Februar kommt mit Frühlingsluft und Sonnenschein; der Carneval wird draußen gefeiert und um so lustiger und lärmender, je anhaltender und strenger der Winter war.

Die Bäume sind freilich noch kahl, der Rasen ist vergilbt im Froste, und kaum zeigt sich längs der geschütztesten Bergwände ein grüner Schimmer der sprießenden Saat; aber lustig schlüpfen die Vögel durch die Hecken, die Schwalben bauen und ernsthaft beschaut der Storch seine vorjährige Residenz und scheint zu überlegen, was zu thun ist, um sie wieder wohnlich einzurichten.

Oefter als gewöhnlich werden der Maire, der Bäcker, der Kaufmann, ja sogar der Schulmeister und der „Herr Pfarrer" nach dem Stande der Wettergläser gefragt. Endlich erklärt Caboche, der Schafhirt, der als Witterungskundiger berühmt ist, „es würde zum Carneval sonnig und etwas kalt sein", und nun ist Alles zufrieden. Die

jungen Mädchen beten eifriger als zuvor um die Erfüllung ihrer Herzenswünsche; die guten Hausfrauen schlachten Hühner und Gänse und backen die süßen Fastnachtskuchen, die Männer sorgen für Ergänzung der Weinvorräthe und die Burschen singen lauter, wenn sie Abends von der Arbeit kommen.

Und endlich bricht der heißersehnte Sonntag an. Die Glocken rufen zur Messe und wer an den Freuden des Festes theilnehmen will, folgt ihrer Mahnung. Die Heiligen sind heute freilich mehr auf den Lippen als im Herzen der Betenden; es ist, als mischten sich Tanzmelodien in die Kirchenlieder, als bildeten die Weihrauchwolken Ronde und Chaîne, als hüpften die Holzengel und Gipsfiguren an Altar und Kanzel. Und überdies haben die Dorfschönen noch einmal zu berechnen, welche Waffen sie mitbringen zum Wettkampf mit der Nebenbuhlerin, und die Tänzer denken nach, wie oft sie mit dem Mädchen ihrer Wahl tanzen können, nachdem die Pflichttänze mit Muhmen und Gevatterinnen abgethan sind. Die Frauen überlegen noch einmal, wie viel Butter und Gänsefett sie noch opfern können, wenn die Kuchen nicht ausreichen, und die Hausväter denken, zur Abschließung dieses oder jenes Handels, zur Versöhnung mit dem Nachbar, zur Verlobung der Tochter wäre wol der lustige Carneval die beste Zeit.

Das Amen ist gesprochen; schon auf dem Friedhofe bricht die lang verhaltene Fröhlichkeit hervor. Da ist ein Scherzen und Lachen, ein neckisches Verfolgen, ein Sichüberbieten an Witz und Spott, wie der Béarner es liebt. An den frischen Gräbern eilt man schneller als gewöhnlich vorüber: denn heute ist nicht Zeit, der Todten zu gedenken.

Das Mittagsmahl wird hastig verzehrt, obwol es reicher ist als gewöhnlich, und dann wird die Toilette noch einmal im Ganzen und Einzelnen geprüft. Jedes Mädchen, jede junge Frau trägt heute das beste Kleid, das bunteste Kopf- und Halstuch von feiner Wolle, die neue seidene Schürze, und wer das ganze Jahr in Holzschuhen geht, hat gewiß zum Carnevaltanze ein Paar Schuhe aufzutreiben gewußt. Vor den Häusern, die mit einem geebneten Rasenplatze gesegnet sind, ist die tanzlustige Männerwelt schon versammelt; die Reichern haben einen Musikanten mit Violine, Flöte oder Dudelsack gedungen, wer das nicht kann, tanzt ebenso vergnügt nach der Melodie, welche die ältern Frauen und Männer singend und pfeifend anstimmen. Aber noch immer kommen die Mädchen nicht — sie wollen vermißt und gerufen werden. Lauschend stehen sie hinter den Thüren und sehen, wie ihre Anbeter das braune Barret schwingen, die rothe Schärpe ungeduldig herüber und hinüber ziehen, mit den Taschenmessern, den Uhrketten, den Halstuchzipfeln spielen, sie hören die verlockenden Töne, die zum Tanze rufen — aber sie bleiben fest, bis der erklärte Liebhaber,

der angehende Verehrer in eigener Person erscheint und die Tänzerin fast mit Gewalt dem Sammelplatze zuführt.

Langsamer, aber nicht minder vergnügt folgen die Alten. „Das Herz bleibt länger jung als die Glieder", sagt ein béarner Sprüchwort; aber wenn man sieht, wie anmuthig auch die Matrone, wie sicher der Greis sich in den nationalen Contretänzen bewegen, ist man zu lebhaftem Widerspruche geneigt. Die Einfachheit der Lebensweise, das gesunde Klima, die leichte Arbeit, der heitere Sinn erhalten Geist und Körper frisch und rührig.

Leider sind die Tage noch sehr kurz und die Kälte wird nach Sonnenuntergang ziemlich empfindlich. Darum zieht sich auch nach und nach die Jugend in die Häuser zurück, obwol bunte Papierlaternen an die Bäume gehangen sind, und Geigen und Flöten von Zeit zu Zeit ihre Sirenentöne erschallen lassen. Aber was sich in Liebe und Freude gefunden hat, bleibt auch jetzt noch vereinigt; der Kaminmantel ist weit genug, eine große Gesellschaft zu fassen, und während der Großvater, der den Ehrenplatz zunächst des Feuers einnimmt, schauerliche oder drollige Geschichten „aus der Jugendzeit" zum Besten gibt, der Jäger vom Zusammentreffen mit Wolf und Bär, der Hirt von den Erlebnissen auf der Sommerweide erzählt, der Bauer sich über die Stadtherren, die Bäuerin sich über die Nachbarsleute lustig macht, kann mancher Blick und Händedruck gewechselt werden.

Und ist endlich das Feuer niedergebrannt, der Weinkrug und die Kuchenschüssel geleert, der Großvater verstummt und das Gähnen der Hausfrau zum Zeichen des Aufbruchs geworden, wünscht man sich gute Nacht mit dem tröstlichen Zusatze: „Auf Wiedersehen zu morgen". Die Mädchen werden nach Hause begleitet und vor den Thüren der gefeiertsten Tänzerinnen erschallt wol noch ein Lied, vom Chor der heimziehenden Burschen gesungen, bis das:

Ah montagnards, ah montagnards,
Chantez plus bas!
Therèse dort, Therèse dort — —

als letzter Gutenachtgruß in der Ferne verhallt.

Den folgenden Morgen begrüßt ein unbeschreibliches Summen und Trappeln; es ist die liebe Jugend, die, vom Schulzwange befreit, in die Berge geht, um sich mit Schnee zu waschen. „Fastnachtsschnee macht klug und schön"! Ich glaube, die guten Hausmütter haben das erfunden, um für einige Stunden Ruhe zu haben. Daß die Kleinen sich auf der Wallfahrt gut betragen, versteht sich von selbst: denn der farfadet holt die Schreier und Zänker und verwandelt sie in Irrlichter. Eigentlich soll man vor der Schneewäsche gar nicht sprechen — „Das

thun wir auch nicht, wir flüstern nur"! sagen die kleinen Pilger und raunen ihrem Kameraden oder ihrer Nachbarin allerlei Teufeleien ins Ohr.

Die Sonne steht schon hoch, die Häuser sind gekehrt und der Anzug der Erwachsenen ist größtentheils vollendet, wenn die lustige Bande, welche zuweilen weit hinauf in die Berge steigen muß, um noch Schnee zu finden, wieder einrückt. Nach vollendeter Ceremonie braucht man sich keinen Zwang mehr aufzulegen und bemüht sich nach besten Kräften einzubringen, was man frühmorgens sich versagen mußte. Das ist ein Schreien, Bellen, Blöken, Miauen, Grunzen, Pfeifen, als wäre die wilde Jagd im Anzuge, und doch ist das nur ein Vorspiel der eigentlichen Tagesfeier.

Sobald das Essen vorüber ist, eilt Alt und Jung auf den großen Platz des Dorfes, um den Maskenzug zu begrüßen. Die Vorbereitungen dazu werden gewöhnlich mit großer Heimlichkeit betrieben, und wer sich einer Thorheit, Lächerlichkeit oder Schlechtigkeit bewußt ist, erwartet die „Komödie" mit klopfendem Herzen. Es ist eine Art von Volksjustiz, die um so rücksichtsloser geübt wird, da der Getroffene, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht als Kläger auftreten mag. „Was wird es geben", flüstert man sich zu, und die alten Leute erzählen, wie viel schönere Späße man zu ihrer Zeit erfunden hat. Plötzlich ist Alles wie auf Commando still, Trommeln und Pfeifen lassen sich hören, man stellt sich auf die Zehen, die Frauen und Kinder steigen auf die Bänke und Schemel, die Buben klettern auf Bäume und Gartenmauern. Der Zug erscheint, ein freudiges Ah!, ein lautes Gelächter heißen ihn willkommen.

Voran schreiten paarweise die Musikanten in gräßlichen Thiergestalten. Bären mit Vogelköpfen, Löwen mit Schweinerüsseln, ein Hirsch mit dem Gesicht einer alten Frau. Dann kommt eine Schar von Teufeln, die Blumen und Rauchfässer tragen, endlich ein Wagen mit den Hauptacteurs. Die Maulthiere, die ihn ziehen, haben Mönchskutten angezogen und lange Bärte. In der Mitte des Platzes halten sie still und die Aufführung beginnt.

Zuerst steigt ein faunenartiger Kerl vom Wagen: das spitzige Kinn, die gebogene Nase, die schielenden Augen, das struppige Haar, der unsaubere Anzug, die halb springenden, halb hinkenden Bewegungen lassen keinen Zweifel über die Zielscheibe des Narrenspiels. Mit verdrießlicher Geberde schreitet er umher. Er will trinken, in der Flasche ist nichts mehr; er hat Hunger, aber kein Brot; er sucht Geld, seine Taschen sind leer — aber er ist nicht verlegen. Er klettert über den nächsten Zaun, stiehlt ein Huhn, schneidet ihm den Hals ab und beginnt es zu rupfen. Nun kommt ein Mönch in unbeschreiblich schmu-

zigem Gewande, will dem Diebe ins Gewissen reden, aber der schenkt ihm das Huhn — sie fallen sich zärtlich in die Arme und tanzen miteinander. Dann steckt der Mönch das Huhn in seinen ungeheuren Bettelsack, gibt dem Burschen seinen Segen und geht. Nun kommt ein alter Mann auf einem Maulthier geritten, vor sich hat er zwei große Geldsäcke, hinter sich ein junges Mädchen. Der Hinkende weiß zur rechten Zeit einen Stein auf den Weg zu rollen, das Maulthier stolpert, der Alte fällt, und schlägt sich Kopf und Glieder entzwei, das Mädchen schreit und ringt die Hände, der Hinkende kommt mitleidig herbei, thut, als wolle er die Wunden verbinden, schneidet sie aber mit einem großen Traubenmesser auf und schickt das Mädchen dem Mönche nach. Dieser läßt sich auch finden und kommt mit dem Mädchen angaloppirt, denn Alles wird tanzend dargestellt; er tröstet den Verwundeten, läßt ihn sein Testament machen, wonach der Hinkende den einen Geldsack, der Mönch den andern bekommt. Der Alte stirbt; ihn und das Mädchen berauben die saubern Genossen noch des größten Theils ihrer Kleider, binden das Mädchen und die Leiche zusammen auf das Maulthier und jagen es unter dem Jubelgeschrei aller Anwesenden ins Dorf hinein. Der Mönch und der Hinkende besteigen dem Wagen, der Zug setzt sich würdevoll in Bewegung, Trommeln und Pfeifen erschallen. Aber noch ist das Spiel nicht aus. Nach vollendetem Rundgange hält der Wagen, die Musikanten lassen die übliche Tanzmelodie erschallen und der wunderlichste Ball beginnt. Teufel und alte Weiber, Zigeunerinnen und Dandys, Mönche und Blumenmädchen tanzen miteinander; unter ihnen aber auch ein hübsches junges Paar in der Landestracht, das sich durch Händedrücken und zärtliche Blicke seine Neigung zu erkennen gibt. Aber der Hinkende erscheint, weiß den jungen Mann anzulocken, verführt ihn zum Würfelspiel, schenkt tapfer ein und wirft dem schönen Mädchen, das jammernd und warnend die Spieler umtanzt, Kußhände und verliebte Blicke zu. Nach kurzer Zeit hat der Hinkende den jungen Mann rein ausgeplündert, dieser will bei seiner Schönen Trost suchen — aber der Hinkende erhebt seine Geldsäcke und das Mädchen fliegt ihm in die Arme. Verzweiflung auf der einen, Spott und Freude auf der andern Seite. Der Bettelmönch kommt wieder an, wirft die Kutte ab und treibt als leibhaftiger Satan die ganze Sippschaft fort.

Ein donnerndes Hurrah folgte den Abziehenden; die Allegorie war Allen verständlich. Der als Erbschleicher und Spieler Gebrandmarkte war nirgends zu sehen, sein Haus war verschlossen, noch am folgenden Tage hatte seine hübsche junge Frau rothgeweinte Augen. Ihr Herr sei seit drei Tagen verreist, sagten die Dienstleute; Jeder wußte aber, daß er hinter den geschlossenen Laden gestanden und Alles

gesehen hatte. Er sah auch, wie sein Doppelgänger nachher von den Nachbarn begrüßt und belobt wurde, wie er die hübschesten Mädchen zu Tanze führte, wie man ihm zutrank und der lustige Knecht für den Abend Mittelpunkt des Festes war.

Und lauter war die Lust und länger als am vergangenen Tage dauerte der Tanz; die Lampen brannten, die Fiedel tönte bis gegen Mitternacht. Verwundert schüttelten die alten Bäume die knorrigen Häupter zu dem Lachen und Jauchzen und die alten Leute betheuerten, wie jedes Jahr, mit kräftigen Flüchen: „Das ist doch endlich wieder ein rechtschaffener Carneval!"

Die Sonne des Dienstags sieht schon ernstere Gesichter, trübere Augen — ist es die Ermüdung nach genossener Lust oder das Bedauern der bald entschwundenen Feiertage? Tanz, Neckereien, Wein und Gelächter röthen aber bald die Wangen, entflammen die Augen aufs neue und wer unter den Tänzern nur irgend die Geldmittel und den nöthigen Witz hat, erscheint in einer burlesken Verkleidung oder führt mit einigen Kameraden allerhand komische Scenen auf. Und während die Jugend lacht, tanzt und singt, trinken die Alten auf das Gelingen ihrer Pläne, auf das Gedeihen ihrer Unternehmungen, und die Armen gehen von Haus zu Haus und halten reiche Ernte: denn Niemand darf zur Fastnachtszeit den Bettler unbeschenkt von seiner Schwelle weisen, sonst zieht mit ihm der Segen der Heiligen fort.

Der Tag vergeht wie im Fluge. Die kalten Abendschatten scheinen bis in die Seelen zu dringen; langsamer wird der Tanz, leiser das Geplauder, seltener der laute, jauchzende Ausbruch der Freude. Die Glocken läuten zum Angelus, die Musik verstummt, Alles fällt auf die Knie. Ist die Lust zu groß gewesen — das Erbarmen der Gottesmutter ist noch größer. Aber wie schwer ist es auch, von den Freuden zu scheiden!

Die jungen Männer entfernen sich. Nach einer Weile bringen sie eine Bahre, auf der eine Strohpuppe liegt; mit allerlei Flitterkram geziert, einen Teller voll Kuchen und eine Flasche voll Wein neben sich ist sie ein Bild des Carnevals. Die Dorfbewohner ordnen sich paarweise, die Bahrenträger stimmen einen klagenden Gesang an und so geht der Zug um das Dorf herum, zum nächstgelegenen Anger, wo ein Grab gegraben ist:

Adiou prauvé, adiou prauvé, adiou prauvé Carnaval;
Tou t'en vas et you démouri! adiou prauvé Carnaval!

(Wörtlich: Leb wohl du arme, leb wohl du arme, leb wohl du arme Fastnachtszeit;
Du gehst fort und ich muß bleiben, leb wohl du arme Fastnachtszeit!)

singt der Chor in eintöniger herzzerreißender Weise.

Unter halb komischen, halb ernst gemeinten Wehklagen wird der Strohmann ins Grab gelegt und mit Erde bedeckt. Mit ihm vielleicht manche Hoffnung auf Liebesglück, das Berechnung oder Stolz zerstörte. Singend kehrt der Zug zurück, aber nicht mehr zu Lust und Spiel. Man ist ermüdet und der Aschermittwoch ist nahe, der Tag der Buße, der Beginn langdauernder, schwerer Entbehrung. Vierzig Tage ohne Tanz und Gesang! Der Béarner ist fromm, aber soviel für das Heil der Seele zu opfern ist schwer. Darum seht ihr ihn auch mit gesenkter Stirn und finstern Blicken am Aschermittwoch zur Kirche gehen, und wenn er die blaue Asche, das Zeichen der Vergänglichkeit, von des Priesters Hand auf seine Stirn gedrückt fühlt, seufzt er gewiß in tiefstem Herzen:

„Adiou prauvé Carnaval!“

Südslawische Skizzen.

Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah.

Von

Siegfried Kapper.

IV. Die Schattenseiten. — Die Familie.

Bei einem Volke, wo Geschichte und Chronik so ausschließlich durch die Poesie vertreten wird, wie bei den Südslawen, mußte diese letztere auch mehr als bei andern Völkern den Geschicken desselben nicht nur ihren laufenden Stoff, sondern auch ihren Charakter entlehnen und das Lied für den Erforscher der sittlichen und politischen Zustände gleich sehr an Bedeutnng gewinnen. In der That auch sind die auf uns überkommenen Lieder aus den Jahrhunderten der Unterdrückung der südslawischen Stämme durch die Türken beredtere und lebendigere Bilder dieser Zustände, als solche je durch Schilderungen und anderweitige Erzählungen erreicht werden könnten. Wir sehen ein Volk, ausgerüstet mit den edelsten Tugenden des Heldenthums und ebenso der schönsten geistigen wie materiellen Blüte fähig, von dem christlichen Europa im Stich gelassen, plötzlich von der Höhe föderalistischer Selbständigkeit zur Tiefe völlig rechtloser Knechtschaft herabsinken. Der Grund und Boden, der noch gestern fleißigen Pflügern angehörte, die Seeküste, an der sich ein ämsiger Handel zu entwickeln begann, wird des Sultans Eigenthum, mit welchem er seine gläubigen Krieger belehnt, die denn auch nicht säumen, die bisherigen Besitzer von Haus und Hof zu ver-

jagen und sich in ihrem Besitze festzusetzen. Es bildet sich der Gegensatz heraus zwischen unbeschränkt berechtigten Besitzern, Spahias, und unbeschränkt rechtlosen Vogelfreien, der Rajah, und aus ihm eine unaufzählbare Kette von Willkürlichkeiten und Gewaltthaten von Seite der Erstern und von Unternehmungen der Abwehr und Rache seitens der Letztern, die uns oft gleichmäßig mit Mitleid und Empörung wie mit Schauder und Entsetzen erfüllt. Eine Verwilderung der Sitten und Gemüther greift an den Ufern der Narenta, Drina, Save und Donau, in den Schwarzen Bergen, in der Schumadia und im Balkan um sich, die den daselbst wohnenden Stämmen durch die ganze Welt bald den Ruf der „Wilden Europas" verschaffen. Das Singen aber vergessen diese Stämme über ihrem Elende nicht, und sie singen heute, was sie gestern vollführten: Streifzüge (Tscheten) gegen die Türken, Ueberrumpelungen, Ausplünderungen, Niederbrennen und Ausmetzeln türkischer Ortschaften und Schlösser, Entführungen und Bekehrungen türkischer Mädchen, Befreiungen eigener Brüder, Söhne, Töchter, Schwestern und Gattinnen aus den Händen wollüstiger Spahias, Zweikämpfe mit übermüthigen Paschas, Ausdauer und Verharren beim Christenthum in den verhängnißvollsten Lagen u. s. w. Die Verwilderung und Erbitterung der Gemüther spiegelt sich in den so entstandenen Liedern, erhöht durch den poetischen Schwung und gedrungene Plastik, oft bis zu einem uns unbegreiflichen Grade von Uebertreibung, Grausamkeit und Verschlagenheit ab: Züge, die, so wenig man sie in Schutz nehmen möchte, doch zuletzt in den Zuständen, aus denen sie hervorgegangen, ihre Erklärung finden.

Auf diese Zustände sind diejenigen Beurtheiler nicht eingegangen, die in den südslawischen Liedern jener Zeit nichts als einen „Ausbund von Münchhausiaden und Rodomontaden" erkennen. Allerdings klingt es uns fremdartig, wenn wir lesen, ein Einziger habe dreihundert Türken vor sich hergejagt, Der habe mit einem Schwertstreiche einen zu Rosse sitzenden Türken mit sammt dem Rosse vom Scheitel ab in zwei gleiche Hälften gespalten und dabei sei noch das Schwert ein gutes Stück tief in die Erde gedrungen, oder ein Anderer habe aus Zwölfen Vierundzwanzig gemacht, d. h. sie Alle mit dem Schwerte quer mitten durch getheilt. Die Phantasie des Südslawen aber nimmt an dergleichen nicht den mindesten Anstoß. Es ist dasselbe Element, das in den Darstellungen der Bibel eine ganze Emigration trockenen Fußes durch ein Meer schreiten und die Sonne am Himmel stillstehen läßt, das ihm diese Hyperbeln eingibt — das morgenländische, das er durch jahrhundertlange Berührung mit einem morgenländisch denkenden und dichtenden Volke in sich aufnahm, und dem wir zuletzt mehr oder minder in der Phantasie jedes urkräftigen, ursprünglichen Volks (man

denke an die Skandinavier, an die Cyklopen, an Herakles) begegnen. Noch eine andere Quelle möchte überdies die Beliebtheit solcher poetischen Uebertreibungen in dem natürlichen Bestreben des Unterdrückten haben, sich über den Unterdrücker zu erheben und sich und den Seinigen Muth einzuflößen. Darum finden wir auch, daß der südslawische Sänger die Macht des türkischen Gegners immer möglichst erhöht, die eigne Kraft aber möglichst verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffnung zutheilt, an dem eigenen Helden alle möglichen Verlegenheiten und Hindernisse aufhäuft, damit nur sein Sieg um so wunderbarer, staunenswerther erscheine.

Ebenso erklärlich ist der Zug von Grausamkeit, dem wir da begegnen. Wo keine Vorstellung, keine Bitte die Gewaltthätigkeit eines Pascha abzuwenden, kein Gesetz vor der Willkür eines Veziers zu schützen vermag, wo der Schrecken der bewaffneten Hand die einzig mögliche Abwehr ist, da wird die Waffe hoch angeschlagen, da gewinnt die Kraft, der Muth, die Gewalt eine hohe Bedeutung. Wenn der Moslim in das Haus des Rajah einbrechen, ihm die Vorrathskammer leeren, die Heerde aus dem Stalle wegtreiben, Weib und Tochter entführen darf; wenn ein Aga, der einem Christen begegnet, diesen mishandeln, ja tödten darf, weil er ihm nicht weit genug aus dem Wege gewichen, ohne daß es ein Gesetz gibt, das da genugthuend einschritte, so bildet sich von selbst die ungefesseltste Selbsthülfe heraus, und das Schrecklichste erscheint nur als exemplarische Vergeltung, oder statuirtes Exempel — ein Titel, unter welchem ja selbst vor unsern Augen und in unserer Mitte Dinge vorgefallen sind, die wir Alle lieber nicht geschehen wissen möchten. Freilich müßte man sich dabei in das unbändige Gefühl der Wonne hinein versetzen können, des gefürchteten Bedrückers einmal habhaft geworden zu sein, und die Steigerung aller Leidenschaften, die Gereiztheit aller Gefühle bei einem kriegerischen, verwilderten, von Kindheit auf mit der Waffe in der Hand die öden Felsgeklüfte durchstreifenden, und sich so zu sagen in dem Zustand ewiger Nothwehr befindenden Volks mit in Rechnung bringen. Auch die List, der wir so oft als dem Hebel der Handlung und als gefeiert begegnen, findet in dem Gesagten ihre Erklärung. So wenig wie die Blutrache dem christlichen Begriffe der Demuth und Fügung, entspricht die List unserm geläuterten Begriffe vom Edlen. Aber wie jene aus der Ohnmacht der Schutzgesetze, so entspringt sie von selbst aus der sich überlassenen Menschennatur, wo neben der Waffe eben nur der eigene Mutterwitz der Schirm ist, auf den man angewiesen ist. Niemand, selbst der Durchbildetste, wird es verschmähen, wo eben nur seine Faust und sein Witz seine Waffen sind, z. B. in der Wüste von Beduinen überfallen, seine Zuflucht zur List zu nehmen, so unedel er sie

auch finden mag. Selbsterhaltung tritt hier als oberstes Gesetz auf, und diese ist es, die in den Augen der Rajah neben dem persönlichen Muthe die List zur hochgefeierten Tugend gestempelt hat.

Je dunkler und bedauerlicher die eben berührten Schattenseiten sind, desto lichter tritt neben ihnen eine Reihe von sittlichen Momenten hervor, die dem südslawischen Charakter, wie er sich im Gesange offenbart, die unbedingteste Anerkennung erwerben müssen. Ueberdies nehmen diese sittlichen Momente eine hohe Stufe ein und treten um so bewältigender hervor, je wilder, grauenhafter und unbändiger uns ihre Umgebung erscheint. Tiefe, rein menschliche und unter allen Himmelsstrichen und Dogmen sich behauptende Wahrheiten des Gemüths kommen da zur Anschauung, oft eine Weisheit, wie sie bei uns, deren Lebensphilosophie das Resultat der mannichfachsten religiösen, politischen und socialen Einflüsse ist, kaum mehr begriffen werden kann, weil der Quell, dem sie entspringt, bei uns immer mehr und mehr im Versiegen begriffen ist — die Familie.

Die Familie spielt bei den Südslawen überhaupt eine große Rolle. Sie ist ihre Religion, sie ist das Grundgesetz ihres sittlichen Verhaltens, der Leitfaden ihres Handelns. Sie hat bei ihnen eine Bedeutung und eine Ausbildung erlangt wie vielleicht bei keinem andern Volke auf Erden; in Europa gewiß. Es sind Verhältnisse in sie hineingezogen, für die wir nicht einmal Namen kennen, und die bei ihnen, je nach dem Standpunkte, von welchem aus sie betrachtet werden, ihre besondern, stets bezeichnenden Benennungen haben. Denken wir uns z. B. einen Mann. Zunächst nun hat dieser Vater und Mutter, Brüder und Schwestern. Dann kommen Vaters Brüder und Schwestern und ebenso der Mutter Geschwister. Alle Diese aber haben Söhne und Töchter, und Diese wieder Frauen, Männer, Kinder, und diese Frauen und Männer haben Aeltern und Geschwister, und diese Kinder ebenfalls Frauen und Männer und Kinder u. s. w. und allen Diesen ist der Mann verwandt und für alle diese Verhältnisse bestehen besondere Namen. Heirathet nun der Mann, so erhält er einerseits Schwiegervater und Schwiegermutter, dann die Geschwister dieser Beiden mit ihren Familien zu neuen Verwandten, andererseits die Brüder und Schwestern seiner Frau mit ihren Familien, die natürlich in gleicher Weise verzweigt sind wie seine eigene. Und alle diese verschiedenen Verhältnisse von Schwager- und Schwägerinschaft, von Oheim-, Basen-, Neffen- und Nichtenschaft haben für ihn sowol als für seine Frau, seine Söhne und seine Töchter ihre besondern Namen, und bestehen nicht blos nominell, sondern haben ihre Rechte, Ansprüche, Verpflichtungen und Heiligkeit. Als ob jedoch selbst dieser Kreis noch ein zu enger wäre, dehnt der Südslawe den Umfang seiner Familie noch weiter aus, indem

er auch noch die Freundschaft hineinbezieht. Der Vermittler hierfür ist die Sitte des Bundesthums. Jeder Südslawe kann sich wen er immer will zum Bruderbündniß wählen, und der Bundesbruder, pobratim, oder die Bundesschwester, poseja, liegt fortan seinem Herzen nicht minder nahe als die leiblichen Geschwister, die er zum Unterschiede von jenen rodjeni, die angeborenen, nennt. Ja sogar die Gatten Beider sind ihm Bundesschwäger und Bundesschwägerinnen. Zwischen ältern Personen und jüngern gestaltet sich das Verhältniß in älterlicher Weise. Man nennt sich Bundesvater, poočim, Bundesmutter, pomajka, Bundessohn, posinak, Bundestochter, poktjer. Dieses Bundesverhältniß ist so heilig (der heilige Jovan ist der besondere Beschützer desselben), daß es genügt, in der größten Gefahr Jemand damit anzurufen, um seines unbedingten und aufopfernden Beistands gewiß zu sein. Der Feind selbst, dem man gegenübersteht, läßt die bereits zum Todesstreich geschwungene Waffe sinken, wenn man ihn anruft: Um Gott und des heiligen Johannes willen, sei mein Bundesbruder! Jedoch noch ein drittes Element dient dazu, um den Kreis der Familie zu *erweitern*: dies ist das Pathenthum, kumotvo, das sich im weitern Sinne selbst auf das Nachbarthum und die Landsmannschaft ausdehnt. Pathe, kum, und Pathin, kumizza, begründen die unverbrüchlichste wechselseitige Hochachtung.

Wie tief nun all diese Verhältnisse ins Leben eingreifen, läßt sich denken. Der Verwilderung gegenüber sind sie ein wahrhafter sittenmildernder Hort, wie dem Feinde gegenüber eine Phalanx, die durch keine Gewalt zu durchbrechen ist; wer Einem etwas anthut, der hat es gleich mit Hunderten zu thun! Unerschöpflich überdies ist der Stoff, der aus diesem reichen Familienleben für die Poesie sich ergibt: die Liebe des Sohnes zur Mutter, als deren glänzendes Vorbild immer noch Marko's Liebe zu seiner Mutter, der Königin Euphrosyne, dasteht; die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, für die aus vielen nur das eine Beispiel angeführt sein mag, das zugleich das erste in deutscher Zunge bekannt gewordene Morlachenlied war, Goethe's edle Frauen des Azan-Asa; die Liebe der Schwester zum Bruder, bei welcher zu schwören ihr höchster Eid ist, und umgekehrt des Bruders zur Schwester, deren angeborener Ritter und Beschützer er ist. Die rührendsten, ergreifendsten Gesänge, wahrhafte Perlen der Poesie, bewegen sich in diesen engen Kreisen, von denen unsere immer lockerer werdenden Begriffe von der Familie sich manches neukräftigende Element aneignen könnten!

Gedichte nach Thomas Moore.

Von
Wilhelm Andreä.

1. Oft in the stilly night.

Oft in der stillen Nacht,
Eh' mich der Schlaf gebunden,
Gedenke ich der Pracht
Verschwund'ner Jugendstunden.
Die Freude, das Leid
Der Jugendzeit,
Die Worte von Liebe gesprochen!
Manch Auge, freundlich, groß,
Schon längst im Grabesschooß,
Die theuersten Herzen gebrochen!
So in der stillen Nacht,
Eh' mich der Schlaf gebunden,
Gedenke ich der Pracht
Verschwund'ner Jugendstunden.

Der Freunde denke ich,
Die unzertrennt — wie Blätter,
So fielen sie um mich
Im winterlichen Wetter.
Ich kenne die Pein,
Tritt Einer allein
In öde, doch festliche Hallen:
Das Licht ist sonder Glanz,
Verwelkt ein jeder Kranz —
Und Er nur allein noch von Allen!
So in der stillen Nacht,
Eh' mich der Schlaf gebunden,
Gedenke ich der Pracht
Verschwund'ner Jugendstunden.

2. Der Sängerbub.

Der Sängerbube zog in den Streit,
In den Reihen des Todes rang er;
Des Vaters Schwert an seiner Seit',
Die Harf' auf den Rücken schwang er.
„O Land des Gesanges!" der Sängerheld spricht,
„Wenn alle Welt auch verließ dich,
Dies Eine Schwert doch wankte nicht,
Und Eine Harfe pries dich!"

Der Sänger fiel, aber noch im Sieg
Der Feinde trotzte der Stolze;
Die treue Harfe von nun an schwieg,
Denn er löste die Saiten vom Holze.
Er sprach: „Die Ketten kleiden dich schlecht,
Du Säng'rin des Ruhms und der Schönen,
Dein Sang war nur für ein freies Geschlecht,
Und Sklaven sollst niemals du tönen!"

3. When love is kind.

Wenn Liebe herzinnig
Und fromm mir ins Haus schwirrt,
Wahrhaftig, dann bin ich
Ihr freundlicher Hauswirth.

Doch kommt sie zu machen
Nur Herzweh und Sorgen
Und dergleichen Sachen,
Nun dann — guten Morgen.

Wenn sie sich will weihen
Nur Einem alleine,
Dann soll es mich freuen,
Bin ich dieser Eine.

Doch wenn ich mal höre,
Es brenne ihr Feuer
Für Zwei oder Mehre,
Dann hol' sie der Geier!

Stets muß sie voll Muthes
Die Treue bewahren,
Sie mag von mir Gutes
Oder Böses erfahren.

Im Gegentheil freilich —
Du wirst mich verstehen —
Magst, Backfisch, du eilig
Nach Jericho gehen!

4. Go, where glory waits thee.

Der Ruhm lockt dich von hinnen,
Doch selbst auf seinen Zinnen,
   Geliebter, denke mein!
Wenn dir mit vollen Händen
Die Menschen Weihrauch spenden,
   O, dann gedenke mein!
Magst du in andern Armen
An Freundesbrust erwarmen,
Und mag dir, fern mir Armen,
   Die Freude süßer sein:
Doch wenn dir Freund' am nächsten,
Wenn deine Lust am höchsten —
   O, dann gedenke mein!

Wenn bei dem Abendsterne
Du schwärmest in der Ferne,
   O, dann gedenke mein!
Wir sahen oft ihn prangen
Wenn Nachts wir heimgegangen,
   Geliebter, denke mein!
Siehst du den Sommer fliehen,
Und siehst du Rosen glühen,
Die letzten, die noch blühen,
   Die liebsten Blumen dein —
Denk', wer in schönen Stunden
Sie dir zum Kranz gewunden,
   O, dann gedenke mein!

Siehst du das Laub sich färben,
Verwelken, fallen, sterben,
   O, dann gedenke mein!
Wenn deine Augen schauen
Zum Tanz geschmückte Frauen,
   O, dann gedenke mein!
Ist bei dem Klang, sanft bebend,
Die Seele dir erhebend,
Gefühl und Herz belebend
   Nur Eine Thräne dein:
Dann werde dieser Klang dir
Ein Lied, das ich oft sang dir —
   Und dann gedenke mein!

5. Oh! it is sweet to think!

O süß ist's zu denken, daß, wo man auch ist,
Man sicherlich findet ein schönes Kind,
Daß fern von den Lippen, die einst wir geküßt,
Allüberall Lippen zu küssen sind!
Das Herz ist ein Weinstock, der nimmermehr kann
Vereinsamt gedeihen, wo immer er blüh',
Er schmiegt sich ans Nächste, Geliebteste an,
Sogar um sich selbst, doch gedeiht er da nie.
Drum o! welche Wonne, daß, wo man auch ist,
Man sicherlich findet ein schönes Kind,
Daß fern von den Lippen, die einst wir geküßt,
Allüberall Lippen zu küssen sind!

Wen hat nicht, und ob auch die Rose fehlt,
Der übrige Kranz der Blümchen ergötzt?
Der glänzenden Augen sind viel in der Welt,
Und hat man der Liebe je Schranken gesetzt?
Der Fittig der Lieb' ist ein Pfauenschwanz,
Schön glänzend, doch auch veränderlich;
Und durch einer neueren Schönheit Glanz
Verändert die Feder der Liebe sich.
Drum o! welche Wonne, daß, wo man auch ist,
Man sicherlich findet ein schönes Kind,
Daß fern von den Lippen, die einst wir geküßt,
Allüberall Lippen zu küssen sind!

6. Come, send round the wine.

Schenk ein! doch mit dem Glaubensstreite fort!
Den woll'n wir Thoren und Pedanten lassen;
Des Augenblickes Blum' ist schnell verdorrt,
Soll sie, vom Schulstaub noch beschmuzt, erblassen?
Ob blau die Becher oder purpurn sei'n,
Ist nur ihr Inhalt von demselben Werth;
Wer sich erzürnt um ihren Farbenschein,
Verdient nicht, daß er einen Tropfen leert!

Der Krieger, der an meiner Seite ficht,
Soll er mir seinen Glauben erst bekennen?
Und kniet mein Freund an meinem Altar nicht,
Ist das ein Grund, vom Freunde mich zu trennen?
Die Ketz'rin sollt' ich flieh'n, die mich entflammt,
Und suchen, wo ein gläub'ges Weib mich küßt?
Es sei Gesetz und Herz von uns verdammt,
Das Lieb' und Werth mit solchem Maße mißt!

Literatur und Kunst.

Von Arnold Schloenbach, einem Schriftsteller, dessen ernstem und eifrigem Streben bessere Erfolge zu wünschen wären, als ihm bisjetzt noch haben gelingen wollen, sind vor kurzem erschienen: „Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit" (2 Bände, Breslau, Trewendt und Granier). Auch diesem Werke wiederum wollen wir die ernsthafte und wohlmeinende Absicht nicht absprechen; ermüdet von der Einförmigkeit und Farblosigkeit des Alltaglebens, hat der Verfasser geglaubt, der Poesie einen Dienst zu erweisen, indem er gewisse absonderliche Gestalten, Gestalten von eigenthümlicher Denk- und Lebensweise, wie der Alles nivellirende Strom des modernen Lebens sie mehr und mehr hinwegspült, in poetischen Rahmen befestigt und verarbeitet hat. Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob es mit der Alles nivellirenden Macht unserer Zeit wirklich so schlimm ist, wie der Verfasser glaubt, und ob es in der That als ein Beweis für die allgemeine Charakterschwäche der Gegenwart herbeigezogen werden darf, daß sie dergleichen schroffe, incommensurable Naturen entweder überhaupt nicht mehr oder wenigstens nicht mehr in dem Grade erzeugt wie früher. Im Gegentheil, wir glauben einen Fortschritt der Zeit und einen Sieg der zunehmenden Bildung und Sittlichkeit darin zu erkennen, daß Erscheinungen dieser Art, deren Grund denn doch nur immer geistige oder sittliche Beschränktheit ist und die nur in einer gewissen Isolirtheit gedeihen können, bei uns von Tage zu Tage seltener werden. Doch dies ganz bei Seite gestellt und den Stoff als einen wirklich poetischen zugegeben, hätte der Verfasser doch einen weit vorsichtigern und weit maßvollern Gebrauch davon machen müssen, wenn er nicht zu einem so unbefriedigenden Resultate gelangen wollte, wie es hier nun in der That vorliegt. Er hätte also müssen erstlich unterscheiden zwischen Original und Fratze. Das Original ist noch immer ein verständiger Mensch, der nur in einem gewissen Punkt, und zwar meistens nur in einem Punkt äußerlicher Angewöhnung, von dem Herkömmlichen abweicht, während die Fratze schlechthin unverständig und unnatürlich ist. Der Verfasser des vorliegenden Werks hat nach beiden Seiten hin Misgriffe gethan; einige der Figuren, die er uns als Originale vorführt, sind nicht mehr Originale, sondern schlechthin Verrückte, während Andere zwar stark ausgeprägte energische Charaktere, aber durchaus keine Originale sind. Solcher Edelleute z. B., die die Ehre ihres Wappens und den Ruhm unbefleckter Loyalität für das Höchste in der Welt halten, wie der alte Herr im „Aristokraten" (II, 59), gibt es noch unzählige, ohne daß es erlaubt wäre, sie blos um dieser Ansicht willen dem Orden der Originale beizuzählen. Erst wenn das maßlose Adelsbewußtsein des „Aristokraten" ihn selbst zu gewissen absonderlichen Gewohnheiten und Aeußerungen, zu gewissen fixen Ideen (um es denn doch recht stark auszudrücken) geführt hätte, dann erst hätte der Verfasser ein Recht gehabt, ihn für seine Curiositätensammlung einzufangen. Das ist aber bei diesem Schloenbach'schen „Aristokraten" durchaus nicht der Fall; es ist ein ganz gewöhnlicher Theaterwütherich, dergleichen seit nun reichlich 70 Jahren auf allen Theatern und in unzähligen Romanen umherstrampeln und für die also das Prädicat der Originalität am allerwenigsten in Anspruch zu nehmen war. Ein zweiter,

ebenso bedeutender Fehler liegt in der Massenhaftigkeit, mit welcher der Verfasser uns seine (wahren oder vermeintlichen) Originale vorführt. Und doch wirkt das Original nur gerade durch seine Singularität; ein Original in einer übrigens verständigen und wohlgesitteten Gesellschaft kann möglicherweise das Salz dieser Gesellschaft bilden, eine Gesellschaft von Originalen beieinander wird uns stets nur einen peinlichen Eindruck erwecken, nicht viel besser als der Besuch eines Irrenhauses. Welchen köstlichen Gebrauch weiß Dickens von solchen vereinzelten Originalen zu machen oder bei uns Deutschen Ludwig Tieck in seinen Novellen! Hr. Schloenbach dagegen, der uns hier nicht blos eine ganze zweibändige Galerie von Originalen vorführt, nein, der auch in den einzelnen Geschichten selbst zuweilen zwei und mehr Originale in einer Weise gegeneinander stellt, daß es Einem ganz schwindlig dabei zu Muthe wird (man vergleiche z. B. die Familie Stops, zu Anfang des zweiten Bandes) — Hr. Schloenbach hat durch diese unkünstlerische Häufung sich selbst den Effect verdorben und mit allem guten Willen und aller edeln Absicht doch nur ein Buch geliefert, das im Ganzen nur einen peinlichen, um nicht zu sagen widerwärtigen Eindruck hervorbringt. Wir könnten noch einige andere Schwächen des Buchs hervorheben, die zu diesem widrigen Eindruck wesentlich beitragen. Wir könnten namentlich darauf hinweisen, daß ein Original nur ein Original ist wegen der Consequenz und Beharrlichkeit, mit der es gewisse Seltsamkeiten verfolgt, und daß daher diese bekehrten Originale, in denen Hrn. Schloenbach's sentimentale Muse sich gefällt, eben durch diese Bekehrung allen Anspruch auf unsere Theilnahme verlieren und zu leeren, hohlen Theaterfiguren herabsinken. Wir könnten den Verfasser ferner daran erinnern, daß auch die Absonderlichkeiten eines Originals immer noch einen gewissen vernünftigen Ursprung, eine gewisse naturgemäße Herkunft verrathen müssen und daß so grelle und unwahre Erfindungen, wie seine schon angeführte „Familie Stops" (deren Einer sich z. B. regelmäßig die Haare aus den Augenbrauen ausrupft, aus Reue darüber, daß er, ein eingefleischter Geizhals, sich dennoch ab und zu verleiten läßt Almosen zu spenden) oder sein „Droschkenmann" (der durch die Eisenbahn um sein Brot kommt, während wir Alle doch sehr wohl wissen, daß das Institut der Droschken durch das Bedürfniß der Eisenbahnreisenden erst recht in Aufnahme gekommen ist: II, 131) den Leser daher auch nur verstimmen und ermüden können. Wir könnten endlich die Art und Weise zur Sprache bringen, wie der Verfasser seine Originale in Scene setzt: nämlich so, daß der Charakter uns gleich fix und fertig beschrieben und dann irgend ein seltsames Histörchen gleichsam als Exempel dazugegeben wird — also blos schildernd, gleichsam nur auf flacher Wand gemalt, während es doch das Wesen aller Poesie ist, des Epos so gut wie des Drama, des Romans wie der Novelle, daß die Charaktere sich durch Handlung vor uns entfalten und bewähren. Doch wird schon das Mitgetheilte mehr als hinreichend sein, unser oben ausgesprochenes Urtheil zu begründen und die Bitte zu rechtfertigen, die wir schließlich an den Verfasser richten: nämlich etwas vorsichtiger bei der Wahl seiner Stoffe zu Werke zu gehen und nicht jedem anscheinend poetischen Einfall ohne weiteres zu folgen, auch das Leben nicht da oder doch nicht blos da zu studiren, wo es krank ist, sondern vielmehr die Gesetzmäßigkeit und Schönheit des gesunden Lebens zu ergründen — mit

einem Wort: weniger nach Originalität und Originalen zu trachten und dafür selbst natürlicher, einfacher und darum auch genießbarer zu werden.

R. P.

Dr. Johannes Overbeck, neuerdings von Bonn, wo er Privatdocent war, als Professor der Archäologie der Kunst an die Universität zu Leipzig berufen, hat noch vor seinem Abgang von Bonn „Kunstarchäologische Vorlesungen in Anschluß an das akademische Kunstmuseum in Bonn" (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn) erscheinen lassen. Das Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche der Verfasser während der letzten Jahre in Bonn gehalten hat und deren nächster Zweck dahin ging, den Zuhörern die einzelnen Monumente der dortigen akademischen Sammlung zu erklären, nicht sowol in ästhetischer als hauptsächlich in antiquarischer und kunsthistorischer Hinsicht. Es ist also, was man sonst auch wol einen Catalogue raisonné nennt, mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit jedoch, sowie mit einer so unausgesetzten lebendigen Rücksichtnahme auf den Zusammenhang der Kunstgeschichte im Allgemeinen, daß das Buch recht wol auch als Einleitung und erster Unterricht in der Geschichte der alten Kunst überhaupt gebraucht werden kann. Einzelne wichtige Punkte, die im bonner Museum selbst nicht vertreten sind, finden sich in eigenen Beilagen und Excursen besprochen; so namentlich ein eigener Artikel über die Kolosse von Monte Cavallo, den man auch nach der kürzlich erschienenen Schrift von Adolf Stahr über dasselbe Thema noch mit Vergnügen lesen wird. — Eine ähnliche Arbeit, wenn auch kürzer gehalten und den Gang der antiken Kunst minder vollständig wiederspiegelnd, hat Professor H. F. Thaulow in Kiel vor einiger Zeit herausgegeben: „Wegweiser durch das akademische Museum zu Kiel" (Kiel, Schwers). Dasselbe lehnt sich, wie schon der Titel sagt, gleichfalls an die kieler Sammlungen an und ist hauptsächlich darauf berechnet, den Kunstsinn des größern Publicums, der sich in jenen Gegenden noch ziemlich in der Kindheit befindet, anzuregen und zu entwickeln. Bei der verständigen und sachgemäßen Anordnung des Büchleins wird es diesen Zweck auch gewiß nicht verfehlen, während es auch von Gelehrten, die mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt sind oder ähnlichen Sammlungen persönlich vorstehen, nicht ohne Interesse gelesen werden wird. r.

Will man der lyrisch-epischen Dichtung unserer Tage, einer Gattung, die allerdings mehr auf das Spielend-Phantastische angewiesen zu sein scheint, einen so gewaltigen Stoff wie den Helden der deutschen Reformation einmal zugestehen, so verdient auch der „Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus. Von Adolf Schults", der vor kurzem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist, alle Anerkennung. Die strenge und einheitliche Durchführung des epischen Gedichts darf man von dieser modernen Zwittergattung freilich nicht erwarten und ebenso wenig jene reinen, plastischen Formen, die allerdings im Begriff der epischen Dichtung liegen. Auch dieser „Martin Luther" ist wesentlich Reflexionspoesie; die einzelnen historischen Momente verschwinden fast in der Breite lyrischer Ergüsse oder philosophischer Betrachtungen, die darüber angestellt werden; selbst zur eigentlichen Ballade oder

Romanze kommt es nur selten, da der Stoff als solcher überhaupt wenig gilt, sondern nur vorhanden zu sein scheint, um dem Dichter als Anhaltpunkt für seine subjectiven Empfindungen zu dienen. Doch ist dies, wie gesagt, ein Gebrechen der ganzen Gattung, die darin wieder gewisse Krankheiten und Schwächen unsers Zeitalters im Allgemeinen abspiegelt, und wäre es daher Unrecht, wollten wir den Dichter dafür persönlich in Anspruch nehmen. Vielmehr erkennen wir mit Vergnügen an, daß sein Gedicht mit zu dem Besten gehört, nach Form wie Inhalt, was diese Gattung überhaupt bei uns hervorgebracht hat. Von frischem, männlichem Geist durchdrungen, bildet es einen höchst erfreulichen Gegensatz gegen die Kopfhängerei und Scheinheiligkeit, die uns von anderer Seite her als der wahre Kern der Poesie verkündigt wird. Die einzelnen Momente sind verständig ausgewählt und gruppirt; die Charaktere, soweit in dieser verschwimmenden Gattung überhaupt von Charakteren die Rede sein kann, sind gut und mit historischer Treue gezeichnet; die Form ist fast ohne Ausnahme schwungvoll und edel und nur selten stören kleine Nachlässigkeiten, besonders in zu häufiger Wiederholung gewisser Redeweisen, oder auch einzelne Längen, die der Verfasser ohne große Mühe hätte beseitigen können. Das Ganze ist eine erfreuliche Erscheinung und darf namentlich allen Denen empfohlen werden, die an dem süßlichen Confect, diesen marzipanen Kreuzlein und Lämmlein, die den Markt der Literatur augenblicklich überfüllen, sich ihren ästhetischen Magen noch nicht ganz verdorben, den Sinn für eine gesundere und männlichere Kost noch nicht völlig verloren haben. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

20. November 1853.

NO. Sich rar zu machen, kann immerhin eine gute gesellschaftliche Maxime sein, für einen Correspondenten von heute paßt sie indessen, wie ich zu meinem Schrecken sehe, doch nicht; ich kann nicht finden, daß mein Bericht Aussicht hat, interessanter zu werden nach so langem Schweigen. Wie sorgfältig ich auch — ein politischer Ehrenberg — an dem Infusorienstaub gesammelt habe, um meine mikroskopischen Untersuchungen fruchtbringend zu machen, doch ist es nur immer wieder der alte berliner — Staub. Und nun muß ich ihn gar noch ein wenig aufrühren, damit Ihre Leser sehen, wie er sich mit der Zeit abgelagert hat!

Species „auswärtige Politik“ conservirt sich mit längst bekannten Exemplaren und Organen. In der orientalischen Frage hat selbst die persönliche Erscheinung des russischen Kaisers keine Aenderung in der neutralen Haltung des hiesigen Cabinets hervorzubringen vermocht. Doch auch in die totale Indifferenz des wiener Hofes hat dasselbe sich nicht hineinziehen lassen. Und ebenso wenig auch in die englische Allianz; wir sind eben selbständig auf eigene Hand. Alles, was ich Ihnen in dieser Rücksicht hätte mittheilen können, was andere — weniger glückliche — deutsche Blätter weitläufig gesagt

und wiederholt haben, und was andere — weniger glückliche — deutsche Leser haben lesen und wieder lesen müssen all diese Wochen hindurch, Alles das begreife ich nun heute zusammen in der einfachen Hinweisung auf die Erklärung, mit welcher unser Bundestagsgesandter am 10. November seinem östreichischen Collegen zur Seite — um nicht zu sagen entgegengetreten ist, und deren Inhalt dahin lautet: „daß die königliche Regierung auch ferner fortfahren werde, die Freiheit der Entschließung, welche sie sich bisher vorbehalten, zu benutzen, um im Verein mit den erhabenen Verbündeten Sr. Majestät des Königs alle ihre Kräfte der Sicherung des Friedens zu widmen." Damit ist Preußens augenblickliche Stellung deutlich genug gezeichnet, und wäre jeder Commentar dazu überflüssig.

Kehre ich denn von diesem Ausfluge in die „große Politik" in unsere berliner Enge zurück, so findet sich auch hier nichts oder wenig von Interesse. Die Parteien am Hofe haben sich äußerlich zur Ruhe begeben, wenigstens hört man nichts mehr von ihren kleinen Streitigkeiten. Von beiden Seiten ist etwas geopfert worden: Hr. Quehl von der einen Seite — er ist Generalconsul in Kopenhagen geworden; Hr. Wagener von der andern — er soll begnadigt sein und Rechtsanwalt am Obertribunal werden. An kleinen Demonstrationen fehlt es freilich trotz des Friedensschlusses nicht. Die HH. Stahl und Gerlach haben neulich von einer Anzahl ihrer Anhänger, namentlich aus der Provinz Sachsen, kostbare Bibeln zum Geschenk erhalten, Exemplare jener Musterdrucke, welche die Decker'sche Buchdruckerei für die londoner Industrieausstellung geliefert hatte. Bei der Ueberreichung ist es sehr feierlich zugegangen; doch hört man vielfältig die Meinung äußern, als ob für eine Parteidemonstration, wie diese doch unzweifelhaft ist, dieser fromme Faltenwurf am wenigsten passe. Eine ähnliche Ovation war für Hrn. von Manteuffel bezüglich der Novembertage im Werke; allein das Festcomité, das sich zu diesem Zwecke gebildet hatte, enthielt einige so bedenkliche Namen, daß selbst in Kreisen von unzweifelhaft conservativer Färbung diese Genossenschaft denn doch gescheut wurde. Ihre Einladungen sollen verschiedene sehr energische Abweisungen erfahren haben, bis endlich Hr. von Manteuffel selbst sich die beabsichtigte Ehre verbat. Es zieht nicht mehr so recht mit den Novembererinnerungen, sieht man, und daß Alles seine Zeit hat, wußte schon der weise Salomo — was nun auch Andere erfahren, die nicht weise Salomos sind.

So ist also die Novemberpolitik ohne öffentliche Feier geblieben; sie selbst aber wird natürlich unverändert fortgesetzt. Das Neueste und Denkwürdigste in dieser Hinsicht ist eine Verfügung Sr. Excellenz des Cultusministers, wonach Geistliche und Lehrer, die sich 1848 und 1849 „vergangen" haben, nur dann befördert werden sollen, wenn vorher direct an den König selbst darüber berichtet und Bescheid eingeholt worden ist; der Rücktritt in den Staatsdienst ist für Entlassene dieser Kategorie in ähnlicher Weise erschwert. Auch in den andern Ministerien sollen ähnliche Verordnungen erlassen sein.

Für die nahe bevorstehenden Kammern sind die Aussichten noch immer außerordentlich trübe; die Mandatsniederlegungen drohen förmlich epidemisch zu werden, alle Fractionen sind davon ergriffen, man zählt in beiden Kammern schon über 60 Abgeordnete, welche resignirt haben. Wohin soll das führen?

Uns freilich speciell in Berlin wird es nicht stören, wenn die Kammern das öffentliche Interesse auch noch weniger in Anspruch nehmen sollten als bisher; wir sind mit winterlichen Zerstreuungen und Lustbarkeiten reichlich versehen. Alle Theater, die Oper eingeschlossen, sind in vollem Zuge; für Rührung sorgt die Birch-Pfeiffer'sche „Waise von Lowood", für Amusement die lustige Truppe und das lustige Repertoire der Friedrich-Wilhelmsstadt; auch die musikalische Saison entfaltet bereits ihre ganze Pracht in Oratorien, Symphonien, Domchorconcerten, Quartett-Soiréen; ja bis in die Straßen dringt schon das musikalische Gewirr, die Jungen mit den „Walddeibels" sind los und schnurren und brummen — Berlin wird amusant, es naht die selige, fröhliche Weihnachtszeit!

Aus dem Hannoverschen*).

Mitte November 1853.

D. O. Die Lage, in der sich die Dinge bei uns im Augenblick befinden, scheint die Vermuthungen, die ich vor einigen Monaten bei Gelegenheit der Kammerauflösung über den Erfolg unserer ministeriellen Politik aussprach, früher bestätigen zu wollen, als ich damals selbst noch voraussetzte. Sie erinnern sich, daß ich die Stellung des gegenwärtigen Cabinets in der Verfassungsrevisionssache von Anfang an für eine politisch unhaltbare bezeichnete. Es gab, meiner Meinung nach, nur zwei Wege, die hier einzuschlagen waren: entweder daß man das Verfassungsleben, wie es sich bei uns seit 1848 von Grund aus neu entwickelt hat, sich frisch durchleben ließ, oder daß dem Ansinnen des Bundestags auf eine durchgreifende Reform auch ganz vollständig nachgegeben ward. Mit andern Worten: man änderte entweder an der Verfassung im Ganzen nichts, oder man entschloß sich, sie vollständig und rücksichtslos umzugestalten. Möglich waren beide Wege. Während im erstern Falle die Regierung an der Haltung des hannoverschen Volks, das bekanntlich mit großer Zähigkeit an Dem festhält, was es einmal gefaßt hat, eine mächtige Stütze und einen nicht leicht zu beseitigenden Einwand besessen hätte, für den Fall nämlich, daß der Bundestag wirklich ernstlich zur Revision gedrängt, was ich meinestheils indeß nicht für wahrscheinlich halte: so bot im andern Fall die bekannte Macht des Rückschlags, welche die gegenwärtigen politischen Zustände Deutschlands beherrscht und der sich auf die Dauer Niemand entzieht, ebenfalls wieder eine gewisse Bürgschaft des Gelingens.

---

*) Bekanntlich ist seit Abfassung obigen Briefes das längsterwartete neue Ministerium in Hannover in der That ernannt worden; dasselbe besteht aus dem bisherigen Landdrost von Lütcken als Finanz- und Handelsminister und Vorsitzenden des Ministeriums, dem bisherigen Geheimen Kriegsrath Wedemeyer als Minister des Innern, dem bisherigen Geheimen Legationsrath von Lenthe als Minister des Auswärtigen, dem bisherigen Obergerichtsrath Busch als Justizminister, dem bisherigen Consistorialrath Bergmann als Cultusminister, während der bisherige Kriegsminister General Brandis im Amte bleibt. Wiewol durch diese Thatsache die Raisonnements unsers Hrn. Correspondenten einige Aenderung erleiden dürften, so haben wir dieselben doch nicht zurückhalten wollen, als Beiträge zur Charakteristik der Zeitstimmung im Hannoverschen. D. Red.

Die Sache lag also dergestalt, daß man die Revision entweder ganz fallen lassen oder aber sie octroyiren mußte: eine Ansicht, die, wie man versichert, auch von der größten, wenn nicht der einzigen Capacität des gegenwärtigen Cabinets, dem Finanzminister Bacmeister aufgestellt und mit Nachdruck gegen seine dissentirenden Collegen behauptet worden sein soll. Statt dessen schlug man einen durchaus unpolitischen Weg ein — unpolitisch, weil voraussichtlich erfolglos —: man zauderte, man schwankte und suchte noch einmal eine gefügigere Majorität in der Kammer zu erlangen. Damit ist das Ministerium denn nun da angekommen, wo ihm nothwendig nur die Einreichung seiner Dimission übrig blieb — und res ad triarios pervenit! Man kann sich nicht mehr darüber täuschen, daß die Entscheidung jetzt bei der höchsten Stelle im Staate angelangt und lediglich vom letzten Wort des Monarchen selbst abhängig ist. Hier hört natürlich für den Uneingeweihten jede Wahrscheinlichkeitsrechnung auf, und enthalten auch wir uns daher aller Combinationen und Vermuthungen. Wie die Entscheidung aber auch ausfallen möge, so viel ist schon jetzt gewiß, daß sie für längere Zeit der Regierung unsers Landes, welche dieselbe demnächst wird auszuführen haben, einen bestimmten, consequent innezuhaltenden Weg vorschreibt. Bereits seit zwei Monaten oder länger schwebt die Ministerkrisis. Die Gerüchte schwanken noch jetzt hin und her; bald soll Bacmeister ausscheiden, bald soll gerade er den Auftrag haben, ein neues Ministerium zu bilden; bald werden auch ganz neue Namen (darunter auch die frühern Minister ritterschaftlicher Richtung, Decken und Borries) genannt. Vermuthlich, ja hoffentlich wird darüber, wenn dies Schreiben Ihren Lesern zu Gesichte kommt, bereits entschieden sein. Doch kommt auf die Namen im Grunde allerdings nur wenig an, besonders da die Mehrzahl der Gerüchte sich dahin vereinigt, daß ein Cabinet die Zügel ergreifen wird, das noch weiter nach rechts geht als das gegenwärtige.

Eine besondere Aufregung unter dem Volke darf man auch davon nicht erwarten; das politische Leben ist auch bei uns so matt geworden wie überall in Deutschland und concentrirt sich mehr und mehr in den geschaffenen Corporationen (Gemeindecollegien u. s. w.). Ja, wie die Sachen einmal stehen, ist dies Letztere auch kaum zu bedauern. Denn trotz mancher Mängel und Einseitigkeiten wird in diesen Corporationen doch durchschnittlich ein selbständiger Sinn genährt, der dem bureaukratischen Systeme, wie dasselbe bei uns herrscht, häufig in den Weg treten muß. Außerdem aber wird dadurch auch die Möglichkeit einer organisirten Opposition geschaffen, die der Opposition der Einzelnen allemal unermeßlich überlegen ist. Einen interessanten Beleg dafür hat kürzlich wieder ein vielbesprochener Conflict unserer Anwaltskammern mit dem Justizministerium gegeben. Das Ministerium wollte die Beamtenwahlen zu den Anwaltskammern durch die Staatsanwaltschaft vornehmen lassen, was von diesen zuerst fast mit Einstimmigkeit als ein Eingriff in ihre Selbständigkeit vollständig zurückgewiesen ward. Wenn sie hinterdrein dennoch nachgegeben haben, so wird gleichwol das einmal geweckte Mistrauen so bald nicht verschwinden, eine Regierung aber, die sich auf jedem Schritte mit Mistrauen begegnet sieht, wird nothwendig bald hier bald dort gelähmt werden. Und gerade diese ewig wiederkehrenden Lähmungen sind für eine Regierung die allergefährlichste Opposition, das hat Ernst August in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung hinlänglich

erfahren. Der Widerstand einer Ständeversammlung läßt sich beseitigen, Steuern, wenn sie verweigert werden sollten, lassen sich erzwingen; wenn aber jede Corporation und jeder geschlossene Kreis des Volks den Anordnungen der Regierung nur widerwillig, nur zögernd, und wo es möglich ist, gar nicht Folge leistet, da wird das Regieren, zum mindesten gesagt, sehr schwer. Und ein Ministerium, das bei uns seinen Antritt mit Octroyiren beginnen wollte, möchte von dieser Art der Opposition allerdings Einiges zu fürchten haben. Was die Stände betrifft, so läßt sich vorher nicht wol entscheiden, ob von ihnen alle Mittel des Widerstandes werden versucht werden; daß sie selbst damit viel ausrichten sollten, ist nicht zu glauben. Desto gefährlicher, wie gesagt, wird der zähe Widerstand des Volks jedem Ministerium werden, das nicht unbedingt an der Verfassung festhält.

Aus Pommern.

Ende November 1853.

Est. Nach einem ungewöhnlich warmen und heitern Spätherbste ist auch bei uns seit einigen Tagen ein gelindes Frostwetter eingetreten. Dasselbe ist zwar noch sehr glimpflich, erregt aber doch schon mancherlei Besorgnisse, theils weil man daraus überhaupt auf einen frühzeitigen und strengen Winter schließen will, theils und ganz besonders, weil man den vorzeitigen Schluß der Schiffahrt fürchtet, die gerade in diesem Augenblick von doppelter Bedeutung für uns ist. Denn trotz der schönen Hoffnungen, mit denen man sich zu Anfang des Sommers trug und von denen ich Ihnen seinerzeit meldete, ist die Ernte auch in unserer Provinz kaum mittelmäßig ausgefallen. Nach den genauesten und zuverlässigsten Ermittelungen hat nur der Hafer, für den unser sandiger und leichter Boden allerdings noch am geeignetsten ist, den Durchschnittsertrag einer mittelmäßigen Ernte überstiegen, während alle übrigen Fruchtarten dahinter zurückgeblieben sind, und zwar zum Theil sehr ansehnlich. So besonders Roggen und Kartoffeln, diese beiden Hauptnahrungsmittel unserer Provinz, vorzüglich die letztern, die für zahlreiche Kreise unserer Bevölkerung fast die einzige Winternahrung bilden und deren Ausfall daher ebenso allgemein wie schmerzlich empfunden wird.

Unter diesen Umständen muß uns natürlich Alles daran gelegen sein, daß die Schiffahrt und damit die Möglichkeit der Zufuhr möglichst lange offen erhalten bleibt, indem das Gegentheil, wie schon die Erfahrung der letzten paar Tage bewiesen hat, eine immer zunehmende Steigerung der Preise herbeiführen würde, die sich ohnedies schon auf einer wahrhaft besorgnißerregenden Höhe befinden. Wie viel Antheil an dieser Höhe der Preise die Speculation hat und wie früh oder spät und in welchem Maße dieselben demnach herabgehen werden, wage ich nicht zu entscheiden. Daß aber die Speculation bei uns allerdings außerordentlich thätig ist und daß auch viele Landwirthe, noch nicht zufrieden mit dem gegenwärtigen hohen Gewinn, ihre Vorräthe in der Hoffnung auf noch höhern, absichtlich zurückhalten, das ist eine Thatsache, von der man sich hier im täglichen Handel und Wandel vielfältig überzeugen kann und die sich auch in der Folge noch deutlicher offenbaren wird. Ebenso wenig will ich untersuchen, ob dies Verfahren vom moralischen, ja ob es nur vom ökonomischen Stand-

punkt zu billigen ist oder nicht und ob und welche Mittel der Staat hat, die Speculation in gewissen Grenzen zu erhalten. Daß die Frage selbst in diesem Augenblick bei uns lebhaft erörtert wird, können Sie leicht denken, besonders nach den bekannten Vorgängen auf der berliner Börse, die z. B. in Stettin, wo die Pfuschmakler ebenfalls in üppigster Blüte stehen, eine außerordentliche Sensation hervorrief. Doch werden diese Erörterungen bei uns meistentheils mit so viel Leidenschaftlichkeit und so wenig nationalökonomischer Kenntniß geführt, daß an eine Einigung nicht zu denken; der Habsucht der Einen steht die Noth oder in vielen Fällen auch nur der Argwohn und selbst der bloße Neid der Andern zu craß gegenüber, die Einen wollen nur immer möglichst viel Geld, die Andern möglichst viel Waare bekommen, die Freiheit des Handels ist im Munde der Einen eine Redensart so gut wie das Bedürfniß des Volks im Munde der Andern, während in Wahrheit für Beide nur das eigene Interesse maßgebend ist. Diejenigen aber über Natur und Wesen des Getreidehandels aufzuklären, denen diese Aufklärung am nöthigsten wäre und bei denen das vielverbreitete Geschrei von Kornwucher und künstlicher Theuerung am gefährlichsten werden kann, also die untern Classen, die überdies bei uns in noch weit größerer Roheit und Unkenntniß leben als anderwärts — das fällt Niemand bei uns ein, ja der bloße Gedanke daran würde vermuthlich mit Spott und Verdächtigung empfangen werden.

Aber freilich, wozu soll auch dem „gemeinen Volk" diese Aufklärung über sein irdisches Brot, da es ja mit himmlischem so reichlich versehen ist? Die Ausdehnung, welche das Sektenwesen bei uns gewinnt, ist ebenso unglaublich wie die Verirrungen, zu denen dasselbe sich in einzelnen Fällen steigert; die Geschichten, die man davon erzählt, besonders aus gewissen Gegenden in Hinterpommern, diesem wahren Sitz urpommerscher Loyalität und Biederkeit, sind zum Theil so widerwärtig und von so abschreckender Natur, daß ich Bedenken trage, Ihre Leser davon zu unterhalten. Nur dies darf dreist behauptet werden, daß, wenn hier nicht bald mit Energie und Consequenz eingegriffen wird, eine allgemeine geistige wie sittliche Depravation unserer kleinern ländlichen Bevölkerung, so wie ein Chaos der unangenehmsten und bedenklichsten Zerwürfnisse in sicherer Aussicht steht, und das gerade von derjenigen Seite her, die doch vor allen andern berufen wäre, die Eintracht aufrecht zu erhalten und welche Zucht und Ordnung jederzeit als ihr drittes Wort im Munde führt. Es ist schon Manches ein großes Feuer geworden, was anfangs nur eine glimmende Kohle war; hier ist aber schon mehr als eine glimmende Kohle, hier ist bereits ein langsam schwelender, weit um sich greifender unterirdischer Brand, dessen erstickender Qualm bereits die Luft verfinstert und den jeder zufällige Windstoß zur hellen Flamme anblasen kann.

Aber daß ich meinen eigentlichen Gegenstand nicht aus dem Auge verliere: ohne behaupten zu wollen, daß die Unklarheit über das Wesen des Getreidehandels bei uns größer ist als anderwärts, oder daß die Eifersucht Derer, die verdienen wollen, und Derer, die zahlen müssen, bei uns eine grimmigere Gestalt annimmt als überall in der Welt, so kann ich doch dies leider nicht in Abrede stellen, daß die Auswüchse der Speculation bei uns in der That widerwärtiger sind und auf brutalere Art zu Tage treten als anderwärts. Es ist besonders der stettiner Handel, den ich dabei im Sinne

habe. Schon in meinem letzten Briefe deutete ich auf gewisse Ereignisse hin, die sich an der stettiner Börse zugetragen hatten und die mir wenig geeignet schienen, den alten Ruf pommerscher Treue und Redlichkeit zu erhalten. Die letzten Wochen haben uns wieder eine Menge ähnlicher und noch ärgerer Ereignisse erleben lassen und die Chronique scandaleuse der stettiner Börse wieder um einige sehr dunkle Blätter bereichert. Wo Handel getrieben wird, wird es auch Handelsunfälle geben, wo speculirt wird, wird auch ein mal falsch speculirt werden, das ist ganz in der Ordnung und jede größere Handelsstadt wird im Lauf des Jahres eine gewisse Anzahl von Katastrophen aufzuweisen haben, die sich dann leider gewöhnlich weit über die kaufmännischen Kreise hinauserstrecken. Wo aber die Katastrophen so anfangen die Mehrzahl zu bilden, wie in Stettin, wo es gar kein vereinzelter Fall mehr ist, Kaufleute, welche jahrelang in allgemeiner Achtung gestanden haben, plötzlich die Flucht ergreifen zu sehen, weil die vieljährigen Wechselfälschungen und Betrügereien aller Art, die sie getrieben, sich endlich auf keine Weise mehr verbergen lassen — nein, wo diese Fälle sich so rasch und in so steigendem Maße wiederholen, wie es hier in den letzten Wochen und Monaten der Fall gewesen; wo namentlich der ganze jüngere kaufmännische Anwuchs nur vorhanden zu sein scheint, um nach einer kurzen Epoche voll schwindelnden Wohllebens und luxuriösester Genußsucht jählings zusammenzustürzen und zu verschwinden — da muß allerdings an der Wurzel dieses Handels ein fauler Fleck sein, den die glänzendsten Aus- und Einfuhrlisten nicht verdecken können. Stettin ist nicht nur die bedeutendste Handelsstadt unserer Provinz, es ist auch die bedeutendste Seestadt im ganzen preußischen Staate und der vornehmste Sitz seines auswärtigen Handels. Daß das Handelsleben dieser so bedeutenden, so einflußreichen Stadt so gefährlichen Schwankungen unterworfen ist, deutet, mögen wir auch noch so viel auf locale Umstände und persönliche Fehlgriffe abrechnen, immerhin auf ein tiefes Gebrechen, an welchem der ganze preußische Handel leidet. Das Misverhältniß wird um so auffälliger, wenn wir damit andere Städte außerhalb Preußens vergleichen, wo die Geschäfte noch weit zahlreicher und großartiger, die Gesetze zum Theil weit laxer, so häufige und so unredliche Bankrotte aber, wie sie in Stettin allmälig zur Tagesordnung gehören, doch außerordentlich viel seltener sind. Die Gründe dieses Misverhältnisses zu erörtern, ist hier nicht der Ort. Aber daß nicht blos die Stimmung von Stettin, sondern auch die Stimmung der ganzen Provinz — und wiederum nicht blos ihre Stimmung, sondern auch ihr kaufmännischer Credit und damit wiederum ihre Betriebsamkeit und ihr Wohlstand darunter leidet, das liegt freilich auf der Hand und bedarf keines Beweises mehr.

Und so ist denn auch die Stimmung, mit der wir dem Winter entgegengehen, in der That wieder eine sehr trübe und besorgliche. Auch der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, der allen Vorhersagungen zuwider, nun doch erfolgt ist, trägt nur dazu bei dieselbe zu verschlimmern; mit Beklommenheit fragt man sich, welche Stellung Preußen dabei einnehmen wird und was zur Sicherung unserer Interessen, der politischen sowol wie der materiellen, geschehen ist oder geschehen kann, wenn nun an der Glut, die da an der Donau emporschlägt, sich endlich doch jener allgemeine europäische Krieg entzündet, an den heutzutage auch noch Niemand glauben will und der

sich doch am Ende ebenso unerwartet einstellen kann wie dieser russisch-türkische — und vermag keine Antwort zu finden. Auch der nahe bevorstehende Zusammentritt der Kammern gibt uns in dieser Hinsicht nur wenig Beruhigung. Ich will nicht untersuchen, in welchem Credit unser dermaliges Kammerwesen in den übrigen Theilen der Monarchie steht, vom Ausland völlig zu geschweigen. Aber die Erwartungen zu erfüllen, die man bei uns durchschnittlich in die Kammern setzt, wird denselben nicht schwer fallen: nämlich deshalb, weil solche Erwartungen bei uns überhaupt nicht mehr existiren. Ausgenommen davon sind nur Diejenigen, denen man sonst nachsagt, daß sie mit dem ganzen Kammerwesen am wenigsten einverstanden sind — unsere Junker. Nachdem die gehäuften Mandatsniederlegungen die völlige Zersplitterung der bisherigen Opposition (wenn nämlich dieser Name nicht viel zu pomphaft wäre) in sichere Aussicht gestellt haben, erwarten unsere Junker von der nächsten Session allerdings höchst Bedeutendes und Folgenreiches. Was Das ist, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, und ebenso wenig auch, daß der Jubel, der aus diesem Lager herübertönt, wiederum nur dazu beiträgt, die Stimmung der übrigen Bevölkerung zu entmuthigen und niederzudrücken. Möge die Zukunft denn alle finstern Erwartungen widerlegen und mögen die Weihnachtskerzen ihren fröhlichen Schein nur in fröhliche Gemüther werfen, bei Ihnen wie bei uns!

Aus Leipzig.

Ende November 1853.

O. B. Unser Theater, über dessen Unthätigkeit ich in meinen frühern Briefen Klage führen mußte, hat in den letzten Wochen einige recht erfreuliche Lebenszeichen von sich gegeben; rasch hintereinander haben wir Hebbel's „Judith“ und „Das Haus des Barneveldt“ von Dingelstedt gesehen, zwei Vorstellungen, die dem literarischen Geschmack unserer Direction alle Ehre machen und auch mit löblichem Fleiß und Eifer in Scene gesetzt waren. Dennoch haben beide Stücke das Resultat, das man sich von ihnen versprochen hatte, nicht gehabt. Die Aufführung der „Judith“ hätte ein Ereigniß werden können; sie sank herab zum bloßen Experiment, nicht etwa wegen Unzulänglichkeit der darstellenden Kräfte, die im Gegentheil in beiden Stücken verhältnißmäßig recht Tüchtiges leisteten, sondern vielmehr durch die eigene Schuld des Autors, der aus einer falschen, gerade bei Hebbel doppelt unbegreiflichen Nachgiebigkeit gegen das Publicum und die sogenannten Foderungen der Bühne sein Stück in einer Art und Weise verstümmelt hat, daß es kaum mehr der Schatten seiner selbst ist, und namentlich die beiden letzten Acte vollkommen bedeutungs- und zusammenhangslos nachschleppen. Dingelstedt's „Haus des Barneveldt“ riß bei der ersten Aufführung ein reich besetztes Haus zu häufigen Thränen und wiederholtem Hervorruf der Hauptdarsteller hin. Wer hätte dem Stück danach nicht eine lange und rühmliche Dauer auf unserer Bühne prophezeit? Aber nein, schon die zweite Vorstellung fand vor so leeren Bänken statt, daß es zu einer dritten wol überhaupt nicht mehr kommen wird. Ist das nun die Schuld des Publicums oder des Stücks? Ist unser Publicum zu flach geworden, zu sehr vertivolit, um an den Schauern der Tragödie noch Gefallen zu finden?

Oder hat sein Instinct ihm gesagt, daß die Erschütterung, die ihm hier geboten wird, doch nicht jene erhabenen Schauer der Tragödie sind, sondern daß das ganze Stück nur eben ein veredeltes Rührstück ist, ohne tiefern Kern, ohne poetische Nothwendigkeit, ja ohne thatsächlichen Zusammenhang? In der That müssen wir uns der letztern Ansicht zuneigen; so hoch wir auch Dingelstedt's elegisch-lyrische Begabung anschlagen und so freudig wir seine energische und echt künstlerische Theaterleitung anerkennen, so hat uns dies „Haus des Barneveldt" doch von seinem dramatischen Talent nur einen mäßigen Begriff beibringen können. Der größere Theil des ersten Acts ist vortrefflich, ja Einzelnes darin geradezu meisterhaft gearbeitet. Allein mit diesem Act hört auch unser Interesse an dem Stück auf, noch mehr: das Stück selbst ist damit eigentlich zu Ende; der Held desselben ist am Schluß des Acts geköpft, ohne daß wir ihn gesehen und ohne daß die Conflicte mit Demjenigen, der ihn in den Tod schickt, sich vor uns entwickelt haben. Was darauf folgt, hat noch einzelne pathetische und ergreifende Scenen, welche die Thränendrüsen eines gedankenlosen Publicums wol in Bewegung setzen, den aufmerksamern Zuschauer aber, der eine Continuität der Handlung und eine stetige, innere Entwickelung verlangt, unmöglich befriedigen können.

Dagegen hat unser Theater sich dies mal bei einer Gelegenheit vermissen lassen, bei der wir sonst gewohnt waren, es umgekehrt in erster Reihe zu sehen: nämlich bei unserm diesjährigen Schiller-Fest, dem dreizehnten, das wir feierten. Die Hauptpunkte der diesmaligen Feier waren Kühne's Prolog zum „Wilhelm Tell" und Rudolf Gottschall's Festrede. Kühne's Prolog war ursprünglich für das Theater bestimmt, das die Feierlichkeit mit der Aufführung des „Wilhelm Tell" einleiten sollte. Auch war das Stück wirklich schon angesetzt, wurde jedoch „wegen plötzlich eingetretener Krankheit" eines Mitglieds wieder zurückgenommen. Jedenfalls bleibt es zu bedauern, daß auf diese Weise das Theater, das gerade Schiller so Unermeßliches verdankt, ohne Betheiligung an seiner Feier geblieben ist, und zwar zum ersten mal seit vielen Jahren.

Doch verlief darum die Feier selbst noch immer glänzend genug. Kühne's Prolog wurde zur Eröffnung des Festes vorgetragen; er ist seitdem in der „Europa" veröffentlicht und werden auch Diejenigen, welche keine Gelegenheit hatten, dem Feste beizuwohnen, sich daraus überzeugt haben, daß der lebhafte Beifall, mit welchem er aufgenommen wurde, kein unverdienter gewesen ist. Auch Gottschall's Festrede „Ueber die Bedeutung des Schiller-Cultus" ist seitdem in der „Europa" zu lesen gewesen und begnüge ich mich daher mit der Bemerkung, daß sie ebenfalls mit reichlichem und wohlverdientem Beifall aufgenommen ward. Auch die Tafel, die das Fest in gewohnter Weise beschloß, verlief in allgemeiner und ungestörter Heiterkeit, wie denn die ganze Feier, sehr gegen den Lauf, den dergleichen sonst wol in Deutschland nimmt, von Jahr zu Jahr zu gewinnen scheint und einen immer frischern und lebendigern Geist entwickelt.

Von unsern Gewandhausconcerten können wir dies letztere nun freilich nicht rühmen. Indessen ihren akademischen Zopf einmal zugegeben, bleiben sie doch immer die bedeutendsten musikalischen Genüsse dieser Art, die wir vielleicht in ganz Deutschland haben. Namentlich das Orchester leistet Ausgezeichnetes und auch David's Leitung desselben ist bis jetzt von einer Frische und Sicher-

heit gewesen, die selbst von seinen Gegnern anerkannt werden muß. Dagegen vermißt man nach Frl. Ney eine Sängerin von durchgreifender Wirkung, indem Frl. Bergauer aus Prag wol eine ganz gute Sängerin ist, den Ansprüchen jedoch, die man hier zu machen gewohnt ist, wol kaum gewachsen sein dürfte.

Eine weitere Bereicherung unserer Geselligkeit sind die alle vier Wochen wiederkehrenden „Damenabende", welche der Schriftstellerverein auch dies Jahr wieder eröffnet hat. Unsere Schriftsteller und Künstler haben dabei die Aufgabe, die Damen der Mitglieder poetisch und künstlerisch zu unterhalten, was natürlich nicht immer leicht, dafür aber auch, wenn es gelingt, um so dankbarer ist. Und so wollen wir denn auch diesen „Damenabenden" den besten Fortgang wünschen.

Notizen.

Eine bisher wenig oder gar nicht bekannte Jugendarbeit Ludwig Tieck's wird soeben von Frankfurt a. M. aus angekündigt: nämlich ein dramatisches Gedicht, das er bereits als sechszehnjähriger Gymnasiast geschrieben haben soll und das sich mit dem Ursprung des Shakspeare'schen „Sommernachtstrams" beschäftigt. Dasselbe ist soeben unter dem Titel: „Die Sommernacht. Eine Jugenddichtung Ludwig Tieck's. Mit einem Vorworte von J. D. Walter" (Frankfurt a. M., Sauerländer) erschienen und wird auch in diesen Blättern noch näher besprochen werden.

Im wiener Burgtheater ist ein neues Lustspiel von Bauernfeld gegeben worden, „Die Löwen von ehedem", jedoch, wie die Zeitungen melden, nur mit geringem Erfolg. Dagegen hat Wagner's „Tannhäuser" bei der unlängst erfolgten ersten Aufführung auf dem Stadttheater in Hamburg außerordentliche Sensation erregt. Doch wird freilich erst der Erfolg lehren müssen, ob dieselbe mehr der Musik gegolten hat oder der prachtvollen Ausstattung, mit welcher die Theaterdirection, in richtiger Würdigung des hamburger Publicums, wie es dermalen geworden ist, das Stück versehen hatte. Eine ähnliche und sogar noch prachtvollere Ausstattung bereitet die königliche Hofbühne zu Berlin für Heinrich Dorn's lang erwartete „Nibelungen" vor, die nun endlich zu Anfang künftigen Jahres daselbst in Scene gehen sollen; man spricht von nicht weniger als 10,000 Thlrn., welche zu diesem Zweck verwendet werden sollen — eine Freigebigkeit, die doppelt bemerkenswerth ist, wenn man sich an den sehr geringen Erfolg erinnert, den die Opernneuigkeiten der berliner Theatermusiker bisher gehabt haben, wie noch neulich Taubert's „Joggeli", den alle Kraftanstrengungen einer befreundeten Kritik doch nicht haben auf die Beine bringen können.

Das „Deutsche Museum" warnte kürzlich vor gewissen Neuigkeiten der Jugendliteratur; da Weihnacht, dies eigentliche Fest der Kinder, auf das auch von unsern Buchhändlern so fleißig speculirt wird, immer näher rückt,

so benutzen wir gern die Gelegenheit, in empfehlender Weise auf einige Jugendschriften aufmerksam zu machen, die soeben bei F. Kesselring in Hildburghausen erschienen sind: „Die Abenteuer Klein-Binkelbinks“, „Helläuglein“, „Das Roggenkörnlein“, „Alles was Federn hat fliegt“ ꝛc. Dieselben rühren sämmtlich von F. und H. Jaede her und zeigen ein sehr glückliches Bestreben, die kleinen Leser durch gewisse poetische Naturanschauungen zugleich zu unterhalten und zu belehren; der Ton ist einfach und kindlich, ohne jene süßliche Breite und Lehrhaftigkeit, an der unsere Jugendliteratur sonst so vielfach leidet. Auch die Ausstattung verdient alles Lob; einzelne der Bildchen, namentlich zu „Klein-Binkelbink“ sind sogar allerliebst und werden durch ihren gesunden Humor auch Erwachsenen Freude machen. — Dieselbe Empfehlung gebührt auch den „Ferientagen auf Onkels Schloß. Erzählungen und Bilder für Mädchen und Knaben von 7 bis 12 Jahren von A. Corrodi, mit 4 Bildern nach Zeichnungen von dem Verfasser“ (Kassel, Luckhardt) sowie „Maria und Elsbeth. Eine Erzählung für Mädchen von 8 bis 14 Jahren von Mathilde Bodenstedt“, der Gemahlin des beliebten Dichters und Uebersetzers (ebendaselbst). Beide zeichnen sich ebenfalls durch Einfachheit und Natürlichkeit aus, sowie durch das Spannende des Inhalts, das doch nirgend durch unkindliche Mittel herbeigeführt wird.

Friedrich Schneider in Dessau, der berühmte Componist des „Weltgericht“ und anderer, hauptsächlich geistlicher Musiken, zugleich eine der kernhaftesten und tüchtigsten Naturen unserer Zeit, und das sowol als Mensch wie als Musiker, ist am 23. November im 68. Jahre seines Alters gestorben. Sein Verlust wird weit über die Kreise hinaus, denen er zunächst angehörte, schmerzlich empfunden werden, namentlich auch von den zahlreichen Gesang- und Musikvereinen in Sachsen und Thüringen, denen der liebenswürdige Greis eine besonders herzliche Theilnahme widmete. — Dagegen wird die Nachricht von dem Tode eines andern bekannten Musikers, die wir übereinstimmend mit allen übrigen öffentlichen Blättern vor kurzem meldeten, neuerlichst von der pariser „Gazette musicale“ widerrufen: Theodor von Döhler ist keineswegs gestorben, befindet sich vielmehr nach einem Briefe, den er selbst von Florenz aus der genannten Zeitschrift eingesendet, bei vollkommen guter Gesundheit und ist mit verschiedenen neuen Compositionen beschäftigt.

Daß das deutsche Theater, das bekanntlich bei allen Nationen zu Gaste geht, auch einmal von Andern benutzt wird, gehört seit Kotzebue's Tode zu den größten Seltenheiten. Darum mag es denn auch hier notirt werden als ein Zeichen des guten Rufes, dessen Hackländer sich als Lustspieldichter erfreut, daß sein „Geheimer Agent“ jetzt auch in das Dänische übertragen ist und zwar von demselben J. P. Heiberg, der bisher für den entschiedensten Gegner der deutschen Bühne sowie überhaupt der neuern deutschen Dichtung galt. Die Heiberg'sche Uebersetzung ist schon zu wiederholten malen auf dem königlichen Theater zu Kopenhagen aufgeführt worden und soll jedes mal den lebhaftesten Beifall gefunden haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 50.** 8. December 1853.

Die Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen.

Von
Karl Rosenkranz.

Die Eintheilung der Malerei ist von Seiten ihres Materials ohne alle Schwierigkeit. Ob ein Bild in großen oder kleinen Dimensionen auf Holz, Kupfer oder Leinwand, ob es in Wasser- oder Oelfarbe ausgeführt ist, liegt sofort auf der Hand.

Ebenso wenig Schwierigkeit scheint die formale Seite der Malerei darzubieten. Ob ein Bild als Porträt copirt ist; ob es als Ausdruck einer Tendenz einen Gegenstand symbolisch umbildet; ob es als ideale Composition seinen Inhalt wie seine Form aus der Macht und Fülle der Phantasie mit Freiheit hervorbringt — wird sich zwar nicht immer sofort, aber doch nach einigem Besinnen entscheiden lassen.

Die reale Seite der Malerei scheint dagegen nicht so einfach zu erfassen. Freilich, daß es Frucht- und Thierstücke, daß es Landschaften und Stadtprospecte, daß es Genrebilder und historische Gemälde gibt, wer wüßte es nicht? Und doch ergibt sich hier für die Aesthetik ein Problem, über dessen Auflösung noch immer gestritten wird. Es fragt sich nämlich, ob eine Eintheilung der Malerei nach den von ihr dargestellten Gegenständen möglich ist? Diese Kunst ist in Ansehung ihres

Objects universell und eben diese Universalität scheint eine Eintheilung nach den Gegenständen unmöglich zu machen, da von allen zu allen sich nothwendiger Weise Uebergänge werden bilden können. Man hat daher auch seit einigen Decennien eine solche Eintheilung als ganz unangemessen verworfen, ja als altväterisch und unpraktisch verspottet. Die große Anzahl der verschiedenartigsten Gemälde aber, welche gegenwärtig dem Publicum periodisch durch die Kunstvereine ausgestellt oder in städtischen Museen bleibend versammelt werden, haben immer wieder das lebhafte Bedürfniß hervorgerufen, für die Mannichfaltigkeit der dargebotenen Schätze Kategorien zu erhalten, die eine leichte und treffende Unterscheidung der Bilder gewähren. Und bei diesem Streben hat man unwillkürlich doch wieder den Gegenständen den Vorrang geben müssen.

Diese Thatsache kann nicht zufällig sein; sie wird im Wesen der Kunst selber einen Grund haben. Der Künstler allerdings kann sagen: wenn, was ich male, nur gut, nur schön ist, so soll mir, wohin ihr es rechnen wollt, sehr gleichgültig sein! Streitet darüber, ob ich ein Genrebild oder ein historisches Gemälde erschaffen habe: ich bin zufrieden, wenn es mir gelungen ist, euch durch den Zauber meiner Gestalten und Farben zu fesseln!

Mit dem Letztern werden auch wir unter allen Umständen uns einverstanden erklären. Etwas Anderes aber ist offenbar die Frage, ob der Künstler selber sich gegen die bestimmte Unterscheidung der Gegenstände wird gleichgültig verhalten können, ohne nicht zugleich die Foderungen der Kunst zu verletzen? Die Geschichte der Malerei zeigt uns nämlich, daß die Vollendung der Schönheit sich immer mit dem entschiedenen realen Charakter eines Bildes vereinigt hat. Nur mit der Bestimmtheit und Einheit des Inhalts kann auch die Form ihre höchste Stufe erreichen. Die Zwischenglieder, die von einer Gattung der Malerei zur andern möglich werden, schließen nicht aus, daß sie nicht von festen Mittelpunkten ausgehen. Wenn die altdeutsche Schule uns den heiligen Christophorus malt, wie er das Christkind auf seinen Riesenschultern durch den Strom trägt und wir nun diesen mit seinen von Felsen, Burgen und Büschen umgebenen Ufern im Hintergrunde erblicken, so werden wir dennoch urtheilen, daß dies Bild dem Kreise der religiösen, nicht aber dem der landschaftlichen Malerei zugehöre; denn das Wesentliche ist hier der Ausdruck des Gegensatzes des Weltkindes und des von der Schwere desselben niedergebeugten physisch starken Menschen. In diesem Gegensatz liegt die Idee des Bildes und der Fluß sowie die Gestalt seiner Ufer ist das ihr untergeordnete, nebensächliche Moment. Oder wenn wir das Bild von Claude Lorrain betrachten, das den Namen „Hagar und der Engel" führt, so werden

wir uns bald überzeugen, daß dasselbe eine Landschaft ist und daß statt der Hagar und des Engels, die eine nur unwesentliche Staffage ausmachen, irgend eine andere Gruppe ebenso wol hätte gemalt sein können, ohne die Landschaft im Geringsten zu verändern.

Wir haben vorhin gesagt, daß sich die Malerei in Ansehung ihres Objects universell verhalte. Dies ist auch richtig: allein eine Schranke müssen wir doch sogleich dieser Universalität hinzufügen, nämlich die, daß die Malerei nur alles Das darzustellen vermag, was dem Reich der Sichtbarkeit angehört. Was nicht durch Gestalt und Farbe dem Auge als ein individuelles Dasein zu erscheinen im Stande ist, das kann auch nicht Gegenstand dieser Kunst werden. Gefühle, die nur der Musik, Vorstellungen, die nur der Poesie, Gedanken, die nur der Philosophie auszudrücken möglich bleiben, machen eine specifische Grenze der Malerei aus. Sie überspannt sich und wird demnach häßlich, wenn sie den Ausdruck einer Innerlichkeit erzwingen will, die einmal über ihr natürliches Gebiet hinausliegt und das eigenthümliche Vorrecht anderer Productionen ausmacht. Es ist wol unnöthig, an Beispiele solcher Verirrungen zu erinnern, da unsere Zeit nicht arm daran ist und da sogar die Theorie diese falsche Transcendenz der Malerei als einen sogenannten höhern Idealismus begünstigt hat.

Wenden wir uns zur Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen, so liegt schon in dem Wort Eintheilung angedeutet, daß man die unendliche Mannichfaltigkeit der empirischen Existenzen in gewisse Einheiten zusammenfassen will und daß es also darauf ankommt, den wahren Grund der Theilung zu finden. Sehen wir zu, wie man bisher die Aufgabe zu lösen gesucht, so entdecken wir zunächst, daß man sich lange Zeit hindurch ohne Kritik dem geschichtlichen Leitfaden überlassen hat. Für die Entwickelung der Malerei in der Zeitfolge kann man in der Kürze den Satz aufstellen, daß sie von religiösen Gegenständen anfängt, zu historischen und genrebildlichen übergeht, hierauf den landschaftlichen Hintergrund des Geschehens zur Selbständigkeit entläßt und von der Landschaft sich mit dem Stillleben und der Arabeske in die Vereinzelung der Naturobjecte verliert. Diesen Gang finden wir sowol in der antiken als in der modernen Malerei und ihm sind viele Aesthetiker, im Allgemeinen auch noch Hegel und Hotho, gefolgt.

Weil hier nicht sowol eine Eintheilung als eine Metamorphose gegeben ist, so wollte man durch einen Unterschied der Größe eine solche begründen, wie Unger in seinem vielbesprochenen Buch über „Das Wesen der Malerei" die Gegenstände der Malerei nach ihrer höhern und niedrigern Realität sonderte. Nach ihm sollen das Porträt und der religiöse, auch der welthistorische Vorgang die höhere Realität aus-

machen; die niedere Realität aber soll aus dem Genre, dem Thierstück, der Landschaft, der Marine, dem Blumen- und Fruchtstück, dem Stillleben und der Architekturmalerei bestehen. Abgesehen davon, daß eine solche comparative Theilung immer mislich ist, weil sie als eine blos quantitative der innern Bestimmtheit entbehrt, so überzeugen wir uns auch leicht, daß dieselbe nur den historischen Gang der Entwickelung der Malerei versteckter Weise copirt.

Einen umfassendern Gesichtspunkt und eine tiefere Eintheilung glaubte man dadurch zu erhalten, daß man die Malerei in die epische, lyrische und dramatische eintheilte. Es war dies eine Uebertragung der Differenzen der Poesie auf die Malerei. Für die Musik hat diese Uebertragung vollkommene Nothwendigkeit; in der Malerei kann sie nur Verwirrung stiften. Epik, Lyrik oder Dramatik können nur Unterschiede der Behandlung, der Conception, nicht aber sachliche Grenzen bezeichnen. Jeder Gegenstand kann, in dieser Sprache zu reden, episch, lyrisch oder dramatisch dargestellt werden, gerade wie er copirt, symbolisirt oder idealisirt zu werden vermag.

Dasselbe ist der Fall, wenn man die Historie dem Genre entgegensetzt, indem man behauptet, daß jene idealistisch, dieses realistisch verfahre, jene daher am Pathos, dieses an der Idylle sich charakterisire. Daß die Historie und das Genre in der That einen Gegensatz enthalten, ist unbedingt zuzugeben, daß man diesen Gegensatz aber zum Princip der Eintheilung der Malerei überhaupt erheben könne, ein Irrthum; denn auf die Natur wird man denselben nur als eine witzige Vergleichung anzuwenden vermögen. Man kann eine Landschaft von Poussin pathetisch, man kann eine Landschaft von Ruysdael naiv, idyllisch nennen: allein man ist nicht berechtigt, diese Begriffe mit Historie und Genre zu identificiren.

Gegen solche Neuerungen, die für die Kritik unserer ästhetischen Begriffe ihren großen Werth behaupten, ist die alte Eintheilung der Malerei immer wieder durchgedrungen, die sich an die Geschichte anschließt. Hat nun aber auch die Entwickelung der Malerei mit dem würdigsten Gegenstande, mit den Göttern und Menschen, begonnen und von ihm aus sich erst allmälig zur Natur und Architektur gewendet, so ist hieraus nicht zu folgern, daß die Wissenschaft denselben Gang inne zu halten hätte. Für sie wird sich der umgekehrte Progreß vom Einfachen zum Mannichfaltigen, von unten nach oben, von der Welt zum Menschen, von der Natur zur Geschichte, empfehlen. An der Naturwissenschaft haben wir ein merkwürdiges Analogon zu diesem Verfahren. Noch am Anfang dieses Jahrhunderts war es in der Naturgeschichte üblich, von der Zoologie zur Botanik, von dieser zur Mineralogie überzugehen. In der Zoologie begann man wiederum mit

dem Menschen als einem Zweihänder, ging dann zu den Vierhändern, den Affen, und von hier durch die übrigen Säuger, die Vögel, Fische, Amphibien, Insekten bis zu den Würmern fort. Wie hat sich dies geändert! Eben weil der Mensch alle übrigen Formen in seinem Organismus zu höherer Harmonie integrirt, eben weil das Thierreich an der Pflanzenwelt seine Bedingung, eben weil die Vegetation an der Erde ihr Substrat hat, sehen wir die Naturwissenschaft jetzt gerade den umgekehrten Weg vom Mineral durch die Pflanze zum Thier und von diesem zum Menschen hinauf einschlagen. Und mit welch ganz anderm Erfolge, ist wol nicht zweifelhaft. Aehnlich verhält es sich mit der Wissenschaft der Malerei. Auch sie wird, sofern sie den Unterschied ihrer Gattungen organisch auseinanderlegen will, das Hinuntersteigen aufgeben und sich zur integrirenden Methode entschließen müssen.

Der unvermeidliche Ausdruck des Niedern und Höhern in dem Gange von unten nach oben soll jedoch keine Gattung gegen eine andere herabsetzen. Von Seiten der Kunst sind die Gegenstände coordinirt und die Malerei wird sich in jeder ihrer Gattungen Selbstzweck. Gestalt, Farbe, Anordnung, das Spiel von Licht und Schatten lassen in jedem Gegenstande die Meisterschaft entfalten. Ein Landschafter, wie Rottmann oder Achenbach, kann in seinem Fach ebenso genial sein als ein Historienmaler, ein Cornelius oder Kaulbach, in dem seinigen. Jeder Künstler kann gerechten Anspruch auf diejenige Anerkennung machen, die sein Geist, seine Erfindung, seine Darstellung verdienen, was immerhin der Gegenstand derselben sei. Einen Thierkampf zu malen, wie Rubens, Snyders, Hondekoeter, Prinz Rahden gethan haben, fodert, künstlerisch genommen, dieselbe Erfindung, dieselbe Ueberlegung, dieselben Processe, wie ein Schlachtgemälde von Lebrun oder Legros. Und nichtsdestoweniger ist diese pittoreske und technische Gleichheit des künstlerischen Werthes sehr von derjenigen Ungleichheit zu unterscheiden, die einmal an und für sich in dem Wesen der Gegenstände liegt. Der Maler, wie gesagt, bleibt in seinem Recht, gleichviel ob er einen Blumenstrauß oder ein Pferd, einen Wasserfall oder eine Kirche, eine Werkstatt oder eine Staatsaction, einen Helden oder einen Gott malt. Allein es ist ganz natürlich, daß sich derjenige Gegenstand, der unmittelbar ein vielseitigeres Interesse in sich schließt, der dem Geiste durch seinen geistigern Gehalt unmittelbar näher steht, durch sich selbst einem andern überordnen wird, der an Beziehungen dürftiger und dem Geist fremder ist. Auf Gemäldeausstellungen können wir beobachten, wie die großen historischen Bilder — unter der Voraussetzung, daß sie gut sind — stets den größten, sich unaufhörlich erneuenden Kreis von Beschauern um sich versammeln, während treffliche Landschaften und Viehstücke

eine gleiche Magie zu üben unvermögend sind. Es versteht sich dabei von selbst, daß ein schön gemalter Blumenstrauß immer einem ganzen aber schlecht gemalten Urwalde, wie eine gut gemalte einfache Bäuerin immer einer schlecht gepinselten Madonna, so auch die kleinste aber mit Genie und Virtuosität gemalte Landschaft dem kolossalsten, aber in Zeichnung und Farbe verwahrlosten Historienbilde vorzuziehen ist.

Sollen wir nun, nach diesen Vorbemerkungen, die Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen angeben, so scheint uns dabei nur die Idee dieser Kunst selber den Maßstab bieten zu können. Vor nichts hat sich die Wissenschaft mehr zu hüten als vor der Verkennung der Eigenthümlichkeit. Wie nahe liegt es, der Malerei Unterschiede zuzuschieben, die nicht aus ihr selber entspringen. Jede Chablone aber, die der Malerei von andern Kreisen aus octroyirt wird, muß auch die Einsicht in ihr Wesen verkümmern. Ist einmal Gestalt, Farbe und Licht das eigenthümliche Element der Malerei, so folgt daraus auch, daß die Scala dieser Kunst mit der objectiven Bedeutsamkeit, die dem Gegenstande als solchem angehört, zugleich die Stufenfolge der pittoresken Wirksamkeit verbinden muß. Aus diesem Grunde ist nun der Mensch malerischer als jeder andere Gegenstand. Seine Gestalt ist unvergleichlich und aus seinem Auge strahlt das Feuer des Geistes. Selbst der Gottheit, wenn wir sie versinnlichen wollen, müssen wir die Gestalt des Menschen als die vollkommenste zuschreiben. Was jener Sophist des Alterthums im nur subjectiven Sinn gemeint hatte, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, das hat auch einen hohen objectiven, auch für die Malerei wahren Sinn, der in der Wandmalerei der Alten, wie wir sie aus den Gräberstädten von Herculanum und Pompeji kennen lernen, auf interessante Weise zu Tage kommt. Diese freilich nur decorative und doch so bewundernswürdige Malerei vereinigte alle Gattungen zu einer harmonischen Totalität, deren Mitte aber stets die menschliche Gestalt, das menschliche Antlitz als das göttliche Maß aller andern Formen war, die sich um sie herumgruppirten. Die musivische Malerei des Bodens stellte im Durchschnitt Stillleben dar, im Triclinium von Küchengeräthen und Speiseabfällen. Die Felder der Wände waren durch Blumenschnüre und maskenverzierte Arabesken getheilt. In den peripherischen Feldern sah man Thiere, Kinder und Zwerge in heitern Gruppen sich tummeln. Löwen und Leoparden, Hippokampen und Tritonen, Centauren und beflügelte Genien trieben hier ihr Spiel. Statuen der Götter und Göttinnen standen auf zierlichen Postamenten einer eigenthümlichen, luftigen, aus Stäben sich erbauenden, mit bunten Tüchern sich drapirenden Architektur. Dazwischen lauschte das Grün anmuthiger kleiner Landschaften, besonders in den obern und untern Abtheilungen hervor. In der

Mitte der Wand aber, nicht selten von kleinen Parallelbildern zur Seite symmetrisch und symphonisch begleitet, machte sich das Hauptbild geltend, das gewöhnlich eine mythische Scene vergegenwärtigte, oft aber auch nur ein Brustbild enthielt. Der Gegenstand dieses Bildes bestimmte wiederum die Gegenstände der Umgebung. Eine Scene z. B. aus dem Bacchischen Mythenkreise foderte, daß auch die Parallelfiguren Faunen und Mänaden, daß auch die Thiere Panther und Rehe oder Hirsche waren, wogegen Poseidon Tritonen, Nereiden und Fische voraussetzte. Und dieser ganze sinnig geordnete Reichthum wurde nun durch Einen Farbenton zusammengehalten, der seine Motivirung in dem Gegenstand und dem Colorit des Centralbildes fand. Wir Moderne hängen unsere Bilder, wenn wir welche haben, auf Wände, die ihrem Stoff wie ihrem Colorit ganz fremd sind, während bei den Alten die ganze Wand, das ganze Zimmer einen einheitlichen pittoresken Charakter besaß.

Der malerische Fortschritt scheint uns nun der von der Natur durch die Architektur zum Menschen zu sein. Die Natur ist malerisch, aber die Architektur ist malerischer und der Mensch ist der absolut malerische Gegenstand. Lord Byron, der gewiß ein tiefes Naturgefühl hatte, der sie schwärmerisch liebte, der sie in allen ihren großen und reizenden Offenbarungen gesehen und genossen hatte, hat in der Form eines Briefs an seinen Verleger Murray eine ebenso gelehrte und gründliche als geistreiche und poetische Abhandlung darüber geschrieben, daß der Mensch entschieden auch für die Malerei das Uebergewicht über die Natur besitze. Es würde zu weit führen, Einzelheiten daraus zu citiren, aber auf seine Beweisführung dürfen wir uns wol als auf die einer der ersten Autoritäten beziehen. Wir würden daher die Malerei eintheilen: 1) in Naturmalerei; 2) in Architekturmalerei; 3) Historienmalerei.

Versuchen wir es, diese Eintheilung durch nähere Begründung als eine solche zu rechtfertigen, in welcher Form, Farbe und Licht in stets gesteigerter Umwandlung von einer Stufe der Schönheit zu einer immer neuen und höhern sich emporheben, während wir zugleich, wie vorhin geschehen, die künstlerische Gleichberechtigung aller Stufen voraussetzen. Die wissenschaftliche Controle der Wahrheit unserer Auffassung werden wir hier darin besitzen, daß jede neue Stufe ein anderes qualitativ unterschiedenes Gebiet der Kunst eröffnet, dies aber zugleich alle frühern ihm vorangegangenen als Momente umfaßt und sich daher auch qualitativ als das reichere erweist.

Was nun zuerst die Natur betrifft, so wird die Darstellung der Pflanzenwelt die unterste Aufgabe der ihr gewidmeten Malerei sein müssen. Denn die Pflanze, wie schön sie sei, ist in ihrem Leben doch

noch zu gebunden, um die Idee der malerischen Schönheit in ihrer Vereinzelung befriedigen zu können. Die zahllosen Abänderungen der Pflanzengestalt und die überschwängliche Fülle ihrer Färbung erscheinen doch nur erst wie eine stumme Seele, die aus dem dunkeln Erdenschooß nach dem Lichte sich hinaufsehnt. Die Blüte saugt die Strahlen der Sonne inbrünstig in ihren schimmernden Kelch, der Baum streckt die Arme verlangend zum Himmel: aber es fehlt noch die Freiheit, das Licht aus dem eigenen Wesen auszustrahlen. Huysum, Aelst, Kobell und Andere haben in der Blumen- und Fruchtmalerei sowie in Baumgruppen Bewundernswürdiges geschaffen, und doch sehen wir, daß solche Werke mehr nur den Rang von Studien als von selbständigen Kunstwerken einnehmen.

Anders ist es mit dem Thier, das aus dem Feuergeist des eigenen Lebens sich bewegt, das mit freier Beweglichkeit die Stellung seiner Glieder tausendfach verändert und die empfindende Seele aus dem selbstleuchtenden Auge hervorblicken läßt. Der Thiergeist zeigt uns schon einen großen Reichthum intellectueller und moralischer Einseitigkeiten, die seine Individualität malerisch vertiefen. Der Blumenmaler kann Blumen durch seine Sinnigkeit zu einen symbolisch interessanten Strauß oder Kranz ordnen; diese Symbolik bleibt immer nur eine entfernte Analogie. Der Thiermaler hat es schon mit ausgesprochenen Individualitäten zu thun, die auf ihren höhern Standpunkten das träumerische Dasein der Pflanze weit hinter sich zurück lassen. Das Thier ist des harmlosen Spiels, aber auch des Kampfes für seine Selbsterhaltung fähig. Der Thiermaler kann es zu Gruppen versammeln, die eine Welt von Affecten, von Liebe und Scherz, von Haß und Zorn ausdrücken. Die Thiermalerei nimmt aber die Pflanzenwelt schon in sich auf; sie wird ihre Staffage. Der Schmetterling umgaukelt die Blume; der Vogel wiegt sich auf dem Zweige; die Eidechse schlüpft durch den Rasen; das Eichhörnchen klettert auf den Aesten; der Elephant trottet durch das Schilf des Zuckerrohrs; der Affe seiltänzert auf der Kokospalme; der Tiger lauert im Dunkel des Dickichts. Für instructive Zwecke kann das Thier, wie dies ja immer geschieht, auch in vollkommener Isolirung dargestellt werden; die Poesie der Kunst dagegen wird es uns in einer seiner Individualität gemäßen Umgebung zu zeigen wünschen. Die Alten konnten freilich die Thiermalerei nach dem bei ihnen vorherrschenden plastischen Princip erst mehr reliefartig betreiben, zumal sie an den Centauren noch ein Mittelwesen zwischen Thier und Mensch besaßen, wodurch ihnen eigenthümliche Jagdstücke möglich wurden, wie auf jenem berühmten, in musivischer Form uns erhaltenen, 1773 in der Villa Adriana gefundenen Gemälde. In einer wüsten Waldschlucht rollt ein Sturzbach

über abgetrümmerte Bäume hin. Eine reizende Centaurin liegt, von Bestien getödtet, am Boden und ihr Gatte stürmt wuthschnaubend heran. Schon erblicken wir einen Löwen von ihm erschlagen, allein ein Panther hat sich auf den Leichnam geworfen. Während er nun gegen diesen ein Felsstück schleudert, stürzt von der andern Seite blutlechzend ein Tiger herbei und wir sehen den Centauren verloren.

Pflanzen und Thiere finden aber ihr volles Verständniß erst in der Landschaft als der dritten, höchsten und letzten Stufe der Naturmalerei. Die Landschaft gibt uns die Natur nach ihrer totalen Wirklichkeit, in der sich jedoch irgend eines ihrer Elemente als das charakteristische hervorheben wird, nach welchem wir die Landschaft als Wald-, Berg-, Sumpf-, Wüsten-, See-, Strom-, Gartenlandschaft zu bezeichnen pflegen. Ebenso wichtig jedoch als der Gegenstand, der in ihr als überherrschender Mittelpunkt heraustritt, wird für sie die Luft- und Lichtperspective, welche dieselben Gegenstände zu verschiedener Zeit als völlig verschieden erscheinen läßt. Jahres- und Tageszeiten, Sonnen- und Mondschein, reiner und bewölkter Himmel, ruhige und bewegte Luft erzeugen eine unendliche Mannichfaltigkeit in der Ansicht der nämlichen Landschaft. Die Landschaft wird also nicht dadurch allein malerischer, daß sie die Vegetation und die Thierwelt ihrer fragmentarischen Vereinzelung entreißt und sie in ihrer natürlichen Wechselwirkung mit der individuellen Bodengestalt darstellt, sondern sie wird es vorzüglich auch durch den Zauber der Beleuchtung, die sich hier in der großartigsten Weise entfaltet.

Die Hauptsache bei der Landschaft wird immer die charakteristische Naturform sein müssen. Man hat früher darüber gestritten, ob die Landschaft ohne Staffage gemalt werden dürfe. Die neuere Malerei, die in der Landschaft so Großes geleistet hat, läßt wol nicht mehr daran zweifeln, daß auch die menschenlose, die jungfräuliche Natur ein wahrhaft malerisches Object zu sein vermöge. Erinnern wir uns nur, um an Bekanntes und Zugängliches anzuknüpfen, an die herrlichen Compositionen in Unger's „Urwelt", welche Kuwasseg ausgeführt hat, die bis auf eine einzige uns nirgend den Menschen zeigen und die doch zu dem Vollendetsten gehören, was die landschaftliche Phantasie an Kühnheit wie an Anmuth jemals hervorgebracht hat. Im Alterthum wie im Mittelalter war die Landschaft mehr oder weniger nur der symbolische Rahmen der menschlichen Gestalt und Handlung gewesen. Als sich dieselbe aus der geschichtlichen Malerei zur ästhetischen Selbständigkeit emancipirte, blieb die mythologische oder biblische Staffage noch längere Zeit die Nabelschnur, durch welche sie den Zusammenhang mit ihrem mütterlichen Boden kund gab. Man betitelte die Landschaften sogar nach der Staffage. Gegenwärtig beschränken wir dieselbe

auf die Foderung, daß die Natur ihre Breite in das Gefühl eines lebendigen Subjects zurücknehme. Wir begnügen uns daher nicht nur schon mit einem einfachen Wanderer, etwa dem Maler selber, sondern auch wol mit einem Thier, mit einem Adler, der über einem Thale hinschwebt, mit einer Gemse, die von einer Felsklippe sich umschaut, und dergleichen. Der Mensch, als der Geist, in welchem die Natur zur Selbsterkenntniß sich verklärt, wird freilich immer die schönste Staffage der Landschaft und ihr lieblichster Spiegel, daher der Blick der Schönheit selber sein, wie Heinrich Heine von der Rheinbarke aus, hinfahrend auf dem deutschen Strome, singt:

Lauten klangen, Buben sprangen,
Wunderbare Fröhlichkeit,
Und der Himmel wurde bläuer,
Und die Seele wurde weit.

Märchenhaft vorüberflogen,
Berg und Burgen, Wald und Au,
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

Nach der Naturmalerei haben wir als den zweiten großen Kreis die Architekturmalerei aufgestellt, zu der wir gegenwärtig auch die Darstellung von Geräthschaften und Möbeln rechnen. Diese Malerei wird oft noch gering geschätzt, weil sie eben selber eine Kunst zu ihrem Gegenstande hat und weil der Architekt allerdings für seine Bedürfnisse nicht durch die Leistungen des Malers befriedigt werden kann. Auch ist es richtig, daß die architektonischen Formen keineswegs schon als solche auch stets einen malerischen Charakter haben. Ein Irrthum aber ist es, die Architekturmalerei nicht als eine vollkommen selbständige Richtung der Kunst und zwar als eine solche anzuerkennen, in welcher dieselbe zwischen der Natur und dem Geist die Mitte inne hält. Sie macht die Landschaft zur Culturlandschaft und bildet die Bühne für die Handlungen des Geistes. Haben wir zuvor die Autorität Byron's angerufen, als es galt, im Allgemeinen die Superiorität des Menschen über der Natur auch für die Malerei zu bestätigen, so können wir jetzt für den Architekten insbesondere unsern Schleiermacher citiren, der in seiner Aesthetik sich bewogen fand, die Architekturmalerei so hoch zu stellen, daß er sie die Einheit der landschaftlichen und geschichtlichen Malerei nannte: was jedoch, nach unserm Dafürhalten, insofern zu weit gegangen ist, als der Gegenstand der geschichtlichen Malerei der Geist und sein Handeln selber ist, während die Architekturmalerei uns nur das Local darstellt, in welchem er handelt. Sie kann den Menschen, wie die Landschafterei, nur in einfachen Situationen als genrebildliche Staffage aufnehmen, eine eigentliche Handlung aber würde den Eindruck ihrer Eigenthümlichkeit beeinträchtigen. Wo der Geist als handelnder auftritt, reißt er sogleich alle Aufmerksamkeit an sich und die Umgebung ordnet sich ihm als ein

secundäres Beiwerk unter. Die geschichtliche Bedeutung der Baukunst beruht darauf, daß ihre Werke ein Product des Geistes sind, in denen er seine Individualität scharf markirt. Diese aus seinem Gefühl und seiner Phantasie geschaffenen symbolischen Werke sind eben wegen ihrer Individualität malerischer als die bloßen noch so interessanten Naturobjecte. Worin läge denn der Reiz, mit welchem der schlichte Thurm einer Dorfkirche eine Fruchtfeldlandschaft zu beleben vermag? Warum kann es eine einsame Fichte nicht in gleichem Maße? Worin läge denn das Entzücken, das uns die Mauertrümmer der Ritterburgen auf den Felswänden der Rhein- und Donauufer einflößen? Warum kann der Berg allein uns nicht in gleichem Maße fesseln? Worin läge denn die magische Gewalt, mit welcher eine einzelne Säule unsern Blick gefangen zu halten vermag? Warum kann ein Basaltpfeiler doch nicht mit ihr wetteifern? Wenn wir den Lauf eines Stromes verfolgen, warum wünschen wir einer Brücke über seinen Silberwogen zu begegnen? Oder auf dem Meere dem Segel eines Schiffs? Unstreitig, weil das architektonische Werk nicht nur, wie das der Natur, eine einfache Individualität ist, sondern weil es als eine solche zugleich durch den vom Geist ihm eingehauchten Geist eine gewisse Persönlichkeit hat. In diesem Wort liegt der Schlüssel zum Geheimniß. Mit der Landschafterei besitzt die Architekturmalerei die Luft- und Lichtperspective gemeinsam, hat aber an den menschlichen Bauten ein Object, das durch seine Absichtlichkeit und Zweckmäßigkeit mit der freien Natur gleichsam persönlich contrastirt. Indem jedoch der Mensch seinen Zwecken gemäß und aus seiner Phantasie heraus baut, muß er nichtsdestoweniger im Bauen der Natur, die er vorfindet, sich relativ unterwerfen. Die Beschaffenheit des Baugrundes, des Baumaterials und des Klima zwingen ihn, sich dem Typus der Landschaft mehr oder weniger anzuschließen, sodaß das Bauwerk als der aus der Erde hervortretende plastische Genius einer Landschaft erscheint. Dazu kommt nun, daß die ihrem Boden unmittelbar vereinten Bauten allen Einwirkungen der Witterung ganz wie ein Naturwerk preisgegeben sind und sich dadurch allmälig verändern. Von dieser Seite kann man folglich die Architektur als ein Moment der landschaftlichen Natur selber ansehen. Von der andern Seite hingegen weist sie auf den Geist als ihren Schöpfer und als auf Den hin, dessen Zwecken sie das Innere ihrer Gehäuse widmet, worin sie ihm in den Tempeln, Rathhäusern, Palästen, Hallen, Museen, Theatern, Bädern die Stätte seines eigenthümlichsten Thuns bereitet und durchaus historisch wird. Die Architekturmalerei unterscheidet sich auch in sich selbst nach dieser Doppelrichtung. Dort, nach der Natur hin, wird sie zur Prospectmalerei, die uns in ihren Veduten Gebäude, Plätze, Städte von außen her

zeigt; hier, nach der Geschichte hin, öffnet sie sich in die Perspectivmalerei, die uns in das Innere der Gebäude blicken läßt und die schon auf den Theatern der Alten als Skenographie eine hohe Ausbildung empfing. In Preußen ist sie von Schinkel und von Gropius zu einer großen Virtuosität erhoben worden; Schinkel's Reform der theatralischen Decorationsmalerei würde allein genügen, seinen Namen unvergeßlich zu machen. Die Ruine, die wir zur Prospectmalerei zu rechnen pflegen, zeigt uns einen Bau eigentlich ebenso sehr von außen als von innen. Wir blicken durch die offenen Thüren und die dachlosen Mauern, über welche Epheu hinrankt, worin Blumen und Sträucher sich einwurzeln. Eine so vererdende, vermoosende, von Pflanzen übersponnene, von Schlangen und Eulen bewohnte Ruine geht wieder ganz in die Natur zurück. Nur solche Bauten überläßt der Geist rücksichtslos der Zertrümmerung, an denen er das praktische Interesse verloren hat, über die er als eine absolute Vergangenheit zu einer andern Gegenwart hinausgegangen ist, wie die Pagoden von Keilaça, wie die Paläste von Theben und Memphis, wie den Tempel von Pästum, wie die Mauern der Alhambra, wie die vierzig Trümmerstädte in Yucatan u. s. w. Die Malerei hat daher Recht, solche riesige Grabmonumente, in denen der Geist die nun entseelte Hülle seines einstigen Lebens wieder in den Schooß der Natur versargt, vorzüglich zu lieben.

Als den dritten und letzten Gegenstand der Malerei haben wir den Menschen genannt. Der Mensch aber ist wesentlich Geist und der Geist ist nur Das, wozu er sich selber hervorbringt. Als Erscheinung ist er der Nothwendigkeit unterthan, Geschichte zu erzeugen und seine Freiheit in Thaten zu verwirklichen. Man kann daher die auf ihn sich beziehende Malerei überhaupt die historische nennen. Allein der handelnde Geist hat zwei Extreme, die Natur und Gott. Aus der Natur geht er äußerlich hervor, um in Gott überzugehen. Die Natur hat keine Geschichte im Sinne des menschlichen Geistes und die ewige Gottheit hat auch keine. Im Verhältniß zur Natur zeigt der Mensch auch noch das Wesen derselben, indem er, von ihr getragen, in Zuständen lebt, die sich immer von neuem wiederholen; im Verhältniß zu Gott aber strebt er, das Wesen desselben zu erreichen, indem er von seinem Handeln als einem endlichen und ungenügenden abstrahirt und sich in die Ewigkeit des göttlichen Lebens versenkt. Die eigentliche Geschichte fällt also in die Mitte zwischen der natürlichen und zwischen der religiösen Sphäre des menschlichen Geistes. Erst arbeitet er daran, aus der Natur heraus zu sich selbst zu kommen und seiner Individualität durch sein Thun einen objectiven Ausdruck zu schaffen; dann mühet er sich, mit dieser seiner selbsterzeugten Geschichte sich zu versöhnen

und aus ihrer Entzweiung heraus sich in Gott zu retten. Diesen Unterschieden zufolge werden wir daher die Malerei dieses Kreises 1) in eine solche unterscheiden müssen, welche den Menschen als natürliche Gattung in der Wiederkehr derselben Zustände zum Gegenstand hat: die Genremalerei; 2) in eine solche, die den Menschen in der Einzigkeit des historischen Moments, in der Spannung einer bestimmten Handlung darstellt: die historische Malerei im engern Sinn; 3) in eine solche, die den Menschen in seinem directen Verhältniß zur Gottheit und diese selbst vergegenwärtigt: die religiöse oder heilige Malerei.

Schauen wir zurück, so werden wir die Genremalerei auch als die Reproduction der Naturmalerei innerhalb des Geistes, die historische Malerei aber als die Reproduction der Architekturmalerei ansehen können, wie dieselbe einerseits im Bau ein Product menschlichen Thuns vor sich hat, das doch andererseits mit der Landschaft innigst verwächst und als Ruine, ein phantastisches Denkmal des Geistes, der sie erschaffen, die Zufälligkeit freier Naturformen annimmt. Die religiöse Malerei endlich ist ohne Gleichniß. Wie aber die Götter selber den Sterblichen in verschiedenen Gestalten zu erscheinen gewürdigt haben, so auch greift sie bald in die genrebildliche bald in die historische Form zurück, um sich manifestiren zu können.

Wir sagen also, daß der Inhalt der Genremalerei in den Zuständen der menschlichen Gattung liegt, die auf der Basis der Natur beruhen und daher mit einer nur formellen Veränderung unter allen Völkern und in allen Zeiten sich erneuen. Ein Zustand ist eine gewisse Bestimmtheit des Lebens, die auch Thätigkeit sein kann, die aber nicht Handlung im pragmatischen Sinne ist. Alle Beziehungen der Liebe, Freundschaft und Pietät gehören hierher. Die Mutter mit dem Säugling, die Aeltern im Kreise der Kinder sind ebenso wol Genrebilder als der Liebende, der von seinem Mädchen scheidet oder an dem Grabe desselben kniet. Alle Beschäftigungen des Menschen gehören hierher, vom Hirtenleben und Ackerbau an durch das Handwerk hindurch bis zum Kaufmann und Künstler hinauf. Nicht weniger alle Geselligkeit im Spiel, im Tanz, wie die Geselligkeit des Mahls, des Tanzes, des Festes, in Wirthshausscenen, feierlichen Aufzügen und dem bunten Getriebe eines Jahrmarktgetümmels. Alle diese Existenzweisen sind Situationen, in denen alle Menschen aus der Einheit der Gattung heraus sich sogleich verstehen. Sie sind der Gegenstand der Genremalerei. Das Wort Genre ist allerdings von Jacopo da Ponte, genannt Bassano, einem Schüler Tizian's, zuerst mit Bewußtsein für ähnliche Darstellungen in einem beschränktern Sinne gebraucht worden; allein mit terminologischen Ausdrücken geht es ja in der Regel so, daß sie im Verlauf der Anwendung ihren particulären Ursprung

weit überragen. Weil das Genre auf dem Naturgrund der Menschheit beruht, weil es den harm- und mühelosen Selbstgenuß des Gemüths feiert, so neigt es zur Idylle und zum naiven Humor. Keineswegs aber ist es, wie man heutzutage öfter zu glauben scheint, seinem Wesen nach der niedern Komik, wol gar der Caricatur besonders verpflichtet. Das Genre schließt keinen der allgemeinen menschlichen Zustände von sich aus, daher auch nicht die zierliche Geselligkeit und auch nicht den Ernst des Elends und des Todes. Das heitere Conversationsstück, wie ein Terburg, Mieris, Netscher, Watteau, Hasenclever es gemalt haben, macht nur ein Moment des Genre aus. Aber jener Trappist, den Lessing gemalt hat, wie er zur winterlichen Zeit vor seinem selbstgeschaufelten Grabe steht, ist auch ein Genrebild. Nicht weniger ist es ein öfter vorkommender Irrthum, als ob das Genre ein kleines Format bedinge. Ein solches wird der Flüchtigkeit des Inhalts irgend einer Situation oft angemessen sein: allein es liegt nicht im Begriff dieser Gattung als schlechthin nothwendig. Murillo malte, um das Genrebild zu einem edlern Stil für seine Epoche zu erheben, seine „Bettlerknaben" in großem Format. Jacob's märchenerzählende „Sheheresade" und Hübner's „Auspfändung" sind ebenfalls Beispiele, mit welchem Glück das Genre in größern Maßen dargestellt werden kann.

Dem Zustande steht die Handlung gegenüber, die einen Moment involvirt, der im Verlauf der Geschichte nur einmal möglich ist. Die Einzigkeit des Geschehens unterscheidet das im engern Sinne historische Bild qualitativ vom Genre. Das Genre gibt uns nicht nur Empfindungen, es gibt uns auch Thätigkeiten, wie den Tanz, das Kartenspiel, das Beschlagen eines Pferdes, das Experimentiren eines Alchymisten u. s. w. Allein solche Thätigkeit, so sehr sie momentan und relativ die Betheiligten erfüllt und befriedigt, ist keine That. Die Historienmalerei hat nur Thaten zu ihrem Gegenstande. Es kommt hierbei nicht darauf an, ob dieselben von der exacten Geschichte documentirt oder ob sie nur mythisch, wol gar nur poetisch überliefert sind. Ob Tell seinem Sohne den Apfel vom Kopfe geschossen hat oder ob diese Geschichte nur ein Product der Sage, ist für den Historienmaler gleichgültig; der Moment in seiner Einzigkeit zählt zur Geschichte. Ob Macbeth den Duncan ermordet hat oder nicht, ob er ihn so, wie Shakspeare dichtet, ermordet hat oder nicht, für den Historienmaler ist der Hergang ein einziger: denn gerade so, wie dieser Duncan, ist kein anderer König ermordet. Aeußerlich kann das historische Bild ganz denselben Inhalt haben wie das Genrebild: aber die geschichtlich bedingte Individualität der Personen unterscheidet es von demselben. Was im Genre ein allgemeiner Zustand ist, der überall und immer

sich wiederholen kann, muß in der Historienmalerei den Werth einer pragmatisch bestimmten Handlung erhalten. Hogarth hat die „Hinrichtung eines armen Sünders" gemalt, wie sie in England alle Tage vorkommen kann und hat bei derselben in dem Benehmen des englischen Pöbels das Benehmen alles Pöbels bei solchen Gelegenheiten geschildert; es ist ein Genrebild. Aber die „Hinrichtung des Königs Karl I. von England", wie wir sie im „Theatrum Europaeum" abgebildet finden, ist ein historisches Bild, weil es uns sofort einen ganz concreten, gerade so nur ein mal möglichen Fall der Geschichte darstellt, der in seinen Bedingungen, wie in seinen Folgen von allen ähnlichen sich specifisch abscheidet. Oder daß ein Reiter durch einen Bach reitet, ist etwas Alltägliches, das als Staffage in jeder Landschaft vorkommen kann; daß aber ein Cäsar über den Rubicon sprengt, das ist ein historischer, ein einziger Moment. Auch auf das Porträt, das man früher zwischen Historie und Landschaft als eine eigene Gattung in die Mitte stellte, geht diese Bedeutung über. Einzelne Köpfe und Figuren, die uns allgemeine Zustände repräsentiren, müssen wir dem Genre zurechnen. Ein Mönch, eine Nonne, ein alter Mann, ein junges Mädchen vor dem Spiegel, eine Obsthändlerin, ein Violinspieler, eine Dame in großer Toilette u. s. w. sind nur Exemplare von vielen ähnlichen. Das Porträt dagegen stellt uns eine ganz concrete, aus der Unbestimmtheit der Masse prägnant heraustretende Individualität dar, die uns zwar auch als symbolischer Träger ganzer Richtungen dienen kann, die aber vor allen Dingen um ihrer selbst willen unser Interesse in Anspruch nimmt, weil sie einzig ist; das Porträt gehört zur Historie.

Halten wir hier einen Augenblick an, um uns zu orientiren, wie das Genre und die Historie die Darstellung der Natur und der Architektur in sich als ihren Schauplatz aufnehmen; wie das historische Bild neben seiner Haupthandlung episodische Züge von gewaltigem Charakter möglich macht, das Genre somit gegen die Gravität seiner Bedeutsamkeit in sich zu einem bloßen Moment herabsetzt; wie also mit dem Fortschritt des malerischen Gegenstandes in seiner Intensität die Extension des quantitativen Umfangs gleichen Schritt hält. Wir sind, um es nochmals zu bemerken, weit entfernt, den Kunstwerth eines bestimmten Gemäldes nach dem Gegenstande zu messen, da ein an sich geringfügiger Inhalt von Seiten des Künstlers eine ebenso hohe Meisterschaft beurkunden kann, als der dem Titel nach prunkendste Stoff uns durch die Pfuscherei, mit welcher er behandelt ist, anzuekeln vermag. Allein unsere Betrachtungsweise macht es uns klar, weshalb, objectiv genommen, die höhere Gattung auch die malerisch günstigere und damit zugleich schwerere wird. Der Fortschritt von der Natur

durch die Architektur zur Geschichte zeigt uns nicht allein eine Erweiterung des gegenständlichen Materials, sondern auch eine größere Vertiefung in die individuelle Lebendigkeit. Pflanze, Thier, Landschaft, Bauwerk, Genre, historischer Moment, bilden unter sich eine consequente, ineinander übergehende Gradation charakteristischer Formen. Das Genre als die Malerei der im Wesentlichen sich immer gleichen Naturgeschichte des Geistes läßt uns nur seinen Zustand anschauen und die Seele kann folglich in ihm nicht weiter auf die Oberfläche der Form und Farbe heraustreten, als seine Allgemeinheit möglich macht. Das historische Bild hingegen zieht alle Fäden straff an, concentrirt alles Leben auf Einen Punkt und legt in ihn eine Entscheidung, die jeder betheiligten Individualität nach dem Maß ihres Verhältnisses zur Handlung einen andern Ausdruck verleiht. Von dieser Seite ist ja bekanntlich Goethe geneigt gewesen, die in musivischer Form uns erhaltene „Alexanderschlacht" zu Pompeji für das vollkommenste historische Bild zu erklären, weil dasselbe gerade den Augenblick ergriffen hat, in welchem der Sieg für die Macedonier sich dadurch entscheidet, daß Alexander mit seiner Lanze den Feldherrn des Darius vor dem Wagen desselben durchbohrt und der Wagenlenker diesen nunmehr zur Flucht zu wenden im Begriff ist. Alexander und Darius, Macedonier und Perser, Lebende und Sterbende, Menschen und Pferde, Alles ist von der Wichtigkeit dieses ungeheuern Moments gleichmäßig und doch in den verschiedensten Affecten und Nuancen durchzuckt. Es ist dem Maler gelungen, in der Fülle der Gestalten doch die größte Einfachheit und Einheit der Composition mit der höchsten Bedeutendheit zu verbinden, sodaß nichts müssig ist, sondern Alles zu dem Einen Gedanken zusammenwirkt: von jetzt ab sind die Perser geschlagen!

Von der Historienmalerei, sofern sie das Handeln oder Leiden der Menschen für ihre Freiheit zum Gegenstand hat, ist schließlich noch die religiöse Malerei zu unterscheiden. In der Religion nämlich gelangt der Mensch dazu, seine Geschichte zu überwinden. Innerhalb der Geschichte stehen wir, wie wir es auch anfangen mögen, in Gegensätzen und Widersprüchen. Unser Streben, uns durch sie hindurchzuarbeiten, uns von ihnen zu befreien, wird niemals einen absoluten Abschluß erlauben. Dies rastlose Werden, dies unaufhörliche Handeln, dies nimmer endende Fortgehen von Aufgabe zu Aufgabe, indem die Lösung der einen schon wieder die Geburt einer andern enthält, diese ganze Unruhe der Geschichte findet ihre Versöhnung in der Religion, in deren Absolutheit jede Relativität unsers Geschicks sich enträthselt, in deren Seligkeit alles Glück und Unglück unsers Lebens sich verklärt, in deren mystischer Tiefe uns der Friede überkommt, durch dessen Weihe wir im Innersten verjüngt, den Kämpfen des Daseins mit neuer Kraft

entgegengehen. Die Religion ist für die Malerei einerseits historisch, sofern sie von der Geschichte ausgeht; andererseits aber ist sie genrebildlich, weil sie durch ihre Transcendenz der Geschichte den Charakter des Zuständlichen, eines sich immer wiederholenden Geschehens bekommt. Immer aber muß für die qualitative Bestimmung eines Gemäldes als eines religiösen die directe Beziehung auf das Göttliche festgehalten werden. Z. B. Luther, wie er auf dem Reichstag zu Worms aus der Schrift sein Recht vertheidigt, oder Gustav Adolf, wie er bei Lützen für die Sache des Protestantismus fällt, gehören der Historie; Luther dagegen, wie er am Bett des kranken Melanchthon Gott in der Angst seines Herzens anfleht, daß er ihm seinen theuern Freund noch nicht dürfe sterben lassen, ist ein Object der religiösen Malerei. Wegen der Vermittelung der Anschauung religiöser Ideen durch Symbole und Allegorien neigt sich die Malerei auf diesem Gebiet häufig zu genrebildlichen Wendungen.

Das religiöse Gemälde vereinigt die innigste Beseelung der Gestalt, die zur Begeisterung erhobene Spannung des Gemüths mit der freiesten Allgemeinheit. Die Historie wird in ihm insofern zum Genre, als sie nur Das darstellt, was ewig geschieht. Die größere Freiheit in einer Religion wird auch eine größere Innigkeit entbinden und folglich der Malerei diejenige Religion den erhabensten Stoff darbieten, deren ganzes Wesen Vernunft und Freiheit athmet. Die ethnischen Religionen haben, weil sie auf dem Naturgrunde beruhen, einen genrebildlichen Zug. Ein griechischer Gott z. B. stellt uns in seiner Unsterblichkeit und Seligkeit doch nur eine particuläre Welt, einen besondern Zustand dar. Nicht das farbenwarme Bild, sondern die blicklose Statue in ihrer reinen, farblosen Formschönheit ist ihm daher angemessen. Die monotheistischen Religionen dagegen haben gar keine Malerei, weil in ihnen der Gott gestaltlos ist und weil die Menschen sich kaum historisch verhalten können, da Alles, was sie thun mögen, nicht nur an dem Willen und Gesetz des Einen Gottes sein Maß hat, sondern auch alle Zustände der Freude und des Leids, in die sie gerathen können, wesentlich als die That dieses Einen Gottes angesehen werden. Hieraus erklärt sich, weshalb die Malerei so gut als die Musik erst mit der christlichen Religion zu einer der Poesie, Plastik und Architektur ebenbürtigen Vollkommenheit gelangt ist. Denn erst mit dem Christenthum ist die Individualität auch religiös frei geworden; es läßt den Menschen, der Natur wie Gott gegenüber, im Guten wie im Bösen, absolut frei und macht dadurch den innigsten Ausdruck des Gemüths möglich.

Brauchen wir nun noch zu fragen, weshalb in unerschöpflicher Tiefe das Leben Christi den höchsten, den absolut malerischen Gegenstand der

Malerei ausmacht? Ist nicht seine Geschichte die eines armen, in gewöhnlichen Verhältnissen lebenden Juden, der doch zugleich der Idealmensch, der Gottmensch ist, sodaß alle Züge seiner Geschichte den Sinn einer ewigen Geschichte bekommen? Sie fällt der Form nach in die gemeine Wirklichkeit und ist doch dem Inhalt nach göttlich. Sein Handeln ist keine Selbstdarstellung. Er lebt, indem er liebt und sein Leben der Liebe opfert. Er spricht einfach aus, was er ist, als was er sich fühlt, und bewirkt damit doch eine Umwälzung der Welt, die noch immer fortdauert und die fortdauern wird bis ans Ende der Tage. Seine Leiden, sein Sterben, sein Tod werden seine höchste That.

Diese äußersten Gegensätze hat die Kunst in seinem Bilde zur durchdringenden, persönlichen Einheit zusammenzufassen. Der Maler muß das Ewige als ein individuell Historisches, das Historische als ein Ewiges in einem Menschenantlitz darstellen, das nicht, wie ein Zeus durch Macht, nicht, wie ein Apollo durch Schönheit, nicht, wie ein Hermes durch intellectuelle Schärfe, sondern das durch den Ausdruck absoluter, selbstbewußter Güte und Freiheit jeden Menschen sofort daran erinnert, daß auch sein Wesen dieselbe Liebe, dieselbe Freiheit ist.

Für die Malerei ist Christus aber nicht nur an sich, sondern vorzüglich auch dadurch wichtig geworden, daß er die Mutterschaft des Weibes geheiligt und überhaupt die wahrhafte Emancipation desselben von roher Verkennung, von egoistischem Tugendstolz, von vernichtender Misbehandlung angebahnt hat. Welch ein Strom malerischer Andacht hat sich aus dem Cultus der Madonna herzverklärend, sittenmildernd ergossen! Wer will es ausdenken, wie tief Christi Gnade gegen die Ehebrecherin, seine Huld gegen die büßende Magdalena, seine Freundschaft für Martha und Maria die Malerei mit einer bis dahin ungeahnten Welt von Motiven erfüllt haben, ganz abgesehen von dem höhern Interesse, daß dadurch das Frauenschicksal factisch ein ganz anderes zu werden angefangen hat!

Auch das blödeste Auge muß an Christi kurzem Leben die Universalität bewundern, die es der Malerei darbietet. In der Wüste, am Strom, auf dem See, in Gärten und Feldern, auf dem Gipfel der Berge breitet es in der Natur — im Stall, in der Hütte, im Palast und Tempel in der Architektur seinen Schauplatz aus. Mit allen Ständen berührt sich Christus vom Hirten und Bettler an, durch die Geschäftsleute und Gelehrte, Krieger und Priester, bis zum König und Landpfleger hinauf. Bald finden wir ihn im lauten Tagesgewühl der Volksmassen, bald bei nächtlicher Einsamkeit im stillen Gespräch mit Nikodemus; bald sich der Menge schnell entziehend, wenn sie mit unzeitigem Ungestüm ihn bedrängt, bald ihre Huldigung unbefangen hinnehmend, wie da sie ihm vor seiner Gefangennahme Palmen streuend

als ihrem Erretter zujauchzt. Welcher Wechsel, welche Contraste für die Malerei!

Ueberall, wo er erscheint, fühlt sich alles physische und moralische Elend instinctiv von ihm angezogen. Die Trostbedürftigen, die Kranken, die Dämonischen umringen ihn, aus seiner reinen Kraft Genesung zu schöpfen, und die Bösen ärgern sich an ihm, versuchen ihn mit hinterlistiger Sophistik und verrathen ihn. Alle Vorgänge aber, in die er gezogen wird und wäre es, daß er zu Jerusalem die Händler mit der Geißel aus dem Heiligthum jagt oder mit einer samaritanischen Frau an einem einsamen Brunnen einige Worte wechselt, legen den ethischen Kern einer religiös-socialen Frage sogleich mit einer Klarheit blos, die sie zu allgemeinern Weltbildern stempelt und für Jedermann verständlich macht. Besonders rücken sie das Böse dem Guten plötzlich in eine Nähe, daß es alle Vornehmheit gegen dasselbe vergessen muß, will es nicht selber böse werden. Das Leben Christi, kann man behaupten, hat die Malerei gelehrt, Krankheit, Wahnsinn, Bosheit, Reue, Buße, Tod und Verwesung zu malen und mit dem Schönen auszugleichen. Es hat nicht nur das Böse mit Gutem, es hat auch das Häßliche durch die Freiheit zur Schönheit der Seele überwinden gelehrt.

Die Contraste in Christi Leben sind aber nicht nur an sich das Maximum malerischer Möglichkeit, zumal wenn wir auch noch auf die Verschiedenheit der nationalen Physiognomien und Trachten reflectiren, sondern sie sind es vorzüglich auch dadurch, daß sie mit der weltschweren Unendlichkeit ihres universellen Gehalts eine Beleuchtung verbinden, die einzig ist. Wäre in jener Hinsicht das Leben Christi so einseitig, wie es von manchen Christen in bester Meinung, allein mangelhaftem Verständniß nachgeahmt worden, so würde es die Maler nicht in solchem Grade, als geschehen, anzuziehen vermocht haben. Es weiß nichts von mönchischer Monotonie und führt uns auch zu Gastmahlen und Hochzeitfeiern, sodaß Christus selber seine Jünger fragt, ob die Menschen nicht von ihm sagen, daß er ein Esser und Weintrinker sei. In Bezug auf die Beleuchtung aber ist gewiß, daß erst durch Christi Geschichte der höchste Zauber des Lichts, sein Kampf mit der Finsterniß und sein Sieg über dieselbe, für die Malerei erschlossen ist. Die ätherische Zartheit des sich und alles Andere offenbarenden Lichts, das Ringen des tagfrohen Strahls mit der chaotischen Nacht, die ganze Kunst des Helldunkels ist erst durch das Christenthum begriffen worden. Man versuche es, ob man höhere Wunder der Beleuchtung erfinden kann, als Christi Geschichte von dem Stern an darbietet, der über den Stall zu Bethlehem sein prophetisches Licht ausgießt, durch das Wandeln auf dem nächtlichen See, durch die Verklärung auf dem Tabor, durch den Fackelschein im Oelgarten bei seiner Gefangen-

nahme, bis zur Verfinsterung des Himmels, als ihm auf Golgatha das Herz brach. Man versuche es, für Rafael, für Correggio, für Dürer, für Rubens höhere Motive des Lichteffects zu ersinnen, als sie aus Christi Leben genommen haben, und man wird finden, daß man es nicht vermag.

Soll nun aber auch jetzt noch die Malerei sich jenem höchsten Ziel zuwenden, so kann sie es mit Erfolg freilich nicht dadurch, daß sie die Auffassung jener Meister nur wiederholt und fortsetzt, sondern sie muß auch, wie jene, aus eigener Begeisterung, aus eigenem religiösen Erlebniß schöpfen. Das Nachahmen früherer Größe, ein Aufenthalt in Rom, das Katholischwerden reicht nicht aus. Christus muß in Jedem, auch im Maler, von neuem geboren werden. Jede Zeit muß ihn, den ewigen Erlöser, aus ihrer eigensten Sünde, Noth und Elend erkennen lernen. Und so muß auch die Malerei, will sie das heutige evangelische Christenthum befriedigen, aus der lebendigen, in den Kämpfen der Gegenwart sich äußernden Tiefe desselben das Bild des Gottmenschen in neuer Herrlichkeit anschauen und darstellen. Diese Wiedergeburt des Bildes der Person Christi aus dem Innersten unsers protestantischen Bewußtseins, daß er, der ewige Logos, auch in der Kunst Fleisch werde von unserm Fleisch, weil Geist von unserm Geist, ist die höchste Mission der heutigen protestantischen Malerei auf dem religiösen Gebiet. Dann wird sie mit Schiller sagen können:

Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Südslawische Skizzen.

Zur Kenntniß der poetischen und socialen Weltanschauung der slawisch-türkischen Rajah.

Von

Siegfried Kapper.

V. Das Haiduckenthum und die Tscheten.

Wie der feste Halt der Familie außer in dem fortdauernden patriarchalischen Verhältnisse zum Theil auch in dem unabweislichen Bedürfnisse seinen Grund hat, sich bei dem Zustande völliger Rechtlosigkeit mindestens durch innigstes Zusammenhalten einigermaßen zu schützen, so hat aus diesem Zustande sich allmälig auch ein eigenthümliches

Schutz- und Trutzwesen herausgebildet, wie wir Aehnlichem wol auch anderswo bei unterdrückten kriegerischen Stämmen, z. B. im Kaukasus, begegnen — das Haiduckenthum, der verkümmerte Ueberrest des alten südslawischen Heldenthums (junastvo), das in so vielen Stücken dem ältern Ritterthum des Westens verwandt war. Alles Land, vom Meere bis hinauf über die Donau, war im Namen des Propheten in Besitz genommen und nur der Gläubige berechtigt, es von diesem zum Lehen zu empfangen. Jenen unter den Südslawen, die um den Preis der Christverleugnung den Fortbesitz nicht erkaufen mochten, blieb nichts Anderes übrig, als den Nacken zu beugen und in den Zustand jammervollster Sklaverei zu versinken, oder mit ihren letzten Kräften, wo und wie immer möglich, einen ununterbrochenen Rache- und Befreiungskampf gegen die Unterdrücker zu eröffnen. Sie wählten das Letztere, und die Fahrlässigkeit des osmanischen Verwaltungswesens wie das unverantwortliche Gebahren des türkischen Satrapenthums förderten sie darin gleichmäßig. Der Mishandelte oder Ausgeplünderte floh ins Gebirge, nistete sich hier, allein oder von Gleichgesinnten begleitet, in unzugänglichen Felsgeklüften und an den Kanten unerreichbarer Abhänge, den Klephthen Griechenlands gleich, ein, und weihte sein ganzes Leben fortan der Bekämpfung alles Dessen, was Türke oder türkisch war. Vor Sturm und Unwetter gewährte ihm ein Dach von etwas Tannenreisig Schutz. Von hier aus erspähte er nun den Vorüberzug der türkischen Kaufleute, der Steuersammler des Sultans, des jagenden oder auf Frauenraub ausziehenden Pascha, überfiel die Unvorgesehenen, nahm ihnen ihre Güter, und schlug ihnen im Falle der Gegenwehr die Häupter ab, um sie als Trophäen auf Pfähle zu pflanzen, oder den benachbarten Christengemeinden zuzusenden. Von den abgenommenen Gütern behielten sie für sich selbst wenig oder nichts, höchstens ein prächtiges Kleidungs- oder kostbares Waffenstück, sondern vertheilten sie an die ärmern Rajah, an die Klöster, an ihre Freunde in den Thälern. Dafür brauchten sie sich aber auch um ihren Lebensunterhalt wenig zu sorgen. Jedermann — von den Rajah nämlich — nahm sie gern zu Gaste auf, schenkte ihnen Fleisch und Wein, und nicht selten trugen die christlichen Bewohner naher Ortschaften ihnen den Lebensbedarf selbst ins Gebirge zu. Um so mehr von den Türken gefürchtet, als sie in ihren Bergnestern unerreichbar waren und im Fall der Verfolgung sich nicht selten die ganze christliche Bevölkerung einer Gegend zu ihrem Schutze erhob, standen sie bei der Rajah in hohem Ansehen. Wer irgend glaubte, oder wem wirklich von einem Türken Gewalt und Unrecht geschehen, der brachte seine Sache vor die Haiducken und konnte der Genugthuung gewiß sein. Je gefürchteter die Haiducken einer Gegend waren, desto unbehelligter

lebten in derselben die Rajah. Dafür durften sie auch darauf rechnen, im Winter, wo sie Schnee und Frost aus den Gebirgen herabtrieb, bei ihren Freunden ein sicheres Obdach zu finden, und jede Verletzung der Gastfreundschaft, die ihnen da widerfahren sollte, blutig gerächt zu sehen. In den ersten Zeiten mehr ein nothgedrungenes Wegelagerthum, erhob sich das Haiduckenthum bald zu einer hohen Wichtigkeit und hat gewiß nicht nur viel Unheil verhütet und Unbill von der Rajah abgewandt, sondern unzweifelhaft dazu beigetragen, daß nicht an manchen Orten diese letztere völlig ausgerottet wurde. Je verwegener die Unternehmungen eines Haiducken waren, desto höher stieg sein Ansehen und die Andern ordneten sich gern unter seinen Befehl. So entstanden die Haiduckenhäuptlinge, von harati, verheeren, Harambaschi genannt, deren Macht oft so anwuchs, daß es selbst Paschas für klug fanden, sich mit ihnen gut zu vertragen, und sogar persönlich mit ihnen unterhandelten. Das Ende eines Haiducken freilich war in der Regel ein trauriges: nämlich Tod unter den grausamsten Martern in den Händen der Türken, wenn er nicht so glücklich war, sich irgend von einem Felsenabhang zu Tode zu stürzen oder im Kampfe zu fallen. Auch die Gegend, die unter seinem Schutze lange Zeit unbehelligt geblieben, wurde dann um so furchtbarer heimgesucht, wenn nicht gleich ein ebenso kühner Nachfolger an seine Stelle trat.

Dieses Haiduckenthum, das romantische Element des Südslawenthums, war von jeher und ist noch heute der unerschöpflichste und beliebteste Quell zahlreicher Heldenlieder, durch welche die Thaten der einzelnen Haiducken verherrlicht und die jungen Leute zu ähnlichen Thaten angefeuert werden. Einer der ältesten, und noch jetzt gleichsam das Vorbild aller Haiducken, dessen die Lieder erwähnen, ist Starina Nowak, d. h. der alte Nowak, der im 15. Jahrhundert gelebt zu haben scheint, und die Landschaften des heutigen Serbien mit seinem Bruder Tatomir und seinem Sohne Grujo, an der Spitze einer zahlreichen Truppe einerseits beschirmte, andererseits in Schrecken versetzte. Einem Freunde, der ihn fragte, warum er dies „halsbrecherische Handwerk“ erwählt, erzählt er selbst: die unersättliche Habgier Jerina's, der Frau des von den Türken eingesetzten Despoten Georg Brankowitsch, eines Nachkommen des berüchtigten Verräthers, habe ihn dahin gebracht. Als diese nämlich das Schloß von Semendria (an der Donau) baute, habe er wie viele Andere ihr drei Jahre lang mit eigenem Karren und Zugrind gefrohndet, worüber er denn selbst ein bettelarmer Mann geworden. Endlich habe sie gar drei Litone Gold von Kopf für Kopf zu erheben befohlen, um Fenster und Thüren zu vergolden. Da er das nicht zahlen gekonnt, habe er seine Axt über die Schulter genommen und sich nach Bosnien gewandt, um da zu taglöhnern. Unter-

wegs sei er einem türkischen Hochzeitszuge begegnet und von dem jungen Hochzeiter ohne allen Anlaß so arg mishandelt worden, daß ihm, da alles Bitten nichts half, endlich die Geduld gerissen, und er denselben erschlug. Nun sei er nirgends mehr sicher gewesen, sei deshalb in das Gebirge gegangen und Haiducke geworden. Was von Nowak und seinem Sohne gesungen wird, sind Züge ebenso staunenerregender Tollkühnheit, muthwilligster List, wie Bilder des kummervollsten, unglücklichsten Nomadenlebens einer geächteten, heimatlosen Familie.

Außer ihm sind die bekanntesten unter den in zahlreichen Liedern fortlebenden Haiducken älterer Zeit: Michat, früher Hirt, der kleine Radivoj, Radoizza genannt, ein ebenso lustiger wie tollkühner Hitzkopf, Wischnitsch Jowan, Rado von Sokol, Luka Galowran, Bujadin Mato der Kroate und Andere, deren abenteuerliches Treiben eine bunte Reihe der verwegensten Wagnisse und ausgesuchtesten Grausamkeiten ist, abwechselnd mit Zügen urwüchsiger Ritterlichkeit, Pietät und vollkommenster Ehrenhaftigkeit. So z. B. läßt sich Mato, in die Gefangenschaft des Veziers Tschuprilitsch gerathen, der ihn aber, da es ihm mehr um Geld als um den Haiducken zu thun ist, gegen bestimmte Geschenke freigeben will, und unter Verbürgung des Türken Bakitsch entläßt, damit er die Schätze hole, durch nichts abhalten zurückzukehren, den Vezier zu befriedigen und seinen Bürgen zu belohnen.

Verwandt mit dem Haiduckenthum in der Tendenz, wenn auch minder ungeregelt und weniger an das Nomadenhafte und Wegelagerische desselben streifend, sind die Tscheten, eine Art nothgedrungener Aufgebote und gemeinsamer Streifzüge gegen türkische Personen und Ortschaften, um durch Verwüstung, Plünderung oder Brandschatzung Repressalien zu üben, wie sie bis in die jüngste Zeit noch, namentlich in den „Schwarzen Bergen" üblich sind, und der Natur der Sache nach ebenso oft in kleinen Krieg wie in Raubzüge ausarten. Wer eine Tscheta veranstalten will, steckt irgendwo im Gebirge oder im freien Felde eine Fahne aus, läßt Freunde und Gesinnungsgenossen mit ihrem Anhange durch Briefe oder Boten besonders dazu einladen, und erwartet dann diese, sowie alle Andern, die theilnehmen wollen, zur bestimmten Stunde unter der Fahne. Flintenschüsse, die häufig gewechselt werden, dienen ebenso um den Ankommenden den Weg zu weisen als um sich anzumelden und wechselseitig zu begrüßen. Ist man beisammen, so wird erst ein Mahl abgehalten, und dann nicht selten eine Ausmusterung vorgenommen, da sich gewöhnlich nur Leute von bewährter Tapferkeit und sonst ehrenhaftem Rufe — „die Besten aus den Besten" — zusammenhalten, Landläufer aber, zweifelhafte Menschen und dergleichen das Vorhaben nicht ungewiß machen oder gar in die Gefahr bringen sollen in einen Diebeszug umzuschla-

gen. Auch Diejenigen scheidet man gern aus, deren Verlust der Familie gar zu empfindlich werden müßte, z. B. einzige Söhne, oder Söhne, die ihre verwitweten Mütter ernähren, Väter zahlreicher noch unerwachsener Kinder, junge Ehemänner u. s. w. Dann ordnet sich die Truppe, wählt ihren Führer, kapetan, und setzt sich in Bewegung. Mehre Tagereisen bedarf es oft, die steilsten Bergabhänge müssen übersetzt werden, ehe man ans Ziel kommt. Und ist der Zug da angelangt, bedarf es erst allen Aufwandes von Muth und List, um sich zu behaupten, den feindlichen Ort zu erstürmen, die Gefangenen heim zu bringen u. s. w. Wochen, oft Monate lang bleibt die Tscheta aus; manchmal sogar überkommt sie der Winter und zwingt sie mitten in den Klüften den günstigen Augenblick für die Rückkehr abzuwarten. Der Kampf ist dann ein dreifacher: mit dem Feinde, mit den Wölfen und mit der Noth. Man weiß von Fällen, daß alle Kugeln bereits verschossen waren, und die Tschetniken die Knöpfe von ihren Jacken schnitten, um sich zu erhalten. Als die berühmtesten Tschetenanführer der ältern Zeit werden Janko von Cattaro und sein Sohn Stojan Jankowitsch genannt, wie denn überhaupt die Tscheta in Dalmatien und Montenegro geübter war als im Innern des Landes. Stojan Jankowitsch wurde sogar von den Venetianern ausgezeichnet, indem sie ihm eine goldene Medaille nebst dem Titel eines Capitaneo dei Morlacchi übersandten und einen Jahrgehalt von 240 Ducaten aussetzten. Bei Gelegenheit eines derartigen Streifzuges gerieth er mit seinem gleich berühmten Feinde Ilia Smiljanitsch in türkische Gefangenschaft, aus der sich zu befreien ihm erst nach 14 Monaten gelang. Auf einem spätern Tschetazuge kam er um. Er lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Nicht minder berühmt der vielen von ihm unternommenen Tscheten wegen ist Iwo, der Capitän des Städtchens Zengg, der mit dem Pascha von Udbina (in der heutigen kroatischen Militärgrenze) in fast immerwährender Fehde lebte, und unter allen Tschetenhäuptlingen vielleicht der besungenste ist. Außer ihm werden noch Wuk Manduschitsch, Scharitsch Zwian, Komnen der Fahnenträger und Andere hierher gerechnet.

Welche Bedeutung das Haiduckenthum für die Südslawen in jeder Beziehung habe, zeigte sich am deutlichsten während des Befreiungskampfes zu Anfange unsers Jahrhunderts, der von Haiducken ausging, und während dessen Haiducken oft den Ausschlag im Gefechte gaben. Wie gefürchtet die Tscheten von den Türken seien, hatten wir erst vor kurzem Gelegenheit in Montenegro zu erfahren.

Literatur und Kunst.

Mit jener Verwilderung des Publicums und jener Abnahme des wissenschaftlichen Sinnes, über die von gewissen Seiten her so laute und zudringliche Klage geführt wird, kann es doch in der That so schlimm nicht sein, wenn ein Buch von der strengen und tiefen Gelehrsamkeit wie die „Geschichte der deutschen Sprache von Jakob Grimm" (2 Bände, Leipzig, S. Hirzel) trotz der wenig einladenden Form desselben und ungeachtet der ungünstigen Zeit, in der es zum ersten mal an das Licht trat, schon jetzt, nach kaum fünf Jahren, in zweiter Auflage begrüßt werden kann. Dem ehrwürdigen Verfasser selbst, der, wie er sich in dem kurzen Vorwort ausdrückt, „bis an die Schultern in das Deutsche Wörterbuch vergraben ist, und davon nicht ablassen darf", kam die Auffoderung zu dieser neuen Auflage so unerwartet, daß er auf die umfassende Umarbeitung, die er unter andern Umständen damit vorgenommen haben würde, für dies mal noch verzichten und das Werk genau in derselben Gestalt wieder abdrucken lassen mußte, wie es zuerst erschien. Selbst die vom 7. März 1848 datirte Vorrede, sowie die Widmung an Gervinus, welche geschrieben wurde, als Beide, Grimm und Gervinus, noch voll fröhlicher Hoffnung im Parlament zu Frankfurt tagten, sind unangerührt geblieben und zwar weil es dem Verfasser, nach seinem eigenen Ausdruck, „unwürdig schien nach fehlgeschlagenen, edeln Hoffnungen die Gesinnung zu verleugnen, mit der er ihnen damals angehangen." Und ganz gewiß nicht damals allein; wir nehmen den unveränderten Abdruck dieser Documente (denn das sind sie) als ein verheißungsreiches Zeichen, daß trotz aller Unbilden der Zeit und trotz des unflätigen Spottes, den die Gemeinheit der Gegner darüber ausschüttet, der Gedanke der deutschen Zukunft noch immer unerschüttert und unverloren in den edelsten und wärmsten Herzen lebt, einem Samenkorn ähnlich, das die Erde zugleich verbirgt und nährt und das nur eines günstigen Sonnenstrahls bedarf, um doch endlich noch fröhlich aufzugehen. Auch daß das Buch selbst keine Aenderung erfahren, können wir im Allgemeinen nicht beklagen, wennschon es ganz richtig ist, was auch befreundete Stimmen beim ersten Erscheinen äußerten: nämlich daß diese „Geschichte der deutschen Sprache" nicht sowol eine wirkliche Geschichte, als vielmehr nur erst die Materialien, nur die ersten mächtigen Bruchsteine dazu enthält: eine Eigenthümlichkeit, die das Buch mehr oder weniger mit allen Grimm'schen Werken theilt (nur vielleicht die „Grammatik" ausgenommen, die auch von Seiten der Systematik alle Anerkennung verdient) und welche daher auch durch eine umfassendere Umarbeitung kaum würde verwischt worden sein. Wenn aber der oft misbrauchte Spruch von dem „Großen, worin es genug ist gewollt zu haben", irgendwo einige Wahrheit hat, so ist es gewiß in diesem Fall; wie unvollkommen das Buch als eigentliches Geschichtswerk sein mag, die Nachwelt wird es dennoch nicht nur mit Verehrung und Dankbarkeit entgegennehmen, als den ersten Grundriß, die ersten Materialien zu einem künftigern, vollendetern Gebäude, sondern sie wird es sich auch als Sporn und Stachel dienen lassen, die begonnene Arbeit ihrerseits weiter zu führen und das Andenken des verehrten Meisters dadurch recht eigentlich lebendig zu erhalten.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich noch auf eine andere „zweite Auflage" hinweisen, welche in diesen Tagen die Presse verlassen hat und die ebenfalls einen erfreulichen Beweis davon gibt, daß der Sinn für ernstere wissenschaftliche Studien bei uns noch keineswegs in Abnahme ist, am wenigsten auf dem Gebiet der vaterländischen Literatur: „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. Von Hoffmann von Fallersleben. Zweite Ausgabe, vermehrt und erweitert. Erste Abtheilung: Abschnitt 1—8" (Hannover, Rümpler). Die erste Auflage erschien schon im Jahre 1832 und hat das Buch diese ganze Zeit her, troß mancherlei anderweitiger Versuche, die zum Theil durch die augenblickliche Strömung des Tages sehr lebhaft unterstützt wurden, sich als das gründlichste und gediegenste Werk auf diesem Gebiet behauptet. Was gegenwärtig unter dem Titel einer zweiten vermehrten und erweiterten Auflage ins Publicum tritt, ist vielmehr, soviel wir aus den vorliegenden Bogen haben ersehen können, ein ganz neues selbständiges Werk, was man auch äußerlich schon daraus abnehmen mag, daß die vorliegende erste Abtheilung bereits stärker ist, als das ganze Buch in seiner frühern Gestalt. Mit großem Fleiß und jener fast peinlichen Genauigkeit, durch welche der Verfasser bekannt ist, hat er Alles nachgetragen, was ihm seitdem zu dem reichen Stoff hinzugewachsen ist, sowol aus den verwandten Schriften Anderer als namentlich aus seinen eigenen höchst bedeutenden Sammlungen. Die Darstellung ist leichter und lesbarer geworden, während der Geist des Buchs dieselbe Klarheit und Frische zeigt, von der auch schon die erste Ausgabe Zeugniß gab und die den Verfasser überhaupt, sei es als Dichter, sei es als Gelehrter, auszeichnet. Wir behalten uns vor, nach Vollendung des Ganzen noch ein mal ausführlicher darauf zurückzukommen, indem wir uns vorläufig darauf beschränken, alle Kenner und Freunde der deutschen Literaturgeschichte, sowie überhaupt Alle, die sich für die Geschichte unsers Kirchenliedes interessiren, auf diese neue und höchst werthvolle Bereicherung derselben aufmerksam zu machen. R. P.

Der Wunsch, den wir vor einigen Monaten bei Besprechung von Franz Trautmann's vortrefflichem „Eppelein von Geilingen" aussprachen, nämlich dem Verfasser, der so viel gemüthlichen Sinn und so viel glückliches Talent für die populäre Bearbeitung mittelalterlicher Zustände offenbart hatte, recht bald wieder auf demselben Gebiete zu begegnen, ist früher erfüllt worden, als wir hofften. Und nicht blos früher, sondern auch noch vollständiger und glücklicher: „Die Abenteuer Herzog Christoph's von Baiern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch für Alt und Jung. Erzählt von Franz Trautmann", die soeben zu Frankfurt a. M. in J. D. Sauerländer's Verlag erschienen sind, machen dem vielfach misbrauchten Titel eines Volksbuchs alle Ehre und bestätigen die Lobsprüche, mit denen wir die Anfänge des Verfassers begrüßt, vollständig. Freilich war der Verfasser auch durch den Stoff in hohem Grade begünstigt. Herzog Christoph, mit dem Beinamen der Kämpfer, der vierte und vorletzte Sohn jenes Herzogs Albrecht von Baiern, den seine Liebe zur schönen Agnes Bernauerin ebenso berühmt gemacht hat wie das tragische Ende dieser seiner Geliebten, stellt sich uns

dar als ein rechter Auszug und Inbegriff alles Dessen, was am deutschen Mittelalter gesund, tüchtig und erfreulich ist: stark und mannhaft ohne Roheit, ein unermüdlicher Jäger und Ringer, Freund des Volks, dessen Spiele nicht blos, sondern auch dessen Gefahren und Drangsale er theilt, fromm ohne Kopfhängerei, lebenslustig und derb, ein Freund des Weins, der Lieder und der Weiber, ohne Uebermuth und Völlerei, kein sentimentaler Schmachtlappen, sondern ein tüchtiger, kernhafter Mann, wie wir uns den Deutschen und namentlich einen deutschen Fürsten des Mittelalters gern denken mögen. Mit liebevoller Treue hat der Verfasser die zahlreichen Spuren seines Helden in Chroniken und Sagen aufgesucht und zusammengestellt und auf diese Weise ein farbenreiches und lebhaftes Bild des ausgehenden Mittelalters selbst geschaffen, das den Leser ebenso belehrt wie unterhält und auch in den einzelnen eingestreuten Denk- und Kernsprüchen seinen Charakter als Volksbuch nicht verleugnet. Ob der Verfasser indeß nicht besser gethan hätte, den Reichthum seines Stoffes hier und da ein wenig mehr in Schranken zu halten und ob das Buch nicht namentlich gegen das Ende hin denn doch ein wenig gar zu breit und formlos wird, sich gar zu sehr in einzelnen Episoden und Anekdoten zersplittert, das möchten wir ihm selbst für eine etwaige zweite Auflage, die dem anmuthigen Büchlein gewiß nicht lange ausbleiben wird, zu freundlicher Erwägung anheimgeben. Daß ihm auch zu dieser geordnetern, knappern Darstellung das Talent nicht fehlt, das hat er in der allerliebsten „Geschichte des Klosterschreibers von Seldenthal" bewiesen (II, 24—150), die wir deshalb auch keinen Anstand nehmen, als die Krone des ganzen Buchs zu bezeichnen. Sehr zu rühmen dagegen ist die Enthaltsamkeit und Mäßigung, die der Verfasser in Hinsicht des bairischen Localpatriotismus bewiesen hat, eine Klippe, die hier sehr nahe lag, und ebenso auch die Naivetät, mit welcher er die religiöse — oder wie es in diesem Falle heißen muß, die strengkatholische Seite seines Gegenstandes behandelt hat. Durch diese Naivetät allein hat er es möglich gemacht, daß auch protestantische Leser sich an seinem Büchlein erfreuen mögen, und wünschen wir demselben somit die weiteste Verbreitung, besonders in dieser fröhlichen Weihnachtszeit, für die es so recht eigentlich geschrieben scheint.

R. P.

Correspondenz.

Aus Baden.

20. November 1853.

Chs. Besser spät, sagt ein altes Sprüchwort, als gar nicht und so will ich denn hoffen, daß dieser Brief, den ich Ihnen freilich schon vor Monaten zugesagt hatte, Ihren Lesern auch noch jetzt nicht ganz unwillkommen sein wird. Zwar zwischen damals, als ich Ihnen meine Zusage gab, und jetzt welch ein Unterschied! Damals, zu Anfang des Sommers, hofften wir noch auf eine vortreffliche, eine überreichliche Ernte; auf unsern Land- und Eisenstraßen wimmelte es von Fremden, die theils der Schweiz, theils dem Rhein zu-

eilten; unsere Bäder, vom größten bis zum kleinsten, waren überfüllt, und namentlich entfaltete Baden-Baden eine Blüte der Geselligkeit und einen Luxus, wie man es selbst an diesem Orte seit Längerm nicht gesehen hatte. Auch an einzelnen interessanten Tagesfragen war dazumal kein Mangel; der Gervinus'sche Proceß sowie die Kuno Fischer'sche Angelegenheit in Heidelberg wurden damals noch lebhaft besprochen und die verschiedensten Erwartungen daran geknüpft. Von dem Allen was ist jetzt noch übrig? Die rauhe Witterung, die sich in einzelnen Strichen unsers Landes sehr frühzeitig eingestellt, hat die Reisenden längst vertrieben; auch jene fremden, besonders englische Familien, die sonst in Heidelberg, Manheim und einigen andern Orten unsers Ländchens ihren Winteraufenthalt zu nehmen pflegen, sollen sich diesmal in auffallend geringer Anzahl eingefunden haben, ich weiß nicht ob durch die allgemeine Kriegsfurcht zurückgehalten oder weil Eisenbahnen und Dampfschiffe ihnen andere noch anmuthiger gelegene Winterquartiere, wie z. B. die des Bodensees zugänglich gemacht haben. Die Ernte ist bei uns ebenso mittelmäßig ausgefallen wie im übrigen Deutschland, weshalb denn auch die Preise bei uns ebenfalls auf eine Besorgniß erregende Weise in die Höhe gegangen sind und mit geringen Unterbrechungen auch noch immer weiter in die Höhe gehen. Nur die Weinlese hat stellenweise einen mehr als reichlichen Ertrag geliefert; doch ist dieser Reichthum, wie man weiß, sehr precärer Natur und hat fast einige Aehnlichkeit mit dem Kindersegen, der von den meisten ärmern Leuten auch mehr als ein Verlust betrachtet wird denn als ein Gewinn. Gervinus ist abgesetzt, Kuno Fischer ist abgesetzt, von der Absetzung oder Beschränkung einiger anderer Lehrer, welche durch ihre materialistischen Ansichten anstößig geworden, wird gesprochen....

Oder vielmehr es wird nicht mehr einmal davon gesprochen, indem nämlich alle übrigen Interessen bei uns zu Lande für den Augenblick in den Hintergrund getreten sind gegen die Streitigkeit, die zwischen unserer Regierung und dem freiburger Erzbischof auf so unaufhaltsame und stürmische Weise zum Ausbruch gekommen ist. Aus den täglichen Berichten der Zeitungen ist Ihren Lesern bekannt, mit welcher Hartnäckigkeit der Erzbischof die Regierung herausgefodert und zu welchen entschiedenen Maßnahmen die letztere, trotz ihrer Langmuth und trotz ihrer sichtlichen Abneigung gegen alle extremen Schritte, sich endlich doch genöthigt gesehen hat. Daß der Erzbischof denselben nicht weichen würde — oder richtiger gesagt, daß damit Denjenigen, welche hinter dem Erzbischof, einem alten willensschwachen Manne, stehen und ihn nach ihren Absichten lenken, sogar nur ein Gefallen geschehe, darüber war die öffentliche Meinung längst einig. Und darum haben denn auch die Excommunicationen, welche der erzbischöfliche Stuhl seitdem erlassen und die wirklich an einigen Orten, z. B. in Karlsruhe selbst von der Kanzel herab verkündigt worden sind, beim Publicum den Eindruck nicht gemacht, den die Urheber dieses Gewaltstreichs sich davon versprochen. Im Gegentheil, wenige ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, bei denen sich dann auch fast jedes mal irgend ein persönliches Motiv ganz augenscheinlich nachweisen läßt, ist man mit der energischen Haltung, die unsere Regierung in dieser Angelegenheit neuerdings an den Tag gelegt hat, im Allgemeinen vollkommen einverstanden; so viel alte Wunden leider bei uns zwischen Volk und Re-

gierung auch noch bluten und so schwer wir die revolutionären Ereignisse der letzten Jahre, die uns doch in der That weit mehr aufgenöthigt als freiwillig aus uns hervorgegangen waren, auch noch immer büßen müssen, so würde es doch eine ganz falsche Vorstellung sein, wollte man glauben, die politische Misstimmung, die allerdings hier und da noch existirt, erkännte die ultramontane Agitation irgendwie als Bundesgenossin oder Helfershelfer an. Viele Gemüther, die sich bisher noch spröde gegen die Regierung verhalten, finden in dem neuesten Auftreten unserer Regierung sogar eine Veranlassung, ihr eine größere Theilnahme zuzuwenden als bisher; man zieht die Consequenzen aus den jüngsten Schritten der Regierung und glaubt dabei zu dem Resultat zu kommen, daß eine Regierung, die erst ein mal in einem Punkt an Bildung und Aufklärung appelliren muß, sich diesen Mächten auch in anderer Beziehung wenigstens nicht mehr feindlich erweisen kann. Darum findet auch das Gerücht von einer angebotenen oder, wie Andere wollen, sogar schon angenommenen östreichischen Vermittelung, das sich seit einigen Tagen verbreitet hat, im Allgemeinen keine günstige Aufnahme im Publicum; man wünscht, daß die Regierung diesen Strauß allein ausfechte, weil man hofft, daß aus dem Siege, den sie hier erficht, dem Lande auch noch andere Vortheile und Erleichterungen erwachsen sollen.

Wie viel von diesen Hoffnungen und Wünschen sich bestätigen wird, müssen aller Voraussicht nach schon die nächsten Wochen lehren, und behalte ich mir daher das Genauere darüber für meinen nächsten Brief vor, auf den Sie dann nicht wieder so lange warten sollen.

Notizen.

Am 14. November starb zu Berlin Johann August Zeune, ehemaliger Professor der Philosophie und Director der königlichen Blindenanstalt zu Berlin. Geboren zu Wittenberg 1778, hat Zeune nicht nur als praktischer Lehrer, sondern auch als Schriftsteller eine große Thätigkeit entfaltet und sich mannichfache Verdienste erworben, die nur zuweilen durch die Breite seiner Darstellung sowie überhaupt durch die etwas gesuchte und seltsame Form seines Auftretens in Schatten gestellt wurden. Außer seinem „Belisar, über den Unterricht der Blinden" (1808) machte er sich namentlich auch zur Zeit der Freiheitskriege als politischer Schriftsteller bemerkbar; die ehedem viel gelesene und auch noch jetzt häufig genannte Broschüre: „Der Rheinstrom, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Rainstrom" (1814) ging aus seiner Feder hervor. Derselben patriotischen Richtung entsprangen auch seine Bemühungen für Wiederherstellung und Kenntniß unserer mittelalterlichen Literatur, wie seine Uebersetzung des „Nibelungenliedes" (1814), seine Ausgabe desselben Gedichts in der Urschrift (1815) rc. Doch sind diese Schriften gegenwärtig sämmtlich veraltet und können höchstens noch als Curiositäten passiren. Ein nachhaltigeres Verdienst erwarb er sich durch Gründung der berliner „Gesellschaft für deutsche Sprache", die er im Jahre 1814 in Gemeinschaft mit Wolke und K. Ch. F. Krause errichtete. Seit Jahren von

den Gebrechen des Alters heimgesucht, hatte er sich schon vor längerm von allen Geschäften zurückgezogen und nur im Jahre 1848, zur Zeit der berliner Versammlungen und Clubs, tauchte seine ehrwürdige Gestalt, wie eine Mahnung früherer Zeiten, noch ein mal für kurze Zeit empor.

Von den „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), die in diesen Blättern schon mehrfach besprochen und empfohlen wurden, sind zwei neue Lieferungen (Nr. 17 und 18) erschienen: „Die deutsche Hansa“ von Friedrich Wilhelm Barthold und „Das Leben Franklin's“ von H. Bettziech-Beta. Beide schließen sich ihren Vorgängern würdig an und werden den allgemeinen Zweck der Sammlung, zugleich mit der erweiterten Kenntniß auch sittliche Anregung und Kräftigung zu verbreiten, nicht verfehlen. Vielleicht könnte der Barthold'sche Aufsatz etwas klarer angeordnet, der Bettziech-Beta'sche aber etwas knapper und mannhafter geschrieben sein; derselbe verfällt zuweilen in einen gewissen philiströs-pädagogischen Ton, von dem sich unsere Volksliteratur überhaupt allmälig frei machen sollte, der uns aber am allerwenigsten an seinem Platze zu sein scheint in dieser Sammlung, deren Haltung doch schon durchweg etwas höher ist und ein selbständigeres und aufgeklärteres Publicum voraussetzt.

Von O. F. Gruppe wird ein neues episches Gedicht, dessen Stoff aus dem persischen Sagenkreise entlehnt sein soll, von J. G. Kohl, dem berühmten Reisenden, eine zweibändige „Geschichte der Nordpol-Expeditionen zur Aufsuchung der verloren gegangenen Franklin'schen Schiffe“ erwartet.

In Berlin geht man mit dem Plane um, dem verstorbenen Beuth, dessen Andenken wir auch an dieser Stelle bereits unsere Huldigung dargebracht, außer dem Grabdenkmal noch ein zweites innerhalb der Stadt zu errichten. Und ganz gewiß, wenn irgend Einer unter den jüngst Verstorbenen, so hat der Gründer des preußischen Gewerbfleißes den allernächsten Anspruch auf diese Ehre. — Gleichzeitig schreibt man aus Berlin, daß die Sammlungen des verstorbenen Leopold von Buch vom König von Preußen angekauft sind, und zwar für die namhafte Summe von 15,000 Thlrn., die aber doch dem innern Werth der Schätze noch bei weitem nicht gleichkommen soll.

Im Verlag der Luckhardt'schen Buchhandlung (O. Bertram) in Kassel erscheint soeben ein „Hessisches Jahrbuch für 1854“, mit Beiträgen von K. Bernhardi, H. Grimm, E. von Hohenhausen, H. Koenig, L. v. Plönnies, J. von Rodenberg ꝛc. — Auch der „Literarische Sonntagsverein“ in Berlin, noch bekannter unter dem Namen der „Tunnelgesellschaft“, hat soeben ein Album seiner literarischen Thätigkeit veröffentlicht: „Argo. Herausgegeben von Th. Fontane und F. Kugler“ (Dessau, Katz).

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Die in den Monaten **September** und **October** erschienenen Nummern dieser Zeitschrift (Nr. 49—52 des ersten und Nr. 1—5 des zweiten Bandes) enthalten folgende Aufsätze:

Die Vorläufer des Columbus. Von **J. G. Kohl.** II. III. — Urgebirge. Von Professor **B. Cotta** in Freiberg. — Zur Charakteristik der Franzosen. Ein Zeiterlebniß. — Deutsche Mädchenerziehung. Eine Zuschrift an den Herausgeber. — Die Harmonie der Sphären. — Ein Schriftsteller-Asyl. — Das lustige England. — Das stille Walten der Seele. — Zur Lehre von der Freundschaft. — Der See. Eine Naturstudie von **H. Masius.** I. II. III. — Wie ich durch einen Schnupfen zu meiner Frau kam. Mittheilungen aus den Erinnerungen eines humoristischen Freundes von **A. Zeising.** — Roman, Novelle, Erzählung. — Almanache, Albums, Sammlungen und sonstige Werke der Gemeinschaft. — Was heißt Dichten? — Eine Regel für die Ehe. — Wär' ich und hätt' ich. — Ein Zweikampf unter Königen. Historische Skizze von **K. Frenzel** in Berlin. — Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin". — Die alten und neuen Aerzte. — Die Gefahren der Gutmüthigkeit. — Bei einer Wanderung durch die Vorstadt. — An einen jungen Dichter. — Brauer und Maler. — Die Ankunft in Paris. Eine Reiseerinnerung vom **Herausgeber.** — Ist unsere Seele materiell? — Lieutenant Maury und sein Schiffahrtscongreß. — Die Einheit der Natur. — Hütte und Tempel. — Das Selbstverständliche. — Nur ein Schreiber. Ein Provinzleben in vier Capiteln erzählt von **M. Reich.** — Seele und Leib. Zur Untersuchung der Frage: Ob Geist? Ob Materie? — Ein Cirknitzersee auf dem Harze. Von **F. Gottschalck.** — Was ist Humor? — Aus der sächsischen Schweiz. — Welchem Lebensalter gehört die Herrschaft der Welt? — Der werdende Mensch. — Die Combination. — Die deutsche Dichtanlage. — Das Schachspiel. Von **W. Orges** in Paris. — Donizetti's Todtenfeier in Bergamo. Aus dem Musiklebens Italiens von **F. Sieber.** — Kaulbach's Fresken an der neuen Pinakothek in München. — Die dunkle Geisteszukunft der Völker. — Die Ehrlichkeit. — Zur Euthanasie. — Was bedeutet der Begriff Vorwelt? Von Professor **Cotta** in Freiberg. — Die Erziehung zur Naturbetrachtung. — Selbstbeurtheilung. — Der Mensch und das Leben. Von **H. Landesmann.** — Zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs. Von Dr. **R. Treitschke.** — Die Königin der Wasserpflanzen. — Lebensblicke. — Das Mittelalter im heutigen Amerika. — Eine Feuerprobe. — An einen Autor. — Die Wellenlehre. Gespräch an einem Teiche. — Aus dem deutschen Fabrikleben. — Deutsche Sprüchwörter. Historisch erläutert. — Magnetismus und Somnambulismus. — Die Schriften über Nikolaus Lenau. — Ein unrichtig gebrauchtes Fremdwort. — Gottselige Schelmerei. — Die gesunden Naturen. — Beim Lesen eines arabischen Dichters. — Zur Kunst, Feindschaft zu ertragen. — Ein Lied vom Hasse.

Unterzeichnungen auf das mit dem 1. Oct. begonnene **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern, Prospecte** und **die bisher erschienenen Nummern** sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.**

Leipzig, im December 1853. **F. A. Brockhaus.**

Die Preisermäßigung
einer Auswahl werthvoller Werke aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in **Leipzig,**
deren Verzeichniß durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist,
hört mit Schluß des Jahres 1853 auf.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 51.** 15. December 1853.

Winterleben in Südrußland.

Von
Maria Förster.

1. Wintertage auf dem Lande.

Die schöne Jahreszeit ist unter schweren Kämpfen von uns geschieden, unter Windesseufzen, Sturmesächzen und Strömen von Regen. Als die Stürme aufhörten, kamen die geisterhaft stillen Tage, wo der Schnee in dichten Flocken niederfiel, leise, langsam und doch in solcher Menge, daß es schien, als wolle er eine Mauer zwischen uns und der übrigen Menschheit aufbauen und uns auf ewig von ihr trennen. Die kleinen Dorfhütten, die Wälder selbst mit ihren weißen Häuptern schienen in die lockere Masse zu versinken, der See war verschwunden, rings um uns nur noch eine einförmige traurige Oede.

Aber auch in dieser traurigen Oede läßt das endlich erscheinende Sonnenlicht neue Wunder erblühen und schmückt sie mit ungeahntem Zauber. Sowie der erste Sonnenstrahl durchbrach, kam auch Leben in die winterliche Landschaft; zahllose Schlitten bahnten und glätteten die Wege, auf denen dann auch wir nach kurzem Zögern ins Land hineinflogen wie in eine neue Welt. In des Winters eigenstem Reiche meinten wir zu sein, in seiner kostbarsten Wohnung, einem Schloß aus Silber und Krystall und funkelnden Edelsteinen gebaut; die Neu-

heit des Anblicks ließ uns für einige Zeit sogar die Frühlings- und Sommerpracht der Erde fast vergessen. Die Ebene war Eine glänzende Silberfläche geworden, auf der Millionen Diamanten und grüne und goldene Sterne funkelten, während in Gärten und Wäldern alle Bäume, Blumen und Kräuter der Feenmärchen emporgewachsen zu sein schienen. Eine neue Pflanzenwelt, aus Silber und Edelsteinen gebildet, umgab den winterlichen Wanderer; jeder Halm, jeder Dorn, jede Ranke, jedes kleinste Blatt strahlte dem Blick entgegen. Die Wipfel der Bäume schimmerten wie duftige Marabouts in der Sonne; das Gezweig glänzte im Grunde des blauen Himmels wie ein durchsichtiges Silbergewebe oder eine feenhafte Stickerei. Und dabei war all dieses weiße gefiederte Laub von ebenso mannichfacher Gestaltung wie einst das grüne, jeder Baum ebenso unterschieden vom andern wie früher: die Eichen erhoben sich stolz im glänzenden Schmuck, die Birken neigten sich anmuthig unter der Last; an sonnigen Stellen erglänzte Alles in tausend Farben, während über die schattigen ein sanfter blauer Hauch ergossen war. Besonders herrlich war es, durch die Birkenwälder zu fahren, die mit ihren tausend weißen Stämmen, dem durchsichtigen krystallenen Gezweig, dem Teppich des Bodens, aus weißen flimmernden Sternen gewebt, und dem dunkelblauen Himmel, der die glänzenden Säulen überwölbte, als wahre Feentempel erschienen.

So war es in der goldenen Mitte des Tages. Aber ebenso schön, fast noch schöner war es, wenn die Abendröthe ein Rosenlicht auf die weißen Hügel und Baumwipfel und die schneeigen Dächer goß; gleich als wenn ein Greisenantlitz sanft erröthet bei süßem Jugendangedenken.

Schön war es ferner auch, wenn wir am späten Abend von einem Ausfluge heimkehrten; ein Diener, eine weitstrahlende Fackel in der Hand, ritt neben unserm Wagen und ließ den rothen Schein grell auf die weiße Fläche fallen, sodaß einzelne Theile der Landschaft, hier eine Baumgruppe, dort eine alte beschneite Weide oder eines der hohen Kreuze, die überall am Wege stehen, plötzlich wie weiße Geistergestalten aus der Dunkelheit hervortraten. Auch die einige Wochen unterbrochene Geselligkeit wurde durch die Schlittenbahn neu belebt; fast täglich stiegen aus den beflügelten Fuhrwerken liebe Gäste, in dichte Pelze vorsorglich eingehüllt. Die Wärme und der Comfort des Hauses erschienen doppelt lieblich, nachdem man einige Stunden im Schneegestöber oder kalten Wind verlebt hatte. Ja, wenn man dann in den hellerleuchteten Salons unter Epheulauben, Blumen, Kunstwerken freundlich beieinander saß oder unter heitern Gesprächen auf und ab wandelte, hier einen Kupferstich, dort ein Album betrachtete, die neuesten Journale durchblätterte oder das Ohr den melodischen Klängen lieh, die vom Flügel her das Gemach durchtönten, während

das Kamin hell leuchtete und der Samovar lustig brauste — dann fürwahr konnte man sich die kalte Welt vor den dichtverwahrten Fenstern kaum mehr vorstellen, man fühlte sich behaglich in dem gewohnten Element und meinte nur geträumt zu haben von den diamantenen Ebenen und den Eisblumen und krystallenen Wäldern da draußen.

2. Winterreise. Schitomir, die Hauptstadt Volhyniens, im Winter.

Wir haben den Landbewohnern mit ihren Schneefeldern, Eispalästen und Wölfen Lebewohl gesagt und sind in die Stadt gezogen. An einem grauen Decembermorgen verließen wir das Gut; eingetretenes Thauwetter hatte die Wege verdorben und ließ uns trotz vielfachen Gespannes nur langsam vorwärts kommen. Die bekannten Gegenden, durch welche wir bis Berdytschew fuhren, uns liebgeworden in der Sommerschönheit ihrer Wälder, erschienen jetzt in der winterlichen Verkleidung fremd und traurig; die Straße war öde, nur dann und wann von einem jüdischen Fuhrwerk belebt. Von der schmuzigen, häßlichen, nur von Juden bewohnten Stadt sahen wir zum Glück wenig, da wir im Dunkeln ankamen und in der Morgenfrühe wieder abreisten.

Schon waren wir in Volhynien und erkannten den neuen Charakter der Landschaft trotz ihres Schneegewandes. Der Boden wurde ungleich und zeigte Höhen und Tiefen; Tannenwälder erhoben sich aus dem Schnee, Berge, mit Nadelholz bedeckt, zogen uns zur Seite hin und ein Fluß, in dem Eisschollen trieben, belebte das öde Land. Die kleinen Dörfer lagen wie im Schnee erstorben; Alles hatte sich in die Hütten verborgen und nur, wenn unsere Karavane von Equipagen und offenen Schlitten anlangte, schien eine Spur Leben zu erwachen. Aber dann auch ein geräuschvolles Leben. Männer, Frauen, Kinder in Schafpelzen und großen Stiefeln stellten sich um die Wagen, während wir vor einer Schmiede oder einem Posthaus hielten, und betrachteten — nicht uns, sondern die Pferde, interessirten sich für das Ab- und Anspannen und legten hülfreiche Hand dabei an, ohne an eine Belohnung auch nur zu denken. Auf einer Fähre gelangten wir durch die Eisschollen an das jenseitige Ufer des Teterow; einige beschneite Thürme, die sich vor uns erhoben, verkündigten die Nähe der Stadt, auf welche keine Anlagen, Landhäuser oder Lustörter, wie man sie in Deutschland im Umkreis der kleinsten Ortschaften findet, vorbereiteten.

Unser Haus, nahe an der Barriere gelegen, empfing uns mit seinen hellen freundlichen Räumen wie ein alter Bekannter, oder auch wie ein neuer, von dem man beim ersten Anblick ahnt, daß er uns theuer werden kann. Auch beim Blick aus Fenster und Balconthüren über

die beschneiten Bäume des Gartens auf die Kuppeln und Thürme des Klosters und die tannenbewachsenen Berge im Hintergrund, war es uns, als sähen wir auf allen Punkten tausend noch verhüllte Freuden auf uns lauern.

Am andern Tage lernten wir diese unsere neue Heimat — Schitomir, die Hauptstadt Volhyniens — näher kennen. Gleich allen russischen Städten umfaßt sie mit ihren auseinander gestreuten Häusern einen großen Raum; sie zieht sich weit auf der Bergebene hin und an den Abhängen und in den Schluchten hinunter bis an den Teterow, an dessen jenseitigem Ufer die Berge wieder emporsteigen. An der Straße, die wir bewohnen, und noch einigen andern ebenso langen und breiten liegen hübsche weiße kleine Häuser mit grauen oder grünen Dächern, meist nur aus einem Rez-de-chaussée bestehend, zu dem eine kleine Vortreppe führt. Jedes ist nur für eine Familie eingerichtet und bildet mit Nebengebäude, Hof, Garten ein kleines abgeschlossenes Etablissement. Ueber die niedrigen Dächer erheben sich zahlreiche alte Bäume, theils schlanke Pappeln, theils hochgewachsene Birken, die selbst mit blätterlosen Zweigen anmuthsvoll erscheinen. Man ahnt aus dem Ganzen die Sommerlieblichkeit der Stadt; jetzt aber im Winter, mit diesen breiten öden Straßen und den vielen kahlen Bäumen und Gärten, erscheint sie wie ein verlassener Badeort. Man müßte die Bewohner aller dieser luftigen kleinen Sommerhäuser bedauern, wüßte man nicht, daß diese Wohnungen, durchaus geheizt, mit doppelten, bis zum Frühling festgeschlossenen Fenstern, keinen Hauch des Winters einlassen.

An der Hauptstraße, die zur Barriere von Kiew führt, zeigte man uns das Haus des Generalgouverneurs, ebenfalls nur ein weißes luftiges Gebäude, mit grünem Dach und grünen Jalousien, nur in der Mitte zu einem Stockwerk erhoben, die niedern Seitenflügel aber weit von den Bäumen des Gartens überragt. Andere ähnliche Gartenhäuser in der Nähe nannte man uns als Wohnungen des Vicegouverneurs und des Gouvernementmarschalls. Alles sah so anspruchlos, so gemüthlich heiter und einfach aus, daß man leicht verführt wurde, sich ein sehr anziehendes Bild von den Bewohnern dieser kleinen Häuser und ihrem Leben zu machen.

Hier und da erhoben sich zwischen diesen einfachen Wohnungen auch neue elegante, mehrstöckige Häuser, anzusehen wie verirrte Wanderer, die aus München oder Berlin hierher verschlagen wären. Hart an ihnen vorbei, über die von der vornehmen Welt beherrschten größern und reinlichen Straßen, ziehen sich viele andere hin mit dicht aneinander gebauten Häusern und halbzerfallenen Hütten, die durch Unreinlichkeit, Lärm und zahllose Kinder ihre jüdischen Bewohner verkündigen. In

der Mitte dieser regellosen Wohnungen steht auf einer Anhöhe die katholische Hauptkirche mit vier Thürmen, die ganze Stadt überragend; auf einem andern Felsenhügel erhebt sich ein weißes schloßartiges Gefängnißgebäude. Auf einem offenen öden Platz, über den der Steppenwind von Osten her bläst, steht eine große russische Kirche, weiß mit drei grünen Kuppeln; ähnliche kleinere Kirchendome ragen da und dort über die Häuser empor.

Am Marktplatz, in der Mitte eines grasbewachsenen Vorhofs, ladet die zweite katholische Kirche mit einer offenen Pforte uns in ihren heiligen Raum. Neben der Kathedrale auf der Höhe liegt das einfache Wohnhaus des Bischofs und das katholische Seminar, dessen schwarzgekleidete Zöglinge dann und wann langsam durch die Straßen ziehen. Der russische Bischof bewohnt in unserer Straße ein großes, zwischen hohen Bäumen gelegenes Haus, dessen grünes Dach ein goldenes Kreuz überragt; schwarzgekleidete Mönche wandern dort im Vorhof auf und ab oder streuen den Tauben Futter, die sich hier wie vor all den geistlichen ihnen gastfreundlichen Wohnungen in großen Scharen versammeln.

An den meist einstöckigen Häusern des Marktplatzes ziehen sich Verkaufshallen hin, der Gostinoi-Twor, der in keiner russischen Stadt fehlt. Dort verkaufen die bärtigen russischen Kaufleute in stattlichem Kaftan, mit rothen freundlichen Gesichtern, in einzelnen Läden verschiedene Fabrikate, besonders Eisen-, Töpfer- und Pelzwaaren, Alles ziemlich solide, tüchtige Producte des Inlandes, während die jüdischen Händler meist Erzeugnisse des Auslandes feilbieten, aber von sehr alter, verlegener Beschaffenheit, theils in den Läden der Seitengassen, theils auf offener Straße, in der sie langsam, mit ihren Waaren bepackt, auf- und niederschleichen.

Mitten unter diesen ärmlichen Kaufläden haben einige polnische oder ausländische Modistinnen, Conditoren, Musikalien- und Buchhändler u. s. w. elegante Magazine etablirt, sodaß man sich auch hier mit den verschiedensten Luxusgegenständen versehen kann.

Auch ein Theatergebäude gibt es, nicht eben schlechter, als die Thespishallen unserer Provinzialstädte zu sein pflegen, und sogar mit einem griechischen Porticus versehen, der freilich dem Einsturze ziemlich nahe war. Den Winter durch spielt hier eine stehende Truppe täglich in polnischer Sprache vor einem oft sehr vornehmen und eleganten Publicum, das mit dem schmuzigen matterleuchteten Hause seltsam contrastirt. Gegenüber steht ein größeres Gebäude, in dem der volhynische Adel seine Marschälle wählt und seine Bälle feiert. Dasselbe hat ebenfalls ein etwas verfallenes Ansehen; vom Frontispiz ist der Anstrich

theilweis abgelöst, sodaß hinter dem kaiserlichen Adler ein Stück des altpolnischen Wappens hervorschimmert.

Zur Stadt gehört ferner auch ein Elisabethinerkloster, das am Rande der Bergebene liegt, hoch über dem Teterow, umgeben von Linden und dunklen Tannen, die seine Kuppeln und Thürme überragen. Wir fahren oft zur Frühmesse in die Kapelle, wo uns der Gesang der Nonnen und ihrer kleinen Zöglinge erfreut und wo eine gute Copie der „Sixtinischen Madonna" uns vom Hochaltar hernieder wie eine liebe Bekannte grüßt. Die vierzehn Nonnen, deren Zahl jedoch nicht vermehrt noch erneuert werden darf, sind mit der Erziehung armer Kinder und der Pflege von Kranken verschiedener Religionen beschäftigt. In Küche, Waschhaus, Krankensälen, Garten, Apotheke, Todtenkammer sind sie unaufhörlich thätig; die unter weißer steifer Haube fast verborgenen Gesichter sehen mild und freundlich aus und beweisen dadurch, daß die Herzen mit ihrem Schicksal zufrieden sind. Ein Theil des Klostergebäudes dient zu einer russischen Erziehungsanstalt für arme Kinder, die hier in großen reinlichen warmen Sälen in Religion, Elementarkenntnissen und allerlei Handarbeiten unterrichtet, dabei einfach und gut genährt und gekleidet werden. Die kleinen Mädchen nähen, stricken, fertigen Kleider so hübsch und elegant, daß die meisten Damen der Stadt hier für ihre Toilette arbeiten lassen.

An der hohen Tanne vorüber, die bei einem Besuch Kaiser Alexander's am Bergrand gepflanzt wurde, kommt man zu einem niedern strohbedeckten, von alten Bäumen umschlossenen Hause, in dem ein ehrwürdiger heiliger Mann lebt: der Seelsorger des Klosters, der Abbé D., ein wahres Ideal von Priester, der sein Vermögen wie seine Kenntnisse, die sich über alle Reiche des Wissens erstrecken, am Altar Gottes niedergelegt und sein ganzes Leben dessen Dienste geweiht hat. In dunkler Morgenfrühe geht er durch Schnee und Kälte zum Kloster, um dort die Messe zu lesen; dann fährt er in ärmlicher, mit Stroh gefüllter Britschka da- und dorthin, zu Reichen und Armen, um Kranke und Sterbende zu trösten, Rathlosen zu helfen, Unwissende zu belehren. Dünnes Silberhaar bedeckt sein Haupt, Nachtwachen, Arbeit und Entbehrung haben sein Gesicht durchfurcht; aber ein höheres Licht als das der Jugendfrische ist darüber ausgegossen, gleichsam als ob im Antlitz selbst etwas von jenem Heiligenschein strahle, der sonst im Bilde das Haupt der Auserwählten Gottes umgibt.

Die Fußgänger in den Straßen bestehen fast allein aus langbärtigen Juden, Bauern und glattrasirten Soldaten, zwischen denen wol auch Kühe und Ziegen und noch weniger ästhetische Vierfüßler langsam dahinwandeln. Mit diesem gehenden Publicum contrastirt das fahrende und reitende, das auf schönen Pferden, in eleganten

Droschkis und vier- und sechsspännigen Equipagen durch die schmuzigen Straßen und über die öden Plätze fliegt. Der Luxus, die Civilisation und ihre Contraste begegnen sich hier überall, ja, die widersprechendsten Eindrücke zu vermehren, trägt man die Todten unbedeckt mitten durch das bunte Leben. Da gibt es zuweilen die ergreifendsten Begegnungen! Wir hören einen dumpfen Gesang; der Schlitten hält an, wir blicken zur Seite und sehen plötzlich neben uns hoch über den Schultern der Träger eine starre Gestalt, ein bleiches Todtenantlitz. Priester, die das Crucifix und gemalte Heiligenbilder tragen, begleiten die Leiche, der nach uraltem Gebrauch Brot und Salz mit in die Gruft gegeben werden.

Aber auch an bunter Farbenpracht fehlt es nicht neben so düstern Bildern. Nicht blos die vielen Juden mit schwarzem Bart und Haar und dunklen Gewändern, sondern auch die Tscherkessen, Perser und Kosacken, die dann und wann in malerischen Trachten in den Straßen erscheinen, versetzen in den Orient. Auch sind in den kalten Tagen alle Trachten wenn nicht immer malerisch, doch stets grotesk. Man sieht die sonderbarsten Verhüllungen; die Bauern tragen alle ihre Kleidungsstücke, ihre Kaftans und Pelze übereinander, dazu große Pelzstiefeln und Pelzmützen, sodaß sie ganz unförmlich erscheinen; die Frauen verhüllen sich außerdem Kopf und Gesicht mit Tüchern, sodaß nur die Augen frei bleiben. Auch die Vornehmen verbergen sich gleich ängstlich in ihren kostbaren Pelzen; namentlich die Herren, denen man in den Straßen begegnet, gleichen in ihren Mänteln mit weitem zottigem Kragen und der haarigen Kopfverhüllung eher Bären und Wölfen als Menschen. Alles ist gegen den Winter gerüstet und verpanzert wie gegen den schlimmsten Feind; die Häuser sind gleich Festungen gegen sein Eindringen verwahrt und bei weitem wärmer als die unserigen, sodaß solch ein russischer Winter sich leichter erträgt als einer im Süden, wo man es noch nicht gelernt hat, oder nicht der Mühe werth hält, mit ihm zu kämpfen.

Seitdem der Schnee von neuem die Straßen bedeckt, sind sie von vielen Schlitten belebt. Zierliche kleine zweisitzige, mit weichen Pelzdecken belegt, fliegen in Eile vorüber; hinter den Pferden sind farbige Netze aufgespannt, grün, roth oder goldgelb, wie Sonnenstrahlen anzusehen. „Na prawa" rechts! „na lewa" links! ertönt der Ruf der Kutscher unaufhörlich, die in pelzbesetztem Kaftan, mit langem Bart und hohem Hute majestätisch über den Pferden thronen. Zwischenhin gleiten langsam die Bauernschlitten, mit beschneitem Holz und Feldfrüchten oder festgefrorenem Wild und Fischen beladen.

Nach dem langen Aufenthalt auf dem Lande freuen wir uns doppelt, wieder so viel Menschenleben um uns zu sehen. „Und wo ihr's packt, da ist's

interessant" fühlen wir mit dem Dichter und denken, daß Dem nur die Einsamkeit genügen kann, der sich in sie mit einer großen Idee, einem großen Glücke oder einem großen Schmerze flüchtet. Wir freuen uns, wieder in der Welt zu sein, in der man sich ja auch mit jedem tiefern Athemzuge des Gedankens Einsamkeit schaffen kann, freuen uns, uns selbst wiederzuspiegeln in tausend Gestalten, in allen uns zu finden, tausendfach carikirt oder idealisirt: der Handelnde und Leidende, der Glückliche und Traurige, das Genie und die Narrheit, der Sündige und Tugendhafte — in Allem siehst du dich selbst, in Allem Das, von dem etwas deine wie jede Menschennatur entwickelt oder im Keime verbirgt.

3. Kirchliche Feste im Winter. Einsegnung der Gewässer.

Das Weihnachtsfest wird in Rußland fast nur in der Kirche gefeiert, nicht durch Geschenke, Lichter, Kinderjubel verschönert wie bei uns; die deutschen Christbäume leuchten nur in einigen mit der Fremde bekannten Familien. Dennoch schmücken auch hier einige liebliche Gewohnheiten das Fest. Sobald der erste Stern erscheint und die Glocken das Ende des Festtages und das Nahen der heiligen Nacht verkünden, bricht man in allen polnischen Häusern die geweihten Oblaten und theilt sie mit Freunden und Verwandten und begrüßt sich mit Glückwünschen. Ein Festmahl ist bereitet aus Fischen und süßen Speisen und Heu und Stroh unter das Tischtuch gebreitet, zur Erinnerung an das erste Lager des Christkindes, dessen Geburt um Mitternacht von allen Glocken verkündigt und durch Messen in allen Kirchen gefeiert wird.

Diesem Feste folgt das der Taufe des Herrn, am 6. Januar, das durch die Einsegnung aller Gewässer im Reiche gefeiert wird. Wir fuhren, die Ceremonie mit anzusehen, an das Ufer des Teterow. Es war ein kalter heller Wintertag. Alle Wege, die zum Flusse führten, alle beschneiten Höhen am dies- und jenseitigen Ufer waren mit Menschen bedeckt; Kinder saßen da und dort auf den Aesten der Bäume; die Helme der Militärs, die bunten Festkleider der Bürger und Bauern glänzten in der Sonne. Das dichteste Gedränge fand auf dem gefrorenen Flusse selbst statt, in dessen Mitte unter einem Baldachin aus Tannenzweigen der Bischof eben den Segen ausgesprochen und das heilige Kreuz in die Eisrinde geschnitten hatte. Als wir kamen, war die Ceremonie schon zu Ende, die Procession kehrte zurück; voran schritt der Bischof, ein ehrwürdiger Greis, mit langem weißen Bart in prachtvoller Kleidung, auf dem Haupte eine hohe mit Edelsteinen besetzte Mütze; ihm folgten viele Priester in Gold- und Silbergewändern mit langen Bärten und langem über die Stirne ge-

scheiteltem Haar, einige mit farbigen, andere mit schwarzen hohen Mützen, andere in bloßem Haupt; es waren Greise und junge Männer und alle Modelle zu den verschiedenen Apostelgestalten. Das Crucifix glänzte in ihrer Mitte, Kirchenfahnen wehten und Standarten mit byzantinischen Malereien, Heiligenbildern und Christusköpfen ragten hoch über die Menge empor, die Psalmen singend den Berg hinanzog.

Der größte Theil des Volks aber drängte sich zu jener geweihten Stelle auf dem Flusse, wo das emporquellende Wasser schon das Zeichen des Kreuzes zu überfluten begann. Erwachsene und Kinder, Bürger, Bauern, Soldaten, Alle kamen mit Krügen, Kannen, Flaschen, Töpfen, um das geheiligte Wasser zu schöpfen, das sich jahrelang frisch erhalten soll. Jeder wollte zuerst zur Stelle, als fürchte er, der Fluß könne ausgetrunken werden; mit Heftigkeit leerte man die Krüge, als sei man durch die quellenlose Wüste gewandert. Hier bot Einer dem Andern seinen Krug, die Aeltern setzten ihn an die Lippen der kleinen Kinder und Alle, die sich an dem eisigen Wasser satt getrunken hatten und heimkehrten mit Tannenreisern und gefüllten Gefäßen, sahen so fröhlich aus, als hätten sie aus der Quelle der ewigen Jugend geschöpft.

4. Geselliges Leben in Schitomir.

Wir sind erstaunt, in dieser fernen Provinzialstadt eine so auserwählte, gebildete, elegante Gesellschaft zu finden, die während des Carnevals immer zahlreicher geworden ist, da fast alle vornehmen Familien dieser und auch der benachbarten Provinzen sich wenigstens für einige Wochen hier etabliren. Auch die in der Gegend einquartierten höhern Offiziere kommen dann und wann mit ihren Familien und vermehren den militärischen Theil der Gesellschaft. Es ist in ihr ein ewiges Kommen und Gehen, eine stete Bewegung und Verwandlung, fast wie in einem Badeort. Da weder Politik noch Theater und Oper Gesprächsgegenstände bieten können, so bewegt sich die Unterhaltung im Allgemeinen nur um die flüchtigsten Interessen des Tages. Doch wehen auch manche frische Winde und mancher Genuß, den poetische und musikalische Talente oder geistreiche Gespräche geben, läßt ein Echo in der Seele zurück. Die Polen, aus denen der größte Theil der Gesellschaft besteht, besitzen jene angenehmen äußern Formen, jenen Hauch von Vornehmheit und Eleganz, die Frauen jene liebliche Grazie, die Männer jene ritterliche Artigkeit, die der Geselligkeit so besondern Reiz verleihen. Auch die russischen Offiziere, theils Deutsche aus den Ostseeprovinzen, und ihre Damen sind durch Bildung und gesellige Formen angenehme Gesellschafter. Die Meisten sind nur momentan, Viele erst seit kurzem hier. Alle kennen mehr von der Welt als den kleinen Schauplatz, der sie eben umgibt. Die Polen sind großentheils Tou-

risten und können von halb Europa, die militärischen Herren und ihre Damen wenigstens von den verschiedenen Gegenden des großen russischen Reichs erzählen, in dem sie hin- und herziehen. Man wird durch ihre Schilderungen mit den Wundern von Petersburg und Moskau, mit den Schönheiten des fernen Kaukasus und den italischen Reizen der Krim vertraut. Alle diese vielgewanderten Menschen haben etwas Beflügeltes in ihrem Wesen; gewohnt, das Leben leicht zu nehmen, den Schaum der Dinge flüchtig zu genießen, haben sie alles Schwerfällige abgestreift und verleihen der ganzen Geselligkeit eine gewisse Frische.

Die ausgezeichnetsten Erscheinungen in der Gesellschaft sind, auch abgesehen von ihrem hohen Range, der Prinz W. und seine Gemahlin. Prinz W., der Generalgouverneur von Volhynien (jetzt Generalgouverneur von Kiew, Volhynien und Podolien), dessen einfaches ernstes mildes Wesen jedes Herz gewinnen muß, wird von allen Bewohnern der Provinz, allen Ständen und Nationalitäten mit Dankbarkeit und Verehrung genannt, während seine schöne geistreiche Gemahlin wie ein heller Stern nicht blos in den geselligen Kreisen, sondern auch in den Hütten der Armen leuchtet. Beide geben einen höchst günstigen Begriff von der Liebenswürdigkeit und Bildung, deren die russische Aristokratie unter Umständen fähig ist.

Kartenspiel und Tanz sind fast die einzigen Unterhaltungsmittel der Gesellschaft, die Beides mit Leidenschaft betreibt. Junge wie alte Herren werden Nächte durch vom grünen Tisch gefesselt, auf dem in einer Stunde oft große Vermögen auseinander fließen oder dämonisch plötzlich gewonnen werden — und Junge wie Alte werden ebenso in gleicher Leidenschaft von den rauschenden Klängen der Mazurka fortgerissen, welche den Greisen im Silberhaar und den Damen, deren Frühling seit mehr als zwanzig Jahren verblühte, noch einmal Jugendgefühle gibt. Wir haben mehren Bällen beigewohnt und das Entflammende, Aufregende dieses Tanzes, der so ganz den polnischen Nationalcharakter ausdrückt, beim bloßen Zuschauen gefühlt. Das interessanteste dieser Ballfeste war der von der Prinzessin W. arrangirte bal costumé, der die ganze Provinz in Aufregung versetzte und lange vor- und nachher alle Gespräche erfüllte.

Er bot ein glänzendes Schauspiel durch die malerischen prächtigen Toiletten und die Masse von Diamanten, mit denen Haare und Gewänder übersäet waren, sodaß manches liebliche Wesen einer mit Thautropfen bedeckten Blume glich. Die Prinzessin W., die mit künstlerischem Geiste das Ganze geordnet, die Paare und ihre Costume bestimmt hatte, machte in ihrer Beduinentracht, die so ganz mit ihrer und ihres Cavaliers pikanter Schönheit harmonirte, einen Eindruck so

voll Poesie und charakteristischer Wahrheit, daß man sich beim Anschauen wie vor einem Bilde von Horace Vernet fühlte und im Hintergrunde die ganze Wüste mit Palmen und Karavanen erblickte. Nächst ihr war die lieblichste Erscheinung Alexandrine von K., als bergère, in weiß und rosa Atlas mit Rosen im Haar, nebst Schäferhut und Stab — selbst eine morgenfrische Rose.

Häufig finden in der Gesellschaft dramatische Vorstellungen statt. Es werden zum Besten der Armen russische, polnische und französische Stücke vortrefflich aufgeführt, wiederum unter der liebenswürdigen Intendanz der Prinzessin, die mit Grazie und künstlerischer Begabung selbst manche Rollen spielt.

Ergötzlich ist es, Vorstellungen der öffentlichen Theatertruppe oder öffentlichen Concerten durchreisender Virtuosen unterer Classe beizuwohnen, weil man bei solcher Gelegenheit die heitere Leichtigkeit, mit der die Slawen das Leben erfassen, ihre unzerstörbare Laune, ihre Fähigkeit, in jeder Blume Honig zu finden, so recht kennen lernt. Diese vornehmen, eleganten, selbst künstlerisch gebildeten oder mit den Kunstgenüssen großer Städte bekannten Personen hören mit fröhlicher Bonhommie den schlechtesten Productionen zu, applaudiren aus Güte oder Scherz, amusiren sich über Alles: über die Mistöne, die düstern kalten Räume und über sich selbst, die in ihnen Unterhaltung suchen.

So haben wechselnde Beschäftigungen und Zerstreuungen auch diesen Wintertagen Flügel gegeben. Schon ergraut der Schnee; schon haben wir eine Lerche gehört, die, hoch über den weißen Feldern schmetternd, das Nahen des Frühlings verkündigt, der heute in zarten flockigen Wölkchen herunterzuschweben scheint, willkommen wie ein lieber lang verlorener Freund. Bald wird er seine goldenen Pfeile wider die Eisdecke der Gewässer richten, bald wird er uns Quellen, Blumen und Vögel und Hoffnungen und Träume, alle süßen Jugendgefühle wiedergeben.

Brüsseler Briefe.

Von

Karl Grün.

I.

Um Ihren Wunsch nach Mittheilungen aus und über Belgien zu erfüllen, lieber Freund, muß ich Sie bitten, mir die Methode zu erlassen. Die Philosophie und die Methode hören auf diesseit des Rheins; schon in Köln war nie mehr als eine berliner Colonie, die sich indessen gegen die Usipeter oder Tenkterer, oder

wie die umwohnenden Völker heißen, nicht gehalten hat. Hier zu Lande, wo der lederne spanische Stiefel grob genug aufgetreten ist, wo man uns durch die östreichische Heirath bis zur spanischen Isabella zurückführt, wo man sogar vor einigen Monaten versuchte, uns spanische Stiergefechte mit Manchetten aufzutischen, verlernt man in logischen spanischen Stiefeln zu gehen. Ich will Ihnen allerlei erzählen, Sie von mancherlei Dingen unterhalten, de omnibus aliquid, aber Sie müssen sich mit der Olla Potrida begnügen. Auch wunderliche Sachen werden Sie hören, Paradoxa mitunter, erschrecken Sie nicht, schütteln Sie den Kopf nicht, und wenn Sie eine müssige Stunde haben oder Nachts einmal nicht schlafen können — so unwahrscheinlich das in Deutschland sein mag — denken Sie ein wenig über Dieses und Jenes nach!

Ich weiß nicht, ob es 700 Jahre vor Christus in Latium oder Etrurien irgend eine „Revue" oder ein „Museum" gab; noch viel weniger weiß ich, ob irgend ein Schriftsteller aus Vulsinii, Caere oder Albalonga sich auf einem der sieben Hügel aufhielt, als die Maurer mörtelten, die Zimmerleute nagelten, die Dachdecker kletterten und in einem unaufhörlichen Gerappel und Getöse Straße um Straße aus der Erde wuchs. Wenn aber ein solcher Schriftsteller gelebt und nach Etrurien oder Latium geschrieben hätte: „Hier wird die Hauptstadt Italiens und später Europas gebaut", hätte der Redacteur der „Revue" oder des „Museum" wol die Verantwortlichkeit für ein solches Paradoxon auf sich genommen? hätte er nicht wenigstens eine Note unter den Text geflickt? Ich glaube gewiß. Wenn ich durch die Straßen von Brüssel gehe, oder vielmehr wenn ich über ein Feld zu gehen meine, weil vor vier Wochen noch ein Feld da war, und plötzlich die neuen Häuser bis zur Giebelhöhe auf beiden Seiten das Gewehr präsentiren; wenn ich die Stadt vom Boulevard du Régent an ordentlich vor mir fliehen sehe, soweit der Horizont reicht; wenn ich Freunde oder Bekannte in Gegenden aufsuchen muß, die ich vor zehn Jahren als fahlen Anger kannte oder vielmehr nicht kannte, besonders wenn ich vorher französische Zeitungen gelesen habe — dann pflege ich vor mich hin zu murmeln: „Hier wird die Hauptstadt von Westeuropa gebaut!"

Sie wissen, wie eifrig man auch in Paris baut, wie man dort die Barricaden unmöglich macht durch den Mac Adam, wie man breite und gerade Straßen bricht — für die Cavalerie und Artillerie, wie Gassen und Gäßchen zusammenstürzen, daß der heimkehrende Reisende die Stadtsergeanten fragen muß: „Können Sie mir nicht sagen, wo ich wohne?" Paris wird verwandelt, verschönert, decorirt; aber Paris

„in allem seinem Glanze ist ein Grab nur der Vergangenheit". Man hobelt und polirt einen — Sarg für eine verblichene historische Bedeutung. Das Paris Ludwig's XIV., welches auch das Paris Mirabeau's und Robespierre's war, die „Hauptstadt der gebildeten Welt", der „Focus der Civilisation", die „heilige Stadt der Freiheit" — ist am Sterben. Frankreich, das die Welt regierte, gleicht den zerbröckelnden Dynastien, die sich nacheinander in seiner Geschichte Platz gemacht haben, den Merovingern, den Karolingern, den Capetingern. Es erlischt.

Sie kennen London. Die enge und dumpfe Häusermasse um den Tower herum, das Convolut von ewig nebligen Gassen an der Themse heißt die City. Noch hat die City allein das Stadtrecht von London, noch ist der Lordmayor von London nichts Anderes als der Bürgermeister der City. Wenn die Königin von Großbritannien und Irland nach Guildhall fahren will, so bedarf sie der Erlaubniß des Hrn. Bürgermeisters der City. Der Stadtrath der City legt eine Kohlensteuer, eine wahre „Brandschatzung", auf all das schwarze Brennmaterial, welches in der Riesenstadt consumirt wird. Aber vergleichen Sie auf einem Plan von London die City mit der übrigen Stadt: sie bildet noch nicht den zwölften Theil ihrer Ausdehnung; sie hat 60,000 Einwohner, und London zählt 2 ½ Million! Wenn man Temple Bar hinter sich hat, den Strand hinaufgeht, und entweder durch St. James' Park und Greenpark nach Hydepark, oder durch Regent Street und Portland Place nach Regent's Park zuwandelt, dann erst sieht man London, dann erst fühlt man sich in London. Diese Hauptstadt von Palästen, diese ununterbrochene Reihe von hohen Hotels führt den bescheidenen Titel the Westend of the town. Das Westend ist wie eine riesige Palme, aus dem buchenen Krüppelstamm der City herausgewachsen. Etwas Aehnliches trägt sich mit Brüssel zu. Der alte Stamm der Stadt mit verzwickten Straßen und Gassen krümmt sich unten im Norden um die verschiedenen Arme der Senne herum, die neuere Stadt erhebt sich von Passage St.-Hubert und dem alten Stadthause südlich und südöstlich bis zum Park, zum Botanischen Garten und zum Boulevard; die allerneueste Stadt, die werdende Stadt durchbricht vom Park aus den Boulevard, läuft beim Zoologischen Garten durch die Niederung des Dorfes Etterbeck und erhebt sich dann auf die erhöhte Ebene des Hippodrome, wo sie den ganzen Exercierplatz einschließen soll. Den Park als Tuileriengarten betrachtet, hat der Stadtrath von Brüssel die Champs Elysées extemporirt; den Place Royale als Temple Bar angesehen, wächst im Quartier Leopold ein Westend der Stadt heraus. Man schilt die brüsseler Liberalen Maçons, Freimaurer. Nun, daß sie das Mauern verstehen, beweisen sie soeben; denn schönere

und bequemere Häuser sah ich nie entstehen als sie jetzt von Woche zu Woche in der Verlängerung der Rue de la Loi ihr Antlitz erheben. Doch gebietet die Unparteilichkeit der Geschichtschreibung, zu sagen, daß auch der katholische Exminister de Theux einen ungeheuren Palast im Quartier Leopold errichtet hat.

Neben dieser neuen Welt von Steinen, im bisherigen Faubourg de Namur, wird der dritte Eisenbahnhof eben gezimmert, die Station für den Luxenburg-Arloner Schienenweg. Die Verbindung mit Köln und Paris war längst hergestellt, die Nord- und die Südbahn sind integrirende Theile des Staatseisenbahnnetzes, welches der junge Staat im Jahre 1834 beschloß. Nur die Verbindung nach Südosten war Plan und frommer Wunsch geblieben. Der Staat, der doch vor keiner Schwierigkeit und keinen Kosten zurückscheute, wenn es dem öffentlichen Nutzen galt, wich beständig der Bahn nach Namur und Arlon aus. Lieutenant Waghorn bewies, daß gerade diese Bahn eine Weltbahn sei, daß die Eisenstraßen zwischen Paris und Berlin wenig bedeuten gegen die fliegende Brücke von Ostende nach Arlon-Trier-Saarbrücken-Mannheim-Wien-Triest, daß der Weg von London nach Kalkutta über Arlon geht. Der gescheiteste aller Franzosen, Proudhon, gab schon im Jahre 1845 seinen Landsleuten den Wink, nicht zu stolz auf ihre Bahn von Marseille bis Havre zu thun. „Tröstet euch, die Linie von Antwerpen nach Triest ist kürzer als die eurige; Oestreich, Böhmen, Baiern, Sachsen, die Rheinlande können nicht bequemer importiren und exportiren. Klagt die Natur und den Fortschritt an, daß ihr den Transithandel verlieren werdet; aber wieder bekommen könnt ihr ihn nicht; das zu versuchen wäre abgeschmackt.“ Der Finanzminister Frère-Orban, der wüthendste aller wüthenden Maçons, der Liberalste aller Liberalen, wie Hr. von Montalembert neologisirt, ein wahrer Hoherpriester der „Canaille des materiellen Interesses“, hat die geschichtliche Ehre, die Idee der englischen Ingenieurs und den Wink des französischen Socialisten verwirklicht zu haben. Er schloß den Vertrag mit der Great-Luxemburg-Company, er garantirte die Staatszinsen, unter seinen Auspicien entschloß sich das Großherzogthum Luxemburg zum Weiterbau bis an die preußische Mosel. In Preußen selbst ist man bereits mit den Nivellirungsarbeiten beschäftigt, und in drei Jahren muß wieder eins jener Dinger That und Wahrheit sein, die man „Ideen“ nennt, und die endlich doch Allem den Hals brechen werden, was sich heute so halsbrecherisch anstellt.

Ist diese Bahn von England — auch von Amerika — nach Südwestdeutschland und Südeuropa fertig, so wird die Nordbahn eine Zweigbahn, und die Südbahn nicht minder. Werfen Sie einen Blick auf die Karte, und sagen Sie mir, ob es nicht gerade aussieht, als ob dem

romanischen Europa wieder ein Glied amputirt würde. Spanien liegt seit dem 17. Jahrhundert trocken, im 19. ist die Reihe an Frankreich. Verfolgen Sie die neue Eisenbahnlinie, und sagen Sie mir, ob Sie die Wichtigkeit der belgischen Nationalität und Unabhängigkeit begreifen, ob es denkbar ist, daß man sie nicht begreift!

Die städtische Verwaltung der Stadt Brüssel, eine wahre Signoria einer mittelalterlichen Republik, thut gerade jetzt einen Schritt, der die Hauptstadt von Westeuropa davor bewahrt, eine „City" zu bekommen. An der Spitze der Municipalität steht Hr. Charles de Brouckère, auch eine „Canaille des materiellen Interesses", ein Mann von vielen Kenntnissen, einer starken Willenskraft und einem wahren Gonfaloniere-Temperament. Damit die alte Stadt Brüssel nicht City werde, will er alle Vorstädte zur Stadt machen. Der Plan liegt bereits vor und sieht seiner Annahme entgegen. Der heutige kölner Bahnhof kommt weit in die Stadt hinein, die sich bis unweit Laeken, die königliche Residenz, erstrecken soll. Das ganze Westend oder das Quartier Léopolde, den Exercierplatz einbegriffen, ist bereits städtisch. Der luxemburger Bahnhof und ein gut Stück des südöstlichen Schienenwegs wird zu Brüssel gehören. Etwas weiter südwestlich soll die Stadt bis zur Cambre, dem Auslauf des Waldes von Soignies sich ausdehnen. Mit einem Wort, während die alte Stadt nach der letzten Volkszählung 150,000 Einwohner zählte, gibt man ihr jetzt durch Einschluß der Vorstädte noch 100,000 mehr, was eine Viertelmillion Seelen ausmacht. Durch den Neuanbau im Westend, wo binnen Jahresfrist eine Stadt für sich entstehen und bewohnt sein wird, tritt jedoch der Zuwachs der Bevölkerung über jedes regelmäßige Verhältniß hinaus, und die Zahl 300,000 wird sehr bald erreicht sein. Nach statistischen Tabellen, die ich eingesehen habe, wächst Brüssel seit der Abdankung von Paris und dem allgemeinen stationären Gange der Dinge auf dem Continent jährlich um 10,000 Seelen! Dieses unerhörte Verhältniß hat einen Hauptgrund zur weitesten Abmarkung des neuen Stadtplans gegeben. Denn, bemerken die Sachverständigen, in zehn Jahren habt ihr 100,000 Menschen mehr zu logiren; richtet euch also so ein, daß sie Platz nebeneinander haben, und nicht wie die Häringe in der Tonne aufeinander liegen. Ihr habt nur 14,000 Häuser bis jetzt, bei 350,000 Einwohnern kommen 25 Menschen auf Ein Haus, macht also Platz für die Kelle und den Hammer. Die bewußte „Canaille" wird sich das nicht zwei mal sagen lassen, und die „Freimaurer" freuen sich unbändig auf die Arbeit.

Ich fürchte Sie zu ermüden, wenn ich von den Erweiterungen und Verschönerungen im Innern der Stadt spreche. Eine schöne Stadt ist Brüssel schon jetzt, und täglich werden neue Pläne ausgebrütet und

ausgeführt, um sie noch schöner zu machen. Da ist die Passage St.-Hubert, der bedeckte Glasgang auf der Grenzlinie des alten und neuen Brüssel, schöner als irgend eine Passage in Paris, wetteifernd zum Mindesten mit der Glashalle in Hamburg. Da ist die neugebaute Treppe vom Place du Congrès, die sich in doppelter Flucht auf einen im Werden begriffenen Platz senkt, von wo aus ein ganzes altes Viertel der Stadt ab- und durchbrochen wird, um die herrliche Königsstraße mit der Passage zu verbinden. Da ist die bedeckte Gemüsehalle, gegen welche Coventgarden ein unsauberer Hühnerhof ist, und der Park, den alle Engländer den schönsten Square der Welt nennen, weil sie seinen kleinen Dimensionen den Titel Park vorenthalten.

Es wäre ein Gemeinplatz zu sagen: das ist aus dem Flecken geworden, der sich um das Wohnhaus des Herzogs von Niederlotharingien, Karl von Frankreich, im 9. Jahrhundert langsam aufbaute. Aber das ist kein Gemeinplatz, daß Brüssel seine gegenwärtige prachtvolle Physiognomie wesentlich der Abschwächung des französischen Einflusses in Europa, und ganz besonders dem Ausgang der Revolution von 1848 verdankt. Mit ebenso phlegmatischem als scharfsinnigem Takt dankten die Belgier 1848 für die Volksbeglücker von Risquons-Tout, blieben was sie waren, constitutionelle Bürger mit Preßfreiheit, Versammlungsrecht und Geschworenengericht, um von dieser sichern Warte aus die Resultate des neuen Himmels und der neuen Erde erst abzuwarten. Das Jahr 1848 war hier zu Lande charakteristisch durch eine entschiedene antifranzösische Rage, die selbst in der uninteressirtesten Gemüthern, in der studirenden Jugend, die unverfänglichste aber deutlichste Gestalt annahm. Fußend auf ihrer Nationalität, die von Frankreich nie geschont worden war, auf ihren politischen Errungenschaften, die an der Hand Frankreichs von Extrem zu Extrem hätten pilgern müssen, widersetzte sich die Nationalstimmung mit überwältigender Majorität allen Experimenten. Diese Nationalität beruht nicht auf Raceneinheit, sondern auf geschichtlicher Zusammengehörigkeit und vertragsmäßiger Verbindung zweier Stämme, eines niederdeutschen und eines französisch-deutschen oder wallonischen, und gerade in dieser Mischung und Verbindung, in dieser neutralen Substanz, beruhte und beruht die Einzigkeit, die geschichtliche Bedeutung, die Neutralität des Landes, das mir zu großen Geschicken berufen scheint. Wären die Belgier lauter Wallonen, so wäre die Einverleibung in den französischen Staatskörper unvermeidlich; wären sie lauter Flamänder, längst hätten sie dem magnetischen Bunde der „conservativen Interessen“ verfallen müssen.

Aber sie sind glücklicherweise weder das Eine noch das Andere, sondern ein Drittes. Auf der westlichen Abdachung des germanischen Festlandes

schiebt sich der neutrale belgische Keil gegen Frankreich vor, ein weiter Strand ohne Höhenzüge, die mächtige Brücke nach England und Nordamerika. Theilt Belgien Frankreich zu und die Brücke ist gesprengt, die das Stammland mit den beiden Reichscolonien verbindet. Noch vier Jahre demokratischer Politik in Washington, und Sie werden sehen was das heißt.

Alfred Tennyson in Deutschland.

Von

Karl Schmitt.

Es ist sehr natürlich, daß ein Dichter fremden Nationen erst dann bekannt wird, wenn sein Ruf bei dem eigenen Volke schon sehr bedeutend, sein Ruhm sehr fest gegründet ist. Gleichwol ist uns Deutschen, die wir den Ruf guter und allzeit fertiger Uebersetzer wol verdienen, der Dichter aus Lincolnshire, Alfred Tennyson, länger als billig fern und fremd geblieben. Wol war in den letzten Jahren Einzelnes von ihm übersetzt worden und auch den Freunden und Kennern englischer Literatur in Deutschland war er ausreichend bekannt; dem großen gebildeten Publicum unsers Vaterlandes aber ist der Name wol damals erst erinnerlich geworden, als er durch alle Zeitungen lief, Tennyson habe die Ode auf den Tod des Eisernen Herzogs gedichtet.

Es ist darum gewiß als ein Verdienst zu betrachten, wenn ein Mann, welcher gründliche Kenntniß der englischen Sprache mit der erfoderlichen dichterischen Gabe vereinigt, unsern Poeten der deutschen Nation übersetzt und gut übersetzt vorlegt. Alles dies aber müssen wir von der Gesammtübersetzung aussagen, welche W. Hertzberg soeben unter dem Titel: „Gedichte von Alfred Tennyson. Uebersetzt von W. Hertzberg" (Dessau, Katz) veröffentlicht hat.

Wir nannten dieselbe soeben eine Gesammtübersetzung; es ist erfoderlich, daß wir diese Bezeichnung etwas einschränken. Vorerst nämlich existiren außer der vielbekannten Wellington-Ode und den vorliegenden Gedichten noch andere lyrische Productionen unsers Autors; sodann aber fehlen auch in der Uebertragung Hertzberg's einige Gedichte, welche in der uns und auch dem Uebersetzer zur Hand gewesenen 7. Auflage der „Poems" (London, Edward Moxon, 1851) enthalten sind. Ueber diese letztern, der Zahl nach sehr geringfügigen Auslassungen werden wir uns weiter unten aussprechen; von den ersterwähnten lyrischen Schöpfungen Tennyson's aber, welche außer den „Poems" noch existiren, wollen wir hier nur die Sammlung „In memoriam" betitelt, anführen, die der Dichter dem Andenken des Harry Hallam, eines Sohnes des gleichnamigen Geschichtschreibers, gewidmet hat.

Bevor wir zu einer eigentlichen Besprechung der Hertzberg'schen Uebersetzung übergehen, wird es nicht ohne Interesse sein, einiges Wenige über

das Leben Tennyson's sowie eine Hinweisung auf das bereits früher in Deutschland von ihm bekannt Gewordene voranzustellen.

Unser Dichter ist als eines Landgeistlichen Sohn im Jahre 1805 in Lincolnshire geboren. Sein erstes Auftreten als Poet fällt in das Jahr 1830, wo er zuerst ein Bändchen Gedichte veröffentlichte. Diesem folgte im Winter 1832 ein zweiter Band. Beide wurden nichts weniger als freundlich aufgenommen; die Kritik verdammte sie, gleich den ersten lyrischen Ergüssen Byron's in seinen „Stunden der Muße" und wie den „Endymion" des genialen Keats.

Doch schon mit seinem nächsten Auftreten brach der Dichter sich Bahn unter seinen Landsleuten. Die 1842 erschienene dritte Sammlung seiner „Poems" erhielt ungetheilten Beifall und namentlich wandte sich ihm der Enthusiasmus der Jugend zu. Seitdem kann man ihn mit Fug und Recht den Lieblingsdichter der heutigen Briten nennen; allein bis zum Jahr 1851 erschienen die Gedichte in sieben, zum Theil sehr starken Auflagen. Auch die Königin Victoria hat daher nur der öffentlichen Meinung sowol wie der Ansicht der Besten der Nation Genüge gethan, als sie im Jahre 1850 Tennyson zu ihrem gekrönten Dichter (poet laureate) machte. In Deutschland hat man gegen Hofdichter ein nicht unbegründetes Vorurtheil; was aber die Stelle, die unser Poet jetzt in England bekleidet, sagen will, das mag man einfach daraus schließen, daß Männer wie Southey und Wordsworth ihm unmittelbar vorangingen.

Der Erste nun, welcher, soweit wenigstens unsere Nachforschung reicht, Einiges von Tennyson übersetzte, war Freiligrath. In seinem Werke „Englische Gedichte aus neuerer Zeit" (Stuttgart, Cotta, 1846) finden sich 15 meisterhafte Uebertragungen aus unsers Dichters jetzt von Hertzberg verdeutschter Sammlung. Freiligrath ist aber auch, ein paar in Zeitschriften hier und da zerstreute Uebersetzungen ausgenommen, bis auf die neueste Zeit der Einzige geblieben, welcher Tennyson bei uns in deutscher Sprache einführte. Die verdienstvollen Sammlungen z. B., welche Adolf Böttger und L. von Arentschild herausgegeben haben, enthalten kein einziges Erzeugniß unsers Dichters. Sammlungen von Dichtungen in der Ursprache, wie die in dem literargeschichtlichen Werke der HH. Boltz und Franz enthaltenen Proben, sowie Freiligrath's Werk: „The rose, thistle and shamrock", bringen dagegen Einiges von unserm Autor und auf dieses Wenige wird sich die Kenntniß desselben beim größern Publicum bis dahin beschränkt haben.

Indem wir uns nun speciell zu dem von Hertzberg Geleisteten hinwenden, so machen wir vorerst darauf aufmerksam, daß derselbe in einem „Nachwort" uns die Grundsätze, welche er bei seiner Uebertragung inne gehalten, und das Ziel, das er vor Augen gehabt, selbst dargestellt hat. Er stellt die Anfoderungen an eine Uebersetzung, daß sie sinnestreu, im deutschen Ausdruck fließend und Metrum wie Stimmung des Originals wiedergebend sein müsse: Requisite, mit denen jeder Kritiker sich einverstanden erklären wird. Auch ist das so gesteckte Ziel, wie die Vergleichung mit dem Originale ergibt, in aller möglichen Weise erreicht. Allerdings würde sich im Einzelnen noch immer das Eine oder Andere nachweisen lassen, was auch so oder so besser gemacht sein könnte. Doch kann an solchen Einzelheiten nur eine niedere Art der Kritik haften bleiben, etwa eine solche, die mit Citaten aus

dem Urtext irgend eine Kleinigkeit deducirt, welche der Uebertrager gerade ebenso gut wußte, die er aber mit Absicht gerade nicht so machte, wie der pedantische Beurtheiler es gemacht hätte.

Betrachten wir aber das Ganze, die fließende Sprache und den fließenden Vers und vor allem die dem Originale vortrefflich abgewonnene Stimmung, so können wir uns von Hertzberg's Arbeit nur sehr befriedigt fühlen.

Wir deuteten oben schon darauf hin, daß unser Uebersetzer einige Gedichte aus den „Poems" nicht übertragen hat; er führt dieselben in dem schon berührten Nachwort an, nebst den Gründen der Auslassung. Hinsichtlich des Gedichts „Die beiden Schwestern" stimmen wir ihm ganz bei; es ist dies ein Schauergemälde, das in der That nicht in das Gebiet der Poesie, nur der poetischen Verirrungen gehört. Bei dem Gedichte „Maikönigin" fehlt der Schluß, welchen, wie Hertzberg meint, Niemand vermissen wird. Dies mag insofern wahr sein, als Der, welcher das Original nicht las, mit dem Ende der Uebersetzung sich allerdings befriedigt halten wird. Gleichwol haben wir dies dritte Gedicht in dem kleinen Cyklus nur ungern ausgelassen gesehen. In dem ersten Gedichte nämlich erkennen wir das fröhlich wilde Mädchen, das voll ist von der Festesfreude des kommenden Tages, an welchem man es als „Maikönigin" krönen wird; im zweiten ist es todtkrank und sehnt sich nur danach, noch einmal den Frühling draußen blühen zu sehen. Hier also herrscht noch immer das Leben mit seinen Ansprüchen; erst im dritten abschließenden Gedichte herrscht völlige Resignation und Ergebenheit und somit bildet denn auch dies erst den versöhnenden Schluß.

Gegen die Weglassung von „Liebe und Pflicht" sowie von „Lord Burleigh" wollen wir uns weiter nicht erklären; es entsteht dadurch eben keine Lücke im Bilde unsers Dichters. Die „Zwei Stimmen" dagegen hätten, trotz der Bemerkung Hertzberg's, daß sie eine nur metaphysisch-casuistische Disputation und somit außerhalb des Bereichs der Poesie, doch nicht übergangen werden sollen, und zwar deshalb nicht, weil sie uns vorzugsweise die grübelnde Seite des Dichters vorführen, und sodann auch, weil dies eines von denjenigen Gedichten ist, an denen die Engländer den Fremden die Größe Tennyson's nachzuweisen lieben. Von poetischem Standpunkte hat Hertzberg bezüglich der „Zwei Stimmen" vollkommen Recht; der Stoff ist nicht für die Poesie, wennschon Einzelnes in diesem Gedichte sehr tief und schön ist. Dennoch wäre es, um das Gesammtbild unsers Dichters zu vervollständigen und um zugleich eine Probe des in dieser Beziehung von dem unserigen so sehr abweichenden englischen Geschmacks zu geben, durchaus nicht überflüssig gewesen, auch dies Gedicht zu übertragen.

Wie der Uebersetzer mit der „Redenden Eiche" verfahren ist, daß er nämlich einige Verse in der Uebersetzung ausgelassen hat, überlassen wir den streng philologischen Kritikern zu tadeln; nach unserm Dafürhalten hat das Gedicht durch die Freiheit, die Hertzberg sich damit genommen, wenigstens nicht verloren.

Wollten wir nun auch auf alles Dasjenige hinweisen, was in dieser Uebertragung schön, gefällig und glücklich wiedergegeben ist, so könnten wir mit solchen Anführungen noch manche Zeile füllen. Es genüge also die wiederholte Versicherung, daß uns Tennyson's eigenthümliche Anlage aus

dieser Uebersetzung fast ebenso klar angesprochen hat wie aus dem Originale selbst; da ist sein gemüthlich und naiv erzählender Ton, da ist seine prachtvolle Sprache, wenn er das Reiche und Große schildert, das phantastisch Bewegliche seines Ausdrucks, wo er Meermann und Meerweib beschreibt.

Mag denn also auch dieser, so würdig eingeführte Fremdling bei uns heimisch werden! Unsern jungen lyrischen Dichtern, den stoffarmen und wortreichen, wird er eine Fülle zeigen von lyrischen Stoffen; er wird den Frauen gefallen, ohne den Männern süß zu erscheinen; die Gemüthlichen werden ihr Theil an ihm haben und die Wilden, die Stürmenden auch. Wir zweifeln nicht, daß sich diese Empfehlung für Deutschland bewähren wird, wie sie für England sich bereits bewährt hat.

Literatur und Kunst.

Die Anzeige eines mittelmäßigen Buchs kommt immer noch zeitig genug, während die Anzeige eines vortrefflichen nie zu spät kommt. Der zweite Theil dieses Satzes mag dem „Deutschen Museum" zur Entschuldigung gereichen, wenn es seine Leser erst jetzt auf ein Buch aufmerksam macht, das nicht nur schon vor Monaten erschienen, sondern auch seit Monaten bereits als eine der wichtigsten und schätzenswerthesten Bereicherungen anerkannt ist, die unsere philosophisch-ästhetische Literatur seit längerm erfahren hat: „Aesthetik des Häßlichen. Von Karl Rosenkranz" (Königberg, Bornträger). Frappant wie der Titel des Buchs ist auch sein Inhalt. Daß der Begriff des Häßlichen als des „negativ-Schönen" einen nothwendigen und wichtigen Theil der Aesthetik ausmacht, wird Jedermann zugeben: und so ist der Verfasser gewiß auch in seinem vollsten Recht gewesen, wenn er uns hier einen eigenen „Kosmos", eine eigene Entstehungs- und Naturgeschichte des Häßlichen bietet, genau nach derselben Consequenz wie „in der Biologie auch vom Begriff der Krankheit, in der Ethik vom Begriff des Bösen, in der Rechtswissenschaft vom Begriff des Unrechts, in der Religionswissenschaft vom Begriff der Sünde gehandelt wird", und gehandelt werden muß. Es ist wahr, der Verfasser hat die von ihm selbst sehr richtig erkannten und festgesetzten Grenzen seines Gegenstandes in der Ausführung nicht immer ganz fest gehalten; während eine „Aesthetik des Häßlichen" streng genommen nur damit zu thun hat, wie weit das Häßliche selbst noch Gegenstand der Kunst sein, also wie weit der Künstler selbst es beabsichtigen darf und welchen Gesetzen er alsdann dabei folgen muß: so beschäftigt, in seltsamer Verwechselung, ein großer Theil des Rosenkranz'schen Buches sich auch mit demjenigen Häßlichen, das wir als das unfreiwillige bezeichnen möchten, insofern es nicht aus Vorsatz und Absicht des Künstlers hervorgegangen ist, nicht von den Bedingungen seines Kunstwerks als eigener organischer Bestandtheil desselben verlangt ward, sondern sein Dasein lediglich einem künstlerischen Irrthum, einem Mangel des Talents oder einem Fehlgriff in der Ausführung zu verdanken hat. Diese Art von Häßlichkeit gehörte in dies Buch offenbar gar nicht hinein und erregt es dem aufmerksamen Leser zuweilen ein etwas unbehagliches Gefühl, daß bunt durcheinander bald von jener berechtigten und wahrhaft künstlerischen,

bald von dieser irrthümlichen, rein zufälligen Gattung des Häßlichen gehandelt wird. Doch ist gerade dieser letztere Theil des Buches so reich an feinen praktischen Bemerkungen und zeigt eine so ausgedehnte und scharfe Kenntniß der verschiedenen Kunstgattungen in ihren bedeutendsten und denkwürdigsten Erzeugnissen, daß man um dieses praktischen Interesses willen gern über die systematische Schwäche des Buches hinweg sieht. Namentlich für angehende Dichter und Künstler findet sich hier ein Schatz der feinsten und treffendsten Bemerkungen zusammengetragen; wir wüßten wenige Bücher, die so geeignet wären ein junges Talent über die wichtigsten Foderungen der Kunst aufzuklären und sie vor gewissen allverbreiteten Irrthümern zu warnen, als diese Rosenkranz'sche „Aesthetik des Häßlichen". Daß der Verfasser seine Beispiele vorzugsweise aus der neuesten Literatur- und Kunstgeschichte entnommen hat, ist ihm allerdings zum Vorwurf gemacht worden; ein Buch, das auf wissenschaftliche Dauer Anspruch mache, dürfe von solchen ephemeren Erscheinungen gar keine Notiz nehmen. Das ist denn ein Hochmuth der Schule, von dem wir auch übrigens schon genügende Proben haben und dem wir unsererseits nur die Versicherung entgegensetzen können, daß gerade die fortwährende lebendige Beziehung auf die Literatur und Kunst der Gegenwart uns das Rosenkranz'sche Buch nur um so lieber und fruchtbarer gemacht hat: wobei wir gewiß sind, daß die Mehrzahl der Leser uns beistimmen wird. Die Zeit, wo die Philosophie für um so tiefsinniger und vornehmer galt, je mehr sie sich vom Leben der Gegenwart abschloß, ist längst vorüber, und schätzen wir die Philosophie, wie überhaupt alle Wissenschaft, jetzt im Gegentheil nur nach dem Maße, als sie es versteht, sich auf die Erscheinungen unsers eigenen unmittelbaren Lebens einzulassen. Karl Rosenkranz, dem unsere moderne Bildung auch in dieser Hinsicht schon so viel verdankt, und der sich bei allem wissenschaftlichen Eifer stets eine so aufmerksame und liebevolle Hingabe an die Wirklichkeit bewahrt hat, war vor vielen Andern der geeignete Mann, diesen Schritt auch in der Aesthetik zu thun. Und er hat ihn mit so viel Einsicht, so viel Gerechtigkeit und so viel wissenschaftlichem Ernst gethan, daß ihm der Dank keines Einsichtigen dafür entgehen kann.

R. P.

Bei allem Eifer, welchen einzelne Gelehrte neuerdings auf die Erforschung des ältesten Keltenthums verwendet haben, ist doch das ganze Volk der Kelten nach Ursprung und Verwandtschaft, nach Sprache, Sitten und Gebräuchen uns noch immer ein großes Geheimniß, von dem sogar fraglich, ob es sich uns jemals erschließen wird. So viel indeß steht bei alledem jetzt schon fest, und Gervinus hat es in der neuesten Ausgabe (I, 248 fg.) seines unschätzbaren Werks aufs deutlichste bewiesen, daß, wenn man auch einen uralten Grundstoff keltischer Poesie annehmen muß, dieser Grundstoff doch und namentlich Alles, was Artus und seine Ritter betrifft, ein um so mehr historisches Gepräge trägt, je älter er ist, während er je jünger je mehr einer bloßen inhaltlosen Phantastik verfällt.

Es kann somit dem Verfasser der kürzlich erschienenen kleinen Schrift: „Iwein, ein keltischer Frühlingsgott. Ein Beitrag zur comparativen Mythologie. Von Karl Wilhelm Osterwald" (Halle, Pfeffer), bei den Sachverständigen nicht eben zur Empfehlung gereichen, daß er von diesen

ebenso gründlichen wie scharfsinnigen Auseinandersetzungen des berühmten Literarhistorikers zwar Notiz nimmt, aber nur um gegen sie zu polemisiren. Am wenigsten hätte sich ein Schriftsteller zu dieser Polemik sollen hinreißen lassen, der sein Buch selbst San-Marte'n widmet — oder wußte Hr. Osterwald etwa nicht, wie San-Marte selbst über eine solche symbolisch-mythische Auffassung der Artus-Romane, wie sie von ihm hier vorgelegt wird, sich ausgelassen hat? So wollen wir die Stellen zu seinem und Anderer Frommen hierher setzen. Er habe, äußert San-Marte sich, weder den gehörigen Scharfsinn noch den verzweifelten Muth, aus der Sage von Artus unter Anknüpfung seines Namens an den Polarstern und seiner zwölf Feldzüge an die zwölf Monate oder an die Apostel ein „Gespenst von Weltschöpfungs-, Sonnen-, oder sonstigem überschwänglichem Mythus heraufzubeschwören", wie es mit der Sage von den Nibelungen und von Tristan schon geschehen sei.

Und geschehen ist es freilich: aber Eigenthum der Wissenschaft ist von all diesen unfruchtbaren Versuchen nicht einer geworden, wie denn auch Hr. Osterwald sich auf keinen Vorgänger, keinen Bundesgenossen beruft. Doch hat das nur wenig zu sagen, da die Selbständigkeit seiner Meinung noch viel weiter geht: nicht blos Zeugen und Gewährsmänner, auch Beweismittel für seine Behauptung beizubringen verschmäht er. Allerdings zieht er dem Anscheine nach verwandte Sagen aus den Mythen anderer Völker herbei (und das soll dann der Beitrag zur comparativen Mythologie sein): — das Unglück ist nur, daß diese selbst weder sicher sind, noch stehen sie in nachweisbar directer Beziehung.

Und wie erklärt Hr. Osterwald nun die Sage vom Iwein selbst? In Laudine „müssen" wir „die schöne Erdgöttin" erblicken, die während des Winters in der Unterwelt weilt und im Frühjahr von dem „schönen Frühlingsgott" Iwein durch Ueberwindung feindlicher Winterdämonen erworben wird. Im Walde von Brezilian, dem Walde der Einsamkeit, „dürfen" wir eine gänzliche Abgeschiedenheit der Menschenwelt finden; im Walde trifft Iwein mit dem „wilden Manne" zusammen, mit dem er „vermuthlich" in dem ursprünglichen Mythus einen harten Kampf zu kämpfen hatte. „Wahrscheinlich" bestand die Heerde des wilden Mannes ursprünglich nicht aus wilden Waldungeheuern, sondern aus nützlichen Thieren, in denen dann ebenso wie in dem Heerdenreichthum des Odysseus der während des Winters in der Unterwelt geborgene reiche Segen der Erde symbolisirt wäre; das ganze Abenteuer mit dem „Hegemeister des Waldes" aber „ließe" sich dann am einfachsten mit dem kyklopischen des Odysseus vergleichen. „Sind wir bis hierher auf bloße Vermuthungen angewiesen" (so wörtlich Hr. Osterwald, der damit also selbst eingesteht, daß die Basis seiner ganzen Untersuchung lediglich eine Hypothese!), „so ist die Beziehung des Brunnens und der Linde auf die Unterwelt desto deutlicher." Der Leser fragt warum; ei nun, an der Antwort läßt der Hr. Verfasser es nicht fehlen, nur zweifeln wir, ob sie irgend Jemand befriedigen wird. „Wir haben hier (sagt er) den keltischen Welt- oder Lebensbaum vor uns ꝛc.". Die zweite entschiedene Bezeichnung der unterweltlichen Natur „finde ich in dem Gatterthor (Fallthor) der Burg, das den unberufenen Eindringling zerschmettert." In dieser angeblichen Unterwelt wohnt nun Laudine, die schöne Erdgöttinn; Askalon

aber, in einer ältern Sage auch schwarzer Ritter genannt, der Gemahl der Laudine, ist im Gegensatz zu Iwein, dem Lichtgotte, der finstere winterliche Dämon, dessen widerwillige Braut oder Gattin Laudine so lange sein muß, bis sie „der" oder „ein" Lichtgott erlöst. In Lunete haben wir „ohne Zweifel" eine freundliche Lichtgöttin zu sehen, die Iwein helfend beisteht und dessen Vermählung vermittelt. Dann folgt eine kurze Zeit der Freude, sodaß man auch versucht wird, anzunehmen, Iwein sei nicht der ganze Frühling, sondern nur ein Monat desselben, „vielleicht" der Mai. Gawein, Iwein's treuer Freund, ist „ohne Zweifel" als eine verwandte freundliche Naturgottheit zu verstehen. Auf seinen Rath entläßt Laudine den Gemahl, doch beschenkt sie ihn noch mit einem Ringe, der einen Stein von beseligender Kraft trägt. Der Frühlingsgott vergißt aber im Geräusch der ritterlichen Freuden seine Gemahlin; dadurch verscherzt er ihre Gunst und der reiche Frühlingsgott wird wieder arm — nämlich sobald seine Zeit vorüber, sobald die Zeit des Winters herangekommen ist. Arm und nackt, von Wahnwitz ergriffen, flieht er nun in einen wilden Wald; er wird schwarz wie ein Mohr — der milde Frühlingsgott wird im Winter selbst zum tollen Unhold, gleichwie die Natur. Endlich aber wird er doch wieder erlöst, worauf er nun als Drachentödter erscheint, sodaß man zu „der kühnen Vermuthung" kommt, daß in der „ursprünglichen Sage" Iwein und der Löwe identisch gewesen, oder daß Iwein als keltischer Lichtgott zuweilen die Gestalt des Löwen „habe annehmen können".

Diese Combinationen und Auslegungen sind denn nun so phantastische und so nackte Geschöpfe der Willkür, daß jedes ernstliche Wort dagegen überflüssig wäre. Auch in der Erklärung der übrigen Abenteuer des Romans begegnen wir keiner größern gründlichen und wissenschaftlichen Strenge; es sind überall dieselben cruden Muthmaßungen, dieselbe phantastische, planwie grundlose Symbolik. Ja Artus selbst wird ihm nur zur Abschwächung eines ursprünglichen freundlichen Naturgottes, der „in der ältesten Zeit" gleich Iwein, Tristan, Gawein u. s. w. seinen Sagenkreis für sich gehabt hat. Wie Schade doch, daß der Hr. Verfasser nicht den Versuch gemacht, die Kreise dieser und aller übrigen Ritter der Tafelrunde näher durchzugehen und ihnen ihre Stelle als Naturgöttern speciell anzuweisen! Haupt's Vorrede zum Erec, X fg. hätte ihm dabei sicher die ersprießlichsten Dienste geleistet — oder vielleicht auch umgekehrt.

Und so ist denn dieser ganze ausführliche Erklärungsversuch nichts als eine Hypothese, nicht einmal eine geschickte, ein weitläufig ausgesponnenes, phantastisches Vielleicht, zu dem jedoch die Wissenschaft jeden Augenblick den Kopf schütteln muß. Ein besser gefügter und im Einzelnen glücklicher durchgeführter Versuch (von dem Hr. Osterwald ebenfalls nichts zu wissen scheint), ward vor einigen Jahren in dem „Literaturblatt" zum „Morgenblatt" mit Wigalois, dem Ritter mit dem Rade, angestellt; allein auch er beruhte schließlich nur auf einer gewaltsam erkünstelten Hypothese und ist daher auch mit Recht mit dem Blatte selbst rasch und spurlos vorübergegangen. Wird das Schicksal des Osterwald'schen Schriftchens ein anderes sein? kann, darf es anders sein, solange die Strenge der Wissenschaft aufrecht erhalten und Wahrheit, nichts als Wahrheit das Ziel derselben bleibt? Die Antwort ist, wenn wir nicht irren, mit genügender Deutlichkeit schon vor Jahren, schon

1844 gegeben worden, und zwar in einem Worte, mit welchem Jakob Grimm schon damals vor diesem widerlichen und unwissenschaftlichen Verschmelzen germanischer und keltischer Elemente warnte, indem er darauf hinwies, wie „Sprachwitz und Mythenwitz so leicht in die traurige Thorheit versinken lassen, alle Germanen in Kelten zu verwandeln, womit er nichts zu thun haben wolle; es hieße dies muthwillig die theuersten vaterländischen Güter und Erinnerungen fahren lassen."

Im Uebrigen wollen wir gern anerkennen, daß, abgesehen von diesem völlig verfehlten mythologischen Theil der Abhandlung, der aber freilich gerade den Kern derselben und ihren eigentlichen Anspruch auf Veröffentlichung bildet, der größere Theil des Büchelchens Denen, die den „Iwein" nicht im Original lesen können, recht wohl zu empfehlen ist; der Inhalt des Gedichts wird in ansprechender Darstellung und mit hinlänglicher Ausführlichkeit mitgetheilt, sodaß jeder Gebildete schon dadurch in den Stand gesetzt ist, sich ein selbständiges Urtheil über die Sache zu bilden, das dann natürlich nicht zu Gunsten des Verfassers ausfallen kann. A. S.

Der kürzlich erschienene zweite Band der „Preußischen Husarengeschichten. Von Julius von Wickede" (Leipzig, Herbig), steht dem ersten sowol an Mannichfaltigkeit des Stoffs wie an Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung bei weitem nach. Der Held und zugleich der Erzähler des Buchs, der alte Husarenunteroffizier Fritz Erdmann, war, soweit er sich im ersten Bande zeigte, eine recht lebenswahre und ergötzliche Figur; die Scheheresaden-Rolle jedoch, zu der er sich in diesem zweiten Bande aufs neue verdammt sieht, läßt seine liebenswürdigen Eigenschaften mehr und mehr in den Hintergrund treten. Der Schauplatz der Erzählungen ist diesmal in Baden, während der preußischen Expedition von 1849; doch hat er nicht mehr damit zu thun als etwa das Bett der Scheheresade mit den Geschichten, die sie erzählt. Denn so nahe es auch lag und so leicht es in der That gewesen wäre, so hat der Verfasser sich doch nicht einmal die Mühe gegeben, irgend eine Fabel zu erfinden, die mit den Ereignissen der badischen Revolution in Verbindung stände und die den Rahmen für die einzelnen Erzählungen des alten Schnurrbarts abgäbe: sondern mit der ermüdendsten Eintönigkeit wird Fritz Erdmann von seinen Kameraden Tag für Tag ersucht, seine Erzählungen doch gefälligst fortzusetzen, ohne einen andern Unterschied, als daß es einmal auf dem Marsche, einmal im Quartier, einmal beim Pferdestriegeln, einmal beim Trinken geschieht oder in andern ähnlichen Situationen. Und selbst das möchte noch zu ertragen sein, hätte der Verfasser sich wenigstens nur begnügt, diese trivialen Einleitungen so kurz wie möglich zu halten. Aber nein, er verweilt jedesmal mit vollster Ausführlichkeit dabei, schildert uns in maßloser Breite Personen und Umstände, die sonst weiter nicht die geringste Beziehung zu seinen Geschichten haben, also auch den Leser nicht im Mindesten zu interessiren vermögen, und verwüstet auf diese Weise eine gute Menge Raum, die wir gern zu etwas Besserm angewendet sähen. An derselben Breite und Interesselosigkeit leiden auch die Erzählungen des alten Husaren selbst. Statt der oft so glücklich ausgewählten Skizzen- und Genrebilder, die wir im ersten Theil erhielten, bekommen wir diesmal eine vollständige Geschichte der preußischen Kriege von Napoleon's Feldzug nach Ruß-

land bis zur Schlacht bei Leipzig; ein dritter und letzter Band, der ebenfalls in naher Aussicht steht, soll den Rest der Befreiungskriege bringen. Als Quellen hat der Verfasser dabei außer den bekannten populären Kriegsgeschichten der betreffenden Epoche namentlich auch die officielle Geschichte des Fünften (Blücher'schen) Husarenregiments benutzt, und wirklich sind die Züge, die er aus ihr entlehnt, bei weitem noch die lebendigsten und besten. Immerhin jedoch ist es eine etwas starke Zumuthung, die er an den Leser stellt, wenigstens an den gebildeten, sich eine ganze weitläufige Kriegsgeschichte von so und so viel Feldzügen aus dem beschränkten Gesichtspunkt eines alten Husarenunteroffiziers, mit denselben immer wiederkehrenden ziemlich ledernen Witzen, vortragen zu lassen. Auch die Sprache ist selbst für den Mund eines alten Husaren etwas gar zu nachlässig, während das preußische Selbstgefühl, das Hr. von Wickede seinem Erzähler in den Mund legt, wol recht naturgetreu sein mag, den ästhetischen Werth oder das stoffliche Interesse des Büchleins aber ganz gewiß nicht erhöht. mmr.

Practica est multiplex. Nachdem Hr. von Sternberg uns seit Jahren gewöhnt hat ihn als den bevorzugten Maler des 18. Jahrhunderts, besonders in der frivolen, lüsternen Sphäre desselben zu bewundern, zeigt er sich in seinem neuesten Romane plötzlich als Chronist des untergehenden Mittelalters: „Die Ritter von Marienburg. Von A. von Sternberg" (3 Bände; Leipzig, Brockhaus). Beim Anblick dieses Titels wird wol Niemand vermuthen, daß derselbe au pied de la lettre zu nehmen ist, indem uns hier in der That eine Geschichte der Deutschritter von Marienburg geboten wird, und zwar aus der kritischen Epoche zunächst vor jener verhängnißvollen Schlacht bei Tannenberg (1410) unter der Großmeisterschaft Ulrich's von Jungingen, der selbst sein Leben auf diesem berühmten Schlachtfelde einbüßte und den der Verfasser uns hier als einen seiner Zeit vorangeeilten und darum unglücklichen Reformator des Ordens darzustellen sucht. Wer das Buch indessen ein wenig näher ansieht, der wird sich von seinem Erstaunen erholen. „Fanchon bleibt immer sich gleich" — und auch der Dichter der „Braunen Märchen" ist immer Derselbe, ob er sich nun im Hofkleide Ludwig's XV. bei uns einstellt, oder ob er mit den socialistischen Experimenten der Gegenwart liebäugelt, oder ob er endlich, wie hier, auf das Niveau der Tromlitz und Blumenhagen herniedersteigt. Doch nein, wir thun den ritterlichen Helden der „Abendzeitung", gottseligen Andenkens, Unrecht, indem wir ihnen Hrn. von Sternberg an die Seite setzen: wir hätten sagen müssen Spieß und Cramer und auch das trifft vielleicht noch nicht völlig. Es ist wahr, der Dichter des „Paul" und des „Macargan" erneuert in diesem seinem jüngsten Product den alten Ritterroman mit einer Unbefangenheit, die nur eben ihm möglich war; er verschmäht sogar nicht, um das einigermaßen abgestandene Gericht etwas schmackhafter zu machen, den alten Geister- und Gespensterroman ebenfalls mit hineinzuziehen, sodaß wir, die etwas elegantere Sprache und den bei weitem elegantern Druck abgerechnet, zwischen diesem neuesten Sternberg'schen Buch und jenem „Kuno von Schreckenstein oder die weissagende Gestalt um Mitternacht", „Burg Helffenstein oder das feurige Racheschwert", „Die einsamen Ritter oder die Höhle vom

Grollenstein", und andern ähnlichen Gelichters, die vor dreißig und vierzig Jahren das Entzücken unserer Nähmädchen und Rekruten bildeten, nur wenig Unterschied verspüren. Aber in einem Punkte allerdings ist auch das vorliegende Werk originell-Sternbergisch: das ist die unglaubliche und beispiellose Virtuosität der Zote, in welcher der Verfasser auch hier wieder excellirt. Selbst die Phantasie eines Boccaccio, wenn es nämlich nur auf Erfindung schlüpfriger und schamloser Geschichten ankommt, muß sich überwunden erklären diesen neuesten Erfindungen dem Hrn. von Sternberg gegenüber. Wir werden da (um von Vielem nur Einiges und verhältnißmäßig noch das Gelindeste anzuführen) unterhalten (I, 55) mit Liebesabenteuern, wo dasselbe Bett den sterbenden Ehemann und seine Frau in den Armen des Verführers umschließt, nebst einem Nachspiel, in welchem die Hauptrolle einem kurzsichtigen Apotheker und seiner Klystierspritze zugetheilt ist. Wir müssen ferner ein sauberes Histörchen mit anhören (I, 128), wie ein vierzehnjähriger Bursche Buhlschaft treibt mit seiner eigenen Großmutter und sich dann gegen den entsetzten Vater damit entschuldigt, daß der Vater selbst es ja mit seiner, des Burschen Mutter nicht anders mache — oder auch von dem Harem eines Ritters (I, 125), in das sogar noch nicht vierjährige Mädchen als Favoritinnen aufgenommen werden. Die körperlichen Erregungen der Sinnlichkeit werden uns (II, 168) mit einer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit geschildert, daß die Kritik Hrn. von Sternberg in dieser Sphäre allerdings als Meister anerkennen muß — aber auch nur noch in dieser. Und so und in noch weit tollerer Weise geht es mit geringen Unterbrechungen durch das ganze Buch, dem füglich, wie den Giftbüchsen in den Apotheken, ein Todtenkopf vorgedruckt sein sollte. Von einer Fabel und einem Helden ist keine Rede, es müßte denn etwa dies sein, daß Godwin von Wedeburg, trotz seines ritterlichen Gelübdes und trotz seiner siebzehn Jahre, nach vielfachen siegreich bestandenen Anfechtungen, kurz vor Schluß des dritten Bandes endlich doch noch seine Jungferschaft einbüßt!! Aus diesem Stoff und zahlreich dazwischen gestreuten Wachtstubenabenteuern, die auf den bartlosen Lippen unserer heutigen Fähnriche allerdings charakteristischer sein würden als im Munde angeblicher preußischer Ordensritter, einen dreibändigen Roman zu machen und dieses Gemisch von Unsauberkeit und Trivialität „Die Ritter von Marienburg" zu taufen — dazu war allerdings wiederum nur das Talent des Hrn. von Sternberg befähigt, und hat die Kritik ihre Pflicht gegen das Werk vollkommen erfüllt, wenn sie dasselbe als einen würdigen Ausfluß dieses Talentes anerkennt. — Auch über ein zweites Werkchen desselben Verfassers, das gleichzeitig die Presse verlassen hat: „Die Nachtlampe. Gesammelte kleine Erzählungen, Sagen, Märchen und Gespenstergeschichten. Von A. von Sternberg" (Berlin, Decker), begnügen wir uns mit der bloßen Anzeige seiner Existenz. Dasselbe enthält sehr unbedeutende Papierschnitzel, die jeder andere Autor wol ruhig unter dem Schreibtisch hätte vermodern lassen. Daß Hr. von Sternberg ein Buch daraus machen konnte, und zwar ein sehr vornehm ausgestattetes, zeigt von dem Beifall, dessen er sich noch immer in gewissen Kreisen der Societät zu erfreuen hat. Doch sind die Geschichten in der „Nachtlampe" wenigstens nicht unanständig — und bei dem dermaligen Standpunkte des Hrn. von Sternberg ist das schon ein großes Lob, mit dem wir deshalb auch nicht zurückhalten wollen. R. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

November 1853.

K. D. Auch bei uns hat der Winter sein Regiment wieder angetreten, wenn noch nicht mit Schnee und Eis, so doch mit Bällen und Concerten, mit Oper- und Theaterstücken und wie sie weiter heißt, die Heerschar geselliger Freuden und — Leiden, die der Winter, ein anderer Momus, über uns auszuschütten pflegt. Die Blumen sind verwelkt, die Bäume entblättert; dafür blüht in den Schaufenstern unserer Magazine ein neuer Frühling auf, zwar nur aus Crep und Seide und ähnlichem leichten Tand, aber in seiner Vergänglichkeit so lockend und so begehrt, daß tausend schöne Blicke ihm zufliegen, tausend junge Herzen nach ihm schmachten, noch sehnsüchtiger, als wenn der wirkliche Lenz Wälder und Fluren neu zu kleiden kommt. Nicht mehr dienen unsere Glacis zum Tummelplatz spielender Kinder, welche sich an dem Fluge papierener Drachen ergötzen; dagegen sind die Basteien an schönen, sonnenhellen Tagen wiederum die beliebte Promenade der eleganten Welt. Nicht mehr kündigt Hr. Godard (Sie werden ja von den hiesigen Ascensionen dieses „Seglers der Lüfte" wissen) zum, ich weiß nicht wie vielten male seine letzte und allerletzte Production an, sondern schon überläßt man das Terrain vollständig der lieben Straßenjugend, welche sich zur Schmach seiner „Ville de Grace" und „Ville de Vienne" kleine, unverschämte Conterfeie angefertigt hat und in lauten Jubel ausbricht, wenn ein günstiger Windstoß dieselben einmal bis zur Höhe eines Schornsteins emporträgt. Dagegen verwandeln sich unsere fashionabeln Badelocalitäten in reichgeschmückte Ballsäle und die Pensionsgesellschaft der bildenden Künstler hat schon ihren, alljährlich am Katharinentage stattfindenden Maskenball annoncirt, dieses erste allgemeine Stelldichein der Gesellschaft, in welchem nur leider seit einem Decennium mehr Langeweile als sonst etwas herrscht. Ja, die Heiligen werden bei uns gefeiert: die heilige Anna mit einem großen Feuerwerke, die heilige Katharina mit einem Maskenballe, die heilige Brigitta mit einem in gutem Rufe stehenden Volksfest und der heilige Leopold mit einer Wallfahrt nach Klosterneuburg, bei der mehr Wein ausgestochen wird als an andern Tagen und deren Glanz jetzt noch durch die Theilnahme des Severin-Vereins erhöht wird. Von Nord, West und Süd kommen uns Künstler aller Art, „Professoren" der Magie und der Gedächtnißkunst (Hermann Kothe), während von Osten die russischen Sprachlehrer zu kommen scheinen, die sich (eine ganz neue Erscheinung) gegenwärtig in unsern Zeitungen zum Unterricht anbieten. Gleichzeitig kündigt eine hiesige Kunsthandlung russinische Tanz- und Gesangscompositionen an und ich kenne selbst einen jungen Componisten, welcher bereits eine Messe zu einem russinischen Texte geschrieben — zur selben Zeit, wo bekanntlich auch in Karlsbad Peter dem Großen ein Denkmal gesetzt wird.

Ein besonders reges Leben aber entfaltet sich im Gebiete der Tonkunst, welche, da sie den Sommer über, mit Ausnahme der Oper, gänzlich feiert, durch doppelt erhöhte Thätigkeit im Winter das Versäumte nachholen muß. In der Instrumentalmusik stehen uns für diesen Winter wahrhaft große und

schöne Genüsse bevor, und es nehmen hier die großen Vereinsconcerte und die Quartettsoiréen des Professor Hellnesberger die erste Stelle ein, welche letztern übrigens in den Productionen der berühmten Gebrüder Müller einen gefährlichen Rivalen erhalten werden. Insbesondere ist es erfreulich, daß man endlich erhöhten Bedacht nimmt auf die Werke der Componisten der Gegenwart, sowol auf solche, die in der That Bedeutendes geleistet, als auch auf solche, die sich wenigstens einen Ruf erworben haben, wie Robert Schumann, Richard Wagner und Niels Gade. Dagegen wird das abstracte Virtuosenthum uns mit allzu zahlreichen Besuchen hoffentlich verschonen. Zwar hat Hr. Willmers, ein Hauptmatador dieser Richtung, eben ein Concert angekündigt: aber der Zettel meldet es doch nicht als „erstes" an und ein Hr. Levieux-Galeuchet, welcher sich merkwürdigerweise in demselben Saale mit Nebelbildern und Taschenspielerkünsten producirt, dürfte dem Virtuosen leicht Eintrag thun, indem Uebermaß des Genusses und der Ernst der Zeitverhältnisse das Publicum gleichmäßig gegen diese Spielereien abgestumpft haben. — Was von der Oper und Hrn. Cornet zu erwarten steht, schrieb ich Ihnen schon in meinem letzten Briefe. Vielleicht kehrt, wie schon ein hiesiger Kritiker richtig bemerkte, das Verhältniß sich mit der Zeit ganz um und Hr. Merelli, der Impressario der italienischen Saison, gibt deutsche Oper, während Cornet fast ausschließlich das italienische und französische Genre cultivirt.

Aber auch übrigens rüstet man sich nunmehr, die Schlachten des Geistes zu schlagen, und namentlich beginnen die Theater allmälig ihre Haupttrümpfe auszuspielen. Das Burgtheater hat bereits einen derselben ausgegeben, nämlich Bauernfeld's „Löwen von ehedem". Aber er hat sich nicht als Trumpf bewährt: denn er hat weder König noch Cavall gewonnen und sowol Publicum als Kritik haben mit seltener Einmüthigkeit, freilich auch mit Recht, gegen denselben protestirt. Höhere, poetische Anfoderungen wird ohnedies Niemand an ein Werk der leichtgeschürzten Bauernfeld'schen Muse machen; aber diesem Stücke fehlen selbst die gewöhnlichen Vorzüge, denen er seine Beliebtheit verdankt, Charakterzeichnung en miniature, ein witziger Dialog und feine Pointen: es ist geradezu langweilig und mithin vollständig verurtheilt. Auf den Vorstadtbühnen versucht man es, jedoch im Ganzen ohne Erfolg, mit überrheinischen Producten und im Theater an der Wien lockt die Señora Petra Camara ein zahlreiches Publicum, welches galanter ist als das Berlins und nicht die Pepita applaudirt und die Camara auspfeift, sondern, nachdem es der Pepita einen Kranz gewunden, der Petra zwei zuwirft und Pepita, wenn sie wiederkommt, damit versöhnt, daß es ihr drei spendet. Indessen muß man in der That gestehen, daß die Tänze, welche sie mit ihrer Gesellschaft aufführt, nicht ohne Interesse sind, wenn sie allerdings auch mitunter jedes Maß des Erlaubten überschreiten.

Aber während so Neues und Neuestes auf uns eindringt, wird unsere Stadt demnächst ganz unerwartet um ein altes ehrwürdiges Institut ärmer werden, nämlich um den am Ufer der Wien belegenen berühmten Trödel- oder „Tandelmarkt". Alt-Wien trauert, Neu-Wien aber freut sich darüber; denn nun gibt es einen Punkt weniger, um dessentwillen der Bewohner der stolzen Lutetia, der aristokratische Engländer, ja selbst der Berliner über uns zu spotten gewohnt sind. Sie sehen, wie eifrig unser Bürgermeister nach der Berechtigung ringt, um seiner außerordentlichen Verdienste

willen in einem erhabenen Staatswagen fahren zu dürfen. An die Stelle dieses alten Trödelmarkts, dieser Universal-Antiquarienhandlung der irdischen, staubgeborenen Bedürfnisse, soll nun ein elegantes Marktgebäude kommen. Ach, nicht mehr so gemüthlich, so unbeobachtet still wie in den dunkeln, geheimnißvollen Schatten des erstern werden sich hier alte Stiefel und Röcke, Wärmpfannen und Kaffeemaschinen umsetzen lassen und doch wird es für immer Mehre Bedürfniß, zu diesem Kleinverkehr Zuflucht zu nehmen. Die Theuerung der Lebensmittel nimmt stets zu, die Miethpreise haben eine unglaubliche Höhe erreicht und übersteigen die von London und Paris. Man möchte sich dem letztern Umstande gegenüber verwundern, daß hier gegenwärtig eine so geringe Baulust herrscht. Aber der Grund davon liegt nicht nur, wie ich Ihnen schon ein mal schrieb, in dem Mangel an Capitalien, sondern noch viel mehr darin, daß man seit langem immerfort eine Reform der Baugesetze, namentlich veränderte Bestimmungen über die Dauer der Steuerfreiheit bei Neubauten erwartet und daß Niemand Lust hat, unter Chancen zu bauen, die sich, wenn er gewartet hätte, in der kürzesten Frist noch günstiger für ihn gestaltet haben würden. Dazu kommt noch, daß das Project der Erweiterung unserer innern Stadt stets die Aussicht offen läßt, seine Capitalien auf eine noch viel einträglichere Art zu verwerthen. Das Publicum aber ist es und insbesondere der Mittelstand, welcher durch diese schwankenden Verhältnisse am meisten leidet. Den ganz Armen wird auch durch Neubauten wenig geholfen; auf sie drückt der Reflex der orientalischen Wirren, welcher ja mit beiträgt zur Vertheuerung der Lebensmittel, noch weit mehr als die Höhe der Miethpreise, der sie sich dadurch zu entziehen suchen, daß sie ihre Wohnsitze in immer entferntern Stadtvierteln, ja in den umliegenden, ohnedies nur durch die Barriere getrennten Ortschaften aufschlagen.

Aus Magdeburg.

Anfang December 1853.

Volenti non fit injuria. Auf diesen alten Rechtsgrundsatz, Hr. Herausgeber, berufe ich mich, wenn dieser Brief das Unglück haben sollte, Ihnen oder Ihren Lesern zu misfallen. Sie selbst haben mich aufgefodert, doch auch aus unserer Elbstadt einmal etwas in Ihrem Blatt hören zu lassen und so müssen Sie mich denn schon entschuldigen, wenn mein Bericht etwas weniger kurzweilig ausfällt, als Sie vermuthlich erwartet haben.

Denn in der That bietet Magdeburg trotz seiner 50,000 Einwohner und unerachtet der guten Meinung, welche Sie über die kaufmännische Wichtigkeit, sowie über die geistige Regsamkeit unsers Ortes gegen mich äußerten, nur wenig Stoff, um dem deutschen Publicum davon zu berichten, wenigstens in einem Blatt von dem allgemeinen Interesse wie das Ihrige. In kaufmännischen Zeitschriften würde Magdeburg allerdings schon eher eine Stimme führen können, besonders wenn dieselben sich dazu herbeilassen wollten, den immer dringender werdenden Klagen über die bedrohliche Abnahme der Elbschiffahrt, die man hier von allen Seiten vernimmt, einen freien und unverkümmerten Ausdruck zu verleihen. Einiges davon mag allerdings in Umständen liegen, die sich auf keine Weise beseitigen lassen und für die wir die Entschädigung in andern unleugbaren Fortschritten der Zeit finden müssen, wie z. B. in

den Eisenbahnen, die dem langsamen und unsichern Flußtransport denn wol freilich einigen Abbruch thun müssen und noch größern thun würden, wenn sie selbst (was ebenfalls eine hier oft vernommene Klage ist) den Waarentransport nicht immer noch als eine bloße Nebensache betrachteten, sondern auch ihm diejenige Sorgfalt und Accuratesse widmeten, die das Publicum mit Recht verlangen kann und die dem Personenverkehr, besonders in neuester Zeit, auch in der That gewidmet wird.

Noch einen weitern Theil der erwähnten Klagen will ich ferner auf einen Argwohn abrechnen, der sich nun einmal bei der hiesigen Kaufmannschaft und von ihr aus auch bei einem großen Theil des Publicums festgesetzt hat: nämlich als ob der magdeburger Handel von oben herab nicht so unterstützt würde, wie es wol geschehen könnte, und als ob namentlich Stettin sich im Vergleich mit uns Begünstigungen zu erfreuen hätte, die nicht ohne nachtheilige Wirkung auf unsern eigenen Handel bleiben. Dieser Argwohn ist, wie gesagt, zu fest gewurzelt, um ihn zu erschüttern; wenigstens hat selbst die ergötzliche Thatsache, daß von dem beneideten Stettin aus ganz ähnliche Klagen gegen Magdeburg verlautbart werden, meine handeltreibenden Landsleute noch nicht davon abbringen können. Einiger Grund indessen bleibt für jene Beschwerden bei alledem: und das sind hauptsächlich die unbilligen Zölle, mit denen die Schiffahrt auf der Elbe noch immer von unsern Nachbarstaaten belastet wird. Das höchst anerkennenswerthe Beispiel, welches Preußen in dieser Hinsicht gegeben, ist ebenso verloren gegangen wie die Anerbietungen und Unterhandlungen, welche es zu diesem Zweck seit einer Reihe von Jahren und auch wieder in jüngster Zeit veranstaltet hat. Bei Mecklenburg namentlich scheint es ordentlich eine Art von Princip zu sein, der Elbschiffahrt jede auch noch so wünschenswerthe Erleichterung zu versagen; wenigstens hört man im Publicum allgemein versichern, daß auch die jüngst geführten Unterhandlungen wegen endlicher Herabsetzung der Elbzölle hauptsächlich wieder an dem Widerstande der mecklenburgischen Regierung gescheitert sein sollen. Daß Mecklenburg damit dem preußischen sowie überhaupt dem Zollvereinshandel wesentlichen Schaden zufügen kann, ist unzweifelhaft, und auch das wird Niemand leugnen, daß dieser Schaden aus erster Hand uns Magdeburger trifft. Wenn dagegen, wie man im Publicum ebenfalls wissen will, Mecklenburg sich mit der Hoffnung schmeichelt, durch die Plackereien und Hindernisse, die es der Elbschiffahrt in den Weg legt, den Verkehr und damit den Ertrag seiner Eisenbahn zu vermehren, so dürfte diese Rechnung denn doch wol etwas ohne den Wirth gemacht sein; ein Mann, der in seinen Einnahmen zurückkommt, gibt sein Geld nicht blos nach anderer Richtung aus, sondern er gibt überhaupt weniger aus, aus dem ebenso einfachen wie triftigen Grunde, weil er selbst weniger hat.

Doch fürchte ich, Ihre Leser schon zu lange mit diesem etwas trockenen Gegenstande beschäftigt zu haben, freilich ohne im Umkreis unserer localen Interessen und Begebenheiten einen andern Stoff finden zu können, der sich ergiebiger erweisen möchte. Denn wenn das „Deutsche Museum" kein Handelsblatt ist, so ist es ja zweitens auch keine theologische Zeitschrift, sodaß ihm also auch das ganze reiche Capitel unserer religiösen Zustände verloren geht. Auch haben dieselben an allgemeiner Bedeutung in der That sehr abgenommen; ja sie vermögen kaum mehr ein örtliches Interesse zu erregen.

Ob das an äußern Umständen liegt, ob es im Wesen jener ganzen Bewegung selbst begründet ist, die noch vor wenigen Jahren so viel von sich reden machte, oder ob endlich die allgemeine Erschlaffung, die sich der Geister bemächtigt hat, hier so gut wie anderwärts, ihren Einfluß auch bis auf dieses Gebiet ausdehnt, wage ich nicht zu entscheiden. Thatsache ist nur, daß selbst die neuesten Beschränkungen, welche die Regierung unserer Freien Gemeinde auferlegt hat, nicht im Stande gewesen sind, das Interesse für diese Gemeinde oder überhaupt für die von ihr vertretene Richtung neu zu beleben und aufzufrischen. Zwar zählt sie ihre Mitglieder noch immer nach Tausenden; dennoch hat die Zahl gegen früher beträchtlich abgenommen und wenn ich allerdings auch nicht die Betrachtungen (oder Hoffnungen, je nach dem Standpunkte) Derjenigen theilen kann, die unserer religiösen Bewegung über kurz oder lang ein ähnliches Ende prophezeien, wie z. B. die Wislicenus'sche Gemeinde bei Ihnen genommen hat, so glaube ich doch ebenfalls, daß die Blütezeit derselben vorüber und daß sie nur noch ein untergeordnetes Moment in der Entwickelung der hiesigen Zustände ist. Und das nicht blos für den Augenblick....

Nicht viel anders steht es auch mit unsern politischen Zuständen. Bekanntlich hatten wir bis vor kurzem das Unglück — oder wie Andere wiederum sagen: genossen wir die Ehre, für einen Hauptherd der Demokratie zu gelten. Mit wie viel Grund, mag ebenfalls unerörtert bleiben. Sind Handelsstädte auch im Allgemeinen am allerwenigsten geeignet, den richtigen Herd zur Ausbreitung politisch-radicaler Grundsätze abzugeben, ja wird man in Handelsstädten nur überhaupt irgend eine Consequenz politischer Ansichten meistentheils vergeblich suchen: so muß doch andererseits auch wieder zugegeben werden, daß in Magdeburg neben dem kaufmännischen Blut und zum Theil in den Adern unsers Handelsstandes selbst auch noch ein gutes Quantum fließt von jenem zähen altmärkischen Blute, das Dasjenige, was es einmal in sich aufgenommen hat, nicht so leicht wieder losläßt; das Coketiren mit der Opposition, das bis zum Jahre 1848 überall in Preußen Mode war, ist bei uns vielleicht wirklich etwas tiefer gedrungen und hat mehr Fleisch und Blut angesetzt als anderwärts. Aber nur wenn ich behaupte, daß auch von dieser Stimmung, selbst wenn sie noch vorhanden ist, wenigstens öffentlich nichts mehr hervortritt, so bin ich gewiß, von Niemand widerlegt zu werden, der die hiesigen Zustände nur mit einiger Unbefangenheit betrachtet hat. Der Besuch, mit dem Se. Majestät der König uns vor einigen Wochen beehrte, hat dafür den vollständigsten Beweis geliefert; nicht blos die Ausschmückung der Stadt war allgemein, sondern auch in allen andern Stücken zeigte sich ein allgemeiner Eifer, dem erlauchten Gaste die Ergebenheit und Treue der Bevölkerung an den Tag zu legen. Zu großer Freude hat es dabei gereicht, daß auch Se. Majestät selbst dies Bestreben anzuerkennen schien. Die Worte wenigstens, mit denen Se. Majestät sich über die jüngste Vergangenheit unserer Stadt äußerte und die damals von den Zeitungen, wenn auch in ziemlich abweichender Fassung, gemeldet wurden, waren jedenfalls weit milder und weit gnädiger, als man zu hoffen gewagt; auch sollen einige misliebige Erinnerungen, mit denen die Umgebung Sr. Majestät sich hier und da an den König herangedrängt, von ihm mit dem ernsthaften Bedeuten zurückgewiesen worden sei, daß er nach diesen Dingen

nicht gefragt und auch nichts davon zu hören wünsche. Auch der Besuch, den der Prinz von Preußen einige Zeit später der hiesigen Freimaurerloge abstattete, darf als ein Zeichen der wiederkehrenden Huld und Einigkeit betrachtet werden.

Möge denn diese Einigkeit von recht langem Bestande sein und möge sie unserer Stadt recht viel gute Früchte bringen! Vielleicht bin ich dann auch ein nächstes mal im Stande, Ihnen mehr und unterhaltendere Neuigkeiten zu melden als dies mal, wo die Summe meines Schreibens, wie ich soeben zu meiner eigenen Beschämung gewahr werde, im Grunde nur darauf hinausläuft, daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. Einen Stoff allerdings gäbe es wol, der wichtig und auch interessant genug wäre, mehr als Einen Brief damit zu füllen: der bekannte Giftmischer, der hiesige ehemalige Kaufmann Hartung, ist vor einigen Tagen, dem über ihn gefällten und vom König bestätigten Ausspruch des Schwurgerichts gemäß, im Hofe des hiesigen Kreisgerichtsgebäudes enthauptet worden, nachdem er noch kurz zuvor nicht nur den Giftmord seiner Tante, um dessenwillen ihn die Verurtheilung getroffen, sondern auch denjenigen seiner zweiten Frau nebst ihrem noch ungeborenen Kinde, von dem die Geschworenen ihn wegen mangelnden Beweises freigesprochen, freiwillig eingestanden hat. Der menschlichen Gerechtigkeit ist damit Genüge geschehen; das Nachtgemälde der sittlichen Verwilderung aber, aus der die Verbrechen des Unseligen hervorgegangen und auf das die Zeitgenossen ein Recht haben zu ihrer eigenen schaudernden Belehrung, bleibt noch zu liefern. Hier, in dem Rahmen einer flüchtigen Correspondenz, auch nur einen leichten Umriß davon zu geben, ist dasselbe nicht blos zu düster, sondern auch viel zu schwierig; seltsam und ungeheuer, wie der Fall selber ist, bedarf er auch einer seltenen Meisterhand, um die Wirkung zu äußern und alle jene Einblicke in die geheimsten Gründe unsers socialen und politischen Lebens zu erschließen, zu denen er in der That befähigt ist. Hoffentlich wird ihn sich Wilibald Alexis für seinen vortrefflichen „Neuen Pitaval" nicht entgehen lassen; der Stoff, ich wiederhole es, ist werth, daß ein Meister sich daran versucht.

Aus Schlesien.

Ende November 1853.

Rst. Während alle Welt nach Kriegsnachrichten lüstern ist, erlauben Sie mir wol, Hr. Herausgeber, Ihre Leser von hier aus auf ein Gebiet zu führen, auf dem der Frieden recht eigentlich zu Hause sein sollte, das jedoch ebenfalls von Kriegen, zwar bisjetzt nur von heimlichen, aber eben deshalb nur um so gefährlichern durchzuckt wird. Ich meine das Gebiet der Jugenderziehung, auf dem auch in unserer Provinz die Parteien des Lichts und der Finsterniß sich sehr schroff entgegenstehen. Bekanntlich befand das evangelische Elementarschullehrer-Seminar für Niederschlesien sich früher in Breslau, ohne daß irgend Jemand üble Folgen davon für das Seelenheil der Zöglinge fürchtete; ja so weit war man von dieser Furcht entfernt, daß man für die Anstalt sogar ein neues, weitläufiges Gebäude aufführte, in dem es Jahrhunderte hätte wohnen können. Bald darauf jedoch, wie man sich ebenfalls erinnert, wurde die Entdeckung gemacht, daß der Aufenthalt in den größern Städten für die angehenden jungen Lehrer verderblich sei, in der Art unge-

fähr, wie zu viel Sauerstoff für die Lungen; sie wären hier, sagte man, dem Anblick zu vieler Schlechtigkeiten ausgesetzt und jene Geßner'sche Unschuld der Sitten und Lebensansichten ginge verloren, deren sie zu gedeihlichem Einwirken auf das Volk, namentlich auf das Landvolk bedürfen; sie consumirten zu viel Bildung, gewöhnten ihre Ansprüche an zu große Lebenskreise, als daß sie dereinst mit dem schmalen Schulmeisterdeputat nebst etwas Bauernumgang sollten zufrieden sein und nicht die Zahl der Malcontenten im Staate vermehren.

Und diese Ansicht griff Platz, namentlich nach oben. Umsonst wandte man ein, daß, auch einzelne ungünstige Einflüsse zugestanden, doch gerade eine gewisse Allseitigkeit in der Kenntniß des Lebens und der Welt, wie man sie eben nur im Leben selber und niemals aus Büchern erlangt, für die Bildung, namentlich des Menschen-Bildners nothwendig sei; daß dieser über den Objecten seines Berufs, nicht auf gleicher Stufe mit denselben stehen müsse; daß auch für Erweiterung der Intelligenz in einer großen Stadt durch allerlei Sichtbares, Lesbares und (besonders in unserm durch Musikpflege hervorleuchtenden Breslau) Hörbares unvergleichlich mehr Gelegenheit geboten sei als in einem kleinen Neste, wo nur Webstühle rasseln oder Töpfe gedreht werden. Der Beschluß war gefaßt und das Ministerium Eichhorn decretirte mit andern ähnlichen Erlassen auch die Zersplitterung der großen Seminarien und ihre Verlegung nach kleinen Ortschaften. Auch das zu Breslau wurde von demselben Schicksal betroffen; nach mehrfachem, zum Theil sehr kostspieligem Schwanken wies man ihm Steinau a. d. O. und Münsterberg an. Ein drittes bestand schon seit langer Zeit zu Bunzlau in Verbindung mit dem dortigen großen Waisenhause; doch war dasselbe neben dem hauptstädtischen bisher immer nur in zweiter Reihe genannt worden.

Aber mit dem Ort wurde auch der Geist verändert. Wiewol derselbe, die Wahrheit zu sagen, schon in der letztern Zeit des breslauer Aufenthalts finster genug gewesen war. Zwei ausgezeichnete Talente, der Oberlehrer Chr. G. Scholz und der Lehrer Löschke, Beide in der pädagogischen, Letzterer auch in der geschichtlichen Literatur wohl bekannt, die als Hauptsteine des Anstoßes galten, wurden beseitigt und an die neuen Anstalten neue Kräfte berufen, zum Theil im strengsten Sinne homines novi, die ihre Befähigung, die Lehrerbildung zu leiten, noch durch nichts bewährt hatten. Dazu erfand man ferner die „Concentration des Unterrichts" und schuf zu ihrer Unterstützung eine kleine Zeitschrift, die aber meistentheils gratis versandt werden mußte, ebenso wie die zahlreichen Schulprogramme, Jahresberichte ꝛc. Alles um die angeblich neue Idee, deren Neuheit übrigens historisch durchaus unhaltbar, zu verbreiten. Daß der Lehrer, namentlich der frühen Jugend gegenüber, durch Zusammenfassen, Ineinanderarbeiten und Verschmelzen der Unterrichtsstoffe trefflich anregend und fördernd wirken kann, ist richtig. Allein um es zu können, muß er gerade jene überblickende Weite der Bildung besitzen, die man auf der andern Seite doch eben eifrig bemüht war als ein Gift von ihm abzuwehren; ein bloßer eingelernter Handlanger kann immer nur den Karren seines Schematismus fortschleifen. Ferner muß der Lehrer dazu auch Herz, Kopf und Mund mitsammen auf dem rechten Flecke und überhaupt eine Freiheit der geistigen Bewegung haben, wie sie ebenfalls wieder in dem Plane der neuen Leitung nicht lag noch liegen konnte. Ohne

diese Freiheit, steif und rigoristisch durchgeführt, wird das Concentrationsprincip stets nur die ungeheuerste Verwirrung anrichten können, selbst schon auf dem Papier, geschweige nun gar erst in der Praxis.

Doch lag diesem Concentriren in der That auch noch etwas Anderes zu Grunde, worüber die untergeordneten Kräfte, welche dazu gebraucht wurden, sich freilich selbst wol nicht ganz klar waren: nämlich das geheime Bemühen von dem Volksunterricht alles „Ueberflüssige" auszuscheiden, ihn wie in der „guten alten Zeit" wieder auf Lesen, Schreiben, etwas Rechnen, den Katechismus, Bibelsprüche und alte Kirchenlieder zu beschränken. Das ist der Kern dieser „Vereinfachung". Zwar erschrickt man noch immer, wenn man den Entwurf eines „concentrirten" Lehrplans liest, vor der Ueberfülle von Gegenständen, die man da findet. Allein wie die Erfahrung lehrt, steht das Meiste nur auf dem Papier, gerade wie in dem Lehrplan des Magdalenum zu Breslau vordem auch Nautik stand, ohne daß jemals bedeutende Seeleute vom Stapel dieser Schule gelaufen wären. Gerade jenes Zuviel aber würde das beste Mittel sein, von jeglichem Ding nur etwas mehr als nichts zu geben und alles nicht zu bewältigende „Excentrische" von dem Centrum absorbiren zu lassen. Dieses Centrum aber ist nicht sowol die Religionslehre (wie man sonst behauptet) als ein gewisses starres theologisches System, eine gewisse doctrinäre, geist- und gemüthlose Orthodoxie, die man mit diesem edeln Namen misbräuchlich bezeichnet.

Wie weit dieser Misbrauch unter Umständen geht und welche Gefahr jeder tiefern, inhaltreichern Bildung von dieser theologischen Einseitigkeit droht, davon haben wir jüngst ein Beispiel erlebt, das in diesem Augenblick in der Provinz viel von sich sprechen macht und das mir auch den nächsten Anstoß zu diesem Briefe gibt. Der vorhin schon genannte Oberlehrer Scholz hat vor drei Jahren in Breslau ein Seminar zur Ausbildung von Lehrerinnen und Gouvernanten errichtet. Das Unternehmen ist geglückt; die Anstalt, in stetem Wachsen begriffen, erfreut sich der Achtung des Publicums wie aller Sachkundigen, ausgenommen nur die Männer „einer gewissen Richtung", wie man jetzt bei uns euphemistisch zu sagen pflegt. Die Zöglinge müssen, bevor sie in Amt und Leben übergehen, einer Prüfung genügen, wie dieselbe in neuerer Zeit höchst zweckmäßigerweise zur Abwehr jenes Dilettantismus, der sich früher bei unsern Erzieherinnen so breit machen durfte, von Staatswegen vorgeschrieben worden ist. Die Scholz'schen Abiturientinnen sollen, ich weiß nicht weshalb, einen Tic darein setzen, dies Examen nicht am breslauer katholischen Lehrerseminar zu bestehen, sondern sie ziehen es vor, sich der Unbequemlichkeit einer Reise nach Steinau zu unterwerfen, um daselbst die Prüfung zu bestehen, wo sie, beiläufig gesagt, allgemein für schwerer und strenger gilt als in Breslau. So auch diesen letzten Herbst: und zwar soll, wie die Provinzialblätter berichteten, das Examen dies mal ganz besonders scharf gewesen sein, namentlich in Religions- und Schulkunde. Die jungen Damen wurden am ersten Tage mit schriftlichen Arbeiten und am zweiten 11 Stunden mit mündlicher Prüfung und Lehrproben beschäftigt. Gleichwol bestanden sie, wie im vorigen Jahre, sämmtlich ohne Ausnahme, sogar die größere Hälfte mit dem besondern Prädicate „gut". Nichtsdestoweniger hat nun am Schlusse der Prüfung einer der vier zur Beaufsichtigung gesendeten Regierungs- und Consistorial-Abgeordneten, Hr. Consistorialrath Wachler von Breslau, an

die Geprüften eine Rede gehalten, die sie in dem erlaubten Selbstgefühl, mit dem der Ausfall des Examen sie erfüllt haben mochte, sehr erschüttert und die Scholz'sche Anstalt, die sich bisher eines so guten Rufs beim Publicum erfreute, hart mitgenommen hat. Hr. Consistorialrath Wachler ist ein Sohn des ehemaligen Oberbibliothekars der breslauer Universität, des berühmten Literarhistorikers. Er studirte, soviel wir uns entsinnen, in Breslau zu David Schulz's Blütezeit und vorzugsweise bei diesem, ging auch zu wiederholten malen nach Halle, um Gesenius und Wegscheider zu hören. Seine erste Anstellung erhielt er als Prediger in Habelschwerdt, von wo aus er Superintendent in Glatz wurde und an dem Handel'schen Streite gegen die neißer katholische Geistlichkeit öffentlichen Antheil nahm. Plötzlich, Anfang der vierziger Jahre, verließ er die bisher befolgte rationalistische Richtung, angeblich durch das Beispiel des Vaters veranlaßt, der um diese Zeit starb und dem, wie man wissen will, religiöse Scrupel (er war früher selbst Theolog gewesen) die letzten Tage verbitterten. Seit dem Jahre 1845 ist Hr. Wachler nun Mitglied des breslauer Consistoriums. Ueber seinen Amtseifer herrscht nur Eine Stimme des Lobes und läßt daher, wenn ein Mann von dieser Stellung und diesem Pflichtgefühl sich öffentlich so äußert, wie Hr. Wachler bei dem jüngsten steinauer Examen gethan hat, sich auch unmöglich annehmen, daß dies nur persönliche, subjective Ansichten sind. In der That nun aber ist, wie das Publicum sich übereinstimmend erzählt, die Summe dieser Rede darauf hinausgelaufen, daß die Kenntnisse der jungen Damen zwar ganz lobenswerth, selbst auch im religiösen Wissen, in Gesangbuchliedern, Bibelsprüchen &c.; daß sie dagegen über Verderbniß und Verdammniß und den einzigen Weg des Heils, über die Sündhaftigkeit unsers Leibes, über das Erlösungswerk &c. noch gänzlich im Unklaren, während doch dies Wissen allein das Wahre und alles Andere dagegen nur irdisches Flitterwerk sei, auf das wenig ankomme und nichts, wo jenes fehle. So das Gerücht; ob die Ausfälle gegen das Scholz'sche Institut, von denen dasselbe weiter wissen will, wirklich so heftig gewesen, wie man sagt, lasse ich billig dahingestellt. Auch schon in seiner gemäßigtsten Gestalt ist das Gerücht leider nur allzu geeignet, Unruhe und Besorgniß im Publicum zu verbreiten, indem man daraus Veranlassung nimmt, für die Freiheit und den Frieden des Unterrichts zu fürchten. Wie schlimm diese Furcht gerade in unsern Zeiten, brauche ich nicht erst zu sagen und wäre es daher vielleicht wünschenswerth, daß eine officielle Berichtigung erfolgte; sollte wol gar diese meine Correspondenz die Veranlassung dazu geben, so würde der wesentlichste Zweck derselben erreicht sein.

Aus Thüringen.

November 1853.

K. P. Ich schreibe Ihnen aus einem Städtchen Thüringens, das in den üblichen Reise- und Handbüchern noch so gut wie gar keine Berücksichtigung gefunden hat; selbst von Eduin Müller in seinem „Thüringerwald in der Brusttasche", das doch sonst eines der vollständigsten und brauchbarsten Bücher dieser Gattung ist, wird es nur ganz obenhin erwähnt. Und doch ist dies Friedrichrode, von dessen fast ländlicher Abgeschiedenheit ich mich erst so spät und auch jetzt noch mit Wehmuth trenne, eines der reizendsten Fleckchen Erde,

das der an lieblichen und reizenden Naturscenen so reiche Thüringerwald in sich schließt. Folgen Sie mir auf die Höhe des nahgelegenen „Wolfstegs“. Zu unsern Füßen dehnt sich Friedrichrode aus als eine einzige langgeschlängelte Straße; den einen Arm streckt sie in westlicher Richtung nach dem kaum ein Viertelstündchen von hier entfernten lieblichen Lustschlosse Reinhartsbrunn, während ihre letzten, schon ziemlich vereinzelten Häuser sich in südlicher Richtung in einen malerisch verschobenen Engpaß hineinziehen, durch welchen die Straße nach Schmalkalden sich windet. Dieser Engpaß beginnt hier zwischen zwei jäh ansteigenden Bergen, wovon der rein kegelförmige „Gottlob“ zur Linken mit ganz jungem Nadelholz frisch überkleidet ist, während der „Wolfsteg“ zur Rechten seine etwas unregelmäßigern Formen hinter hochstämmiger, dunkler Tannenwaldung versteckt. Aus dieser nach unten hufeisenförmig geöffneten Tannenwaldung tritt eine kahle, nur dürftig mit Gras bekleidete Platform hervor, in Gestalt wie der Sitz eines riesigen Lehnstuhls, dessen Rücken und Arme durch das eben bezeichnete Waldhufeisen gebildet werden. Hier, am höchsten Saume der Bergwaldung, wo der von Friedrichroda krumm ansteigende Weg nach der „Schauenburg“ führt, steht ein Bänkchen, auf welchem der Wanderer, bevor er weiter hinauf in das Gebirge steigt, einen Augenblick zu rasten pflegt, um einen Rückblick auf das untenliegende Städtchen zu werfen und die liebliche Fernsicht zu genießen, welche darüber hinaus nach Westen, Norden und Osten sich eröffnet. Aus den grünen Rasenplätzen und Gärten hinter und zwischen den Häusern schimmert es überall weiß hervor von den Garnbleichen, welche den Hauptnahrungszweig der mit irdischen Gütern sehr mäßig bedachten Einwohner bilden. Wo die spärlich gesäeten Gartenhäuser ganz aufhören, erheben sich sanft ansteigend grüne Wiesen und buntgestreifte Felder, welche rundum von einem ununterbrochenen Kranze anmuthig geschwungener Berge dunkel eingerahmt werden, und darüber hinaus erspäht der Blick in blauer Ferne Schnepfenthal, Waltershausen, Gotha und andere Orte. Ganz zur Linken lehnt sich an die Gebirgswand das grüneingefaßte Reinhartsbrunn mit seinen Riesenbäumen, spiegelklaren Teichen und augenerquickenden Rasenflächen, — und aus dem uns unmittelbar zur Rechten gähnenden, aber durch Tannenwaldung geheimnißvoll verhüllten Engpaß trifft das melodische Geplätscher eines, freilich sehr kleinen, Mühlbachs unser Ohr. Solcher lieblichen Punkte, welche zugleich ein scharf abgegrenztes, farbenfrisches Bild, und darüber hinaus eine farbenverschwommene Fernsicht bieten, gibt es hier viele; ich will es aber bei der Schilderung dieser einen bewenden lassen, um Ihre Leser nicht zu ermüden und den Verfassern der „Führer durch Thüringen“ nicht in das Handwerk zu fallen, die ja wol auch Friedrichroda bald einer ausführlichern Besprechung würdigen werden.

An Besuch zwar hat es dem lieblichen Flecken in diesem letzten Sommer auch ohnedies nicht gefehlt, weder an Durchwandernden noch an Solchen, die einen längern Aufenthalt daselbst genommen. Am längsten verweilte Friedrich Bodenstedt bei uns, der hier für seine mannichfachen poetischen Arbeiten eine erwünschte Muße fand. Als seine Gäste fanden sich unter Andern Heinrich Marschner aus Hannover mit seiner genialen Gattin ein. Ersterer hatte in seiner diesjährigen Frühlingsbegeisterung zu sämmtlichen Liedern des Buches „Edlitam“ von Bodenstedt wunderbar schöne Weisen

gesetzt und wollte dieselben nun, noch bevor die Lieder im Druck erschienen, dem befreundeten Dichter durch die melodienreiche Stimme seiner Gattin, einer Sängerin ersten Ranges, zu hören geben, während der Meister selbst dazu accompagnirte; ich war so glücklich, dem Abend im Bodenstedt'schen Hause beiwohnen zu dürfen, und habe dadurch mitten im Schoos der ländlichsten Abgeschiedenheit einen Genuß gehabt, wie der reichste Residenzbewohner ihn sich für kein Geld erkaufen kann. Auch Gustav Freytag und Wilibald Alexis waren häufige und gerngesehene Gäste des stillen Thals, das überhaupt im Lauf des Sommers wol von 6—800 Ansiedlern bevölkert wurde, die sämmtlich mit Dank und Befriedigung, Viele auch mit dem Vorsatz schieden, sich nächsten Sommer wieder einzustellen. Möge sie dabei das Wetter nur mehr begünstigen als dies mal! Dasselbe war sehr unstet und regnerisch und erst die kleine Schar der treu Ausharrenden, zu denen auch Bodenstedt gehörte, wurde durch einen Spätherbst belohnt, so warm und klar und von so anhaltender Schönheit, wie man ihn in Deutschland nur sehr selten erlebt.

Notizen.

Eduard Vehse, der bekannte Verfasser der „Geschichte der deutschen Höfe", beabsichtigt nach der demnächst bevorstehenden Vollendung dieses umfangreichen Werkes und gleichsam als Fortsetzung desselben eine „Geschichte der deutschen Grafenhäuser" herauszugeben; möge der vielbelesene Verfasser seinen Stoff darin nur besser beherrschen und weniger ins Breite und Weite gehen, als es leider in der „Geschichte der deutschen Höfe" geschehen ist.

Schon wieder eine Neuigkeit, mit der die königliche Hofbühne zu Berlin kein Glück gemacht: „Ein Mann", Lustspiel von Max Kurnik. Die Aufnahme beim Publicum soll zwar infolge der vorzüglichen Darstellung nicht ganz ungünstig gewesen sein. Desto schärfer dagegen geht die Kritik mit dem Stück, das sie als eine höchst platte und verkehrte Nachahmung von Shakspeare's „Zähmung der Widerspänstigen" bezeichnet, ins Gericht. Insbesondere wundert man sich, wie die Intendanz der königlichen Bühne solche schale Nachahmungen zulassen und die künstlerischen Kräfte der ihr anvertrauten Anstalt daran verschwenden kann, während die Shakspeare'schen Originale zum großen Theil unaufgeführt bleiben. — Eine andere Theaterneuigkeit soll aus der fruchtbaren Feder des Hrn. A. von Sternberg hervorgegangen sein, nämlich ein Lustspiel „Die Schule der Schmeichler". Hoffentlich zeigt der Lustspieldichter Sternberg ein anderes Gesicht, als der Romanschreiber seit einigen Jahren thut; sonst dürfte das deutsche Theater wol auch an dieser Neuigkeit nur wenig gewonnen haben.

Wie norddeutsche Blätter vor einiger Zeit meldeten, ist Julius Mosen in Oldenburg trotz der Krankheit, die seinen Körper leider noch immer lähmt, doch geistig vollkommen ungebrochen und frisch, in welcher Hinsicht namentlich auf eine Umarbeitung des „Herzog Bernhard" verwiesen ward, mit der

der verehrte Dichter beschäftigt sein sollte. Wir freuen uns diese Nachricht gegenwärtig aus bester Quelle nicht nur bestätigen, sondern auch dahin erweitern zu können, daß die Umarbeitung des „Herzog Bernhard" vollendet und weniger eine Umarbeitung als ein ganz neues Stück geworden ist; in einer der ersten Nummern des neuen Jahrgangs werden wir das Vergnügen haben, unsern Lesern ein größeres Bruchstück daraus mitzutheilen. Außerdem beabsichtigt Mosen aber auch eine Gesammtausgabe seiner Schriften, ebenfalls in verbesserter Gestalt, herauszugeben, ein Unternehmen, das bei dem vielen Vortrefflichen, das der Dichter des „Andreas Hofer" uns gespendet hat, sowie bei der innigen Theilnahme, mit der das Publicum noch immer an ihm hängt, von demselben gewiß mit der lebhaftesten Freude begrüßt werden wird.

Eine Zeitschrift, dergleichen wir in Deutschland jederzeit nur wenige hatten und der wir erst vor kurzem ein fröhliches Glückauf zuriefen, ist schon wieder der bekannten Ungunst unserer politischen Verhältnisse erlegen: das vor einiger Zeit erschienene vierte Heft der „Deutschen Annalen", herausgegeben von Karl Biedermann, enthält die Anzeige, daß „Redaction und Verlagshandlung sich durch die ihr entgegentretenden mannichfachen Schwierigkeiten, die gegenwärtig eine genügende Lösung der Aufgabe, welche die «Deutschen Annalen» sich gestellt hatten, beinahe unmöglich machen, zu dem Entschlusse veranlaßt sehen, dieselben mit diesem Hefte zu schließen". Der Verlust, den unsere Journalistik dadurch erleidet, wird um so fühlbarer, als gerade das letzte Heft besonders reich ist an interessanten und eingreifenden Artikeln; wir heben namentlich die Uebersicht „über unsere lyrische und epische Poesie seit dem Jahre 1848", die „Ergebnisse der Kammersession in Preußen" sowie den Aufsatz „über die gegenwärtige Stellung des deutschen Elements in Rußland" hervor. Mögen denn wenigstens jene „bessern Zeiten", denen „die Fortsetzung des Unternehmens vorbehalten" sein soll, nicht allzu lange ausbleiben!

Von Max Ring ist auf dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin ein neues Drama in drei Acten: „Eine deutsche Landesmutter", nach einer bekannten Anekdote aus dem Leben der Gräfin Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt, die sich auch bei Schiller (XI. 202) findet, gegeben worden, aber trotz der festlichen Veranlassung (es war der Namenstag der Königin von Preußen) nur mit sehr mäßigem Beifall. — Dasselbe Schicksal hat „Ein Lustspiel" von Benedix auf der königlichen Hofbühne daselbst gehabt.

„Bilder aus dem Jugendleben eines Nordfriesischen Knaben von Christian Feddersen" (Kellinghusen, Selbstverlag des Verfassers) nennt sich ein Büchlein, das auf literarische Bedeutung nur wenig Anspruch hat, das aber gewisse ureinfachste Scenen des Kinderlebens mit Treue und Innigkeit schildert und uns überdies auf einen Boden führt, dessen Andenken der deutschen Erinnerung nur allzu tief und allzu schmerzlich eingeschrieben ist, weshalb wir dasselbe gern der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Jahrgang 1853. Monat September und October.

Moritz Wagner's Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. — Gott in der Natur. Die Erscheinungen und Gesetze in der Natur im Sinne der Bridgewaterbücher als Werke Gottes geschildert von Otto Köstlin. Zwei Bände. — Das Bekenntniß der evangelischen Kirche in seinem Verhältniß zu dem der römischen und griechischen. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen von August Hahn. — Paris. — Die Nachtseite der Civilisation. Von **Hermann Marggraff.** — Die Otto-Universität in Athen. — Die Pflanzenwelt in neuester wissenschaftlicher und ästhetischer Auffassung. Erster Artikel. Die wissenschaftliche Botanik. — Christian Lammfell. Roman von Karl von Holtei. Fünf Bände. — Geschichte des Fürsten Italinski, Grafen Suworoff-Rimnikski, Generalissimus der russischen Armeen. Nach N. A. Polewoi. In freier deutscher Uebertragung herausgegeben von J. de la Croix. — Charakterbilder von Beda Weber. — Geschichte der Philosophie in gedrängter Uebersicht. Lehrbuch zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen und zum Selbstunterricht. Von Ludwig Noack. — Die Tragedia Policiana. — Frankreich nach seinen innern Verhältnissen und seinen Beziehungen zu Europa. Zweiter Artikel. Das Kaiserreich — der Friede? — Der getreue Ritter oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation. In Briefen an die Gräfin Julia von Oldofredi-Hager in Lemberg. Von Wilhelm Meinhold. — Skizzen aus der Vendée und Bretagne. — Don José de Zorrilla. — Die Sagen des Fähnrich Stål. Eine Sammlung Gesänge von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen von Ida Mewes. — Tasso's Geburtshaus und Bildniß. — Neuigkeiten zur deutschen Literaturgeschichte. Von **W. A. Passow.** — Thomas Babington Macaulay. Von **Ludwig Boumann.** — Roßmäßler's Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. Von **Heinrich Birnbaum.** — Moritz Carriere's christliche Ueberzeugungen nach dessen „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk" dargestellt von M. A. Strodl. — Das Zeichnen als ein ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts von A. Schrödter. — Ein französischer Geschichtschreiber der ungarischen Revolution. Von **J. E. Horn.** — Der falsche Demetrius. — Die wichtigsten Erscheinungen der neuern und neuesten Shakspeare-Literatur in England und Deutschland. Von **Karl Konrad Hense.** Erster Artikel. — Anastasius Grün. Von **Adolf Zeising.** — Daniel Webster. — Seelenfreundliche Briefe. Gesammelt von Gustav von Tirneg. — Die florentiner Wettrennen und der König von Tunis. — Neugriechische Literatur. — Achtundvierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionnellen Offiziers. Vier Bände. — Naturwissenschaftliche Unterhaltungslecture von Tschudi und Körner. — Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet von Karl Schmidt. — Unterhaltungsliteratur. — Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester Klothilde Nostitz und Jänckendorf. — Verfall und Untergang der Hansa und des Deutschen Ordens in den Ostseeländern, von Kurd von Schlözer. — Zur Biographie des Kopernicus. — Die Pflanzenwelt in neuester wissenschaftlicher und ästhetischer Auffassung. Zweiter Artikel. Die ästhetische Botanik. — Religiöse Dichtung. — Der Spanische Erbfolgekrieg und der Kurfürst Joseph Clemens von Köln. Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen bearbeitet von Leonard Ennen. Von **Karl Zimmer.** — Die Messiassagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Auszügen aus seinen heiligen Büchern. Von Karl Scholl. — Aus Livland und über Livland. Von **Jegór von Sivers.** IV. — Zur biographischen Literatur. — Eine Geschichte der Generalstaaten in Frankreich. — Don Juan und der steinerne Gast. — Kudrun. Von **Moritz Carriere.** — Bogumil Goltz. — Zur Literatur des Xenienkampfes. Von **Clemens Arsten.** — Der Connétable Karl von Bourbon. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit. Von S. Freiherrn von Schwartzenau. — Die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. Vorlesungen von K. R. Hagenbach.

— Pindar in deutschen Reimen. — Goethe und F. H. Jacobi. — Die Teufelsbibel in Stockholm. — Die Pagode Shoé-Daguhn. — Frankreich nach seinen innern Verhältnissen und seinen Beziehungen zu Europa. Dritter und letzter Artikel. Frankreichs innere Zustände. — Reisebilder aus dem Morgenlande von F. Dieterici. Zwei Theile. — Neue Frauenromane. — Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs nach Don Luis de Avila y Zuñiga. — Fräulein Rothe und ihre Zöglinge. Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend. Von Marie Schmidt. — Napoleon auf St.-Helena. — Das päpstliche Privilegium. — **Literarische Miscellen, Notizen, Bibliographie.**

Leipzig, im December 1853. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 52.** 22. December 1853.

Gedichte.

Fünf Lieder.

Von
Michel Berend.

(Paris, Herbst 1853.)

1.

Mein Auge trübe wie der Himmel,
Mein Herz wie der November kalt,
So horch' ich still auf das Getümmel,
Das von der Straße lärmend schallt.
Mit Trauern denk' ich an die Stunde,
Da ich verließ die Liebste mein —
Hätt' ich ein Wort aus ihrem Munde,
Es würde besser, besser sein!

Ja wohl, ich habe viel geduldet,
Seit ich beim Abschied stummbetrübt
Ins Aug' ihr sah, die nichts verschuldet,
Als daß sie mich zu sehr geliebt!
's ist lang, daß ich nicht durfte nippen
Von reinster Liebe Nektarwein —
O nur ein Kuß von ihren Lippen,
Es würde besser, besser sein!

Fahr hin, fahr hin, des Lebens Wonne,
Dich haben könnt' ich, wenn ich wollt':
Doch bleibt es Nacht, sobald die Sonne
Ins kalte Meer hinabgerollt.
Und doch, wie fest mein Herz sich wähne,
So fest, o Gott, wie todter Stein —
Aus ihrem Aug' nur eine Thräne,
Ich selber würde besser sein!

2.

Die Woge schläft, es schweigt das Meer,
Gleich einem Mann voll Weh,
Und langsam schwebt darüber her
Der silberne Vogel der See.

Geräuschlos kommt der Mond herauf
Und der Sterne blinkende Schar;
Es zieht ein Träumen in mir auf,
Das lange verloren war.

Und mit dem Himmel und dem Meer
Sink' ich andächtig hin,
Noch einmal selig vergessend, wer
Und wie ich's geworden bin.

3.

Nein, nicht mit Weinen und mit Klagen
Sei diese Stunde hingebracht,
Nur Eine Thräne laß dir sagen,
Wie dunkel meines Herzens Nacht!
Laß tief mich dir ins Auge sehen,
Von langen Jahren les' ich drin —
Dann will ich stille weitergehen,
So still wie ich gekommen bin!

Du hast den langgereisten Wandrer
Im ersten Anblick kaum erkannt:
Im Innern auch kehrt' ich ein Andrer,
Als da ich ließ das Heimatland.
Doch ob im Urwald ich gesessen,
Horcht' ich dem Lied des Wilden zu —
Was ich nicht dort und nie vergessen,
Das war das Vaterland und Du!

Ihr habt mir beide schlecht gelohnet —
Wollt ihr vergelten? könnt ihr's? Nein:
Wer einst im Paradies gewohnet,
Kann draußen nicht mehr glücklich sein.
Nur tief in meines Herzens Schreine
Bleibt still ein treugehegtes Bild,
Vor dem ich bete, jauchze, weine,
Ist's gleich von Trauerflor umhüllt.

4.

Wol haben mir einst die Rosen geblüht
Und die Nachtigallen gesungen,
Wol sind mir im jugendlich frischen Gemüth
Die Glocken der Liebe erklungen —
O weh, was ich war und bin!
Dahin, dahin,
Die Rosen und Herzen welken dahin!

Ich habe geglaubt und habe geliebt,
Gesündigt und vergessen,
Was Schwingen der Hoffnung dem Herzen gibt,
Ich hab' es Alles besessen.
Wo blieb nun der starke, der fröhliche Sinn?
Dahin, dahin,
Auch Glauben und Hoffnung, sie gehen dahin!

Und wenn sie denn alle gebrochen sind,
Die süßen, die köstlichen Blüten,
Was willst du denn selber, verlorenes Kind,
Dein verlorenes Leben noch hüten?
Mit dir selber, o sprich, wo willst du noch hin?
Dahin, dahin,
Gottlob, auch der Mensch geht endlich dahin!

5.

O wenn dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt' es treu im Herzen,
Und was dich drückt und was dich kränkt,
Mit ihr kannst du's verschmerzen;
Es schwindet jedes Leid der Welt,
Wenn Liebchens Thräne darauf fällt —
Drum wenn dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt' es treu im Herzen.

Wenn fromm auf dich ihr Auge schaut,
Aus Bitterm wird das Süßte,
Wie, wenn der Himmel tröstend blaut,
Zum Paradies die Wüste.
Der Hader und der Wahn schläft ein,
Das wilde Herz wird gut und rein —
    Wenn fromm auf dich ihr Auge schaut,
    Aus Bitterm wird das Süßte.

Zieh von dir, wenn du zu ihr trittst,
Die staub'gen Erdenschuhe,
Und was du duldetest und littst,
Das singt ihr Wort zur Ruhe;
Wie wo der Herr beschritt den Grund,
Blüh'n tausend Blumen auf zur Stund —
    Zieh von dir, wenn du zu ihr trittst,
    Die staub'gen Erdenschuhe!

.... Doch wenn du sie verloren hast,
Voll Jammers, unermessen —
O denk', in deiner Schmerzen Last,
Denk', daß du sie besessen!
Und will das Herz dir brechen schier,
Fluch' nicht der Welt, noch ihr und dir —
    Auch wenn du sie verloren hast,
    Denk', daß du sie besessen!

Das bleiche Kind.

Von

Robert Prutz.

Durch einsame Straßen, bei nächtiger Zeit,
Was wallt wie von Lüften getragen?
Es ist ein Kind in weißem Kleid,
Das Haar in den Nacken geschlagen;
Es geht so leis, es geht so sacht,
Als wie der Mond in stiller Nacht,
Es schreitet nicht, es gleitet nur —
Doch hinter ihm weit, o schau die Spur
    Von Thränen, o schmerzlichen Thränen!

Auf seiner Stirne leuchtend steht
Ein zerbrochener goldener Reifen,
Um sein schneeweißes Hälslein geht
Ein schmaler blutiger Streifen;

Die kleinen Hände ringt das Kind,
Die Haare flattern in dem Wind,
Stumm ist sein Mund, das Antlitz blaß,
Sein weißes Hemd ist schwer und naß
Von Thränen, o schmerzlichen Thränen!

Es pocht und pocht an jedes Thor,
Lautlos, mit gespenstigem Finger,
An jedes Fenster schwebt's empor,
An Erker und an Zwinger:
Und schaut mit Blicken flehend heiß
Die müden Schläfer rings im Kreis
Und beugt das Knie bis auf den Grund
Und legt den Finger auf den Mund
Mit Thränen, o schmerzlichen Thränen!

Doch wo es kommt an des Königs Haus,
Es schlummern die Wachen im Thore,
Da wächst das Kind und dehnt sich aus,
Wie Nebel auf dampfendem Moore:
Nun ragt es an den Söller schon,
Nun durch das Fenster husch, am Thron,
Nun an des Königs Bett geschwind —
Da steht es und reckt die Hand, das Kind,
Mit Thränen, o schmerzlichen Thränen!

Und der König erwacht und sieht das Kind
Und sieht den blutigen Streifen —
„Heda, meine Wachen! ergreift sie, geschwind....!"
Doch läßt auch der Nebel sich greifen?
Zerflattert ist das Kind wie Schaum —
„Schlaft, gnäd'ger Herr, es war ein Traum,
Still liegt die Stadt und still die Flur —"
Nur weit durch die Gassen, o schau die Spur
Von Thränen, o blutigen Thränen!

Gedichte.

Von

Paul Fischer.

1.

So schön, so hold, so jugendlich
Und doch so traurig und verschlossen?
So mild, so sanft, so tugendlich
Und noch in Liebe nie ergossen?!

O heitre deinen Blick, den trüben,
Laß, Mädchen, laß die Schwermuth flieh'n:
Du bist geschaffen, um zu lieben
Nicht um in Thränen zu verblüh'n!

Sieh dort im Walde, mattenreich,
Lustwandeln selig die Gespielen,
Die Bäume neigen schattenreich
Ihr Haupt, die heiße Luft zu kühlen;
Aufspringt das Reh, die Vöglein singen
Hellschmetternd aus der vollen Brust:
So laß auch du ein Lied erklingen
Von Leben, Liebe, Jugendlust!

Die Vöglein staunend schweigen dann,
Der Stimme süßem Klang zu lauschen,
Die Büsche mit den Zweigen dann
Dir huldigend entgegenrauschen.
So heitre deinen Blick, den trüben,
Laß, Holde, laß die Schwermuth flieh'n:
Du bist geschaffen, um zu lieben,
Nicht um in Thränen zu verblüh'n!

2.

Du meinst, ich werde dein vergessen
Im wirrenden Gewühl der Welt?
Dann hast du, Kind, noch nicht ermessen,
Was dich und mich verbunden hält.

Wol hat, wie die Geschicke schwanken
Manch fremder Anblick mich erfüllt:
Doch eilten immer die Gedanken
Zurück zu deinem lieben Bild.

So lebst du mir ein zwiefach Leben,
Als meiner Seele Königin;
Von dir gezügelt wird mein Streben,
Von dir erfrischt der schlaffe Sinn.

Du sprengest rastlos, allgewaltig
Auch meines Herzens letztes Thor,
Und blickest, kennbar, vielgestaltig,
Aus jeder heil'gen Regung vor.

Nun magst du wol die Kraft ermessen,
Die dich und mich verbunden hält:
Könnt' ich o Holde, dein vergessen,
Vergäß' ich meiner innern Welt!

Brüsseler Briefe.

Von

Karl Grün.

II.

Wer mit der Eisenbahn von Köln in Brüssel ankommt, erblickt gleich beim Verlassen des Stationsgebäudes eine Reihe von Gasthöfen, resp. Herbergen und Bierhäusern. Die beiden letzten zur linken Hand nach dem Kölner Thore zu tragen die freundnachbarlichen Inschriften: „Aux souvenirs de l'Empire" und „Au duc de Brabant". „Zur Erinnerung ans Kaiserreich" und „Zum Herzog von Brabant". Man braucht weiter nichts von der belgischen Hauptstadt gesehen zu haben, so muß man mit Hülfe der Induction des Kanzlers Baco den ganzen Staat construiren können, wohlgemerkt: von unten herauf; denn im Lande der Eisenbahnen und Dampfmaschinen ist das Construiren von oben herab lebensgefährlich. Ich habe die beiden Schilder längst vor der östreichischen Hochzeit gesehen, ein Trotz liegt folglich nicht in der „Erinnerung ans Kaiserreich". Aber der Gegensatz zwischen Frankreich und der belgischen Selbständigkeit ist in jüngster Zeit so brennend geworden, daß ein Engländer längst die landesverrätherische Inschrift gelöscht hätte — in andern Ländern wäre sie gelöscht worden. Hier zu Lande besteht erstens die ungebundenste Freiheit in solchen Dingen, und hernach eine niederländisch-phlegmatische Vergeßlichkeit in Bezug auf das Gethane. Niemand, der Wirth selbst nicht, denkt an sein Schild; ich glaube, ich bin der einzige Mensch hier, dem es nur aufgefallen.

Zu keiner Zeit, weder unter der Republik noch unter Ludwig Philipp, war die Erinnerung an das Kaiserreich sehr patriotisch für einen Belgier; seit 1842 war sie nicht einmal sehr graziös gegen Deutschland, das damals mit ehernen Armen vom Rhein bis zur Schelde griff. Aber, seien Sie überzeugt, weder an das Eine noch an das Andere ist hier im Entferntesten gedacht worden; man denkt hier überhaupt so weit nicht. Die Belgier haben lediglich die Sorge, ihre Wirthsschilder recht grotesk, recht unerhört zu machen; der Sinn ist dabei in der Regel gleichgültig. Von den „Bären", „Ochsen", „Löwen", „Raben", „Hähnen", „Füchsen" und dgl. will ich nicht reden, solches Gethier findet sich auch in Deutschland. Aber „Zum Loch", wie eine berühmte demokratische Kneipe in Brüssel heißt, „Zum Weg nach Bethlehem", „In Jerusalem", oder wie ich in einem stattlichen Dorfe der Umgegend las: „Zum alten Froschgequack" („Au vieux chant

des grenouilles") das sucht denn doch wol seines Gleichen. Ich dachte noch über das „Alt" nach, als ich ein paar Häuser weiter fand: „Zum neuen Froschgequack" („Au nouveau chant des grenouilles").

Die Regierung bekümmert sich natürlich keinen Augenblick um ein Wirthsschild, so wenig als um eine Concession. Zu Neujahr wird die Patentsteuer ausgeschrieben; zahl' sie und mal' in Gottes Namen über deine Hausthür: „Zum lebendigen Teufel!" Zahlt was ihr sollt, denkt und schreibt was ihr wollt! Der „Herzog von Brabant" bezahlt nicht weniger Steuern als die „Erinnerung ans Kaiserreich".

Die Verfassung des Landes, das ganze hiesige Staatsleben ist auf die absolute Toleranz gebaut, auf die Duldung des Gegensatzes. Und Alles, was die liberale Partei zu thun hat, ist nicht etwa die Herrschaft zu erlangen, diese kann sich höchstens auf den Genuß der Staatsbesoldungen erstrecken, sondern die Herrschaft der Gesetze, die Geltung und Wirklichkeit der Toleranz aufrecht zu erhalten. Daß diese Arbeit nie aufhört, daß dieser Gegensatz unendlich ist, rührt daher, daß der eine der beiden Gegensätze zugleich der Gegensatz gegen die Duldung selbst ist. Es handelt sich also darum, ihn in der Stellung eines Gegensatzes zu erhalten, während sein Dichten und Trachten darauf ausgeht, blos Satz zu sein: stat mea voluntas. Die Katholiken, wie man hier die reactionäre Partei nennt, haben es daher noch nicht einmal dahin gebracht, Partei zu sein, so wenig als die Kreuzritter in Preußen; sie bekämpfen Beide noch die Existenz der Gegner, sie leugnen deren Recht da zu sein, d. h. sich geltend zu machen. Nur haben die Liberalen hier zu Lande den großen Vortheil, daß sie kraft des Staatsgrundgesetzes nicht nur sind, sondern sogar bisweilen Minister sind, was die Katholiken dann zur Anerkennung ihrer Existenz zu bringen pflegt. Es hat sich dann sogar ereignet, daß Leute Minister wurden und die allzu frommen Vermächtnisse und Legate bedeutend beschnitten, denen die Kirche kein Kind tauft und die letzten Heilsmittel in articulo mortis versagen würde — wenn sie sie verlangten. Wie oft habe ich von deutschen Heißsporns und philosophischen Radicalen hören müssen, die belgische Verfassung existire eigentlich blos auf dem Papier, im Ganzen thue die Regierung doch was sie wolle, das Volk bekümmere sich nicht um Repräsentantenhaus und Senat, mit einem solchen Verfassungsleben sei nichts gewonnen. Woher diese Bramarbas-Urtheile? Daher, weil die Volksvertretung hier zu Lande keine Schaustellung ist, weil keine Rednerturniere geliefert werden, weil man nicht sein Billet löst, um zwei oder drei Kampfhähne widereinander fahren zu sehen, die das Schicksal einer Lebensfrage, ganzer Volksclassen in ihren Sporen und Schnäbeln tragen, weil in der zweiten Kammer die Gesammtzahl von 100 Abgeordneten die „Sensation" oder den

„Sturm" unmöglich macht, weil mit Einem Wort die Staatsangelegenheiten en famille betrieben werden. Es ist einer der fatalsten Einflüsse der französischen Tribune gewesen, daß Politik und Dramaturgie vielfach miteinander verwechselt werden. Die belgische Verfassung steht keineswegs blos auf dem Papier: ich kenne Fälle, daß ein Minister ganz gewöhnliche, vollkommen in seiner Befugniß stehende Acte nicht vollziehen wollte, bis die Discussion seines Budgets vorüber wäre, blos aus Furcht vor einer Interpellation. Das Volk bekümmert sich allerdings um seine Verfassung, z. B. um die Wahlen, und wenn die Touristen keine politischen Discurse hören, so kommt das einfach daher, daß sie die Kaffeehäuser besuchen, wo der Sitz der Dandies, Reisenden und Mouchards ist, anstatt das Volk in seinen Bierhäusern aufzusuchen, wo man aber freilich Flämisch verstehen muß. Das ist eine plumpe, ungehobelte Sprache, will neu studirt sein und macht sich nicht so bequem als une tasse de café oder un pé de fé.

Was mit dem hiesigen Verfassungsleben gewonnen ist? Was mit jeder Verfassung erzielt wird, die treu und ehrlich functionirt: der unblutige Kampf der vorhandenen Gegensätze, die Wortschlacht statt der Straßenschlacht, der Ideenkampf statt des Schwertkampfs, das bürgerliche Recht statt des Faustrechts. Wenn ich eine einzige Errungenschaft namhaft machen sollte, die uns unbedingt, principiell über das Mittelalter erhebt, so würde ich sagen: der Begriff und die Existenz von Verfassungen im Staate. Das ganze Mittelalter, in seiner classischen Ausgeburt Italien, hat nichts einer Verfassung Aehnliches hervorgebracht. Guelfen und Ghibellinen, Pazzi und Medici, Montecchi und Capuletti befehdeten sich mit dem Schwert in der Hand; der Gedanke eines Austrags, eines Compromisses war den Parteien gerade so unbekannt wie die List des Odysseus den Househelden der Ilias. Sie sahen und begriffen nicht, daß der Sieg über das Thier gerade das Menschenwürdige ist. Und einer der größten Fehler in Sismondi's prachtvoller „Geschichte der italienischen Republiken" ist gerade die fehlende Kritik des politischen Kampfes. Italien hat sich nie in seiner Glanzperiode zu der Höhe des Grundsatzes erheben können, der seit Wilhelm III. von England die Ruhmesstandarte Westeuropas ist: Discutiren wir, anstatt uns zu schlagen, und zählen wir uns, anstatt uns zu tödten!

Politische Redner und Schreiber haben besonders in den letzten Zeiten, wenn von Verfassungen die Rede war, den Streit auf das Adjectiv gewälzt: monarchisch oder republikanisch? Wenn die Verfassung selbst in Ordnung ist, wenn sie wirklich einem Volke zum politischen Lebensorganismus dient, so handelt es sich wenig um das Beiwort. Der König Leopold hat eine erbliche Präsidentenstelle, und

ist doch dabei so sehr Dynast, daß er eine Habsburgerin zur Schwiegertochter bekommt.

Die Belgier sind bornirte Politiker, sie interessiren sich gar nicht für deutsche Ideen oder französische Kämpfe, heißt ein weiterer radicaler Vorwurf. Die Belgier sind zunächst Das, womit wir in Deutschland hätten anfangen sollen, nämlich Egoisten. Sie seigen keine Kameele durch, sondern sie fangen die Mücken, welche sie molestiren. Bornirt sind sie freilich; aber lassen Sie uns das Wort übersetzen. Bornirt heißt beschränkt. Zu einer Verfassung und zu ihrer Praxis gehört wesentlich die Beschränkung auf zwei Hauptparteien: Whigs und Tories, Opposition und Ministerielle, Liberale und Katholiken, das hat Hand und Fuß in einer Verfassung und in einer Kammer. Wenn aber in einem Lande jeder Mensch sein System hat, Jeder seine eigene Partei anführt, wenn gegebenen Falls 20,000 Präsidenten der Republik im Ei vorhanden sind: so mag ein solches Land sehr gebildet sein, es mag im Auslande das „Land der Schulen" heißen — aber politisch befähigt ist ein solches Land nicht, und um alle die verschiedenen Schulen in Ordnung zu halten, wird sich immer eine materielle Macht als nothwendig herausstellen, die besagtem Territorium den Nebentitel verleiht: „Land der Kasernen".

Nein, der belgische Nationalcongreß hat im Jahre 1831 ein wahrhaft unsterbliches Werk vollendet, als er die Verfassung mit ihren breiten Grundrechten hinstellte. Ob monarchisch, ob republikanisch? war auch hier eine Weile die große heiße Frage. Die Monarchisten aber sind republikanischer gewesen als die Republikaner, wie das schon oft erlebt worden ist. Die Preßfreiheit ist in Belgien eine Wahrheit, und es ist den hiesigen Zeitungen erlaubt, sowol die Souvenirs de l'Empire als den Duc de Brabant zum Aushängeschilde zu machen. Die Sache lautet fabelhaft, aber sie ist wahr: ich kenne keinen Staat auf dem Continent von Europa, der die brüsseler „Emancipation" und das „Journal de Charleroi" oder den „Conservateur" von Gent dulden würde. Die Preßfreiheit verläßt in diesen Organen das Feld der Discussion und Mittheilung; sie streift geradezu an die Grenzen des Landesverraths. Selbst die bekannte „Indépendance Belge", theilweise Organ des liberalen Cabinets, führt über Frankreich eine Sprache, welche der historischen Fälschung dient, und nach meinem Dafürhalten die Regierung compromittirt. Aber so will es die belgische Toleranz, das absolute laissez aller et laissez passer. Auf der andern Seite hat die Regierung durch ihr Gesetz gegen Beleidigung fremder Potentaten eine Inconsequenz begangen; aber was hat's gefruchtet? Keines der franzosenfeindlichen Blätter hat sich einen Augenblick genirt: die „Nation" tobt vor wie nach gegen das Empire, gegen „das Haus

vom 2. December", und der liberale „Observateur" wäre längst auf Ersuchen der Gesandtschaft zur Rede gestellt worden, wäre nicht die Freisprechung durch die Geschworenen absolut sicher. Und selbst diese Freisprechung würde man in Paris fälschlich als bloße Demonstration auslegen: der Bürger will nur nicht, daß Jemand in seinem Gewerbe behelligt werde. Laßt den Mann schreiben, das ist sein Geschäft! Von zehn oder zwölf ehrenwerthen Geschworenen würden sicherlich fünf oder sechs so denken.

Die Freiheit im politischen Sinne ist diesseits wie jenseits des Oceans etwas Negatives, und die beste Constitution ist eigentlich die, welche von dem Körper- und Gewissenszwange des Mittelalters am meisten streicht. Vielleicht ist das auch die Ursache, weshalb die Zeiten politischer Aufregung sowol als die Literaturen freier Völker leerer und unbedeutender an schöner Production sind als ruhige Zeiten und unfreie Literaturen. Wo war die Freiheit in Deutschland im 18. Jahrhundert? Und welche Literatur! Shakspeare lebte unter der katholischen Maria und Jakob I.; Cervantes unter Philipp II. Was ist die amerikanische Literatur gegen die englische? Sie ist gerade um so flacher, als sie eine Pairie, Majorate und eine Hochkirche weniger zu „verklären" oder zu vergolden hat. Wer kennt etwas von einer belgischen Literatur? Ich werde Ihnen später erzählen, welche Brocken ungefähr diesen Namen verdienen. Aber man sehe auch die belgische Verfassung an! Artikel 14: „Die Freiheit der Culte, ihre öffentliche Ausübung, die Freiheit, seine Ansichten über jeden Gegenstand zu äußern, sind garantirt." Artikel 15: „Niemand kann gezwungen werden, auf irgend eine Weise zu den Acten und Ceremonien eines Cultus beizutragen, noch dessen Ruhetage zu beobachten." Welche abscheuliche Verneinung, welche heroische Amputation eines großen Gliedes mittelalterlicher Poesie! Das „skrophulöse Gesindel" mauert und hämmert Sonntags Morgens solange es Lust oder Bedürfniß hat; Niemand denkt etwas dabei, und es fällt nicht einmal den ultramontansten Gesellen ein, sich einen „heilsamen Krieg" zu wünschen, der mit diesem Gesindel aufräumte.

Doch ich will nicht zu viel Böses von dem unpoetischen Artikel 14 sagen; er hat mich und meine Börse mehrmals gerettet. Die Katholiken hier zu Lande haben die Manie des Kirchenbaues, und sie bauen recht schön, besonders Façaden in blauen Quadersteinen. Nur haben sie dabei die andere Manie, Geld für diese Kirchen zu collectiren. Als mich die erste Deputation dieser Art in meiner Behausung aufsuchte, war ich einen Augenblick in Verlegenheit. Während des Speech's aber besann ich mich: Für welche Religion? — Für die katholische. — Entschuldigen Sie, erwiderte ich, aber für zwei Gemeinschaften kann ich nicht beisteuern; ich zahle bereits für eine Methodistengemeinde. —

Mit tiefer Verbeugung antwortete mir der Führer der Deputation: „Sie wissen, Artikel 14 der Constitution, la liberté des cultes!“ – Sic me servavit articulus 14.

In anderer, ungleich geistreicherer Weise rettete sich ein Professor an der hiesigen Freien Universität. Ein paar Jesuiten suchten ihn heim, Geld für eine milde Stiftung erbettelnd. Der Professor nahm eine würdevolle Miene an: „Ach, meine Herren, Sie beschäftigen sich mit Wohlthätigkeit, das ist sehr schön und sehr lobenswerth. Auch ich pflege nach Kräften mitzutheilen. Nur Schade, daß ich schon übermäßig in Anspruch genommen bin. Wir haben hier so viele politische Flüchtlinge: da sind z. B. die Flüchtlinge des Allerchristlichsten Kaisers der Franzosen, die Flüchtlinge Seiner Apostolischen Majestät von Oestreich, die Flüchtlinge des Allerfrömmsten Königs von Neapel, endlich die Flüchtlinge Seiner Heiligkeit des Papstes. Alle nehmen sie die Mildthätigkeit in Anspruch, und so bedaure ich wirklich unendlich –“ Zwei tiefe Verbeugungen von jeder Seite, und die Scene war beendigt.

Der Belgier malt wol die souvenirs de l'Empire an die Wand; das beweist aber durchaus nicht, daß er das Empire gern im Hause hätte. Im Gegentheil, die ungeheure Majorität des Volks übersetzt die „Neutralität und Unabhängigkeit“ der Londoner Protokolle dahin: Wir sind gut wie wir sind, wir wollen bleiben was wir sind! Seien Sie überzeugt, unter Ludwig Philipp wäre eine östreichische Heirath ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, es wäre nie an sie gedacht worden. Aber König, Regierung und Volk haben einen Act der Diplomatie begangen, und der endlose Jubel in Brüssel und im ganzen Lande während der letzten festlichen Monate hieß nichts Anderes als: Schach dem Bonaparte!

Sonderbare Leute, diese Verächter der Verfassungen! Wann wurde es möglich, ein freies, unabhängiges Belgien zwischen Deutschland und Frankreich einzuschieben, den transatlantischen Bahnhof für das deutsche Hinterland zu schaffen? Unter derjenigen französischen Regierung, welche von allen am verfassungsmäßigsten regiert hat. Die erste Republik eroberte, der erste Bonaparte eroberte, Karl X. wollte gerade erobern, als er verjagt wurde, der zweite Bonaparte war kaum im Besitz der Herrschaft, als sein Kriegsminister von den „vorläufigen Grenzen“ Frankreichs redete!

Ludwig Philipp duldete nicht nur, er schuf ein freies Belgien am Thore Frankreichs. Ob sein Ideal der Ruhe und Unbeweglichkeit im Innern das richtige war, bleibe dahingestellt. Leider sieht es gegenwärtig aus, als ob seine Dosis von Freiheit das Höchste gewesen wäre, was die Franzosen vertragen können, und als ob er nur hätte fallen müssen, weil Frankreich selbst fallen sollte. Die Weltgeschichte ist der

Bericht eines Naturforschers über den Humus, aus dem sich Organismen erheben, um eine Weile zu blühen, Frucht zu tragen, abzusterben, und dann wieder zu Humus zu werden, von dem sie genommen waren.

Die projectirte eidgenössische Hochschule.

Die vor einigen Wochen in Zürich versammelt gewesene schweizerische gemeinnützige Gesellschaft hat unter Anderm auch die ehedem soviel besprochene Errichtung einer eidgenössischen Hochschule aufs neue angeregt, indem sie den Beschluß gefaßt: den Gegenstand unsern obersten Räthen zur Beförderung zu empfehlen. Wir sind mit diesem Schritte durchaus einverstanden, wenn wir uns auch vor der Hand nur wenig Erfolg davon versprechen. Seitdem die Errichtung einer Hochschule durch den neuen Bund zuerst in Aussicht gestellt worden, figurirt dieselbe zwar bei jeder Zusammenkunft der Bundesversammlung auf ihrem Tractanden-Circular; immer jedoch wird sie als unberührte Schüssel von den Tischen unserer Räthe wieder weggetragen, um in einer folgenden Versammlung von neuem servirt zu werden. Dazumal freilich, als der neue Bund ins Leben trat, da schossen alle Ideen materieller und geistiger Centralisation rasch in Blüte und auch für das Project einer eidgenössischen Hochschule fand sich alsbald eine eigens gewählte Commission, die auch nicht säumte, einen fertig ausgearbeiteten Plan zu überreichen. Dabei indeß ist es bis jetzt geblieben; während auf materiellem Gebiet mit überraschender Schnelligkeit Posten und Zölle centralisirt, ein einheitlicher Münzfuß ins Leben gerufen, von Bundeswegen ein Telegraphennetz errichtet und die Hindernisse, mit denen ein beschränkter Cantonalgeist der Entstehung schweizerischer Eisenbahnen entgegentrat, aus dem Wege geräumt wurden — steht die eidgenössische Universität noch immer blos auf dem Papier.

Und auch trotz der neuesten züricher Mahnung müssen wir, wie gesagt, bezweifeln, daß in dieser hochwichtigen Frage bald ernstlicher vorgeschritten wird. Der Schwierigkeiten, mit denen dieselbe zu kämpfen hat, sind zu viele, und unter ihnen nehmen die äußern nicht einmal die erste Stelle ein; wo so viel auf Hebung des nationalen Wohlstandes verwendet wird, wie jetzt bei uns, da kann und wird es auch nicht an dem Gelde fehlen, diejenigen Anstalten herzustellen, deren die höhere Bildung des Volks bedarf, und dürfte daher diese sonst so bedenkliche finanzielle Seite im vorliegenden Falle in der That kaum in Betracht kommen.

Anders steht es mit den innern, geistigen Hindernissen, und zwar

ebenso sehr denjenigen, die in den allgemeinen Bildungsverhältnissen unsers Landes liegen, als auch mit denen, welche die Hochschulcommission selbst, von gewissen fixen Ideen befangen, mit dem Project verknüpft hat. — In ersterer Beziehung ist namentlich die außerordentliche Ungleichheit unserer niedern Bildungsanstalten ein schwer zu beseitigendes Hinderniß. In der Hochschule eines Landes muß der ganze Bildungsorganismus desselben seinen natürlichen Gipfel haben, und damit dies sein könne, muß auch dieser Organismus selbst in sich einig und zweckmäßig geordnet sein. Aber selbst wenn wir ganz absehen von unserm Primärschulwesen, das in den kleinen Cantonen fast gänzlich daniederliegt, und z. B. im Canton Freiburg einen durchaus pfäffischen Anstrich hat, während in Basel-Land und Zürich die Dorfschule einen jeden Bürger befähigt, seine Gedanken richtig zu Papier zu bringen und seinen Haushalt ordentlich zu führen — selbst wenn wir, sage ich, davon ganz absehen und nur das höhere Unterrichtswesen in Betracht ziehen, so begegnet uns hier doch ebenfalls ein durchaus chaotischer Zustand. Viele Cantone, darunter namentlich der große und reiche Canton Bern, besitzen gar keine Gymnasien; in andern, wie in den Cantonen Solothurn und Luzern, ist das Gymnasialwesen mit jesuitischen Traditionen versetzt; dort hat die realistische, hier die humanistische Seite ein zu großes Uebergewicht; die eine Regierung verlangt beim Abgang auf die Universität eine Maturitätsprüfung, die andere wieder nicht, wie denn z. B. die berner Hochschule häufig von jungen Leuten besucht wird, die entweder geradewegs von dem Pfluge eines reichen Bauern hergelaufen kommen, oder deren ganze Vorbildung in der oberflächlichen Kenntniß der in einem Gasthause der „wälschen“ Schweiz erlernten französischen Sprache besteht. Nirgends also findet man Einheit und nur höchst selten die Bedingungen, die den Universitätsbesuch doch allein nutzbringend machen können. Und so würde denn eine eidgenössische Hochschule im Sinne unserer Zeit ihren Zweck nur dann wahrhaft erreichen, wenn damit zugleich eine Centralisation des höhern Unterrichtswesens im Allgemeinen verbunden wäre. Daß dieser Wunsch aber noch auf lange hinaus ein utopischer ist, das muß sich Jeder sagen, der unsere Verhältnisse auch nur oberflächlich kennt.

Ein zweiter Grund aber gegen die von der Hochschulcommission vorgeschlagene eidgenössische Anstalt liegt in dem Projecte selber, das von den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Zeit nur eine sehr geringe Kenntniß zu haben scheint. Wenigstens wüßten wir uns sonst nicht zu erklären, woher auch in diesem Project die an das mittelalterliche Zunft- und Innungswesen erinnernde Eintheilung in vier Facultäten kommt; eine schweizerische Hochschule soll auf Freiheit des Geistes und des Lebens gegründet sein, gleich unserm Staate selbst, und darum muß Alles von

ihr ferngehalten werden, was für das gegenwärtige Bewußtsein der Menschheit keine Bedeutung mehr hat. Auch der Vorschlag einer katholisch- und einer protestantisch-theologischen Facultät nebeneinander hat viel Bedenkliches, da, wie die Verhältnisse bei uns sind, der Zwiespalt der Confessionen dadurch eher verewigt als gemildert und ausgesöhnt werden dürfte.

Am verderblichsten aber wird dem Project nach unserer Ansicht der Vorschlag der Commission, wonach alle drei Sprachen der Schweiz an der künftigen Hochschule vertreten sein sollen; es ist dies unsers Erachtens schon allein ein hinreichender Grund, das Hochschulproject ebenso unmöglich zu machen, als weiland die babylonische Sprachverwirrung die Vollendung jenes himmelstürmenden Thurmbaus unmöglich gemacht hat. Mit ihrer Sprache, ihrem Blut, ihrem Charakter sind die Tessiner an Italien, die Waadtländer, Genfer u. s. w. an Frankreich und wir deutsche Schweizer an Deutschland und deutsche Wissenschaft gewiesen. Völkerschaften verschiedener Abstammung und Sprache können oft wol durch politische Interessen verbunden in friedlicher und glücklicher Vereinigung unter dem Schutze derselben Staatsverfassung leben; allein Anlage, Neigung, Geschick, Charakter werden von der Sprache und der Abstammung bedingt und modificirt. Eine deutsche Universität verlangt daher eine andere Einrichtung als eine französische oder italienische. Daß die schweizerische Universität eine deutsche und nur eine deutsche sein darf, sollte sich eigentlich von selbst verstehen, da der weitaus größte Theil der schweizerischen Bevölkerung deutscher Abstammung ist. Wozu nun dieser Anstalt durch Beiziehung französischer und italienischer Elemente den deutschen Charakter beeinträchtigen, ohne doch den Franzosen und Italienern Genüge thun zu können? Die französische Schweiz hat sich daher auch in richtigem Instinct gegen das ganze Hochschulproject ausgesprochen.

Trotzdem ist dasselbe auch wieder auf die Tagesordnung der nächsten Bundesversammlung gesetzt, wo es ohne Zweifel auch wieder nicht behandelt werden wird. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen bedauern wir den Aufschub nicht; nicht nur steht zu hoffen, daß die Idee einer schweizerischen Hochschule sich mittlerweile in den Köpfen klarer gestalten wird, sondern es ist unsers Erachtens auch in jedem Fall besser, ein heilsamer Gedanke wird spät, aber tüchtig ausgeführt, als daß er zwar frühzeitig, aber verkrüppelt zu Stande kommt.

Literatur und Kunst.

So hat das Jahr Dreiundfünfzig denn also doch nicht zu Ende gehen sollen ohne jenes System des bewaffneten Friedens und jene Kunst des diplomatischen Hinhaltens, unter der Europa nun schon so lange leidet, in ihrer vollen Hohlheit darzustellen: trotz der ernsten Arbeit der Wiener Conferenz und trotz der Späße des „Kladderadatsch" ist der „erste Schuß" an der Donau nun doch wirklich gefallen, und wenn auch bis zu diesem Augenblick nur Russen und Türken allein sich gegenüber stehen und wenn auch die Erfolge des Kampfes, wenigstens in dem Moment da wir dieses niederschreiben, nur noch höchst ungewiß und unerheblich sind, so kann doch weder die Thatsache des Krieges mehr in Abrede gestellt werden, noch kann irgend ein Verständiger mehr daran zweifeln, daß der kleine Funken, der da an der Donau und in Asien entglommen ist, uns die Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges auf einmal außerordentlich nahe gerückt hat. Der europäischen Diplomatie freilich, die seit bald zwei Menschenaltern kein anderes Ziel zu haben versichert als nur Frieden, „Frieden um jeden Preis!" ist damit ein gründliches Dementi gegeben, und ebenso auch Denjenigen, die in Rußland alle die Zeit her immer nur den Wächter der europäischen Ordnung, den Schutzherrn unsers Welttheils und seines Friedens bewunderten. Zwar werden wir uns wol hüten, hier in denselben Fehler zu verfallen, den wir sogleich an einigen Collegen von der Feder, die sich über diesen Gegenstand ausgelassen, werden zu tadeln haben: die Conjecturalpolitik unserer Schriftsteller hat sich, wie in der Regel, so auch in dem vorliegenden Fall zu wenig bewährt, die russische Politik selbst aber hat ihr letztes Wort bisher noch zu vorsichtig zurückgehalten, als daß wir uns irgend einer Vermuthung über Zweck, Ziel und wahrscheinlichen Ausgang des kaum begonnenen Kampfes erlauben möchten. Aber daß wenigstens die Gründe, die Rußland bisher zur Rechtfertigung seines Verfahrens vorgebracht hat, nicht stichhaltig sind, und daß namentlich von jener Friedensliebe und jenem Schutz des bestehenden Rechts, den man wol sonst gar zu einer besondern geschichtlichen Mission des russischen Reichs machte, diesmal der Türkei gegenüber nur wenig zu verspüren gewesen ist — das scheint uns allerdings wiederum außer Zweifel zu sein. Doch mögen die Diplomaten sich über ihre Niederlage trösten: den Bönhasen der Politik, ich meine den Journalisten und Publicisten, ist es nicht besser ergangen; die Ausgleichungsvorschläge und Protokolle und Noten, mit denen die Staatscouriere (und meinetwegen kann der Setzer hier auch ein Versehen machen und Staatscurirer setzen) seit Monaten von einem Ende Europas nach dem andern keuchten, sind veraltet, aber die Mehrzahl von Dem, was unsere Schriftsteller in den letzten Monaten über die orientalische Frage geschrieben haben, ist es auch; die Thatsachen sind nicht blos stärker gewesen als die Feder der Diplomaten, auch vor der Feder des construirenden und philosophirenden Autors haben sie verwünscht wenig Respect gehabt.

Wenn wir nichtsdestoweniger noch jetzt auf zwei unlängst erschienene Schriften zurückkommen, die das misliche Thema „von der orientalischen Frage" behandeln, so geschieht das theils weil sie unstreitig die bestgemein-

ten und interessantesten ihrer Gattung sind, theils auch weil sie unter sich am weitesten auseinander gehen und somit die verschiedenartige Auffassung, welche diese Frage selbst im Lager der liberalen Partei erfahren hat, uns am deutlichsten zur Anschauung bringen: „Das türkische Verhängniß und die Großmächte. Historisch-politischer Beitrag. Von Franz Schuselka" (Leipzig, F. A. Brockhaus) und: „Rußland, Deutschland und die östliche Frage. Von Gustav Diezel, Verfasser von: «Deutschland und die abendländische Civilisation» und «Frankreich, seine Elemente und ihre Entwickelung»" (Stuttgart, Göpel). Auf die Schuselka'sche Schrift paßt recht eigentlich das Prädicat Wohlgemeint; es hat etwas Rührendes zu sehen, wie ein Schriftsteller, der von der östreichischen Regierung selbst in alter und neuer Zeit so manches Bittere hat erfahren müssen, nichtsdestoweniger in seinem tiefsten Herzen noch immer so gut östreichisch gesinnt ist und noch immer keine Weltgeschichte denken kann, deren letzte, höchste Spitze nicht in ein fröhliches: Vivat Austria! ausliefe. Etwas weniger erfreulich ist die Wahrnehmung, daß Hr. Schuselka zu seinem gut östreichischen Blute auch derselbe Sanguiniker und derselbe um die Wirklichkeit der Dinge unbekümmerte politische Phantast geblieben ist, als welcher er sich früher, besonders in der Zeit seiner staatsmännischen Praxis, gezeigt hat. Das Schuselka'sche Buch geht in Summa darauf hinaus, daß Oestreich und nur Oestreich sowol den Beruf wie die Macht hat, der Erbnehmer des türkischen Reichs in Europa zu werden. Behaupten läßt sich nun so etwas schon und auch an dem wünschenswerthen Vorrath großtönender Redensarten, mit denen eine solche Behauptung aufgeputzt werden muß, um dem großen Haufen zu gefallen, fehlt es nicht. Aber eine Behauptung aufstellen und sie beweisen, sind bekanntlich zwei sehr verschiedene Dinge. Auch Hr. Schuselka, trotz des ausführlichen Auszugs aus der türkischen Geschichte, den er seinem Satze voranschickt und einen großen Theil seines Büchleins anfüllt, bleibt uns den Beweis für sein Dictum schuldig; ja Manches, was er an Stelle eines Beweises anführt, trägt sogar einen höchst komischen, Einiges auch einen entschieden abstoßenden Charakter. Zu dem Erstern rechnen wir es z. B., wenn der Verfasser sich darauf beruft, daß Ungarn auf den Besitz der ihm von den Türken abgenommenen Länder, als da sind: Bosnien, Serbien, die Moldau und Walachei, Bulgarien ꝛc., noch niemals „verzichtet", ja daß sogar der ehemalige Krönungseid der ungarischen Könige die ausdrückliche Verpflichtung zur Wiedereroberung dieser Länder enthalten habe (noch dazu mit dem naiven Beisatz: „wenn ich nicht irre" — warum schlug denn der Verfasser nicht nach, bevor er den Satz niederschrieb?). Wohin dagegen die Leser es rechnen wollen, wenn er unter den Ansprüchen Oestreichs an den Nachlaß der Türkei auch die vielen Mishandlungen anführt, welche die östreichischen Unterthanen in alter und neuer Zeit von den Türken erlitten haben, sowie die Grausamkeit und Blutgier, welche die Letztern in ihrer Kriegführung bewiesen — dies zu entscheiden wollen wir den Lesern selbst überlassen, können aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß auch die östreichische Kriegsgeschichte ihre sehr blutigen Seiten hat und zwar nicht blos im Kriege gegen die Türken — der Schreckensruf: Der Kroat kommt! der im Dreißigjährigen Kriege so gut vernommen ward wie im Siebenjährigen, war wahrhaftig auch nicht durch Liebkosungen hervorgebracht, ebenso

wie die Sereschaner der neuesten Zeit das Renommée, das ihnen z. B. bei der Eroberung von Wien voraufging und von dem der Verfasser ja am besten wissen muß, sich vermuthlich auch nicht durch besondere Weichherzigkeit erworben haben. Natürlich sagen wir das nicht, um Oestreich oder der östreichischen Armee irgend einen Vorwurf, sondern nur um dem Verfasser fühlbar zu machen, wie ungeschickt es ist, solche alte Geschichten, an denen immer gerade Einer so viel Theil hat als der Andere, in dieser Weise wieder aufzurühren. — Das Diezel'sche Buch ist dem von Schuselka an wirklicher politischer Einsicht, wie auch an geschichtlicher Kenntniß bei weitem überlegen. Auch die Lösung, die der Verfasser der orientalischen Frage zu geben versucht, läßt sich schon eher mit anhören, wennschon auch zu ihrer Verwirklichung für den Augenblick ebenfalls nur sehr geringe Aussichten sind. Er theilt nämlich den Nachlaß der Türken England zu, diesem reinsten und glücklichsten Vertreter des germanischen Princips auf politischem Gebiete, den auch die öffentliche Meinung schon längst als den eigentlichen Nebenbuhler Rußlands in der Weltherrschaft zu denken gewohnt ist. Auch übrigens enthält das Buch zahlreiche feine und schlagende Bemerkungen, sowol über die dermalige europäische Weltlage überhaupt, als auch über den Charakter der russischen Politik und des russischen Volks im Einzelnen. Aber wenn Hr. Schuselka in seinen politischen Conjecturen ein Fanatiker des Gefühls ist, so dürfen wir Hrn. Diezel wol als einen Fanatiker des Verstandes bezeichnen. Sein politisches System ist sehr consequent, seine Definitionen sind sehr kategorisch, die Schraube seiner Logik schließt sehr genau; das Unglück ist nur, daß die praktische Politik nicht blos mit der Schraube der Logik gemacht wird, sondern daß dabei noch viele andere empirische Factoren mitwirken, auf welche Hr. Diezel trotz seines systematischen Scharfsinns (oder auch vielleicht eben deswegen) lange nicht die gebührende Rücksicht genommen hat. So interessant die Lecture seines Buchs daher auch ist und zu so vielen fruchtbaren Gedanken es anregt, so muß man sich doch sehr in Acht nehmen, seinen Schlußfolgerungen unbedingten Glauben zu schenken oder sie geradezu auf die gegenwärtige Lage der Dinge anzuwenden; man würde dabei, allem Vermuthen nach, nicht nur im Hauptpunkt, sondern auch in vielen andern Stücken sehr weit am Ziele vorbeischießen. H. Fk.

Die wahren Nachtigallennaturen sind unter den Liedersängern Deutschlands und aller andern Nationen selten. Selbst Goethe und Heine zeigen dies Wesen nicht immer, obgleich sie am meisten jenen Ton getroffen haben, der klingt, als wäre er wie das Volkslied aus dem Herzen des Volks geboren. Unsere meisten modernen guten Lyriker möchten wir den Finken vergleichen, die bald besser, bald schlechter singen, je nachdem Wetter, Sonnenschein, Lenz und Liebe heiter oder trüb sind. Dann aber gibt es noch eine Sorte von Poeten, die wir weder in die eine noch die andere Rubrik unterbringen können. Sie singen auch, weil sie müssen, aber doch eigentlich nicht „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet". Aus ihren Liedern ersieht man, daß künstliche, oder auch künstlerische Anschauungen und gebildete Gedanken und Reflexionen sie zu rhythmischen Ausströmungen zwingen. Klopstock, Schiller, Hölderlin gehören mehr oder weniger hierher: denn sie

hätten nie gedichtet, wie sie dichten, wenn ihnen die herrlichen Alten nicht vorausgegangen wären. So deutsch sie Alle sind, so lebt und webt doch Vieles in ihren Liedern, was nicht im deutschen Geiste seinen Ursprung hat. Platen und Rückert dehnen diesen Kreis noch weiter aus, indem sie auch von der romanischen und orientalischen Poesie influirt worden. Ein ähnlicher Poet tritt uns in den „Gedichten von Nikolaus Delius" (Bremen, Heyse) entgegen. Bedenken wir, daß wir den ersten Spuren dieser Muse schon vor etwa 12 Jahren in dem von Simrock, Freiligrath und Matzerath herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuch" begegnet sind und sehen jetzt erst eine Sammlung vor uns liegen, die nicht mehr wie 166 Seiten enthält, so haben wir uns in der That nicht über allzu große und überschüttende Fruchtbarkeit zu beklagen. Wir gehen mit desto größerer Gewissenhaftigkeit an die Prüfung des eleganten und fein gesichteten Bändchens. Im Wesentlichen ist schon die Art bezeichnet, die wir hier antreffen werden, wenn wir in Delius einen Schüler der Platen'schen Schule erblicken. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß er abgeguckt habe, „wie der Meister sich räuspert und spuckt". Im Gegentheil, er steht so fest auf eigenen Füßen wie Einer. Er hat nur wie sein Vorgänger das Bewußtsein und Streben einer reinen, edeln Künstlernatur, die in Gedanken, Ausdruck und Form stets nach den höchsten Zielen ringt. In manchen Gedichten ist dies auch wunderbar und eigenthümlich gelungen. Der Sonettenkranz „Paris" ist Platen's berühmtem Sonettenkranz „Venedig" ebenbürtig. Die Lieder „Nur ein mal hab' ich dich gesehen" (S. 146) und „An die Entfernte" (S. 136) klingen von den zartesten Gefühlen und Worten. Die Ballade „Camoëns" (S. 7) ist so plastisch und prägnant wie Platen's „Verliebter". In gleicher Weise wäre noch mancherlei aufzuführen, was wir indeß dem Freunde lyrischer Dichtung aufzusuchen überlassen. Treffend und witzig sind auch manche satirische Gedichte, welche hier politischen, dort literarischen Zuständen und Personen gelten, sowie auch seine Persifflagen auf Städte, wie Köln und Bremen, auf gewisse Stände rc. sich ganz launig ausnehmen. Freilich dürfen wir nicht behaupten, daß alle Gedichte von Delius in gleicher Weise gelungen sind: denn wir haben oft Gelegenheit, bei seinen Stoffen die Motive kräftiger und die Ausführung drastischer und mehr auf die Spitze getrieben zu wünschen. In dieser Beziehung fehlt oft die nothwendige Kühnheit, die vielleicht eine Folge zu großer ästhetischer Aengstlichkeit ist, wie wir sie bei ähnlichen Naturen nicht selten antreffen. Wir erinnern uns in der That auch einzelner Gedichte, die auf das Studentenleben bezüglich früher unter bonner Musensöhnen circulirten und denen jetzt die Spitzen vielfach abgebrochen sind. Jedenfalls aber dürfen wir die kleine Sammlung feinen und gebildeten Freunden der Poesie bestens empfehlen. W. M. v. K.

„Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Documente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes. Wieder aufgefundene Ergänzungen zur Würdigung vergangener Zeiten und Personen" betitelt sich ein Buch, das unlängst bei Kollmann in Leipzig erschienen ist und als dessen Herausgeber sich im Vorwort Hr. Professor Dr. Klencke in Braunschweig namhaft macht. Es sind Papiere aus dem Nachlasse des bekannten Frhrn. von Knigge, theils Briefe an ihn und von ihm, theils Proceß- und

amtliche Schriften, die von ihm persönlich herrühren oder wenigstens ihn und seine Schicksale betreffen. Manches davon ist recht interessant, sowol in literargeschichtlicher wie in allgemeiner culturhistorischer Hinsicht; in der erstern heben wir besonders die Actenstücke und Documente in Betreff des berüchtigten „Bahrdt mit der eisernen Stirn", in der letztern den Briefwechsel Knigge's mit seiner Tochter, sowie mit dem berühmten Reimarus'schen Kreise hervor. Vieles jedoch ist auch sehr unerheblich und hätte, da es nur dazu gedient hat, das Buch zu füllen, immerhin in der „alten Kiste" verschlossen bleiben können. Dagegen hätten wir über die Art und Weise, wie der Herausgeber in den Besitz dieser „alten Kiste" gekommen, gern etwas Genaueres vernommen. Ausführlich genug ist seine Erzählung: doch trägt sie einen Stempel des Abenteuerlichen, vor dem gerade Hr. Dr. Klencke nach seinen bekannten Antecedentien sich hätte sollen am allermeisten in Acht nehmen. Ebenso wenig vermögen wir das Marktschreierische des Titels zu billigen; warum wird der Name des Hrn. von Knigge nicht einfach genannt, damit jeder Leser, resp. Käufer des Buchs gleich weiß, woran er ist und was er zu erwarten hat? Diese Art von Geheimnißthuerei sollte billig den Concurrenten des Hrn. „L'Amert" und ähnlichen Arcanumhändlern überlassen bleiben. Auf die Richtigkeit des Abdrucks könnte mehr Fleiß verwandt sein, besonders in Betreff der Namen; z. B. S. 151 „Reinhard" für „Reichardt" ist ein sehr verdächtiger Druckfehler, vorzüglich in Verbindung mit S. 155 fgg. Auch wie der Verfasser S. 15 der Einleitung Klage darüber führen kann, daß die „biographischen Nachrichten, welche unsere Literaturgeschichte über Knigge aufbewahrt hat, in hohem Grade dürftig sind", ist uns nicht ganz verständlich gewesen; sollte er denn weder Adolf Bock's geistvolle Charakteristik Knigge's im „Literarhistorischen Taschenbuch" Bd. 3, Jahrg. 1845 noch auch die gleichzeitig erschienene vortreffliche Biographie desselben von Karl Goedeke gekannt haben? R. P.

Die „Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj" fanden schon bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1823 eine so lebhafte Aufnahme und sind in vielfachen Bearbeitungen und Nachahmungen ein so wichtiges Element unserer eigenen Literatur geworden, daß die „neue umgearbeitete und vermehrte Auflage" derselben, die soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist, von allen Freunden und Kennern unserer Literatur mit lebhafter Theilnahme begrüßt werden wird. Freilich haben in den bald 30 Jahren, die seit dem ersten Erscheinen des Buchs verflossen sind, die poetischen Stimmungen bei uns vielfach gewechselt; neue Geschmacksrichtungen kamen auf, neue Muster wurden nachgeahmt und selbst Goethe, aus dessen Jugendgedichten unsere erste flüchtige Bekanntschaft mit der serbischen Literatur überhaupt herstammt und der dann auch das Talvj'sche Buch mit so ehrender Anerkennung beim Publicum eingeführt hatte, that späterhin in einer Stunde des Unmuths den Ausspruch, daß es dieser ganzen Poesie doch eigentlich an Interesse und Großartigkeit des Stoffs fehle und daß daher auch für unsere eigene Poesie kein rechter Vortheil davon zu erwarten sei. Doch war das eben nur der Ausspruch einer trüben Stunde, den die Erfahrung seitdem hinlänglich widerlegt hat; nicht nur die deutsche Wissenschaft hat in der Kenntniß der serbischen Poesie einen neuen, höchst fruchtbaren Stoff gewonnen, sondern auch eine ganze Reihe von

Dichtern ließe sich namhaft machen, die sich an den Mustern derselben mehr oder weniger herangebildet und mit mehr oder weniger Glück den eigenthümlichen Ton der serbischen Volksdichtung in unsere Kunstpoesie hinübergetragen haben. Die jüngsten Zeitereignisse haben dies Interesse noch vermehrt; je deutlicher die politische Wichtigkeit der serbischen Nation für die Zukunft Europas hervortritt, je mehr natürlich muß auch das Interesse an diesen Dichtungen sich steigern, in denen das Leben des serbischen Volks, sein äußeres wie inneres, uns mit so viel Lebendigkeit und Treue vorgeführt wird. Doch hat über diesen Punkt das „Deutsche Museum" selbst gerade in diesen letzten Wochen erst eine Reihe von Aufsätzen aus so kundiger, auch von Talvj im vorliegenden Werk mit Auszeichnung genannter Feder gebracht, daß wir uns jedes weitern Eingehens auf diesen Gegenstand hier enthalten können. Wir bemerken daher nur noch, daß die Verfasserin nichts versäumt hat, ihr Buch dem heutigen vorgeschrittenen Standpunkt der Wissenschaft anzupassen; einzelne sprachliche Irrthümer, die in der ersten Ausgabe stehen geblieben waren, sind sorgsam berichtigt und dem ganzen Buche derjenige Fleiß und diejenige Aufmerksamkeit gewidmet worden, die wir überhaupt an den wissenschaftlichen Arbeiten der geschätzten Verfasserin zu finden gewohnt sind. Und so möge es denn in dieser neuen Gestalt auch neue Freunde finden, während die alten gern und mit erneuter Dankbarkeit zu ihm zurückkehren werden. Un.

Correspondenz.

Aus der östlichen Schweiz.

November 1853.

OS. Bei der ungeheuren Wichtigkeit, welche gegenwärtig die Lebensmittelfrage überall einnimmt, wird es Sie nicht Wunder nehmen, daß auch ich meinen Bericht mit einigen Notizen über den Ausfall unserer Ernte einleite. Nur in Obst und Wein ist dieselbe theils reichlich, theils wenigstens leidlich ausgefallen, während sie in Getreide unter dem Mittelmäßigen geblieben ist. Daher sind denn auch bei uns die Lebensmittel auf eine besorgnißerregende Weise gestiegen, wenngleich Brot und Fleisch noch nicht völlig die Preise erreicht haben wie am deutschen Bodenseeufer. Doch läßt sich schon jetzt voraussehen, daß die noch immer verstärkte und geschärfte Grenzsperre von Seiten Oestreichs auch unsere diesfallsigen Verlegenheiten noch immer höher steigern wird. Der Canton Tessin ist dadurch bereits thatsächlich in die größte Bedrängniß versetzt. Der starke Zug der Viehausfuhr, der ihm bisher eine reichliche Nahrungsquelle bot, ist für den Augenblick fast ganz versiegt, während gleichzeitig die Ticinesen, deren größerer Theil in der Lombardei sein Brot zu verdienen gewohnt ist, auf ihre enge Heimat zusammengedrängt werden. Wie stark diese jährliche Auswanderung auf Arbeit ist, erhellt am besten daraus, daß allein im Kreise Locarno jährlich an 6000 Pässe für solche Arbeiter ertheilt werden, welche den Sommer über nach Italien ziehen. Ebenso leiden die südlichen Thäler Graubündens unter den östreichischen Maßregeln, wennschon in geringerm Maße. Merkwürdig ist dabei, daß diese Maßregeln selbst, wenigstens für das Auge des Laien, geeigneter schei-

nen, die Ticinesen gegen ihre jetzige Regierung sowie gegen den Bundesrath aufzustacheln, als die vorgeblich revolutionäre Bevölkerung Tessins von der östreichischen Grenze fernzuhalten. Während man die Viehausfuhr aus dem Tessin hemmt, die Ueberschreitung der Grenze unmöglich macht, erlaubte Feldmarschall Radetzky den sonderbündlerisch gesinnten, vom Ultramontanismus beherrschten Schwyzern die Ausfuhr von 2000 Rindern ins Lombardische. Gleichzeitig wird es von den ultramontanen Blättern der Schweiz, wie von der „Schwyzer Zeitung", dem „Oberländer Anzeiger", dem „St.-Galler Wahrheitsfreunde", die sämmtlich von dem bekannten, gegenwärtig in Tirol lebenden Verhörrichter Ammann influirt sind, mit wahrhaft diabolischem Hohne ausgesprochen, daß der Canton Tessin augenblicklich die Aufhebung der östreichischen Grenzsperre herbeiführen könne, sobald er nur seine Regierung durch „Oestreich gefällige" Mitglieder ersetze. Was ist nun aber das Verbrechen dieser so verhaßten Regierung? Daß sie weder den Agitationen der Ultramontanen noch denen der Ultraradicalen nachgibt, daß sie die Landesangelegenheiten streng in dem gemäßigt liberalen Sinne des Bundesraths und der Bundesverfassung von 1848 leitet. Ultramontanismus und Ultraradicalismus gehen also auch hier wieder Hand in Hand, beide im engsten Vereine mit den Feinden unserer Selbständigkeit und einer organischen Festigung unserer eidgenössischen Zustände. Beide fodern die Revolution, um damit angeblichen augenblicklichen Nothständen abzuhelfen; ja, dabei scheuen die Ultramontanen sich sogar nicht, Oestreich geradezu als Gönner, Beförderer und Urheber ihrer Umtriebe zu nennen. Wer der Getriebene und wer der Treiber ist, mag allerdings schwer zu entscheiden sein. Man erinnert sich jedoch der östreichischen Beziehungen zu dem Sonderbundsaufruhr, die in der Schweiz nach ihren Thatsachen bekannt genug sind, aber freilich nicht in die Correspondenzen der meistens von östreichischen und ultramontanen Federn bedienten deutschen Zeitungen (voran die augsburger „Allgemeine Zeitung") drangen, und deren nackte Darlegung in andern Blättern durch die Preßmaßregelung im Princip einer sogenannten „Solidarität der conservativen Interessen" unmöglich gemacht wurde. Im schweizer Publicum, und namentlich in den an Oestreich grenzenden Cantonen hat sich dagegen die große Menge der Staatsbürger seit jener Zeit überzeugt, wohin die ultrademokratische, vom Ultramontanismus unterstützte und gefärbte Sonderbündlerei führt. Man sieht ein, daß die radicalen Errungenschaften immer blos der klerikalen Macht zugute kommen, welche dann, sobald sie im Machtbesitz, geradezu mit ihrer Intention hervortritt, die Schweiz der Mediatisirung durch Oestreich preiszugeben oder gar in einer Theilung zwischen Oestreich, dem Papst und Frankreich untergehen zu lassen. Daher ist das Rheinthal im St.-Galler und Graubündener Strich diesen Aufreizungen nicht mehr zugänglich; daher kam es endlich sogar in dem strengkatholischen Appenzell-Innerrhoden dies Jahr zu einem Volksbeschluß auf Revision der Cantonsverfassung nach der Bundesverfassung. Nun versuchten die Aufreizungen den Weg vom Süden herauf wieder kräftiger, nachdem sie früher dort ihrer Herrschaft so sicher gewesen waren, daß sie diesen Angriffspunkt sogar etwas vernachlässigt hatten. Doch war unterdessen auch hier ein anderer Geist eingezogen. Die bundestreue Gesinnung hatte im Tessin die Oberhand gewonnen und die Regierung bestellt; das

Tessin, welches sich bisher als vorgerücktester Posten der transalpinen Feinde der Schweiz hatte betrachten lassen, begann sich der Eidgenossenschaft innerlich anzunähern. Und wie dadurch südlich vom Gotthard der fremde Einfluß an Macht verlor, so war er in Luzern schon seit dem Ende des Sonderbundskampfes vollkommen gelähmt. Mit Luzern war aber der Mittelpunkt einer sonderbündlerischen, die Schweiz zerrüttenden Concentration verloren gegangen; geht nun auch noch das Tessin verloren, so ist der directe Weg zu den zuverlässigen Instrumenten in den katholischen, geistig und materiell zurückgebliebenen Urcantonen verlegt. Das Tessin soll also zunächst fühlen, wie materiell abhängig es von Oestreich ist; den Urcantonen sonderbündlerischen Sinnes aber werden Gunstbezeugungen erwiesen, damit ihr bundesgenössischer Sinn nicht erstarke.

Das Manöver ist fein, allerdings, und unsere Lage bei der pentarchischen Misgunst gegen unser socialpolitisches Gedeihen schwierig genug. Dies erkennt jeder Unbefangene ebenso, wie jeder Unbefangene eingesteht, daß wir mit Gewalt nichts auszurichten vermögen. Allein trotz der Abneigung, die das heutige continentale System leider gegen uns empfindet, wissen wir doch recht wohl, daß das akatholische Europa weder eine östreichisch-französische, noch vollends eine nur östreichische Suprematie über die Schweiz dulden kann. Man mag es in vielen, ja in den meisten Cabineten nicht ungern sehen, wenn die feste helvetische Bundesentwickelung immer von neuem unterbrochen wird. Man hat darum weder eine diplomatische Einsprache, noch Vermittelung, noch Gehör für Das, was uns von außen her geschieht. Man übertreibt und vergrößert ferner die Wirrungen und Uebelstände, welche sich daraus im Innern ergeben, um fortwährend von allen Seiten wenigstens den Vorwand zur Einmengung in unsere Angelegenheiten bereit zu haben. Glücklicherweise steht es jedoch nicht so schlimm, als unsere eigenen ultramontanen Blätter es auf der einen Seite, die ultraradicalen auf der andern darstellen. Macht man ja doch auch in Deutschland die Erfahrung, daß diejenigen Parteien am lautesten schreien, für welche die Volksstimme am wenigsten das Wort nimmt. Ebenso ist es auch bei uns.

Wer irgend unsere Verhältnisse kennt, muß dem Bundesrath zugestehen, daß er in den Händeln mit Oestreich gar nicht besser verfahren konnte, als er thut. Und wie er allmälig die Bedrängungen von jenseits mit Repressivmaßregeln — doch immer noch mit größter Mäßigung und möglichster Schonung gegen die dabei unschuldig Leidenden — erwidert, so kann er wol auch endlich zu einer Grenzsperre gegen Oestreich schreiten. Diese mag in der Ferne wie ein wirkungsloses Unternehmen aussehen. Allein die appenzeller Stickerei z. B. ernährt in Voralberg 10—12,000 Menschen; wir haben aber Hände genug im Lande, welche diese Arbeit mit Vergnügen aufnehmen, während die etwaige augenblickliche Vertheuerung der Waare unsere Fabrikanten schwerlich drücken würde, da es sich dabei ja fast nur um Luxusartikel handelt. In Voralberg aber können sie diesen Geschäftszweig nicht etwa sogleich selbständig betreiben. Ihr Wunsch ist es zwar längst; allein es fehlt an Anlagen zur fertigen Herrichtung der Waare für den Verkauf, die Appretirmaschinen, die Franzenfabriken &c. sind nur auf schweizer Boden. Ferner leben die städtischen Grenzorte Voralbergs fast sämmtlich nur vom St.-Galler Handel; auch für sie wäre eine Grenzsperre

ein furchtbarer Schlag. Endlich erklingen schon jetzt aus Oberitalien schwere Klagen über die Theuerung des Fleisches, weil unsere Viehzufuhren fehlen, während wir unser Vieh, wenn auch auf weitern Wegen, in Piemont und west- wie nordwärts ebenso gut verwerthen können als in der Lombardei selbst. Das Getreide der Lombardei, welches bei uns eingeführt wird, hat bereits bedenkliche Concurrenten an den amerikanischen Mehllieferungen und würde ohne Nachtheil für uns sehr rasch vom schweizer Markt verdrängt sein, wenn seine Einfuhr selbst nur einigermaßen erschwert würde.

Aber ganz abgesehen davon dürften die östreichischen Maßregeln auch auf das Tessin leicht ganz anders wirken, als man dort erwartet. Es läßt sich nicht leugnen, daß die daselbst überhandnehmende Gewohnheit, Verdienst und Arbeit blos auswärts zu suchen, materiell wie moralisch dem Canton nur einen höchst relativen Nutzen bringt. Es entwöhnt die Bewohner den heimatlichen Gewohnheiten fast allzu sehr, es überläßt das Getreide- und Weideland einer verhältnißmäßig allzu kleinen Zahl Zurückgebliebener, es hindert die Ausbildung seßhafter Gewerbe und Industrien, es hemmt die Entwickelung jenes Heimatbewußtseins, welches trotz nationaler und confessioneller Unterschiede in der ganzen übrigen Schweiz so stark und jedenfalls die Grundbedingung des wirklich schweizerischen Patriotismus ist. Dies Alles müssen aber die Ticinesen mehr oder minder erst lernen. Die Jahrhunderte bis zum Beginne des gegenwärtigen haben sie fortwährend auf den Brandungswogen der gegeneinanderflutenden germanisch-italienischen Völkerkämpfe umhergeschleudert, ihr Land war immer und immer Kriegsschauplatz — was Wunder, wenn sie nicht fest und innig mit dem Heimatboden verwuchsen? Konnte auf diesem fortwährend preisgegebenen Boden ein consequent ackerbauendes, handwerkerndes, viehzüchtendes Volk sich wol entwickeln? Konnte mehr von diesem Allen entstehen als nur das unumgänglich Nothwendigste, und selbst nicht einmal dieses? So werden denn noch heute wirkliche Industrien fast gar nicht, Handwerke ungenügend, der Acker- und Fruchtbau keineswegs in demjenigen Umfange betrieben, wie ihn der Boden gestattet; selbst die Alpwirthschaft ist durchaus nicht von der Ausdehnung und der Ergiebigkeit, wie die Gebirgsnatur sie erlauben würde. Dies Alles wird sich vollständiger entwickeln, solange nach der italienischen Seite die Wanderungen auf Verdienst gehemmt oder erschwert sind; gleichzeitig werden sich aber auch die Beziehungen nach der Schweiz vermehren. Und da nun von dem Bunde wirklich für den augenblicklichen Nothstand des Tessin so außerordentlich viel geschieht, da ferner gerade von den reformirten Nordcantonen die reichlichsten Unterstützungen fließen, so kann es nicht ausbleiben, daß dorthin auch die Sympathien der Ticinesen immer entschiedener sich wenden. Das augenblickliche Unglück Tessins ist nicht unwahrscheinlich der Beginn seines innigern, organischen Verwachsens mit der Eidgenossenschaft. In den ehemaligen Sonderbundscantonen (vielleicht Freiburg und Schwyz ausgenommen) ist ein ähnlicher Proceß schon seit dem Ende des Sonderbundkriegs vor sich gegangen; die Sammlungen zu den Kosten ihrer Revolution in den bundestreuen Cantonen haben sie mehr versöhnt und gewonnen als irgend eine andere Maßregel, namentlich mehr, als eine Streichung dieser Buße durch den Bund vermocht haben würde.

Diese Bemerkungen mögen für meinen diesmaligen Bericht genügen;

möchten sie wenigstens Einiges dazu beitragen, die üblichen falschen Auffassungen und Darstellungen unserer innern Zustände zu berichtigen.

Aus Böhmen.

December 1853.

Zrh. Zwei Momente vorzüglich bezeichnen die Richtung, welche in diesem Augenblick bei der sogenannten Neugestaltung unsers politischen Daseins höhern Orts maßgebend ist: der offene Bruch mit den specifisch czechischen, den vorzugsweise sogenannten nationalen Concessionen und der überwiegende Einfluß der Hierarchie. Wie die erstern zu Stande gekommen, wissen Sie; die nationale Partei in Böhmen hatte sie dem Deutschthum gegenüber im Jahre 1848 auf dem Wege der Transaction von den damaligen Lenkern der Geschicke Oestreichs erkauft. Manches ungleich Wichtigere wurde damals für die sogenannte Gleichberechtigung der Nationalitäten hingegeben, die höhere Idee staatlicher Entwickelung der untergeordneten nationalen Scheinfreiheit geopfert, als ob eine freie nationale Entfaltung ohne freisinnige politische Institutionen möglich wäre. Nun sind die Tage der Enttäuschung gekommen; etwas früh allerdings, aber für die Erkenntniß des Richtigen sowie für die Rechtfertigung Derjenigen, die jenes verkehrte Gebahren schon damals bestritten, dennoch zu spät. Die Verluste und Rückschritte, welche die Nationalen in der letzten Zeit in Böhmen gemacht, stehen zu der momentanen Errungenschaft in keinem Verhältnisse, indem sie diese noch weiter zurückführen als auf jene einflußreiche Stellung, die sie selbst lange vor 1848 einnahmen. Es sei hier nicht die Rede davon, wie der czechischen Sprache, in dem Bereich der Verwaltung und Justiz, allmälig die Flügel gestutzt sind, bis sie ihre Geltung (oder vielmehr ihre Duldung) auf jenen engen Kreis beschränkt sah, den sie noch heute einnimmt. Der empfindlichste Schlag, den sie erfahren mußte, traf sie auf dem Gebiete der Schule. Czechische Realschulen und czechische Gymnasien waren Foderungen, in welche die Regierung ihrer Zeit gern eingewilligt hatte, um die Bestrebungen der nationalen Partei nach andern Richtungen hin zu entwaffnen. Selbst einzelne Lehrstühle an der prager Universität wurden dem czechischen Idiom eingeräumt. Das älteste der prager Gymnasien, das Altstädter, ein ehemaliges Collegium der Jesuiten, wurde zu einer Art Mustergymnasium erhoben und unter der Leitung des Nestors der czechischen dramatischen Muse, des königgrätzer Präfecten, Klicpera, ganz auf czechischem Fuße eingerichtet. Unter den Lehrern wurden Autoritäten der czechischen Literatur, z. B. der als Literarhistoriker bekannte Dr. Tschuper, angestellt. Die czechischen Volks- und Bürgerschulen wurden unter die Leitung des als Vermittler zwischen der deutschen und czechischen Literatur bekannten Schriftstellers Wenzig gestellt. Zu einer vollständigen Durchführung des zugestandenen Princips kam es indessen auch hierbei nicht; namentlich vermochte bei keiner der gedachten Lehranstalten die czechische Sprache das eigentliche Uebergewicht zu erlangen. Theils fehlte es dazu wirklich an fähigen Lehrern, theils wußte man die Consolidirung des czechischen Elements in den Schulen, wo sich hierzu ein Ansatz bildete, durch Versetzungen und dgl. von oben herab zu hintertreiben. Ueberall stellte sich die Nothwendigkeit heraus, eine und die

andere Materie in deutscher Sprache, als der allgemein zugänglichern und in wissenschaftlicher Hinsicht reichern, zu lehren. Die Unumgänglichkeit der deutschen Sprache im praktischen Leben, die Befürchtung von Seite der Aeltern, ihren Söhnen durch specifisch czechische Bildung das künftige Fortkommen nicht nur zu erschweren, sondern auch auf den nur sehr engen Kreis des czechischen Gebiets zu beschränken, kamen der Regierung daher sehr zu statten. Den ersten Rückzug mußte sonach das czechische Element an der Universität antreten. Der erste Freudentaumel, der eine große Anzahl von Hörern in den Sälen der czechischen Professoren versammelt hatte, wich bald dem praktischen Bedürfnisse, die Professoren sahen ein Minimum von Schülern auf den Bänken vor sich, bald mußte die Concession auf diesem Gebiete sich mit der bloßen nominellen Existenz begnügen. Einzelne Lehrer, wie z. B. Hanusch, ein junger, sehr strebsamer Gelehrter, der Philosophie docirte, wurden beseitigt; die übrigen sahen ihre Collegien von selbst verkümmern.

Besser allerdings ging es an den Gymnasien und Realschulen. Hier begann das czechische Element an einzelnen Orten Wurzel zu fassen, zu feste sogar, als daß die Regierung, nachdem sie das Princip der nationalen Gleichberechtigung nun einmal aufgegeben hatte, sich dabei hätte unbetheiligt verhalten können. Gegen diese Gymnasien und Realschulen sind denn nun also ihre jüngsten Maßnahmen gerichtet. Als die erste derselben ist die Aufhebung der Stellung anzusehen, welche das erwähnte Altstädter Gymnasium unter den höhern czechischen Lehranstalten einnahm. Schon in letzter Zeit wurde auch hier die Mehrzahl der Lehrgegenstände in deutscher Sprache vorgetragen. Mit dem Beginne dieses Semesters jedoch hat es vollends aufgehört, ein czechisches Gymnasium zu sein, und die allgemeine Lehrsprache ist wieder die deutsche. Klicpera hat unter diesen Verhältnissen freiwillig abgedankt, um fortan wieder der dramatischen Muse zu leben, Tschuper ist beseitigt worden. Unter den Nationalen hat diese Thatsache eine um so schmerzlichere Sensation erregt, als sie in dem gegenwärtigen Chef des Unterrichtswesens einst eine ihrer einflußreichsten öffentlichen Stützen zu besitzen glaubten. Welche fernern Maßregeln diese erste nach sich ziehen wird, ist um so weniger abzusehen, als in den maßgebenden Kreisen überhaupt alle Persönlichkeiten von notorisch nationaler Richtung, mögen sie auf welchem Gebiete des öffentlichen Lebens immer thätig sein, mit mistrauischem Auge betrachtet werden und daher das Princip der einfachen Dienstenthebung gegen einzelne von ihnen, wie z. B. gegen den verdienstvollen Hamernik, über den Ihnen bereits berichtet worden, eine sehr ausgedehnte Anwendung findet. Für einen Ausfluß dieses Princips und zwar einen sehr denkwürdigen, wurde es im Publicum unter Anderm auch gehalten, als im Sommer dieses Jahres sämmtliche Mitglieder des böhmischen Oberlandesgerichts (Appellationsgerichts für Böhmen) plötzlich und auf einmal ihres Amtes enthoben wurden, angeblich weil sie in einem Falle, wo ein Landmann wegen misliebiger Aeußerungen über eine der höchstgestellten Persönlichkeiten des Reichs von einer untergeordneten Instanz verurtheilt worden, den Condemnaten auf Grund seiner Appellation freigesprochen und erklärt hatten, daß kein Grund zu einer gerichtlichen Verfolgung vorliege. Thatsache ist, daß unter den entlassenen Räthen sich auch der ehemalige Reichstagspräsident Strobach befand, der bekanntlich ebenfalls der nationalen Partei angehörte.

Auch die Richtungen, in denen der hierarchische Einfluß sich vorzugsweise geltend macht, treffen zumeist wieder die Schule. Die Anstrengungen, welche die Hierarchie macht, um sich wieder in den Besitz des gesammten Einflusses im Unterrichtswesen zu setzen, wie sie sich dessen seit dem vorigen Jahrhundert nicht wieder erfreute, haben zu einer langen Reihe von Kämpfen geführt, deren Schauplatz für den Augenblick noch die höhern Regierungskreise sind. Es ist eine Thatsache, die zur Bezeichnung unserer Zustände denn doch hervorgehoben werden muß, daß in den genannten Kreisen die freie Entwickelung energischere und zahlreichere Verfechter findet, als man es unter den gegebenen Verhältnissen für wahrscheinlich halten möchte. Diese Männer haben einzig und allein das Gedeihen der Wissenschaft, die unbefangene und ungehemmte Aufklärung des Volks im Auge. Die Wissenschaft ist ihnen etwas Absolutes, das für sich allein seinen unabhängigen und unbedingten Werth hat, und unantastbar außer dem Bereiche der Parteiinteressen stehen soll und kann, und als solche vertreten sie auch ihre Interessen. Die Gesammtheit der Lehrkörper aller Universitäten und höhern Lehranstalten steht ihnen zur Seite. Völlig vom Kampfplatze verdrängt können diese Verfechter der freien Lehre nicht werden. Mit ihnen ist die geistige Macht, mit ihnen die Gewöhnung von ganz Deutschland. Ob sie sich aber im Kampfe großer Erfolge zu erfreuen haben werden, das ist freilich eine andere Frage.

Ihnen gegenüber steht die gesammte Hierarchie mit ihren zahlreichen Anhängern, zu denen gerade die einflußreichsten und am Ende entscheidenden Persönlichkeiten zählen. Das Mindeste, was Diese verlangen, ist eine hierarchische Ueberwachung des gesammten Unterrichtswesens, und zwar nicht blos eine formelle, wie z. B. durch Ehrenämter, sondern eine wesentliche, eingreifende. Ihre eigentlichen Foderungen gehen aber weiter. Ueber der Wissenschaft steht die Kirche und mit dieser muß sie Hand in Hand, oder vielmehr an der Hand dieser muß sie gehen. Der leitenden Hand und dem wachsamen Auge der Kirche entrückt, wuchert sie ins Unendliche und führt zum Unglauben, zur Untergrabung des kirchlichen, und somit auch des staatlichen und socialen Dogma. Geistliche Lehrinstitute sollen nicht nur errichtet, sondern auch die aufgehobenen wieder hergestellt, und überhaupt wo möglich und thunlich die Lehrkanzeln durch Geistliche besetzt werden. Mindestens soll man bei Berufung von Universitätslehrern auf deren streng kirchliche Gesinnung sehen. Den Brennpunkt dieser Foderungen bildet der Ausschluß der Protestanten und aller andern Dissenters vom Lehrfache und die Errichtung einer specifisch katholischen Universität, wie dies bei der letzten Katholikenversammlung in Wien auch zur Sprache gekommen. — Ist nun auch nicht anzunehmen, daß diese Foderungen in so weitem Umfange ihre Erfüllung finden werden, so wird doch jedenfalls ein Mittelweg ersonnen werden, ein gewisses juste-milieu, durch welches der hierarchische Einfluß Boden genug gewinnen wird, um von ihm aus das gesammte Unterrichtswesen zu beherrschen.

Neben der Schule und noch empfindlicher als sie trifft der hierarchische Einfluß den allgemeinen Sündenbock aller Zeiten und aller Nationen, die Juden. Die Beschränkungen, welche diese Glaubensgenossenschaft in letzterer Zeit zu erfahren hatte, treffen sie um so schmerzvoller, als sie erst vor kurzem nach jahrhundertelanger Bedrückung erfahren durften, was das heiße, sich ebenso als Staatskörper fühlen zu dürfen wie jeder Andere. Die Ju-

den in Oestreich genossen bekanntlich der vollkommensten Emancipation, erfreuten sich der gleichen politischen Rechte und trugen die gleichen politischen Lasten wie die Katholiken, Protestanten u. s. w. Mit der Zurücknahme der Verfassung ward die Emancipation natürlich ebenfalls aufgehoben, ohne daß damit die frühern, auf die Juden sich beziehenden Ausnahmsgesetze ausdrücklich wieder in Wirksamkeit gesetzt worden wären; wie alle andern Verhältnisse sollten auch diejenigen der Juden erst geregelt werden. Einstweilen genossen sie ziemlich aller bürgerlichen Freiheiten, während sie an die politischen selbst weiter keine Ansprüche machten. Die Hoffnung jedoch, wenigstens im Besitze dieser bürgerlichen Rechte und Pflichten zu verbleiben, gaben sie um so weniger auf, als die Regierung bei vorkommenden Fällen stets in diesem Sinne, und oft in wahrhaft liberaler Weise entschied. Die erste Enttäuschung, die sie erfuhren, war die Beschränkung der Besitzfähigkeit, über die Ihnen ebenfalls bereits berichtet worden ist. Noch aber war die Bestürzung darüber nicht verwunden, und schon ward ein neuer materiell weniger bedeutender, moralisch desto empfindlicherer Schlag gegen die Juden gerichtet. Mittels eines unlängst veröffentlichten Erlasses wird ihnen nämlich „ein Verzeichniß von Vornamen mit Ausschluß jedes andern Vornamens" als Regulativ bei der Benennung ihrer Kinder vorgeschrieben, und die katholischen Seelsorger werden beauftragt, „auf die Beseitigung gesetzwidriger Vornamen und auf die Einführung gesetzmäßiger zu dringen, und bei Anständen gegen die Herstellung der gehörigen Ordnung die Anzeige an die politischen Behörden zu erstatten". Das Gesetz, auf welches man sich dabei beruft, ist ein Hofdecret von 1787. Da diese Verordnung nicht verfügt, daß sie erst von nun an zu gelten habe, so steht es den mit dem Vollzuge Beauftragten frei, Leute, die seit dreißig Jahren Johann oder Peter hießen, dazu anzuhalten, sich nunmehr Jonas oder Perez zu nennen — blos um die gehörige Ordnung herzustellen und weil es „ein Uebelstand ist, daß ein Jude einen Namen trage, den ein christlicher Heiliger trägt". Ich darf leider nicht verhehlen, daß diese Verordnung allenthalben bei uns einen höchst bedauerlichen Eindruck hervorgebracht hat, besonders da die Juden in Böhmen in den letzten Jahren die anerkennenswerthesten Beweise ihres Strebens nach einer zeitgemäßern und den Verhältnissen entsprechendern Lossagung von einer Menge von Misbräuchen geliefert haben, auf welche hin man ihnen ehedem eine Sonderstellung in der Gesellschaft anweisen zu müssen glaubte. Die Juden in Böhmen betreiben alle möglichen Gewerbe, treiben Ackerbau, stehen im Heeresdienst und bekleiden darin die Stellen von Oberärzten, Regimentsärzten, Lieutenants, Hauptleuten und selbst Stabsoffizieren. In allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Industrie haben sie hervorragende Persönlichkeiten aufzuweisen; selbst der gemeine Jude hat sich, getragen durch die Duldsamkeit einiger Jahre, in einem auffallenden Grade von vielem Abstoßenden losgemacht. Um so schmerzlicher muß ein derartiger Rückschlag wirken. In dieselbe Reihe gehört auch die Inkraftsetzung einer andern antiquirten Verordnung, nach welcher es den Juden verboten ist, christliche Dienstleute zu halten. Wo es der Geistlichkeit nicht gelingt, durch Ermahnung und Belehrung christliche Dienstleute zum Austritt aus solchen Diensten zu bestimmen, soll es ihr unbenommen sein, zu diesem Zweck die Einflußnahme der politischen Behörden anzurufen. Die socialen Gefahren, die

aus einem solchen Gesetze hervorgehen, lassen sich leicht bemessen, abgesehen davon, daß es für Tausende von Menschen, die bei jüdischen Dienstgebern ihr Brot fanden und noch finden, eine namhafte Beschränkung in dem Erwerb ihrer Subsistenzmittel enthält.

Die Quelle dieser und ähnlicher Verordnungen ist nicht zu verkennen. Dem Monarchen, der in dergleichen die vielfachsten Beweise einer vorurtheilsfreien Weltanschauung gegeben, liegt eine derartige Unduldsamkeit so ferne als irgend etwas; die hier wie anderwärts handeln, sind untergeordnete Organe unter dem Einflusse der Hierarchie.

Notizen.

Friedrich Bodenstedt hat seinen Wohnsitz seit einigen Wochen in Gotha genommen; seine Uebersetzung des Puschkin schreitet rasch vor und hat alle andern literarischen Pläne, darunter auch ein fast vollendetes Drama „Prinz Hermann", bei ihm verdrängt. Höchst charakteristisch für den Zustand der russischen Literatur ist, was wir bei dieser Gelegenheit erfahren: nämlich daß in diesem Augenblick in ganz Rußland kein einziges Exemplar des Puschkin im Buchhandel zu haben und daß auch die neue Auflage, mit der man angeblich beschäftigt ist, höchstens erst in zwei Jahren an das Licht treten wird. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß Kaiser Nikolaus noch zu Lebzeiten Puschkin's (der nach der Rückkehr aus seiner Verbannung nichts mehr drucken lassen wollte aus Abneigung gegen die russische Censur) es selbst über sich genommen hat, die Puschkin'schen Werke nicht blos zu censiren, sondern auch zu ediren. Fügen wir nun noch hinzu, daß Puschkin in Rußland als Dichter nicht minder gefeiert ist wie Goethe oder Schiller in Deutschland, so kann sich der Leser daraus ein Urtheil bilden über die Thatsache, daß in dem drei Welttheile umfassenden russischen Reiche augenblicklich und auch für die nächsten Jahre die Werke des einzigen großen Dichters dieses Reichs, auf den das Volk stolz zu sein Grund und Erlaubniß hat, gar nicht zu haben sind, und das Alles, obgleich die kaiserliche Censur ohnehin von Puschkin's bedeutendstem Werke, dem „Eugen Onägin", fast keinen einzigen Gesang unverstümmelt gelassen.

Der neuliche Besuch, mit dem der König von Preußen die Stadt Halle beehrt, hat Veranlassung zu einer kleinen, recht werthvollen Schrift gegeben: „St.-Moritzburg zu Halle a. d. Saale. Historisch-topographisch dargestellt von Franz Knauth, Custos zu St.-Moritz &c. Mit einer Abbildung und einem Situationsplan der Burg" (Halle, Berner). Das zierlich ausgestattete Büchlein kann in einiger Hinsicht als Seitenstück betrachtet werden zu der Stangenberger'schen „Geschichte der Rudelsburg", deren wir schon früher an dieser Stelle gedachten und die ihre Entstehung einer ähnlichen Veranlassung verdankt. Doch ist die Knauth'sche Schrift, dem reichern historischen Stoff entsprechend, allerdings noch von größerer wissenschaftlicher Bedeutung; der Verfasser hat den Stoff nicht nur mit Fleiß und Umsicht zusammengetragen, sondern auch mit kritischer Sorgfalt geprüft und dadurch

einen recht beachtenswerthen Beitrag zur Specialgeschichte des ehemaligen Erzbisthums Magdeburg geliefert.

Der Zufall ist zuweilen boshafter als der eingefleischteste Spötter sein könnte. Während Baden, ehedem so berühmt durch die Aufklärung und Freisinnigkeit seiner Bevölkerung, der Mitte des 19. Jahrhunderts das unerquickliche Schauspiel eines erbitterten Religionszwistes bietet, wird in demselben Freiburg, das der Herd der pfäffischen Verfinsterung ist und wo dieselbe den meisten Beifall findet, das Standbild Berthold Schwarz' enthüllt, des bekannten Erfinders des Schießpulvers. Ob die guten Freiburger, die unter Anderm auch das Denkmal Rotteck's bei sich stehen haben, wenn auch nur noch als Brunnenverzierung, den Stich wol empfinden, den sie sich selbst damit gegeben haben?

Flotow's neueste Oper „Rübezahl" ist in Frankfurt a. M. kürzlich zum ersten mal gegeben worden und zwar, wie die Zeitungen versichern, mit großem Beifall. Auch in Berlin ist dieselbe in Vorbereitung, dürfte aber doch wol erst nach Dorn's „Nibelungen" an die Reihe kommen.

Wolfgang Müller von Königswinter, der liebenswürdige Dichter und gründliche Kunstkenner, hat eine Reihe „Kunstgeschichtlicher Briefe" über die „Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren" (Leipzig, R. Weigel) erscheinen lassen. Da Müller bekanntlich selbst lange Jahre in Düsseldorf gelebt und an den Bestrebungen der dortigen Künstler den lebhaftesten Antheil genommen hat, so darf man sich von seinem Buche ebenso zuverlässigen wie gründlichen Aufschluß über diese interessante Phase unserer modernen Kunst versprechen, und werden wir, sobald der Raum es gestattet, ausführlicher auf dasselbe zurückkommen. Ebenso auf das neueste Gedicht desselben Verfassers: „Prinz Minnewin. Ein Mittesommerabendmärchen", das gleichzeitig bei M. DuMont-Schauberg in Köln erschienen ist.

Die Prophezeiung, mit der wir vor einiger Zeit die Nachricht von einer neuen deutschen Bühne begleiteten, die in London eröffnet werden sollte, hat sich nur allzu bald bestätigt; wie neuere Briefe aus der englischen Hauptstadt melden, ist das Unternehmen gar nicht zu Stande gekommen und überhaupt von Anfang an nur eine gelinde Schwindelei gewesen.

König Max von Baiern hat einen Maximiliansorden für deutsche Wissenschaft und Kunst, hauptsächlich zur Auszeichnung deutscher Talente, gestiftet. Unter den Rittern, die namentlich auch eine große Menge berliner Celebritäten aufweisen, befinden sich unter Andern auch Franz Dingelstedt und „Emanuel von Geibel"; der Letztere gehört sogar dem Ordensrathe an, dem die innere Verwaltung desselben nach dem Muster des preußischen „Ordens pour le Mérite" übertragen ist. — Dieser letztere ist gegenwärtig beschäftigt, eine neue Wahl an Ludwig Tieck's Stelle zu vollziehen. Den Zeitungen zufolge wäre dieselbe auf Humboldt's Antrieb auf Ludwig Uhland gefallen. Doch selbst die Richtigkeit dieser Nachricht vorausgesetzt, würde immer erst die königliche Bestätigung der Wahl abzuwarten sein.

und wie er durch die Vergleichung mit mancherlei andern Schriften nicht nur den wissenschaftlichen Gebrauch seiner eigenen Sammlung, sondern zugleich den der übrigen neuerdings erschienenen sowie der älteren Sammlungen zu erleichtern gesucht hat.

Leipzig, im November 1853. **Avenarius & Mendelssohn.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.